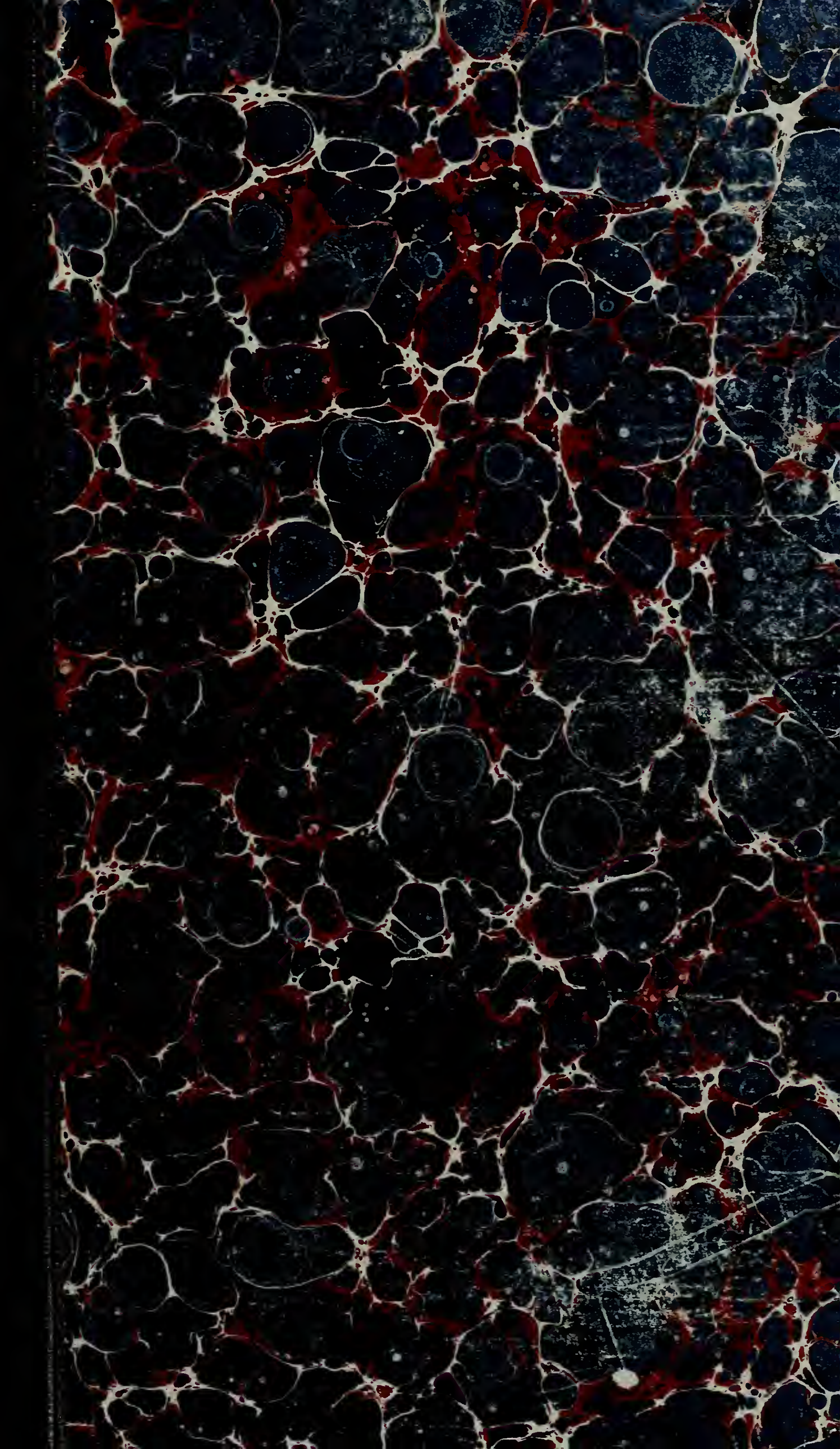
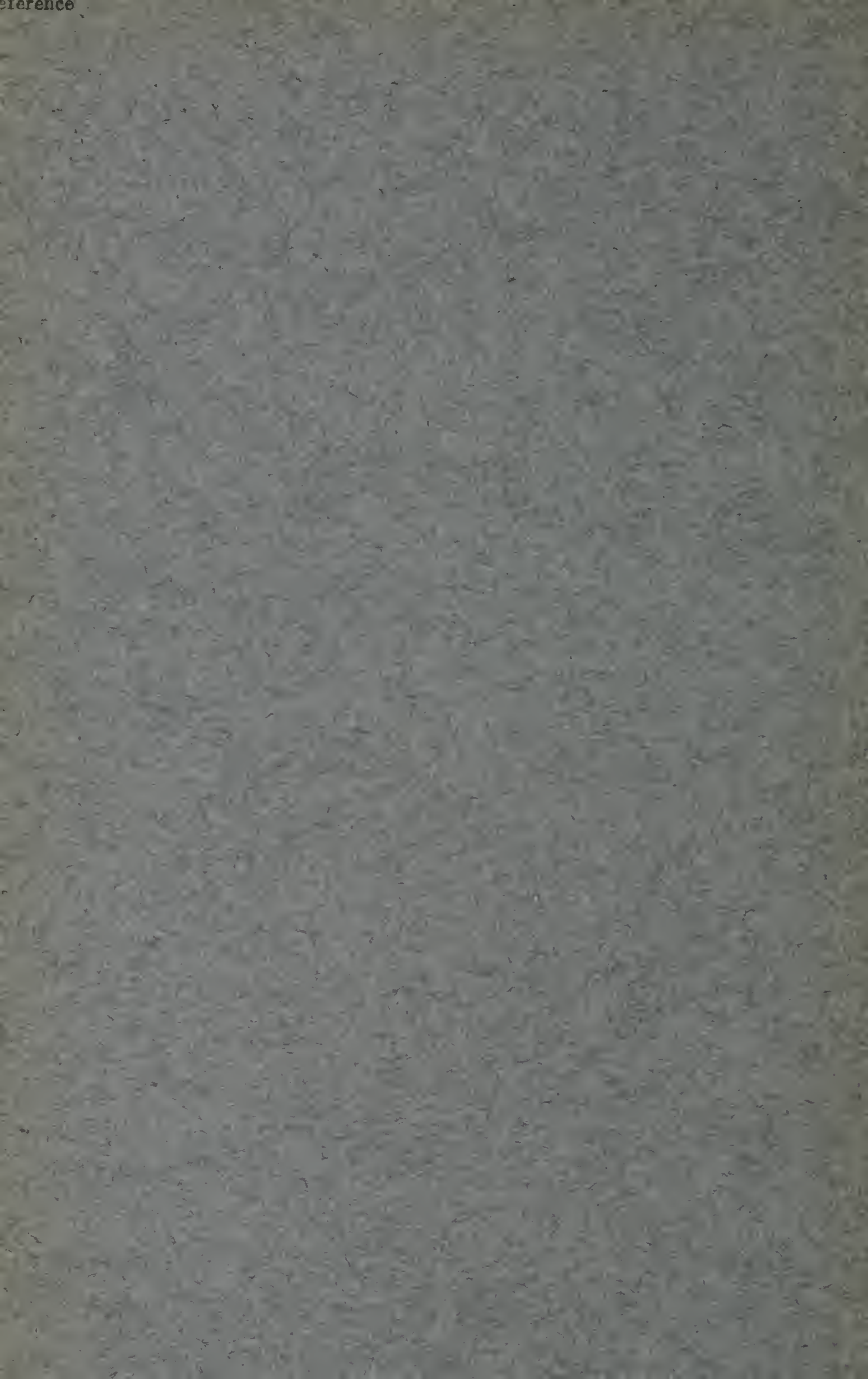




Allgemeine Deutsche Biographie.

Sechsundzwanzigster Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Sechsundzwanzigster Band.

Philipp (III.) von Hessen — Pyrker.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Philipp (III.), Landgraf von Hessen, dritter Sohn des Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt aus dessen erster Ehe mit Magdalene, geborner Gräfin zur Lippe, geb. zu Darmstadt am 26. December 1581, † zu Butzbach am 28. April 1643, beigesetzt in der Stadtkirche daselbst am 10. August 1643. Er erhielt, gleich seinen Brüdern, eine sehr sorgfältige Erziehung. Einer seiner Lehrer, Wilhelm Buch, sagt von dem Knaben: „Ist alle Zeit still und gedultig gewessen, hat allewege sauer und ernsthafftig ins geloch gesähen." In seinem neunzehnten Jahre (1600) wurde er zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen geschickt, an welchen er solchen Gefallen fand, daß er bis zum Jahr 1608 fast immer in fremden Ländern war. Er bereiste, zum Theil wiederholt, Frankreich, die Niederlande, Italien und Spanien, sah einen Theil von Ungarn, Oesterreich und Böhmen. Dabei bekundete er überall regen Sinn für die Merkwürdigkeiten der großen Städte und die Landessprachen und suchte die Bekanntschaft bedeutender Männer. Durch Vertrag vom 21. März 1609 räumte ihm sein älterer Bruder Ludwig den hessischen Antheil an Stadt und Amt Butzbach gegen einen Abzug von 6000 Gulden an dem ihm überwiesenen Deputat von 24 000 Gulden ein. Am 29. Juli 1610 vermählte er sich zu Darmstadt mit Anna Margaretha, Tochter des letzten Grafen von Diepholz. Sie starb, ohne ihm Kinder zu hinterlassen, am 9. August 1629 zu Butzbach, worauf er sich am 2. Juni 1632 zu Aurich mit Christine Sophie, geborner Gräfin von Ostfriesland, wieder verheirathete. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Nach Abschluß des erwähnten Vertrages von 1609 nahm er seinen ständigen Aufenthalt zu Butzbach, wo er das 1603 abgebrannte Schloß (jetzt Kaserne) wieder aufbaute, mancherlei in der Fremde Gesehenes dabei verwerthend. Auch einen schönen Lustgarten mit einem kunstreichen Wasserwerk legte er hinter dem Schlosse an. Ein merkwürdiger Bau, zu welchem er selbst den Plan entwarf, war das 1625—1628 errichtete Schloß Philippseck bei Münster, unweit Butzbach. Es bildete ein gleichseitiges Dreieck, in der Mitte jeder Seite sprang ein Querbau vor. 1773 wurde es, weil die Unterhaltungskosten zu groß waren, leider abgebrochen. In der Nähe betrieb er, doch mit schlechtem Erfolg, ein Silberbergwerk und legte Weinberge an. Das alles ist längst wieder verschwunden. Auch die Kirchen zu Münster und zu Holzheim hat er erbaut. P. beschäftigte sich viel mit Physik und Astronomie; zu Galilei und Kepler unterhielt er Beziehungen. Er soll acht Sprachen verstanden haben. Das Hebräische beherrschte er so weit, daß er eine wörtliche Uebersetzung der Bibel unternehmen konnte. Er besaß eine stattliche Bibliothek von fast 3000 Bänden, die jetzt einen Bestandtheil der Hofbibliothek zu Darmstadt bildet. Seine mathematischen und astronomischen Instrumente fielen der Universität Gießen zu, sind

aber nicht mehr vorhanden. Auch für Musik und Malerei besaß er Verständniß, hielt eine Capelle und einen Hofmaler. Zeitgenossen rühmen seine Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe und tadeln nur seinen vom Vater ererbten Jähzorn. Er starb, nachdem er schon längere Zeit leidend gewesen war, an Brandwunden, welche er sich bei einem Schweißbade aus heißen, mit Spiritus übergossenen Backsteinen zugezogen hatte. Ein Bild von ihm ist dem unten erwähnten Monumentum exequiale beigegeben.

Correspondenzen im Großherzogl. Hausarchive zu Darmstadt. — Wilhelm Buchs handschriftliche hessische Chronik ebenda. — M. Erythropilus, Monumentum exequiale, d. i. eine christl. Leich-, Trauer- und Trostpredigt bei der fürstl. Begräbnuß . . . Herrn Philippsen deß dritten, Landgraven zu Hessen . . . . Franckf. a. M. 1647. 4°. S. 89—120. — Walther im Archiv f. hess. Gesch. u. Alterthumskunde XI, S. 269—403. — Ueber Schloß Philippseck Günther im genannten Archiv VI, S. 401—412.

Arthur Wyß.

Philipp, Landgraf von Hessen-Homburg, fünfter Sohn des 1820 gestorbenen Landgrafen Friedrich V. aus dessen Ehe mit der Prinzessin Caroline von Hessen-Darmstadt, der begabteste und geistig bedeutendste der besonders durch militärische Befähigung hervorragenden Brüder. Geboren am 11. März 1779, erhielt er frühzeitig das Patent als Hauptmann der in holländischen Diensten stehenden hessischen Jägercompagnie, gerieth im Feldzuge 1794 in den Niederlanden in französische Kriegsgefangenschaft und trat dann in die österreichische Armee, welcher er bis an sein Lebensende angehörte und in welcher er an allen Kriegen jenes Staates ruhmreichen Antheil nahm, so zunächst an den Feldzügen 1798, 1799, 1800. Nach dem Lüneviller Frieden stand er in Lemberg in Garnison, seine Muße zu eingehenden geschichtlichen, kriegswissenschaftlichen und politischen Studien anwendend. Im J. 1805 Oberstlieutenant, dann Oberst und Commandeur des Infanterieregiments Erzherzog Ferdinand Nr. 2, machte er unter dem Erzherzoge Karl den Krieg in Italien mit (Schlacht bei Caldiero). Im Kriege 1809 nahm er mit seinem Regimente hervorragenden Antheil an den Schlachten bei Landshut, Eckmühl, Aspern, wo er zum Generalfeldwachtmeister befördert wurde, und Wagram, wo er verwundet wurde. Nach Wien versetzt, stand er mit seiner Brigade 1812 bei dem Corps des Fürsten Schwarzenberg; für seine ausgezeichnete Haltung bei den Gefechten in Podolien erhielt er das Infanterieregiment Nr. 19. Im Kriege 1813 wurde er Feldmarschalllieutenant, als welcher er sich in selbständigen größeren Commandos bei Dresden, Kulm und Lindenau auszeichnete. 1813 fungirte er zeitweilig als Generalgouverneur des Großherzogthums Frankfurt und der Isenburgischen Lande und übernahm dann im Februar 1814 in Basel das Commando über das sechste deutsche Armeecorps, mit welchem er am 22. März in Lyon einzog. Der Feldzug 1815 brachte ihm keine Lorbeeren. Nach dem zweiten Pariser Frieden ging er in seine Garnison Wien zurück. 1818 und 1820 folgten diplomatische Sendungen nach Rußland und England, 1821 ging er mit der österreichischen Armee zur Dämpfung des Aufstandes nach Neapel, wo er als Gouverneur durch sein mildes Auftreten die allgemeine Liebe gewann. 1826 wurde er commandirender General in Graz, dann in Galizien; 1826 Krönungsbotschafter in Moskau, dann Militärbevollmächtigter bei dem russischen Generalcommando im Türkenkriege. Später wieder commandirender General in Graz, vermählte er sich daselbst 1828 morganatisch mit der verwittweten Freifrau von Schimmelpfennig, welche von seinem Bruder, dem Landgrafen Ludwig, zur Gräfin von Naumburg erhoben wurde. Kurz darauf berief ihn das Geschick unerwartet zur Regierung seines kleinen Landes; sein Bruder Landgraf Ludwig war am

19. Januar 1839 am Herzschlage gestorben. Gleichzeitig zum Gouverneur von Mainz ernannt, residirte er abwechselnd in Homburg und Mainz, 1846 wurde er österreichischer Feldmarschall; sein thatenreiches Leben hatte ihm die höchsten Ordensdecorationen aller bedeutenderen Staaten Europas eingetragen. Die Regierung seiner kleinen Landgrafschaft, in welcher sich damals Wünsche nach einer Verfassung bemerklich machten, welchen er nicht gerade ablehnend gegenüberstand, trat er am 13. Juli 1839 an; aus der Zeit seiner Regierung ist die Errichtung der Spielbank in Homburg bemerkenswerth. Seine Vorgänger in der Regierung hatten alle hierauf zielende Vorschläge abgelehnt, Landgraf Philipp genehmigte die Errichtung der Bank, um dem durch die Concurrenz der nassauischen Bäder, in welchen das Spiel in hoher Blüthe stand, schwer geschädigten kleinen Bade Homburg aufzuhelfen. 1841 erhielten die Brüder Blanc die Spielconcession auf 30 Jahre, 1846 wurde das Unternehmen in eine Actiengesellschaft umgewandelt. Landgraf Philipp starb am 15. December 1846, nachdem die Gräfin Naumburg ihm am 21. Februar 1845 im Tode vorausgegangen war.

K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg, II, 117—154.

Wilh. Sauer.

Philipp von Heinsberg, Erzbischof von Köln, ist einer der gewaltigen Kirchenfürsten, deren rücksichtslose Energie und staatsmännischer Blick dem Kaiser Friedrich I. in seinem Kampf gegen das Papstthum Alexanders III. wesentlich mit zu seinen Erfolgen verhalfen; er reiht sich in dieser Beziehung würdig seinen Vorgängern im Reichskanzleramt, Reinald von Dassel und dem Erzbischof Christian von Mainz, an die Seite. Nachdem ihm die hierbei erworbenen Verdienste einen Erzbischofssitz verschafft hatten, nachdem dann der Sturz Heinrichs des Löwen für ihn die Quelle neuer Machterweiterung geworden war, aber der zwischen Kaiserthum und Papstthum eingetretene Waffenstillstand ihn entbehrlich gemacht hatte, so daß er von Friedrich I. nicht mehr viel hoffen durfte, vollzog er, in klarer Erkenntniß der Lage und zu ehrgeizig, um sich in den Hintergrund schieben zu lassen, eine vollständige Schwenkung und wurde das Haupt einer weit verzweigten Opposition im Reich, „der Erbe der welfischen Politik“ und Bundesgenosse Urbans III. im Kampfe gegen den Kaiser. Das Scheitern mancher Hoffnungen und wol auch zunehmendes Alter stimmten ihn zur Versöhnung mit dem Hause der Staufer; er starb auf König Heinrichs VI. erstem Römerzug.

P. stammte aus dem am Niederrhein reichbegüterten, mit den Herren von Cleve und von Geldern nahe verwandten Geschlecht der Grafen von Heinsberg. Ein Graf Gozwin von Heinsberg wird 1158 von Friedrich I. zum Lohn für treue Dienste zum Herrn der Grafschaften Seprio und Martesana eingesetzt und 1164 im Besitze der ersteren bestätigt, während er die Martesana abgeben mußte. Ob er identisch ist mit Philipps Vater, dem Grafen Gozwin II., läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Mutter war Adelheid, eine Tochter des Pfalzgrafen von Sommereschenburg. Die hervorragenden Geistesgaben des Knaben veranlaßten die Eltern, ihn zum geistlichen Stand zu bestimmen. In Köln und Reims schöpfte der junge P. seine gelehrte Bildung, wurde dann Propst in Lüttich und endlich Dekan zu St. Peter in Köln. Während der Abwesenheit Reinalds verwaltete er wiederholt mit Geschick die Angelegenheiten der Erzdiöcese. Als im Frühjahr 1164 Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Landgraf Ludwig von Thüringen und Herzog Friedrich von Rothenburg in das Kölner Gebiet einfielen, übernahm der Domdechant Philipp im Auftrag des abwesenden Erzbischofs die Vertheidigung des Erzbisthums, verhütete an der Spitze eines gewaltigen Heeres die beabsichtigte Besetzung der Burg Rheineck und nöthigte am 18. Mai 1164 die

Verbündeten bei Andernach zum Rückzug, ohne daß sie auch nur einen Angriff gewagt hätten. Weitere Proben seines kriegerischen Geistes gab er auf dem dritten Römerzug des Kaisers, den er im Gefolge Reinalds mitmachte. Während desselben wurde er an Stelle Christians, der den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg, zum Reichskanzler ernannt (Ende 1166 oder Anfang 1167), eine Beförderung, die er offenbar in erster Linie der Empfehlung Reinalds zu danken hatte. Mit diesem und Christian von Mainz zog er März 1167 aus dem Lager von Imola nach der südlichen Lombardei und gegen Rom und zeichnete sich in der Schlacht bei Tusculum (29. Mai 1167) durch persönliche Tapferkeit aus; ja der Sieg in dieser Schlacht ward hauptsächlich durch seine und Reinalds Unerschrockenheit zu Gunsten der Deutschen entschieden. Als dann im Hochsommer die furchtbare Pest des Kaisers Siegeshoffnungen zertrümmerte und (14. August 1167) auch den treuen Reinald von Dassel hinwegraffte, wurde er dessen Erbe in der kaiserlichen Gunst und dadurch auch auf dem erzbischöflichen Stuhl. Noch während er in Italien weilte, erfuhr er, daß er auf Friedrichs Empfehlungen hin vom Kölner Domcapitel zum Erzbischof gewählt worden sei. Erst im Sommer 1168 verließ er Italien, um von Pisa aus über Burgund nach seiner Diöcese zurückzukehren. Kaum angekommen und am 29. September vom Bischof Gottfried von Utrecht geweiht, begab er sich im Anfang des folgenden Monats im Auftrag des Kaisers aufs neue außer Landes. Zusammen mit Christian von Mainz und Heinrich dem Löwen sollte er Heinrich II. von England, der damals in Rouen weilte, zu einem Bündniß mit Deutschland gewinnen, wozu man auch Frankreichs Beistand erwartete. Ueber die Ziele und Erfolge der Gesandtschaft im einzelnen fehlen nähere Nachrichten; aber der im November 1168 zwischen Frankreich und England abgeschlossene Waffenstillstand von Montmirail darf wohl als ein Ergebniß ihrer Bemühungen bezeichnet werden. Im folgenden Jahre vollzog er am 15. August an des Kaisers jugendlichem Sohn Heinrich in Aachen die Königskrönung. Hervorragenden Antheil nahm er dann an dem für Friedrich I. so verhängnißvollen vierten Römerzug. Er schloß sich gleich bei Beginn desselben dem kaiserlichen Heer an, vermittelte auf Bitten der Lombarden und mit Genehmigung seines Herrn den Präliminarfrieden von Montebello (16. April 1175) und vertrat in den sich daran schließenden Unterhandlungen über einen endgültigen Frieden in erster Linie die Sache des Kaisers. Nachdem das Friedenswerk gescheitert war, eilte er nach Deutschland zurück, um neue Truppen zu sammeln, und langte noch rechtzeitig Ende Mai 1176 mit einem bedeutenden Heer wieder auf dem Kriegsschauplatz an. Freilich genügte diese Verstärkung nicht, um den Schlag von Legnano vom Kaiser abzuwehren. Der Vorvertrag von Anagni (October 1176) brachte ihm die Anerkennung seiner bischöflichen Würde auch von seiten Alexanders III. Im April 1177 betheiligte er sich als einer der sieben kaiserlichen Bevollmächtigten an der Conferenz von Ferrara, ebenso darnach an den Friedensverhandlungen in Venedig. Nach dem Abschluß des Friedens kehrte er nach Deutschland zurück und benützte die Ungnade, in welche Heinrich der Löwe gefallen war, um diesen, der die herzogliche Gewalt gern auch über das Erzbisthum Köln ausgeübt hätte, an der Spitze seiner zahlreichen Feinde in Norddeutschland zu bekämpfen. Mit dem Bischof Ulrich von Halberstadt, der einst (1160) mit kaiserlicher Genehmigung vom Sachsenherzog vertrieben, gemäß den Bestimmungen des Venediger Friedens aber nun wiedereingesetzt worden war und die Führung der ostsächsischen Feinde Heinrichs übernommen hatte, schloß P. im Herbst 1178 zu Kassel ein enges Bündniß zu Schutz und Trutz und drang alsbald unter furchtbaren Verheerungen in Westfalen bis Hameln an der Weser vor. Vergebens waren die Beschwerden, welche der Herzog hierüber auf dem Tag zu Speier

(October 1178) gegen den Erzbischof beim Kaiser vorbrachte; auf den Tagen zu Worms (Januar 1179). zu Magdeburg (Juni) und Kaina (August) sah er sich selber in die Stellung eines Angeklagten versetzt, während P. am lautesten gegen ihn seine Stimme erhob. Da Heinrich bald darauf den greisen Halberstädter Bischof in seine Gewalt bekam und seine Stadt zerstörte (23. September 1179), rückte der Kölner an der Spitze eines Heeres von 4000 Mann zusammen mit Wichmann von Magdeburg und andern sächsischen Fürsten vor die welfische Feste Haldensleben, deren Belagerung jedoch schon im November infolge von Zwistigkeiten unter den Fürsten aufgegeben werden mußte; das anmaßende Wesen Philipps hatte den Groll seiner Genossen erregt. Die Beschlüsse von Gelnhausen (13. April 1180) verschafften ihm, der persönlich erschienen war, und seinen Nachfolgern auf dem erzbischöflichen Stuhl die herzogliche Gewalt in Westfalen und einem Theil von Engern (bis zur Weser). An den Kämpfen dieses Jahres nahm er — abgesehen von der Abwehr des Grafen Bernhard von Lippe, der verwüstend in sein Land eingefallen war — keinen Antheil. Vielleicht war schon damals sein Eifer für eine Sache erlahmt, bei der für ihn nichts mehr zu gewinnen war, und außerdem war er gerade mit seinen Kölnern in Streit gerathen. Diese hatten nämlich ohne Erlaubniß ihres Erzbischofs, in dessen Händen noch ein guter Theil des Stadtregiments ruhte, ihre Stadt neu mit Wall und Wassergraben befestigt, und beide Parteien hatten darüber die Entscheidung des Kaisers angerufen, dem es auch glücklich gelang, einen Vergleich (Bestätigungsurkunde vom 18. August 1180 Halberstadt) zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Im Sommerfeldzug 1181 gegen Heinrich den Löwen übernahm der Erzbischof im Auftrag Friedrichs die Führung des zur Beobachtung von Braunschweig bestimmten Heeres und „zeichnete sich hierbei als Meister eines erbarmungslosen Mordbrennerkrieges aus“ (wofür allerdings nach den Erfurter Annalen die Schuld nicht ihn trifft, sondern allein seine zügellosen Banden, denen er nicht wehren konnte). Nachdem er hierauf im Bunde mit Erzbischof Siegfried von Bremen das feste Stade erobert hatte, begab er sich auf den Reichstag zu Erfurt (7. November 1181), der ihn in seinen Errungenschaften von Gelnhausen bestätigte. Ebenso wohnte er Pfingsten 1182 einem kaiserlichen Hoftag in Mainz bei. In das berühmte Mainzer Pfingstfest des Jahres 1184 brachte sein anmaßendes Wesen einen ernsten Mißklang, ja, er drohte der ganzen Festesfreude ein jähes Ende zu bereiten. Er, der an der Spitze von 1700 Rittern erschienen war, wollte nicht auf den Ehrensitz zur Linken des Kaisers verzichten, der nach altem Herkommen den Aebten von Fulda zustand und auch damals von Abt Konrad II. beansprucht wurde. Die Verwendung des Kaisers für den letzteren nahm er mit höchster Entrüstung auf; nur dringende Bitten Friedrichs und des Königs Heinrich und Zurückweisung der Ansprüche des Abtes vermochten ihn schließlich noch zum Bleiben zu bestimmen. Vom Mainzer Pfingstfest, wo sich zum ersten Mal seine Mißstimmung gegen seinen Herrn kundgab, reiste er gemeinschaftlich mit Graf Philipp von Flandern, mit welchem er Freundschaft geschlossen, nach England und langte um die Mitte Juni 1184 in London an. Welches der Zweck seiner Reise gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wahrscheinlich handelte er im Auftrag Friedrichs, um zwischen diesem und Heinrich II. die ehemaligen freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern und eine Verbindung von Richard Löwenherz mit einer Tochter des Kaisers in Anregung zu bringen. Auch die Verlobung von dessen zweitem Sohn Friedrich mit einer Tochter Heinrichs II. ist wohl mit dieser Reise in Verbindung zu bringen. Außerdem mag damals unter Vermittlung des englischen Königs zwischen dem Kölner und Heinrich dem Löwen trotz anfänglichen Sträubens des erstern eine Aussöhnung angebahnt worden sein, ein

Schritt, zu dem P. hauptsächlich durch die Handelsbeziehungen zwischen Köln und England bewogen ward. Für den verbannten Herzog that er nichts weiter, als daß er Heinrich II. rieth, durch Vermittlung des Papstes für ihn Gnade zu erwirken. Als er sich wieder auf deutschem Boden befand, leistete er dem Grafen von Flandern die gegen Balduin von Hennegau zugesagte Unterstützung an der Spitze von 1300 Rittern in dem bald darauf (November 1184) zwischen beiden ausgebrochenen Krieg. Nachdem er aber erfolglos die Burg Belmoncel belagert hatte, betheiligte er sich nicht weiter am Kampfe. Inzwischen war das Mißverhältniß zwischen ihm und dem Kaiserhaus immer schroffer geworden. Als ein Mann von so vielen Verdiensten um den Kaiser empfand er sehr bitter, daß er vom jungen König Heinrich wegen Beraubung einiger Duisburger Kaufleute zur Verantwortung gezogen werden sollte. Zwei Mal lehnte er es ab, der an ihn ergangenen Ladung Folge zu leisten. Er ließ dabei das trotzige Wort fallen, niemand könne zwei Herren — dem Kaiser und dem König — dienen. Erst nach einer dritten Aufforderung stellte er sich in Mainz (Ausgang 1184) und bequemte sich, herben Groll im Herzen, zur Zahlung der auferlegten Buße. Dafür trat er im Trierer Bisthumsstreit entschieden für den vom Kaiser verworfenen Volmar ein und wurde der eifrigste Vorkämpfer des Papstthums in dem zwischen Urban III. und dem Kaiser ausbrechenden heftigen Zwist. Vergebens waren alle Bemühungen des letzteren, den mächtigen Kirchenfürsten zu begütigen und seinen werthvollen Beistand aufs Neue zu gewinnen. Man lud ihn ganz besonders dringend ein, die Feierlichkeiten von Heinrichs VI. Hochzeit durch sein Erscheinen zu erhöhen, und in der That scheint er damals einen Augenblick daran gedacht zu haben, die zur Versöhnung dargebotene Hand zu ergreifen. Aber auf Anrathen seines Mainzer Amtsbruders, wie man erzählt, kehrte er von der bereits angetretenen Reise nach Italien unter dem Vorwand einer Krankheit nach Köln zurück, was freilich den Verdacht des Kaisers gegen die Gefährlichkeiten seiner Pläne nur verstärken mußte. Noch ein Mal veranlaßte Friedrich (wann? und wo? ist nicht bekannt; wohl im Herbst 1186 nach seiner Rückkehr aus Italien) eine Zusammenkunft mit P., ohne dabei etwas für die Herstellung des früheren Verhältnisses zu erreichen. Auch als November 1186 auf dem Reichstag zu Gelnhausen fast alle geistlichen Fürsten der kaiserlichen Sache sich zuwandten, blieb Ph. unentwegt der einmal gewählten päpstlichen Sache treu. Daß religiöse Erwägungen die Ursache dieser Stellungnahme nicht gewesen sind, steht bei einem Mann von Philipp's Vergangenheit außer allem Zweifel. Ihn trieb der Ehrgeiz, im Norden Deutschlands der Nachfolger Heinrichs des Löwen zu werden, und die Erkenntniß, daß der Kaiser eine solche unabhängige Fürstenmacht nicht dulden werde, so lange er im Stande sei, es zu verhindern. Darum suchte er in Anlehnung an den Papst den Einfluß des Kaisers auf kirchliche Dinge zu schwächen, und nahm Partei für Volmar; er scheute sich damals nicht, dem vom Kaiser vertriebenen Bischof Bertram von Metz ein Asyl zu gewähren. Urban III., der ohne seinen mächtigen Beistand den Kampf gegen Friedrich I. als aussichtslos hätte aufgeben müssen, vergaß nicht seinen Eifer anzuspornen; er verlieh ihm (Sommer 1186) die Würde eines päpstlichen Legaten und Stellvertreters für ganz Deutschland. Auf der andern Seite schuf P. in Norddeutschland einen mächtigen Bund weltlicher und geistlicher Fürsten, welche die gleichen selbstsüchtigen, particularistischen Ziele verfolgten, wie er. Auf einem Tag zu Köln (22. März 1187), zu welchem der Erzbischof die Angehörigen der Opposition einberief, erschienen der Graf von Flandern, der Landgraf von Thüringen, die Bischöfe von Metz und Münster, der ganze Kölner Stiftsadel, im ganzen an 4000 Edelleute. Dazu ergriff das mächtige Köln selbst, damals die reichste Stadt Deutschlands, eifrig die Partei seines Kirchenfürsten.

Ja, er warb sogar im Ausland Bundesgenossen für den bevorstehenden Zusammenstoß mit dem Kaiser. Er näherte sich durch Vermittelung des zurückgekehrten Herzogs Heinrich des Löwen dem deutschfeindlichen Dänenkönig Knud VI. Auch Heinrich II. von England schloß sich dem Bund gegen den Kaiser an. Freilich mußte dieser Zuwachs durch einen Verlust auf der andern Seite erkauft werden; denn daraus nahm der französische König, mit welchem Ph. bereits Verhandlungen angeknüpft, ja vielleicht schon ein Bündniß geschlossen hatte, das nur gegen den Kaiser gerichtet sein konnte, Veranlassung sich zurückzuziehen und (März 1187) auf Friedrichs Seite zu treten. Als der letztere, von seinem französischen Bundesgenossen gegen den englischen König um Beistand angerufen, im Sommer 1187 ein Heer durch das kölner Gebiet über die Mosel führen wollte, zerstörten die Kölner eine von ihm über die Mosel angelegte Brücke und ließen ihn nicht einmal auf ihrem Gebiet über den Rhein ziehen. Darüber auf 15. August 1187 nach Worms zur Verantwortung vorgeladen, folgte Ph. keineswegs, ja er hielt es sogar nicht für nöthig, seine Abwesenheit auch nur zu entschuldigen. Immer schärfer spitzten sich die Gegensätze zu, immer straffer wurde die Spannung. Nochmals, im Herbste 1187, sammelte er auf einer Synode in Köln seine Getreuen um sich und warb Bundesgenossen für den nahe bevorstehenden unvermeidlichen Zusammenstoß. Da starb Urban III. am 20. Octbr. 1187, der festeste Rückhalt, den er gehabt hatte (und auch dieser hatte zuletzt gewankt). Aber obwohl sich damit die Lage völlig zu Gunsten des Kaisers geändert hatte, obwol die Verbündeten, einer nach dem andern, sich beeilten, mit Friedrich ihren Frieden zu schließen — der trotzige Kölner wagte es trotzdem, einem neuen Befehl des Kaisers, sich im December 1187 in Straßburg zu stellen, den Gehorsam zu verweigern. Erst als der neue Papst Gregor VIII. Volmar fallen ließ, als Friedrich sich rüstete, ihn mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen, da beugte auch er sich dem Kaiser. Die Gefühle, mit welchen sich die beiden Männer am 2. Februar 1188 auf dem letzten angekündigten Tag zu Nürnberg entgegentraten, mögen eigenthümlicher Art gewesen sein. Die Erledigung von Philipps Sache wurde auf einen Tag in Mainz (27. März) verschoben. Friedrich verschmähte es, seinen ehemaligen Kampfgenossen den bittern Kelch der Demüthigung bis zur Neige leeren zu lassen; er begnügte sich mit einer formellen Entschuldigung wegen der Nichtbeachtung der beiden früher ergangenen Ladungen. Als dann der Kaiser zum Kreuzzug aufgebrochen war, war er noch unterewgs darauf bedacht, seinem zurückbleibenden Sohn das gute Einvernehmen mit dem Kölner zu sichern, dafür giebt eine in Preßburg am 27. Mai 1189 ausgestellte Urkunde Zeugniß. Und in der That scheint die Aussöhnung eine aufrichtige gewesen zu sein. Wenigstens übernahm Ph. im Interesse Heinrichs VI. die Vermittelung eines neuen Friedens zwischen Balduin von Hennegau und dem Herzog von Brabant (October 1189). Dafür zeugen auch die zahlreichen Beweise der Gunst, welche der junge König dem Erzbischof zu Theil werden ließ, so die Verleihung von Münzprivilegien und die Gewährung der Zollfreiheit zu Kaiserswerth für die kölnischen Städte (25. März 1190), die Rückgabe aller früher verpfändeten Höfe (13. Mai 1190 zu Nürnberg) u. a. Dagegen betheiligte sich Ph. bereitwillig an dem Winterfeldzug 1189/90 gegen den zurückgekehrten Welfenherzog, übernahm gemeinsam mit dem Mainzer Erzbischof die Vermittelung des Friedens von Fulda (Juli 1190) und führte, als Heinrich VI. durch die Nachricht von seines Vaters plötzlichem Tod noch in Deutschland für einige Zeit festgehalten wurde, das königliche Heer auf dem zur Erwerbung der normännischen Krone unternommenen Zug nach Italien voraus. Hier ereilte ihn, nachdem er etwa 24 Jahre die erzbischöfliche Würde bekleidet hatte, am 13. August 1191 der Tod. Er war eines der zahlreichen Opfer,

welche die Pest vor Neapel hinraffte. Seine Leiche wurde nach Köln gebracht und dort im Dom am 26. Septbr. 1191 beigesetzt.

Ph. war eine Natur durchaus verwandt der seines großen Vorgängers, mehr Krieger als Geistlicher, und von hervorragender staatsmännischer Begabung. Aber an sittlicher Größe kam er ihm nicht gleich; er war hochfahrend und herrisch und im Krieg hart bis zur Grausamkeit.

Die Quellen und Litteratur zur gleichzeitigen Reichsgeschichte, insbesondere die Annales Colonienses maximi. — O. Abel, Ueber die politische Bedeutung Kölns am Ende des 12. Jahrhunderts (Allgemeine Wochenschrift für Litteratur, herausgg. von Droysen, 1852. S. 443 ff.). — H. Keussen, De Philippo Heinsbergensi archiepiscopo Coloniensi, Crefeld 1856. — H. G. Peter, Analecta ad historiam Philippi de Heinsberg. Dissertation. Berlin 1861. — Th. Toeche, Kaiser Heinrich VI. Beilage II.

Martens.

Philipp, Graf zur **Lippe**, der jüngste Sohn Simons VI. und der Elisabeth von Schaumburg, geb. am 18. Juli 1601, erhielt als lippisches Paragium die Aemter Alverdissen und Lipperode, das Schloß Ulenburg im Stift Minden und eine Geldapanage, hielt sich sodann zum Theil in Begleitung seines älteren Bruders Otto acht Jahre lang in Frankreich, Italien und Spanien auf und nahm seit 1626 seine Residenz im Schlosse Alverdissen, wo er ein eheloses Leben führte. Er war bereits 40 Jahre alt, als durch einen Todesfall sein Leben eine unerwartete Wendung erhielt.

Am 15. Novbr. 1640 starb zu Bückeburg Otto VI. Graf von Holstein-Schaumburg, 26 Jahre alt, in Folge des berüchtigten Hildesheimer Banketts. Mit ihm erlosch sein altes Geschlecht, und sein Gebiet fiel nach allen Seiten auseinander. Der ungewöhnlich verwickelte Erbfall rief eine Masse von Prätendenten in die Schranken, welche sich beeilten, durch reelle oder symbolische Besitzacte Stücke des vacanten Gebietes in Besitz zu nehmen oder gegen Störungen Verwahrung einzulegen. Der Reichshofrath machte Miene, den ganzen Nachlaß zu sequestriren und erließ (24. Decbr.) eine Edictalladung an Prätendenten und Gläubiger, es entstanden Processe an beiden Reichsgerichten und den Lehnhöfen, die Schweden, welche damals das Stift Minden besetzt hatten, sowie andere kriegführende Parteien und besonders weibliche Hände mischten sich ein. Der König von Dänemark bemächtigte sich ohne Recht der alodialen Besitzungen in Holstein und Hamburg, Pinneberg, Altona, Ottensen ꝛc. Als Lehnsherren nahmen die Herzöge von Braunschweig die Aemter Lauenau, Bockeloh und Mesmerode in Besitz, Minden als angebliche Lehn die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Stadthagen und Sachsenhagen, Hessen die Aemter Rodenburg, Hagenburg und Arnsburg. Die Herrschaft Gehmen, ein clevisches Lehen im Münsterschen, war schon kurz vor Otto's Tode für die Aebtissin von Elten von dem holländischen General Grafen Limburg gewaltsam occupirt worden und blieb noch lange streitig. Auch der Bischof von Paderborn machte lehnsrechtliche Ansprüche an Bestandtheile des schaumburgischen Nachlasses, welche seit 200 Jahren als Pfandschaft im Besitze der Grafen zur Lippe waren, insbesondere die Herrschaft Sternberg. — Die Mutter des Verstorbenen, Gräfin Elisabeth zur Lippe, damals 48 Jahre alt, blieb unter dem Schutze einer schwedischen Besatzung im Schlosse zu Bückeburg. Sie war unbestrittene Erbin des ganzen alodialen Hausvermögens, zu welchem auch die Herrschaft Bergen in Nordholland gehörte. Sie verkaufte letztere an einen Holländer und trat gleichzeitig die holsteinischen Besitzungen gegen eine Abfindung von 145 000 Thlrn. an Dänemark und den Herzog von Holstein-Gottorp ab (Flensb. Vergleich vom 10. März 1641). Gegen Minden, welches viele alodiale Besitzungen mit occupirt hatte, erhob sie Klage bei dem

Reichskammergericht und beanspruchte als nächste Blutsverwandte auf Grund der Lehnsauftragung von 1518 auch die hessischen Lehen. Die ausgedehntesten Erbansprüche machte ihr Bruder Otto zu Brake als ältester lippischer Agnat und vertheidigte dieselben nach allen Seiten hin gerichtlich und außergerichtlich mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Ausdauer bis an sein Lebensende, wiewol ohne Erfolg. Ebenso erhob das regierende Haus zu Detmold, damals unter Vormundschaft der Gräfin Katharina von Waldeck, unter Berufung auf eine Erbverbrüderung zwischen Schaumburg und Lippe vom J. 1510 Anspruch auf die ganze Grafschaft Schaumburg. Allein Lippe besaß diese wichtige Urkunde nicht, sondern nur eine lehnsherrliche Bestätigung derselben von Paderborn. Die Gräfin Elisabeth verweigerte die Herausgabe und erst weit später, als alles unwiderruflich getheilt war, wurde die Urkunde an Lippe mitgetheilt. Auch die Bemühungen der Vormünderin um die hessischen Lehen bei der Landgräfin Amalia, mit welcher sie sich durch Begünstigung der Kaiserlichen und feindliche confessionelle Bestrebungen völlig überworfen hatte, führten nicht zum Ziel.

P. hatte sich nach dem Tode seines Neffen zum Beistande seiner Schwester nach Bückeburg begeben. Für sich selbst machte er anfangs keine Ansprüche, wenigstens nicht auf Land und Leute, betrachtete vielmehr seinen Bruder Otto als künftigen Regenten. Er würde holländische Kriegsdienste vorgezogen haben und verweilte deswegen lange Zeit im Haag. Als aber Elisabeth nicht Otto sondern ihm Alles was sie vom schaumburgischen Gebiete besaß und noch ferner zu erwerben hoffte, testamentarisch zuwandte (3. Juli 1643), begab sich P. selbst mit einem Rechtsgelehrten der Universität Rinteln nach Stockholm an den Hof der Königin Christine. Er scheint deren Gunst gewonnen zu haben, denn er erwirkte einen Befehl an die schwedische Regierung zu Minden (7. October), die Gräfin Elisabeth im Besitze der mindenschen Lehngüter zu belassen. Wie Elisabeth wünschten auch die schaumburgischen Landstände den Grafen P. zum Regenten und huldigten ihm. Jetzt war der Moment günstig, auch die hessischen Lehen, über welche man schon lange mit der Landgräfin in Verhandlungen stand, zu erwerben, denn Hessen wollte die drei Aemter nur demjenigen lippischen Blutsverwandten überlassen, welcher auch das übrige Gebiet innehatte und dasselbe dem hessischen Lehensverbande unterwarf. Bei einem Besuche des Grafen am Hofe zu Kassel fand er die Landgräfin willig, mußte sich aber verpflichten, eine hessische Prinzessin, die Tochter des verstorbenen Landgrafen Moritz, Sophie (29 Jahre alt) zu heirathen und erhielt gleich darauf die hessische Belehnung (25. Octbr. 1644).

Allein es traten neue Schwierigkeiten ein. Der Reichshofrath, an welchen der Streit der schaumburgischen Wittwe gegen das Domcapitel zu Minden übergegangen war, entschied zu Gunsten des letzteren (18. Decbr. 1645), und als das Urtheil eben vollzogen werden sollte starb Elisabeth am 19. Juni 1646. Die schwedische Regierung glaubte sich nun berechtigt, die mindenschen Lehensämter, um welche sich Torstensohn und der Pfalzgraf Karl Gustav eifrig bewarben, einzuziehen, und infolge davon wurde zugleich die hessische Belehnung wieder gefährdet. Auch andere Prätendenten, wie Graf Otto zur Lippe und die Regierung zu Detmold, machten Ansprüche an den Nachlaß der Verstorbenen und suchten sich desselben zu bemächtigen. In dieser Lage schien die Sache für den Grafen P. verloren. Es trat indeß wiederum eine günstige Wendung ein, sofern die Königin Christine ihn vorläufig im Besitze beließ, und die Landgräfin beschloß, den schaumburger Erbfall an den Friedenscongreß in Münster und Osnabrück zu bringen. Sie verlangte die streitigen Gebietstheile als Entschädigung für die von Hessen im Bunde mit Schweden aufgewandten Kriegskosten und setzte diesen Anspruch unter Berufung auf eine Zusage Gustav Adolfs mit Hülfe von Schweden und Frankreich gegen den Einspruch des kaiserlichen Gesandten durch.

Unter Vermittelung Oxenstierna's kam nun zu Münster (19. Juli 1647) ein weitläufiger Vertrag mit dem Grafen P. zu Stande, nach welchem die ganze Grafschaft Schaumburg zwischen ihm und Hessen getheilt, und sein Antheil dem hessischen Lehensverbande unterworfen wurde. Durch weitere Verträge zu Kassel wurde der Plan dahin ausgeführt, daß P. die Aemter zu Bückeburg, Stadthagen, Hagenburg, Arnsburg und einen Theil von Sachsenhagen bekam, und schließlich die ganze Vertheilung der schaumburger Stammlande zwischen dem lippischen Grafen, Hessen und Braunschweig durch den westfälischen Frieden besiegelt. Seitdem nannte P. seinen Antheil an dem Gebiete „Schaumburg-Lippe", zum Unterschiede gegen das hessische Schaumburg.

Eine Versöhnung mit seinem Bruder Otto, der am Ende seines Lebens (1657) mit allen seinen großen Erbschaftshoffnungen gescheitert war, brachte er nicht fertig, stand aber mit dem durch inneren Zwist tief gespaltenen regierenden Hause Lippe stets auf gutem Fuße. Er bemühte sich mit bestem Erfolg, die Wunden zu heilen, welche der große Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und machte sich durch humanes Regiment bei seinen Unterthanen sehr beliebt. Durch sein Testament (1668) führte er die Primogeniturerbfolge ein, während sein zweiter Sohn die lippischen Paragien erhielt. Nach dem Tode seiner Gemahlin Sophie (1670), war er willens, sich mit der Wittwe Marie v. Mai geb. v. Fronhorst wieder zu verheirathen, nahm aber auf Einspruch seiner Söhne davon Abstand. Er starb in hohem Alter am 18. April 1681, als Stifter des noch blühenden Hauses Schaumburg-Lippe.

Acten des Landesarchivs zu Detmold. — Dolle, Gesch. von Schaumburg. — Ledderhose, Kleine Schriften. Bd. 2. Falkmann.

Philipp, Erzbischof von Mainz: s. Schönborn, Philipp.

Philipp I., Graf zu Nassau und Saarbrücken, Herr zu Weilburg, geb. 1368, † am 2. Juli 1429, regierte von 1371—1429. Er war der Sohn des Grafen Johann I., welchem in der Theilung mit seinem Bruder Adolf im J. 1355 die Herrschaft Weilburg und Weilnau und durch die Heirath mit Gertrud, der Erbtochter des Herrn Hartrad v. Merenberg, die Herrschaften Merenberg und Gleiberg zu Theil geworden waren. Als sein Vater starb, war er erst drei Jahre alt und so stand er bis zum Jahre 1385 unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Gräfin Johanna von Saarbrücken, und bis 1381 unter der seines Großvaters Johann, Grafen von Saarbrücken, von da an des Bischofs von Straßburg; doch überließen diese beiden der Mutter die Sorge für die Erziehung des jungen Grafen und die Verwaltung der Erblande. Es gelang derselben auch, diese von den ringsumher tobenden Fehden frei zu halten. Der Tod ihres Vaters machte sie und ihren Sohn zu Erben der Grafschaft Saarbrücken, von welcher Namen und Wappen denen von Nassau-Weilburg zugefügt wurden. Auch die Vermählung des inzwischen mündig gewordenen Grafen mit Anna, der Tochter des Herrn Kraft v. Hohenlohe, verschaffte ihm Ansprüche und Aussichten auf eine Vergrößerung seiner Lande durch die Herrschaft Kirchheim, welche ihm denn schon 1393 zufiel. Diese größeren Besitzungen gaben seiner Stimme eine größere Bedeutung und ihm selbst einen größeren Antrieb zur Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten des Reiches. So finden wir ihn im J. 1388 thätig in dem würtembergischen Städtekrieg als Gegner der Städte; in der Schlacht von Döffingen erhielt er den Ritterschlag. Im J. 1396 nahm sein Vetter Graf Johann mehrfach seine Dienste in Anspruch, um in den Besitz des erzbischöflichen Stuhles von Mainz zu kommen, was ihm bekanntlich auch gelang. Zwei Jahre später übertrug ihm König Wenzel zu Frankfurt a. M., wo er ihm zugleich das Recht ertheilte Münzen

zu schlagen, das Amt eines Obmanns und Hauptmanns für den Landfrieden am Rhein und in der Wetterau, infolge dessen er alsbald für die Aufrichtung desselben thätig ist und ihn nach Kräften handhabt; doch gab er das undankbare und kostspielige Amt nach zwei Jahren wieder auf. Wie er überhaupt in diesen zwei Jahren — bis zur Regierung des Königs Sigismund — die Politik seines unruhigen Vetters Johann, des Erzbischofs von Mainz, unterstützte, so nahm er im J. 1400 an der Versammlung zu Lahnstein Theil, welche den König Wenzel absetzte, und erscheint, so lange die Freundschaft zwischen Johann und dem neugewählten König Ruprecht dauerte, öfters in der Umgebung dieses Königs, welcher ihm dafür mancherlei Gnaden erwies. In seinem Auftrage, als er die Freundschaft der Gemahlin des blödsinnigen Königs von Frankreich, Elisabeth, suchte, knüpfte Ph. 1401 Verhandlungen mit dieser an, da er zwei Jahre vorher mit Frankreich in nähere Beziehung getreten und gegen eine Pension von 1000 Turnosen Rath des Königs geworden war. Doch trübte sein Verhältniß zu Ruprecht die schroffere Haltung, welche Johann anzunehmen für gut fand; deßhalb machte er den Kriegszug nach Italien nicht mit, ja er ließ sich im J. 1403 von Johann bestimmen, mit dem Markgrafen von Baden zum Erzbischof von Köln zu reisen, um eine neue Verschwörung gegen Ruprecht anzuzetteln. Nicht minder wirkte er nach dem Tode desselben im Sinne Johanns zunächst für die Wahl von Jost von Mähren, den er für die Annahme der Krone zu bestimmen wußte, und nach dessen Tod vorübergehend für die Wahl von Wenzel, dann von Sigismund, welcher denn auch wie Jost für diese Thätigkeit sich dankbar erwies: Sigismund nahm ihn gegen eine jährliche Summe von 1000 Gulden zu seinem Rathe an und ernannte ihn im J. 1413 zum Hauptmann der Ritterschaft in Luxemburg, um dieses Herzogthum, dessen Besitz gefährdet war, seinem Hause zu erhalten. Von dieser Zeit an sagte sich P. von der Politik des Erzbischofs Johann los und schloß sich ganz an den König an. So hielt er auf dem Concil zu Constanz nicht, wie der Erzbischof, zu Papst Johann XXIII., sondern unterstützte z. B. den König bei der Verfolgung des Herzogs Friedrich von Oesterreich; auch wohnte er der zwölften Sitzung des Concils bei, in welcher die Absetzung des Papstes ausgesprochen wurde. Diese Treue lohnte Sigismund u. a. im J. 1415 durch die Verleihung der Landvogtei in der Wetterau, welche er freilich zwei Jahre später wieder zurücknahm, um sie dem inzwischen mit ihm ausgesöhnten Johann von Mainz zu übergeben. Diese unverdiente Kränkung sowie der Umstand, daß die Zahlung der dem Grafen für seine Dienste als kaiserlicher Rath zugesagten Gelder nur unregelmäßig oder gar nicht erfolgte, entfremdete P. allmählich dem Könige. Seit etwa 1422 nahm er an den Reichsangelegenheiten keinen Antheil mehr und gab stillschweigend sein Amt auf. Die eigenen Angelegenheiten des Grafen betrafen, wie es damals gewöhnlich war, meist Streitigkeiten und Fehden mit den Nachbarn, Verpfändungen und Erwerbungen u. dgl. Den bedeutendsten Kampf hatte der Graf mit der Stadt Metz in dem sog. Vierherrenkrieg, 1405—1408. Nachdem er schon öfter mit dieser Stadt in Fehde gelegen hatte, wol meist wegen Zollstreitigkeiten, verbanden sich im J. 1405 mit ihm drei Fürsten, der Graf Johann von Salm, der Herr von Bolchen und der Graf Friedrich von Saarwerden (daher Vierherrnkrieg), zu denen sich bald ein Fünfter gesellte, der Herzog Ludwig von Orleans; auf Seiten der Stadt standen der Herzog Karl von Lothringen und der Bischof von Metz, welche, obgleich Sieger, den Gegnern einen billigen Frieden gewährten. — Zur Sicherung von Land und Leuten erbaute P. 1390 die Burg Philippstein gegen die von Solms, zerstörte 1396 die Burg Elkerhausen u. a. Zu bemerken ist noch, daß wir aus seiner Zeit die ersten genauen Nachrichten über die Anzahl und die Verhältnisse der sechs Waldschmieden bei Weilburg

haben. Vgl. Becker, Ztschr. f. Bergrecht XVIII. S. 4 ff. und Otto, Annalen des Ver. f. nass. Alterthumskunde und Gesch. XVII, S. 35—39. — Nachdem die oben genannte erste Gemahlin Philipp's im J. 1410 gestorben war, vermählte er sich zum zweitenmale im J. 1412 mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen, welche ihm, da der Sohn erster Ehe frühe gestorben war, im J. 1418 seinen Nachfolger in der Herrschaft Philipp II. und einen zweiten Sohn Johann im J. 1423 gebar. Nach einem thätigen Leben und langer Regierung starb er zu Wiesbaden, wo er einen Hof hatte, wie es scheint auf einer Reise und wurde zu Clarenthal begraben.

K. Menzel, Geschichte von Nassau seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, II. (Schliephake, Geschichte von Nassau, VI) S. 81—142.

Otto.

Philipp II., Graf zu Nassau und zu Saarbrücken, Herr zu Weilburg, Sohn des Grafen Philipp I., geb. am 12. März 1418, † am 10. März 1492, regierte von 1428—1492. Anfangs stand er mit seinem Bruder Johann unter der Vormundschaft seiner Mutter. Mündig geworden schlossen die Brüder einen Theilungsvertrag (1442), nach welchem P. die rechtsrheinischen Besitzungen, Johann Saarbrücken erhalten, Kirchheim gemeinsam bleiben sollte. Durch diese Theilung wurden die beiden Linien Nassau-Weilburg und Nassau-Saarbrücken, welche eine Zeit lang neben einander bestanden, begründet. Anders als sein Vater Philipp I. war P. II. wenig geneigt, sich an allgemeineren Reichsangelegenheiten zu betheiligen, wenn auch sein Name z. B. in der Soester Fehde, in den Kämpfen Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz, dessen Rath er war, und in der Mainzer Bischofsfehde, in welcher er für seinen Verwandten, Graf Adolf, Partei nahm, genannt wird. Ja er nahm 1470 seinen ältesten Sohn zum Mitregenten an, um sich ganz der Ruhe hinzugeben; doch dessen Tod rief ihn nochmals zur Regierung (1480), die er aber nur noch zehn Jahre lang führte, um sie dann in die Hände seines Enkels niederzulegen und sich selbst ganz einem beschaulichen Leben zu Mainz zu widmen. Hier starb er nach zwei Jahren.

K. Menzel, Geschichte von Nassau rc. II, S. 143—180.

Otto.

Philipp III., Graf zu Nassau und Saarbrücken, Herr zu Weilburg, Sohn des Grafen Ludwig und der Gräfin Marie, Tochter des Grafen Adolf von Nassau-Wiesbaden, geb. am 24. Septbr. 1504, † am 4. Octbr. 1559, reg. 1523—59. Dieser treffliche Fürst, welcher in der Grabschrift als heros pius, magnanimus et fortis evangelii instaurator, in egenos munificus bezeichnet wird, war fast ausschließlich von den kirchlichen Interessen in Anspruch genommen. Nachdem er die Regierung aus den Händen des Curators, welcher sie für seinen mehr dem beschaulichen Leben geneigten Vater führte, erhalten hatte und in den Wetterauer Grafenverein eingetreten war, gerieth er sogleich in Conflikt mit dem Erzbischof von Trier wegen der Ausübung der Jurisdiction in geistlichen Dingen, in welcher sich derselbe durch den Grafen behindert glaubte. In der That waren die kirchlichen Zustände in dem Weilburgischen der Art, daß eine Aenderung dringend geboten war. Der Graf, schon berührt von den Ideen der Reformation, entschloß sich hier einzugreifen, doch verfuhr er dabei zögernd und vorsichtig und beließ die alten Einrichtungen und Personen, so lange es nur gehen wollte. Zunächst berief er im Herbst 1526 den Schwaben Dr. Erhard Schnepf zum Prediger, welcher als Lehrer und Prediger die Reformation in der Herrschaft Weilburg einführte, aber schon nach zwei Jahren den reicheren Wirkungskreis an der neugegründeten Universität Marburg dieser praktischen Thätigkeit vorzog. Entscheidender und grundlegend war die Wirk-

samkeit des Hofpredigers Heinrich Stroß gen. Romanus, welcher im J. 1533 eine neue Kirchenordnung ausarbeitete und seit 1536 als Inspector und Visitator dieselbe befestigte. Es war auch wol sein Einfluß, welcher den Grafen veranlaßte, sich dem schmalkaldischen Bunde anzuschließen (1537), sowie zur Beseitigung katholischer Stiftungen zu schreiten und mit Luther selbst in Verbindung zu treten. Nur in den Nassau-Wiesbaden gemeinschaftlichen Gebietstheilen wurde noch eine Zeit lang die Einführung der Reformation aufgehalten. Mit dem schmalkaldischen Bunde machte P. unangenehme Erfahrungen, indem er sich nicht ebenbürtig behandelt glaubte und deßhalb mehrfach Beschwerde führte, auch die Leistungen an Geld zurückhielt. Eine weitere Stütze der Reformation sollte die im J. 1540 gestiftete Freischule zu Weilburg sein, aus welcher das heutige Gymnasium hervorging. Ein großer Gewinn war auch die nach des Stroß Romanus Tod (1544) erfolgte Berufung des Kaspar Goltwurm zum Inspector der Kirchen und Schulen, 1546. Trotz seiner Spannung mit dem schmalkaldischen Bunde nahm P. Theil an dem schmalkaldischen Kriege, indem er dem Landgrafen von Hessen und Kurfürsten von der Pfalz einige Reiter stellte; freilich zog er sich dadurch die Ungnade des Kaisers zu und mußte auf dem Reichstage zu Augsburg die Verzeihung desselben nachsuchen, welche er auch durch Fürsprache des Grafen Wilhelm von Dillenburg und Feldmarschalls R. v. Solms erlangte; doch mußte er das Interim einführen, dessen Controle der Erzbischof von Trier zur Herstellung der gesammten katholischen Ordnung benutzen wollte. Erst nach dem Passauer Vertrag kehrte Goltwurm, welcher inzwischen meist zu Wittenberg sich aufgehalten hatte, in sein früheres Amt zurück; von da an erlitt das Reformationswerk keine Anfechtung mehr. — P. war dreimal vermählt, zuerst mit Elisabeth v. Sayn, dann mit Anna v. Mansfeld, der Mutter des Grafen Albrecht von Nassau, zuletzt mit Amalie v. Isenburg, der Mutter des Grafen Philipp. Er wurde in der von ihm restaurirten Weilburger Stadtkirche begraben.

K. Menzel, Geschichte von Nassau &c. II, S. 202—339.

Otto.

Philipp I., Graf von Nassau, Herr zu Idstein und Wiesbaden, geb. 1490 zu Köln, † am 6. Juni 1558 zu Idstein, war der Sohn des Grafen Adolf III., dem er im J. 1511 in der Regierung nachfolgte. Während jedoch der Vater sich eifrig an den Reichsangelegenheiten betheiligt hatte und auch für Maximilian vielfach in den Niederlanden thätig gewesen war, beschränkte P. seine Thätigkeit fast ganz auf die Regierung seiner Erbländer, zumal Graf Adolf in österreichischem Dienst viel Geld ohne Entschädigung hatte aufwenden müssen und daher mehr Schulden, als gut war, hinterließ. Reichstage besuchte er selten, wie den Augsburger von 1530, sondern verständigte sich auf den wiederkehrenden Versammlungen zu Diez, Köln, Mainz, Frankfurt &c. mit den Wetterauer Grafen über die gemeinsame Vertretung ihrer Interessen und die Wahrung oder Erweiterung ihrer Rechte auf denselben. Zu diesem Zwecke hielten die Grafen öftere Versammlungen zu Diez, Mainz, Frankfurt &c. Aber auch diese besuchte unser Graf nicht immer persönlich infolge seiner schwachen Gesundheit, welche ihm namentlich in den späteren Lebensjahren, in denen er fast erblindete, große Schonung zur Pflicht machte. Dieser Umstand mag überhaupt insofern auf seinen Charakter eingewirkt haben, als er energischem Eingreifen in den Gang der Dinge wenig geneigt war. Dies zeigt sich vor allem in seinem Verhalten zur Reformation. Während dieselbe rings um seine Lande Eingang fand, verhielt er sich ihr gegenüber gerade nicht ablehnend, aber auch nicht fördernd. Dies führte eine Zeit lang zu eigenthümlichen Verhältnissen in den sog. drei- und vierherrischen Gebieten, in welchen die Mitbesitzer eifrig vorandrängten,

während P. zurückhielt. Vielleicht mochte ihn zurückschrecken der Umstand, daß zur Zeit des Bauernkrieges auch in seiner Stadt Wiesbaden Unruhen angezettelt worden waren, welche indessen leicht unterdrückt wurden; doch erfolgten schwere Strafen. Erst am Anfang der vierziger Jahre gab er weiteren Widerstand auf. Entscheidend war dafür die Verordnung vom December 1542 und die Berufung von Geistlichen, welche der neuen Lehre zugethan waren, zunächst von Wolf Denthërer von Wemding gen. Euander am 1. Januar 1542 nach Wiesbaden, u. a., sowie zur selben Zeit die Erweiterung der alten Schule zu Wiesbaden zu einer Lateinschule. Doch trat P. dem schmalkaldischen Bunde nicht bei, nahm auch an den Kriegen von 1546 oder 1552 nicht theil, mußte jedoch das Interim einführen und die Visitationen durch den Bischof M. Helding gestatten. Das Jahr 1552 führte zwar die vertriebenen Geistlichen wieder zurück, brachte aber auch die Verwüstung des Landes durch die Banden des Markgrafen Albrecht, welcher auch die Herrschaft Wiesbaden streifte. Fortan blieb die lutherische Confession unangefochten. Seinen Pflichten als Reichsfürst kam P. getreulich nach, wenn er auch über die Höhe seines Matrikularanschlags klagte. So schickte er 1532 und 1542 die auf ihn entfallende Mannschaft gegen die Türken. Mit seinen Nachbarn wußte er entstehende Streitigkeiten mehrfach gütlich auszugleichen, gegen seine Unterthanen bewies er sich gerecht und milde, und namentlich gegen die Stadt Wiesbaden, als sie im J. 1547 von einer großen Feuersbrunst am 25. April heimgesucht worden war. Seinen kirchlichen Sinn beweist die Stiftung einer Wochenmesse im J. 1525; seinen jüngsten Sohn Balthasar ließ er im J. 1535 in den deutschen Orden eintreten. Den Bürgern von Wiesbaden versprach er im J. 1546 gegen Zahlung von 100 Gulden den Aufenthalt von Juden in ihrer Stadt nicht mehr zu gestatten. P. vermählte sich im J. 1514 mit Adriana, Tochter des Herrn Johann v. Bergen, welche aber schon im J. 1524 starb; sie ist wie ihr Gemahl in der Kirche zu Idstein begraben. Von den Söhnen starb Graf Adolf, welchem der Vater die Herrschaft Idstein zugedacht hatte, vor diesem, im J. 1556, so daß Philipp II., den man später zum Unterschied von dem älteren (Altherrn) den Jungherrn nannte, die beiden Herrschaften erbte. Er regierte im Sinne des Vaters weiter, starb aber schon im J. 1566, ohne Nachkommen zu hinterlassen; sein Erbe wurde der jüngste Bruder Balthasar, welcher aus dem Orden ausgetreten war.

K. Menzel, Geschichte von Nassau von der Mitte des 14. Jahrh. bis zur Gegenwart I (Schliephake, Geschichte von N. V), 1879 (1881), S. 525 bis 623. — Ueber die Verhältnisse der Stadt Wiesbaden während der Regierung Philipp's s. Fr. Otto, Die ältesten Burgermeister-Rechnungen der Stadt Wiesbaden, in den Annalen des Vereins f. nass. Alterthumskunde XIX, 1886, S. 76–105. Otto.

Philipp, Graf von Nassau, geb. 1566, war der Sohn des Grafen Johann von Nassau-Katzenellnbogen, des Bruders Wilhelms von Oranien. Wie fast seine sämmtlichen Brüder kam er schon in jungen Jahren nach den Niederlanden, wo er sich bald durch seine Kühnheit auszeichnete und schon 1585 die Stelle eines Gouverneurs in Gorcum und eines Obersten über ein Regiment zu Fuß von den Staaten von Holland erhielt. In den Leicester'schen Wirren stellte er sich gleich auf die Seite der Staaten und erhielt 1587 schon ein ansehnliches Commando an der holländischen Grenzlinie. Im vorigen Jahre hatte er sich im kleinen Krieg im Kölnischen sehr hervorgethan, wie er auch in den nächsten Jahren zu den glänzendsten Führern der kleinen staatischen Armee gehörte. Im J. 1593 machte er seinen Namen gefürchtet durch einen kühnen Zug nach dem Luxemburgischen, im nächsten Jahre führte er eine auserlesene niederländische Schaar von 3000 Mann nach Frankreich. Das Jahr darauf wurde

er bei einem unglücklichen Reiterkampfe an der Lippe in Westfalen tödtlich verwundet und starb, von den Spaniern gut gepflegt, schon am Tage nachher am 2. Septbr. 1595 (nicht 31. August 1596, wie van der Aa hat). P. war ein tapferer, etwas tollkühner Soldat, der, wie der Fiscal Duyck in seinem bekannten Tagebuch sagt, zuerst sehr debauchirt gelebt hatte, jetzt aber anfing, sich zu mäßigen und ein guter General zu werden versprach.

Duyck, Journael, Bd. I. — Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange, 2. Serie, Bd. I. — Bor, van Meteren, Bentivoglio und die Militärschriftsteller der Spanier Coloma, Carnero, Campana. Von Neueren außer Wagenaar, Motley, United Netherlands, Bd. III. — Fruin, Tien Jaren. — Arend, van Rees und Brill, Bd. III, 2, mein Staat der Ver. in de jaren zijner wording. P. L. Müller.

Philipp Wilhelm, Prinz von Oranien, ward als ältester Sohn des Prinzen Wilhelm von Oranien in seiner ersten Ehe mit Anna, Erbtochter des Grafen von Büren am 19. Decbr. 1554 geboren, und erbte nach dem frühen Tode der Mutter die Grafschaft Büren mit dem ganzen dazu gehörigen Gütercomplex. Seine Erziehung erhielt er an der Löwener Universität, wo der Herzog von Alba ihn 1568, den Privilegien und allen Protesten der akademischen Behörden zum Trotz, aufheben und als Gefangenen nach Spanien bringen ließ. Hier wurde er zwar seinem hohem Range gemäß behandelt und durfte seine Studien an der Universität Alcala fortsetzen, allein er blieb ein Gefangener. Vergeblich versuchte der Vater seine Freiheit zu erlangen, dieselbe wurde zwar bei den vielen Unterhandlungen der Jahre 1575—1579 fortwährend verheißen, aber nie gestattet. König Philipp meinte im Sohn eine Waffe gegen den Vater zu haben. Nach dessen Tode Prinz von Oranien und rechtmäßiger Besitzer eines großen Theiles der väterlichen Erbschaft blieb er doch gefangen, wenn auch seine Loyalität und Katholicität über allen Verdacht erhaben blieben. Doch ließ er nie die geringste Schmähung des Vaters zu. Er hat einen Spanier, der es wagte, zum Fenster hinausgestürzt und hat die Güter seiner Familie in der Freigrafschaft nie zurückerhalten, weil er die darauf angewiesene Pension an die Mörder seines Vaters nicht anerkennen wollte, auch zeigte er sich damals so gut wie später immer tolerant gegen seine protestantischen Unterthanen in Oranien, Breda rc. Erst 1595 erhielt er die Freiheit und die Erlaubniß nach den Niederlanden zu gehen, im Gefolge des Erzherzogs Albrecht, man hoffte so den Staaten und namentlich seinem Halbbruder Moritz von Oranien Schwierigkeiten zu bereiten und den oranischen Einfluß für die Sache der Kirche und des Königs wirken zu lassen. Jedoch dies schlug vollständig fehl; die Staaten verboten dem Prinzen den Eintritt in ihr Gebiet, wenn sie ihn auch sonst sehr höflich behandelten und die Einkünfte seiner in ihrer Gewalt stehenden Güter ihm zuzuwenden bereit waren. P. nahm dann als Freiwilliger am Krieg gegen Frankreich Theil und zeigte, wie er einmal sagte, „daß er aus einem zu hohen Hause war um Furcht zu haben"; gegen die Niederlande hat er nie die Waffen geführt. Nach dem Frieden von Verviers mit Eleonora von Bourbon verheirathet, erhielt er während der ersten Unterhandlungen im J. 1606 seine Güter zurück, kam 1608 nach dem Haag, traf mit seinen Geschwistern und den Staaten eine Vereinbarung über die Erbschaft, wobei Oldenbarnevelt eifrig mitwirkte, und lebte dann als ein Grandseigneur in seiner Herrschaft Breda, bis er am 28. Febr. 1618 starb, nach einem tief unglücklichen, vollkommen verfehlten Leben, ein Opfer der Politik von seinen frühen Jugendjahren an. Sein Halbbruder Moritz hat seine Güter geerbt und so blieb bis zum Tode Wilhelms III. 1702 das oranische Familiengut beieinander, das von Ludwig XIV. confiscirte Fürstenthum Oranien ausgenommen.

Vgl. Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange, Serie I und II. — Gachard, Corresp. de Philippe II. und die sonstige Literatur der Zeit. Von Neueren Wagenaar, Arend, van Rees und Brill, Motley ꝛc.

P. L. Müller.

Philipp, Kurfürst von der Pfalz, geb. am 14. Juli 1448, † am 28. Februar 1508. Sohn des Kurfürsten Ludwig IV. (s. A. D. B. XIX, 571 ff.) und Margarethas von Savoyen, deren Vater als Papst Felix V. an die Spitze des Basler Reformconcils getreten war, kam der junge Pfalzgraf bereits 1449 unter die Vormundschaft seines kriegerischen Oheims Friedrich (s. A. D. B. VII, 593 ff.). Dieser nahm ihn kurz darauf (durch die Arrogation vom 8. Januar 1452) an Kindesstatt an, um als regierender Kurfürst die Interessen seines Hauses und Landes noch kräftiger wahren zu können, wogegen er sich für seine Person zur Ehelosigkeit verpflichtete. P. hat bald nach dem Eintritt in sein mündiges Alter (8. Januar 1467) die Arrogation bestätigt und am 24. Januar 1472 nochmals zu Gunsten seines Oheims für dessen Lebensdauer auf die Regierung verzichtet, wobei er sogar jene Bedingung der Ehelosigkeit aufhob. Eine gewisse Selbständigkeit bewies der junge Pfalzgraf, indem er die von Friedrich gewünschte Vermählung mit der Erbin von Katzenellenbogen ablehnte (September 1467). Das Project, ihn mit der Tochter Karls des Kühnen zu verheirathen, scheiterte gleichfalls; seine Verbindung mit Margarethe, der Tochter Herzog Ludwigs von Baiern-Landshut (s. A. D. B. XIX, 509 ff.), die er am 21. Februar 1474 heimführte, sollte. so glücklich die mit vierzehn Kindern gesegnete Ehe war, der Pfalz noch sehr verhängnißvoll werden. Während der Regierung Friedrichs des Siegreichen mußte der Nachfolger die Schule des Krieges und der Verwaltung durchmachen; wir finden ihn an der Spitze der Streitkräfte, welche der Kurfürst im J. 1468 seinem Bruder Erzb. Ruprecht von Köln gegen dessen unbotmäßige Kapitularen und Stände zu Hülfe schickte, an der Seite des Oheims bei der Belagerung von Wachenheim (1471), endlich seit 1474 als Statthalter in der Oberpfalz. Am 12. December 1476 starb Friedrich der Siegreiche und hinterließ seinem Neffen ein beträchtlich vergrößertes Gebiet, ein wohlorganisirtes Regiment und gefüllte Kassen. So leicht sich P. mit dem Kaiser und mit den bisher feindlichen Nachbarfürsten auf guten Fuß zu setzen wußte und so wenig ihn das Beispiel seines Oheims zum leidenschaftlichen Kriegsmann gemacht hatte, das volle Gefühl seiner landesherrlichen Stellung kann man ihm nicht absprechen. Wie er die Stände seines Territoriums nur einmal in höchster Noth (1505) zusammentreten ließ und auch durch die Aufnahme juristischer Doctoren in sein Hofgericht die Vorliebe des erstarkenden Fürstenthums für das römische Recht bekundete, so stand er in der Wahrung seiner fürstlichen Hoheit keinem nach. Das Schloß Geroldseck, das er dem unbotmäßigen Besitzer gewaltsam entrissen hatte (1486), gab er einem Schiedsspruch seiner eigenen Räthe zum Trotz nicht heraus; auch in den Händeln mit der Stadt Bingen und der hieraus erwachsenen Spannung mit dem Mainzer Erzstift zeigte sich P. geneigt, sein Recht mit Gewalt zu behaupten, und kurz nach der Einrichtung des ewigen Landfriedens half er gegen gute Bezahlung dem Erzbischof von Trier die Stadt Boppard erobern, ohne sich um die Vermittlungsversuche des Königs und des Reichstags zu kümmern (1497). Seine Stellung zu den demokratischen Bewegungen der Zeit wird durch das strenge Verfahren gegen die Tumultuanten zu Kreuznach (1496) und die Theilnahme an der Unterdrückung des Bundschuhs von 1502 gekennzeichnet. Damals war P. bereits wie sein Vorgänger in Conflict mit dem Papst und in ein sehr gespanntes Verhältniß zum Reichsoberhaupt gerathen; die Gewaltthätigkeiten seines Hofmarschalls gegen das Kloster Weißenburg zogen den päpstlichen Bann auch gegen den Kurfürsten, der nicht einschritt,

nach sich. Reuchlin, deshalb im J. 1498 nach Rom geschickt, hat in einer sehr energischen Rede die Sache des Pfälzers vor Alexander VI. geführt. Folgenreicher als dieser Conflict wurde die zunehmende Entfremdung zwischen P. und König Maximilian. Hatte Kurfürst Friedrich sich zu Karl dem Kühnen gehalten, so finden wir seinen Nachfolger schon 1489 in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich, dessen Pensionär er dann 1492 wirklich geworden ist; die Pension von 12 000 Livres jährlich war freilich noch im J. 1498 rückständig, aber die Verbindung blieb unzerrissen und Philipp's ältester Sohn Ludwig, den der Vater damals wegen des ihm zu geringfügigen französischen Angebots nicht an den Hof König Ludwigs XII. hatte gehen lassen, mußte ein paar Jahre später sich doch dorthin begeben. Das enge Verhältniß zu Frankreich bildete nachmals ein Erbstück pfälzischer Politik, so wenig auch diese Freundschaft dem Kurfürsten P. in der schweren Zeit des bairischen Erbfolgestreits die erwarteten Früchte getragen hat. Dagegen rächte sich die antihabsburgische Haltung des Pfälzers, der allerdings nicht von vornherein als Anhänger der kurfürstlichen Reformpartei gelten konnte, derselben in Worms 1495 und in Augsburg 1500 Schwierigkeiten machte, aber doch schließlich ganz in das Lager des Kurfürsten Berthold von Mainz überging. Man traute ihm, dem „falschen Graf" alle möglichen üblen Projecte gegen König Maximilian zu; seine zweideutige Rolle im Schweizerkrieg von 1499 trug auch nicht dazu bei, diesen Ruf zu bessern. Damals hatte bereits Herzog Georg von Landshut (s. A. D. B. VIII, 600 ff.) sein gegen die wittelsbachischen Familienverträge verstoßendes Testament (1496) gemacht, wonach sein ganzes Erbe der Tochter Elisabeth und damit der pfälzischen Linie mit Uebergehung Albrechts IV. von München zufallen sollte. Denn Elisabeth sollte sich mit Philipp's drittem Sohn, Pfalzgraf Ruprecht (geb. 1481), verbinden; im J. 1499 wurde mit päpstlichem Dispens die Ehe vollzogen. Wenn beide stürben, sollte Kurfürst P. oder dessen ältester Sohn erben. Aber der römische König garantirte Albrecht IV. seinen Erbanspruch und belehnte nach Georgs Ableben (1. December 1503) sofort die Münchener Linie, freilich unter Vorbehalt seines eignen „Interesse". In der Pfalz wie in Niederbaiern waren bereits für den voraussichtlichen Ausbruch des Krieges Vorkehrungen getroffen. Die Pfälzer, ihrem münchener Gegner namentlich finanziell weit überlegen, verrechneten sich doch durch Unterschätzung des noch nicht ausgestorbenen nachbarlichen Grolls über die Erfolge Friedrichs des Siegreichen und namentlich in ihrer Hoffnung auf Frankreich, dessen kurz vorher (October 1503) mit Maximilian abgeschlossenes Bündniß für den Verlauf des Erbfolgestreits geradezu entscheidend wurde. Im April 1504 eröffneten Ruprecht und seine bairische Gemahlin die Feindseligkeiten, nachdem Maximilians eigennützige Absichten während der Vermittlungsversuche deutlich genug hervorgetreten waren. Mitten im Krieg, dessen volle Härte nun Baiern wie die Pfalz empfinden mußten, starben der junge Pfalzgraf und seine tapfere Elisabeth rasch nacheinander weg; am 12. September erfocht der römische König in der Nähe von Regensburg einen glänzenden Sieg über das böhmische Soldheer der Pfälzer. Der alte Kurfürst hatte bereits vorher Waffenstillstand geschlossen, unterstützt von dem einzigen Nachbarfürsten, der die Nothlage der Pfalz auszubeuten verschmähte, M. Christoph von Baden; eine Versöhnung mit dem römischen König erfolgte unter Vermittlung Kursachsens auf dem Reichstage zu Köln (1505), aber P. blieb trotzdem in der Acht, da er sich weigerte zu der argen Verstümmelung seines Territoriums seine Einwilligung zu geben. Abgesehen davon, daß vom Landshuter Erbe nur ein sehr bescheidener Antheil, die sogenannte junge Pfalz (Neuburg), den Kindern Ruprechts und Elisabeths über-

lassen wurde, hatten von rheinischen Gebieten des Kurfürsten Hessen, Würtemberg, Veldenz, von der Oberpfalz namentlich die Nürnberger Stücke an sich gebracht; weitere Verluste verursachte die Nothwendigkeit, den zerrütteten Finanzen durch Verkauf oder Verpfändung an Nachbarfürsten und Vassallen aufzuhelfen. Noch ehe der volle Friede hergestellt war, starb der „mit zeitigem Alter" heimgesuchte Kurfürst zu Germersheim am 28. Februar 1508.

Die erfreulichste Seite in Philipp's Leben bildet ohne Zweifel sein Verhältniß zum deutschen Humanismus, der ja bereits am Hofe seines Vorgängers eine Heimstätte gefunden hatte, jetzt aber unter dem Mäcenat des Kurfürsten und des Kanzlers Dalberg in Heidelberg, der streng scholastischen Universität zum Trotz, geradezu „die älteste Burg der schönen Wissenschaften" aufrichten durfte. In den beiden letzten Decennien des 15. Jahrhunderts begegnen uns dort lernend oder lehrend Männer wie Trithemius, Wimpheling, Rudolf Agricola, Reuchlin, Celtis, Hermann von dem Busche, zahlreicher kleinerer Größen zu geschweigen. Die eigentliche Seele dieses regen Geisteslebens war Dalberg, aber auch Kurfürst P., von einem seiner Zeitgenossen als bonus hastilusor atque literatus gerühmt, zeigte sich gegen Gelehrte, zumal der modernen Richtung, „voll frommer Hingebung", wie er z. B. auf den weitgetriebenen Unabhängigkeitssinn eines Agricola die zarteste Rücksicht nahm. Von seinem persönlichen Interesse für die neuerschlossene Welt des classischen Alterthums zeugen die Uebersetzungen, welche z. B. Reuchlin und Adam Werner von Themar für ihn anfertigten; Agricola mußte ihm eine Weltchronik, Trithemius, den er selber in seinem Kloster aufsuchte, eine Chronik der Baiernherzoge verfassen; der Erziehung seiner Söhne widmeten sich Reuchlin, Adam Werner, Oekolampadius, vorübergehend auch Celtis. Das liebenswürdige Wesen, das dem Kurfürsten überhaupt im geselligen Verkehr eigen war, trat nirgends erfreulicher hervor als hier, aber es blieb ihm nicht erspart, wie die äußere Blüthe der Kurpfalz, so auch Heidelbergs „goldenes Zeitalter" zu überleben.

D. Pareus, Hist. Palatina. — L. Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz. — L. Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation I. — H. Ulmann, Kaiser Maximilian I. — Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins 26, 27, 33. (Weech, das Reißbuch von 1504). — Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg. — L. Geiger, Johann Reuchlin. — K. Hartfelder, Heidelberg und der Humanismus (Zeitschr. für Allg. Gesch. II, 1885). — Morneweg, Johann v. Dalberg. Heid. 1887.
v. Bezold.

Philipp, der jüngere Bruder des Kurfürsten Ottheinrich, ist geboren zu Heidelberg am 12. November 1503, kurze Zeit vor dem Ausbruch der sog. Landshuter Fehde, welche sich daran entzündete, daß Herzog Georg der Reiche von Baiern-Landshut sein Land in Ermanglung eigner Söhne an seinen Schwiegersohn Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Philipp I. bringen wollte, welchen er mit seiner Tochter Elisabeth vermählt hatte. Aus der Ehe Ruprechts mit Elisabeth, welche beide binnen 6 Wochen mitten im Krieg an der Ruhr starben (21. Juli und 14. September 1504) stammen P. und sein um ein Jahr älterer Bruder Ottheinrich, die im zartesten Kindesalter vater- und mutterlose Waisen wurden. P. erhielt wie sein Bruder zum Vormund den vierten Sohn Kurfürst Philipp I., Friedrich, der auch die Verwaltung des nach dem Krieg durch den sog. Kölner Spruch Kaiser Maximilians den Waisen aus dem großväterlichen Besitz zugeschiedenen Landes übernahm. Die fürstlichen Kinder wurden zu Neuburg an der Donau, der Hauptstadt des neugebildeten Herzogthums, gemeinschaftlich erzogen, meist unter der Aufsicht des Statthalters des Vormunds, Adam v. Törring, der in Abwesenheit des häufig abenteuernden Herzogs Friedrich sich der jungen Fürsten wie ein Vater annahm. Im Alter

von 10 resp. 9 Jahren erhielten diese in dem Magister Alexander Wagner aus Bretten in der Pfalz einen „Zuchtmeister und Pädagogen", der ihnen mit einigen jungen Edelleuten des Herzogthums Unterricht im Lateinischen und Deutschen ertheilte. Als im Alter von 14 Jahren Ottheinrich der Schule entnommen wurde, um die übliche weltlich-ritterliche Bildung zu erhalten, die ihn für die künftige Führung der Landesregierung fähig machen sollte, wurde Philipp nach Freiburg im Breisgau geschickt, um auf dieser Universität seine Studien fortzusetzen, die ihn zum Eintritt in die Kirche befähigen sollten. Er war erst 13 Jahre alt, aber es kam in jener Zeit häufig vor, daß der Eintritt in die Artistenfacultät schon so frühe erfolgte. Im Alter von 14 Jahren erhielt P. seinen eigenen Hofmeister und hörte von da an außer humanistischen Vorlesungen auch den berühmten Juristen Zasius und wurde streng angehalten mit den ihm beigegebenen jungen Edelleuten nur Lateinisch zu sprechen. Als 1516 Kaiser Maximilian nach Freiburg kam, wurde P. trotz seiner Jugend zum Rector gewählt, hielt eine lateinische Anrede an den Kaiser und wurde von diesem mit einem Pferde beschenkt. Den Sommer 1518 brachte P., weil die Pest in Freiburg ausgebrochen war, auf dem Schlosse Glatt im Hohenzollernschen zu, welches Reinhard von Neuneck, einem alten und treuen Diener Herzog Georgs des Reichen, gehörte. Da die Seuche nicht nachließ, so kehrte P. auf Lichtmeß 1519 nach Neuburg zurück und begab sich von da am 15. September desselben Jahrs auf die Universität Padua, hauptsächlich um juristische Studien zu betreiben und Lateinisch zu lernen, weßhalb ihn außer seinem Hofmeister und vier jungen Edelleuten der spätere herzoglich neuburgische Rath Dr. jur. Matthias Alber dahin begleitete. P. wurde vom Herzog von Venedig seinem Stande gemäß geehrt, erhielt sammt seinen Begleitern das Recht Waffen zu tragen und lag dem Studium ungestört bis Ostern 1520 ob, zuletzt unter Leitung des Hieronymus von Croaria, ehemals juristischen Professors in Ingolstadt, der ihm als Hofmeister nachgeschickt wurde. Um der Hitze zu entfliehen begab sich P. um Ostern 1520 nach Bruneck im Pusterthal, wo sein Oheim der Bischof von Freising als solcher Besitzungen hatte. Als er in der kühleren Jahreszeit nach Padua zurückgekehrt war, zog er sich, noch nicht 17 Jahre alt die weitverbreitete französische Krankheit zu, an der er sein Lebenlang zu leiden hatte. Es ist nicht unbedingt anzunehmen, daß die Krankheit durch geschlechtlichen Umgang entstand, da bei der ungeheuren Verbreitung der Seuche und der Unreinlichkeit in Herbergen und öffentlichen Versammlungsorten auch durch äußeren Contact Ansteckungen nicht selten waren. Diese Heimsuchung bewog ihn zu dem Gelübde einer Wallfahrt nach Jerusalem, worin ihm sein Bruder vorangegangen war. Er konnte aber die Erlaubniß dazu nicht erlangen, da sein Vormund Bedenken trug, beide junge Fürsten gleichzeitig der immerhin nicht unbedeutenden Gefahr einer solchen Pilgerfahrt auszusetzen. Vielmehr entstand der Plan, P. an den päpstlichen Hof zu bringen, was Jacob Fugger von Augsburg zu vermitteln übernahm. Doch zerschlug sich die Sache und damit die Aussicht rasch im Kirchendienst emporzukommen. Deßhalb kehrte P. auf Frohnleichnam 1521 nach Neuburg zurück und hielt sich dann meist bei seinem Vormund auf, bis dieser wegen seiner Geschäfte als Statthalter des Kaisers beim Reichsregiment in Nürnberg sich entschloß, die jungen Fürsten vor der Zeit für mündig erklären zu lassen. Dies geschah am 2. Juni 1522 auf dem Landtag zu Burglengsfeld. Nachdem die beiden Brüder, welche ihr Land ungetheilt regieren wollten, sich hatten huldigen lassen, verwalteten sie bis ins Frühjahr 1523 gemeinsam ihr Land in Neuburg, wo sie ein heiteres, jugendfrisches Leben führten, das in der Fastnachtszeit durch die ritterlichen Spiele des Rennens und Stechens seinen Höhepunkt erreichte. Erst

damals hat P., wie Ottheinrich in seinem Tagebuch sagt „sein erst Stechen ton“. Da aber der Ertrag des Landes (nach dem Kölner Spruch jährlich 24 000 fl.) für zwei Fürsten zu knapp war, so trat P. an Ostern 1523 in den Dienst des Erzherzogs Ferdinand, der damals zeilweilig beim Reichsregiment in Nürnberg weilte. Das Gehalt bei Ferdinand war aber nur gering und zudem durch die jungen Edelleute in Ferdinands Gefolge viel Gelegenheit und auch mancher Zwang zu Geldausgaben. Deßhalb verließ P. schon auf Lichtmeß 1524 den Hof Ferdinands, der ihn übrigens ungern entließ, und trat in den Hofhalt seines Oheims Friedrich ein, der des Reichsregiments wegen meist in Nürnberg weilte. Während des Bauernaufstands in Mittelfranken befand sich P. im Gefolge Friedrichs. Nach Auflösung der im Bisthum Eichstädt gesammelten Schaaren begab er sich nach Neuburg, um von da die Bewegung niederzuhalten, welche namentlich auch das Amt Hilpoltstein ergriffen hatte.

In den folgenden Jahren hielt sich P. meist in Neuburg auf, wo er mit seinem Bruder, der das Jahr 1524/25 in Heidelberg zugebracht und den Zug des Kurfürsten gegen die Bauern mitgemacht hatte, die Regierung führte. Das Stillleben daselbst wurde durch den Besuch des Reichstags von Speyer im Jahr 1529 unterbrochen. Als dann im selben Jahr die Türken gegen Wien heranzogen und Herzog Friedrich den Oberbefehl über das bei Linz sich sammelnde Reichsheer erhielt, zog P. mit 130 Pferden als Freiwilliger ins Feld. Beim Durchzug wurde er von Ferdinand in Linz ehrenvoll empfangen und kam eben noch rechtzeitig nach Wien, um sich mit 60 Pferden freiwillig den Vertheidigern der Stadt zugesellen zu können. Sein Entschluß zu bleiben trug zur Verbesserung der Stimmung wesentlich bei. Ihm wurde der Befehl über zwei Regimenter Reichsvölker und die Bewachung der Mauerstrecke vom roten Thurmthor am Donaucanal bis zum Kärnthner Thor übertragen und hier schlug er den zweiten türkischen Sturm ab, der am 11. October durch die 50 Fuß breite Mauerlücke gewagt wurde, welche eine Mine gerissen hatte. Die hervorragende Tapferkeit und der entschlossene Muth, die er bei dieser Gelegenheit zeigte, wurden von Ferdinand und dem Kaiser nicht nach Gebühr anerkannt. Denn als er 1530 im Auftrag des Kurfürsten Ludwig als dessen Vertreter und einziger deutscher Reichsfürst dem Kaiser bei der Krönung zu Bologna das Reichsschwert vortrug, erhielt er von Karl V. zwar den Ritterschlag, aber keinerlei Belohnung. Er hatte sich für seine Verdienste um die Vertheidigung Wiens Hoffnung auf Zuweisung von einigen tausend Ducaten auf das damals heimgefallene Reichslehen Montferrat gemacht, ging aber völlig leer aus. Während des Reichstags in Augsburg (1530), auf welchem er mit seinem Bruder und glänzendem Gefolge erschien, erkrankte er schwer an seiner Jugendkrankheit und mußte sich einer längeren Cur unterziehen. Erst im J. 1532 auf dem Reichstag in Regensburg wurde seiner Verdienste um das Haus Habsburg gedacht. Denn am 1. Mai d. Js. ernannte ihn der Kaiser zum Ritter des goldenen Vließes, aber ohne ihm irgend eine Vergünstigung zu verleihen, obwohl, wie Ottheinrich sagt, das Ordensstatut fordert, daß arme Ritter Unterstützung erhalten sollten, um standesgemäß leben zu können. Dagegen ernannte ihn Ferdinand zum Statthalter von Würtemberg, mit 4000 Gulden Gehalt und denselben Rechten, die der Truchseß von Waldburg, sein Vorgänger, gehabt hatte, mit Wohnsitz im Schloß zu Stuttgart und Naturalbezugsrecht von Holz, Wein, Getreide und Hafer nach Anschlag. P. sollte mit den beigeordneten Räthen nach gegebener Instruction sein Amt verwalten, gab aber mehr nur den Namen her, da die Räthe den größten Einfluß und auch den Nutzen von der Regierung zogen. Nachdem P. am 11. Juni 1532 sein Amt angetreten hatte, begann er die Rüstung gegen den von den Türken drohenden Anfall und zog im Sommer an der

Spitze des würtembergischen Contingents zum Reichsheer, das sich 40000 Mann zu Fuße und 10000 Reiter stark bei Wien sammelte, um mit dem Kaiser vereint Soliman entgegenzutreten. Nach dem fast kampflosen Zurückweichen der Türken und der Auflösung des Reichsheers kehrte P. nach Stuttgart zurück, wo seiner unruhige Tage harrten. Denn das Jahr 1533 brachte die Verhandlungen wegen Erstreckung des Schwäbischen Bundes, von dessen Existenz die Sicherheit Würtembergs abhing. Aber alle Anstrengungen Ferdinands, den ablaufenden Bund zu erneuern, waren vergeblich. Sobald der Landgraf Philipp von Hessen die Auflösung des Bundes durchgesetzt hatte, begann er seine Verhandlungen wegen der Zurückführung Ulrichs mit den zahlreichen Gegnern Ferdinands, der sich angesichts der hessischen Rüstungen in fast hülfloser Lage befand und bei seiner Geldnoth nicht im Stande war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dennoch rüsteten Herzog P. und seine Räthe, wenn auch von Ferdinand sich selbst überlassen, nach Kräften und brachten 9000 zu Fuß und 400 Reiter auf, mit welchen P. in der Richtung auf Maulbronn zu an der Grenze Aufstellung nahm. Er erwartete, daß der Feind durch die Pfalz heranrücken werde. Jedoch der Landgraf vermied die Pfalz, wofür sich Kurfürst Ludwig dadurch erkenntlich zeigte, daß er die Einungshülfe von 200 Pferden und 1000 Knechten, die er mit den andern Pfalzgrafen stellen sollte, so zögernd in Bewegung setzte, daß alles schon entschieden war, als sie eintraf. Philipp von Hessen schlug den kürzesten Weg vom Main an den Neckar durch den Odenwald ein und erschien, nachdem er am 25. April Ferdinand den Krieg erklärt hatte, am 10. Mai unerwartet bei Neckarsulm, eine Stunde unterhalb Heilbronn. Sobald P. die Anmarschlinie des Landgrafen erfahren hatte, zog er ihm eilends entgegen und schlug am 10. Mai südlich von Heilbronn bei Laufen ein Lager. Am 12. Mai früh überschritt der Landgraf den Neckar und zog auf dem linken Ufer südwärts. P. erhielt durch seine Reiter Kunde von dem Anmarsch und besetzte nördlich von seinem Lager eine Anhöhe, von welcher aus er alsbald den Kampf mit dem Geschütz und den Büchsenschützen des Gegners aufnahm, der von Mittag bis Sonnenuntergang ohne Entscheidung fortdauerte. Aber während desselben wurde Herzog P. der Hengst durch eine Schlangenkugel unter dem Leib erschossen und er selbst an der Fußsohle und an der Ferse schwer verwundet. Trotz seiner anfänglichen Weigerung mußte er den Kampfplatz verlassen und wurde nach Laufen gebracht, wo man die Wunde verband. Sein Zustand zeigte sich aber bald so, daß er wider seine ursprüngliche Absicht das Heer verlassen mußte. Auf den Rath der Hauptleute und Räthe wurde er auf einen Wagen gehoben und auf den Asperg geführt, auf dem er ohnmächtig ankam. Mit ihm verlor das Heer seinen entschlossenen und ausharrenden Führer, die Seele des Widerstands. Während er auf den Asperg geführt wurde, fiel bei Laufen die Entscheidung. Denn in aller Frühe am 13. Mai zog der Landgraf aus seinem Lager und besetzte die Anhöhe über dem Lager seines Feindes, ehe dieser im Stande war, dieselbe wieder zu besetzen. Er stellte sich zwar in der Tiefe vor seinem Lager auf und nahm den Geschützkampf auf, um unter dessen Schutz abzuziehen und eine vortheilhaftere Stellung rückwärts einzunehmen. Aber um den Abzug zu hindern und den Feind zum Stehen und zwischen zwei Feuer zu bringen, machte der Landgraf mit 4 Reitergeschwadern eine umgehende Bewegung und griff den Feind vom Rücken her überraschend an. Es gelang ihm, ihn von der Straße, auf welcher schon ein Theil abgezogen war, gegen den Neckar hinzudrängen, wobei einige hundert Knechte, die sich über den Fluß retten wollten ertranken. Dann kehrte der Landgraf eiligst zu seinem Fußvolk zurück, um den Angriff desselben zu beschleunigen. Unterdessen aber war es dem Feinde, der seinen Abzug eiligst fortsetzte, gelungen die schwachen Reiterscharen

in seinem Rücken seitwärts zu drängen und seinen Abzug zu bewerkstelligen, ehe der Angriff des hessischen Fußvolks recht wirksam wurde. Als die Ueberlegenheit des Feinds und die eigene Gefahr am Tage lag, verließ der oberste Anführer Dietrich Späth unter dem Vorwand Hülfe herbeizubringen die Seinen und floh. Das Heer aber bewerkstelligte doch größtentheils seinen Abzug unter dem Schutz einer in Kirchheim aufgestellten Nachhut. Dabei blieb das Geschütz, die Wagenburg und das Gepäck, das auf der Flucht von den eigenen Knechten geplündert wurde, auf dem Schlachtfeld stehen und fiel nebst den Lebensmitteln und der Kriegskasse in die Hände des Siegers, der zugleich einige hundert Gefangene machte. Die Hauptmacht des Feindes setzte, nicht weiter belästigt den Rückzug fort. Aber der Muth der Truppen war gänzlich gebrochen. So wurde von den noch anwesenden Hauptleuten und Räthen der Beschluß gefaßt, das Heer zu entlassen und nur ein Fähnlein als Besatzung auf den Asperg zu legen. Auf seinem weiteren Vormarsch fiel dem Landgrafen auch die geheime Canzlei des Feindes in die Hände, welche sammt dem Wagen, auf dem sie sich befand, in die Enz gestürzt war. Aus ihr entnahm der Sieger die Erklärung Ferdinands, daß er kein Geld und keine Truppen schaffen könne und daß auch die Verhandlungen mit Augsburg, Ulm und andern Reichsstädten wegen Anlehen vergeblich geblieben waren. Um so zuversichtlicher zog er auf die Hauptstadt los, welche wie das ganze Land den von dem Landgrafen heimgeführten angestammten Herrn jubelnd aufnahm. Schon Ende Mai waren alle Festen des Landes außer Neuffen und Asperg in den Händen des Siegers, der nun zur Belagerung des Aspergs schritt, bei dessen Uebergabe auch Neuffen die Thore zu öffnen zugesagt hatte. Hier lag Herzog P. im elendesten Zustand. Obwohl der Schuß, wie er sich selbst ausdrückte, nur ein Göllschuß d. h. ein Prell- oder Streifschuß war, so nahm die Wunde doch alsbald einen bösen Charakter an, wahrscheinlich wegen der schlechten Säfte des Kranken infolge seiner Erkrankung zu Padua. Der Fuß wurde schwarz bis zum Knöchel und eine Hand breit darüber gelb, so daß man den Brand fürchtete und die Aerzte zu Rathe gingen, ob sie den Fuß nicht amputieren sollten. Doch standen sie im letzten Augenblick davon ab, weil sie, wie Ottheinrich sagt, fanden „es wehre ein Fürst, wir ihm nit guett ain Bain abschneiden". Sie schnitten daher die Wunde auf, verlangten aber Beiziehung anderer Aerzte. Aber als diese von Ottheinrich aus Nürnberg und Augsburg gesendet vor den Asperg kamen, wurden sie vom Landgrafen nicht eingelassen, der seinen eigenen berühmten Wundarzt anbot. Er fürchtete die Mittheilung von Nachrichten von außen nicht ohne Grund. Denn die Aerzte sollten in der That P. die Erlaubniß Ferdinands überbringen, sich in einen anderen Gewahrsam verbringen zu lassen. So beharrte P. bei seinem anfänglichen Entschluß, sich auf das Aeußerste zu wehren, obgleich es an Schießbedarf fehlte und die Knechte sich höchst unbotmäßig zeigten. Auch Philipp's Umgebung theilte seine Entschlossenheit nicht. Sie hielt den Asperg nach der am 31. Mai begonnenen und im Juni fortgesetzten Beschießung nicht mehr für haltbar, nachdem eine Bresche geschossen war. Dem gegenüber erklärte P., der hülflos auf seinem Lager war: „So es möglich wehre sich zu wehren, biß sie über die mauhren hinein Stigen, das man ihm ein Büchßen in die Hand geb, damit, ehe er todt geschlagen würdte, daß er vor auch seinen man mit ihm nehme." Allein „da war kein hebens mehr". Dem Beschluß des Kriegsraths, in welchem der nächst Dietrich Späth dem Herzog Ulrich verhaßteste Mann des Ferdinandeischen Regiments Dr. Fauth saß, konnte P. sich nicht widersetzen, da neben Fauth, der nur an seine Rettung dachte, auch Konrad von Rechberg aus Philipp's persönlichem Gefolge sich dafür erklärte, nachdem „der fromme Mann", wie Ottheinrich ihn ironisch nennt, die Uebergabe zuletzt von dem Ausgang eines Brett-

spiels mit Dr. Fauth abhängig gemacht hatte. Weil die Uebergabe zeitlich erfolgte, so erhielten alle freien Abzug mit Hab und Gut und selbst Dr. Fauth mußte Ulrich mit dem Leben davonkommen lassen, das Land aber mußte er meiden. So fiel der Asperg am 5. Juni. Die Kriegsfürsten erschienen selbst am Krankenlager Philipp's und verpflichteten ihn durch Handschlag, 6 Monate lang nicht gegen sie zu dienen. Ueber Schorndorf und Lauingen wurde P. nun nach Neuburg gebracht, wo er am 11. Juni ankam und unter der treuen brüderlichen Pflege bald genas. Aber die Heilung dauerte nicht lange und die Wunde brach immer wieder auf, so daß er zeitlebens ein siecher Mann blieb.

Durch die Wiedereinsetzung Ulrichs verlor P. die immerhin annehmbare Einnahme aus dem Statthalteramt und die gewohnte Beschäftigung. Da er sich nach Thätigkeit sehnte, so verlangte er die Theilung des väterlichen Erbes. Ungern fügte sich Ottheinrich, weil er wußte, daß das Land nicht zwei Regierungen und Hofhaltungen ertragen könne. Unter Kurfürst Ludwigs Vermittlung wurden am 4. Januar 1535 durch einen Vertrag die Grundsätze der Theilung festgesetzt und darauf fußend der specielle Theilungsvertrag am 30. März 1535 abgeschlossen. Ottheinrich erhielt vorerst auf 6 Jahre $^2/_3$, P. $^1/_3$ von Land und Leuten, Schulden und Vermögen zugetheilt. Philipp's Antheil bestand aus den nördlichen, am bairischen und böhmischen Wald gelegenen Stücken des Herzogthums: Lengfeld, Kallmüntz, Schmittmühlen, Hemau, Laber, Regenstauff, Schwandorf, Flossenbürg, Vohenstrauß, Parkstein, Weiden und Sulzbach, was sammt dem Zins aus dem dritten Theil eines auf Baiern stehenden Capitals einen Ertrag von 8815 fl. abwarf. Darauf ruhten aber 3165 fl. Capitalsschuldzinsen und 843 fl. 20 kr. Dienstgelder, die an gemachte Anlehen sich knüpften, so daß P. nur 4635 fl. jährlichen Ertrags übrig blieben. Vertragsmäßig konnte keiner der Brüder ohne Zustimmung des andern Land verkaufen oder verpfänden; aber die Einwilligung in Belastungen konnte bei dringenden Bedürfnissen nicht verweigert werden und nach Ablauf des Vertrags war Philipp's Schuldenlast so groß, daß er sich in seinem Lande nicht mehr behaupten konnte. Die Ursache dieser Schulden waren seine Bemühungen, durch erneute Kriegsdienste vom Kaiser eine einträgliche Versorgung zu erlangen und die lange fortgesetzten so kostspieligen als vergeblichen Versuche, eine reiche Heirath zu machen.

Als 1536 der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach, übernahm P. den Auftrag, Karl V. 1000 Reiter zuzuführen. Er mußte aber davon abstehen, als seine Wunde im Winter wieder aufbrach. Doch beschloß er im Frühjahr, als die Wunde unerwartet schnell heilte, auf eigene Hand dem Kaiser Zuzug zu leisten. Er hoffte auf dauernden Lohn und Gelegenheit sich die Gunst des Kaisers bei seiner Bewerbung um die Hand der verwittweten Herzogin Christine von Mailand, Tochter Christians II. von Dänemark, zu erwerben. Im Mai stieß er mit 130 Reitern bei Asti zum Heer des Kaisers und machte den mißglückten Zug in die Provence mit. Seine Bewerbung um Christine fand den Beifall des Kaisers nicht, der sie mit dem Herzog von Lothringen vermählte. Für seinen Zuzug wies ihm aber der Kaiser monatlich 500 Kronen zu. Da Herzog Heinrich von Braunschweig für eine weniger zahlreiche Reiterschaar 800 Kronen und Herzog Ludwig von Baiern für wenig mehr Reiter als P. führte 1000 Kronen bezog, so wies P. diesen Sold als Beleidigung zurück. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben kehrte er von dem Zug, der ihn 20 000 fl. gekostet hatte, wenigstens mit gebesserter Gesundheit zurück. Er gab aber seine Ansprüche auf angemessene Bezahlung und Belohnung seiner früheren Dienste nicht auf und begab sich 1538 nach Spanien, um seine Sache persönlich zu betreiben. Er richtete aber gar nichts aus und erhielt nicht einmal ein sog. Zehrgeld, als er sich auf den Heimweg durch Frankreich machte. Franz I. empfing ihn besser,

schenkte ihm 1000 Kronen und trat ihm eine Forderung aus Anlehen des Kurfürsten Ludwig im Betrag von einer halben Million Kronen ab. Als er aber bei Ludwig seine Forderung geltend machte, erhielt er nur harte Vorwürfe und durfte dem König nicht einmal über das Schicksal seiner Forderung eine Mittheilung machen. Aermer als je kam er am 24. Januar 1539 nach Lengfeld zurück. Wie er sich 1536 vergebens um die verwittwete Herzogin von Mailand beworben hatte, so mißlang ihm 1537 auch seine Absicht auf die Hand der Tochter des Herzogs Franz von Lothringen, worin er vom Kurfürst Ludwig unterstützt wurde. Er mußte hinter Reinhold von Oranien zurückstehen, der dem Kaiser mehr genehm war.

Endlich that sich ihm im J. 1539 die Aussicht auf Heinrichs VIII. Tochter Maria auf. Einem Nürnberger Kaufmann, Joachim Gundelfinger, ließ ein Secretär Heinrich VIII. im Gespräche merken, daß sein König seine Tochter Maria gern an einen deutschen Fürsten vermählen würde. Darauf schlug Gundelfinger Herzog P. vor, den der Secretär nicht verwarf. Durch vertrauliche Correspondenz wurde die Sache mit Philipp's Wissen weiter betrieben und als diesem angedeutet wurde, daß der König seinen Besuch gern sehen würde, machte sich P. im November 1539 auf den Weg nach England, begleitet von Ottheinrichs Hofmeister, dem Herrn von Haydeck und dessen Kanzler Sebastian Pemerler. Am 6. December kam P. über Antwerpen nach London und alsbald nahmen die Unterhandlungen einen raschen Verlauf. P. nahm nur an zwei Artikeln des Heirathsvertrags Anstoß. Sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, Maria einem englischen Reichsstatut gemäß als unehelich geboren und successionsunfähig bezeichnet zu sehen und er fürchtete eine Verschreibung für 10 000 fl. jährlichen Wittwengelds nicht beibringen zu können. Letzteres Bedenken des gewissenhaften Fürsten bekämpfte man in England mit der Vorstellung, daß die Verschreibung erst auf seinen Tod fällig sei und bis dahin könnte sich seine Lage durch seine Aussichten auf die Kur noch lange ändern. Man ließ merken, daß diese Verschreibung nur eine formelle Sache sei. Auch religiöse Bedenken hatte P. damals noch, weil er sich mit Heinrich VIII. gegen Jedermann, Kaiser und Reich ausgenommen, verbünden sollte, er aber auch den Papst ausnehmen wollte. Da aber Heinrich nicht nachgab, so unterzeichnete P. den Vertrag doch zu Greenwich 24. Januar 1540. Er lautete für ihn sehr vortheilhaft, denn es wurden ihm 40 000 fl. Gold als Heirathsgut und 12 000 fl. an jährlicher Pension zugesagt, wogegen er seiner Wittwe nur 10 000 fl. verschrieb. Mit 4000 zu Fuß und 1000 Pferden soll er dem König gegen Jedermann, Kaiser und Reich ausgenommen, dienen und die englischen Statute wider das Papstthum gut heißen. Der Vertrag wurde für hinfällig erklärt, wenn P. nicht vor Pfingsten 1540 die Ratification Ottheinrichs, des Kurfürsten Ludwig und Herzog Friedrichs beibringe. Die Verlobung wurde indeß sofort gefeiert, wobei P. der Braut ein Diamantkreuz im Werth von 2500 fl., diese ihm ein Kleinod aus Rubinen und Diamanten für 1500 fl. schenkte. Beim Abschied erhielt P. vom König 7000 fl. Verehrung und werthvolles Silbergeschirr und auch sein Gefolge wurde reich beschenkt. Als P. am 20. Februar nach Heidelberg zurückkam, begann er sofort wegen der Ratification zu unterhandeln. Aber der Kurfürst verwarf, auf das Gutachten des Bischofs von Augsburg, den Artikel über die uneheliche Herkunft Marias, theils aus religiösen Rücksichten, theils wegen des Kaisers. So verstrich die Frist unter aussichtslosen Verhandlungen mit dem Kurfürsten. Endlich 1541 ließ P. durch Gundelfinger in London erklären, daß er zwar die uneheliche Geburt und Successionsunfähigkeit Marias nicht zugestehen könne, daß er aber bereit sei, in einem Nebenvertrag auf jedes Erbrecht Marias zu verzichten. Aber alle Vorstellungen Gundel=

fingers waren vergebens. Am 13. Juni 1541 wurde ihm der Bescheid, daß die Heirath so nicht möglich sei: die Frist sei verstrichen, die Hauptartikel abgelehnt.

Mittlerweile hatte sich auch der finanzielle Ruin Philipp's klar herausgestellt. Seine Schulden waren besonders durch Anlehen mit Wucherzinsen auf die ungeheure Summe von 408 561 fl. gestiegen. Sein Land mußte verkauft oder von seinem Bruder übernommen werden. Mit schwerem Herzen entschloß sich dieser dazu am 4. April 1541 durch Abschluß eines Vertrags mit P., der von obiger Schuldsumme 320 000 fl. innerhalb 6 Jahren auf dem Gewissen hatte. Ottheinrich versprach seinem Bruder jährlich 1200 fl. bar und Naturalunterhalt für 14 Personen, eventuell auch eine Verweisung auf Land für seine Wittwe, wenn sich P. verheirathen sollte. Denn P. gab die Hoffnung auf die englische Heirath noch nicht auf. Wider seines Bruders und des Kurfürsten Rath reiste er 1543 noch einmal nach England, nachdem er mittlerweile in Lengfeld ein höchst melancholisches Leben geführt hatte, häufig von Krankheit geplagt und voll Menschenscheu, so daß er einst vom 11. bis zum 27. Februar 1542 ganz verschwunden war, weil er sich mit einem Knecht und einem Koch in eine einsame Waldhütte verkrochen hatte. König Heinrich wollte aber auf Philipp's Vorschläge nicht eingehen, zeigte sich auch sonst wenig entgegenkommend und begehrte schließlich die Rückgabe der als Pfänder der Verlobung geltenden Geschenke. Jedoch P. hatte das Seinige in Antwerpen versetzt und erklärte auch, daß er sich vor Gott als den Gemahl Marias ansehe, da sie sich beim Verlöbniß gegenseitig gelobt hätten, keinem anderen anzugehören. Nach dieser Erklärung verwies ihn Heinrich des Reiches, verehrte ihm aber doch 1500 fl., ohne welche P. kaum im Stande gewesen wäre heimzureisen. In allen seinen Hoffnungen gescheitert, begab er sich auf der Heimreise im August nach Brüssel, um Unterkunft im Dienst des Kaisers zu suchen; wie immer vergeblich. Da mittlerweile auch Ottheinrich Schiffbruch gelitten hatte und sein Land aufgeben mußte, wurde auch Philipp's Aufenthalt in Lengfeld unmöglich. Auf Betreiben Ottheinrichs lud ihn Friedrich, der Ostern 1544 seinem Bruder in der Kur gefolgt war, nach Heidelberg ein und setzte ihm am 8. August 1544 eine Pension von 800 fl. aus, was mit der Rente von 600 fl. aus seines Großvaters Philipp I. Testament die einzigen Unterhaltungsmittel waren, die ihm geblieben. Die im J. 1545 erfolgende Uebersiedelung nach Heidelberg übte zunächst den wohlthätigen Einfluß aus, daß P. durch den berühmten Leibarzt des Kurfürsten Dr. Joh. Lang eine so wesentliche Besserung seiner Gesundheit erlangte, daß er wie neu auflebte. Und da um diese Zeit in der Politik Heinrich VIII. eine Wandlung eingetreten war, infolge welcher er alle seine Kinder für legitim und successionsfähig erklären ließ, so griff P. das Project der englischen Heirath von neuem auf. Bei seinem dritten Erscheinen in England wurde er auf's zuvorkommendste aufgenommen. Die Vermählung mit Maria als Erbtochter wurde ihm zugesichert und an den Vollzug der Ehe keine andere Bedingung geknüpft, als der Abschluß eines Bündnisses mit dem Kurfürsten und die Betreibung der Erweiterung dieses Bündnisses durch den Beitritt anderer Kurfürsten im Interesse der evangelischen Religion. Um dieses zu erreichen kehrte P. nach Heidelberg zurück, reich mit Silbergeschirr beschenkt und zugleich mit einem militärischen Auftrag des Königs betraut, der ihn mit 10 000 fl. Gehalt am 19. November 1545 zu seinem Obersten ernannt und mit der Anwerbung von 25 Fähnlein Landsknechte beauftragt hatte, für welche ihm monatlich 67 154 Philippsgulden Sold zugesagt waren. Sobald er im Anfang 1546 nach Deutschland zurückgekehrt war, nahm er eine Anzahl Hauptleute an und begann die Werbung. Weniger glatt ging die Unterhandlung mit dem Kurfürsten. Doch sendete ihn

dieser in Begleitung des Rheingrafen Friedrich Franz und des welschen Arztes Dr. Eustachius zu weiteren Verhandlungen nach England. Die Unterhandlung wegen der Heirath machte dort auch so günstige Fortschritte, daß Heinrich bestimmt erklärte, er wolle Maria mit P. vermählen, obgleich sie nach seinem und seines Sohnes Tod seine Erbin sei. Er verlangte nur eine Wittwenverschreibung von 20000 fl. Der König würde mit einer Scheinverschreibung zufrieden gewesen sein, aber nicht einmal darauf wollte der Kurfürst eingehen. Als nun der Rheingraf und sein Begleiter nach Heidelberg zur Berichterstattung zurückgereist waren, wartete P., der unterdessen in England auf den Tod krank wurde, vergebens auf Antwort. Mittlerweile brach der Schmalkaldische Krieg aus und brachte dem Kurfürsten weit näher liegende Sorgen. Auch P. wurde davon mit betroffen durch die im September 1546 erfolgte Eroberung von Neuburg. Denn bei der Plünderung des Schlosses litt er einen Schaden von mehr als 30000 fl., obgleich er durchaus keinen Antheil an dem Zwist hatte. Er blieb in England bis zu Heinrich VIII. am 28. Februar 1547 erfolgten Tod, der alle seine Hoffnungen zerstörte. Als er nun um Auszahlung seines Dienstgeldes anhielt, erhielt er nur 3000 fl. und eine Verehrung von 4000 Gulden. Wegen des übrigen Anspruchs wurde er auf schriftliche Antwort vertröstet.

So verließ er England. Als er in die Pfalz zurückkam, sendete ihn der Kurfürst in eigenen und in Ottheinrichs Angelegenheiten, der sich in des Kaisers Ungnade befand und dessen Fürstenthum mit Beschlag belegt war, mit einer Anzahl Räthe zum Kaiser, den er am 1. Juli 1547 in Coburg traf. Aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Nach seiner Rückkehr lebte er in den dürftigsten Verhältnissen in Heidelberg. Der Kurfürst, welcher sparen wollte und sich des Kaisers wegen möglichst fern von Ottheinrich und P. hielt, entzog allen Agnaten die Naturallieferung vom Hof und zahlte dafür nur ungenügende Pauschsummen. P. erhielt 1000 fl., die er in Neustadt an der Haardt verzehren mußte. Doch rief ihn 1548 der Kurfürst zu Hülfe auf den Reichstag von Augsburg. Er sollte seinen Einfluß geltend machen gegen die Machinationen der jüngeren Wittelsbacher Linie, die Ansprüche auf die Kur machte. Zugleich mußte sich P. gegen die Successionsansprüche des Herzogs Ludwig vertheidigen, gegen welche er sich behauptete. Aber alle seine Bemühungen, um Ottheinrichs Gnade und die Rückgabe Neuburgs zu erlangen, waren trotz seiner Verdienste um Ferdinand und den Kaiser vergeblich. Nachdem er sich 4 Monate lang auf dem Reichstag abgemüht hatte, kehrte er krank nach Neustadt zurück, von wo er vergeblich dem Kurfürsten die Unzulänglichkeit der 1000 fl. Pauschquantum vorstellte. Er erhielt die anzügliche Antwort, er möge sich einschränken, der Kurfürst wisse, könne und wolle ihm nicht mehr geben. Diese harte Antwort preßte dem kranken Manne Thränen aus und er rief aus: „Ach Gott, was soll ich mich einziehen? es wäre nöthiger einen Barbier anzunehmen bei meiner beständigen Krankheit; ich habe nur 6 Personen, 4 Pferde und 2 Buben im Stall.“ Bis in seine Todesstunde empfand P. dies in seinem Zustand unverdient kränkende Schreiben. Am 12. Mai 1548 kam er aus Neustadt nach Heidelberg um Heilung eines schweren Magenleidens zu suchen, das er von Augsburg mit heimgebracht hatte. Schon am 14. Mai in der Nacht war er dem Tode nahe. Doch riß ihn Dr. Lang noch einmal heraus und er glaubte 14 Tage später schon nach Neustadt zurückreiten zu können, da trat ein Rückfall ein. Noch 6 Wochen rang er, bis der Tod ihn erlöste. Alle Organe versagten ihre Dienste. Die Leber war entzündet, das Herz verhärtet und Steinschmerzen plagten ihn furchtbar. P. blieb beständig bei Bewußtsein, sprach aber in den letzten 4 Tagen nicht mehr und nahm blos Pomeranzensaft zu sich. Getröstet durch die Gebete des evangelischen Predigers Magister Wolfgang starb er am

4. Juli 1548 gegen Abend im Alter von fast 45 Jahren. Er starb in Armuth und Elend „und ist", wie sein Bruder sagt, „in viel Jahren kein Fürst also elend gestorben; er hat weder Land noch Leut gehabt, nicht ein Dorf war sein eigen; und schlimmer noch waren die Anfechtungen wegen seiner Schulden bei den vielen Schmerzen seiner Krankheit". Wenn etwas ihm Trost gewähren konnte, so war es die treue Liebe seines Bruders, der ihm leider nicht helfen konnte, da er selbst in Noth und Verbannung lebte. Ausharrende Tapferkeit und Standhaftigkeit in Gefahren und Noth, die Grundzüge seines Charakters, hat er in guten und schlimmen Tagen zu zeigen reichlich Gelegenheit gehabt. Er war ein Opfer der Undankbarkeit der Habsburger, denen er mit Eifer gedient hatte und der Unfähigkeit der Fürsten seiner Zeit, sich nach den schmalen Mitteln einzurichten, die ihr spärliches Einkommen ihnen darbot.

Quellen: Herzog Philippsen Leben und Sterben kurz verzeichnet durch seinen Bruder Ottheinrich mit den Noten des pfalzneuburgischen Archivars Oefelin bei Freyberg, Sammlung hist. Schriften u. s. w. Bd. IV, S. 241—76. — Salzer, Beiträge zu einer Biographie Ottheinrichs und dessen archival. Studien dafür. — Wille, Landgraf Philipp von Hessen. Salzer.

Philipp Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein, aus der Seitenlinie Neuburg, Herzog in Baiern, Jülich, Cleve, Berg, Graf zu Veldenz, Sponheim u. s. w., geb. am 25. November (n. St.) 1615 zu Neuburg a. d. Donau, war der Sohn des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und der Magdalena von Baiern. Seine Taufpathen waren: Philipp III. von Spanien und Wilhelm V. von Baiern. Die Erziehung lag von seinem sechsten Jahre an ganz in den Händen der Jesuiten, welche nach dem Uebertritte Wolfgang Wilhelms zum Katholicismus (1613) Rathgeber desselben in allen Angelegenheiten geworden waren. Die von dem Vater verfaßte Instruction, nach welcher die Erziehung geleitet werden sollte, ist noch heute erhalten: neben Pflege der körperlichen Gesundheit und Uebung eines guten Betragens wird besonders die Unterweisung in den Lehren der wahren katholischen und allein seligmachenden Religion betont. Selbstverständlich wurde auf Erlernung fremder Sprachen großes Gewicht gelegt, Ph. W. war der lateinischen, italienischen, französischen und spanischen Sprache mächtig. Dem Brauche jener Zeit gemäß wurde er nach Beendigung des niederen und höheren Schulunterrichts zu seiner weiteren Ausbildung an den Hof Ferdinands II. und III. geschickt, auch dem kurbaierischen Hofe Maximilian's wurde ein Besuch abgestattet. Dann wurde er zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften herangezogen und mußte sich vertraut machen mit dem Streite, welcher seit 1609 zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg um den Besitz der jülich-clevischen Lande entbrannt war. Sein Haß und seine Abneigung gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg war noch stärker als bei Wolfgang Wilhelm. Nur ungern fügte er sich dem Befehle desselben, die Waffen niederzulegen, als es nach dem ergebnißlosen Einfalle der kurbrandenburgischen Truppen 1651 in die Grenzen des pfalzgräflichen Gebietes zu einem Vergleiche zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg gekommen war. Er zeigte große Lust, den Krieg auf eigene Faust fortzusetzen und knüpfte deshalb Unterhandlungen in Brüssel mit dem spanischen Statthalter und dem Herzoge von Lothringen und in Köln mit den jülich-bergischen Ständen und dem Kriegsobristen seines Vaters an. Diese Meinungsverschiedenheiten zwischen Vater und Sohn wurden erweitert durch die Weigerung des ersteren, diesem die Mittel zu einer selbständigen Hofhaltung zu gewähren. Die Zerwürfnisse führten dann am 25. März 1652 zum Abschlusse eines geheimen Bündnisses Philipp Wilhelms mit den jülich-bergischen Ständen, mit denen sein Vater wegen Erhebung unbewilligter Steuern, Truppenwerbungen u. s. w. bis an sein Lebensende im

Streite lag. Wolfgang Wilhelm starb am 20. März 1653, seinem Sohne zugleich mit dem Herzogthum Neuburg an der Donau und den Ländern am Niederrhein die Fortführung des Erbstreites mit Brandenburg hinterlassend. Ph. W.'s Erstes war, sich mit den Ständen zu einigen, um ihre Unterstützung im Kampfe gegen Brandenburg zu gewinnen; er willigte sofort in die Abstellung aller Beschwerden derselben und erklärte sich bereit, die „bleibenden Garnisonen" abzuschaffen, wenn auch Brandenburg die in Lippstadt und Hamm liegenden entlassen würde. Die jülich-clevische Streitsache gehörte zu den Angelegenheiten, welche der westfälische Friede ungeschlichtet gelassen hatte. Diese Unbestimmtheit war eine Quelle stets neuer Zerwürfnisse. Ph. W. ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Kurfürsten von Brandenburg aus dem Mitbesitze zu verdrängen. Der Krieg der Generalstaaten mit England, sowie die gleichzeitigen Unruhen in Frankreich boten ihm erwünschte Gelegenheit, die Intervention des Kaisers zu seinen Gunsten zu suchen. Unermüdlich war er thätig, eine neue katholische Liga im Reiche zu Stande zu bringen, um sie dem Kaiser oder Frankreich, mit dem er ebenfalls in Unterhandlungen eingetreten war, zur Verfügung zu stellen, je nachdem entweder das Haus Habsburg oder Bourbon seine eigenen „hohen Interessen" mehr zu unterstützen bereit schien; ja als der Kaiser wenig Neigung zeigte, ernstlich zu seinen Gunsten einzuschreiten, zögerte er nicht, dem Jesuitengeneral in Bonn die Frage vorlegen zu lassen, ob es nicht besser wäre, bei der moralischen und physischen Unfähigkeit der Habsburger die Kaiserkrone den Bourbonen zuzuwenden. — Erst der Vergleich zu Dorsten (4. Februar 1665), welcher auf Grundlage der Bestimmungen des westfälischen Friedens zu Stande kam, bahnte eine friedliche Lösung des Erbstreites an. Ihm folgte am 9. September 1666 der „absolute" Erbvergleich zwischen den streitenden Fürsten. Beide verzichteten auf die kaiserliche Commission, welche zur Regelung der obwaltenden Differenzen eingesetzt war. Ph. W. verblieb im Besitze der Herzogthümer Jülich und Berg, sowie der Herrschaften Winnenthal und Breskesand, die Herrschaft Ravenstein sollte erst nach Zahlung einer Abfindungssumme von 50 000 Reichsthalern an den Kurfürsten von Brandenburg in den definitiven Besitz des Pfalzgrafen kommen. Außerdem erhielt letzterer das Zugeständniß, in seinem Gebiete den Stand des Jahres 1624 auf religiösem Gebiete gemäß den Bestimmungen des westfälischen Friedens durchzuführen, wogegen er sich jedoch verpflichten mußte, den Evangelischen einige Zugeständnisse in der freien Ausübung ihres Bekenntnisses zu bewilligen. Es bedurfte allerdings noch mancher Verhandlungen zwischen beiden Fürsten, böser Wille auf Seite des Pfalzgrafen und Mißverständnisse auf Seiten der kurbrandenburgischen Unterhändler mußten überwunden werden, bis im J. 1671 zu Bielefeld abschließende Berathungen statthatten und am 6. Mai des nächstfolgenden Jahres in der kurfürstlichen Burg zu Köln an der Spree der Religionsvertrag zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg unterzeichnet wurde. Bis zum Untergang des alten Reiches blieb dieser Vergleich zu Recht bestehen, besondere Commissionen traten alljährlich zur Schlichtung der beiderseitigen Religionsbeschwerden zusammen, und nur an wenigen Stellen bedurfte es später einer Ergänzung oder Erweiterung des Vergleiches. Die kaiserliche Bestätigung desselben erfolgte am 17. October 1678. Mannichfache Erwägungen hatten den Pfalzgrafen bestimmt, mit Brandenburg eine ernstliche Verständigung zu suchen. Im Laufe der letzten Jahre war es ihm klar geworden, daß auf des Kaisers Beistand nicht zu rechnen war; die Erfolge des großen Kurfürsten, die durch den Frieden von Oliva 1660 für denselben geschaffene günstige Stellung, die endgültige Einigung desselben mit den sonst stets ihm widerstrebenden Ständen von Cleve-Mark und vor allem die Ueberzeugung, daß der Kurfürst ernstlich den Frieden wollte, hatten bestimmend auf ihn ein-

gewirkt. Zudem hoffte er auch durch Brandenburgs Vermittelung die polnische Königskrone seinem Hause zuzuführen. Ph. W. hatte im J. 1642 die Tochter Sigismund's III. von Polen, Anna Catharina Constantia, geheirathet, dieselbe war bereits im October 1651 zu Köln kinderlos gestorben, ihm die Anwartschaft auf den polnischen Thron hinterlassend. Johann Casimir, der erbenlose Schwager Philipp Wilhelms, hatte ermüdet durch ein beständiges machtloses Ringen gegen seine übermüthigen Unterthanen im August 1668 die polnische Königskrone niedergelegt. Sofort trat Ph. W. als Bewerber auf, allein ungeachtet aller Mühe und Kosten scheiterte sein Lieblingswunsch. Sein vorgerücktes Alter, die große Anzahl seiner Kinder sowie besonders der Umstand, daß er der polnischen Sprache unkundig war, hatten seiner Wahl entgegengewirkt. Besser glückte ihm die Erwerbung der Pfalz nach dem kinderlosen Tode des Kurfürsten Karl. Dieser, der reformirten Kirche anhängend, hatte schon einige Jahre vor seinem Tode in Berücksichtigung des dem Pfalzgrafen Ph. W. zustehenden Erbrechtes mit ihm Unterhandlungen wegen Sicherstellung der Protestanten in der Pfalz angeknüpft. Dieselben wurden durch den Receß von Schwäbisch-Hall am 22. Mai 1685 beendet. Ph. W. wurde von Karl als rechtmäßiger Nachfolger anerkannt, wogegen er sich verpflichten mußte, die Reformirten und Lutheraner in ihren Religionsübungen, sowie die Schulen und Kirchen derselben unangetastet zu lassen, alle weltlichen Beamten, sofern gegen sie nichts ehrenrühriges vorläge, in ihren Stellen zu belassen und katholische Beamte, welche er etwa nach der Pfalz bringen würde, ausdrücklich bei ihrer Anstellung zur Schonung der Protestanten zu verpflichten. Vier Tage nach Abschluß genannten Vertrages starb Kurfürst Karl und Ph. W. ließ sofort durch seinen Sohn Ludwig Anton, Deutschordensmeister zu Mergentheim, Besitz von der Pfalz ergreifen. Als Prätendent trat allerdings dann noch das Haupt der jüngeren zweibrücker Linie, Pfalzgraf Leopold Ludwig von Veldenz, gegen ihn auf, mußte aber, obwol er als veldenzischer Agnat Karl um einen Grad näher stand als Ph. W., welcher als Nachkomme Ludwig's II. von Zweibrücken der älteren Linie entstammte, diesem weichen. Ph. W. war, wie wir gesehen haben, im hallischen Receß ausdrücklich als Nachfolger Karls anerkannt, der Kaiser und die Mehrzahl der Kurfürsten begünstigten ihn schon deshalb, weil er katholisch, Leopold Ludwig dagegen Protestant war. Und so blieb er denn im factischen Besitze der Pfalz, wenn auch noch ein längerer Federkrieg deshalb geführt wurde. Ph. W. hatte auf's Bestimmteste erklärt, an dem hallischen Receß unverbrüchlich festhalten zu wollen. Als er im Herbst des Jahres 1685 in die Pfalz kam, erließ er, bevor die Huldigung stattfand, am 13. October ein Patent, kraft dessen den drei Confessionen alle und jede Religionsdisputen, Gezänk und Streitigkeiten streng verboten wurden. Kein Geistlicher sollte sich unterstehen, auf der Kanzel schimpfliche und spöttische, ehrenrührige und anzügliche „Hitzigkeiten" gegen Andersgläubige vorzubringen. So ließ es sich Ph. W. angelegen sein, sein gegebenes Versprechen hinsichtlich des Schutzes der Protestanten auszuführen und mit Entschiedenheit trat er den Uebergriffen der Katholiken entgegen. Dem Bischof von Worms, welcher die Schließung der reformirten Kirche zu Mörsch angeordnet hatte, wurde bedeutet, sich in Zukunft nicht mehr zu unterstehen, „unleidentliche Eingriffe und Turbationen der Art vorzunehmen". Als es sich um die Einführung des gregorianischen Kalenders in der Pfalz, um die gemeinschaftliche Benutzung der Kirchhöfe und Glocken sowie um Beilegung von Differenzen bei Einführung des katholischen Gottesdienstes an mehreren Orten handelte, setzte er eine Commission, bestehend aus einem katholischen, zwei reformirten und einem lutherischen Geistlichen zur Entscheidung der Sache ein. Die Universität Heidelberg ließ er in ihrer bisherigen Verfassung und Zusammensetzung unbehelligt

und betheiligte sich persönlich an der dritten Jubelfeier derselben im J. 1686. Eine Reaction zu Gunsten des Katholicismus begann erst einzutreten, als der katholische Gottesdienst den Ordensgeistlichen überantwortet wurde und als Ludwig's XIV. von Frankreich Heere die Pfalz verwüsteten und die Protestanten gewaltsam unterdrückten. Ursache und Verlauf dieses unmenschlichsten aller Kriege, welcher die blühende Pfalz in kurzer Zeit zur Einöde machte sind zu bekannt, als daß hier näher darauf eingegangen zu werden braucht. Ph. W. war es beschieden, der Verwüstung ohnmächtig zusehen zu müssen, ohne später die heilende und helfende Hand anlegen zu können. Er starb am 2. September 1690 in Wien, wohin er sich zum Besuche seiner Tochter Eleonore Magdalene Theresia, Gemahlin Kaiser Leopold's begeben hatte. Seine Leiche wurde in Neuburg beigesetzt. Die Verwaltung seiner niederrheinischen Lande hatte er schon 1679 seinem ältesten Sohne Johann Wilhelm übertragen. Ph. W. war in zweiter Ehe vermählt mit Elisabeth Amalie, Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt. Er hatte sie im Sommer 1653 auf Schwalbach, dem Schlosse des ihm befreundeten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels kennen gelernt und sie im September 1653 geheirathet. Am 1. November desselben Jahres trat sie in Düsseldorf öffentlich zum Katholicismus über. Mit ihr lebte er in der glücklichsten Ehe, aus derselben entsprossen 17 Kinder, von denen hier genannt seien: 1) Eleonore Magdalene Therese, geb. zu Düsseldorf am 6. Januar 1655; dieselbe wurde 1675 mit Kaiser Leopold vermählt, dem sie den späteren Kaiser Joseph I. gebar. 2) Johann Wilhelm Ignatius Joseph, Erbprinz und später Kurfürst, geb. am 19. April 1658 zu Düsseldorf und † daselbst am 2. Juni 1716; er war vermählt mit Maria Anna Josepha, Tochter Kaiser Ferdinand's III. 3) Wolfgang Georg Friedrich Franz, geb. am 5. Juni 1659, starb 1683 als Bischof zu Breslau. 4) Ludwig Anton, geb. am 6. Juni 1660 zu Düsseldorf, Deutschmeister und Coadjutor zu Mainz, starb 1694. 5) Karl Philipp, geb. am 4. November 1661 zu Neuburg, † am 31. December 1742 als ältester Fürst Deutschlands. 6) Franz Ludwig, geb. zu Neuburg am 24. Juli 1664, Bischof von Breslau und Oberamtshauptmann von Schlesien. 7) Maria Sophia Elisabeth, geb. zu Benrath bei Düsseldorf am 5. August 1666, vermählt mit Petrus II. von Portugal. 8) Maria Anna, geb. zu Düsseldorf am 28. October 1667, Gemahlin Karl's II. von Spanien. 9) Dorothea Sophia, geb. zu Neuburg am 5. Juli 1670, vermählt mit Odoard III. von Parma. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Ph. W. im Verein mit seiner Gemahlin Elisabeth Amalia sich durch Gründung und Ausstattung von Kirchen, Klöstern und religiösen Brüderschaften bleibende Andenken gesetzt hat. Die Lambertuskirche zu Düsseldorf bewahrt noch interessante Andenken an ihn und seine Gemahlin auf. Die 1664 an derselben gestiftete Sacramentbrüderschaft besitzt noch das erste Einschreibebuch, worin sich auf dem Titelblatte die Bildnisse der Ehegatten und auf dem ersten Blatte die eigenhändigen Unterschriften derselben und mehrerer ihrer Kinder befinden. Die Rosenkranzbrüderschaft daselbst hat ein Gemälde aus dem J. 1679, worauf u. a. Ph. W. mit dem Erbprinzen Johann Wilhelm und vier anderen Söhnen, Elisabeth Amalia, die Kaiserin Eleonore und drei andere Töchter dargestellt sind. Ph. W. erscheint trotz seiner sechzig Jahre auf dem Bilde noch als rüstiger Mann in voller Rüstung mit brauner Perücke, seine Gemahlin ist eine Blondine von einnehmendem Aeußeren. Sie lebte noch bis zum 4. August 1709 und fand ebenfalls in Neuburg ihre letzte Ruhestätte.

Bodler, Lebens- und Sterbens-Lauf Philipp Wilhelms, Pfaltz-Grafen bei Rhein 2c. Dillingen 1690. — Brosius-Mappius, Annales Juliae Montiumque comitum marchionum et ducum. Köln 1731. — Urkunden und

Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Bd. 5. 6. 7. — Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. Bd. 2. — Ersch und Gruber, 3. Section, Th. 23, S. 17. — Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. Bd. 1. Wachter.

Philipp I., Herzog von Pommern-Wolgast, geb. am 14. Juli 1515 als einziger Sohn des Herzogs Georg I. aus dessen erster Ehe mit Amalie von der Pfalz. Der am 6. Januar 1525 mutterlos gewordene Knabe erhielt am großelterlichen Hofe zu Heidelberg seine Erziehung, der dem talentvollen Prinzen einen geeigneteren Schauplatz zur geistigen Entwickelung bot, als die enge pommersche Heimath. Er wurde auch schon in jungen Jahren zum selbständigen Handeln genöthigt, denn bereits am 9/10. Mai 1531 starb auch sein Vater und der 16jährige Jüngling wurde als Landesherr durch eine stattliche Gesandtschaft nach dem Norden abgeholt. Um Michaelis 1531 hielt er seinen Einzug in Stettin. Leicht war die ihm bevorstehende Aufgabe nicht, trotz der Unterstützung, welche pfälzische Räthe den ersten Handlungen des jungen Fürsten gewährten. Eine Spannung, die schon zwischen seinem Vater und dessen Bruder, Herzog Barnim XI. (s. A. D. B. II, 79) geherrscht hatte, drohte sich fortsetzen zu wollen, da der Oheim dem jungen Neffen gegenüber nicht die nöthige Rücksicht geübt zu haben scheint. P. drang daher alsbald auf Herausgabe des ganzen väterlichen Erbes, während die Landesregierung bis zur Beendigung der Erbtheilungsgeschäfte in Barnim's Händen bleiben mußte. Die Hofhaltung waren die Fürsten genöthigt, bis auf Weiteres von Stettin nach Wolgast zu verlegen (April 1532), da das aufrührerische Treiben des Bürgermeisters Hans Stoppelberg gegen seinen Collegen Hans Loytz (s. A. D. B. XIX, 320) Stettin zum Schauplatz ärgster bürgerlicher Unruhen gemacht hatte. In Wolgast wurde denn auch nach 54jähriger Zusammengehörigkeit am 21. October 1532 die Landestheilung Pommerns, zunächst auf 8 Jahre, ausgesprochen. Die Swine, der Höhenzug bei Stettin und die Randow sollten die Grenzscheide bilden. Die Erträge der Hauptzollstätten und des Haffs blieben gemeinsam, ebenso die Oberherrlichkeit über das Bisthum Camin und die geistlichen Stifter, während die Rechte über die Universität Greifswald mit gewisser Beschränkung dem Wolgaster Theil zufielen. Wie bei allen früheren pommerschen Landestheilungen wurde auch diesmal der Grundsatz der Staatseinheit aufrecht gehalten. Bei der am gleichen Tage stattgehabten Verloosung fiel der „Ort Wolgast“ P. zu, der im Schloßthurm seiner nunmehrigen Residenz der insularen Lage wegen auch das gemeinsame Archiv in Verwahrung bekam. Dem jungen Fürsten standen in Jost v. Dewitz (s. A. D. B. V, 106), Rüdiger v. Massow und dem Kanzler Nicolaus Brunn tüchtige Räthe zur Seite, auch der pommersche Chronist Thomas Kantzow (s. A. D. B. XV, 97) blieb in seinen Diensten. Zunächst galt es, das zerrüttete Gerichtswesen zu ordnen, das Leibgeding der im Lande wenig beliebten Wittwe Herzogs Georg, Margaretha von Brandenburg, Philipp's Stiefmutter, bei ihrer Wiedervermählung mit dem Fürsten Johann II. von Anhalt (1534) mit 70 000 Gulden einzulösen und die vom Vater übernommenen Schulden durch Einschränkung des Hofhalts zu mindern. Auf politischem und kirchlichem Gebiet herrschte bei Philipp's Regierungsantritt arge Verwirrung. Es war die Zeit des Niederganges des mittelalterlichen Städtethums gegenüber der jugendlich aufstrebenden Staatsidee. Jürgen Wullenwebers kühner Plan, die Hansa wieder zur Gebieterin des Nordens zu machen, hatte in Stralsund den Beifall des großen Haufens gefunden, der nach Theilnahme an der Herrschaft ringend, eine Zeitlang die Oberhand gewann und das Regiment der Achtundvierzig eingesetzt hatte. Mit Wullenweber's Sturz aber wurde auch hier und ebenfalls nicht ohne Blutvergießen der alte Zustand wieder

hergestellt. Nicht minder bildete die kirchliche Reform einen die ruhige Entwickelung des Landes schwer bedrohenden Gährungsstoff. Der Oheim Herzog Barnim hatte von Anfang an Sympathieen für die evangelische Partei gehabt, ganz abgesehen von den Erleichterungen, die seine beständige Geldverlegenheit aus den eingezogenen geistlichen Gütern erfuhr. Die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der Verhältnisse wurde immer dringender, und auch P. durfte ohne Gefährdung des landesherrlichen Ansehens nicht zögern, sich zu entscheiden. Um die Sache der Kirchenverbesserung ernstlich in die Hand zu nehmen, beriefen daher beide Herzoge zum December 1534 einen gemeinsamen Landtag beider „Orte" nach Treptow an der Rega und luden Johann Bugenhagen als den bedeutendsten Träger der Reformation in Niederdeutschland zur Theilnahme ein, der durch sein organisatorisches Talent und durch seine Bekanntschaft mit den kirchlichen Zuständen seiner Heimath dazu besonders geeignet erschien. Von Stettin kam Paul von Roda, von Stralsund Johann Knipstro (s. A. D. B. XVI, 298), Franz Wessel u. A. Schon seit einem Jahrzehnt hatten die reformatorischen Ideen in der pommerschen Bevölkerung Fuß gefaßt: 1524 war in Stralsund das Evangelium durch Ketelhot (s. A. D. B. XV, 666), in Stettin durch Paul von Roda gepredigt worden; am ersteren Orte wurde nach bilderstürmerischen Scenen der letzte Rest des Katholicismus weggeräumt; in Stettin kam es ebenfalls zu Unruhen, die für einige Jahre auch hier die Einführung der Achtundvierzig neben dem Rath zur Folge hatten, und in Stargard mußte selbst Bischof Erasmus von Camin arge persönliche Beschimpfung hinnehmen. Als auch in Pasewalk die Einführung der neuen Lehre zu Aufruhr führte, infolge dessen der Rath verjagt wurde, ließ sich Herzog P. nur durch die dringendsten Vorstellungen Bugenhagens abhalten, die Anstifter am Leben zu strafen. Trotz alledem fand der von Letzterem und den herzoglichen Räthen ausgearbeitete Entwurf zur Neuorganisation des Kirchenwesens auf dem Landtage zu Treptow von allen Seiten heftigsten Widerspruch. Die Predigt der reinen Lehre sollte zwar allgemein eingeführt, überhaupt im Gottesdienst und in der Kirchenzucht Manches gebessert werden, nach der weltlichen Seite aber erstrebte die landesherrliche Gewalt einen viel größeren Einfluß, als sie unter der alten Kirche je gehabt hatte. Der Bischof von Camin versagte daher seine Zustimmung durchaus, ebenso der Adel, der Ansprüche auf die eingezogenen Klostergüter erhob und in seinem Widerstand durch den Abt von Neuencamp gestärkt wurde, der ein kaiserliches Strafmandat gegen die Treptower Abmachungen erwirkte. Kam es infolge dessen auch nicht zu einem regelrechten Landtagsabschied, so muß die gesetzmäßige Einführung der Reformation in Pommern doch von dieser Versammlung datirt werden. Unmittelbar darnach begannen beide Herzoge die Arbeit der Kirchenvisitation, welche Bugenhagen nach dem Muster der sächsischen Visitation von 1528 leitete und trotz des Widerstandes einiger Städte auch durchführte; nur Stralsund bewahrte sich, indem es dem Hamburger Convent von 1538 beitrat, ein eigenes Kirchenregiment. Für Pommern-Wolgast wurde Johann Knipstro, für Pommern-Stettin Paul von Roda zum Superintendenten bestellt. 1539 wurde auch mit der Organisation der Universität Greifswald im evangelischen Sinne begonnen, die Durchführung der Arbeit nahm indeß noch manche Jahre in Anspruch. Nächst der Ausarbeitung neuer Statuten und der Gewährung vermehrter Geldmittel ließ sich P. die Berufung namhafter evangelischer Gelehrter für diesen Mittelpunkt geistigen Lebens und Strebens in Pommern angelegen sein. Unter den gewonnenen Professoren befand sich auch der vor den Verfolgungen Franz I. von Frankreich aus Orleans entflohene Andreas Magerius, Erzieher der Söhne Philipp's. 1541 wurde die bei Philipp's Regierungsantritt vorläufig angenommene Landestheilung zur endgültigen, nur die

Besetzung des bischöflichen Stuhles zu Cammin sollte beiden Fürsten gemeinsam bleiben. Die reichsständischen Gelüste des alten Bischof Erasmus wurden durch dessen Tod (27. Januar 1544) beseitigt, und nachdem Bugenhagen abgelehnt hatte, Bartholomäus Swave, Herzog Barnim's bisheriger Kanzler, zum ersten evangelischen und verheiratheten Bischof von Cammin gewählt. — Dem schmalkaldischen Bunde waren beide Herzoge bereits im April 1536 zu Frankfurt a. M. beigetreten, von einem entschiedenen Auftreten wurden sie indeß durch den Wunsch abgehalten, es mit Keinem zu verderben. Diese Halbheit mußte sich rächen und eine Zeitlang befürchtete man in Pommern das Schlimmste von gegnerischer Seite. P. suchte in Greifswald Schutz und manche Städte verstärkten ihre Wälle und Mauern. Es gelang jedoch, den erzürnten Kaiser durch Zahlung einer erheblichen Geldbuße zu besänftigen. — Die durch den Widerstand namentlich der pommerschen Geistlichen gegen das Interim dem Lande drohende Gefahr wurde zum Theil dadurch abgewandt, daß Bischof Bartholomäus, die Unhaltbarkeit seiner Stellung dem Kaiser gegenüber erkennend, freiwillig abdankte (1549). Sein Nachfolger Martin von Weyher (s. A. D. B. XX, 476) hatte stark katholisirende Neigungen und holte sich nicht nur seine Bestätigung vom römischen Stuhl, sondern suchte auch in schlauer Benützung der Zeitumstände früher angestrebte Rechte des Bisthums Cammin auf Reichsunmittelbarkeit wieder geltend zu machen, so daß sein Tod (1556) als ein Glück für das Land anzusehen ist, der Pommern vor neuer religiöser und politischer Zersplitterung bewahrte. Die Herzoge aber verknüpften die Interessen des Landesbischofs und die ihrigen für die Zukunft dadurch unlöslich, daß sie übereinkamen, nur der Wahl eines Prinzen ihres Hauses als Bischof ihre Zustimmung zu geben. Philipp's ältester Sohn Johann Friedrich wurde bereits wenige Wochen nach Martin's Tode zum Bischof gewählt (s. A. B. XIV, 317). Nachdem die von außen drohenden Gefahren geschwunden waren, konnte sich P. mit mehr Ruhe der weiteren Ordnung der inneren Zustände widmen. Die nach dem Treptower Landtage verfaßte Kirchenordnung ließ er revidiren und suchte auf einer Synode in Greifswald die unter den Geistlichen seines Herzogthums entstandenen Zwistigkeiten zu schlichten. Seit er für seinen Landestheil ein eigenes Hofgericht in Wolgast errichtet hatte, gab er sich mit Eifer der Rechtspflege hin und nahm persönlich an den Gerichtssitzungen Theil. Um Handel und Verkehr zu heben, sandte er seinen Kanzler Val. von Eickstedt nach Polen, damit der Reichstag zu Warschau 1556 Erleichterungen für die Schiffahrt auf der Warthe beschließen möchte. Ueberhaupt gebührt P. das Lob, in politisch und kirchlich sehr bewegter Zeit seinen Platz mit Festigkeit behauptet zu haben zum Unterschied von dem die Mühsal der Regierung scheuenden Oheim Barnim. Im persönlichen Verkehr war er leutselig und umgänglich, der Jagd und dem mühseligen Vergnügen der Winterfischerei auf dem Eise huldigend, aber auch nicht frei von der dem Greifenstamme anhangenden Trunkliebe. Seine Kinder zur Standhaftigkeit im evangelischen Glauben und zur Einigkeit unter einander ermahnend, starb P. erst 45 Jahr alt am 14. Februar 1560 in Wolgast. Seit dem 27. Februar 1536 war er vermählt gewesen mit Marie, Tochter des Kurfürsten Johann von Sachsen, zu welcher Verbindung die politische Lage Veranlassung gegeben hatte. Die Trauung wurde in Torgau durch Luther vollzogen. Die Wittwe überlebte ihren Gemahl um 23 Jahre, sie starb am 7. Januar 1583. Der Ehe entsproßten fünf Söhne: Johann Friedrich (s. A. D. B. XIV, 317), Bogislav XIII. (s. A. D. B. III, 55), Ernst Ludwig, Barnim und Casimir, und drei Töchter: Amelie, welche unvermählt starb, Margaretha, Gemahlin Herzogs Franz von Sachsen-Lauenburg, und Anna, Gemahlin Herzogs Ulrich von Mecklenburg-Schwerin.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern, Band V. — O. Fock, Rüg.-Pomm. Geschichten, Band V. — Urkunden des Staatsarchivs zu Stettin.
v. Bülow.

Philipp II., Herzog von Pommern-Stettin, war ein Sohn des Herzogs Bogislaw XIII. († 1606), aus dessen erster, am 8. September 1572 vollzogenen Ehe mit Clara, einer Tochter des Herzogs Franz von Braunschweig-Lüneburg zu Gifhorn († 1549), und der Herzogin Clara von Sachsen-Lauenburg, und wurde am 29. Juli 1573 auf dem Schlosse zu Franzburg geboren. Der fürstliche Hofhalt wechselte damals zwischen diesem Orte, wo sein Vater an der Stelle des säcularisirten Cistercienserklosters Neuencamp (1587) einen großen Palast im Renaissancestil, mit einer neuen nach seinem Schwiegervater Franz benannten Stadt, begründete, — und dem Schlosse zu Barth, wo schon seit 1582 die von ihm neben der Residenz angelegte Buchdruckerei bestand, welche durch eine Reihe typographischer Musterwerke, u. A. durch die Barther Bibel, berühmt geworden ist. Unzweifelhaft haben beide Schöpfungen des Vaters einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung des Sohnes ausgeübt, und in P. jene Vorliebe für die Künste und Wissenschaften, namentlich für die Theologie, erzeugt, welche wir als den Grundcharakter seines Lebens bezeichnen können. Zu Erziehern des Sohnes erwählte Bogislaw XIII. Joachim Toelemann, seinen fürstlichen Rath, einen Sohn des Stralsunder Rathsherrn Simon Toelemann, sowie den gelehrten Juristen Dr. Martin Marstaller, welcher sich durch genealogische und heraldische Arbeiten in der pommerschen Geschichte auszeichnete, und später auch P. in der Regierung unterstützte; auch ließ Bogislaw sich von seinem Sohne auf einer Reise nach Dänemark, zur Vermählung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II., (1590) begleiten, wo P. den König Jakob I. von England und Schottland, Maria Stuart's Sohn, kennen lernte, und mit diesem gelehrten Monarchen in fortgesetztem Briefwechsel blieb. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte er (1594) die Universität Rostock, wo er das Rectorat führte, und unternahm (1595—97) in Begleitung Marstaller's und mehrerer fürstlichen Räthe eine größere Reise über Nürnberg, Augsburg, Venedig nach Rom, und von dort, nach längerem Aufenthalte, bis Neapel und Salerno, von wo er über Florenz nach Venedig zurückkehrte. Von hier aus machte er mehrere Ausflüge nach Oesterreich und nach der Lombardei, sowie nach der Schweiz, wo er, u. A. in Como, die von Paul Jovius hinterlassenen Sammlungen, und in Costnitz die an Joh. Huß erinnernden Denkmäler in Augenschein nahm. Als dann die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seiner Mutter ihn an der weiteren Ausdehnung seiner Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England verhinderte, kehrte er über Böhmen und Schlesien, wo er Prags und Breslaus Merkwürdigkeiten betrachtete, sowie über Dresden nach der Heimath zurück, und langte Ausgang Novembers 1597 wieder in Barth an. Zwar war ihm hier noch die Freude beschieden, seine kranke Mutter am Leben zu finden, doch wurde dieselbe schon bald darauf, am 26. Januar 1598, durch den Tod ihrem glücklichen Familienleben entrissen. Nachdem er dann (1599) eine zweite Reise nach Böhmen unternommen und dort Carlsbad besucht und sich in Pilsen dem Kaiser Rudolph II. vorgestellt hatte, war er an Erfahrung und Kenntnissen so gereift, daß er von seinem Vater, als dieser, zum Zweck seiner zweiten Vermählung mit Anna, Tochter des Herzogs Johann von Holstein, sich nach Sonderburg (1601) begab, zum Stellvertreter in der Regierung ernannt, und später, als das Herzogthum Stettin, nach dem Tode seiner Oheime, Johann Friedrich (1600) und Barnim XII. (1603), sich auf Bogislaw XIII. vererbte, (1603) durch die Stände zum Statthalter dieses Landestheils, und (1604) zu des Vaters

künftigem Nachfolger berufen wurde. Als dann Bogislaw XIII. am 7. März 1606 verstarb, übernahm Philipp, als alleiniger selbständiger Regent, das Herzogthum Stettin, während die früher von seinem Vater verwalteten Aemter Barth und Franzburg an seinen Vetter Philipp Julius fielen, und mit dem Herzogthum Wolgast vereinigt wurden. Mit seinen Brüdern und der Wittwe seines Vaters einigte er sich dahin, daß Franz außer dem Bisthum Cammin das Amt Bütow, Georg und Bogislaw XIV. das Amt Rügenwalde, Ulrich dagegen eine Jahresrente von 5000 Gulden empfingen, indes die Herzogin Wittwe Anna Neuen-Stettin als Sitz erhielt. Zugleich knüpfte er das verwandtschaftliche Band mit dem Hause Johanns von Holstein-Sonderburg noch fester, indem er sich (1607) mit einer jüngeren Schwester seiner Stiefmutter Anna, der Herzogin Sophia, verheirathete, und seinen Bruder Bogislaw XIV. (1615) eine Ehe mit Johanns dritter Tochter, Elisabeth, schließen ließ. Leider wurde seine Gesundheit schon im besten Mannesalter durch Krankheit, namentlich Gichtanfälle, geschwächt, sodaß er sich von allen körperlichen Anstrengungen und Reisen zurückziehen und sich bei solchen, u. A. (1610) bei der Vermählung seines Bruders Franz mit Sophia, einer Tochter des Kurfürsten Christian I. von Sachsen, und (1613), bei der Belehnung durch den neu erwählten Kaiser Matthias auf dem Reichstage zu Regensburg, durch seine jüngeren Brüder oder Gesandte vertreten lassen mußte; auch der Gebrauch des neuentdeckten Gesundbrunnens bei Lüneburg im J. 1612 ließ ihn die verlorene Kraft nicht wieder gewinnen. In der Heimath förderte er jedoch, in Uebereinstimmung mit seiner Geistesrichtung, die Werke des Friedens, und beobachtete bei den drohenden Verwicklungen zwischen Schweden und Polen, sowie zwischen den katholischen und protestantischen Ständen eine vermittelnde Neutralität, während er sich zugleich bemühte, die bürgerlichen Unruhen in Stettin und den Unfug der Wegelagerung durch zweckmäßige Verordnungen zu beseitigen. In glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe, widmete er sein häusliches Stillleben den Künsten und Wissenschaften, für deren Studium er durch seine sorgfältige Erziehung und seine Reise nach Italien günstig vorbereitet war. Hinreichend geübt im Gebrauch der lateinischen und italienischen Sprache, blieb er in fortgesetztem Briefwechsel mit gleichgesinnten Fürsten und namhaften Gelehrten, von welcher Verbindung eine Reihe lateinischer Briefe an die pommerschen, holsteinschen und braunschweigschen Herzoge und den König Jakob von Schottland, sowie an Heinrich Camerarius und David Chyträus in Rostock, Joh. Caselius in Helmstädt, Martin Chemnitz, Martin Marstaller und seine Brüder Protasius und Gervasius, und den holsteinschen Statthalter Heinrich Rantzow Zeugniß geben. Diese Correspondenz behandelt theils theologische und ethische Fragen, theils neue litterarische Erscheinungen, u. A. auch neue Druckwerke aus der Officin zu Barth und einen Katalog von Philipp's Büchern, sowie das Studium der Schriften des Genuesischen Gelehrten Ubertus Foglieta, endlich aber auch mit besonderer Vorliebe die Sammlung von Kunstwerken, welche P. schon in der Jugend begann und bis zu seinem Tode fortsetzte. Um diesen Bestrebungen, für welche die oben erwähnte Reise nach Italien, Prag und Dresden von wesentlichem Einfluß war, zu genügen, begründete er theils in Stettin eine größere Bibliothek, theils knüpfte er überall, wo ihm die Namen von bedeutenden Künstlern oder gebildeten Kunstfreunden entgegentraten, eine dauernde Verbindung an, indem er sie einerseits mit Aufträgen zu neuen Bildwerken und mit Ankauf von Alterthümern beschäftigte, andererseits dieselben an seinen Hof lud, um die Freude des Betrachtens seiner Kunstschätze mit ihnen zu theilen, so daß die Burg von Stettin, nach ihrer Gastlichkeit und ihrem Schutze der Künste und Wissenschaften, in Deutschland eine ähnliche Stellung einnahm, wie der Palast der Medici in Florenz. Die wichtigste Verbindung dieser Art

schloß der Herzog im J. 1610 mit dem Augsburger Patricier und Rathsherrn Philipp Hainhofer, welcher sich durch eine gleiche gelehrte Bildung und gleichen künstlerischen Geschmack auszeichnete, und eine Galerie von Kunstwerken besaß, welche europäischen Ruf erlangte. Diesem ertheilte er den Rang eines fürstlichen Rathes, übertrug ihm (1612—1614) wiederholte Gesandtschaften an andere Höfe, und ließ unter seiner Aufsicht mehrere Kunstwerke, u. A. den pommerschen Schrank, jetzt im Berliner Museum, einen Meierhof, d. h. eine plastische Darstellung des Landlebens, sowie das pommersche Majestätssiegel anfertigen; auch lud er ihn im J. 1617 zu einem Besuche nach Stettin ein, welcher Bitte Hainhofer auch folgte, und vom 24. August bis zum 2. October am herzoglichen Hofe verweilte. Ein ausführliches Reisetagebuch gibt uns genaue Kunde über das gesellige Leben jener Zeit und über die von P. gesammelten Kunstschätze. Unter diesen sind, außer den genannten Gegenständen, namentlich hervorzuheben: die beiden Stammbücher, von denen das eine 113 Gemälde, vorzugsweise biblischen Inhalts, in Wasserfarben, mit den Wappen und Wahlsprüchen der betreffenden fürstlichen Personen, das andere anscheinend nur eine Sammlung von 160 Emblemen enthielt; ferner die Medaillensammlung, und die Galerie von Porträts pommerscher und anderer Fürsten, sowie berühmter Männer; endlich die nach den Vorarbeiten von Dr. Eilhard Lubin durch Nikolaus Geilkercken ausgeführte Karte Pommerns. Dieselbe enthält außerdem auch noch die Abbildungen der pommerschen Städte und Wappen, sowie die Porträts Philipps II. und seiner Brüder und seines Vetters Philipp Julius, nebst dem pommerschen und rügischen Stammbaum, eine Zusammenstellung, zu welcher schon Mart. Marstaller von Heinrich Rantzow für ein von diesem beabsichtigtes topographisches Werk aufgefordert wurde; ein anderes Porträt von P. und seiner Gemahlin, ein Metallrelief, befindet sich in Braunschweig. Diese Denkmäler, namentlich auch das von Abraham Schwarz in Wien für 300 Gulden mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführte Majestätssiegel, blieben, nach Philipp's frühzeitigem Tode am 3. Februar 1618, im Besitz seiner Brüder Franz († 1620), und Bogislaw XIV. († 1637), dann aber, nach dem Aussterben des pommerschen Herzogshauses, sind sie unter der Verwirrung des 30jährigen Krieges theils zersplittert, theils verschollen.

Quellen: Justa Philippica, Leichenpredigt Philipps II., von 1618, in Bohlen's Personalien und Leichenprocessionen der Herzöge von Pommern, 1869, S. 268 ff. — J. V. Winther, or. de vita Philippi II., 1618. — Joachim v. Wedel's Hausbuch, h. v. Bohlen, in der Bibliothek des litt. Vereins in Stuttgart, CLXI, 1882, S. 359 ff. — Paul Friedeborn, Beschr. von Stettin III, S. 42—112. — Cramer, Pom. Kirchen Chronicon IV, c. 36, S. 148 ff. — Sell, Pom. Gesch. III, 146 ff. — Barthold, Pom. Gesch. IV, 2, S. 422 ff., 453 ff., 456 ff., 469 ff. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. II, 121. — Ueber die Gesch. der Druckerei zu Barth vgl. Mohnike, Gesch. der Buchdruckerkunst in Pommern, S. 66 ff. — Ueber Philipp's II. Kunstsammlungen Hainhofer's Tagebuch in den Balt. Studien II, 2, S. I—XXXII, S. 1—180, sowie Balt. Stud. XX, 1, S. 108 ff. und Julius Müller, Beitr. zur Gesch. der Kunst in Pommern, Balt. Stud. XXVIII, S. 29—544, endlich auch Merian's top. Pom. S. 106. — Ueber Philipps II. Majestätssiegel vgl. Bohlen, Gesch. des Geschlechts Bohlen, S. 146 ff. mit Abbildung Tafel III, 8. — Philipps II. Briefwechsel ist abgedruckt in Oelrichs, Hist.-Dipl. Beiträge, S. 68—120, Nr. I—LXV, und Dähnert, Pom. Bibl. II, 99—106, Nr. 1—7. — Balt. Stud. XXVIII, 259—275, 542—544. Abb. der Schlösser zu Barth und Franzburg, sowie der Druckerei zu Barth befinden sich auf Lubins Karte und bei Merian.

Pyl.

Philipp Julius, Herzog von Pommern-Wolgast, war ein Sohn des Herzogs Ernst Ludwig aus dessen Ehe mit Sophia Hedwig, einer Tochter des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1589) und von Hedwig, Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, und wurde am 27. December 1584 auf dem Schlosse zu Wolgast als das dritte Kind dieser am 20. October 1577 vollzogenen Ehe geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters am 17. Junius 1592, lebte er mehrere Jahre mit seiner Mutter und seinen Schwestern auf dem Schlosse zu Loitz und wurde von dem späteren Greifswalder Professor der Rechte Friedrich Gerschow, einem Sohne des Stettiner herzoglichen Rathes Timotheus G., erzogen, während sein Oheim Bogislaw XIII. in seinem Namen die vormundschaftliche Regierung über das Herzogthum Wolgast führte. Die fürstliche Wittwe, welche erst das 35. Lebensjahr überschritten hatte und von dem Braunschweiger Hofe an glänzende Repräsentation und fröhliche Geselligkeit gewöhnt war, kehrte jedoch schon im J. 1597 mit ihren Kindern nach Wolgast zurück, wo sich ihr eine günstigere Gelegenheit zur Entfaltung höfischen Gepränges darbot. In dieser Umgebung erlangte der junge Herzog, welcher sich durch anmuthige Gesichtszüge, eine schöne Gestalt und angenehme Formen auszeichnete, eine große Gewandtheit in ritterlichen Uebungen, zugleich aber eine Neigung zu herrschsüchtiger Willkür und zu übermäßigem Aufwand, welche die Grundlage für jene Streitigkeiten mit Ständen und Städten, und für jene finanzielle Zerrüttung bildete, durch die seine spätere Regierung so sehr beeinträchtigt wurde. In seiner Jugend traten diese Eigenschaften weniger hervor, vielmehr erfreute er sich allgemeiner Anerkennung, und galt, der Kränklichkeit seines Vetters Philipp II. von Stettin gegenüber, als die Hoffnung des Landes, umsomehr als er sich neben ritterlicher Gewandtheit auch durch gelehrte Bildung auszeichnete, der lateinischen Sprache mächtig war, und historische Studien, namentlich in den Schriften von Philipp Cominäus und Justus Lipsius, trieb. Diese Eigenschaften durch weltmännische Erfahrung zu fördern, unternahm er nach empfangener Huldigung (1601) eine größere Reise, in Begleitung des Landmarschalls Berndt Buggenhagen und des Kämmerers Erasmus Küssow, sowie seines Erziehers Friedrich Gerschow, welcher über diese Fahrt ein Tagebuch hinterließ. Demzufolge besuchte er zuerst seine Großmutter Hedwig, des Herzogs Julius von Braunschweig Wittwe, sowie seine Oheime Ulrich von Mecklenburg und Franz von Niedersachsen, und begab sich dann auf längere Zeit nach der Universität Leipzig, wo er mit dem Fürsten Christoph Radziwill Freundschaft schloß und am 23. April 1602 die Würde des Rectorats empfing, welche Ehre zu erwidern er die Hochschule mit einem Rectorornate, einer Epomis mit seinem Namen und dem pommerschen Greifen, in Goldstickerei, beschenkte. Letztere ward bei der feierlichen Introduction des Herzogs am 19. Mai zuerst eingeweiht, und dieser Tag auch noch durch ein solennes Mahl und andere Gaben desselben an seinen Wirth Balthasar Kühlewein, sowie an den vorigen Rector Math. Dresser und den Vicerector Andr. Humelius, der das Bildniß des Herzogs empfing, ausgezeichnet. Von Leipzig unternahm er mehrere Ausflüge bis Carlsbad, und besuchte die ihm verwandten Höfe in Dresden, Weimar, Altenburg und Eisenach, und setzte dann seine Reise über Schmalkalden nach Hessen und den Rheingegenden fort. Hier wurde er in Marburg von dem Rector mit einer lateinischen Rede begrüßt, betrachtete in Mainz die werthvolle Bibliothek des Jesuitencollegiums und verkehrte in Straßburg mit dem Philosophen Melchior Junius, sowie mit dem berühmten Juristen Dionysius Godofredus. Nach einem längeren Aufenthalte beim Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz in Heidelberg und beim Herzoge Karl II. (III.) von Lothringen und dessen Sohne Franz II. in Nancy, begab er sich über Paris

nach England, wo er London und andere größere Städte besuchte, und in Oxford vom Prokanzler mit einer lateinischen „epistola. illustri hospiti ignoto" begrüßt wurde, welche von dem Geschenk eines Paares goldgestickter Handschuhe und einer Kanne Weins begleitet war. Nach Frankreich zurückgekehrt nahm er in Paris an den dortigen Ritterspielen theil, und verweilte mehrere Tage als Gast am Hofe des Königs Heinrich IV. zu Fontainebleau; dann besuchte er die Universitäten Orleans und Montpellier und ließ seinen Namen mit denen seiner Begleiter in der Matrikel verzeichnen, auch gab er am 15. December den Mitgliedern der deutschen Nation ein festliches Mahl und verkehrte mit dem berühmten Juristen Julius Pacius. Nachdem er dann die Schweiz kennen gelernt hatte, gelangte er in Genf (18. Februar 1603) zu einer Unterredung mit dem calvinistischen Theologen Theodor Beza, welcher, obwohl er schon im 84. Jahre stand und über die Abnahme seines Gedächtnisses klagte, dennoch gesund und frisch einen lebhaften Briefwechsel führte und sich im hohen Alter noch mit einer jungen Frau verheirathet hatte, die er jedoch, anscheinend aus Eifersucht wegen der Jugend und Schönheit des Herzogs, demselben nicht vorstellte. Durch die Lombardei setzte er dann seine Reise über Mailand nach Venedig fort. wo er am Himmelfahrtstage (7. Mai 1603), bei der Vermählungsfeier des Dogen mit dem Meere auf dem Bucentauro, gegenwärtig war. Dann begab er sich über Ferrara, Bologna, Pesaro, Ancona und Loreto nach Rom, wo ihn Papst Clemens VIII. durch seinen Leibarzt begrüßen ließ. In Bologna verweigerte er jedoch seine Einzeichnung in das Album, weil die deutsche Nation zuvor durch Ertheilung von Leibesstrafen beleidigt und infolge dessen aufgelöst war; dieselbe wurde jedoch später, wie Fr. Gerschow's Tagebuch bemerkt, durch päpstliche Vermittelung wiederhergestellt, und mit erweiterten Privilegien bedacht. Von Neapel kehrte er über Gaeta, Siena, Florenz, Lucca, Pisa, Genua, Mailand, Piacenza, Parma und Padua nach Venedig zurück und reiste dann über Trient nach Innsbruck, wo er im August von dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich festlich empfangen und mit einem reich ausgestatteten türkischen Rosse beschenkt wurde, auch bei den dort gehaltenen Ritterspielen sich auszeichnete. Gleicher Empfang und gleiche Festlichkeiten wurden ihm in München von dem Kurfürsten Maximilian I. von Baiern und seinem Bruder Albert VI. von Leuchtenberg, sowie in Neuburg vom Pfalzgrafen Philipp Ludwig und in Stuttgart vom Herzog Friedrich von Würtemberg bereitet: als er aber hier die Nachricht vom Tode seines Oheims, Barnim XII. (1. September 1603), empfing, kehrte er über Nürnberg und Bamberg, wo er vom Rathe und Bischof feierlich begrüßt wurde, sowie Erfurt und Eisleben, wo er Luther's Andenken ehrte, in die Heimath zurück und traf am 16. October 1603 wieder in Wolgast ein. Nachdem dann Bogislaw XIII. ihn am 8. November der Vormundschaft entlassen und durch den Kanzler Dr. Martin Chemnitz in die Regierung eingeführt hatte, erhielt er am 21. Juli 1604 die Belehnung vom Kaiser Rudolph II. und ernannte seinerseits Dubislaw v. Eichstedt zum Oberhofmarschall und seinen Reisebegleiter Erasmus Küssow zum Kanzler; auch vermählte er sich am 25. Juni 1604 mit Agnes, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Auf solche Weise in seinem Familienleben beglückt und von trefflichen Räthen umgeben, wandte er den verschiedenen Zweigen der Regierung eine rege Aufmerksamkeit zu und suchte die Verwaltung und Rechtspflege durch zweckmäßige Verordnungen zu heben: dessen ungeachtet litt das Herzogthum Wolgast, im Gegensatz zu Stettin, an den Folgen der fortgesetzten Verschwendung im fürstlichen Hofhalte, namentlich bei den Jagden und anderen prunkvollen Festlichkeiten, sowie durch den Aufwand der großen Reisen, welche P. nach Berlin, Danzig, Polen, Dänemark und zu seinem Schwager, dem

Herzog Friedrich von Kurland (1610—15) und endlich (1619) über Hamburg und Bremen nach Holland und England und zum Grafen Enno III. von Ostfriesland nach Emden und Aurich unternahm, welches Gepränge die disponiblen Einkünfte erschöpfte und das Land mit Schulden belastete. Selbst die Abtretung der Aemter Barth und Franzburg, welche Bogislaw XIII., nach seiner Succession im Herzogthum Stettin und dem Tode seines Bruders Casimir (10. Mai 1605), an seinen Neffen übergab, konnte die Zerrüttung der Finanzen des Wolgaster Hauses nicht beseitigen, da P. J. sich verpflichten mußte, seinem Oheim die aus dessen Privatmitteln, namentlich von der Mitgift seiner beiden Gemahlinnen Clara von Braunschweig-Lüneburg und Anna von Holstein bestrittenen Bauten und anderen Auslagen für die Schlösser in Barth und Franzburg, und für Manufacturen und Druckerei mit 110 000 Gulden zu vergüten. Dieser Zustand fortwährenden Geldmangels gewährte einen um so peinlicheren Eindruck, wenn man ihn mit dem Haushalte Bogislaw's XIII. verglich, welcher nicht nur geordnete Finanzen hinterließ, sondern auch im Stande war, Kunst und Wissenschaft mit der genannten großen Summe zu unterstützen. Auch die Universität Greifswald entbehrte die wohlwollende Fürsorge ihres früheren Landesherrn Ernst Ludwig, welcher nicht nur die wissenschaftlichen Interessen derselben gefördert, sondern auch aus eigenen Mitteln ein neues Gebäude für die pommersche Hochschule begründet hatte; dieses wurde zwar nach dessen Tode (17. Juni 1592) unter der vormundschaftlichen Regierung Bogislaw's XIII. in seiner äußeren Gestalt vollendet, blieb aber, da die Wolgaster Hofhaltung alle Einkünfte aufzehrte, in seinem obersten Stockwerk unausgebaut. Die Fürsorge des Sohnes beschränkte sich darauf, daß er dem Rector, ähnlich wie in Leipzig, einen neuen Sammetmantel schenkte, auf dem die neun Schilder des pommerschen Wappens in farbigem Golde gestickt waren, wie die Inschrift: „Philippus Julius, dei gratia dux Stettinensis, Pomeraniae, Cassubiorum et Vandalorum, princeps Rugiae, comes Gutzkoviae, terrarum Leoburgensium et Butoviensium dynasta, vestem hanc rectoralem universitati suae Gryphiswaldensi donavit, anno MDCXIX“ bezeugt. Dieses künstlerisch hervorragende Denkmal befindet sich im Original und in einer vom König Friedrich Wilhelm IV. geschenkten Nachbildung noch jetzt im Besitz der Universität. Hinsichtlich der wichtigsten Angelegenheiten der Hochschule, namentlich der baulichen Reparaturen, der Gehalte der Professoren und der Anlage einer Bibliothek, fehlte es jedoch an den nöthigen Fonds. Infolge dessen erlitt das Gebäude in seinen oberen Stockwerken einen solchen Schaden, daß es schon im J. 1750 durch einen Neubau ersetzt werden mußte; andererseits sah sich die Universität beim Ankauf der Selfisch'schen Bibliothek in Wittenberg (1604) genöthigt, den Kaufpreis von 2000 Gulden, bei Ratenzahlungen von 30 Gulden, zum größeren Theile zu verzinsen, und war im J. 1646 bei den Selfisch'schen Erben noch mit 1000 Gulden im Rückstande. Hinsichtlich der Gehalte wandte sich der Herzog (1605—6) an die Stände, welche jedoch die gewünschte Verbesserung, mit Hinweis auf die wegen des fürstlichen Aufwandes bestehende Steuerüberbürdung, ablehnten. Ebenso wiesen dieselben seine Forderung, die herzoglichen Kammerschulden, im Betrag von 5 Tonnen Goldes, durch neue Steuerausschreibungen zu decken, entschieden zurück, und übernahmen nur $^{1}/_{5}$ derselben, ca. 100 000 Gulden. Durch diese Weigerung erzürnt, entschloß sich P. J., anstatt den höfischen Aufwand zu beschränken und dadurch das Vertrauen und mit diesem die Bereitwilligkeit der Stände zu gewinnen, zu rachsüchtigen Gewaltthätigkeiten gegen dieselben und namentlich gegen die unter ihnen vertretenen reichen Städte und deren Bürgermeister und Rathsmitglieder, deren kostbare Besitzthümer ihn für die Ebbe in seinen Kassen schadlos halten sollten. Bei diesen Unternehmungen bediente

er sich einer Mischung von mittelalterlicher Willkür und moderner unter der Form des Rechtes geübter List. Er bezeichnete die ihre alten vererbten Privilegien schützenden Rathsherren als Rebellen gegen den Landesfürsten und als Despoten gegen die Bürgerschaft, und um sie dafür zu strafen, griff er zu dem schon von seinen Vorfahren, damals aber unter der Form des ritterlichen Absagebriefes, geübten Mittel des kleinen Krieges, indem er dieselben hinterlistig überfiel, ihre Güter plünderte und brandschatzte, und die Gefangenen einkerkerte. Zugleich wußte er durch geschickte Unterhändler die Bürger, welche stets von Vorurtheilen gegen Rath und Patricier, bald mit Recht, bald mit Unrecht, eingenommen waren, für sich zu gewinnen, und durch diese, unter dem Schein des Beschützers der bürgerlichen Rechte, gewonnene Macht im Innern der Gemeinde den Widerstand des Rathes zu brechen. Zuerst wandte er dies Verfahren gegen Greifswald, wo im J. 1604 die Bürgermeister Nikolaus Schmiterlow VI. und Georg Corswant, mit dem Syndicus Dr. Theodor Meyer, infolge der bürgerlichen Unruhen ihre Aemter niederlegten, die Stadt verließen und an das Reichskammergericht appellirten. Sie erlangten jedoch keine Restitution, vielmehr wurden ihre Stellen durch andere Personen besetzt und vom Herzoge ein neuer Receß erlassen, welcher die Macht des Rathes beschränkte. Nachdem P. J. auf diese Art seine Macht innerhalb der Gemeinde verstärkt hatte, wußte er den Widerstand der Stadt gegen die Deckung der oben erwähnten 500 000 Gulden Kammerschulden durch angedrohte Aufhebung ihrer alten Handels-, Verwaltungs- und Justizprivilegien, sowie durch fernere Beschlagnahme des Stadtgutes Fresendorf zu überwinden, und bewirkte, daß Greifswald sich im J. 1611 zu einer einmaligen Zahlung von 14 000 Gulden verstand und außerdem von 1604—25 an Steuern ca. 25 000 Gulden in jährlichen Raten von 2200—2300 Gulden entrichtete. Als der Herzog auf diese Art seine Uebermacht an der kleineren Gemeinde geprüft hatte, wandte er sich in Selbstgewißheit auch gegen die reichste und mächtigste pommersche Stadt, gegen das durch seine Privilegien fast souverän dastehende Stralsund. Nach einer Reihe gegenseitiger Verwicklungen, namentlich Eingriffen in die Justiz, Ueberfall mehrerer Rathsherren, schlechter Behandlung der städtischen Gesandten, Quartiernahme ohne Geleitsbrief des Rathes und anderen Händeln, welche letzterer vergeblich durch Verträge und Abdankung des Syndicus Dr. Domann (1606) beizulegen suchte, entschloß sich P. J. (1611) zum offenen Bruche, übte auf städtischen Gütern fürstliche Justiz, und ließ, als der Rath sich widersetzte, mehrere Höfe in der Nachbarschaft Stralsunds und auf Rügen, u. A. des ihm besonders verhaßten Bürgermeisters Heinrich Buchow, plündern und zerstören, ein Verfahren, infolge dessen die Stadt den Herzog beim Reichskammergericht als Landfriedensbrecher verklagte und dessen Verurtheilung erwirkte. Ueber diese ihm als empörende Anmaßung erscheinende Handlung aufs Höchste erzürnt, beschloß P. J., nachdem er sich zuvor der Zustimmung der gegen den Rath wegen Verfassungsstreitigkeiten eingenommenen Bürgerschaft versichert hatte, am 3. Februar 1612, mit einem Gefolge von 180 Pferden und 248 Personen, ohne nachgesuchtes Geleit in die Stadt zu rücken und den Widerstand des Patriciats zu brechen. Der Rath suchte zwar diesen Eingriff in seine Privilegien durch Sperrung der Brücken und Thore, sowie durch Bewaffnung der Bürger zu verhindern; da letztere aber durch die Unterhändler des Herzogs für diesen gewonnen waren, fanden seine Befehle keinen Gehorsam, vielmehr zogen Fürst und Gefolge ungehindert ein, und der erstere begab sich am 4. Febr. aufs Rathhaus, um Bürgermeister und Rathsherren an derselben Stelle, wo diese früher Recht gesprochen hatten, vor seinen Richterstuhl zu laden. Hier verlas der fürstliche Kanzler Dr. Daniel Runge die Beschwerdeschrift, in welcher der Rath der Angriffe gegen die Landeshoheit des Herzogs und gegen die Frei-

heit der Bürger angeklagt wurde, dann berief P. J. eine Commission, jene Beschwerden zu prüfen, entsetzte die Bürgermeister Heinrich Buchow und Henning Parow, sowie den Syndicus Dr. Lambert Steinwich und acht Rathsherren ihrer Aemter, an deren Stelle Thomas Brandenburg und Heinrich Hagemeister zu Bürgermeistern und fünf neue Rathsherren aus der Bürgerschaft gewählt wurden, und ernannte für letztere besondere ihm ergebene Wortführer, u. A. Jusquinus v. Gosen, welche die bisher durch die Altermänner des Gewandhauses und der übrigen Companien im Sinne des Patriciats geführte Leitung im Interesse des Herzogs und der Demokratie reformiren sollten. Ein Versuch der Hansa, den Conflict zwischen beiden Parteien zu vermitteln, wurde von P. J. in derselben schroffen Weise, wie früher bei dem Greifswalder Recesse von 1604, zurückgewiesen; Stralsund seinerseits war damals so machtlos, daß es von 1612—16 die Bundesversammlungen nicht zu beschicken wagte. Dieser Zustand unumschränkter Macht beraubte jedoch den Herzog der verständigen Ueberlegung, und seine maßlose Willkür ließ die bisher, unter dem Schein des Rechts und des Beschützers bürgerlicher Freiheiten, geübten Handlungen im wahren Lichte als Gewaltthaten und Eigennutz erscheinen. Gegen die von ihm selbst ernannten Bürgermeister Brandenburg und Hagemeister erlaubte er sich, als dieselben bei den Verhandlungen über die neue Verfassung gerecht und unparteiisch verfuhren, so empfindliche Beleidigungen, daß der erstere nur, unter Vermittelung des Freiherrn Volkmar Wolf v. Putbus und des Prälaten Albrecht Wakenitz und nach einer von P. J. ausgesprochenen Entschuldigung, im Amte blieb, während Hagemeister infolge der fortgesetzten Gemüthsbewegungen schon im J. 1616 verstarb; Jusquinus v. Gosen aber, welcher niemals auf Seite des Rathes gestanden, sondern nur eifrig die Sache der Bürgerschaft vertreten hatte, wurde nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern (1614—16) auf längere Zeit in Wolgast gefangen gehalten. Am meisten entfremdete der Herzog sich jedoch die Gesinnungen der Bürger durch sein von Jahr zu Jahr mehr hervortretendes Bestreben, den Mangel seiner Kassen aus dem reichen Silberschatze der Stralsunder Gewerke zu decken. In den Jahren 1613—17 gingen fast sämmtliche Geräthe edlen Metalles aus den Truhen der Gilden an den Wolgaster Hof, deren hohen Werth man darnach berechnen kann, daß allein die Gaben von drei Innungen an Gewicht 673 Loth Silber betrugen. In der Erkenntniß solchen Wandels der Gesinnungen berief nun der Herzog einen ausländischen Juristen, Heinrich Stamke (Stammichius) aus Braunschweig, welcher (1613—16) mit großer Umsicht und Thatkraft die zwischen den drei Parteien, dem Landesherrn, dem Rath und der Bürgerschaft, waltenden Streitigkeiten durch zwei Verträge, den Erbvertrag vom 11. Juli 1615 und den Bürgervertrag vom 14. Februar 1616, beilegte. Letzterer regelte die inneren Angelegenheiten der Stadt und bewirkte, abgesehen von strengerer Ordnung in der Verwaltung der Kirchengüter und des städtischen Vermögens, eine Theilung der Macht zwischen Rath und Bürgerschaft, indem jener die Cooptation, die Justiz und Execution behielt, diese aber die Administration der Güter, namentlich die Cassenführung und Steuerverwaltung empfing. Der Erbvertrag sollte die Machtverhältnisse zwischen der Stadt und dem Herzoge regeln und die seit der Zeit der rügischen Fürsten schwebenden Streitigkeiten beilegen. Dies wurde jedoch nur zum Theil erreicht. Hinsichtlich der Kirchen behielt Stralsund das alte Recht der Vocation der Prediger; Ordination und Institution geschah dagegen durch den pommerschen Generalsuperintendenten, auch übte der Herzog beim Stadtsuperintendenten, anscheinend in Erinnerung des von Bogislaw X. (1497) erworbenen Rechts, die Propsteien und Prälaturen zu besetzen, die Bestätigung, und hinsichtlich der geistlichen Güter die durch fürstliche Räthe in bestimmten Terminen zu vollziehende Visitation.

Hinsichtlich des Bürgereides erhielt der dem Herzoge zu leistende Eid den Vorrang, erst nach dessen Ablegung durfte der neu aufzunehmende Bürger dem Rathe Treue schwören. Hinsichtlich der Competenz des fürstlichen Hofgerichts und des Stadtgerichts, sowie der Appellation nach Lübeck traf man sehr specialisirte Anordnungen, aus denen neue Zwistigkeiten hervorgingen; dagegen einigte man sich ohne Schwierigkeit wegen der von P. J. geforderten Geldzahlungen. Die Stadt übernahm, abgesehen von den bereits erwähnten Silbergaben der Gewerke, sämmtliche Unterhaltungskosten des Hofes und der fürstlichen Räthe, die sich für das Jahr 1616 auf 19 000 Mark beliefen, und zahlte außerdem, als Gratification für angebliche Bemühungen des Herzogs, in verschiedenen Raten die Summe von 35 000 Gulden. Nachdem auf diese Art der angebliche Zweck der Gerechtigkeit, und der verborgene des finanziellen Vortheils erreicht war, zeigte sich der Herzog versöhnlicher; er genehmigte nicht nur die Restitution der suspendirten Rathsmitglieder und die Wahl des früheren Syndicus Dr. Lambert Steinwich zum Bürgermeister an des verstorbenen Hagemeisters Stelle, sondern willigte auch in die Entlassung des Bürgerworthalters Stanke, dessen Amt an den Dr. Jakob Hasert überging, und erkannte sogar das Recht des Hansabundes an, bei Erneuerung der Streitigkeiten mit Stralsund, (1620—22) zwischen ihm und der Stadt zu vermitteln. Zu solcher Nachgiebigkeit entschloß sich P. J. einerseits wohl in der richtigen Erkenntniß von L. Steinwich's ausgezeichneten Fähigkeiten und seiner trefflichen Führung des Stralsunder Gemeindewesens, mit welcher seit 1620, nach Dr. Domann's Tode, auch das Syndicat der Hansa verbunden war, andererseits aber unter dem Einfluß mehrerer verderblichen Mächte, welchen er nicht mit Willkür zu begegnen vermochte. Bald nach seiner niederländischen Reise verfiel er nämlich einem solchen Siechthum, daß die von ihm consultirten Greifswalder Aerzte ihn zur äußersten Vorsicht und zur Aenderung seiner Lebensweise ermahnten; zwar scheint P. J., wie sich aus einem Briefe von 1624 schließen läßt, ihrem Rathe nicht gefolgt zu sein, doch dürfen wir annehmen, daß seine körperlichen Schmerzen und Beschwerden ihn hinsichtlich der Stralsunder Verhältnisse gefügiger machten. Die zweite unheimliche Macht, welche den Schluß seiner Regierung beeinflußte, war die Gefahr des 30jährigen Krieges, welcher anfangs auf Süddeutschland beschränkt, seit Aufhebung des Majestätsbriefes (1623), auch die pommerschen Grenzen bedrohte, und der seit dem Jahre 1624 von einer furchtbaren Pest begleitet wurde. Dieser Vereinigung körperlicher Gebrechen mit den Schrecken des Krieges und einer verderblichen Epidemie mußte seine frühere Energie und Herrschsucht nothwendiger Weise unterliegen. Um so empfindlicher litten Herzog und Land unter der noch immer bestehenden Verschuldung, welche trotz der erwähnten Bewilligung der Stände und der Contributionen in Greifswald und Stralsund noch immer auf 500 000 Gulden veranschlagt werden mußte. In dieser Noth entschloß sich P. J. die Insel Rügen für 150 000 Thaler an Dänemark zu verpfänden, doch scheiterte dieser Plan an dem verständigen Widerspruche Bogislaw's XIV. von Stettin. Bei solchem Mangel disponibler Fonds ließ sich demnach auch die Wehrkraft Pommerns nicht in dem Maße verstärken, wie es die Kriegsgefahr erforderte, jedoch ordnete der Herzog, nachdem sich die Hansa mit Holland (1616) zu einem Bündnisse vereinigt hatte, im J. 1623, zugleich mit dem nieder- und obersächsischen Kreise, eine Landesvertheidigung an, und hielt zu diesem Zweck auch eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg in Gramtzow. Unter diesen Rüstungen und nachdem er, infolge des Todes des Herzogs Ulrich († am 31. October 1622), die Würde eines Coadjutors im Bisthum Cammin empfangen hatte, starb P. J. am 6. Februar 1625, während eine furchtbare Sturmfluth die pommerschen Küsten verheerte. Erst sein Nach-

folger Bogislaw XIV., welcher ganz Pommern und das Bisthum Cammin unter seinem Scepter vereinigte, zugleich aber (10. März 1637) das herzogliche Geschlecht beschloß, erlebte die Stürme, welche der 30jährige Krieg über Pommern verhängte; jenes Unglück jedoch, welches seine Verschwendung über ihn brachte, schien ihn auch noch in seinem Tode zu verfolgen, denn die fürstliche Gruft zu Wolgast, in welcher er mit großer Pracht beigesetzt war, erlitt im J. 1688 eine Plünderung, die namentlich durch das Gerücht über die in seinem Sarkophage befindlichen Kleinodien verursacht wurde. Sein Bildniß befindet sich auf dem Rathhause zu Anklam.

Quellen: Beschreibung des Lebens Philippi Julii, von 1625, in Bohlen's Personalien und Leichenprocessionen der Herzöge v. Pommern, 1869, S. 417 ff. — Joach. v. Wedels Hausbuch h. v. Bohlen i. d. Bibl. d. litt. Vereins in Stuttgart, CLXI, 1882, S. 402 ff. — Cramer, Pom. Kirchen Chronicon, IV, c. 13, S. 43—226. — Schwallenberg, Geschichtscalender, 1600—25. — Balt. Stud. II, 2, S. 174 ff. — Micrälius, v. altem Pommerlande, III, S. 385 ff. — Sell, Pom. Gesch. III, 209—19. — Barthold, Pom. Gesch. IV, 2, S. 420—508. — Gesterding, Beitr. z. Gesch. d. St. Greifswald, Nr. 649—747, S. 207—43. — Pyl, Pom. Genealogien, II, 354; Lib. Decanat. fac. art. Gryph. f. 211 ff.; Alb. univ. Gryph. II, f. 21 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. II, S. 225—38. — Aug. Balthasar, v. d. Akad. Gebäuden, S. 12. — Mohnike u. Zober, Stralsunder Chroniken, II, 90—145. — Brandenburg, Gesch. d. Stralf. Magistrats, 57 ff., 91 ff. — Dinnies u. Charisius, Man. — Fock, Rüg. Pom. Gesch. VI, 35—82, 108—112. — Heller, Chronik v. Wolgast, 334—348. Pyl.

Philipp von Sponheim, Erwählter von Salzburg 1247—1256; Erwählter von Aquileja 1269, 23. Sept.; † 1279. Als zweiter Sohn Herzog Bernhards von Kärnten († 1256) aus der Ehe mit der Přemyslidin Jutta (Boleslawa), Tochter K. Ottokars I. von Böhmen († 1230), sollte P., während der ältere Bruder Ulrich (III.) für die Erbfolge im Herzogthum ausersehen war, seine Versorgung in der geistlichen Laufbahn finden, für welche ihm allerdings der innere Beruf gänzlich abging. Das Salzburger Capitel hatte sich mit seiner Wahl zum Erzbischof (nach dem Tode Eberhards II., eines der würdigsten Metropoliten) beeilt, da es den päpstlichen Eingriff in seine Rechte, — Papst Innocenz IV. ernannte nämlich kurzweg den Abgeordneten Eberhards am Lyoner Concil, Purkhard von Zizenhagen, zu dieser Würde — nicht ruhig hinnehmen wollte. Glücklicherweise starb Purkhard auf dem Wege nach der Stadt an der Salzach, und so ließ sich denn der Papst endlich den Erwählten des Capitels gefallen, da der bei der Curie bestangeschriebene böhmische Königshof sicherlich intervenirte, und Innocenz IV. die Ueberzeugung gewann, daß P. in dem verhängnißvollen Kampfe zwischen „Kaiserlichen" und „Päpstlichen", staufischer und antistaufischer Partei ebenso wie Vater und Bruder zu der letzteren halten würde. Thatsächlich warf sich P. — ein Freund des Kriegswammses — alsbald in die Fehde zwischen Meinhard von Görz, dem „Ghibellinen", und dem Patriarchen von Aquileja (aus dem Hause Meran) als Bundesgenosse seines Vaters, Herzogs Bernhard, kam dem Auftrage des Papstes nach, wider Herzog Otto von Baiern, als Vollmachtsträger Kaiser Friedrichs II. geistliche und weltliche Waffen in Bewegung zu setzen, erwirkte von Innocenz IV. die Bulle vom 24. Sept. 1248. die ihn berechtigte, alle der salzburgischen Kirche entfremdeten Besitzungen in Oesterreich und Steiermark zurückzugewinnen, und versuchte auch die damals an den Kaiser nach Verona abgeordneten Vertreter der kaiserlich gesinnten Ständeschaft Oesterreichs und Steiermarks an ihrem Vorhaben gewaltthätig zu hindern; eine Haltung, die uns begreiflich macht, daß Kaiser Friedrich II. seinem Anhänger,

Meinhard v. Görz, als Verweser der Steiermark den Auftrag gab, den Erzbischof P. zu bekriegen. Derselbe ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern suchte als Grundherr in der Steiermark seine Stellung zu sichern. Wir begegnen ihm (1256, 1. Juni) zu Fohnsdorf auf dem oberen Murboden im Kreise von steiermärkischen Herren, wie die Pfannberger (s. Art.), Ulrich v. Liechtenstein, die Leibnitzer u. A., die ihm sammt ihren Vasallen (milites) Diensttreue gelobten. Dagegen ließen es die Görzer Grafen an Vergewaltigung des salzburgisch-kärntnischen Gebietes nicht fehlen. So kam es denn auch 1251—2 zu heftigen Fehden zwischen Meinhard und dessen Bruder Albrecht auf der einen, P. v. Sponheim und dessen Bruder Herzog Ulrich III. von Kärnten auf der andern Seite. Schließlich siegte P. (1252) vor Greifenburg und nahm den Grafen Albert gefangen; Graf Meinhard rettete sich mit genauer Noth aus Feindes Hand. Da auch die Macht des Böhmenfürsten, Ottokars, als Markgrafen von Mähren und Herzogs von Oesterreich hinter dem Erwählten von Salzburg stand, so sahen sich die Görzer zum Decemberfrieden von 1253 gezwungen, der zum Vortheile des Erzstiftes ausschlug. P. war auch Parteigänger Ottokars, was dessen Absichten auf die 1252 3 árpádisch gewordene Steiermark und die Aufforderung Papst Innocenz IV. (1254, 8. April und 15. Juli) an P. betrifft, den Schädigungen des Klosters Admont zu steuern, hängt wohl auch damit zusammen, daß der wichtige Aprilfriede (1254, Ofen) zwischen König Ottokar II. und König Béla IV., worin die Begrenzung der steiermärkischen Herrschaft der Arpaden abgegrenzt erscheint, das Ennsthalgebiet als salzburgisches Hoheits-Territorium ausschied, da in der bezüglichen Urkunde ausdrücklich die Wasserscheide zur Mur hin als steierisches Landgemärke erwähnt erscheint. Bald aber zog sich über dem Erwählten von Salzburg ein Gewitter zusammen, das seine ganze Stellung bedrohte. Er hatte nämlich, abgesehen von dem Abgange jedweder theologischen Bildung, die Priesterweihe noch nicht angestrebt und benahm sich so schroff gegen das Capitel, andrerseits so ganz und gar nur als Welt- und Kriegsmann, daß die Domherrn an dem Decrete des neuen Papstes, Alexander IV., — wonach jeder „Erwählte“ binnen 6 Monaten die Weihe erlangen oder vom Hochstifte abtreten müsse — einen willkommenen Halt zur Action gegen P. fanden. Ueberdies war er den Arpáden und bairischen Wittelsbachern als Verbündeter König Ottokars II. ein Dorn im Auge. Und so finden wir ihn denn nicht nur vom Domcapitel sondern auch von den Bischöfen zu Freising, Passau, Regensburg, Chiemsee, Seckau und Lavant angeklagt, unter Anderem auch dessen, daß er „vielerlei Fehden des Ungarnköniges mit den Vornehmen der Steiermark und mit dem Böhmenkönige veranlaßt habe“. P. kehrte sich aber nicht daran, sondern wirthschaftete nur um so gewaltthätiger, verstärkte die Besatzungen seiner Schlösser, schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit seinem Bruder, dem Kärtnerherzog, der ihm aus der väterlichen Erbschaft (Herzog Bernhard war am 10. Januar 1256 zu St. Paul bestattet worden) die Schloßherrschaften Himmelberg, Wartberg, Osterberg und Wireck ausantwortete, und hielt wie zum Hohne statt einer Synode, ein kostspieliges Turnier in Mühldorf ab. Aber auch die Gegenpartei war zum Handeln entschlossen, wählte zu Hallein den Seckauer Bischof Ulrich zum Erzbischof von Salzburg und sandte eine Botschaft an den Papst zu Gunsten des neuen „postulirten“ Erzbischofs, indem sie um die förmliche Entsetzung des bisherigen bat. P. behauptete sich jedoch weit entschiedener und länger, als die Gegner glaubten, trotzdem die Ungarn für Ulrich Partei nahmen. Trotz der Mandate und Drohungen des Papstes, der anderseits durch die Finanzmisère des neuen Hochstiftscandidaten übellaunig geworden, blieb P. im Hochstiftslande sitzen; sein Bruder und der Böhmenkönig unterstützten ihn. Die Kärntner schlugen den Erzbischof Ulrich

bei Radstadt (1258) in die Flucht und brachten den Ungarn (1259) eine tüchtige Schlappe bei. Ende Dec. 1259 wurde überdies die Arpádenherrschaft in der Steiermark von den dortigen Landherrn gestürzt und 1260 Ottokar II. als Landesfürst anerkannt. Erzbischof Ulrich gerieth auf dem Wege zum Baiernherzog Heinrich in die Hände seiner Gegner und erlebte eine kurze Gefangenschaft in Steiermark, aus der ihn allerdings König Ottokar II. freigab, aber sonst für die Sache Philipps zu wirken fortfuhr. Obschon sich nun die Bürger von Salzburg selbst Philipps entschlugen und Herzog Heinrich von Baiern ins Hochstiftsland als Beschützer Ulrichs eindrang, so versuchte P. dennoch weiterhin sein Glück. Die Baiern brachen aber neuerdings in das Salzburgische ein, dagegen versuchten wieder die Böhmen festen Fuß im Hochstiftsgebiete zu fassen. Endlich aber erkannte wol P. das Erfolglose weiterer Anstrengungen, und Ottokar II. selbst ließ ihn fallen, um (da Ulrich, der schwergeprüfte Metropolit 1. Sept. 1265 es vorgezogen, auf Salzburg zu verzichten) seinen Verwandten, den schlesischen Fürstensohn Wladislaw, als Erzbischof durchzubringen und Baierns Nebenbuhlerschaft darin lahm zu legen. Philipps Hoffnungen knüpften sich vorderhand an die Möglichkeit seiner Erbfolge in Kärnten, denn die beiden Ehen seines herzoglichen Bruders, Ulrich III., waren kinderlos geblieben und in den JJ. 1256 und 1267 versicherte ihn der Herzog aller seiner Güter und Lehen im Falle des eigenen erblosen Ablebens. Aber eine andere Versorgung des Bruders und Vetters hatten Herzog Ulrich III. und König Ottokar II. im Auge, da Letzterer den weiteren Ausbau seiner Ländermacht im südöstlichen Alpengebiete plante und den Sponheimer Fürsten zu behandeln verstand. Hinter dem Rücken Philipps kam es auf Schloß Podiebrad an der Elbe den 4. Dec. 1268 zu einem Vertrage zwischen Ulrich III. und dem Böhmenkönige, worin jener Ottokar zum bedingungsweisen Erben seiner Länder (Kärnten und Krain) erkärte. Und nun beeilte man sich den auf diese Weise um das Kärntner Erbe gebrachten P. mit dem Patriarchate Aquileja zu versorgen. Der Tod des dortigen Metropoliten (Gregor Montelongo, † 8. Sept. 1269) kam sehr gelegen. Ulrich III. und Ottokar betrieben in Friaul die Wahl Philipps, und diese fand auch thatsächlich am 23. Sept. 1269 in Cividale statt. Einen Monat später (27. Oct.) erlag Herzog Ulrich III. dem Tode. Der letzte Sponheimer Herzog war dahingegangen, denn P. sollte es nicht gelingen, den Thron des Bruders zu besteigen. Immerhin war er entschlossen, für sein Erbrecht einzutreten und so standen sich P. und Ottokar Nebenbuhler gegeneinander. P. baute auf die seinem Hause ergebene Partei, hoffte als „Generalcapitän Friauls“ Kriegsmacht von dort zu erhalten, schloß ein neues Bündniß mit dem Gegner Ottokars, König Stephan V. von Ungarn, dem er sogar die eventuelle Herrschaftsfolge in Kärnten, Krain und der Mark versprach, brachte Pordenone in seine Gewalt und band mit den Görzern im Friaulischen an, die mit Ottokar auf gutem Fuße standen. Seine Rührigkeit führte sogar zu einer Erklärung und Bitte seitens 5 Suffraganbischöfe Aquilejas, ihm die Bestätigung als Patriarchen zu verleihen. Das Cardinalscollegium war jedoch, abgesehen von der Vergangenheit Philipps, schon durch Rücksichten für den Böhmenkönig nicht gewillt, diesem Wunsche zu entsprechen. Auch der Plan, gegen die seit 1270 begründete Herrschaft Ottokars II. in Kärnten und Krain einen Aufstand alldort hervorzurufen, erwies sich bald als hoffnungslos und der Friede, den König Stephan V. (2. Juli 1271) mit dem Přemisliden einging, gab die Sache Philipps und seiner Anhänger preis. Da P. überdies auch in Friaul angesichts des Einmarsches der Truppen in dieses Land, jeden Halt verlor, so mußte er sich in seiner vollständigen Isolirung und Mittellosigkeit zum Ausgleiche mit dem böhmischen Vetter bequemen. Denn das Friauler Parlament fand sich bestimmt, den Böhmenkönig zum „Generalcapitän“

und dessen Vertrauten, Propst Heinrich von Maria-Wörth, zum Vicedom der Kirche Aquilejas zu wählen (Mai 1272). Ottokar bestellte nun P. zum immerwährenden Statthalter und Hauptmann (perpetuus vicarius et capitaneus) Kärntens, ließ ihn jedoch durch die eigentlichen Landesverweser, Ulrich v. Dürnholz und s. Sommer 1273 Ulrich v. Tausers, beaufsichtigen. Der drückenden Figurantenrolle müde, suchte nun P., seit der Wahl Rudolfs von Habsburg (29. Sept. 1273) im Reiche mit neuen Hoffnungen erfüllt, seinem Exil zu entkommen und entwich auch A. 1275, um den Weg zu dem neuen deutschen Könige einzuschlagen und sein Erbrecht auf die sponheimischen Länder geltend zu machen. In der That erließ König Rudolf I. auf dem Nürnberger Hoftage (27. Febr. 1275) die Kundmachung von der erfolgten Belehnung Philipps mit Kärnten, Krain und der Mark. Wir finden ihn nunmehr als Titularherzog im Gefolge Rudolfs, so auch bei der Zusammenkunft des Habsburgers mit dem Papste Gregor X. zu Lausanne. Ein zweiter Nürnberger Hoftag (22. Januar 1276) erklärte durch förmlichen Rechtsspruch die Nichtigkeit der vom Böhmenkönige erzwungenen Verzichtleistung auf das Erbe seiner Väter, und als der Reichskrieg gegen Ottokar im Gange war, wurden die Stände Kärntens und Krains aus dem Lager vor Passau (21. Sept. 1276) durch Kaiser Rudolf I. neuerdings zur Treue und zum Gehorsame gegen P. ermahnt. Doch sollte sich dieser bald einer neuen und schweren Enttäuschung ausgesetzt finden, die seinen Lebensabend verbitterte und kürzte. Als der Wiener Friede vom 21. Nov. 1276 die Alpenländer von Ottokars Herrschaft bleibend schied, war es ihm nicht vergönnt, die Verwirklichung seiner urkundlich verbrieften, erb- und lehensmäßigen Ansprüche auf Kärnten und Krain, den Lohn seines Anschlusses an die Habsburger einzuheimsen. Rudolf I. standen die Verpflichtungen gegen seinen wichtigen Verbündeten, Meinhard v. Görz, ungleich näher, und P. mußte sich zu einer Uebereinkunft bequemen, die ihm bloß den Herrschaftstitel, Allode und Erblehen seines Geschlechtes, überdies die Grunddienste und Mautgefälle der Stadt Krems und der Schloßherrschaft Persenbeug in Niederösterreich sicherte. Sein Aufenthalt in Krems bis ans Lebensende macht ganz den Eindruck einer halb erzwungenen, halb freiwilligen Internirung. Nie finden wir ihn seither am k. Hoflager, sein letzter Wille vom 19. Juli 1279 gedenkt nicht mit einem Worte des Habsburgers Rudolf I. In diesem Testamente nennt er sich „Dux Carinthiae et dominus Carnioliae“ und bezeichnet als seine Allode die Städte St. Veit und Klagenfurt, die Burgherrschaften: Freiberg, Himmelberg, Neugreifenburg, Völkermarkt und Rechberg, Güter bei Feldkirchen, Wernberg und Heunburg in Kärnten, sodann Stadt und Schloß Laibach, die Schlösser: Osterberg, Nassenfuß, Schiebenberg und Arch in Krain. Es sollen davon alle von ihm einst verübten Kirchenschäden und alle seine Gläubiger befriedigt werden. Auch erscheint darin sein (natürlicher) Bruder Amelrich (Herzogs Bernhards Sohn), dem P. das Dorf Kreuz bei Stein verliehen habe, erwähnt. — Der 22. Juli des J. 1279 machte dem Leben des letzten legitimen Sponheimers, einem bewegten, an Enttäuschungen reichen Dasein ein Ende. Er wurde in der Dominicanerkirche zu Krems beigesetzt.

Lambacher, Oesterreichs Interregnum. — Zauner, Chronik v. Salzburg. II. — Kurz, Gesch. Oesterreichs unter König Ottokar und Albrecht I. — Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg I. II. — Kopp, Geschichte der eidgen. Bünde I. II. — Palacky, Gesch. Böhmens II. Abth. 2. — Lorenz, Deutsche Gesch. im 13., 14. Jahrh. 1. 2. u. s. Abh. i. den Sitzb. der k. Ak. d. Wiss. Wien. XXIII. Bd. — Tangl, Gesch. Kärntens (Handbuch der Gesch. K. II. Abth.) 1269 ff. — Manzano, Ann. del Friuli III. (1254

bis 1310) — Bianchi, Docum. hist. Forojul. 1200—1299 u. Arch. f. K. oe. Gesch. Qu. XXII. Bd. (1267—1275).

Krones.

Philipp II., Bischof von Speier, erwählt den 22. October 1529, † 14. August 1552, stammte aus dem alten rheinpfälzischen Geschlechte der Herren v. Flersheim und war der zweite Sohn des kurpfälzischen Amtmanns zu Kaiserslautern Hans v. Flersheim und der Ottilie, geb. Kranich v. Kirchheim. Geboren 1481 wurde P. frühe zum geistlichen Stande bestimmt und erhielt schon 1491 ein Canonicat am St. Martinsstift in Worms, und noch ehe er das 14. Lebensjahr vollendet hatte, zugleich die Pfarrei Ilvesheim bei Heidelberg. Da es ihm an Protection nicht fehlte, so folgten nach der Unsitte der Zeit diesen ersten Pfründen bald zahlreiche weitere. 1503 wurde er Domherr in Worms und Speier, später auch in Augsburg und Eichstädt, dann Canonicus am St. Donatianstift in Brügge und bezog bis zu seinem Tode die Einkünfte von drei in Flandern gelegenen Pfarreien. Seine Studien begann P. 1495 in Heidelberg, wo er am 18. October immatriculirt wurde, setzte sie später in Paris und Löwen fort und wurde bereits am 22. Juni 1504 für ein Semester zum Rector der Universität Heidelberg erwählt. Hier wurde er am 6. Mai 1505 Baccalaureus, am 19. August 1507 Licentiat und am 17. Februar 1517 Doctor beider Rechte und machte wol auch eine Zeitlang von dem Rechte, juristische Vorlesungen zu halten, Gebrauch. Frühe begann seine staatsmännische Thätigkeit. Schon 1505 bedienten sich Kaiser Maximilian und Kurfürst Philipp von der Pfalz seines Beirathes und seit 1510 verwendete ihn Bischof Philipp I. von Speier, als dessen Gesandter er z. B. 1512 an den Reichstagen zu Trier und Cöln theilnahm, zu mancherlei wichtigeren Staatsgeschäften. Wol in Anerkennung dieser Dienste verlieh ihm dieser Bischof auch die Domsängerei in Speier, welche P. behielt, bis er am 17. März 1529 zum Dompropste daselbst erwählt wurde.

Als am 3. Febr. 1513 Bischof Philipp I. (v. Rosenberg) starb, stand Philipp v. Flersheim bei dem Domcapitel bereits in solchem Ansehen, daß ihn dasselbe schon damals zum Bischofe erwählt hätte, wenn nicht Kurfürst Ludwig von der Pfalz seinen ganzen Einfluß für die Wahl seines Bruders, des Pfalzgrafen Georg, aufgeboten und der in jenen Tagen in der Pfalz sich aufhaltende Kaiser Maximilian selbst denselben dabei kräftigst unterstützt hätte. Noch näher stand P. der bischöflichen Würde im J. 1523, in welchem ihn der bei dem Kaiser in Ungnade gefallene Bischof Reinhard von Worms unter Zustimmung des dortigen Domcapitels zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge erwählte. Schon hatte ihn Papst Hadrian VI. als solchen bestätigt, als P. zu Gunsten des Pfalzgrafen Heinrich, eines zweiten Bruders des Kurfürsten Ludwig, auf diese Würde verzichtete. Wenn P. auch jetzt wieder seine persönlichen Interessen hinter dem ausdrücklichen Wunsche des Kurfürsten zurücktreten ließ, so that er dies ohne Zweifel zugleich aus Rücksicht auf seine Familie. Philipps Schwester Hedwig († 1516) war nämlich mit Franz v. Sickingen vermählt gewesen, welcher eben um jene Zeit in seiner Feinde Hände gefallen und bald darauf seinen Wunden erlegen war. Unter diesen Umständen schien es P., welchem der Wormser Bischofsstuhl an sich nicht besonders begehrenswerth erscheinen mochte, doppelt rathsam, den pfälzischen Kurfürsten nicht zu reizen, von dessen Wohlwollen die Wiedereinsetzung seiner ihrer Güter beraubten Neffen, der Söhne Sickingens, vor Allem abhing. Als am 27. September 1529 Bischof Georg von Speier an der damals in Speier wüthenden unter dem Namen des „englischen Schweißes" bekannten Seuche starb, nöthigte die Lage des Bisthums das Domcapitel, diesmal bei der Bischofswahl unter Beseitesetzung aller anderen Rücksichten den Tüchtigsten ins Auge zu fassen. Und als solchen hatte sich Philipp v. Flersheim,

ein auch durch seine äußere Erscheinung imponirender, hochgewachsener und stattlicher Mann, bewährt. Bei allen wichtigen Staatsgeschäften war er schon seines Vorgängers rechte Hand gewesen. Auf den zahlreichen Reichstagen, welchen er beiwohnte, hatte er reiche Erfahrungen gesammelt, durch Besonnenheit und Klugheit sich ausgezeichnet und das allgemeine Vertrauen sich erworben. Bei König Ferdinand, welcher schon 1526 auf dem Speierer Reichstage in dem Hause Philipps (zum Hirschhorn) seine Wohnung genommen hatte, stand er in so hohem Ansehen, daß derselbe bei Erledigung der Speierer Dompropstei im März 1529 sich bei dem Domcapitel persönlich für Philipps Wahl zum Dompropste verwendete. Diese angesehene Stellung Philipps mochte das Domcapitel ermuthigen, die auch hier wiederholten Bemühungen des Kurfürsten Ludwig zu Gunsten seines Bruders, des Coadjutors Heinrich, unbeachtet zu lassen. Am 22. October 1529 wurde P. einstimmig zum Bischofe gewählt und nahm trotz mancher Bedenken die Wahl an. Bald folgte die päpstliche Bestätigung und am 23. Juni 1530 zu Augsburg die kaiserliche Belehnung. Der herkömmliche feierliche Einritt des Bischofs in Speier verzögerte sich bis zum 6. December 1530. Etliche von dem auf die Wahrung der Freiheiten der Stadt ängstlich bedachten Speierer Rathe bei diesem Anlasse eingeführte Neuerungen, durch welche nach Philipps Meinung den Rechten des Bischofs zu nahe getreten wurde, führten nur deshalb nicht zu einem offenen Conflicte, weil der friedliebende Bischof bei der Ungunst der Zeit doppelt vor einem solchen zurückschreckte. In der That waren damals die Verhältnisse des Speierer Bisthums besonders schwierige. Die Reformation war in manchen unter weltlicher Herrschaft stehenden Gegenden des Sprengels, wie im Zweibrückischen, in Landau und einzelnen adeligen Gebieten zur Durchführung gelangt und zählte auch in Speier selbst, sowie in dem Gebiete des Bischofs, namentlich in Bruchsal, zahlreiche, zum Theil einflußreiche Anhänger. Philipps Vorgänger, Bischof Georg, hatte sogar in seiner näheren Umgebung Männer geduldet, welche Luther offen vertheidigten, und dadurch das in seiner Mehrheit eifrig katholische Domcapitel veranlaßt, ihm deshalb ernste Vorstellungen zu machen. Auch die Wiedertäufer hatten in dem Gebiete des Bischofs Eingang gefunden und verursachten viele Schwierigkeiten. Zudem war die ökonomische Lage des Bisthums eine sehr schlimme. Die Folgen des Bauernkriegs machten sich immer noch fühlbar, die Schuldenlast des Hochstifts war unter dem Vorgänger Philipps noch gewachsen und die Türkengefahr machte neue finanzielle Anstrengungen unerläßlich. Bischof P. zeigte sich den in so schwieriger Zeit an ihn gestellten Anforderungen gewachsen. In die Finanzen des Bisthums brachte er durch weise Sparsamkeit bald größere Ordnung und suchte in einsichtsvoller Fürsorge den gesunkenen Wohlstand seiner Unterthanen zu heben. Die beim Gottesdienste eingerissenen Mißbräuche suchte er abzustellen und unterzog sich im Unterschiede von der Mehrzahl der Bischöfe auch persönlich den kirchlichen Pflichten seines Amtes. Der ihm untergebenen Geistlichkeit, welche zum Theil ein höchst ärgerliches Leben führte, gab er nicht bloß durch seinen eigenen Wandel ein gutes Vorbild, sondern ermahnte sie auch in seinen Sendbriefen immer wieder zur Meidung aller Aergernisse und namentlich des Concubinats. Die nothwendige Energie zur wirklichen Bestrafung der einzelnen Lasterhaften, wenn die allgemeinen Ermahnungen fruchtlos blieben, ließ P. freilich, besonders in späterer Zeit, mehrfach vermissen, so daß nicht nur das eifrigere Domcapitel ihn wiederholt (z. B. im Juli 1544 und im April 1545) aufforderte, „unverschämte öffentliche Laster, so von der Geistlichkeit mannichfaltig geschehen“, zu strafen, sondern auch Kaiser Karl V., als er 1548 auf seiner Durchreise erfuhr, daß in Speier unsittliche Geistliche geduldet würden, die gleiche Mahnung an ihn richtete.

Verhältnißmäßig milde war Philipps Verfahren gegen die zahlreichen Freunde der Reformation unter seinen Unterthanen, welche in benachbarten evangelischen Gebieten lutherische Predigten hörten und das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten empfingen. Für seine Person der katholischen Kirche aufrichtig ergeben, betrachtete er doch die Reformation mehr von staatsmännischen, als von religiösen Gesichtspunkten und hätte am liebsten nur durch Mahnungen und unausgeführte Strafbefehle wenigstens in den seiner weltlichen Herrschaft unterworfenen Gebieten den Katholicismus aufrecht erhalten. Auch in dieser Hinsicht mußte sich P. von seinem Domcapitel wiederholt, z. B. im April 1545, wegen allzu großer Milde gegen die „Sektischen“ Vorwürfe machen lassen und scheint erst dadurch veranlaßt worden zu sein, gegen seine häretischen Unterthanen einzuschreiten und dieselben mit Verbannung zu strafen. Immerhin gelang es ihm auf diese Weise, die Reformation in dem Bereiche seiner weltlichen Herrschaft zurückzudrängen. Weniger glücklich war er hierin in den unter fremder Herrschaft stehenden Theilen des Bisthums. Nicht nur im Pfalzzweibrückischen, sondern auch in der Kurpfalz machte die Reformation unaufhaltsame Fortschritte. Auch in Speier selbst, wo man, wol mit Rücksicht auf die Anwesenheit des Kammergerichts daselbst, lange ein offenes Eintreten für die Reformation vermieden hatte, mußte P. sehen, daß die 14 katholischen Stifts- und Pfarrkirchen nahezu leer standen und fast die ganze Bürgerschaft die Augustiner- und die Egidienkirche besuchte, in welcher die von dem Rathe 1538 aufgestellten Prediger Michael Diller und Anton Eberhard in evangelischer Weise predigten. Selbst das wiederholte Einschreiten des Kaisers hatte nur die Folge, daß Diller während der Anwesenheit des Kaisers jedesmal die Stadt verließ, um nach dessen Abreise seine alte Wirksamkeit fortzusetzen. Als der Rath endlich 1548 das Augsburger Interim annehmen mußte, war an eine Rückkehr der Bürgerschaft zum Katholicismus nicht mehr zu denken.

Seine politische Thätigkeit setzte P. auch als Bischof noch längere Zeit fort. Vor dem Reichstage zu Augsburg 1530 nahm er in München an den geheimen Berathungen zwischen Karl V. und König Ferdinand theil und erwarb sich auf dem Reichstage selbst das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade. Wiederholt saß er im Reichsregimente und war mehrfach Commissär bei der Visitation des Kammergerichts. Anfangs 1532 verhandelte er nebst Pfalzgraf Friedrich mit Johann Zapolya und war 1537 und 1538 ein ganzes Jahr von dem Bisthume abwesend und in Staatsgeschäften thätig. Der im Februar 1538 abgeschlossene Vertrag zwischen König Ferdinand und Zapolya war nach Mone's Bemerkung Philipps versöhnlicher Politik zu verdanken. An den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms 1540 und Regensburg 1541 nahm der Bischof theil und gehörte dort zu den zu Friede und Einigkeit Rathenden, war dann 1542 und 1544 bei den Speierer Reichstagen noch thätig, zog sich aber von da an wegen zunehmender Kränklichkeit von den Reichsgeschäften zurück. Bereits im Januar 1543 war er deßhalb entschlossen, dem Trienter Concile nicht beizuwohnen. Doch wußte sich ihm der Kaiser für seine immer Frieden und Versöhnung erstrebenden Dienste lebenslang zu Dank verpflichtet. Dem allgemeinen Ansehen, in welchem Bischof P. stand, war es wol auch zuzuschreiben, daß es ihm gelang, nach dem Tode des letzten selbstständigen Propstes von Weißenburg Rüdiger Fischer († 7. Juli 1545) die Vereinigung dieser bedeutenden Propstei mit dem Speierer Hochstifte durchzusetzen. Kostete ihn das auch nicht geringe Mühe und große Opfer an Geld, so war doch die beträchtliche Vergrößerung der Einkünfte und des Gebietes des Bisthums dieser Opfer werth.

Auch durch litterarische Thätigkeit hat Philipp v. Flersheim sich rühmlich hervorgethan. Zwar schrieb er nicht für einen größeren Leserkreis und dachte nie

daran, was er seinem Schreiber in die Feder dictirte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es war ihm nur darum zu thun, den Gliedern des alten Flersheimer Geschlechtes dessen ruhmreiche Geschichte zur Belehrung und Nacheiferung aufzubewahren. So ließ er 1547 durch Laurentius Fohenstein die „Flersheimer Chronik" niederschreiben, welche in mehreren Handschriften auf uns gekommen und zuerst 1829 in äußerst mangelhafter und nachlässiger Weise von Ernst Münch (Franz v. Sickingen, Band 3) und dann 1874 mustergiltig durch Otto Waltz im Drucke veröffentlicht wurde. Große Vorzüge zeichnen diese Arbeit Philipps aus. Die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, namentlich die Franz v. Sickingens, erhält hier zahlreiche Ergänzungen. Ist auch die Arbeit nicht von jeder Tendenz frei, so sind doch die gemachten Angaben durchweg verlässig und fließen entweder aus archivalischen Quellen oder berichten Selbsterlebtes. Nach Form und Inhalt tüchtig läßt das Werk den günstigsten Rückschluß auf dessen Verfasser zu, dessen Bescheidenheit und reger Familiensinn uns darin ebenso wohlthuend entgegentritt, wie seine Formgewandtheit. Doppelt ist zu bedauern, daß das zweite Werk Philipps, das Tagebuch seines Lebens, welches er nach dem Zeugnisse der Flersheimer Chronik (VII, 15) eigenhändig niederschrieb, verloren ging und bis heute nicht wieder aufgefunden werden konnte. In seinen letzten Lebensjahren war Bischof P. von Kränklichkeit heimgesucht. Schon am 20. Juli 1545 ließ ihm das Domcapitel, welchem Philipps milde, friedliebende Weise mißfiel, in nicht gerade zarter Weise andeuten, daß er ziemlich alt und mit Schwachheit beladen sei und, „was Gott verhüten wolle, über Nacht verfallen" könne. Doch erst sieben Jahre später kam sein Ende. Als Ende Juli 1552 Markgraf Albrecht von Brandenburg mit seinen Truppen das Bisthum bedrohte, hielt sich der alte Bischof in seinem Lande nicht mehr für sicher und floh, bereits schwer leidend, zu Bischof Erasmus von Straßburg nach Zabern im Elsaß, wo er am 14. August 1552 starb, ohne mehr das Elend zu erfahren, welches die brandschatzenden Truppen des Markgrafen wenige Tage später über die Geistlichkeit der Stadt Speier und das ganze Hochstift brachten. Am 22. September 1552 wurde Philipps Leichnam im Speierer Dome feierlich beigesetzt.

F. J. Mone, Philipp II., Bischof zu Speier im badischen Archiv von 1829, I, 116 ff. — F. X. Remling, Gesch. der Bischöfe zu Speier, II, 267 ff. — J. Geißel, der Kaiserdom zu Speier, II, 245 ff. — Simonis, historische Beschreibung aller Bischofen zu Speier 213 ff. — Ferner vgl. O. Waltz, die Flersheimer Chronik, und Töpke's Matrikel der Univ. Heidelberg. Außerdem sind in dem Artikel verschiedene bisher unbenützte archivalische Notizen aus den Speierer Domcapitelsprotokollen verwerthet.

Ney.

Philipp Christoph v. Sötern, Erzbischof von Trier, Bischof von Speier, geb. am 11. December 1567, † am 7. Februar 1652, entstammte einem an der oberen Nahe ansässigen alten Adelsgeschlechte, dessen männliche Sprossen man während des 15. und 16. Jahrhunderts nicht selten im Dienste der umliegenden Fürsten und in den Capiteln der benachbarten Stifter antrifft. Sein Vater, Georg Wilhelm v. S., war pfälzischer Rath und Amtmann zu Zweibrücken, dann zu Castellaun, später Oberamtmann zu Kreuznach in der vorderen Grafschaft Sponheim. Er scheint ein in wirthschaftlichen Dingen erfahrener Mann gewesen zu sein, der es verstand, den nicht unbeträchtlichen, aber zerstreuten Familienbesitz trefflich zu verwalten und zu vermehren. P. Chr. war der zweite Sohn aus seiner Ehe mit Barbara von Püttlingen. Als solcher wurde er für den geistlichen Stand bestimmt, in dem es ein Bruder seines Vaters, der ältere P. Chr. v. S., bereits zu hohen Würden gebracht hatte. Derselbe war Domherr und Chorbischof in Trier, Domcustos in Worms und Domcantor

in Speier. Wohl auf Veranlassung des Oheims besuchte der jüngere P. Chr. die Schule der Jesuiten in Trier. Er besaß ausgezeichnete Fähigkeiten, einen scharfen Verstand, leichtes Auffassungsvermögen und rastlosen Fleiß. Erfüllt außerdem von lebhaftem Ehrgeiz eignete er sich eine für seine Zeit nicht unbedeutende gelehrte Bildung an, so daß die Würde eines Magisters, die er erwarb, bei ihm kein leerer Titel war. Besonders werden seine Sprachkenntnisse hervorgehoben. Auch mit den Rechtswissenschaften befaßte er sich, und in beiden Rechten erlangte er gute Kenntnisse. Im Alter von 16 Jahren erhielt er 1584 ein Canonicat im Domcapitel zu Trier. Einige Jahre später wurde er Dechant des adligen Stiftes zu Bruchsal, dann Domherr zu Mainz, 1594 auch Domherr zu Speier. Am 2. October 1600 machte ihn das Trierer Domcapitel zum Chorbischof und verlieh ihm das Archidiaconat S. Petri. Hiermit aber war sein Verlangen nach einträglichen und ansehnlichen Kirchenämtern noch nicht erschöpft. Bereits 1595 hatte er Anstalten getroffen, die Propstei des S. Georgenstiftes in Limburg zu erhalten, die bei der Gebrechlichkeit ihres zeitigen Inhabers bald erledigt werden mußte. Als der Tod desselben im J. 1602 endlich eintrat, verlieh sie ihm zwar der damalige Kurfürst von Trier, Lothar v. Metternich, zu dessen Diöcese sie gehörte; allein, wie P. Chr., hatten auch andere nach derselben getrachtet, so der Domherr Hugo Kratz v. Scharffenstein und ein Neffe des Kurfürsten von Trier, Johann Wilhelm Hausmann v. Namedy, ein Zögling des Collegium Germanicum in Rom. Für jenen trat besonders der Mainzer Kurfürst Johann Schweikhard ein; dieser weilte in Rom, betrieb die Sache persönlich bei der Curie und wußte es durchzusetzen, daß der Papst ihm die Propstei verlieh, da behauptet wurde, daß die Vergabung dem letzteren zustand. So viel war indessen P. Chr. an der Pfründe gelegen, daß der Kurfürst von Trier seinen Neffen zum Verzicht auf dieselbe oder zu einem Tausche zu bewegen versuchte, ohne doch sein Ziel erreichen zu können. Es ist nicht ohne Interesse, die beiden Männer, die sich im späteren Leben als erbitterte Feinde gegenüber standen, schon früh in einem lebhaften Gegensatz zu sehen. Noch während die Verhandlungen im Gange waren, schien es, als ob das Decanat im Trierer Domcapitel erledigt werden würde. Lothar bot P. Chr. seine Unterstützung an, falls er sich um dasselbe bewerben wollte. Aber ehe die Erledigung wirklich eintrat, boten sich ihm verlockendere Aussichten. Der Dompropst Arnold v. Manderscheid trat in den weltlichen Stand zurück und verzichtete daher auf seine geistliche Würde. Sogleich richtete der Kurfürst auch für diese Stelle sein Augenmerk auf P. Chr., der selbst an allen entscheidenden Stellen seine Hebel ansetzte, um sich die Wahl nicht entgehen zu lassen. Ernsthafte Mitbewerber hatte er nicht, und so wurde er am 16. September 1604 einstimmig zum Dompropst gewählt. Im folgenden Jahre 1605 machte ihn das Mainzer Capitel zum Domscholaster. — Was wir von seiner öffentlichen Thätigkeit aus jener Zeit wissen, hängt wesentlich mit der Verwaltung und der Politik der geistlichen Stifter zusammen, deren Capiteln er angehörte. Er erwarb sich hierbei den Ruf eines bedeutenden, fähigen Kopfes, eines gewandten Unterhändlers und erregte die Aufmerksamkeit seiner Bischöfe so, daß sie ihn mehrfach mit diplomatischen Sendungen betrauten. Schon 1594 hatte der Trierer Kurfürst, Johann v. Schönberg, sich ihn als Begleiter zum Regensburger Reichstage vom Domcapitel ausgebeten, und der Bischof Eberhard von Speier machte ihn neben mehreren anderen bei derselben Gelegenheit zu seinem Vertreter. 1603 sandte ihn Lothar v. Metternich wiederum nach Regensburg, um die Bestätigung der Privilegien seines Erzstiftes nachzusuchen. In der Mitte des folgenden Jahres ging er im Auftrage der beiden Kurfürsten von Trier und Mainz nach Rom. Ein Empfehlungsschreiben Lothars an den Cardinal

Aldobrandino deutet darauf, daß ihm Aufträge von allgemeinerem politischen Interesse neben der Erledigung localer Geschäfte ertheilt wurden. Dem neugewählten Johann Schweikhard von Mainz erwirkte er die päpstliche Bestätigung und das Pallium. Für sich selbst aber suchte er auf Drängen des letzteren um ein Canonicat am Stifte S. Alban zu Mainz nach. Ein nicht zu unterschätzender Gewinn war es für ihn, daß er die Verhältnisse und Persönlichkeiten bei der Curie aus eigener Anschauung würdigen und die Mittel kennen lernte, durch die man dort am leichtesten seine Zwecke erreichte. Aber auch er wurde in den römischen Kreisen bekannt; man lernte dort seine Fähigkeiten und seinen Eifer für die Kirche schätzen. „P. Chr., schreibt ein Cardinal, erregte bei uns eine so hohe Meinung von seiner Tüchtigkeit und seiner Frömmigkeit, daß wir ihn jeder Würde für werth halten.“ Heimgekehrt tritt er dann öfter in Geschäften des Mainzer Erzstiftes auf, zu dessen Kurfürsten er in besonders nahen Beziehungen stand. Ihm erwirkte er 1605 in Prag vom Kaiser Rudolf II. die Belehnung mit den Regalien des Erzstiftes. Auch als der Kurfürst damals den Tod des jungen Grafen Johann Ludwig von Nassau zu benutzen trachtete, um die nassauischen Reichslehen, die Grafschaften Wiesbaden und Idstein, für Mainz zu erwerben und damit zugleich diese Gegenden dem evangelischen Bekenntniß zu entziehen, finden wir P. Chr. wieder als Unterhändler thätig, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Angelegenheit nach dem Wunsche seines Auftraggebers zu erledigen. Fast unentbehrlich scheint er diesem bei den Reichsangelegenheiten gewesen zu sein. Als sein Vertreter nahm er an den Berathungen zu Fulda im August 1607 Theil, und wieder im Auftrage des Mainzers erschien er auf dem Reichstage zu Regensburg 1608. Auch der Kaiser betraute ihn neben anderen 1609 mit dem Auftrage, Zwistigkeiten zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft von Köln beizulegen. In Sachen des jülich-clevischen Erbfolgestreites wurde er von den drei geistlichen Kurfürsten mit einer Sendung an den Erzherzog Leopold beauftragt (September 1609). Kaum hatte er diese erledigt, so führten ihn die Verhandlungen über den Abschluß der Liga zum zweiten Male nach Rom und später nach Prag, 1609—10. Genug, es gab keine wichtigere Frage des Reiches, an deren Lösung P. Chr. nicht rathend und fördernd Theil genommen hätte. Das Ansehen wie der Ruf, den er sich hierdurch erwarb, mußten dann wieder auf seine persönliche Stellung zurückwirken. Ein Mann von seinen Verdiensten war nicht zu umgehen, wenn eins der Bisthümer, denen er angehörte, zur Erledigung kam. Zuerst war dies bei Speier der Fall. Hier hatten ihn das Domcapitel und die Abgeordneten des dem Bisthum einverleibten Stiftes Weißenburg bereits am 30. Mai 1609 zum Coadjutor des kränklichen Bischofs Eberhard mit dem Rechte der Nachfolge gewählt. Konnte ihm damit Speier nicht entgehen, so befriedigte dies seinen Ehrgeiz doch keineswegs. Schon damals war offenbar sein Streben, eines der Erzstifter, Mainz oder Trier, und damit die Kurwürde zu erlangen. Um sich daher seinen Einfluß auf die Capitel beider Stifter zu sichern und nebenbei auch an seinen Einkünften keine Einbuße zu erleiden, wußte er es bei seiner Anwesenheit in Rom 1609 durchzusetzen, daß der Papst ihm gestattete, die übrigen geistlichen Würden, die er inne hatte, besonders die Trierer Dompropstei, während der Zeit der Coadjutorie und später nach Antritt seines bischöflichen Amtes noch drei Jahre hindurch zu behalten. Mochte die Dauer dieser Vergünstigung auch zeitlich beschränkt sein, so konnte er doch auf eine Verlängerung hoffen, wenn er bis dahin das Ziel seiner Wünsche nicht erreicht hatte. — Am 10. October 1610 starb Bischof Eberhard von Speier, und ohne weitere Schwierigkeiten nahm nun P. Chr. vom Bisthum wie von der Propstei des Stiftes Weißenburg Besitz. Er war damals noch Diacon; die bischöflichen Weihen ließ er sich erst am

15. August 1612 ertheilen, nachdem er drei Tage zuvor die Priesterweihe empfangen hatte. Im Trierer Domcapitel nahm man Anstoß, daß er die Dompropstei nicht niederlegte, auf die der Dechant Hugo Kratz von Scharffenstein sich Hoffnung gemacht hatte. Allein als er die päpstliche Bulle, die ihm die Beibehaltung seiner Würden erlaubte, bekannt gab und außerdem bestimmt erklären ließ, daß er lieber auf das Bisthum, als auf die Dompropstei verzichten wollte, mußten die gegen ihn gerichteten Anfeindungen vorläufig verstummen. Inzwischen aber wußte sich der Domdechant aus der päpstlichen Kanzlei eine Bulle zu verschaffen, die ihm die Anwartschaft auf jene Würde gab. Als nun P. Chr. nach Ablauf von drei Jahren keine Miene machte, auf dieselbe zu verzichten, erneuerte Kratz von Scharffenstein 1614 seinen Versuch, ihn daraus zu verdrängen. Aber auch diesmal wußte es P. Chr. mit Hülfe einflußreicher Verbindungen durchzusetzen, daß der Papst die Provisionsbulle suspendirte und ihm die fernere Beibehaltung seiner kirchlichen Beneficien gestattete. — Als er sein bischöfliches Amt antrat, erhofften die Unterthanen des Speirer Bisthums von ihm ein mildes und friedliches Regiment, und die protestantischen Nachbarn, denen er seine Wahl anzeigte, gaben dem Vertrauen Ausdruck, er werde die Eintracht und Ruhe im Reiche befördern helfen. Andere dagegen erwarteten von ihm ein kräftiges Eingreifen zu Gunsten des bedrängten Katholicismus. Nur diese behielten zunächst Recht. Denn weder die Zeit noch die Person des Bischofs war für ein friedliches Regiment geeignet. Im Reich standen sich die beiden Religionsparteien, seit sie sich in Union und Liga feste Organisationen geschaffen, drohender denn je gegenüber, und der streitigen Fragen, an denen sich die Gegensätze entzünden konnten, waren genug vorhanden. Besondere Schwierigkeiten bot das Speirer Bisthum. Fast rings umschlossen von kurpfälzischem Gebiet war dasselbe auf ein freundnachbarliches Verhältniß zum Kurfürsten von der Pfalz angewiesen, der auf Grund alter Verträge hier eine Art Schutzherrlichkeit in Anspruch nahm. Bei der sehr ausgesprochenen Stellung aber, die sowol der damalige Kurfürst als Haupt der Union, wie der Bischof als Mitglied der Liga einnahmen, war es nicht immer leicht ein solches Verhältniß aufrecht zu erhalten. Eben damals schwebte wieder ein Streit, welcher durch die Besetzung der vor langer Zeit dem Bisthum verpfändeten Kastenvogteien Odenheim und Waibstadt seitens des Kurfürsten hervorgerufen war. Dazu kam, daß die Speierer Kirche in der Pfalz Gefälle und Renten besaß, die ebenfalls leicht Anlaß zu Streitigkeiten bieten konnten. Auch die inneren Zustände des Bisthums waren nicht minder schwierig. Durch unwirthschaftliche Verwaltung seines Vorgängers war dasselbe arg verschuldet, so daß ungewöhnliche Steuern den Unterthanen auferlegt werden mußten, die durch Einlagerung fremder Kriegsvölker ohnehin schwer zu leiden hatten. Militärisch war es wehrlos; es besaß keinen einzigen leidlich befestigten Ort. Die Geistlichkeit war verwahrlost, der Unterricht lag darnieder, die bischöfliche Pfalz in Speier bedurfte des Neubaues. Mit Kraft und Umsicht ging jetzt P. Chr. an die Beseitigung dieser Uebelstände. Die Verwaltung wurde sparsamer; zahlreiche Höfe, die bisher in eigene Bewirthschaftung genommen, wurden einträglich verpachtet, die Bauten an Schlössern und Burgen, die unter seinem Vorgänger große Summen verschlungen hatten, eingestellt, nur die bischöfliche Pfalz in Speier ausgebaut. Die Klöster unterzog P. Chr. einer Untersuchung. Der Geistlichkeit schärfte er ausdrücklich sittliche Besserung ihres oft zügellosen Lebens ein und, wo es Noth that, trat er mit Strenge ungehorsamen Priestern und Stiftsherrn entgegen. Eifrig förderte er die Jesuiten, die den Unterricht am Alumnate in Speier leiteten; nicht minder suchte er den niederen Unterricht zu heben. In Udenheim stiftete er ein Hospital zur Pflege von Kranken und zur Aufnahme hülfsbedürftiger Greise. Die dem Wohlstand

der Unterthanen äußerst verderblichen Einlagerungen fremder Truppen, von denen das Bisthum gerade im Anfang seiner Regierung heimgesucht wurde, suchte er möglichst zu mildern. Auch nach außen trat er mit Nachdruck und Glück auf. Vor allem war es sein Bemühen, die von dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. der Speierer Kirche entzogenen Kastenvogteien zurückzuerwerben. Unablässig waren seine Bitten um Hülfe beim Kaiser, bei der Liga, beim Papst, bis es ihm gelang, Kurpfalz zu bewegen, die Entscheidung der Frage zwei Vertrauensmännern, dem Kurfürsten von Mainz und dem Fürsten Christian von Anhalt, zu übertragen, durch deren Vermittelung das Bisthum 1615 die beiden Vogteien zurückerhielt. Nicht minder energisch nahm er sich der zu seinem Sprengel gehörigen Katholiken in der Reichsstadt Weil an, wo der Rath den Protestanten die Ausübung ihrer Religion verbieten wollte und dafür manchen Belästigungen durch den von letzteren herbeigerufenen Herzog von Württemberg ausgesetzt war. Eine Hauptsorge aber ließ er sich sein, dem Bisthum in militärischer Beziehung einen Rückhalt zu verschaffen, um es bei seiner offenen, ausgesetzten Lage nicht allen Zufällen unruhiger Zeiten zu überlassen. Schon als Coadjutor hatte er sich bemüht, die Wehrverfassung zu bessern. Als Bischof fuhr er damit fort, bestellte Officiere, ließ durch diese die Landmilizen einüben und ging nun auch daran, seine Residenzstadt Udenheim am rechten Rheinufer zu einer Festung umzugestalten. Mochte dieser Bau zunächst wol auch nur zu Vertheidigungszwecken bestimmt sein, so war doch nicht zu leugnen, daß er für die protestantischen Nachbarn eine Gefahr bildete, die um so bedrohlicher werden mußte, wenn sich hier eine größere katholische Macht festsetzte. Mit Mißtrauen betrachteten die Protestanten daher die Vorbereitungen, und als die Absicht immer deutlicher wurde, erhoben Kurpfalz und die Stadt Speier, die sich am meisten bedroht fühlten, bei P. Chr. 1617 Vorstellungen, durch die sich dieser aber nicht abbringen ließ. Neue Beschwerden hatten keinen besseren Erfolg. Daher brachte der Kurfürst Friedrich V. den Bau bei der Union zur Sprache. Fürst Christian von Anhalt wurde abgesandt, die Werke in Augenschein zu nehmen und über eine Einschränkung des Baues zu verhandeln. P. Chr. ging nunmehr 1618 einen Vertrag ein, der die Ausdehnung der Werke und die Art ihrer Anlage vorschrieb, ließ aber nichtsdestoweniger nach dem ursprünglichen Plane weiterbauen. Die Unirten erkannten endlich, daß auf friedlichem Wege nichts zu erreichen wäre, und entschlossen sich daher zum gewaltsamen Vorgehen. Am 25. Juni 1618 erschienen pfälzische und badische Völker vor Udenheim, erzwangen sich Einlaß und zerstörten die Werke vollständig. P. Chr. konnte an Widerstand nicht denken, sondern beschränkte sich darauf, als der Kurfürst sein Vorgehen in einer Denkschrift vertheidigte, seinerseits eine öffentliche Erwiderung hierauf ausgehen zu lassen. — Auch mit den Reichsangelegenheiten blieb er während dieser Zeit in stetem Zusammenhange. So beauftragte ihn Kaiser Mathias 1617, die rheinischen Kurfürsten für eine Berathung über die Wahl seines Nachfolgers zu gewinnen, was ihm bei Mainz, Trier und Köln bald gelang. Nur Friedrich V. von der Pfalz, mit dem P. Chr. deswegen eine persönliche Begegnung in Aschaffenburg hatte, erhob Bedenken, ohne sich indessen ablehnend zu verhalten. Mathias wie sein Minister Klesl zeigten sich von diesem Erfolge befriedigt, selbst der Papst beglückwünschte ihn, wie zu einem wichtigen Ereigniß. An der Berathung sollte er auf dringenden Wunsch des Kaisers ebenfalls Theil nehmen; aber ehe dieselbe eröffnet werden konnte, traten jene Vorgänge in Böhmen ein, die das Vorspiel zum dreißigjährigen Kriege bildeten, und die bald alle anderen Interessen in den Hintergrund drängten. Die Böhmen erhoben sich gegen Mathias und dessen Nachfolger Ferdinand II., sie fanden die Unterstützung der Union, die ihnen den Grafen von Mansfeld zu Hülfe sandte, und wählten endlich den

Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige, dessen Herrschaft aber in Folge der Schlacht am weißen Berge ein jähes Ende fand. Er wurde zur Flucht genöthigt und mußte auch seine pfälzischen Erblande den Bundesgenossen des Kaisers, der Liga und den Spaniern, überlassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Bisthum Speier, der nächste Nachbar von Kurpfalz, unter diesen Ereignissen zu leiden hatte. Nicht bloß, daß es größere Geldsummen für die Kriegführung der Liga aufbringen mußte, es wurde auch unmittelbar vom Kriege berührt. Kurfürstliche Völker fielen 1621 plündernd in die Stiftslande ein; ihnen folgten die in die Pfalz einbrechenden Spanier unter Spinola, die dem Bisthum nicht geringeren Schaden verursachten. Noch schlimmer aber wurde es, als im Herbst 1621 Ernst v. Mansfeld auf dem Rückzuge aus Böhmen am Rhein anlangte und hier seine verheerenden Züge begann, die gerade Speier besonders schädigten. P. Chr.'s Macht war viel zu gering, als daß er Widerstand hätte leisten können. Er zog sich nach Udenheim zurück, das er flüchtig befestigen ließ, sammelte hier einige Truppen und beschränkte sich auf gelegentliche Ausfälle gegen die Mansfelder. Erst als Friedrich V. nach den unglücklichen Kämpfen bei Wimpfen und Höchst 1622 seine Kriegsmacht entließ, und das spanisch-ligistische Heer unter Tilly und Cordoba siegreich vordrang, wurde auch P. Chr. wieder Herr seines Bisthums. Sofort machte er sich die durch die Siege der katholischen Mächte geschaffene günstige Lage in doppelter Weise zu nutze. Er begann zunächst seinen alten Plan, die Befestigung Udenheims, von neuem auszuführen, diesmal ungestört von Kurpfalz und Speier; so eifrig wurde der Bau gefördert, daß er schon im Frühjahr 1623 vollendet stand. Die Festung war des Bischofs eigenstes, seinen Feinden zum Trotz durchgesetztes Werk; sie sollte das auch durch ihren Namen bekunden. Am 1. Mai 1623 weihte er sie seinem eigenen Schutzpatron und nannte sie fortan Philippsburg. Dann aber suchte er in der von Tilly und den Spaniern besetzten Pfalz eine Reihe geistlicher Güter, Klöster, Gefälle und Renten an sich zu ziehen, die früher zu seinem Bisthum gehört, nach dem Passauer Vertrage aber an Kurpfalz gekommen waren. Ohne die kaiserliche Genehmigung abzuwarten, bemächtigte er sich derselben; nur in den von den Spaniern besetzten Aemtern vermochte er seine Absicht nicht durchzuführen. Vergeblich waren seine Unterhandlungen mit Spinola und der Infantin in Brüssel, vergeblich auch seine ungestüme Drohung, sich an den König von Spanien unmittelbar wenden zu wollen. Die Infantin schlug ihm die Aushändigung dieser Güter bis zur Erledigung der Pfälzer Angelegenheit endgültig ab. Daß er da, wo er freie Hand behielt, bemüht war, jede Spur des Calvinismus zu vertilgen, versteht sich von selbst. Alle calvinistischen Beamten wurden entfernt, überall der katholische Gottesdienst wieder eingeführt, Jesuiten und Capuziner berufen, die Gegenreformation einzuleiten. — Um diese Zeit trat der Fall ein, auf den P. Chr. seit langem gerechnet, und für den er Vorsorge getroffen hatte. Durch den Tod Lothars v. Metternich wurde das Trierer Kurfürstenthum erledigt. Seinem Ehrgeiz eröffnete sich damit die Aussicht, eine der höchsten Würden des Reichs zu erlangen. Unter den Domcapitularen befand sich keiner, der an Befähigung, Vertrautheit mit den Geschäften und an einflußreichen Verbindungen sich mit ihm vergleichen konnte. Es schien daher nicht zweifelhaft, wer zum Nachfolger zu wählen wäre. Indessen besaß P. Chr. Gegner im Capitel, von denen mancher ihm die Wahl streitig zu machen suchte. Schon in den letzten Tagen Lothars traten die Gegensätze so offen zu Tage, daß Johann Schweikhard von Mainz sich veranlaßt sah, die Domherrn zu mahnen, ihre Zwistigkeiten aufzugeben, und entschlossen war, selbst nach Trier zu kommen, um Rücksprache mit ihnen zu nehmen. Es gelang aber, die Einigkeit herzustellen, und als am 25. September 1623 das Capitel zusammentrat, wurde P. Chr. einmüthig zum

Erzbischofe und Kurfürsten erwählt. Als solcher erhielt er am 25. November die päpstliche Bestätigung. Er war kein Jüngling mehr, als er den erzbischöflichen Stuhl bestieg. Er zählte fast 56 Jahre; aber nur das kahle Haupt und das leicht ergraute Haar verriethen sein Alter. Körper und Geist waren noch ungebrochen. Er erfreute sich einer so ausgezeichneten Gesundheit, daß er bis dahin fast nie des Arztes bedurft hatte. Sein Aeußeres ließ auf einen hervorragenden Mann schließen; doch hatte es nichts anziehendes, sondern stieß eher ab. Er war groß, von schlankem Körperbau, hatte ein hageres Gesicht, das Kinn und die Lippen von spärlichem Bartwuchs bedeckt. Die hohe Stirn deutete auf Geist, aber die tief zurückliegenden, unruhig funkelnden Augen verliehen ihm einen drohenden, unheimlichen Ausdruck. Man hörte ihn lieber, als daß man ihn sah. Seine Rede hatte etwas feierliches, pomphaftes. Er besaß ein lebhaftes, leidenschaftliches Temperament, eine leicht erregbare, nervöse Natur, die jedoch mit einer oft zum Eigensinn ausartenden Hartnäckigkeit an einmal gefaßten Entschlüssen festhielt. Obgleich rein in seinen Sitten und nach den Vorschriften seiner Kirche lebend, war er doch ohne Bedenklichkeiten, wo sein Vortheil es erheischte, voll Eigennutz und Selbstsucht, dabei aber thätig, energisch, scharfblickend. Trotz gelehrter Erziehung blieb er ausschließlich nur dem öffentlichen Leben zugewandt. Seine politische Thätigkeit erfüllte ihn ganz. Er war ein eifriger Sohn seiner Kirche und lebhaft betheiligt an der Restaurationspolitik des Katholicismus in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges. So war er zur Leitung des Trierer Kurfürstenthums in vieler Beziehung trefflich geeignet; doch lagen in seinem Charakter Elemente, die starke Conflikte hervorrufen konnten, sobald sie auf Widerstand stießen; und wenn thatsächlich das Land unter seiner Regierung den größten Erschütterungen ausgesetzt gewesen ist, kann er von der Schuld nicht freigesprochen werden, sie mitveranlaßt zu haben. — Beim Antritt seiner Herrschaft wurde der Krieg zwischen den beiden Religionsparteien in Deutschland bereits mehrere Jahre hindurch geführt. Das Erzstift Trier war daran nur insoweit betheiligt, als die Unterthanen von Durchmärschen der Kriegführenden zu leiden hatten und Steuern für die Liga aufbringen mußten, auf deren Schutz sie allein angewiesen waren. Doch besaß der Kurstaat seiner Lage wegen eine Wichtigkeit, die es zweifelhaft machte, ob er nicht tiefer in die Kriegsereignisse verwickelt werden würde. An Luxemburg und Lothringen angrenzend und zu beiden Seiten der Mosel bis zum Rhein und über denselben hinaus sich erstreckend bildete er die beste Verbindung von den spanischen Niederlanden nach dem mittleren Rhein, war also dadurch namentlich für die österreichisch-spanische Politik von hohem Werth. Außerdem besaß er in dem Ehrenbreitstein einen für militärische Unternehmungen im Gebiete des Mittelrheins sehr geeigneten Stützpunkt. Freilich war die Festung verfallen und des Ausbaues bedürftig, wie denn für die Vertheidigung des Staates in keiner Weise gesorgt war. P. Chr.'s Plan war es daher, sich und seinem Lande Sicherheit und Selbständigkeit zu verschaffen. Dazu war er entschlossen, die katholische Restaurationspolitik, die er in der Speierer Diöcese befolgt, und die ihm lebhafte Anerkennung beim Papste eingetragen, auch im Erzstifte fortzusetzen. Hierfür bedurfte er beträchtlicher Geldmittel. Nun waren nicht nur die kurfürstlichen Kassen leer, sondern das Erzstift durch seinen Vorgänger mit Schulden überlastet. Er wandte sich daher noch im J. 1623 an die trierischen Landstände mit der Forderung einer Umlage. Die Stände gingen sofort darauf ein und bewilligten ihm 100 000 Reichsthaler und 6000 Thaler zu Legationszwecken, die zusammen im Laufe der nächsten sechs Jahre erhoben werden sollten. Zugleich bot sich ihm bald nach Antritt seiner Regierung eine andere Gelegenheit, seine Einkünfte zu mehren. Der Abt des Klosters S. Maximin bei Trier, Peter

v. Freudenberg, starb nämlich am 21. October 1623. Die Mönche befürchteten für diesen Fall einen Eingriff in ihre Wahlfreiheit von Seiten des Erzstiftes, mit dem sie seit Jahrhunderten wegen ihrer Reichsunmittelbarkeit im Streite lagen, und hatten darum schon 1622 vom Könige von Spanien, der für den Obervogt der Abtei galt, einen Schutzbrief mit dem Versprechen erhalten, ihnen die freie Abtswahl sichern zu wollen. Um jedem Einspruche zuvorzukommen, wählten sie gleich nach dem Tode des Abtes Peter, ohne sich mit jemandem darüber in Verbindung zu setzen, einen Nachfolger in der Person eines ihrer Klosterbrüder, Agritius Recking. Als sie jedoch in Rom um die Bestätigung des Gewählten einkamen, erklärte der Papst die Wahl für unkanonisch, cassirte sie und übertrug die Abtei als Commende dem neu gewählten Dompropste von Trier, Joh. Wilhelm Hausmann v. Namedy, der sich eben damals in Rom aufhielt, um für P. Chr. das Pallium zu erwirken. Hausmann erkannte indessen bald, daß er nicht im Stande sein würde, die Abtei gegen den Widerstand zu behaupten, der von Luxemburg aus erwartet werden mußte. Er trat sie daher an P. Chr. ab, und Papst Urban VIII. bestätigte letzterem den Besitz auf Lebenszeit mit der Bestimmung, daß zwei Drittel der Einkünfte, welche im ganzen auf 6000 Ducaten Gold berechnet wurden, dem Kurfürsten, ein Drittel hingegen zum Unterhalt der Mönche verbleiben sollten. Damit war der alte Streit über die Reichsunmittelbarkeit der Abtei, um die es sich im letzten Grunde auch hier handelte, von neuem angerührt. Denn die Mönche beruhigten sich bei der päpstlichen Entscheidung nicht, trugen ihrerseits die Sache dem Papste vor und wandten sich gleichzeitig an den Kaiser, wie an den König von Spanien. Die letzteren versuchten P. Chr. zum Verzicht zu bewegen. Doch dieser verschaffte sich eine neue Bestätigungsbulle und ließ am 4. April 1625 von der Abtei Besitz ergreifen. Indem er gleichzeitig von ihr Steuern einforderte, zeigte er, daß er sie als ein dem Erzstift unterworfenes Kloster betrachtete. Die Mönche klagten auch diesen Fall dem Kaiser und dem Reichshofrath. Sie erreichten damit wenigstens so viel, daß der Kaiser die Besitzergreifung für rechtsungültig erklärte, bis der beim Reichshofrath eingeleitete Proceß entschieden sein würde. Wirksamer nahmen sich die Spanier der Abtei an. Spanische Truppen lagerten sich im oberen Erzstift ein und besetzten eine Reihe von Plätzen; gleichzeitig sperrte die luxemburger Regierung dem Kurfürsten und dem Domcapitel deren Renten aus dem Herzogthum. Dies veranlaßte P. Chr. scheinbar einzulenken; er leistete am 10. November 1625 zu Gunsten des päpstlichen Stuhles auf die Abtei Verzicht. Der Entschluß soll namentlich durch den päpstlichen Legaten Caraffa mitveranlaßt worden sein, der befürchtete, daß P. Chr., von den Spaniern gedrängt, französische Hülfe suchen und dadurch Anlaß zu einem spanisch-französischen Kriege geben könnte. Kaum hatte aber P. Chr. den Verzicht ausgesprochen, so widerrief er ihn, weil er erpreßt und von der Curie gemißbilligt sei. Allein ein Urtheil des Reichshofrathes vom 3. August 1626 sprach ihm das Recht ab, von der Abtei Steuern zu erheben, und kurze Zeit darauf, am 10. October, bestätigte Ferdinand II. dem Kloster die freie Abtswahl, erkannte Agritius als rechtmäßigen Abt an und ermächtigte u. a. auch den König von Spanien als Herzog von Luxemburg und Vogt des Klosters, dasselbe vor allen Belästigungen zu schützen. Der Sieg der Abtei war vollständig; doch um so hartnäckiger bestand jetzt P. Chr. auf seinem Vorhaben. Klagend wandte er sich an den Papst, dessen Verfügungen durch den Ausspruch des Kaisers mitbetroffen wurden. Nun bewegte sich die allgemeine Politik Urbans VIII. eben damals in einer dem spanisch-österreichischen Interesse entgegengesetzten, an Frankreich sich anlehnenden Richtung. Kein Wunder daher, daß man sich von Rom aus Ph. Christophs annahm, ohne jedoch viel auszurichten. Gegen das Urtheil des Reichshofrathes rief der Kur-

fürst das Kammergericht an, das schon früher ein den Ansprüchen des Erzstiftes günstiges Urtheil über die Reichsunmittelbarkeit der Abtei abgegeben hatte. Die Entscheidung desselben erfolgte aber erst nach Verlauf mehrer Jahre. — Während so P. Chr. in einen langwierigen Streit mit den Mönchen von S. Maximin verwickelt war, hatte er inzwischen mit Glück versucht, der Trierer Kirche eine Reihe von Besitzungen zurückzuerwerben, die ihr abhanden gekommen, und in denen der Protestantismus Boden gewonnen hatte. So löste er 1624 die seit langer Zeit an Hessen verpfändete Stadt und Herrschaft Limburg wieder aus, 1629 ebenso die Herrschaft Bliescastel von dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken. Im J. 1626 erwirkte er einen Spruch des Reichskammergerichtes, durch welchen dem Erzstifte die Herrschaft Freusburg wieder zuerkannt wurde, die als trierisches Lehen den Grafen zu Sayn gehörte und nach dem Aussterben der älteren Linie dieses Geschlechtes vom Kurfürsten Lothar vergeblich zurückgefordert worden war. In allen diesen Gebieten wurde unter Mitwirkung namentlich von Jesuiten der Katholicismus trotz lebhaften Widerstandes der Bewohner wieder hergestellt. — Gleich nach Antritt seiner Regierung sorgte er auch für die Vertheidigung des Kurstaates. Zu diesem Zweck warb er einige Truppen und begann 1624 mit dem Ausbau des Ehrenbreitsteins. Im Schutze dieser Feste ließ er einen größeren Schloßbau aufführen, der ihm zum Aufenthalte dienen sollte, so oft er seine Residenz im niederen Erzstifte nahm, und dem er nach seiner Vollendung 1632 den Namen Philippsburg gab. Auch setzte er den von seinem Vorgänger angefangenen Umbau des Schlosses in Trier fort und vergrößerte dasselbe durch Anbau eines nördlichen und eines westlichen Flügels. Zur Ausführung aller dieser Unternehmungen bedurfte er fortwährend größerer Geldmittel, deren Beschaffung er von seinen Unterthanen forderte. Hierbei gerieth er in einen Streit mit seinen Ständen, der Jahre hindurch dauerte, und der ihn schließlich immer mehr zu einer dem Reich und der Nation feindlichen Politik drängte. Die Bewilligung der Stände vom J. 1623 hatte nur kurze Zeit ausgereicht. Er berief daher 1625 einen zweiten Landtag, der erst in Trier, später in Coblenz zusammentrat, und forderte auf demselben neue Summen, die unter anderen durch eine Steuer vom Verkauf von Wein aufgebracht werden sollten. Die Stände weigerten sich mit Rücksicht auf die bereits früher erfolgte Bewilligung, und weil sie die Ausgaben für unnöthig erachteten. Die Geistlichkeit des oberen Erzstiftes verließ sogar den Landtag, um den vom Kurfürsten am 7. August vorgelegten Abschied nicht unterschreiben zu müssen, wurde aber durch Militär zurückgebracht und sah sich mit den übrigen Ständen zur Annahme des Abschieds gewaltsam gezwungen. Das Domcapitel mißbilligte dieses Vorgehen, doch ließ sich P. Chr. nicht abhalten, die Steuer einzufordern. Hierzu berief er im Anfange des J. 1627 einen Ausschußtag nach Coblenz, um die Vertheilung und die Art der Umlage beschließen zu lassen. Auf demselben kam es zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande zu erbitterten Streitigkeiten, indem ersterer sich weigerte, die ihm zugemuthete Aufbringung eines Fünftels der Steuer zu übernehmen. Nur in der einen Forderung waren beide Stände einig, daß die bisher steuerfreie Ritterschaft des Erzstiftes zur Zahlung von Steuern verpflichtet werden sollte. Mochte der Kurfürst schon durch diesen Verlauf der Verhandlungen gereizt sein, so stieg seine Erbitterung, als der weltliche Stand ihm am 13. Februar eine Reihe von Beschwerden vorlegte, die sich gegen ihn selbst richteten. Er forderte darin Entlassung des Kriegsvolkes, Abschaffung der übermäßigen Frohnden zu den Schloßbauten, ferner Abschaffung des kurfürstlichen Monopols für den Weinhandel in einigen Aemtern und Betheiligung an den Lasten für die Liga. P. Chr. antwortete, indem er in einem Receß vom 17. Febr. das Recht in Anspruch nahm, die Vertheilung der Steuern, den sogen. Quotationsmodus, selbst zu bestimmen, und indem er das geforderte Steuersimplum auf das dreifache erhöhte. Die

Beschwerden des weltlichen Standes, in denen er eine offene Auflehnung sah, verwarf er rundweg. Unter solchen Umständen beschloß der letztere, sowol gegen den geistlichen Mitstand, wie gegen den Kurfürsten an den Reichshofrath Berufung einzulegen und beauftragte damit die beiden Directorialstädte Coblenz und Trier. Der Zorn P. Christophs stieg durch diesen Beschluß begreiflicherweise nur um so mehr. Um jeden Preis suchte er die Zurücknahme der Berufung durchzusetzen und die Anerkennung der von ihm erlassenen Quotationsordnung zu erzwingen. Er berief daher die Vertreter der kleineren Städte und des Landes zu Sonderberathungen und ließ erstere außerdem durch seine Beamten bearbeiten, wobei es nicht immer ohne Anwendung von Gewalt abgegangen sein soll. Dadurch erreichte er hier seine Absicht vollständig. Gleichzeitig ging er gegen Coblenz vor, verlangte Zahlung der Steuern und Anerkennung der Quotationsordnung. Durch 200 der Stadt aufgezwungene, bei den Bürgern einquartirte Soldaten wußte er diesem Verlangen größeren Nachdruck zu geben, so daß endlich nichts anderes übrig blieb, als in die Zahlung zu willigen und die Quotation wenigstens unter Vorbehalt anzuerkennen. Doch P. Chr. wollte das Eisen noch weiter schmieden. Er verlangte Verzicht auf die Berufung an den Reichshofrath und Aenderung der Stadtverfassung in dem Sinne, daß ihm die Oberaufsicht über die Beschlüsse des Rathes zugestanden werden sollte. Dazu aber ließ sich die Stadt nicht bewegen trotz der Bedrückungen, die der Rath von der kurfürstlichen Soldatesca zu erdulden hatte. Noch einen Schritt weiter ging P. Chr. Um den Ständen die Mittel zu entziehen, die Berufung beim Reichshofrathe zu betreiben, verbot er den Generaleinnehmern der Landschaft, Gelder aus den ständischen Kassen an die Städte zu zahlen. Auch untersagte er jeden Ausschußtag und jede Privatversammlung der Stände. Dem gegenüber erneuerten diese ihre Klagen beim Reichshofrath und baten um Einleitung des Processes. Bevor aber der Kaiser Schritte that, versuchte der Kurfürst auch die Stadt Trier, die allein die Steuer noch nicht gezahlt hatte, zur Bewilligung derselben und zur Anerkennung der Quotation zu zwingen. Obwol er es auch hier an Gewaltthätigkeiten nicht fehlen ließ, die städtischen Abgeordneten zu einem von ihm berufenen Ausschußtage in Wittlich 1628 gefangen setzte und eine Reihe von Rathsmitgliedern aus ihren Aemtern entfernte, beharrte die Stadt bei ihrer Weigerung. Sie hoffte auf das Einschreiten des Kaisers. Zwar ernannte letzterer Commissare zur Untersuchung der ständischen Klagen; sie wagten aber nichts ernstliches zu unternehmen. Der Kurfürst ließ sich weder durch sie, noch auch durch Mandate des Kaisers beirren. Bedenklich erschien ihm nur, als sich die Stadt Trier auch an die spanische Regierung in Luxemburg um Schutz wandte. Indem sie sich nämlich eines alten Vertrages zwischen ihr und dem Grafen von Luxemburg aus dem J. 1302 erinnerte, leitete sie daraus eine Art Schutzherrlichkeit des Königs von Spanien ab. In Luxemburg aber, wie in Brüssel wußte man die Bedeutung der wichtigen Moselstadt für das spanische Interesse wol zu würdigen. Da man fürchtete, daß die Stadt, falls sie keine Hülfe erhielt, sich an den König von Frankreich wenden könnte, war man geneigt, sie im Nothfall zu unterstützen. Schon im April 1629 argwöhnte P. Chr., daß die Spanier eine militärische Besetzung Triers planten. Auch er sah sich daher nach auswärtigem Schutze um, den nach Lage der Verhältnisse nur Frankreich bieten konnte. Seit einiger Zeit stand er mit diesem Staate in Verbindung und erhielt, wenn man der Angabe eines französischen Schriftstellers glauben darf, schon seit 1627 von ihm eine Pension. Im August 1629 drangen Gerüchte von Verhandlungen in die Oeffentlichkeit; doch widersprach er denselben mit aller Entschiedenheit. Unter solchen Umständen bedarf es noch der Aufklärung, daß Kaiser Ferdinand, der sich bereits mehrfach für die Stände verwandt hatte, nun-

mehr an diese die Aufforderung richtete, die verlangten Steuern wenigstens provisorisch nach der Quotationsordnung zu zahlen, und dem Kurfürsten die Erhebung einer neuen Weinsteuer gestattete. Trier verweigerte indessen auch diese und erschöpfte damit die Geduld P. Christophs vollständig. In der Furcht vor einem Handstreiche der Spanier hatte er ligistische Truppen ins Land gerufen und mit ihnen die Städte besetzt. Auch Trier sollte eine Garnison aufnehmen. Als sich die Stadt, geschreckt durch das Beispiel von Coblenz, dessen weigerte, ließ er sie einschließen und belagern. Jetzt aber sandte die luxemburger Regierung die verheißene Hülfe und besetzte ihrerseits Anfang März 1630 die hart bedrängte Stadt. — Inzwischen hatte der Kaiser die Kurfürsten von Mainz und Baiern zu Commissaren in dem Streit der kurtrierischen Stände ernannt, deren Delegirte in Bingen zusammentraten. Während P. Chr. hier starr an seinen Forderungen festhielt, kam wenigstens zwischen dem weltlichen und geistlichen Stande eine Einigung über die Vertheilung der Steuern dahin zu Stande, daß die Geistlichkeit zwei Elftel anstatt eines Fünftel zu zahlen übernahm. Die Delegirten erkannten an, daß die Quotation und die Verwaltung der ständischen Kassen den Ständen, nicht aber dem Kurfürsten gebühre. Ihrem Urtheile schlossen sich auch die beiden Kurfürsten in dem Gutachten an den Kaiser an. Sie billigten darin ausdrücklich die Besetzung Triers durch die Spanier und beantragten, P. Chr. die fernere Belästigung der unbillig beschwerten Unterthanen zu untersagen. Der Kaiser hätte am liebsten eine gegenseitige Verständigung gesehen und zögerte, dem Gutachten Rechtskraft zu geben. Ein günstigeres Urtheil erzielte der Kurfürst damals in seinem Streit mit S. Maximin. Das Reichskammergericht, an welches vom Reichshofrath die Entscheidung verwiesen war, erkannte am 23. Juli 1630 der Abtei die Reichsunmittelbarkeit ab und unterwarf sie dem Erzstift, wogegen die Mönche freilich sofort wieder Protest erhoben. — Während des Streites mit dem Kloster und mit den Ständen war P. Chr. auch mit seinem Domcapitel mehr und mehr zerfallen. Wir erinnern uns, daß er hier vor seiner Wahl bereits Gegner hatte, und es ist wahrscheinlich, daß der Widerstand von den Verwandten seines Vorgängers ausgegangen ist. Jedenfalls verfeindete er sich mit diesen bald darauf, als er eine seinem Vorgänger von der Gräfin Goedeke zu Sayn hinterlassene, ansehnliche Erbschaft mit Beschlag belegte, indem er behauptete, daß dieselbe Lothar v. Metternich als Kurfürsten, nicht aber für seine Person zuerkannt sei, daß sie also dem Erzstifte angehöre. Die Sache machte großes Aufsehen. Die Metternich'schen Erben, die Trierer Domherrn Karl und Emmerich v. Metternich und der Mainzer Domcantor Joh. Reinhard v. Metternich wandten sich an den Kaiser, der 1628 den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Köln mit der Untersuchung der Sache betraute. Obwol die Commissare die Aufhebung des Arrestes beantragten, fügte sich der Kurfürst nicht nur nicht, sondern suspendirte die Trierer Domcapitulare wegen eines an das Capitel gerichteten Schreibens, in dem er Beleidigungen fand. Das Verfahren gegen die Metterniche fand beim Capitel ebensowenig Beifall wie das gegen die Stände, woraus auch kein Hehl gemacht wurde. Der Kurfürst gewann daher mehr und mehr die Ueberzeugung, daß es hier eine ihm feindlich gesinnte, mit seinen Gegnern verbundene Partei gäbe. Um nun die einzelnen Capitulare zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen und zugleich die Möglichkeit zu haben, gegen Widerspenstige einzuschreiten, berief er im Januar 1631 das Capitel zu einer Visitation, bei welcher auch politische Fragen, wie die Appellation gegen die Besetzung Triers durch die Spanier und die Suspension der Metterniche verhandelt wurden. Einige der Domherren bestritten hierbei die Berechtigung des Kurfürsten zur Visitation und wurden deswegen sofort suspendirt. Das Haupt der Gegner war der Dompropst Hausmann v. Namedy, gegen den der Kurfürst

eine besondere, umfassende Klageschrift ausarbeiten ließ. Die angegriffenen Domherren wandten sich an den Papst, vermochten indessen nichts auszurichten, weil man in Rom dem Kurfürsten noch immer günstig gesinnt war, mußten aber erleben, daß P. Chr. sie nunmehr mit dem Banne belegte. So hatte dieser zu allen übrigen einen neuen Streit hervorgerufen, der die Schwierigkeiten seiner Stellung nur noch vermehren und sein Ansehen nach allen Seiten hin schwächen mußte. Fassen wir seine Lage zusammen. Bei der Durchführung seiner Reform- und Restaurationspläne war er auf unerwarteten Widerstand in seinem Kurstaate gestoßen, der seiner herrschsüchtigen Natur unerträglich erschien. Indem er ihn vielleicht nach dem Vorbilde in anderen Staaten um jeden Preis, auch unter Anwendung von Gewalt, zu brechen gedachte, fand er sich einer auswärtigen Macht gegenüber, die seine Gegner in Schutz nahm, nicht etwa aus Vorliebe für das ständische Princip, sondern einzig aus dem Gesichtspunkte ihrer allgemeinen europäischen Politik. P. Chr. war keineswegs mehr Herr seines Landes. Er bedurfte seinerseits fremder Hülfe. Der Kaiser stand in innigster Beziehung zu Spanien, von ihm war sie daher nicht zu erwarten. So trieb die Logik der Thatsachen ihn in die Arme Frankreichs, des Gegners der spanisch-österreichischen Weltmacht. Eben damals, als er der Hülfe dringend bedurfte, hatten die europäischen Verhältnisse eine Wendung genommen, die den offenen Anschluß an diese Macht erleichterten. Die Politik Frankreichs war damals von dem Streben geleitet, das Uebergewicht des Hauses Habsburg zu brechen, und hatte hierbei einen Bundesgenossen gefunden in dem Könige von Schweden, der, von dem hart bedrängten Protestantismus nach Deutschland gerufen, durch seine Siege den katholischen Mächten, dem Kaiser wie der Liga, alle bisherigen Erfolge zu entreißen drohte. Das Haupt der Liga, der Kurfürst Maximilian von Baiern, mußte Frankreich um Hülfe angehen und Verhandlungen einleiten wegen einer Neutralität mit dem Könige von Schweden, der in seinem Siegeslaufe bis zum Rhein hin vorgedrungen war. Wie Baiern, so sahen sich auch andere Mitglieder der Liga von Schweden bedroht und zu Verhandlungen mit Frankreich veranlaßt, unter ihnen auch P. Chr. Nichts aber konnte Frankreich erwünschter sein als dies. Seine Absicht war es, die Liga vom Kaiser völlig zu trennen und militärische Stützpunkte in Deutschland zu gewinnen. Es bestand daher P. Chr. gegenüber auf einer Abtretung der Festung Ehrenbreitstein, und der Kurfürst gewann es über sich, diesen für seinen Staat, wie für das Reich wichtigen Platz dem Könige von Frankreich zu überlassen. In einem vorläufig noch geheim gehaltenen Vertrage vom 31. December 1631 fand er sich bereit, eine französische Besatzung in die Festung aufzunehmen. Indessen fühlte er sich durch das siegreiche Vordringen der Schweden, die Miene machten, Coblenz und Ehrenbreitstein zu erobern, und auch sein Speierer Bisthum besetzt hatten, in steigendem Maaße bedroht; so entschloß er sich am 9. April 1632 zu einem Vertrage, durch welchen der König von Frankreich den Schutz des Kurstaates, wie des Bisthums Speier versprach, dafür aber das Besatzungsrecht in Ehrenbreitstein und Philippsburg bis zu einem Generalfrieden erhielt. Wenige Tage später schloß er unter französischer Vermittelung einen Neutralitätsvertrag mit Schweden, dem er den Durchmarsch durch den Kurstaat gestattete. Im Lande war man entrüstet über diesen Verrath am Reiche, wie am Kaiser. Das Domcapitel begann ein eigenes Heer auszurüsten. Auf seinen Antrieb nahm die Stadt Coblenz den kaiserlichen Obersten Merode mit seinem Regiment als Besatzung auf. Dem gegenüber drängte P. Chr. die Franzosen zur Besetzung des Ehrenbreitstein, der ihnen am 5. Juni überliefert wurde. Als er dagegen vor Philippsburg erschien, um auch diesen Platz auszuhändigen, mußte er erleben, daß der dortige, von ihm eingesetzte Commandant, Caspar Bamberger, die Uebergabe weigerte und entschlossen

war, die Festung für den Kaiser zu vertheidigen. Auf die französische Hülfe gestützt wurde er jetzt seines Kurstaates wieder Herr. Coblenz wurde durch die Schweden unter Horn belagert und mußte sich nach heftiger Beschießung ergeben. Im oberen Erzstift hatten sich die Spanier von Trier aus weiter ausgebreitet, zogen sich nunmehr aber vor den die Mosel hinaufrückenden Schweden zurück. Auch die Besatzung von Trier wurde am 20. August durch die Franzosen zur Capitulation genöthigt, und die Stadt an P. Chr. zurückgegeben. Hier wie in Coblenz ließ dieser über die Führer des ständischen Widerstandes ein strenges Strafgericht ergehen. Auch die Abtei S. Maximin bekam seine Rache zu fühlen. Sie wurde durch Contributionen und französische Einquartierung bedrückt und verlor ihre Güter und Einkünfte. Dem Lande wurde 1634 eine neue Steuer aufgebürdet, deren Erhebung der Kurfürst selbst vorschrieb. Trier wurde gezwungen, neu zu huldigen und auf den spanischen Schutz ausdrücklich zu verzichten. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens setzte P. Chr. auch den Kampf gegen die Gegner im Domcapitel fort, besonders gegen den Dompropst und die Metterniche, denen er die Besetzung von Coblenz durch Merode und die bei dieser Gelegenheit erfolgte Plünderung der kurfürstlichen Burg zuschrieb. Mit den härtesten Ausdrücken brandmarkte er ihre Verrätherei in einem Schreiben an die übrigen Domcapitulare vom 30. September 1632, in dem er von diesen eine offene Stellungnahme forderte. Die Angegriffenen antworteten mit nicht geringerer Heftigkeit. Sie scheuten sich nicht, den Kurfürsten als gewohnheitsmäßigen Verleumder zu bezeichnen, worauf dann P. Chr. den Bann gegen Hausmann und seine Anhänger erneuerte. Schon aber standen diese nicht mehr vereinzelt, sondern das ganze Capitel ergriff für sie Partei. Um vor Gewaltmaßregeln gesichert zu sein, hatten sie mit wenigen Ausnahmen Trier verlassen und waren nach Luxemburg gegangen, von wo sie P. Chr. im September 1633 vergeblich zur Residenz nach Trier berief. Seine Erbitterung kannte jetzt keine Grenzen mehr. Im October setzte er einen Gerichtshof aus adligen und gelehrten Räthen der beiden Diöcesen Trier und Speier zusammen und ließ denselben über das Verhalten des Dompropstes, der Metterniche und ihres Anhanges zu Gerichte sitzen. Wie nicht anders zu erwarten, wurden diese abwesend wegen einer Reihe ihnen schuldgegebener Verbrechen verurtheilt, ihrer geistlichen und weltlichen Aemter und Rechte, sowie ihrer sämmtlichen Pfründen verlustig erklärt. Es wurde öffentlich die Aufforderung erlassen, sie zu verhaften und mit ihnen nach der Carolina zu verfahren. So lächerlich dieses ganze Vergehen auch war, ein Hohn auf jede Rechtsprechung, so ließ sich P. Chr. doch nicht irre machen, sondern verlangte, daß das Capitel binnen drei Monaten bei Verlust seines Wahlrechtes für die nach seiner Ansicht erledigten Stellen andere Domherrn wählte. Der päpstliche Legat Caraffa warnte ihn zwar, die Grenze seiner Befugnisse zu überschreiten und die Autorität des Papstes zu verletzen, der über die verfolgten Capitulare noch kein Urtheil gesprochen; er verbot die Berufung des Capitels zur Neuwahl und drohte mit geistlichen Strafen. Der Kurfürst blieb aber unerschütterlich und ließ die wenigen bei ihm verbliebenen Capitulare Neuwahlen vornehmen, die auf unfähige und gefügige Personen fielen. Eine derselben, der an Stelle Emmerichs v. Metternich ernannte Ernst von Ouren, wurde sogleich nach Paris gesandt, um den Schutz des Königs von Frankreich den Neugewählten zu erbitten. Für die Stelle des Dompropstes und Coadjutors nahm P. Chr. keinen geringeren in Aussicht als den Cardinal Richelieu. Schon hatte er den Versuch gemacht, diesen auch zum Coadjutor von Speier wählen zu lassen. Da das Capitel dort heftig widerstrebte, hatte er ihn im Mai 1634 ohne Wahl dazu ernannt und vom Papste die Bestätigung nachgesucht. Jedoch so lange der Kaiser in Deutschland siegreich war, wurde sie

versagt. Damit aber mußte auch der Gedanke für die nächste Zeit aufgegeben werden, Richelieu zum Coadjutor von Trier zu machen. Noch einmal berief P. Chr. Weihnachten 1634 die noch nicht geächteten Domherrn des Trierer Capitels zur Residenz; aber obwol er ihnen mit geistlichen Strafen und Sperrung ihrer Einkünfte drohte, so erschien doch keiner. — Wenn der Kurfürst gemeint hatte, durch seinen Schutzvertrag mit Frankreich und durch die schwedische Neutralität von seinen Stiftslanden den Krieg fern zu halten, so täuschte diese Hoffnung vollkommen. Der Kurstaat gelangte nach der Eroberung von Coblenz und Trier ganz in die Gewalt der Franzosen und Schweden. Nur Philippsburg wurde vom Obersten Caspar Bamberger für den Kaiser muthig vertheidigt. Als die vier oberen Reichskreise 1633 ihr Bündniß mit Schweden geschlossen, fing man an die Festung ernstlich zu belagern. Umsonst waren alle Versuche P. Christophs, den tapferen Obersten zur Uebergabe zu bewegen. Erst der Mangel an Lebensmitteln und das Mißlingen des Ersatzes zwangen ihn dazu. Philippsburg wurde am 3. Januar 1634 den Schweden ausgeliefert und blieb in ihren und ihrer Bundesgenossen Händen, so dringend P. Chr. und die Franzosen die Herausgabe der Festung auch forderten. — Schlimme Erfahrungen machte der Kurfürst mit dem französischen Commandanten auf dem Ehrenbreitstein de la Saludie, der hier in der übermüthigsten Weise schaltete, die kurfürstlichen Befehle verachtete, mit den vorhandenen Vorräthen auf das verschwenderischste umging, die gröbsten Ausschreitungen seiner Soldaten duldete und durch seine Sorglosigkeit den Verlust von Engers und Montabaur verschuldete. Dringend bat P. Chr. daher in Paris um die Abberufung des Commandanten, erreichte jedoch nur so viel, daß der französische Bevollmächtigte in Deutschland, Feuquières, den Auftrag erhielt, den französischen Obersten Bussy zur Beaufsichtigung de la Saludies zu berufen. Daß die Spanier ebenfalls jede Rücksicht auf den mit ihren Gegnern verbundenen deutschen Fürsten fallen ließen, verstand sich von selbst. Ein spanisches Heer unter Celada drang Anfangs 1634 von Luxemburg durch den Kurstaat zum Rhein, überschritt den Strom bei Andernach und versetzte die französische Besatzung des Ehrenbreitsteins in Schrecken. Doch die Verbindung schwedischer und hessischer Truppen sowie Vorgänge am Niederrhein zwangen die Spanier zurückzuweichen. Nach dem Siege des kaiserlichen Heeres bei Nördlingen am 5. und 6. September 1634 drangen indessen die spanisch-kaiserlichen Waffen überall siegreich vor. Die nächste Folge war, daß Philippsburg an die Franzosen übergeben werden mußte, die freilich die Festung so sorglos bewachten, daß sie am 24. Januar 1635 von neuem durch Caspar Bamberger überfallen und ihnen entrissen werden konnte. Auch Speier ging an die Kaiserlichen verloren, wurde durch Bernhard v. Weimar aber bald wieder erobert. Von Süden rückte der spanische Cardinal-Infant Fernando gegen die Lahn vor, warf die Franzosen, die vom Ehrenbreitstein einen Ausfall machten, zurück und ging von hier nach Luxemburg. P. Chr. hatte sich nach Trier begeben. Unter dem Schutze der französischen Besatzung setzte er die Stadt in Vertheidigungszustand und begann Rüstungen vorzunehmen, um für alle Fälle gesichert zu sein. Denn es stand zu befürchten, daß die Spanier von Luxemburg aus Vorstöße zur Vertreibung der im Kurstaate stehenden französischen und schwedischen Völker unternehmen würden. Bereits war es ihnen gelungen, sich des festen Schlosses Sierck in Lothringen unmittelbar an der kurtrierischen Grenze zu bemächtigen und damit die Verbindung der Franzosen von Lothringen nach dem Rhein hin zu unterbrechen. Einen ähnlichen Streifzug unternahm Ende März 1635 der spanische Gouverneur von Luxemburg, Graf v. Embden, indem er sich mit einem Corps von 600 Mann zu Fuß und ebenso vielen Reitern gegen Trier wandte. Es glückte ihm, sich unbemerkt an die Stadt heran-

zuschleichen und in der Frühe des 26. März die Besatzung zu überfallen, die sich nach mehrstündigem Gefechte ergeben mußte. Der Kurfürst befand sich in seinem Palast und erwartete hier den Ausgang des Kampfes. Der Gedanke, daß seine persönliche Freiheit durch die siegreichen Spanier bedroht werden könnte, scheint ihm nicht gekommen zu sein; denn er machte nicht den geringsten Versuch sich in Sicherheit zu bringen. Graf v. Embden und die spanischen Obersten aber, unter denen sich auch der Archidiacon Karl v. Metternich befand, waren nicht gewillt, einen so guten Fang sich entgehen zu lassen. Oberst Maillard und Metternich drangen in den Palast und stürmten in das kurfürstliche Gemach. In ohnmächtigem Zorne bedrohte sie der Kurfürst mit dem Banne. Metternich aber erklärte ihm, daß er keine Gewalt erleiden sollte, daß er nur dem Kaiser Gehorsam leisten und ihm selbst gestatten müsse, sich zu vertheidigen. Als der Kurfürst widersprechen wollte, sollen Maillard und Metternich mit ihren Degen auf ihn eingedrungen sein. Nun erst ergab er sich den Siegern, die ihn bis zum 4. April in Trier behielten, von da ihn aber später nach Luxemburg überführten. Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte das Domcapitel nach Trier und wählte aus seiner Mitte einen Ausschuß von drei Mitgliedern, bestehend aus dem Dompropst Hausmann v. Namedy, dem Domdechanten v. Metzenhausen und dem Archidiacon Metternich, die unter Zustimmung des Kaisers die Regierung des Kurstaates übernahmen. Auch in Speier ging die Verwaltung des Bisthums an das Domcapitel über. — Der Fall, daß ein Kurfürst des Reichs gefangen genommen wurde, erregte überall das höchste Aufsehen, vor allem in Frankreich. Hier mußte man sich am tiefsten verletzt fühlen, da der König den Schutz des Kurfürsten übernommen hatte. Man forderte daher in Brüssel die Freigebung P. Christophs; und als der Cardinal-Infant zögerte, ließ Ludwig XIII. den schon lange zuvor beabsichtigten Krieg erklären. Im Bündniß mit den Generalstaaten und den oberen Reichskreisen trat er offen in den Kampf gegen Spanien, dann auch gegen den Kaiser, und zwar in dem Augenblicke, als ein Theil der Reichsstände mit Ferdinand II. eben seinen Frieden in Prag geschlossen hatte. — P. Chr. war von Luxemburg nach Namur und später nach Gent gebracht worden. Sein Bestreben war einzig darauf gerichtet, die Freiheit wieder zu erlangen. Zwar verwandte sich der Papst für ihn, der dem Kaiser, wie den Spaniern die Berechtigung bestritt, einen Erzbischof gefangen zu halten, zwar nahm P. Chr. den Prager Frieden an und verlangte, da derselbe die Auswechselung der Gefangenen und eine Amnestie verkündete, auf Grund dessen seine Freilassung; zwar verhieß er, die von den Franzosen besetzten Festungen seiner Stifter denselben abzunehmen. Allein der Kaiser zweifelte an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und an der Möglichkeit, sein Versprechen zu erfüllen, und beließ ihn daher in seiner Gefangenschaft. Zum Reichstage von 1636, der über die Wahl des künftigen Kaisers berathen sollte, erhielt auch P. Chr. eine Einladung. Unter spanischer Bedeckung machte er sich auf den Weg, hoffend, daß es ihm gelingen würde, seine Wiedereinsetzung zu erlangen. In Donauwörth mußte er erfahren, daß er fortan Gefangener des Kaisers sei und nach Linz gebracht werden würde. Es blieb ihm daher nichts übrig, als unter Protest sich zu fügen und von Linz aus die Zulassung zum Reichstage zu verlangen. Mittlerweile aber waren dem Kaiser durch den Dompropst Hausmann die geheimen Verhandlungen P. Christophs mit Frankreich bekannt geworden, aus denen sich ergab, daß er seine Kurstimme dem Könige von Frankreich geben, und daß er sich Eingriffe in die Rechte des Erzbischofs von Mainz erlauben wollte. Die Mittheilung hiervon und der Verrath am Reiche durch die Uebergabe des Ehrenbreitsteins bewirkten, daß die Kurfürsten Anstand nahmen, seinem Wunsche zu willfahren, und daß sie zur Kaiserwahl ohne die Trierer Kurstimme schritten; denn auch

der Versuch, den das Domcapitel machte, zum Reichstage zugelassen zu werden, hatte keinen Erfolg. Trotzdem daß Schweden und Frankreich im voraus gegen die vorzunehmende Wahl wegen des Fehlens der Trierer Kurstimme protestirten, wurde doch der Sohn des Kaisers, der spätere Ferdinand III., gewählt. Als dieser im Februar 1637 zur Regierung gelangte, drängte der Papst von neuem, daß P. Chr. ihm als zuständigem Richter übergeben würde, und erwirkte wenigstens soviel, daß Ferdinand ihn in den Gewahrsam des päpstlichen Nuntius in Wien übergab. Zu einer Freilassung konnte er sich nicht entschließen, da zu befürchten war, daß P. Chr. aus Rache sofort in die alten Beziehungen zu Frankreich zurücktreten würde. Auch von dem Reichstage zu Regensburg im J. 1640 blieb der Kurfürst ausgeschlossen, so dringend er seine Zulassung damals wieder forderte. Es blieb ihm nichts übrig, als wiederum Protest zu erheben und an den Papst, wie an das Reich, zu appelliren. Seinem Haß gegen Hausmann und die Metterniche, die er als die Urheber aller gegen ihn gerichteten Anklagen ansah, machte er, als er seine Hoffnungen vereitelt sah, von neuem Luft, indem er nochmals den Bann gegen sie aussprach. Sehr unzufrieden war er mit der Verwaltung des Kurstaates durch die Regentschaft, da er bemerkte, daß sie die Regierung nicht in seinem, sondern im Namen des Capitels führte. Er verlangte daher Einsetzung eines Statthalters, der in seinem Auftrage die Geschäfte führte, und drohte auch den Regenten mit dem Banne, falls sie seiner Forderung nicht nachkämen. Diese weigerten sich aber, ohne Genehmigung des Kaisers hierauf einzugehen. Ihre Lage wurde indessen, je länger die Gefangenschaft des Kurfürsten anhielt, um so schwieriger. Das Land hatte die trübsten Zeiten durchzumachen; es war fortwährend der Tummelplatz feindlicher Heere. Die Spanier hatten sich schon vor längerer Zeit des Rheinzolls zu Hammerstein bemächtigt und schädigten damit die Landeseinnahmen um jährlich 20000 Reichsthaler. Bald nach der Gefangennehmung P. Christophs wurden Coblenz und der Ehrenbreitstein von den Kaiserlichen belagert, und der letztere erst 1637 zur Uebergabe gezwungen. Ganz besonders aber litt das Land in den Jahren 1636—1644 durch spanische und lothringische Truppen, die hier furchtbar hausten. Dazu kamen Mißwachs, Pest, Theuerung. Vermehrte Steuern mußten erhoben werden. Da die weltlichen Unterthanen die drückenden Lasten nicht allein zu tragen vermochten, zogen die Regenten den Clerus zu denselben heran; hierdurch stieg die Mißstimmung auch in diesen Kreisen mehr und mehr. In Trier brachen 1640 heftige Streitigkeiten zwischen dem Rath und der Geistlichkeit wegen der Einquartierungslast aus. Immer anarchischer wurden die Zustände; es kam so weit, daß der Clerus die Regenten für gebannt erklärte. Unter diesen Umständen erwachte bei manchen das Verlangen nach der Wiederkehr des Kurfürsten, von dem man Beseitigung der Lasten und größere Autorität erwartete. Der Bann, mit dem die Regenten bedroht worden, störte ihre Einigkeit, indem einer von ihnen sich bewogen fühlte, zurückzutreten. Am liebsten hätte das Capitel daher die Wahl eines Coadjutors gesehen, doch lehnte P. Chr. jeden Gedanken daran entschieden ab. Inzwischen hatten namentlich die Franzosen sehr thätig für Rückberufung P. Christophs gewirkt, sowol in Rom, wie bei den nach 1640 eingeleiteten Verhandlungen zur Herstellung eines allgemeinen Friedens. Auch der Kaiser gab angesichts dieser Umstände allmählich nach. Schon 1641 wäre er bereit gewesen, in eine Freilassung P. Christophs zu willigen. Er mußte sie jedoch an bestimmte Bedingungen knüpfen, um die Wiederkehr ähnlicher Zustände unmöglich zu machen, wie sie zur Gefangennahme geführt hatten. Einer der Hauptpunkte war dabei die dem Capitel, und namentlich dem Dompropst, zu bewilligende Amnestie, gegen die sich der Kurfürst lange

sträubte. Leichter gingen die Unterhandlungen mit dem Speierer Domcapitel von statten. Im März 1643 waren hier Vereinbarungen getroffen, die beide Theile befriedigten. Auf Grund derselben verlangte P. Chr. wenigstens Rückkehr nach Speier; der Kaiser aber schlug das Gesuch ab, weil die Erklärungen desselben ihm nicht genügende Sicherheit boten. Erst als nach dem Tode Urbans VIII. Papst Innocenz X. die Befreiung von neuem anregte, und die französischen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen in Münster energisch dieselbe forderten, als sie erklärten, auf keine Verhandlungen sich früher einzulassen, bis der Kurfürst freigelassen sei, kam am 12. April 1645 ein Vertrag zu Stande. Der Kaiser nahm nunmehr P. Chr. in den Prager Frieden auf, bestätigte ihm alle Rechte und Privilegien seiner Kirche und übernahm die Verpflichtung, die Entfernung der spanischen Besatzungen aus Trier und Coblenz, sowie die Freigebung des Zolles zu Hammerstein zu erwirken. Letzteren überließ P. Chr. bis zur Beendigung des Krieges dem Kaiser; er erkannte außerdem den Prager Frieden als verbindlich an und bewilligte eine allgemeine Amnestie, die sich auch auf den Dompropst und die Metterniche erstreckte. Alle angestrengten Processe sollten niedergeschlagen, und die Domherrn, wie alle Beamten in ihren Aemtern belassen werden. Philippsburg, das mittlerweile wieder in französische Hände gefallen war, verpflichtete sich P. Chr. den Franzosen abzunehmen und dem Kaiser auszuliefern. Auf diese Bedingungen hin wurde der Kurfürst in Freiheit gesetzt. Nach längerem Aufenthalte in Frankfurt zog er am 1. September 1645 in Coblenz ein und wurde hier von den Einwohnern mit großen Feierlichkeiten aufgenommen. Indessen sollte die Freude der Unterthanen nicht allzulange dauern. Denn mit dem eben abgeschlossenen Vertrage war es ihm kein voller Ernst; er war ihm nur ein Mittel zu seiner Freilassung. Noch ehe er in denselben willigte, hatte er bereits wieder ein geheimes Abkommen mit Turenne geschlossen, in dem er den Franzosen den freien Uebergang über die Mosel bei Trier zu jeder Zeit zusicherte. Kaum aber hatte er wenige Tage in seinem Kurstaate verweilt, so schleuderte er abermals den Bann gegen den Dompropst unter dem Vorgeben, daß dieser sich vor ihm nicht demüthige. Sofort trat er auch wieder in offene Beziehung zu Frankreich. Denn da die spanische Besatzung aus Trier noch nicht entfernt, und ihm die Rückkehr dorthin vorläufig unmöglich war, glaubte er sich in dieser Beziehung aller Rücksichten auf den eben geschlossenen Vertrag ledig und veranlaßte daher den aus Deutschland zurückweichenden Turenne im November 1645, Trier zu belagern, das sich nach kurzer Zeit ergeben mußte und nunmehr wieder eine französische Besatzung erhielt. Die Verbindung mit Frankreich wurde dann in der Mitte des J. 1646 noch enger geknüpft, indem P. Chr. am 19. Juli einen Vertrag abschloß, durch welchen er das Besatzungsrecht von Philippsburg dauernd dem Könige von Frankreich zugestand, wogegen ihm dieser den Besitz seiner Bisthümer und Stifter, darunter auch der Abtei S. Maximin, gewährleistete und den Schutz des Sötern'schen Familienfideicommisses übernahm, einer Stiftung des früheren Chorbischofs P. Chr. v. Sötern, auf deren Vermehrung und Sicherung der Kurfürst eifrigst bedacht war. Er soll sogar damit umgegangen sein, einen französischen Prinzen zum Coadjutor von Trier zu machen. Unter dem französischen Schutz fühlte er sich nun vollständig als Herr des Landes und strebte die Gunst dieser Lage in jeder Richtung auszunutzen. So traf seine Rache von neuem die Abtei S. Maximin, deren Mönche er gewaltsam zum Verlassen ihres Klosters zwang. Auch mit dem Capitel hielt der Friede nicht lange vor. Schon das Verfahren gegen den Dompropst bewies, daß von Versöhnlichkeit bei ihm keine Rede war, sondern daß er sich einzig von dem Gefühle beherrschen ließ, an seinen Gegnern Rache zu nehmen. Noch immer konnte er seine Ansprüche an die Metternich'schen

Erben nicht aufgeben, mit denen ihm neue Streitigkeiten erwuchsen, als er einige ihrer Hausgüter, wie die Herrschaften Winneburg und Beilstein und andere, dem Sötern'schen Familienfideicommisse einzuverleiben trachtete. Ein Theil der Domherrn war mit der französischen Freundschaft und dem Angriff auf Trier nicht einverstanden und hatte, besorgt um seine persönliche Sicherheit und Unabhängigkeit, in Köln Aufenthalt genommen. Unter dem Vorgeben einer Visitation des Capitels berief sie P. Chr. zurück; doch erschien keiner von ihnen. In einem leidenschaftlichen Schriftstück wandte er sich nun gegen sie, bezeichnete sie als infam und treulos, erklärte sie für abgerissene Glieder des Capitels, sprach ihnen jedes Stimmrecht ab und belegte sie mit dem Banne. An ihrer Stelle ernannte er neue Domherrn; ja er beabsichtigte eine vollständige Aenderung der Verfassung des Capitels. Während nämlich statutenmäßig adlige Abkunft Erforderniß für die Wahl der Domherrn war, dachte er daran, hierzu auch Bürgerliche zu ernennen, von denen er geringeren Widerstand gegen seine Befehle erhoffen mochte. Die Folge seiner Behandlung des Capitels war, daß sämmtliche Capitulare mit einer Ausnahme ihn verließen. Als eben damals, kurz vor Abschluß des westfälischen Friedens, lothringische und spanische Völker nochmals ins Erzstift einfielen, führte er dies auf ihre Veranlassung zurück und sah darin die Absicht, ihn zu verdrängen. Er verbot daher den Unterthanen, Befehle vom Capitel in irgend einer Form anzunehmen und verlangte, die Domherrn als Feinde zu behandeln. Mehrmals hatten die letzteren daran gedacht, dem Kurfürsten einen Coadjutor zu setzen und hatten als solchen den Erzherzog Leopold von Oesterreich in Aussicht genommen. Bisher aber hatte P. Chr. jeden Gedanken an einen solchen „Todtenvogel", wie er sich ausdrückte, weit abgewiesen. Nunmehr kam er selbst darauf zurück. Wie aber fast jede seiner Maßregeln damals den Charakter des Gewaltsamen und des Lächerlichen zugleich trug, so auch diese. Einen erst 1648 von ihm ins Capitel aufgenommenen Domicellar, Philipp Ludwig v. Reifenberg, machte er zunächst zum Dompropst, dann 1649 zum Coadjutor. Die Entrüstung des Capitels war allgemein. Man beschloß in Köln nunmehr gewaltsam gegen ihn vorzugehen, warb zu diesem Zweck Truppen, an deren Spitze die Domherrn Karl Caspar v. d. Leyen und Hugo Eberhard Kratz v. Scharffenstein traten, und gewann den kurfürstlichen Commandanten von Coblenz, v. Hattstein. Dieser öffnete dem Heere des Domcapitels die ihm anvertraute Stadt, übernahm selbst das Commando und zog mit ihm gegen Trier, wo der Kurfürst sich aufhielt. Inzwischen hatte sich dieser an Frankreich um Hülfe gewandt; ehe er sie aber erhielt, fiel Trier in die Hände des Capitels. Die Domherrn traten hierauf mit den Landständen in Verbindung und in einem Vertrage vom 3. August kamen beide Theile überein, Niemanden als Coadjutor und Kurfürsten anzuerkennen, der nicht rechtmäßig vom Capitel erwählt und vom Papst, sowie vom Kaiser bestätigt sei. Ferdinand III. genehmigte diesen Schritt und stellte dem Capitel Hülfe in Aussicht, falls es von den Bundesgenossen des Kurfürsten angegriffen werden sollte. Sehr bald trat dieser Fall ein. Französische Truppen unter dem Obersten Reinhold v. Rosen überschritten die trierische Grenze. Währenddessen aber hatten Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten und seinem Capitel stattgefunden unter Vermittelung eines französischen Unterhändlers, des Vicomte de Courval. Der Kurfürst war bereit, seinen Coadjutor aufzugeben, hielt aber die Ansprüche an die Metterniche, namentlich an deren Güter, noch aufrecht. Als nun Rosen 1650 in das Erzstift abermals einfiel und tief in demselben vordrang, bat das Capitel den Kurfürsten, die Zurückführung der französischen Truppen zu veranlassen. P. Chr. bestand aber auf Erfüllung seiner Forderungen. Daher rief das

Capitel seinerseits lothringische Truppen herbei, vor denen Rosen sich zurückziehen mußte. Erst jetzt wurde der Kurfürst nachgiebig und geneigt, die Wahl eines neuen Coadjutors vornehmen zu lassen. Seine Hoffnung, den seiner Familie verschwägerten Domherrn Hugo Eberhard Kratz von Scharffenstein gewählt zu sehen, in welchem er einen Anhänger Frankreichs und einen Förderer des Sötern'schen Familienfideicommisses vermuthete, erfüllte sich nicht. Die Majorität des Capitels wählte vielmehr am 11. Juli 1650 den dem Kurfürsten am wenigsten genehmen Karl Caspar v. d. Leyen. Dagegen bäumte sich dann sein Eigensinn nochmals auf. Da v. d. Leyen eine Stimme zur vorgeschriebenen Zweidrittelmajorität fehlte, erklärte er die Wahl für ungültig und ernannte nun Kratz v. Scharffenstein aus eigener Machtvollkommenheit zum Coadjutor. Die Entscheidung überließen beide Parteien dem Papst. Deren bedurfte es indessen nicht; denn Scharffenstein verzichtete auf die Coadjutorie, und Karl Caspar fand nunmehr allgemeine Anerkennung. — Schon vorher hatte der Kurfürst sich dazu verstanden, den Reichsfriedensschluß von Münster und Osnabrück anzuerkennen, der den Franzosen das Besatzungsrecht in Philippsburg zugestand, P. Chr. aber die Aufhebung des Arrestes auf seine durch die luxemburgische Regierung mit Beschlag belegten Güter, ferner die Freigebung aller seiner kurfürstlichen und Hausgüter brachte. Ehrenbreitstein und der Zoll zu Hammerstein sollten ebenfalls zurückgegeben werden. Dagegen gingen in Folge der Anerkennung des J. 1624 als Normaljahres für den Besitzstand der beiden Bekenntnisse in Deutschland dem Trierer Erzstift die Erfolge der kurfürstlichen Restaurationspolitik in den zum Katholicismus zurückgeführten Herrschaften vielfach wieder verloren, da hier der Protestantismus von neuem Eingang fand. Jetzt war P. Chr. auch bereit, sich der Entscheidung einer Reichsdeputation zu unterwerfen, die alle zwischen ihm, dem Capitel und den Ständen noch streitigen Fragen regeln sollte. Die Entscheidung erfolgte am 3. August 1650; sie lief fast in allen Stücken auf Herstellung der früheren Zustände hinaus. Unter anderem wurde anerkannt, daß der Kurfürst in allen wichtigeren Angelegenheiten das Capitel anhören, und die Stände in allen Steuerfragen zu Rathe ziehen müßte. Nur im Falle von Zwiespalt sollte er die Entscheidung behalten. — Das hohe Alter, in dem sich P. Chr. damals befand, hatte seine Leidenschaften noch nicht gebrochen. Der Aerger über ein verfehltes Leben und der Haß gegen diejenigen, denen er daran am meisten Schuld gab, zeitigten kurz vor seinem Ende einen neuen Gedanken, der auf offenen Reichsverrath hinauslief. Er führte Unterhandlungen mit Frankreich in der Absicht, das Erzstift vom Reiche loszureißen. Ein Schreiben, das sich hiermit beschäftigte, fiel in die Hände des Capitels und wurde am 28. Februar 1651 dem Reiche in Nürnberg vorgelegt. Das Capitel hoffte auf Grund desselben seine Absetzung zu erwirken, die jedoch auf Einspruch des Kurfürsten von Mainz unterblieb. Es war das letzte Mal, daß P. Chr. in weiteren Kreisen von sich reden machte. Er war bis in sein hohes Alter hinauf von Krankheiten ziemlich verschont geblieben; erst in den letzten Jahren stellten sich gichtische Leiden ein, die er mit Geduld getragen haben soll. Das Fehlschlagen aller seiner Pläne verbitterte ihn indessen mehr und mehr. Er wußte, daß sein Tod bei niemandem Bedauern hervorrufen würde. An den Geschäften betheiligte er sich in der letzten Zeit fast gar nicht mehr; er überließ sie in beiden Diöcesen seinen Räthen und den Capiteln. Wenn er auch langsam hinsiechte, so schien ein plötzlicher Tod ausgeschlossen zu sein. Doch unerwartet überraschte er ihn am 7. Februar 1652 und machte damit einem an Kämpfen reichen, an Ergebnissen aber armen Leben ein Ende. Sein Leichnam wurde im Dome zu Trier, das Herz im Dome zu Speier, die Eingeweide in der Capucinerkirche zu Ehrenbreitstein beigesetzt. Mit ihm war ein Mann geschieden, den einzelne seiner

Zeitgenossen auf gleiche Stufe mit Richelieu und Wallenstein stellten. Man wird heute anders über ihn denken; aber man muß auch heute noch zugeben, daß er eine ungewöhnliche Thatkraft besaß, mit der er Großes erreichen konnte, wenn er im Stande gewesen wäre, seiner Leidenschaftlichkeit und seinem rücksichtslosen Egoismus Zügel anzulegen. Indem er aber nur sich selbst kannte, gerieth er in ununterbrochene Kämpfe, in denen er seine Kräfte verschwendete, ohne ein bedeutendes Ziel zu erreichen.

Acten und Urkunden des Staatsarchivs zu Coblenz. — Brower et Masen, Antiquitates et annales Trevirenses, II. — Hontheim, Historia diplomatica Trevirensis, III. — J. J. Moser, Staats Recht des Churfürstlichen Ertz-Stifftes Trier, wie auch der gefürsteten Abbtey Prüm und der Abbtey St. Maximin. — Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges. — v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius II, 1. Abtheil. — Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speier, II. — Nopp, Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg. P. Wagner.

Philipp von Burgund, Bischof von Utrecht, geb. 1464 in Brüssel, war ein Bastard des Herzogs Philipp des Guten und der Margaretha van der Post, einer Brüsseler Dame, welche ihrem Sohn eine sehr sorgfältige Erziehung zukommen ließ. Von seines Vaters Familie anerkannt, wurde er Coadjutor seines Halbbruders, des Bischofs David von Burgund, und später Admiral zur See, wie der Titel hieß. 1506 hatte er als Generalgouverneur in Gelderland (so ziemlich eine Stelle in partibus) die österreichische Partei zu schirmen, dann ward er als Gesandter nach Rom geschickt, wo die Bewegung der Zeit ihn mächlig ergriff und er sich an dem unsittlichen Wandel der Prälaten gewaltig ärgerte. Jedoch er blieb der Kirche treu, und hat sich mehr dem Humanismus und namentlich der Kunst zugewandt, welche letztere in ihm einen eifrigen Gönner bis zu seinem Tode fand. Als 1517 der bischöfliche Stuhl von Utrecht leer stand, wurde P. von der Brüsseler Regierung der Utrechter Geistlichkeit und den Ständen des Stifts als ihr Candidat bezeichnet, und, wenn auch nicht ohne Sträuben, denn seine Wahl stand einer Vorbereitung der Annectirung gleich, von denselben als Bischof gewählt. Die geistlichen Weihen empfing er, wie damals so oft, rasch nach einander. Als Bischof hat P. sonst nicht schlecht regiert, seine Strenge schüchterte die vielen Bedrücker des niederen Volkes ein. Den Gelehrten, auch Erasmus, blieb er wie den Künstlern, ein wahrer Mäcen. Sieben Jahre nach seiner Wahl, am 1. April 1524 ist er gestorben, einen etwas zweifelhaften Ruf hinterlassend, da er von vielen verehrt, von mehreren gehaßt wurde, namentlich von den Bürgern von Utrecht, die ihn als einen österreichischen Gouverneur betrachteten und sein weltliches Leben, seine Strenge und die schweren Lasten seiner Regierung ungern trugen.

Vgl. Gerardus Noviomagus, Philippus Burgundus, durch A. Matthäus im 1. Band seiner Analecta herausgegeben, eine Biographie, welche fast eine Panegyrik heißen kann, durch Matthäus mit vielen Noten versehen, welche vieles anders erscheinen lassen. Sonst die gewöhnliche Litteratur über die Zeit, von den neueren namentlich Arend, Allg. Gesch. des Vaderlands. P. L. Müller.

Philipp Sigismund, postulirter Bischof von Verden und Osnabrück, war als zweiter Sohn des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel am 1. Juli 1568 geboren, † am 19. März 1623. Eigentlich sollte er das Bisthum Minden erhalten, auf welches sein Bruder, Herzog Heinrich Julius, zugleich Bischof von Halberstadt, am 25. September 1585 zu seinen Gunsten verzichtete. Da sich aber die Wahl wegen der Capitulationsbedingungen ver-

zögerte, wurde er am 16. September 1586 als Nachfolger Eberhards (s. A. D. B. V, 547) zum Bischof von Verden gewählt. Die päpstliche Bestätigung hat er nie nachgesucht, die kaiserliche provisorische Belehnung anscheinend auch erst 1598 erhalten, regierte aber trotzdem unangefochten. 1591 wurde er auch zum Bischof von Osnabrück postulirt und beherrschte nun beide Bisthümer, war außerdem Domherr zu Magdeburg und Bremen, seit 1589 Nutznießer dreier Hoya'scher Aemter nahe Verden aus des Vaters Erbe und seit 1598 Dompropst zu Halberstadt. Er war also ein wohlsituirter Herr, dessen Wünschen gelegentlich auch die Hausmacht von Braunschweig und Lüneburg Nachdruck verleihen mochte, dazu ein freilich friedliebender aber energischer und den Kleinlichkeiten seiner Domcapitel gegenüber auch sehr eigenwilliger Regent, prachtliebend im Geschmack seiner Zeit. Selbst gegen das kaiserliche Mandat, einen Katholiken zu wählen, hat ihn das Osnabrücker Capitel in den bösen Zeitläuften grade seiner Macht wegen erkoren; trotzdem konnte er die wechselnden Einbrüche der Niederländer (1595) und der Spanier (1598) in das Stift und deren gewaltthätige Schatzungen nicht abwenden. Die Stadt Osnabrück mußte den Spaniern 9000 Thlr. zahlen. P. S. war ein treuer Lutheraner, wenn erzählt wird, er habe in Osnabrück erklärt, vielleicht wolle er katholisch werden, so ist das nur Sage. Das Capitel wußte genau, daß er protestantisch bleiben werde; auch den von einem päpstlichen Legaten ihm nahe gelegten geheimen Uebertritt, wonach er vom Papst confirmirt werden sollte, lehnte er ab; treu aber hielt er dem Capitel das Versprechen, nichts gegen den katholischen Ritus zu unternehmen, er schützte sogar den bestehenden Zustand, wo Klage an ihn kam. In Verden suchte er eine neue Kirchenordnung, die in Lemgo 1606 gedruckt ist, durchzuführen, da die verschollene Eberhard's nur kurze Grundzüge gegeben zu haben scheint und sich Abweichungen im Ritus zeigten. Die seinige war gut, aber das protestantische Domcapitel, die Ritterschaft und die Stadt Verden opponirten. Als er sie 1605 gewaltthätig einführte, kam sie, bei passivem Widerstande, doch nie völlig in Uebung. In Osnabrück förderte er die Stiftung des protestantischen Gymnasiums durch den Rath mit Wohlwollen, und am Ende seiner Regierung waren ohne sein Zuthun fast alle Pfarren des Landes protestantisch besetzt. Im Stift Verden suchte er das verrottete Münzwesen vergeblich in Ordnung zu bringen; er ahnte noch nicht, daß die Kleinstaaterei solche Reformen unmöglich mache; dagegen brachte er in Osnabrück die für die dortige Hausindustrie so wichtigen Leinen-Leggen zu gedeihlicher Entwicklung, die sich bis in die neueste Zeit erhalten haben. Er residirte wechselnd in Iburg, Verden und Rothenburg, dessen Burg er mit großen Kosten neu erbaute. Seine Liebe zur Musik und deren Förderung wird hervorgehoben, die Malerei förderte er, wenn auch nicht im besten Geschmack. 50 Bischofsbilder mit werthlosen Versen Eilarts v. d. Hude (s. A. D. B. XIII, 277. 795) ließ er im Dome zu Verden anbringen und bezahlte jedes mit 10 Thlr., und ebenda erbaute er schon 1594 ein kostbares Grabmonument für seinen Vorfahren Georg (s. A. D. B. VIII, 635) und sich selber. Pfannkuche nennt es ein Kunstwerk; bei der brutalen sog. Restauration des Domes durch den Baumeister Leo Bergmann wurde es 1829 versetzt und verwüstet. Im Stifte Verden und seinen Hoyaschen Aemtern regierte er in glücklichem Frieden, in Osnabrück sah er sein Land noch einmal 1615 durch die Söldner verwüstet, welche Graf Heinrich Friedrich von Nassau dem Neffen des Bischofs selbst zur Belagerung Braunschweigs zuführte. Als die ersten Wehen des 30jährigen Krieges in den Zügen von Philipps Neffen, Christian von Halberstadt, und des kaiserlichen Obersten Grafen Johann Jacob von Anholt (1622—1623) auch über Osnabrück hinbrausten, war P. meist in Verden, und als er Osnabrück dann besuchen wollte, starb er in Iburg, die Leiche wurde im

Verdener Dome beigesetzt. Am wichtigsten für die Geschichte ist P. durch die Bestimmung seiner Nachfolge in Verden geworden. Herzog Christian von Lüneburg (1611—33), Wilhelms zweiter Sohn, seit 1599 schon Bischof in Minden, hatte wohl Aussicht, auch dort die Succession zu erreichen und das Stift selbst definitiv Lüneburg einzuverleiben. Aber seine Weigerung, P. die Bestätigung des Lüneburger Abtes bei Erledigung der Stelle 1617 zuzugestehen, brachte den leidenschaftlichen Fürsten zu dem Entschlusse, dem andrängenden Könige Christian IV. von Dänemark nachzugeben und dessen Sohn Friedrich, der seit 1615 schon Verdenscher Canonicus war, den späteren König Friedrich III., am 12. März 1619 zum Coadjutor und Nachfolger anzunehmen. So hatte der dänische König seine Vorposten an die Aller und Weser vorgeschoben. Auch in Osnabrück wäre Friedrich wohl durchgesetzt, wenn P. länger gelebt hätte. So wählte aber bei der Nähe der Anholt'schen Truppen das Domcapitel den katholischen Dompropst zu Köln, Cardinalpriester Itel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen.

Chronicon rc. aller Bischöffe des Stiffts Verden. Fol. S. 228—230. — Pfannkuche, Neuere Geschichte des Bist. Verden. — Stüve, Geschichte und Beschreibung des Hochstifts Osnabrück. — C. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück. II. 2. Vaterl. Archiv 1819, S. 187 ff. Neues vaterl. Archiv 1825, S. 304 f., 311 ff. — Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1854 (1856) S. 340 u. 1855 (1857) S. 379. — Pratje (Altes u. Neues rc. I, S. 102) erwähnt eine in Hinthe in Ostfriesland befindliche Sammlung von 102 Briefen Philipp Sigismunds aus den Jahren 1616—1622.

Krause.

Philipp, ein Karthäusermönch, schrieb zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein gereimtes Marienleben von mehr als 10 000 Versen, das in etwa 30 Handschriften und Fragmenten auf uns gekommen ist. Das Reimwerk ist den Deutschordensherren gewidmet und nach der Ueberlieferung der besten vollständigen Handschrift, der Jenaer, in der Karthause zu Seitz in Steiermark verfaßt. Diese Nachricht anzuzweifeln haben wir um so weniger Grund, als der einzige Schreiber, der sie unentstellt bewahrt hat, ein Mitteldeutscher ist. Freilich stellen die Reime unwiderleglich fest, daß der Dichter ein Rheinländer war: sein Heimathsdialect ist der mittelfränkische, nicht aber der niederfränkische oder gar der niederländische, wie J. Haupt wollte. Aber daneben finden sich auch deutliche Spuren bairisch-österreichischer Lautgebung und der Wortschatz weist eine stattliche Anzahl von Ausdrücken auf, die bei keinem mitteldeutschen, am wenigsten bei einem niederrheinischen Autor zu belegen sind, zum Theil aber nur bei Dichtern des bajuvarischen Sprachgebiets wiederkehren.

Die Quelle des Werkes ist eine als ganzes bisher noch ungedruckte Vita B. Mariae et Salvatoris metrica aus dem 13. Jahrhundert, die in endlosen Aufzählungen von Wundern schwelgt, bald dürre Referate, bald langathmige und schwülstige Beschreibungen bietet und mit Vorliebe Streitfragen der Ueberlieferung und Auslegung erörtert, nicht ohne Beigabe gelehrter Randglossen. Sie ist eines der geschmacklosesten Erzeugnisse der mittellateinischen Poesie: gleichwol ward sie oft ab- und ausgeschrieben und hat außer unserm P. noch zwei deutsche Bearbeiter gefunden, die schweizerischen Dichter Walther von Rheinau zu Anfang und Wernher um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Bei P. ist das Verhalten gegenüber dieser Quelle durchaus lobenswerth: er hat eine verständige Auswahl getroffen, den gelehrten Ballast fast ganz bei Seite gelassen, obwol er auch die Glossen kennt, und macht sich selten zum Mitschuldigen einer groben Geschmacksverirrung. An seiner Behandlung des überlieferten und seinen eigenen, wenig umfangreichen Zusätzen ist ein gemüthvoller Zug nicht zu verkennen, aber es fehlt ihm jeder höhere Schwung,

und seine Sprache entbehrt völlig des lyrischen Tones, der andern Mariendichtungen ihren Reiz verleiht und zu dem der Gegenstand geradezu auffordert. Er erzählt trocken und kunstlos, ja oft ungeschickt, in holprigen Versen und in schlechten, überdies grobdialektischen Reimen; sein Werk gehört jener Gattung von Klosterpoesie an, die, von der Einwirkung der höfischen Kunst fast unberührt, während der Blüthezeit der mittelalterlichen Dichtung ein ziemlich dunkeles Dasein geführt hat und erst mit dem Verfall derselben wieder ans Licht tritt. Immerhin ist der große Erfolg von Philipps Gedicht schwer begreiflich in einer Zeit und bei einem Publicum, das im Passional z. Th. die gleichen Gegenstände mit einer Anmuth und Kunst behandelt fand, welche die besten Traditionen der höfischen Periode noch lebendig zeigt. Bruder P. scheint dies Werk, das gleichfalls den Kreisen der Deutschordensherren nahe steht, noch nicht gekannt zu haben. Die Beliebtheit und Verbreitung seines Marienlebens übertrifft noch die des Passionals, es hat mehrfache Erweiterungen erfahren — zu denen der Dichter selbst ausdrücklich aufforderte —, ist ins Niederdeutsche übertragen und in Prosa aufgelöst worden.

Ausgabe von H. Rückert: Bruder Philipps des Carthäusers Marienleben, Quedlinburg und Leipzig 1853 (verfehlte Umschrift in ein normalisirtes Oberdeutsch); in den Anmerkungen auch Proben der Quelle, von der Dr. Voegtlin eine Ausgabe vorbereitet; ich konnte Auszüge aus der Grazer Hs. von Dr. A. Hauffen benutzen. — Die Handschriften verzeichnet vollständiger als Rückert Goedeke, Mittelalter S. 129 f. und Grundriß 1², 228 f. — Jos. Haupt, Wiener Sitzungsberichte Bd. 68 (1871) S. 157—218 (über den Dialekt und über verschiedene Gruppen von Mischhandschriften).

Edward Schröder.

Philipp von Leyden, Jurist, † am 8. Juni 1380 in seiner Vaterstadt Leyden. Er stammte aus einer adligen Familie — sein Vater wird Petrus de filiis Gobburgi genannt —, studirte und docirte zu Orleans und Paris, hier von 1369 an als Doctor decretorum, wurde 1373 Generalvicar des Bischofs Arnold v. Hoorn von Utrecht, war auch Rath des Herzogs Albert von Baiern, welcher für seinen irrsinnigen Bruder Wilhelm als Grafen von Holland die Regentschaft führte (s. A. D. B. I, 230), und wurde von ihm einmal zu Papst Gregor XI. (1370—78) nach Avignon geschickt. Seine Bibliothek vermachte er dem Utrechter Capitel; der interessante Katalog derselben ist in der Hist. episcopatuum Foederati Belgii (von H. F. van Heussen, Antw. 1733) I, 469 abgedruckt. Seine Schriften wurden zuerst zu Leyden 1516 gedruckt, dann 1705 zu Amsterdam von Seb. Petzold herausgegeben, mit Notizen über sein Leben von Fr. van Vroede. Der Quartband enthält: „De cura reipublicae et sorte principantis“, 85 Rechtsfälle enthaltend (mit einer Widmung der Universität Orleans an den Grafen Wilhelm von Holland); eine „Compilatio brevis“ dieser Schrift, für Philipp's Bruder Peter geschrieben; einen kleinen „Tractatus de formis et semitis reipublicae utilius et facilius gubernandae“ nebst einer (einem Bernard zugeschriebenen) kleinen Abhandlung „De modo et regula rei familiaris facilius gubernandae“.

Foppens, Biblioth. belg. II, 1307. — Journal des Savans 34, 453. — Le Clerc, Biblioth. choisie I, 41.

Reusch.

Philipp von Mons: s. **Monte**, Philipp van, Bd. XXII, S. 182.

Philippart: C. P., Maler und Zeichner, fand in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts am kurfürstlichen Hofe zu Bonn Beschäftigung. J. Weinreis hat nach seiner Zeichnung die Bildnisse des Kurfürsten Max Franz und des Freiherrn F. W. Spiegel zum Desenberg, Curators der Bonner Universität,

in Kupfer gestochen. Auch nach dem Sturze des kurfürstlichen Hofes, infolge der französischen Revolution, verblieb er in Bonn, und es wurde ihm die Ehre zu Theil, daß der junge Carl Begas sich ihm für einige Jahre (bis 1806) als Schüler anschloß, um von ihm den ersten Unterricht in der Oelmalerei zu empfangen. J. J. Merlo.

Philippi: Friedrich P., Rechtsgelehrter, verbrachte sein ganzes Leben in Leipzig. Am 9. Juli 1650 dortselbst als ein Sohn des Professors Johann P. (s. dsn.) geboren, studirte er — theilweise als Schüler seines Vaters an der Leipziger Hochschule die Rechte, erlangte 1679 den juristischen Doctorgrad und wurde 1688 Assessor der dortigen Juristenfacultät, zuletzt deren Senior, in welcher Eigenschaft er am 8. December 1724 in einem Alter vom 74 Jahren und 5 Monaten mit Tod abging. — Es wird an ihm gerühmt, er habe „sehr fleißig collegia gelesen"; aber auch als Schriftsteller zeigte er sich sehr thätig. Wir besitzen von ihm außer einer „Synopsis institut. Justin." (Zeitz 1685. 4°) aus der Zeit von 1680—1712 mehrere Programme und Disputationen, welche civilrechtliche, namentlich aber processuale Fragen zum Gegenstand haben. Von letzteren erwähnen wir: „Disp. de probate de auditu" (Lps. 1680), „De juramento judiciali" (Lps. 1683), „De nominatione auctoris" (Lps. 1683. 4°), „De fatalibus in proc. saxonico" (Lps. 1680), „De reassumtione litis" (Lps. 1689. 4°), „De rescissoria occasione S. C. Vellejani" (Lps. 1712. 4°) u. a. m. Rotermund gibt in Bd. V, S. 71 ein vollständiges Verzeichniß der Philippi'schen Schriften mit Angabe des Druckortes und Jahres; ebenso die biblioth. Mart. Lipenii II, 236.

Jöcher. — Rotermund. E.

Philippi: Friedrich Adolph P. wurde am 15. October 1809 zu Berlin als Sohn eines jüdischen Banquiers geboren. Die ersten christlichen Eindrücke erhielt er in der Marggraf'schen Vorbereitungsschule. Dieselben waren aber gleich so nachhaltig, daß sie ihn selbst in seine kindlichen Spiele hinein verfolgten: von dem Ausfall des Spiels erwartete er die Entscheidung über die Frage, ob Christus Gottes Sohn sei. Weitere Förderung brachte ihm ein zum Christenthum übergetretener Vetter Jacobi, später Professor der Mathematik in Königsberg, welcher ihn auf das Lesen des neuen Testaments hinwies. Außerdem wurde sein empfängliches Gemüth sowohl durch die „Glockentöne", als auch die Predigten von Strauß angezogen. Er entschloß sich sogar, Strauß persönlich aufzusuchen, um ihn einen Blick in das, was ihn bewegte, thun zu lassen; er wurde aber anfangs mit den Worten: „Philippi, ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat" abgewiesen. Da Philippi's Familie ihn nicht bloß in seiner wachsenden Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums wankend zu machen, sondern ihn sogar mit Bedrohung, später einmal sogar durch Thätlichkeiten von dem Uebertritt abzuhalten suchte, so mochte Strauß wohl zunächst den Vorwurf fürchten, er habe Zwiespalt in eine jüdische Familie gebracht, aber P. ließ sich nicht abweisen. Je mehr aber Strauß sich von dem ernsten Streben des nach Wahrheit und Klarheit ringenden Jünglings überzeugte, desto mehr nahm er sich seiner an. In dieser Zeit tröstete P. besonders das Wort des Herrn: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid u. s. w., welches auf ihn, seitdem er es zum ersten Male gehört, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. — Von dem Joachimsthaler Gymnasium 1827 mit dem Zeugniß der Reife Nr. 1 entlassen, studirte er zuerst in Berlin unter Böckh und hernach in Leipzig unter G. Hermann Philologie. In die Leipziger Zeit fällt sein Uebertritt zum Christenthum; er ließ sich am Weihnachtsfeste 1829 in Groß-Städteln bei Leipzig taufen; seine Pathen waren u. a.

die Professoren Lindner und Hahn. Nachdem er während des Sommersemesters 1830 sein philosophisches Doctorexamen bestanden hatte, unterrichtete er anfangs als Lehrer der alten Sprachen in den oberen Classen an der Blochmann'schen Erziehungsanstalt und an dem Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium in Dresden und hernach nach Ablegung des Oberlehrerexamens seit 1833 als Adjunctus und ordentlicher Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. Nachdem er hier 1½ Jahre unter Anerkennung des Directors thätig gewesen war, bewog ihn „eine überwiegende Neigung zu streng theologischen Studien, die pädagogische Laufbahn zu verlassen und alle seine Kräfte derjenigen Wissenschaft zu widmen, die ihm als das höchste Ziel seines Lebens erschien". Er beschäftigte sich vorzugsweise mit exegetischen und dogmatischen Studien, schloß sich besonders an Hengstenberg an, bewahrte sich aber ihm gegenüber seine Selbständigkeit und blieb überhaupt bei seinen theologischen Studien wesentlich Autodidakt. Sodann bereitete er sich u. a. mit den späteren Professoren Erbkam und Baumgarten auf das Licentiatenexamen vor. In der öffentlichen Rede, die er bei Gelegenheit seiner Habilitation im October 1837 hielt, stellte er sich klar und unzweideutig auf den Boden des lutherischen Bekenntnisses und zeigte damit, daß dieser Standpunkt, den er während seiner ganzen akademischen Lehrthätigkeit vertreten, ihm schon von Anfang dieser Thätigkeit an eignete. Er fing im Sommersemester 1838 an zu lesen und zwar über die Paulinischen Briefe. Seine erste Schrift: „De Celsi adversarii Christianorum philosophandi genere" erschien 1836. Er verheirathete sich 1839 mit Jeanette Pincson, welche gleich ihm aus voller Ueberzeugung zum Christenthum übergetreten war und im Hause des Predigers Reuscher Aufnahme gefunden hatte. Um diese Zeit stand er in besonders regem Verkehr mit Kramer, Giesebrecht, Wiese, später mit Stahl. Von wissenschaftlichen Arbeiten fallen in diese Zeit einige Aufsätze für die evangelische Kirchenzeitung und seine Schrift über „Die Lehre von dem thätigen Gehorsam Christi" 1841. Im Herbste 1841 folgte er einem Rufe als Professor der Dogmatik und theologischen Moral nach Dorpat. Neben einer segensreichen akademischen Wirksamkeit erstreckte sich hier sein Einfluß auf die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen, ja des ganzen russischen Reiches. Dieselbe wurde damals einerseits durch das propagandistische Treiben der Brüdergemeinde und andererseits durch die Uebergriffe der griechischen Kirche und durch die theils durch falsche Vorspiegelungen, theils sogar durch Gewalt durchgesetzten Massenübertritte des Landvolks schwer bedrängt. In diesen Kämpfen hat P. besonders auf den Synoden, aber auch wo sich ihm sonst die Gelegenheit dazu bot, durch mannhaftes Zeugniß und durch besonnenen Rath zu einer correcten Haltung der lutherischen Geistlichkeit des russischen Reiches wesentlich beigetragen, so daß seine Wirksamkeit in einer nach Berichten des Curators veröffentlichten Schrift über die Universität Dorpat (1866) „für die evangelische Kirche Rußlands epochemachend" genannt wird. In seine Dorpater Zeit fällt die Ausarbeitung des Commentars zum Römerbrief, dessen erste Auflage 1848—50 in drei Abtheilungen (Frankfurt a. M. bei Heyder u. Zimmer; 3. Aufl. 1866, ins Englische übersetzt 1878) erschien. In diesem Commentare hat er den Nachweis geführt, daß die fortgeschrittene Kenntniß der Sprachgesetze und die derselben entsprechende Auslegungskunst in ihren Resultaten mit dem Schriftverständniß der lutherischen Kirche, speciell mit ihrem Verständniß des Römerbriefes sich im Einklange befinde, wie es ja in der That kein anderes Mittel wissenschaftlichen Schriftverständnisses gibt, als gründliche grammatisch-logische Auslegung. Zu seinen Dorpatern Schülern gehörte u. a. der früh vollendete Candidat Hesselberg und die Professoren v. Oettingen und v. Engelhardt. In Rostock, wohin er 1852 als Professor der neutestamentlichen Exegese ging, hielt er vorzugsweise exegetische Vorlesungen, aber auch neutest.

Einleitung, Symbolik, sowie Symbolik und Polemik. In die durch Baumgartens Absetzung entstandene litterarische Fehde einzutreten, sah er sich nicht veranlaßt, wiewol er von Anfang seiner Rostocker Wirksamkeit an (wol als einer der Ersten) auf die Gefährlichkeit dieser Theologie aufmerksam gemacht hatte. Dagegen fühlte er sich in seinem Gewissen gedrungen, bei Gelegenheit der zweiten Auflage des Commentars zum Römerbrief (1856) gegen „die subjectivistische Umsetzung der objectiven biblisch-kirchlichen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre in Hofmann's Schriftbeweis (Zweite Hälfte. Erste Abtheilung)" öffentlich Zeugniß abzulegen. Auf Hofmann's Entgegnung folgte Philippi's Antwort unter dem Titel: „Herr Dr. von Hofmann gegenüber der lutherischen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre" (Frankfurt a. M. 1856, Heyder u. Zimmer). In dieser Schrift führt er den Nachweis, daß die Hofmann'sche Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre nicht nur der Form nach, sondern auch nach Inhalt und Wesen wie gegen Bekenntniß, Erfahrung und tiefere dogmatische Speculation, so auch gegen die heilige Schrift verstößt. Hofmann's stark persönlich gehaltenen Vertheidigung seiner Lehre in den „Schutzschriften für eine neue Weise alte Wahrheit zu lehren" antwortete P. mit einer kurzen „Erklärung" in der Evangelischen Kirchenzeitung (1856 Nr. 62). Später betheiligten sich andere Theologen u. a. die Dorpater theologische Facultät, Harnack, Thomasius, hernach Kliefoth an der Debatte und bestätigten Philippi's Urtheil über die Hofmann'sche Theologie, deren Unvereinbarkeit mit dem kirchlichen Bekenntniß jetzt überall eingestanden wird. Selbst nach Ritschl ist „Hofmann's Abweichung von der lutherischen Orthodoxie in diesem Punkt (Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre) außer Zweifel gesetzt". — An litterarischen Arbeiten lieferte P. in Rostock einzelne Aufsätze für die kirchliche Zeitschrift von Kliefoth u. Mejer, so über das Protevangelium (1855) und über „Luthers Stellung zur absoluten Prädestination" (1860). Sein Hauptwerk, dessen Ausarbeitung gleichfalls in die Rostocker Zeit fiel, die „Kirchliche Glaubenslehre" (C. Bertelsmann in Gütersloh) erschien von 1854 an in 9 Bänden, von denen die meisten die zweite, die ersten vier Bände schon die dritte Auflage erlebt haben. Indem er die christliche Religion als die objectiverseits durch göttliche Erlösungsoffenbarung in Christo und subjectiverseits durch gottgewirkten Herzensglauben des Menschen vermittelte Wiederherstellung der wechselseitigen Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen (I, S. 202) definirt, theilt er die Dogmatik in folgende Abschnitte: 1) Prolegomena (Bd. I), 2) ursprüngliche Gottesgemeinschaft (Bd. II), 3) Störung der Gottesgemeinschaft (Bd. III), 4) objective Wiederherstellung der Gottesgemeinschaft durch Christum (Bd. IV, 1 Christi Person und IV, 2 Christi Werk), 5) subjective Zueignung der objectiv wiederhergestellten Gottesgemeinschaft (Bd. V, 1 Heilsordnung, V, 2 Gnadenmittel, V, 3 Kirche), 6) zukünftige Vollendung der wiederhergestellten und zugeeigneten Gottesgemeinschaft (Bd. VI). Außer seiner Professur bekleidete P. noch mehrere Nebenämter: er war Mitglied der theologischen Prüfungscommission pro licentia concionandi, seit 1874 Consistorialrath und Provisor bei der Kirchenökonomie in Rostock und bei dem Kloster zum h. Kreuz. Die theologische Doctorwürde hatte er schon 1843 von Erlangen aus erhalten. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich zum zweiten Male. In den ersten Jahren seines Rostocker Aufenthaltes bestieg er ebenso wie früher in Dorpat die Kanzel; seine Predigten erschienen gewöhnlich im Druck. Nach seinem Tode sind sie („Predigten und Vorträge", Gütersloh 1883, C. Bertelsmann) gesammelt erschienen. Auch sind von ihm zeitweise Bibelstunden und populäre Vorträge in Rostock gehalten worden. Seine Vorträge über den „Eingang des Johannesevangeliums" (Stuttgart 1866, S. G. Liesching) und über die kirchliche Lehre von der Person Christi (ebendas.

1861) sind gleichfalls gedruckt. Auf seinem sieben Wochen währenden Krankenlager stärkte er sich durch Gebete, Psalmen und Sterbelieder. Nach Empfang des h. Abendmahls sah er dem Tode mit großer Freudigkeit und Siegesgewißheit entgegen. Er entschlief den 29. August 1882 mit den Worten: Christe, Sohn Gottes, erbarme dich. Nach seinem Tode sind seine Vorlesungen über Symbolik (2 Theile, Gütersloh 1884, C. Bertelsmann) und seine Vorlesungen über den Galaterbrief (daselbst 1884) veröffentlicht. Ueber sein Leben und Wirken erschienen u. a. Artikel im „Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatt“, in der Luthardt'schen allgemeinen evang.-luth. Kirchenzeitung, in Münkel's Zeitblatt, in Herzogs Realencyclopädie, endlich ein Lebensbild aus der Feder seines Collegen D. L. Schulze (Nördlingen 1883 bei Beck).

Philippi.

Philippi: Johann P., sächsischer Jurist, geb. am 9. März 1607 zu Waldau, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schlesien, † am 21. April 1679 zu Leipzig. P. besuchte nach vollendeten Gymnasialstudien in Breslau von 1625 bis 1631 die dortige und die Leipziger Hochschule, übernahm sodann Hofmeisterstellen bei schlesischen Adeligen, deren er einige auf die Universität Leipzig begleitete, und erwarb 1637 zu Jena den juristischen Doctorgrad. Seine erste Ernennung erfolgte nach damals herrschender Uebung in der Anwaltschaft (1647) als Advocat beim Leipziger Consistorium und Oberhofgerichte; aber schon zwei Jahre später (1649), kam er (obwol er „fremder“ d. h. nicht Leipziger Doctor juris war) als Assessor in die Juristenfacultät dortselbst, und bald darauf als Mitglied, später als Proconsul in das städtische Rathscollegium. 1651 wurde er comes Palatinus, 1652 Rector magnificus, 1654 Beisitzer des Niederlausitz'schen Hofgerichtes, endlich 1657 nach seinem Austritte aus der Facultät Beisitzer des Leipziger Schöppenstuhles. Als Schriftsteller befaßte er sich mit dem gemeinen und dem sächsischen Landrechte. Zu den Arbeiten ersterer Gattung zählt neben einigen civilistischen Disputationen sein „Usus jur. Instit. Justinian.“; zu denen der zweiten Gattung: „Observationes ex decisionibus Elector. saxonicis“ (Lps. 1670, 1694. 4⁰) und „Considerationes jurid. in novam ordinationem process. judic. Saxonic. de anno 1622“ (Hal. 1674. Lps. 1686. 4⁰). Dann auch Alberti „Quaestiones jurid. ex Philippi processu.“ 1671. fol. Unter seinen „gelehrten Söhnen“ hat sich besonders Friedrich P. (s. oben S. 73 den Artikel) hervorgethan. Martin Lipen's Bibliotheca gibt Bd. II S. 236 eine Zusammenstellung der Schriften unsers Gelehrten.

Jöcher III, 1515—1519. — Mart. Lipenius a. a. O. — Hugo, Lehrbuch der Gesch. d. R. R. 3. Versuch S. 378.

Eisenhart.

Philippi: Johann Ernst P. verdient weniger um seiner selbst als um seines Gegners und Zuchtmeisters Liscow (s. A. D. B. XVIII, 755) willen Erwähnung. Sein ganzes Leben ist eine Kette von unbesonnenen Streichen, welche gegen das Ende zu deutliche Spuren des Wahnsinns zeigen. Es ist aber sehr schwer bei ihm nachzuweisen, wie stark von Anfang an eine durch sinnliche Ausschweifungen hervorgerufene Zerrüttung seines Nervensystems auf alle die Seltsamkeiten eingewirkt hat, durch welche er Jahre hindurch in gelehrten Kreisen Heiterkeit und Aerger, je nachdem, erregte. Als er Liscow's Aufmerksamkeit zu seinem Verhängniß auf sich zog, hatte er bereits eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Sohn des nachmaligen (seit 1714) Hofpredigers zu Merseburg Ernst Christian P., geboren um 1700 (das Geburtsjahr steht nicht fest), hatte er seine Jugendjahre in Dresden, Halle und Merseburg verlebt; schon auf der Schule galt er für einen unruhigen Kopf und mußte wegen Widersetzlichkeit

entfernt werden. Nachdem er in Leipzig Jurisprudenz und Philosophie studirt hatte und 1723 zum Magister promovirt worden, schien er sich der akademischen Laufbahn zuwenden zu wollen. Eine Schrift gegen das Lotteriewesen in Sachsen brachte ihn jedoch in Gefangenschaft und verschloß ihm zugleich die Aussichten auf ein Fortkommen in Leipzig. Er gab demzufolge die akademische Carriere auf, promovirte in Halle zum Dr. jur. und begann in Merseburg als Advocat zu prakticiren, erregte jedoch in der Hofgesellschaft unliebsames Aufsehen durch tactlose Gelegenheitsgedichte. 1729 zwang ihn eine Verletzung des Duellmandats zu flüchten, er wandte sich nach Halle und hier fiel ihm im Sommer 1731 — nicht zu seinem Glück — die neuerrichtete Professur der deutschen Beredsamkeit in den Schoß. Damit hatte er den Gipfelpunkt seines Glücks erreicht, von nun an ging es unaufhaltsam abwärts mit ihm. Seine wissenschaftliche Charlatanerie in Verbindung mit seiner Gabe, es mit allen Leuten zu verderben, verwickelte ihn kurz hintereinander in eine Polemik mit Gottsched und dessen Kreise und vor allen Dingen mit Liscow. Mit ersterem verdarb er es durch seine Angriffe auf Wolff („Unpartheyischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt“ ꝛc. Leipzig 1733), welche ihm nicht nur in den acta eruditorum (vol. 175) eine derbe Abfertigung eintrugen, sondern auch eine gegen ihn gerichtete Pamphletlitteratur veranlaßten, die durch Philippi's Erwiderungen immer wieder neu belebt wurde. Viel gefährlicher und verhängnißvoller aber wurden für ihn die von Liscow gegen ihn geführten Streiche, die schon im J. 1732 ihren Anfang nahmen. Liscow, der eben mit dem Lübecker Sivers ein Aufsehen erregendes litterarisches Duell bestanden, ward namentlich auf Anstiften von Philippi's Hallenser Collegen Friedrich Wiedeburg auf diesen und sein wissenschaftliches Unwesen aufmerksam gemacht. Zwei im J. 1732 erschienene Schriften Philippi's „Sechs deutsche Reden über allerhand auserlesene Fälle nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit“, und sein „Heldengedicht auf den König von Polen“ gaben den äußeren Anlaß für Liscow in seiner Satire „Briontes der Jüngere“ (October 1732) in grotesker Weise die bodenlose Geschmacklosigkeit und Albernheit Philippi's zu parodiren. 1733 (Juni) folgte „Die unpartheyische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satyre Briontes der Jüngere ... mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllet und eine strafbare Schrift sey“, und im selben Jahre (October) die „Stand- oder Antrittsrede, welche Herr Dr. Joh. E. Ph. ... in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten“. Diese drei Satiren erfüllten ihren Zweck vollkommen, P. als den Vertreter einer hohlen Scheingelehrsamkeit und zugleich als einen litterarischen Klopffechter niederster Sorte an den Pranger zu stellen und ihn in Halle und überhaupt in der wissenschaftlichen Welt unmöglich zu machen. Was etwa noch fehlte, besorgte P. selbst durch seine in wildem Zorn gegen den anonymen Gegner gerichteten Erwiderungen, die nur zeigten, wie berechtigt Liscow's Charakteristik gewesen. In Halle, wo ihn bisher immer noch das Ansehen des Kanzlers v. Ludewig geschützt hatte, war seines Bleibens nicht mehr: die Studenten brachten den Briontes mit ins Colleg und lasen sich in seiner Gegenwart daraus vor. Eine Anfrage an Mosheim, ob er in Göttingen ankommen könne, beantwortete dieser, wie es scheint, ausweichend. P. nahm das für eine Zusage und wandte sich, nachdem er noch bei dem Versuch, dem König Friedrich Wilhelm I. eine Huldigung darzubringen, Prügel erhalten, nach Göttingen (Ende August 1734). Allein weder glückte es ihm an der Universität, noch hatte eine Wochenschrift „Der Freydenker“, die er seit Januar 1735 dort herausgab, Erfolg. Die letzten Angriffe Liscow's gegen ihn, die in diese Zeit fallen, trafen schon einen moralisch todten Mann.

Aus Göttingen ausgewiesen (Frühjahr 1735) wandte er sich nach Halberstadt, versuchte von dort — vergeblich — Aufnahme in Helmstedt. Halle und Jena, wo er weiter sein Heil versuchte, ertheilten ihm das consilium abeundi. Ostern 1739 machte er in Erfurt aufs neue einen Versuch, Vorlesungen über römisches Recht und „praktische Uebungen in gebundener und ungebundener Rede“ zu halten. Auch dies mißglückte. Im October desselben Jahres tauchte er wieder in Leipzig auf „mit einer großen Last von Schmieralien“. Anfang Februar 1740 ward er endlich auf eine Weile unschädlich gemacht: man brachte ihn „auf hohen Befehl“ nach Waldheim, „nicht als einen Uebelthäter, sondern als einen Narren, das Gnadenbrot zu genießen“. 1742 von dort entlassen, erschien er in Dresden „in Gestalt eines halben Bettlers“, aber obwohl er inzwischen zu der Einsicht gekommen, daß er „bisher nicht viel Gutes geschrieben“, war er von seiner Schreibwuth noch keineswegs curirt. Die „Regeln und Maximen der edlen Reimschmiedekunst“ (Altenburg 1743, Vorrede Dresden 29. December 1742 datirt) und mehr noch ein confuses, Manuscript gebliebenes Opus „L'art de bons mots“ ꝛc. (Vorrede Altenburg 21. December 1743 datirt. Das Manuscript befindet sich auf der königl. Bibliothek zu Dresden sign. P. 265) sind Ausgeburten eines völlig zerrütteten Geistes. Ueber seinen weiteren Schicksalen schwebt Dunkel. Nach einer handschriftlichen Notiz des Hallenser Diakonus Kirchner in einem Exemplar von J. Chr. Dreyhaupts ausführlicher Beschreibung des ..... Saalkreises 1750 p. 689 zum Artikel Philippi ist er „anno 1757 wegen seines verfänglichen Verhaltens in Leipzig nach Halle ins Zuchthaus gebracht worden und daselbst anno 1758 im Monat October verstorben“. Sein Porträt (Sysang sc. 1743) vor der „Reimschmiedekunst“.

Keine seiner zahllosen Schriften konnte je, geschweige kann heute, Anspruch auf ernsthafte Würdigung machen. Von Hause nicht ohne gute Begabung, auch rührig und emsig, wie wenige, ward ihm der Mangel jeglichen Urtheils und Taktgefühls verhängnißvoll, der entschieden pathologische Zug in seinem Wesen, der ja schließlich in offenem Wahnsinn zu Tage trat, muß bei der Beurtheilung seiner Persönlichkeit ins Gewicht fallen. Des Nachruhms ist er sicher durch Liscow, welcher ihn als „das natürliche Oberhaupt der Gesellschaft der kleinen Geister“, als „Zierde und Krone der elenden Scribenten“ verherrlicht und verewigt hat.

Hirsching, Historisch-litterar. Handbuch VII, S. 204—421. — K. G. Helbig, Chr. L. Liscow. 1844. S. 14 ff. — B. Litzmann, Chr. L. Liscow. 1883. S. 47—97.

Berthold Litzmann.

Philipps: Obbe (Ubbo) und Dirk P. oder Filipszon, zwei der in Norddeutschland am meisten genannten „Täufer“ oder Wiedertäufer, waren die beiden im Concubinat (ongeoorloofde betrekking) erzeugten Söhne eines Priesters Filip in Leeuwarden; Dirk 1504 geboren, Obbe wohl etwas älter. Der Vater gab ihnen eine gelehrte Erziehung, Obbe studirte Heilkunde als Wundarzt und „Scherrier“ (Bartscheer); Dirk lernte die alten Sprachen, um Priester zu werden; da ihm aber seine Geburt hinderlich war, trat er in das Franziscanerkloster zu Leeuwarden ein. Ebenda ließ sich ca. 1530 Obbe als „Scherrier oft Barbier“ nieder und verheirathete sich. Etwa 1531 trat er in eine heimliche Genossenschaft der Taufgesinnten, 1533 taufte dann Bartholomeus van Halle, ein Buchbinder aus Herzogenbusch, ihn und „Hans den Barbier“ und weihete sie durch Handauflegung zu Priestern und Aeltesten der Gemeinde im Auftrage des Propheten Henoch, d. h. des Bäckers Jan Matthijszon van Haarlem. Im Auftrage desselben taufte gleich darnach „Pieter de Houtzager“ (der Holzsäger) den Dirk, dessen Guardian Johan van Haarlem auch schon ketzerisch gepredigt hatte, und Obbe weihte dann seinen Bruder zum Prediger. Da Pieter commu-

nistischen Aufruhr brachte, wurde Obbe von seiner Frau gedrängt, sich zu verbergen, und am 23. Februar 1534 wurde er vom Statthalter in einem offenen Placat mit Melchior Hoffmann, Jacob van Kampen und Pieter Houtzager als Aufrührer genannt. Er floh nach Amsterdam; den Aufstand und den Zug nach Münster am 21. März 1534 machte er nicht mit, sondern gehörte zum Anhang des Jacob van Kampen, der Ruhe zu halten und sich der Obrigkeit zu fügen mahnte. Am 26. März 1534 wurden die Täufer der beiden Brüder zu Haarlem geköpft; flüchtig, aber doch predigend, zog Obbe nach diesem Bluttage heimathlos herum. Der Lehre Jacobs von Kampen blieb er treu; nur in der Auslegung „der gespaltenen Klauen" d. h. der Annahme, daß alles im Alten Testament bildlich zu verstehen, im Neuen aber zu erfüllen sei, geistlich oder wörtlich, wich er ab und folgte der vernünftigeren Ansicht des gesunden Menschenverstandes, während Dirk sich der mystischen Jacobs zuneigte. Ende 1534 bekehrte und weihte Obbe den „Sacramentirer", d. h. den Reformirten, David Joris oder Joriszon. Gegen den wüthenden Münsterschen Racheaufruf, das Buch „van de Wraak" hielt er tapfer Stand und predigte Geduld und Fügsamkeit gegen die Obrigkeit; den wilden Banden Jan Dirks van Batenburg trat er, der selbst Verfolgte, scharf gegenüber und schleuderte den Bann gegen sie, wo er sie antraf. Seine Stellung wurde dadurch eine fast verzweifelte, da er mit diesen von ihm Gebannten eins blieb in der Verwerfung der Kindertaufe, der Lehre vom Abendmahl, von der Menschwerdung, vom freien Willen und der Rechtfertigung. Das Buch „van de Wraak" widerlegte im Einzelnen im Mai 1535 der katholische Priester Menno Simons, und sofort warb Obbe um ihn als Genossen; es gelang: Menno floh nach Groningen, wo Obbe ihn 1536 weihte; den Mennoniten ist dieser daher als Bekehrer (bevestiger) ihres Namengebers gewissermaßen der Ursprung ihrer Gemeinde. So war er gegenüber der communistischen Wiedertäuferei der Münsterschen und der Batenburger das Haupt der Gemäßigten, der „Taufgesinnten", geworden, die nach ihm Obbiten oder Obbeniten sich nannten, deren Congreß zu Bockholt, im August 1536, er aus Furcht vor Verfolgung nicht zu besuchen wagte; seine Richtung wurde dort indessen eifrig von Jan Matthyszon van Middelburg und durch Jan van Trecht vertreten. 1537 verschwindet er aus Holland, weder dort noch in deutschen Landen, auch nicht in den Hansestädten wollte man einen Unterschied unter den „Täufern" anerkennen. Im December 1537 nannte sein Gegner Batenburg in Vilvoorden auf der Folter ihn und seinen Bruder Dirk nach David Joriszon und Hendrik Krechtingk als „principalen dooper". Um 1537 hat Dirk in Hamburg mit den lutherischen Predigern Garcaeus und Nossiophagus (von Lüneburg aus?) disputirt; von letzterem erfahren wir auch, daß Obbe als „Bischof" (Aeltester, Aufseher) der Obbiter sich in Rostock aufhalte und dorthin seine Anhänger aus Lüneburg sammle. Er ist demnach der von Hamburg und Lübeck dort irrig als Melchior Hofmann vergeblich gesuchte Wiedertäufer, den man beim Pastor Heinrich Techens vermuthete. Die hansische Polizei paßte gut auf, das Signalement läßt einen stattlichen Mann erkennen, der sich vornehm hielt, als Dr. med. auftrat und mit den Vornehmen umzugehen verstand; man muß dabei wissen, daß große Volksschichten der Ostseestädte sich den Taufgesinnten zuneigten, und daß der wieder eingesetzte Lübecker Rath nach dem Falle von Jürgen Wullenweber sehr mißtrauisch war. Der Rath von Rostock erließ denn auch am 28. Juli 1538 ein scharfes Edict gegen die Wiedertäufer und zur Controle aller aus Holland kommenden Reisenden. Dennoch blieb Obbe; um 1539 war er noch „Bischof" in Rostock. In diesem oder dem folgenden Jahre fiel er aber in bittern Zweifel über die Gültigkeit seiner eignen Priesterweihe und damit auch über das Priesterthum der von ihm weiter Geweihten; was er auch seinem

Bruder Dirk und Menno später mittheilte, wahrscheinlich vor 1547. Ersterer war seit 1551 der vornehmste Bischof für Preußen; Menno, seit dem Fortziehen Obbe's das Haupt der Täufer in den Niederlanden, für Holstein, Leenert für Ostfriesland; sie alle hielten an der Richtigkeit ihrer Weihe fest, und Menno sprach über seinen Lehrer, bis er sich bekehre, den Bann aus; 1554 nannte er ihn „een demas", ein Cadaver. Daraus ist die Angabe entstanden, Obbe sei zum Katholicismus zurückgekehrt, vermuthlich sehr mit Unrecht. Seine Erklärungsschrift „Bekentenisse Obbe Philipsz., waermede hy verclaert sijn predickampt sonder wettelicke beroepinghe gebruyckt te hebben, beclaecht hem dies en waarschuwet eenen yeden", wahrscheinlich erst nach 1554 geschrieben, wurde geheim gehalten, auch von ihm anscheinend nicht verbreitet, sondern erst heimlich nach seinem Tode; gedruckt wurde sie erst 1584. Obbe's ferneres Leben und der Ort und Tag seines Todes liegen im Dunkel; er starb 1568, sein Bruder schon am 13. Januar 1559. Ein hohes litterarisches Interesse hat sich an Obbe's Namen geknüpft durch die Auffindung eines zweifellos aus der Officin von Ludwig Dietz hervorgegangenen holländischen Druckes von 20 höchst vorsichtigen täuferischen Sendschreiben aus den Jahren 1539—1545 o. O., welche aber nach Ad. Hofmeisters feiner Bemerkung zusammen 1545—1546 gedruckt zu sein scheinen. Das stimmt allerdings zu der Angabe, der erste Tractat sei schon vorher in Deventer gedruckt worden. Wenn nun auch alle 20 von David Joriszon verfaßt sind, wie A. v. d. Linde in der Biographie der Mennonitenlitteratur und schon M. Fried. Jessen (Aufgedeckte Larve Davidis Georgii, Kiel 1670, 4°, S. 57) angiebt, so kann kaum auf einen andern als Obbe geschlossen werden, welcher den Rostocker holländischen Druck durch Dietz besorgen ließ. Da nun aber der einzige direct wiedertäuferische Ausdruck in diesen Tractaten (in Nr. 14 [19]) auch in der sog. lutherischen oder protestantischen, thatsächlich aber durchaus nichts lutherisches enthaltenden Glosse des Dietz'schen Reinke Vos von 1538 und 1549 (zu B. II. Cap. VIII, Bl. CLVIII, Rückseite der Ausgabe von 1549) ebenfalls vorkommt, so scheint dadurch eine Beziehung Obbe's zu dieser berühmten Glosse hergestellt zu sein. Nach Carel van Gent bei Jehring, S. 152—160, und nach Ubbo's Bekenntniß (das. S. 127) scheint Dirk P. erst 1568 oder 1569 gestorben zu sein, die Tractate desselben zählt jener S. 159 f. auf. Ubbo Philipps Rücktritt „in die Stille" fällt sicher vor 1547, da von Menno Simonis (das. S. 227) für die damalige Aeltestenversammlung nur Dirk, nicht mehr Obbe, genannt wird.

Joachim Christian Jehring, Gründl. Historie von denen Begebenheiten, Streitigkeiten und Trennungen, so unter den Taufgesinnten oder Mennonisten &c. (Jena 1720). — J. G. de Hoop Scheffer, „De bevestiger van Menno Simons" in Doopsgezinden Bijdragen 1884. S. 1—24. — A. Ritschl, „Wiedertäufer und Franziskaner" in Ztschr. f. Kirchengeschichte v. Brieger. VI. Heft 3. — Wiechmann-Hofmeister, Mecklenburgs altniedersächs. Lit. III. S. 131—148. — Krause in Rostock. Ztg. 1885, N. 264, 270 und Lit.-Bl. f. germ. und rom. Philol. 1886. VII. S. 136 f. — Ueber Täufergemeinden in den norddeutschen Städten: L. Keller, Gesch. der Wiedertäufer S. 185 ff. und Preuß. Jahrb. 50, Heft 3, S. 238.

Krause.

Phillips: George P. — so schrieb er regelmäßig, Georg auf dem Titel des Kirchenrechts —, Germanist und Canonist, geb. am 6. Januar 1804 zu Königsberg, gest. zu Aigen bei Salzburg am 6. September 1872. Sein Vater, James P., war Engländer und hatte sich mit seiner Frau, der Tochter eines Schotten George Hay, in Königsberg niedergelassen, wo er als vermögender Kaufmann in angenehmen Verhältnissen lebte; er war ein gebildeter Mann und nahm Theil an den geistigen Bestrebungen jener Zeit, stand insbesondere mit

Kant in Verkehr. Der Vater war hochkirchlich, die Mutter presbyterianisch. Der Sohn erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, legte die Gymnasialstudien in Königsberg und Elbing zurück, studirte die Rechte von Ostern 1822 bis Herbst 1823 in Berlin, wo er besonders bei v. Savigny hörte, von da ab in Göttingen, wo er im Studienjahre 1823/24 die Vorlesungen von K. F. Eichhorn besuchte, und erwarb an letzterer Universität die juristische Doctorwürde (24. Aug. 1824). Eichhorn's Vorträge und Schriften wirkten auf ihn dergestalt ein, daß er sich dem germanischen Rechte mit ganzer Seele zuwandte; Eichhorn ist auch seine erste Schrift als Zeichen „seiner innigen Verehrung und Dankbarkeit" gewidmet. Eichhorn hat sich später, wie die von mir (Karl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken. Stuttgart 1884, S. 90, 226 ff.) mitgetheilten Briefe desselben zeigen, über Phillips' Art des confessionellen Verhaltens scharf verurtheilend ausgesprochen. Daß P., als Maurer Eichhorn zum Mitgliede der baierischen Akademie der Wissenschaften vorschlug, nach Schelling's Bericht (daselbst S. 227 nach dem Original gedruckt) aus der Sitzung vor der Abstimmung sich entfernte, war nicht dankbar. Nach Erlangung der Doctorwürde machte er eine Reise nach England, habilitirte sich dann im Sommer 1826 für deutsches Recht in der juristischen Facultät zu Berlin und wurde im J. 1827 zum außerordentlichen Professor ernannt. Im selben Jahre vermählte er sich mit Charlotte Housselle aus einer der französisch-reformirten Gemeinde zu Berlin angehörigen Familie. Vom Beginn seines Aufenthalts hatte er sich aufs engste befreundet mit Karl Ernst Jarcke, der dorthin am 11. October 1825 von Bonn, wo er mit Rescript vom 29. December 1824 zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt worden war, in gleicher Eigenschaft berufen wurde. Der Einfluß Jarcke's, welcher bereits im März 1824 zur katholischen Kirche übergetreten war, und eine Schrift Jarcke's, wie P. selbst (Nekrolog von Jarcke in Vermischte Schriften II, 605 fg.) sagt, vor allem die historische Richtung Phillips', welche in dem christlich-germanischen Staate das Ideal erblickte, der politische Standpunkt Jarcke's, welcher dominirend auf ihn wirkte, führte eine Wendung herbei, die von größter Tragweite wurde. Am 14. Mai 1828 trat er mit seiner Frau, welche zu diesem Schritte zu bestimmen bei deren Persönlichkeit dem von ihr angebeteten Manne leicht werden mußte, zur katholischen Kirche über. Es ist katholischerseits vielfach behauptet worden, P. habe Berlin verlassen, weil für ihn als Katholiken keine Aussicht auf eine ordentliche Professur vorhanden gewesen sei; auch Siegel meint, er sei „von Berlin, wo er . . . die Aussicht auf eine fernere, seinen wissenschaftlichen Verdiensten entsprechende Beförderung verbaut sah", fortgegangen. In Berlin waren die beiden weit älteren v. Lancizolle (geb. 1796, habilitirt 1820) seit 1823, Homeyer (geb. 1795, habilitirt 1821) seit 1824 außerordentliche, 20. Mai 1827 ordentliche Professoren, mithin das deutsche Recht doppelt besetzt. Vor 1832 war auch seine litterarische Thätigkeit nicht so hervorragend, daß man behaupten dürfte, es sei ihm Unrecht geschehen, abgesehen davon, daß man einen Grund, die Ordinariate zu vermehren, in der litterarischen Thätigkeit keineswegs allein finden kann. Uebrigens ist mir von Dr. Joh. Schulze versichert worden, P. würde Ordinarius geworden sein, wenn er geblieben wäre, und zwar in Berlin; schließlich ist doch nicht nöthig, daß ein Docent an derselben Universität ordentlicher Professor werde. Die Conversion allein war nicht der Grund, weshalb P. Berlin verließ. Als aber Jarcke Ende November 1832 von dort nach Wien übersiedelte, nahm P. einen Ruf als Rath im Ministerium des Innern zu München an, ging 1833 dorthin, vertauschte aber diese ihm nicht zusagende Stellung 1834 zuerst mit einer ordentlichen Professur der Geschichte, nach einigen Monaten mit einer Professur der Rechte an der Universität München. Als im Frühjahr 1847 die

Lola-Montez-Affaire ihren Gipfel erreichte, und Minister Abel seine Entlassung forderte, richtete P. mit sechs anderen Professoren eine Beileidsadresse an denselben. Infolge davon wurde P. mit den andern der Professur enthoben und als Regierungsrath nach Landshut versetzt, was er ablehnte. So unpassend die Adresse war, noch unköniglicher war die Behandlung der Unterzeichner. P. zog mit Recht vor, lieber ohne Amt und Staatseinkommen zu bleiben. Er nahm die Wahl eines münsterschen Wahlkreises zum Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung an, auf der er zur streng katholischen und antipreußischen Partei gehörte. Im J. 1850 bot man ihm eine Professur in Würzburg an, welche er ablehnte. Im selben Jahre aber nahm er die für deutsches Recht in Innsbruck an, welche er 1851 mit der zu Wien vertauschte. Bald nachher erhielt er Titel und Charakter eines Hofraths und das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens. Im J. 1862 wurde ihm ein fünfjähriger Urlaub unter Belassung des vollen Gehalts bewilligt zur Vollendung seines Kirchenrechts, den er in Aigen bis zum Jahre 1865 in der prächtigen Villa, die er sich dort erbaut hatte, zubrachte. Als im letztgenannten Jahre der Urlaub zum Gegenstande einer Interpellation im Abgeordnetenhause gemacht wurde, nahm er im Herbst 1865 seine Lehrthätigkeit wieder auf und setzte sie fort bis zum Ende des Sommersemesters 1872.

Es hat wenige Männer des Gelehrtenstandes in der Neuzeit von der Bedeutung gegeben, die P. wirklich hatte, denen ein gleich großer Einfluß nach der einen Richtung und Einflußlosigkeit nach der andern zu Theil geworden ist. Beides erklärt sich, fordert aber eine genaue Kenntniß der Persönlichkeit; ich habe P. zuerst im J. 1848 in Frankfurt kennen gelernt, seit 1854 bis in den Sommer 1872 mit ihm in persönlichem und brieflichem Verkehr gestanden und vielfache Gelegenheit gehabt, tiefe Einblicke in sein Inneres zu thun, darf daher versuchen, ihn näher zu schildern ohne jede Voreingenommenheit.

P. war klein, kaum 1,55 Meter groß, hatte schon 1848 spärlichen Haarwuchs, war stets glatt rasirt und erfreute sich einer für seine Körpergröße ziemlichen Beleibtheit, seine Gesichtsfarbe war weißlich gelb, seine Auge intelligent. In seinen äußeren Formen war er gewählt, trug mit Vorliebe den Leibrock, namentlich bei der Tafel im eigenen Hause und auch bei Freunden, stets den Cylinder, so daß die englische Abstammung ersichtlich wurde. Sein Benehmen zeigte die feinsten gesellschaftlichen Formen, er war lebhaft, beweglich, unterhaltend, formgewandt, stieß niemals im Benehmen an, nahm ohne jedes Anzeichen des Mißmuths Unterbrechungen hin, unterbrach selbst nie, vermied jede Spur des Docirens, hatte eine förmliche Scheu vor wissenschaftlichen Gesprächen, kurz er machte den Eindruck eines Gentleman. Am heitersten war er in der Gesellschaft von Frauen und bis in seine spätern Jahre insbesondere jungen Mädchen seiner Bekanntschaft gegenüber besonders unterhaltend. Aeußerst mäßig in Speise und Trank zeigte er nie eine Schwäche. Sein ganzes Benehmen war so gewählt regelmäßig, daß er es verstand, nie abzuweichen. Schroff in seinen kirchlichen und politischen Grundsätzen und Ueberzeugungen, war er jeder Belehrung unzugänglich, ließ sich auch nicht auf Erörterungen ein, hielt aber an der glatten Form so fest, daß er kaum eine Spur äußerer Erregung verrieth, wenn es auch in seinem Innern kochte. Ich glaube, daß er nach der Erfahrung des Jahres 1847 höchstens unter vier Augen seine Erregung kund gegeben hat. Die Ehe von P. blieb kinderlos, seine Frau war nicht geistig hervorragend, aber eine edle Seele, das Muster einer den Mann verehrenden, herzensguten, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frau. Sie fing im J. 1848 an zu erblinden, nach einigen Jahren verlor sie gänzlich das Augenlicht und war in den letzten sechs Jahren stets krank in Aigen. Als ich sie zuletzt Pfingsten 1865 dort sprach, hatte sie nur den Wunsch, der Herr möge sie zu sich nehmen, damit ihr Mann

von dem Anblick ihres Leidens befreit werde. Im Herbst 1868 heirathete P. seine bisherige Wirthschafterin und Reisebegleiterin, welche früher Magd im Hause von Guido Görres gewesen war. Die Art der Eheschließung — ein Kutscher und ein Bedienter nach den öffentlichen Blättern als Trauungszeugen — gab einigen Blättern den Anlaß zu boshaften Feuilletons, die Heirath selbst wurde in der P. am engsten befreundeten Familie in Wien in einer Weise durchgehechelt, daß mir liebloseres Benehmen selten vorgekommen ist.

P. war ein glänzender Lehrer, sein Organ angenehm, der Vortrag formvollendet, scheinbar frei, in Wirklichkeit memorirt. Inhaltlich litt er an Magerkeit, da es ihm nicht am Herzen lag, den Zuhörer zum Herrn des für das weitere Studium geeigneten Stoffs zu machen, sondern in den Geist des Kirchen- bezw. Deutschen Rechts, wie er ihn auffaßte, einzuführen. Die Folge war das Verweilen bei Lieblingsgegenständen, z. B. Papst u. dgl.; er prüfte selbst über den Pantoffelkuß und ähnliche Dinge. Hierin liegt der Grund seines geringen Erfolges, sobald er einen Concurrenten hatte; in Wien hat ihn Maaßen im Kirchenrechte, Siegel im deutschen überholt; auch erklärt sich daraus, daß er wiederholt Interpellationen in der Vorlesung begegnete, was er mir als Beweis des „schlechten Geistes“ der Wiener Studentenschaft selbst erzählt hat. Schüler hat er nicht gehabt, wie er es auch nicht verstand, junge Leute anzuziehen und mit Opfern von Zeit zu unterstützen.

Als Schriftsteller war er vorzüglich thätig auf dem Gebiete des germanischen und deutschen Rechts, dann des Kirchenrechts und der Geschichte beider. Für das erstere Gebiet ist zu scheiden zwischen den historischen und (historisch-) dogmatischen Schriften. Seine erste Schrift „Versuch einer Darstellung des Angelsächsischen Rechts“ (Gött. 1825) umfaßt alle Seiten des Rechtslebens und bietet das äußere Gerippe für alle seine Schriften dieser Art. Ihr tritt zur Seite „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte“ (Berlin 1827 fg. 2 Bde.), welche unvollendet geblieben, von Wilhelm dem Eroberer bis auf Heinrich II. (1066—1189) reicht. Der englischen Geschichte ist noch gewidmet „Walter Map. Ein Beitrag zur Geschichte Heinrichs von England und des Lebens an seinem Hofe“ (Wiener Sitz.-Ber. X.), „Samson von Tottington, Abt von St. Edmund“ (das. Bd. 48). Zweifelsohne war die Richtung, welche durch seine Conversion bezeichnet ist, einer der Gründe, welche ihn bestimmten, sich der deutschen Geschichte zuzuwenden, indem er im deutschen Kaiserthum die Verwirklichung des Ideals sah, das er von Staat und Kirche hatte. Seine „Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Verfassung“ (Berlin 1832, 1834, 2 Bde.) sollte in 6 Bänden recht eigentlich zeigen, wie die Verfassung des deutschen Reichs wesentlich durch den Einfluß des Christenthums, der Kirche und derjenigen Ideen erfolgt sei, welche in dem Papste den kirchlichen, im Kaiser den weltlichen Mittelpunkt fanden. Das Bruchstück führt dies für die merovingische Zeit im ersten, für die karolingische im zweiten Bande aus. In diesen geschichtlichen Werken wird der vor ihm bereits von K. F. Eichhorn mit viel größerem Erfolg ins Werk gesetzte Plan verfolgt, das Recht nach allen Seiten (öffentliches, privates) darzustellen, wobei dann das kirchliche eine Hauptrolle spielt. Was er nicht ausgeführt, bietet sein kurzes Lehrbuch „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte“ (München 1845, 3. Aufl. 1856) im Grundriß. Dasselbe enthält die Uebersicht der politischen Geschichte und des Rechts. Wie sehr seine ganze Auffassung von bestimmten abstracten, von ihm als Ergebniß der Forschung betrachteten Anschauungen bestimmt war, beweist am deutlichsten seine Anschauung über das Wesen des deutschen Rechts. Als Basis des gesammten Rechtszustandes erscheint ihm die Waffenfähigkeit oder Wehrhaftigkeit. Aus ihr folgen die „drei Principien des deutschen Rechts: die Freiheit, Ge-

wehre, Vormundschaft". Diese liegen denn auch dem Systeme zu Grunde, welches er in dem Werke „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehnrechts" (Berlin 1838, 3. Aufl. 1846) befolgt, da er offen bekennt, daß das deutsche Recht in seiner ursprünglichen Gestalt sich in allen seinen Institutionen auf diese drei Principien zurückführen lasse. Er verläßt darum vollständig das dem römischen Rechte entlehnte System. Sein eignes hat freilich weder den Vorzug der Logik, noch der Richtigkeit für die Darstellung im 19. Jahrhundert. Diese deutschrechtlichen bezw. historischen Schriften enthalten viele treffliche Ausführungen, dürfen aber im ganzen als veraltet angesehen werden. Das erklärt sich großentheils daraus, daß P. seine ganze Thätigkeit bald dem Kirchenrechte, neben ihm in der spätesten Zeit einer zu erwähnenden ethnographisch-philologischen Specialität zuwandte. An Arbeiten, welche dem deutschen Rechte angehören, ist noch zu erwähnen „Die Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft" u. s. w. Berlin 1830, und die Abhandlung „Die deutsche Königswahl bis zur goldenen Bulle" (Wiener Sitzungs-Berichte Bd. 24, 26).

Seine wissenschaftliche Lebensaufgabe setzte P. in die Bearbeitung des Kirchenrechts. Zunächst mögen einige Abhandlungen genannt werden: „Ueber den Ursprung der Katzenmusiken. Eine canonistisch-mythologische Abh." (Freib. 1849), „Der Codex Salisburgensis S. Petri IX. 32. Ein Beitrag zur Geschichte der vorgratianischen Rechtsquellen" (Wiener Sitz.-Ber. Bd. 44. 1864), „Die große Synode von Tribur" (das. Bd. 49. 1865), sodann die Monographie „Die Diözesansynode" (Freib. 1849). Diese ist veranlaßt durch das seit 1848 in den Kreisen des Clerus laut gewordene Begehren, welches sie bekämpft, bietet übrigens weder neue Gedanken, noch neues Material. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt in dem Werke „Kirchenrecht", Regensburg 1845—72, 7 Bde., von verschiedenen neue unveränderte Auflagen. Die in diesem Werke ausgeführten Anschauungen haben aus den noch hervorzuhebenden Gründen einen Einfluß auf das kirchliche Leben namentlich in Deutschland geübt, der enorm ist und ein näheres Eingehen rechtfertigt, weil nur dadurch die litterarische und kirchliche Bedeutung von P. zur Anschauung gelangt. Wie im deutschen Rechte von einem Grundprincip ausgegangen wird, so auch hier. Den Mittelpunkt bildet Christus als Haupt der Kirche; in Christus treten drei Eigenschaften auf: er ist König, die Kirche sein Reich; er ist Lehrer, die Kirche seine Lehranstalt; er ist Hoherpriester, die Kirche sein Tempel. Nachdem im ersten Theile, Buch 1, die allgemeinen Grundsätze daraus abgeleitet, im 2. Buche die Quellen behandelt sind, soll der zweite Theil Christi Königthum, Lehramt, hohes Priesterthum behandeln. Dieser zweite Theil beginnt mit dem 5. Bande, der 7. schließt das Königthum noch nicht ab. Was aber vorliegt, ist für alle Gebiete von Bedeutung entscheidend. Das Königthum umfaßt: 1. Abschn. Die Herrscherordnung: Cap. 1 Der Papst und sein Primat (Uebersicht, einzelne Rechte, Besetzung des Stuhles, Gehülfen des Papstes: Curie, Metropoliten u. s. w.); Cap. 2 Die Episkopalgewalt, darin Seminarien, Visitation, Diözesansynode, Beneficialwesen, Exemtion u. s. w. In demselben Maße, als dieses System absolut nicht bloß unjuristisch, sondern dem Geiste des kirchlichen Rechts, mag man auf die letzten Grundsätze der Kirche, oder die Geschichte sehen, widerspricht, in demselben ist es consequent aus einem Gusse aufgebaut, dem reinsten curialen Systeme, das in dem Papste den Mittelpunkt der ganzen Kirche sieht, den leibhaftigen vicarius dei. Dies wird sich bis zur Evidenz ergeben, wenn man die wesentlichen Grundsätze kennt. Als Grundgedanke zieht sich durch alle Theile hindurch der: was in der Kirche sich entwickelt hat, sei es durch unmittelbare oder mittelbare päpstliche Satzung, oder infolge Zulassung des Papstes, welche überall angenommen wird, wenn ein Rechtssatz dem römischen Interesse entspricht,

oder wenn die Päpste ihn kannten und schwiegen, das ist richtig und eine Emanation der göttlichen Institution der Kirche. Diese hat ihre ganze Grundlage im Papste, ihre Entwicklung ist eine bald sichtbare, bald latente Aeußerung des Papstthums. Der Papst hat alle Rechte in sich; jedes nicht von ihm selbst ausgeübte Rechte steht den Bischöfen nur zu kraft ausdrücklicher oder stillschweigender Concession des Papstes. Die Bischöfe sind zwar die vom h. Geiste gesetzten, aber doch nur zur Theilnahme an der Sorge des Papstes von Gott gerufenen Organe. Der Papst muß unfehlbar sein, folglich ist er es. Mit welcher absoluten wissenschaftlichen Unverfrorenheit er verfährt, muß mit seinen eigenen Worten gezeigt werden. „Wie hätte es (so steht Bd. II, § 88, S. 312 geschrieben 1846 wörtlich) der Kirche wohl von der Zeit nach dem Tode der Apostel bis zu der ersten ökumenischen Synode, welche im Jahre 325 stattfand, ergehen müssen, wenn bis dahin keine höchste unfehlbare Autorität in ihr gewesen wäre. Es erscheint daher der Papst, dessen Zutritt dem Concilium, dem ökumenischen, wie dem particularen, die Unfehlbarkeit verleiht, auch ohne das Concilium als das vollständig genügende Organ der kirchlichen Unfehlbarkeit. Und das ist er auch! auf seiner Infallibilität ruht die des Conciliums, auf seiner, da sie auf ihm steht, die der Kirche. Diese Auszeichnung ist ihm nicht als dem Bischof von Rom, sondern deßhalb zu Theil geworden, weil er wegen seines Episkopates dem Apostel Petrus in dem Primat succedirt ist. Die Unfehlbarkeit ist also mit dem Episkopate überhaupt, wie mit dem römischen durch den Primat, nicht mit dem Primate durch den Episkopat verbunden." Wie ein Gelehrter dies schreiben kann, ist geradezu unfaßbar. Consequent legt P. dem Papste wie über die Kirche, so über die ganze Welt die Allgewalt bei. Wenn die Ermahnungen des Papstes fruchtlos bleiben (so deducirt er in dem Capitel „Rangordnung der beiden Gewalten", Bd. II, § 116, S. 607 ff.), schließt er den Fürsten von der Gemeinschaft aus, um ihn auf diesem Umwege wieder zu sich zu führen. Hilft das nichts, so greift die Kirche zum letzten Mittel, sie löst das Band zwischen Fürst und Volk; „denn, so heilig dieses Band auch ist, so kann es doch nicht die Kraft haben, daß es selbst bis zum offenbaren Ungehorsam wider Gott verpflichtete; brauchte ja doch kein Vasall seinem Lehnsherrn wider den höheren Herrn zu dienen, und der Dienst wider Gott sollte gestattet sein!" Aus Papstforderungen werden Gottes Gebote gemacht und dann aus dem Lehnswesen argumentirt. Gestützt auf diese Argumentation wird das Verfahren der Päpste gegen die Fürsten gerechtfertigt. Zeigte man ihm, wie ich das wiederholt versucht habe, daß seine ganze Deduction unlogisch, unhistorisch, gegen die Schrift verstoße, so hatte er nur das Argument: es müsse so sein, daß es demnach so sei, müsse man glauben. Dieser Standpunkt erklärt alles, die ganze wissenschaftliche Richtung. Wo keine principiellen Ansprüche der Päpste in Betracht kommen, ist P. der streng prüfende philologische Historiker. Auf dem andern Gebiete bringt er nicht einen einzigen neuen Gedanken hervor, sondern wiederholt blindlings die Theorie, welche die Päpste in ihren Bullen u. s. w. seit Gregor VII. aufstellen, die mittelalterlichen Schriftsteller entwickeln und in der Neuzeit Bianchi, Card. Litta, de Maistre u. a. wiederholen. Man begreift, daß die Curie in diesem Buche ein Meisterwerk sah, daß alle, welche in dem Sinne jener ohne eigne Prüfung einherschritten, dasselbe als Fundgrube der Weisheit verehrten. Das Kirchenrecht von P. hat den Sieg des Curialismus in Deutschland ermöglicht. Hierin liegt seine große Bedeutung. Wissenschaftlich hat er weder in der Methode, noch im Detail das Kirchenrecht weiter entwickelt; er war kein Dogmatiker; durch einzelne historische Entwicklungen hat er allerdings großes Verdienst. Im ganzen ist sein Buch eine Excerptensammlung, es nimmt vielfach den Charakter eines religiösen Erbauungsbuches an. — Dem

„Kirchenrecht“ trat (Regensb. 1859—62, 2 Abth.; 2. Aufl. 1871 in einem Bande) zur Seite ein „Lehrbuch des Kirchenrechts“, das zum Theil auf jenem ruht, im übrigen (meine Anzeige im Bonner Theol. Lit.-Blatt 1871 Sp. 638) sich wesentlich auf die Bücher von mir und Richter stützt.

Um den Einfluß von P. ganz zu begreifen, sind noch zwei Punkte hervorzuheben. Als Convertit hatte er in den Augen der Curie und aller Ultramontanen ein ganz besonderes Verdienst. Die Masse glaubt, daß Convertiten vorzugsweise die Wahrheit erforscht haben und die Kirche am besten verstehen. Dazu kam seine Stellung in München und seine Parteinahme seit 1837. König Ludwig I. von Baiern, der durch die Stiftung von Klöstern, die Restauration von Kirchen u. s. w. sich den Clerus geneigt gemacht hatte, hatte durch Verlegung der Universität Landshut nach München (1826) den offenbaren Zweck, München zum Mittel- und Centralpunkte der Wissenschaft, insbesondere auch der katholischen Wissenschaft in Deutschland zu machen. Döllinger, seit 1835 Möhler und Jos. Görres waren die gefeiertsten Namen unter den Katholiken jener Zeit; ihnen gesellte sich P. zu. Seit dem 1. November 1837 war Abel in die maßgebende Stellung im Ministerium getreten. Im selben Monat (20. November) trat die Wegführung des Kölner Erzbischofs Clemens August v. Droste auf die Festung Minden ein. Sofort wurde München und Baiern das Centrum des Ultramontanismus und des Kampfes gegen Preußen. P. und Guido Görres gründeten die „Historisch-politischen Blätter“ („gelbe Hefte“), welche bald das tonangebende politisch-katholisch-kirchliche Organ wurden und, mit Ausnahmen kurzer Unterbrechung, geblieben sind. Diese Zeitschrift war auch vor 1848 in ganz Deutschland verbreitet, wo es katholische Geistliche und Katholiken gab. Der Name auf dem Umschlag dieser Blätter war die Legitimationskarte der Katholicität reinsten Wassers. P. wurde Autorität, seit sein Kirchenrecht begonnen wurde, auch für dieses. In München haben viele der bekanntesten Kämpen des Ultramontanismus studirt, z. B. v. Ketteler, Melchers, Moufang, Molitor. Die Thätigkeit von P. in dieser Zeitschrift ist freilich eine sehr geringe, seine Artikel (in den „Vermischten Schriften“ abgedruckt), sind historische, canonistische u. dgl., keine politischen, sein Hauptantheil bestand darin, daß er eine hübsche Einnahme daraus bezog. Da aber die Artikel nicht gezeichnet wurden, blieb dem Publicum der Verfasser unbekannt. P. und Görres galten als die Säulen der katholischen Ansprüche, P. als Politiker ersten Rangs. Ein solcher war er durchaus nicht. In Frankfurt gehörte er zur streng katholischen Partei, spielte aber gar keine Rolle. Ebensowenig hat er in eigentlich praktischen kirchlichen Fragen irgend welchen Einfluß gehabt. Die Einberufung der Bischofsversammlung zu Würzburg ist dem Card. Geißel ganz besonders von Linde unterbreitet worden. Das Programm für sie, welches Linde, Döllinger und P. von Geißel aufgetragen war, ist bei des erstern zufälliger Abwesenheit von den beiden letztern fertig gestellt worden. In demselben, vom 25. September 1848 datirt, waren Geistliche und Laien als berathende Gehülfen in Aussicht genommen (Vering, Archiv. für kath. Kirchenrecht XXI, 149); ich weiß aus dem Munde Linde's — Geißel hat mir dies auf Anfrage mündlich bestätigt —, daß dieser von der Zuziehung von Laien abrieth als präjudicirlich. Es wurde dann auch „die unmittelbare Betheiligung von Laien nicht beliebt“ (Vering a. a. O. S. 151), Geistliche nur ohne Stimmrecht zugelassen. Die in einzelnen Angaben (z. B. Ginzel, Archiv f. Kirchengeschichte u. Kirchenrecht, 2. H. 1851 S. 37) enthaltene Notiz, P. habe daran theilgenommen, ist unrichtig. Die Erfahrung des Jahres 1847 hatte P. äußerst vorsichtig gemacht. Er nahm an den „katholischen Generalversammlungen“ nur selten Theil (z. B. 1861 zu München, 1862 zu Aachen, 1863 zu Frankfurt a. M., 1864 zu Würzburg),

hielt nur einmal (Aachen) in einer öffentlichen Versammlung eine Rede über Karls d. Gr. Verdienste um die Wissenschaft. In den Commissionen und geschlossenen Versammlungen hatte er Einfluß. Auf der einzigen „katholischen Gelehrtenversammlung“ in München 1863 gehörte er zu den Protestlern gegen Döllinger's Eröffnungsrede (die andern waren: Heinrich, Mousang, Haffner, Hergenröther, Hettinger, v. Schätzler und der gar nicht anwesend gewesene Scheeben), nahm dann übrigens zuerst den von mir im Auftrage der Versammlung angestellten und ausgeführten Versuch, die Einigkeit herzustellen, an. Meines Wissens hat P. an politischen Zeitungen sich niemals durch Artikel betheiligt, ebensowenig seit den Frankfurter Tagen irgend welchen politischen Vereinen angehört.

Seit P. von München fortgezogen war, hörte für ihn die Freudigkeit auf, er hat sich weder in Wien, noch in Innsbruck heimisch gefühlt. In Wien hatte er mit Collegen, außer Arndts, keinen Umgang; in seinem Hause versammelte er in den fünfziger Jahren nur Leute seiner Denkungsart. Minister v. Bach, Staatsrath Baron Buhl und dessen Schwiegersohn Ministerialrath v. Biegeleben nebst Familien, Feßler, Simor (Primas von Ungarn, früher Sections- und dann Ministerialrath im Cultusministerium) u. s. w. waren die häufigsten Gäste, später Onno Klopp. Dann verkehrte er viel bei den Jesuiten. In den letzten Jahren war sein College Habietinek sein vertrautester College, obwohl bei dessen tschechischer Gesinnung und dessen diametralem religiösen Standpunkte die Unzufriedenheit den einzigen Berührungspunkt bildete. Sein Ideal war der Bischof v. Ketteler, dem er sein Lehrbuch widmete — sein Kirchenrecht ist Josef v. Görres gewidmet — und seine Bibliothek vermachte. So oft die Zeit es gestattete, kehrte er Wien den Rücken und brachte um Ostern seine Zeit in Berlin, den Herbst in München, hier auch oft die Osterferien, zu im Hause von Görres, mit dessen Tochter Marie (s. A. D. B. IX, 389) ihn die innigste Freundschaft verband. Preußen als Staat war ihm der Gegenstand des Abscheus. Wer zu dessen Gunsten eintrat, hatte es mit ihm verdorben. Einen frappanten Beleg habe ich im J. 1855 erhalten. Ich hatte auf Wunsch des Ministers Grafen Leo v. Thun, ihm tüchtige katholische Docenten für deutsches Recht behufs der Anstellung als Professoren namhaft zu machen, neben H. Siegel für Wien und G. Sandhaas für Graz — beide wurden darauf hin berufen — O. Franklin für Krakau genannt. Obwohl diesen auch der Fürstbischof von Breslau warm empfohlen hatte, wurde er nicht berufen, weil, wie Graf Thun mir mittheilte, nach Ansicht von P., den er befragt hatte, ein Mann unmöglich nach Oesterreich berufen werden könne, der Preußen verherrlicht habe. Franklin hatte als Student im zweiten Semester die Preisfrage in Breslau „Die deutsche Politik Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg“ (Berlin 1851) gelöst und Friedrich Wilhelm IV. die Widmung dieser Schrift angenommen! Das Jahr 1866 und vollends der 20. September 1870, an dem die Stadt Rom und mit ihr jener Staat gefallen war, welchen P. als das Fundament des monarchischen Princips erklärt (Kirchenrecht Bd. 5, S. 708 fg.), vernichtete alle seine Hoffnungen und Ideale. Das Concil vom Vatican und die Dogmen vom 18. Juli 1870 vermochten ihn nicht zur geringsten in die Oeffentlichkeit gelangten Kundgebung. Aber die Gerechtigkeit verlangt die Mittheilung, daß er in seinem Verhalten auch seit dem Juli 1870 nicht fanatisch war; ich habe auf jedes Schreiben auch seitdem in derselben freundlichen Weise, wie früher, Antwort erhalten. In den letzten Jahren beschäftigte er sich litterarisch, abgesehen von dem „Kirchenrecht“, nur mit den Iberern, ihrer Einwanderung in die pyrenäische Halbinsel, ihrer Sprache. Neun Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (Bd. 64—71) darüber, über baskische Sprache und die Wohnsitze der Kelten legen Zeugniß davon ab, beweisen aber zugleich, daß die im Alter wieder aufgenommene philologisch-historische Richtung sein eigenstes Gebiet war, vor allem, daß er in

der reinen wissenschaftlichen Thätigkeit seinen eigentlichsten Lebensgenuß fand, zu ihr zurückkehrte, so oft ihn die äußeren Erlebnisse abstießen.

Eigenthümlich war seine Stellung zu den kirchlichen Machthabern und den brennenden kirchlichen Tagesfragen. In Rom war er sehr beliebt und gut angeschrieben; das Ritterkreuz des Gregorordens, das ihm Gregor XVI. gab und des Piusordens seitens Pius IX. waren äußere, für seine Verdienste um Rom nicht gerade glänzende Beweise. Bei den Nuntien in München und Wien war er stets gut angeschrieben und gelegentlich geladen. Mit dem Erzbischof von München, Grafen Reisach, stand er sehr gut, mit dem Card. Rauscher auf dem denkbar formellsten Fuße, der sich nur in Anstandsbesuchen seitens Phillips' und solchen Einladungen von der andern Seite zeigte. Rauscher war ihm Josephiner. P. ist niemals von diesem in irgend einer Sache consultirt worden, hat auch bei den Verhandlungen über das Concordat und die Gesetze des Jahres 1856 nicht die geringste Gelegenheit erhalten, thätig zu sein. Man hätte denken sollen, daß ein Mann wie P. das Concordat gegen die zahlreichen Angriffe vertheidigt hätte; er hat keine Zeile zu dem Zwecke geschrieben, weder 1855, noch 1868, die in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre. Wenn er jemals um Gutachten angegangen wurde, machte er sich die Sache bequem; in der Regensburger Jesuitenfrage darum ersucht, erklärte er einfach, daß er dem des Dr. Freytag zustimme („Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung mit Rückblick auf die Jesuitenfrage in Regensburg. Eine Ansprache des Bischofs von Regensburg." Regensb. 1867, S. 84.) Man darf unbedingt behaupten, daß er auf die einzelnen kirchlichen Ereignisse als solche nicht den geringsten Einfluß gehabt habe. Sein Wirken ging auf die Herbeiführung der echten Anschauung. Wer in dieser Hinsicht nicht ganz correct war, hatte seine innere Zuneigung nicht. Ferdinand Walter, Höfler, vor allem Döllinger waren nicht die Männer seines Herzens. Walter war ihm „zu vorsichtig und hielt es gern gut mit der Regierung, bekannte sich zu principlosen und unkatholischen Sätzen im Kirchenrecht", Döllinger „hatte ihm keine Liebe zum heiligen Vater, sei angeweht von protestantischem Geiste, wie sich darin zeige, daß er in seinem Hippolytus sage: hier ist eine positive Notiz, folglich kann die Sache nicht älter sein; er lehre vieles, was sich mit den positiven katholischen Lehren der Kirche nicht vertrage." Diese mir gegenüber am 3. März 1854 in München wörtlich gemachten, von mir sofort aufgeschriebenen Aeußerungen sind charakteristisch. Eines großen Einflusses erfreute er sich bis zum Winter 1855 bei dem Grafen Leo von Thun. Dieser wurde durch eine unbesonnene Handlung vermindert. Mit dem Wintersemester 1855/6 wurde die Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte obligatorisch, so daß alle Studirenden des 1. und 3. Semesters sie hören mußten. Da sie P. allein las, kein Saal die Anzahl faßte, mußte er sich dazu verstehen, sie doppelt zu lesen; er kürzte die Stundenzahl ab, hatte dadurch, weil die Stunde mit 1 Gulden bezahlt wird, einen Abgang am Honorar, dessen Ersatz er suchte.

Mag man die principiellen Anschauungen von P. theilen oder nicht, das muß ihm jeder lassen: es war seine Ueberzeugung, welcher er folgte; er wollte der Kirche dienen und hat der Kirche nach seiner Anschauung große Dienste geleistet; die Wissenschaft war nach der Kirche sein liebstes, in ihren Annalen ist ihm ein Ehrenplatz gewidmet.

Rosenthal, Convertitenbilder I, 380 (bezüglich der Conversion durchaus von obiger Darstellung, somit von Phillips selbst abweichend). — Siegel im Almanach der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. 1873. Wien, S. 192 ff. — Literar. Handweiser 1872, S. 399 ff. von Hülskamp. — v. Wurzbach, Lex. XXII, 211 ff. (folgt Rosenthal, schreibt den Namen fälschlich mit pp. — Meine Gesch. III. 1. S. 375 ff. v. Schulte.

Philomathes: Wenzeslaus P. lebte zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Neuhaus (de nova domo) in Böhmen. Bekannt ist von ihm eine Abhandlung in vier Büchern, welche die Grundlehren über den Gregorianischen Choral und die Mensuralmusik in Hexametern darlegt. Die königl. Bibliothek in Berlin besitzt drei Ausgaben dieses Buches: 1) „Venceslai Philomathis de nova domo Musicorum libri quattuor". 22 Blätter in kl. 4⁰. Am Schluß: Impressum Viennae Pannoniae per Joannem Singrenium. Anno 1523. Die Dedication des Autors: Joanni Caplicensi, Ecclesiastico moderatori in nova domo dignissimo, domino ac patri suo ist datirt vom 1. August 1512. Wenzeslaus bemerkt darin, daß er dieses Buch neulich auf der Wiener Universität herausgegeben habe, und daß sehr gelehrte Männer dasselbe approbirt hätten. 2) „Venceslai Philomathis de nova domo musicorum libri quattuor, compendioso carmine elucubrati". Excusum Argentinae, in aedibus Jacobi Jucundi, Anno 1543. 44 Blätter in kl. 8⁰. 3) „Wenceslai Philomatis de nova domo liber musicorum quartus de regimine utriusque cantus et modo cantandi". Ohne Ort und Jahr. 12 Bl. kl. 8⁰. Ein abgedruckter Bericht: Christophorus Hegendorffinus Lipsicus Georgio Rhaw Effelthensi cantori Lypsarum ist datirt: Lypsiae Anno 1518. Mense Augusto. „De regimine cantus" bildet in den übrigen Ausgaben nicht das vierte, sondern das dritte Buch. Fétis erwähnt in seiner Biographie universelle des Musiciens, 2. Aufl. VII, S. 40 noch folgende Ausgaben: die erste: Wien 1512, 8⁰, eine andere: Straßburg 1533, 8⁰ und: Wittenberg 1534, 8⁰. Das erste Buch hat sechs Capitel: De vocibus, De clavibus, De natura trium cantuum, De tonis, De Solfa, De modis. Das zweite Buch zählt zehn Capitel: De figuris notarum simplicibus, De ligaturis notarum, De pausis, De punctis, De tribus musicae gradibus, De signis, De tactu, De notarum imperfectione, De duplicatione, De proportionibus. Das dritte Buch behandelt in drei Capiteln: De regimine plani cantus, De regimine figurativi cantus, De modo canendi die Kunst des Dirigierens. Das vierte Buch weist folgende Ueberschriften auf: De concordantibus, Regulae vitiorum, Qui cantus quatuor vocum sit optimus, De formis vocum sive clausulis finalibus. In praxim manductio, De notarum resolutione, De fugarum formatione, De notarum coloribus, De vocum pluralitate, De usus acquisitione. Martin Agricola gab zum ersten Bande einen Commentar heraus: Scholia in musicam planam Wenceslai de nova domo ex variis musicorum scriptis pro Magdeburgensis scholae tyronibus collecta. Wittemberg 1540 (vgl. Fétis a. a. O. I, S. 32).

Wilh. Bäumker.

Phoebus: Philipp P., Arzt, Sohn eines in Mährisch-Friedland lebenden hochgeschätzten Arztes, ist daselbst am 27. Mai 1804 geboren. — Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien auf dem grauen Kloster zu Berlin, wo sein Sinn für Naturwissenschaften durch den Botaniker Ratzeburg und den Physiker Fischer aufs lebhafteste angeregt worden war, bezog er im J. 1821 die Universität zu Berlin, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, und wurde hier, nach einer Unterbrechung desselben während zweier Jahre, die er eines Duells wegen auf der Festung zubrachte, im J. 1827 auf Grund seiner Dissertation: „Animadversiones in normas cranioscopicas Camperianam et imprimis Duverianam" promovirt. — In den folgenden Jahren machte er eine größere wissenschaftliche Reise nach Süddeutschland, namentlich nach Würzburg, wo er mehrere Monate unter Schönlein und Heusinger studirte, sodann nach Paris, wo er sich an Louis anschloß, nach Straßburg, wo er besonders unter Lauth's Leitung anatomischen Studien oblag, endlich auch nach der Schweiz und Oberitalien. — Im J. 1831 kehrte er nach Berlin zurück und trat in die Stellung

eines Prosectors in dem Charité-Krankenhause ein, welche auf sein Betreiben begründet worden war, gab dieselbe aber wegen mangelhafter Unterstützung in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen schon nach 16 Monaten auf. Aus dieser Zeit stammen seine werthvollen pathologisch-anatomischen Untersuchungen über Cholera, die er unter dem Titel „Ueber den Leichenbefund bei der asiatischen Cholera" 1833 veröffentlicht hat. — Im J. 1832 habilitirte er sich, unter Einreichung einer Dissertatio pro venia legendi „De concrementis venarum osseis et calculosis" als Privatdocent für normale und pathologische Anatomie, gleichzeitig aber wendete er der Pharmakologie und besonders der bis dahin sehr vernachlässigten Receptirkunst eine speciellere Aufmerksamkeit zu, bearbeitete demgemäß, auf Grund der während seiner poliklinischen Thätigkeit gesammelten Erfahrungen, eine „Specielle ärztliche Rezeptirkunst", welche 1831 erschien, und begründete in Gemeinschaft mit dem Pharmaceuten Lockstädt ein Privatissimum über Arzeneiverordnungslehre, welches anzunehmen kein Candidat der Medicin versäumte (Schweitzer). — Im J. 1835 siedelte P., mit Wahrung seiner Stellung als Privatdocent an der medicinischen Facultät in Berlin, nach Stollberg im Harze über, wo er acht Jahre ärztliche Praxis getrieben, vorzugsweise aber sich mit pharmakologischen, toxikologischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt hat. Aus dieser Zeit stammen seine Arbeiten: „Kurze Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei akuten Vergiftungen" (1836, 3. Aufl. 1840), — „Deutschlands kryptogamische Giftgewächse" (als 2. Abtheilung der von ihm, Brandt und Ratzeburg unter dem Titel „Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden Giftgewächse" 1838 herausgegebenen Schrift), ferner sein sehr geschätztes „Handbuch der Arzneiverordnungslehre" 2 Theile (1839, 1840, ins Holländische übersetzt 1841), und eine Reihe botanischer und geologischer, in verschiedenen Zeitschriften erschienener Journalartikel. — Im J. 1843 erhielt P. einen Ruf als Prof. ord. der Medicin und Pharmakologie nach Gießen, wo er ein pharmakologisches Institut — das erste in Deutschland — begründet und dasselbe bis zum Jahre 1867 geleitet hat. — Mit dem größten Eifer gab er sich hier der ihm von jeher liebgewesenen Lehrthätigkeit hin, nicht weniger eifrig aber zeigte er sich auch in der litterarischen Bearbeitung hodegetischer, medicinischer, pharmakologischer und naturwissenschaftlicher Gegenstände; außer zahlreichen Journalartikeln, die in verschiedenen medicinischen Zeitschriften veröffentlicht sind, hat er während seiner akademischen Thätigkeit in Gießen eine Schrift „Ueber die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums und der Prüfung angehender Aerzte" (1849), ferner „Die wichtigsten Regeln der Arzeneiverordnungslehre" (1850), sodann eine kleine Arbeit „Ueber die pharmakodynamischen Aequivalente der Mineralwässer" (1859) und eine sehr gründliche Monographie des Heufiebers unter dem Titel „Der typische Frühsommerkatarrh oder das sogenannte Heufieber, Heuasthma" (1862) herausgegeben. — Eine schwere Erkrankung veranlaßte ihn, eine Reise nach Südfrankreich zu unternehmen, auf welcher er das Material zu einer 1864 veröffentlichten pharmakodynamischen Schrift „Die Delondre-Bouchardat'schen China-Rinden" gesammelt hat. — Nach seiner Rückkehr nach Gießen verschlimmerte sich sein Leiden so sehr, daß er 1865 genöthigt war, die Regierung um Entlassung aus seiner amtlichen Stellung zu bitten, welche ihm unter seiner Ernennung zum Geheimen Medicinalrathe ertheilt wurde. — In den letzten Jahren seines Lebens, die P. in Gießen verbracht, hat er sich mit den Reformbewegungen auf dem Gebiete des Apothekenwesens, für welche er in verschiedenen Veröffentlichungen, so namentlich in den „Beiträgen zur Würdigung der heutigen Lebensverhältnisse der Pharmacie" (1873), wenn auch ohne wesentlichen Erfolg auftrat, am eifrigsten aber mit Realisirung einer lange Zeit ge-

hegten Idee, der Herstellung einer internationalen europäischen Pharmakopöe, beschäftigt. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit zahlreichen hervorragenden Aerzten und Pharmaceuten aller größeren europäischen Staaten in Verbindung gesetzt, unermüdliche Anstrengungen zur Erreichung des von ihm angestrebten Zieles gemacht, Gut und Blut für die erhoffte Vollendung seiner Idee eingesetzt — allein vergeblich; er hat nicht vermocht, die seinem Plane entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwinden und mit dem Zusammenbruche seines Unternehmens erlosch auch seine letzte Kraft. Nach langem schwerem Krankenlager ist er hochbetagt am 1. Juli 1880 gestorben.

P. war nicht nur begeistert für die Wissenschaft, für die gründliche Bearbeitung jedes Zweiges derselben, dem er sich zugewandt hatte, und für seine amtliche Thätigkeit als Lehrer, er war auch „ein im wahrsten Sinne guter und edler Mensch, der zu jeder Zeit gleich liebenswürdig, gleich gefällig gegen arm und reich, hoch und niedrig war, der in der selbstlosesten Weise still, ohne Anspruch auf Dank oder Anerkennung Fremden so gut wie Freunden selbst mit Opfern zu helfen bereit war und in allem, was er that und trieb, in der Wissenschaft wie im privaten Leben, stets nur ein großes Ziel im Auge hatte: die Beförderung des Menschenwohls“ (Roßbach).

Schweitzer in Berliner klin. Wochenschrift 1877, S. 346. — Roßbach ebend. 1880 S. 606. A. Hirsch.

Pholspeunt: Heinrich v. P. stammte aus einem Ministerialengeschlecht, das in dem heutigen Kirchdorf Pfalzpaint an der Altmühl unterhalb Eichstädt ansässig war. Reverse, die er in den Jahren 1449 und 1451 ausstellte, bezeugen ihn in Lehensabhängigkeit von den bairischen Herzögen. Bald nach 1451 trat er in den deutschen Orden, wahrscheinlich in die seiner Heimath nahe gelegene Commende Ellingen. Schon in Baiern hatte er Mühe und Kosten nicht gescheut, um sich die Kunst des Wundarztes anzueignen. Den Münchener Stadtarzt Christoph, der auch in Eichstädt zuweilen thätig war, den späteren Ingolstädter Professor und herzoglichen Leibarzt Hans von Baireuth und mehrere andere Meister nennt er als seine Lehrer: vor allem unterwies ihn der in Lothringen seßhafte Johann von Bires, dem er z. B. für seinen Unterricht in kunstgerechter Behandlung der Pfeilschüsse 50 Gulden zahlte. Auch bei den besonders geschätzten italienischen Wundärzten ging er gelegentlich in die Schule, so in der Kunst der Rhinoplastik. Der Dienst des Ordens führte ihn nach Preußen, und dort gab ihm der Krieg, den der Orden seit 1454 mit Polen führte, reiche Gelegenheit, seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen und zu erweitern. Namentlich erwarb er sich 1457 bei der Belagerung von Marienburg um die Besatzung Verdienst. Die gesammten Ergebnisse seiner Studien und seiner Erfahrung legte er für Aerzte und Laien in einem Lehrbuch der bündterznei nieder, dessen Grundstock die Kunst des Meisters Johann von Bires hergab. So ungründlich und laienhaft Heinrichs Vorbildung ist, so sehr ist er bei der Aufzeichnung seines Wissens von frommer Gewissenhaftigkeit beseelt. Es fehlt nicht an ernsten Mahnungen an die Wundärzte, und selbst schwer erworbene Geheimnisse seiner Kunst vertraut er dem Buche mit wenigen Ausnahmen uneigennützig an. Die Darstellung, die H. durch rohe Zeichnungen gelegentlich unterstützt, entbehrt jeder stilistischen Schulung und läßt, so schlicht sie ist, an Klarheit oft genug zu wünschen übrig: von einheitlicher Disposition des Stoffes ist keine Rede. Die Sprache der einzigen Hs. des Werkes trägt, in Widerspruch mit der bairischen Herkunft des Autors, ausgeprägt mitteldeutschen Charakter. Das erklärt sich nicht sowohl aus dem Einfluß des Ordenslandes, als vielmehr aus der thüringischen Heimath des Abschreibers, des Caplans Heinrich Hentze aus Sondershausen, der Heinrichs Werk 1519 für die Herren von Greußen copirte.

Buch der Bündth-Ertznei von Heinrich von Pfolsprundt, Bruder des deutschen Ordens 1460, hsg. v. H. Haeser und A. Middeldorpf, Berlin 1868. — Muffat, Heinrich von Pfolspeunt, Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1869, I, 564. Roethe.

Entgegen der bisherigen Annahme habe ich nachgewiesen, daß P. der erste aller Schriftsteller ist, welche der Schußverletzung gedenken. Auch ist seine ausführliche Beschreibung der Rhinoplastik bemerkenswerth, indem er mit ihr den Beweis liefert, daß die Methode des jüngern Branca (Bildung der Nase aus Oberarmhaut) schon vor 1460 nach Deutschland verpflanzt worden ist.

H. Frölich, Ueber eine die Kriegs-Chirurgie des Mittelalters betreffende Entdeckung (Deutsche militärärztl. Ztschr. 1874. Heft 11). H. Frölich.

Phrygio: Paulus Constantinus P., eigentl. Paul Seidensticker gen. Costenzer, Humanist und Theologe, hat sich als eifriger Zwinglianer an der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Oberdeutschland sowie an der Reorganisation der Universitäten Basel und Tübingen in protestantischem Sinne in hervorragendem Maße betheiligt. Geboren um 1483 in Schlettstadt und zunächst auf der Schlettstadter Stadtschule unter Crato Hofmann gebildet, widmete er sich seit dem Jahre 1499 in Freiburg philosophischen Studien und wurde schon im darauffolgenden Jahre zum magister artium promovirt. Ein weiterer Studienaufenthalt in Paris ist wahrscheinlich. Im Frühjahr 1510 wird er an der Universität Basel zu theologischen (exegetischen) Vorlesungen zugelassen und 1513 daselbst zum Doctor der Theologie ernannt; doch wendet er sich bald der pfarramtlichen Praxis zu, indem er zunächst in Eichstädt, dann seit 1519 als Pfarrer in seiner Vaterstadt wirkt. Ein ebenso eifriger Humanist wie treuer Hüter seiner Gemeinde nimmt er an den wissenschaftlichen Bestrebungen der von Wimpfeling geleiteten Schlettstadter sodalitas litteraria lebhaften Antheil und wird bald neben Beatus Rhenanus, Jo. Sapidus, Paul Volz, Jac. Spiegel zu den hervorragenden Mitgliedern derselben gezählt. Wie die Mehrzahl der Schlettstadter Gelehrten von vornherein reformfreundlich gesinnt, tritt er seit 1520 in Wort und Schrift gegen den Papismus in die Schranken und weiß der neuen Lehre bald zahlreiche Anhänger in seiner Gemeinde zu gewinnen. Er schafft das Kerzen- und Weihwassersegnen ab, predigt gegen die Processionen und führt die deutsche Messe ein. Seit 1524 wiederholt mit dem katholisch gebliebenen Magistrat in Conflict, legt er, nachdem der Magistrat die Wiederherstellung der Ceremonien befohlen, im Herbst 1525, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, sein Amt nieder und wandert, arm wie Hiob, nach Straßburg, um dort ein Unterkommen zu finden (November 1525). Noch im October 1526 begegnet er uns in dieser Stadt, doch scheint er bald darauf eine Pfarrstelle in Illkirch übernommen zu haben. 1529 wird er als erster evangelischer Pfarrer an St. Peter in Basel berufen und entwickelt nun von der Kanzel, seit 1532 auch, als Professor der Theologie an der reorganisirten Universität, vom Catheder herab eine eifrige Thätigkeit, um der protestantischen Sache zu vollständigem Siege zu verhelfen; gleichzeitig aber ist er bestrebt, eine Einigung mit den Straßburger Reformatoren herbeizuführen, wie er denn auch als Abgeordneter der Stadt Basel im J. 1533 auf einer Straßburgischen Synode erscheint. Im Januar 1535 auf Grynaeus' Veranlassung von dem restituirten Herzog Ulrich von Würtemberg als Pfarrer und Lehrer der heil. Schrift nach Tübingen berufen, bald darauf auch zum herzoglichen Commissär bei der durchzuführenden Universitätsreorganisation ernannt, wird er doch erst im darauf folgenden Jahre, wie es scheint nicht ohne Widerspruch, in die theologische Facultät aufgenommen und mit dem Fache der neutestamentlichen Exegese betraut. Von seinen Collegen,

namentlich dem streng lutherischen Jo. Forster, vielfach angefeindet, scheint er sich in der Folge vorzugsweise auf seine pfarramtliche Thätigkeit geworfen zu haben; auch mancherlei häusliches Kreuz, Krankheiten in der Familie und häufige Geldnoth, verbitterten ihm seine Tage. Im August 1542 starb seine Gattin im Wochenbett, ihm drei unmündige Kinder hinterlassend. Kaum ein Jahr später, am 1. August 1543, folgte er ihr selbst in die Ewigkeit nach. — Ein einfacher, ernster, gläubig-frommer Mann, ohne hervorstechende geistige Begabung, doch von gründlicher humanistischer und theologischer Bildung, von den Zeitgenossen wegen seiner Kenntnisse in der hebräischen und griechischen Sprache mit Auszeichnung genannt. Verfasser einiger alttestamentlicher Commentare („In Micheam Prophetam commentarius D. Pauli Constantini Phrygionis." Argent. 1538. 8⁰. 155 S. und „In Leviticum Explanatio Pauli Constantini Phrygionis". Basil. 1543. kl. 4⁰. 134 S.) und einer synchronistischen Weltchronik („Chronicum regum regnorumque omnium catalogum et perpetuum ab exordio mundi temporum seculorumque seriem complectens ex optimis quibusque Hebraeis, Graecis & Latinis auctoribus congestum, Paulo Constantino Phrygione autore". Basil. 1534. 2⁰), die seinen Biographen Pantaleon zu einigen schwungvollen Distichen begeisterte; auch als Verfasser der anonymen Flugschrift: „Oratio Constantini Eubuli Moventini de virtute clavium" s. l. e. a. (1520) 4⁰. 13 Bl. zu nennen. Erwähnt werden von Pantaleon noch als von ihm verfaßt ein Commentar in Exodum und die Schrift „De causa Boemica". (Letzteres trägt allerdings auf dem Titel den Namen Paul. Constantius, charakterisirt sich aber als eine Apologie des Constanzer Concils.) Im Briefwechsel mit Capito, Butzer, Rhenanus, Spiegel, Pirkheimer u. s. w. — Die Begründung vorstehender Angaben an anderm Orte.

Litteratur: Dürftige z. Th. unrichtige Nachrichten bei Pantaleon, Prosopograph. Bas. 1565, III, 182; Adam, Vit. Germ. theol. Frankf. 1643, p. 97; Athenae Rauricae. Bas. 1778. — Auf diesen Quellen fußend Hagenbach, Die theol. Schule Basels und ihre Lehrer. Bas. 1860 und Boecking, Opp. Hutten. suppl. II, 437. Ueber den Freiburger Aufenthalt vgl. Schreiber, Gesch. d. Univers. Freiburg, 1868, I, 92, über den Schlettstadter Walther, Histoire de la réforme à Gélestadt, Strasbourg 1843, über den Tübinger Schnurrer, Biogr. u. litter. Nachricht. v. ehemal. Lehrern der hebr. Litteratur in Tübingen. Ulm 1792 und Weizsäcker, Lehrer u. Unterricht an der Ev. theol. Fakultät der Universität Tübingen. Tübingen 1877. — Vgl. auch Röhrich, Gesch. d. Ref. im Elsaß, I, 400 und Knod, Jac. Spiegel, I u. II. (Schlettst. Progr.) 1884, 86. Briefe von ihm in Heumann, Docum litter. Altorfii 1758 und Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Be. Rhenanus, Leipz. 1886. Ungedruckte Briefe von ihm in Basel, Schlettstadt, St. Gallen und im Thomas-Archiv zu Straßburg. — Vgl. auch die Collect. Simler in Zürich und den Thes. Baum. auf der U.-Bibl. in Straßburg. Ueber die oben erwähnte Flugschrift Geiger, Vierteljahrsschrift I, 396. G. Knod.

Phull: Karl Ludwig August v. P., russischer General, bekannt durch seine Theilnahme am Kriege von 1812. Ein Sohn des würtembergischen Generallieutenants und schwäbischen Kreiscommandanten Ludwig August v. P. ist er in Ludwigsburg am 6. November 1757 geboren. Er trat 1777 in den preußischen Kriegsdienst und wurde in die Nähe Friedrichs II. gezogen, 1781 in dessen Generalstab. 1793 machte er den Feldzug am Rhein mit und übernahm 1806 die Stellung des Generalstabschefs König Friedrich Wilhelms III. Diese scheint ihn wenig befriedigt zu haben; denn als er in demselben Jahre mit einer Sendung zu Kaiser Alexander I. beauftragt wurde, trat er in russische Dienste über und gewann des Kaisers unbedingtes Vertrauen. Mit dem Range

eines Generalmajors hatte er jenem Unterricht in der Kriegskunst zu ertheilen und natürlich wurde dabei auch die Möglichkeit eines französisch-russischen Krieges ins Auge gefaßt. So wenig es nachzuweisen ist, daß der später ausgeführte Plan, den Feind in das Innere Rußlands zu locken und so zu verderben, gerade Phull's eigenster Gedanke ist, so sehr steht es fest, daß er diesen Plan mit Lebhaftigkeit behandelte und den Kaiser von dessen Nothwendigkeit überzeugte. Deshalb galt er Alexander als Urheber des so folgereichen Rückzugs, wie er ihm am 12. December 1813 (n. St.) schrieb: „c'est vous qui avez conçu le plan qui avec l'aide de la providence a eu pour suite le salut de la Russie et celui de l'Europe.“ Die Russen freilich waren mit P. weniger zufrieden. Sei es aus Neid über die Bevorzugung überhaupt, sei es infolge des Verdachts, daß er Rußland an Napoleon verrathen habe, wurde er so angefeindet, daß er nicht nur das Heer, sondern auch das Land verlassen mußte. Der Kaiser selbst soll ihn acht Tage lang in seinem eigenen Cabinet versteckt haben. Im October 1812 gelang es ihm unter vielen Mühsalen über Schweden nach England zu entfliehen; doch hielt er sich hier nicht lange auf, sondern wandte sich nach dem Haag, wohl auf Veranlassung des Prinzen von Oranien, dem er kriegswissenschaftliche Vorlesungen gehalten hatte. Im Juni 1814 wurde er dann zum russischen Gesandten daselbst ernannt. Hier und in Brüssel, wo sich der Hof von Zeit zu Zeit aufhielt, führte er mit seiner umsichtigen und geistreichen Gemahlin ein glänzendes Haus und sah mehrmals den Kaiser bei sich, dessen große Freigebigkeit und fortgesetztes Vertrauen ihm seine Stellung sehr erleichterte. Als seine Gemahlin einer Gemüthskrankheit verfiel, zog er es vor, 1821 selbst zurückzutreten. Er wandte sich, immer noch in des Kaisers hoher Gunst, nach Stuttgart und starb hier am 25. April 1826. Einige seiner Studien wurden 1853 von dem Oberst von Batz veröffentlicht.

Poten, Handbuch der Militärwissenschaften. — Allgemeine conservative Monatsschrift 1882, II, 330. — Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg. Eugen Schneider.

Phull: Karl August Friedrich v. P., geboren zu Ludwigsburg am 12. October 1767, wurde von seinem Vater Friedrich, dem späteren Feldzeugmeister und Gouverneur von Stuttgart, der Karlsschule zur Erziehung übergeben, in der er 1777—84 blieb. Nach seinem Austritt wurde er zum Officier der herzoglichen Garde ernannt. Während der Feldzüge von 1790—1809, an denen er sich betheiligte, stieg er 1794 zum Compagnieführer, 1803 zum Bataillons-, 1806 zum Regimentscommandeur, 1807, nachdem er bei der Erstürmung von Glatz die Avantgarde tapfer geführt, zum Generalmajor, 1808 zum Generallieutenant. Nach seiner Rückkehr im J. 1809 erhielt er den wichtigen Auftrag, in den Würtemberg neu einverleibten Gebieten des Herzogthums Hohenlohe und des Fürstenthums Mergentheim, in welchen sich eine feindselige Stimmung gezeigt hatte, die Gemüther zu beruhigen und die verdächtigen, vielfach hochgestellten Männer zu beobachten. Als Generalgouverneur mit unbeschränkten Vollmachten, als Befehlshaber der dort liegenden Truppen und Vorgesetzter der bürgerlichen Behörden, führte er sein Amt mit gewinnendem Takt und großer Schonung. Nachdem er darauf eine Zeit lang die Generalintendantur der Armee verwaltet, wurde er 1811 mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut. Seine Hauptaufgabe war die so häufig nothwendige Wiederherstellung und Ausrüstung des würtembergischen Armeecorps. 1813 wurde er zum Feldzeugmeister, 1816 zum wirklichen General der Infanterie ernannt. Noch in demselben Jahre übertrug ihm der neue König Wilhelm vorläufig das Gouvernement der Stadt Stuttgart und den Befehl über die Garden und schickte ihn im December als außerordentlichen Gesandten nach Berlin und Hannover.

Hier wirkte er bis 1820, trat dann völlig von dem öffentlichen Leben zurück und starb am 11. April 1840 in Stuttgart.

Würtembergische Jahrbücher 1840, 256. — v. Phull'sche Familienpapiere. Eugen Schneider.

Pia: Joseph P., geb. 1833, † am 19. November 1873 zu Wien, war 1859—72 mit kurzen Unterbrechungen Redacteur der von dem Erzbischof (Cardinal) Rauscher protegirten Zeitung „Oesterreichischer Volksfreund" und erhielt in dieser Zeit den Titel eines fürsterzbischöflichen geistlichen Rathes und eines päpstlichen Ehrenkämmerers; er wurde dann unbezahlter Practicant im Staatsarchiv, starb aber vor Ablauf eines Jahres an der Cholera.

Lit. Handw. 1873, S. 494. Reusch.

Picander: vgl. Henrici: Christian Friedrich H., Bd. XI, S. 784 f.

Piccart: Michael P. (Pickhard), Philosoph, Philologe und Historiker, 1574—1620. Er wurde zu Nürnberg als der Sohn des Predigers M. Johann P. an St. Sebaldi am 29. September 1574 geboren, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, studirte dann in Altorf und wurde hier bereits 1592 Magister. 1599 wurde ihm die Professur der Logik, 1604 auch die der Poesie und 1613 die der Metaphysik in Altorf übertragen; er starb erblindet am 2. Juli 1620. Von seinen philologischen Arbeiten haben die versificirte lateinische Uebersetzung des Oppian (1604) und die Erklärungsschriften zu Aristoteles: „Isagoge in lectionem Aristotelis"; „Periculorum criticorum liber."; „Commentarii in Aristotelis politica" u. A. einen gewissen Werth und sind zum Theil mehrfach, auch nach seinem Tode, aufgelegt worden; die „Orationes academicae", welche er 1614 herausgab, um zu beweisen, daß es nicht bloß „centones" seien, was er bei festlichen Gelegenheiten vortrage, sind von nur geringer Bedeutung.

Jöcher, Gel.-Lex. III, S. 1544. — Schriftenverzeichniß bei Rotermund VI, 121 f. — Bemerkungen Piccart's in den Vorreden und Widmungen seiner Schriften, namentlich der Orat. acad. R. Hoche.

Piccolomini: Octavio Fürst P., Herzog von Amalfi, kaiserlicher Generallieutenant, geb. 1599, † 1656. — P. selbst war rechtzeitig darauf bedacht, einen Mann zu finden, der ebenso befähigt wie gewillt wäre, seinen vielen Verdiensten um Staat und Kirche, in Krieg und Frieden, ein schriftliches Denkmal zu setzen, welches denn auch thatsächlich noch bei seinen Lebzeiten zu Stande kam, ein umfangreiches Manuskript unter dem Titel: „Genialogia Ihrer Fürstlichen Gnaden Herrn Octavio Fürsten Piccolomini Duca di Amalfi." Gleichwohl darf nicht behauptet werden, daß Piccolomini's Biographie bereits geschrieben sei, sofern eine bezahlte Lobrede nicht von vornherein als Biographie verstanden werden will. Hier soll auf Grund einer Fülle urkundlichen Materials, zunächst der ausgebreiteten Correspondenz des Genannten, eine kurze Lebensskizze geboten werden, in deren engem Rahmen allerdings nur die Hauptmomente berührt oder vielmehr flüchtig angedeutet werden können.

Die Familie P. leitet mit Grund ihren Ursprung von Rom her, von wo sie im 14. Jahrhundert nach Siena übersiedelte. Daselbst alsbald zu Einfluß und Ansehen gelangt, gab sie später der Christenheit sogar zwei Päpste: den ebenso klugen und gewandten wie gelehrten Aeneas Sylvius (Pius II.) und dessen Schwestersohn Francesco Todeschini (Pius III.), einen der kläglichsten Vertreter päpstlicher Nepotenwirthschaft. Octavio war der jüngste Sohn Silvio Piccolomini's mit Violante Gerini und wurde am 11. November 1599 in Florenz geboren. Kaum siebzehnjährig trat er, „mit einer Pike auf der Achsel", in spanische Dienste, um auf lombardischem Boden im sogenannten kleinen Kriege die Sporen zu verdienen. Als aber nach dem Ausbruch der böhmischen Revolution der Großherzog von Toscana Cosmo II. dem Kaiser noch im Jahre 1618 ein Regiment von 500 Kürassieren zu Hilfe schickte, führten die beiden

Brüder Aeneas und Octavio P. als Rittmeister je hundert Reiter dieses „Florentiner Regiments“. Sie kämpften unter Führung Balthasar Marradas’ (s. A. D. B. XX, 421 ff.) im südlichen Böhmen. Hier fand bereits im August 1619 der ältere Bruder in einem Gefecht bei Moldauthein und Bechin den Tod. Unter Bucquoy focht Octavio in der Schlacht auf dem Weißen Berge und im folgenden Jahre bei Neuhäusel in Ungarn, wo er Beweise persönlicher Tapferkeit ablegte. Nach Bucquoy’s Fall commandirte er auf dem Rückzuge der kaiserlichen Armee sein Regiment, nach dessen Auflösung ihm eine Freicompagnie überlassen wurde. Der Kaiser verlieh ihm die Kämmererswürde. Unter Caraffa de Montenegro nahm er an dem beschwerlichen Feldzuge des Jahres 1623 Theil, begehrte aber, da im Herbst des nächsten Jahres das Florentiner Regiment reorganisirt wurde und seine Compagnie demselben wieder einverleibt werden sollte, die Entlassung, um abermals in spanische Bestallung zu treten. Nachdem er eine Zeit lang der Belagerung von Breda beigewohnt, ging er vor deren Beendigung mit Gottfried Heinrich Pappenheim (s. A. D. B. XXV, 144 ff.), der damals ebenfalls der Krone Spanien diente, als Oberstlieutenant des Pappenheim’schen Cavallerieregiments durch Graubünden nach Italien, wo er unter dem Oberbefehl des Herzogs von Feria, als Statthalters von Mailand, Verwendung fand, ohne jedoch hierbei viele Lorbeeren zu ernten, da Feria nicht vom Glück begünstigt war.

Seitdem durch Wallenstein eine neue Armee errichtet worden war, hatte P., wie er sich brieflich wiederholt aussprach, „keinen größeren Wunsch, als wieder dem Kaiser zu dienen“. Durch Vermittlung des Hofkriegsraths-Präsidenten Rambold Collalto (s. A. D. B., IV, 404 ff.), dessen besonderes Wohlwollen er sich verschafft hatte, suchte er Aufnahme in das kaiserliche Heer. Ein Zerwürfniß Collalto’s mit Wallenstein verzögerte die Erfüllung dieses sehnlichen Wunsches bis zum Juni 1627. Da wurde P. nicht nur kaiserlicher Oberst, sondern auch Capitän der Leibgarden des Generalissimus, welche Auszeichnung er, abgesehen von der Verwendung Collalto’s erwiesenermaßen dem Umstande verdankte, daß nach Aussage der Astrologen die „Nativität“ Piccolomini’s in allen ihren Einzelnheiten überaus günstig lautete. — Zugleich mit Octavio fand auch Silvio P., dessen Neffe, Aeneas’ Sohn, einen geeigneten Posten bei den herzoglichen Garden. Ihm hatte Cardinal Francesco Barberini, der päpstliche Staatskanzler, durch Empfehlungsschreiben an den Kaiser und dessen Feldherrn die Wege geebnet. Der spätere Briefwechsel Octavio’s bezeugt, wie sehr er sich hierfür dem Cardinal zu Dank verpflichtet fühlte. Wallenstein’s Leibgarde zu Pferd bestand damals aus 700 Mann; den Kern der Garde bildeten zweihundert Lanzenreiter, die P. persönlich zu commandiren hatte. Dafür empfing er mit seinen Officieren, wo immer er sein Quartier aufschlug, „doppelte Unterhaltung“. Das erste Quartier, das ihm im Winter 1627—28 zugewiesen wurde, lag weit entfernt vom herzoglichen Hoflager derselben Zeit; es war Stargard in Hinterpommern. Es blieb sein eigentliches Standquartier bis in den Sommer 1629, nicht ohne daß von Seite der Bevölkerung heftige Klagen gegen vielfältige Bedrückungen erhoben worden wären, die er ihr zufügte. Indem er, alsbald nach seinem Einmarsch, der Stadt ohne irgend eine Vollmacht die Zahlung einer Ranzion von 30 000 Thalern auferlegte, zog er sich einen scharfen Verweis von Seite des Generalissimus zu, der dem Obersten Arnim die Untersuchung dieser Angelegenheit mit den Worten auftrug: „Ist der P. unrecht, wie er denn wegen derselbigen Extorsion nicht recht haben kann, so will ich, daß er gestraft wird.“ Es bedurfte einer kräftigen Intervention Collalto’s und sonstiger Freunde, die angedrohte Strafe von dem Bedrohten fern zu halten, was ihn Collalto um so näher führte. P. verstand es in so hohem Grade, den zürnenden Gebieter wieder für sich zu gewinnen, daß ihn derselbe bald nachher zum Obersten „zu Roß und

Fuß“ ernannte, d. h. ihm außer der Garde ein Cavallerie- und ein Infanterieregiment unterstellte. Eben damals (August 1628) wurde Octavio's zweiter Bruder, Ascanio, bis dahin Familiar des Cardinal-Staatskanzlers, auf Anregung der Cardinäle Francesco und Antonio Barberini's — Vettern des Papstes Urban VIII. — zum Erzbischof von Siena ernannt. Von nun an stand P. ununterbrochen in vertraulicher Correspondenz mit den hervorragendsten Mitgliedern der päpstlichen Curie. Seine Thätigkeit zu jener Zeit war nicht so sehr eine kriegerische, als daß ihn vielmehr Wallenstein zu allerhand wichtigeren Missionen an seine Unterfeldherren oder nach Wien verwendete. Um so werthvoller konnten und mußten seine Briefe Jedem sein, dem es darauf ankam, über die Absichten des kaiserlichen Heerführers Aufklärungen zu erhalten.

Das Frühjahr 1629 brachte den Mantuaner Krieg. Ein französisches Heer überschritt die Alpen, nachdem die Vorhut einer kaiserlichen Armee, deren Commando den Generalen Collalto, Aldringen und Gallas anvertraut wurde, bereits zu den Spaniern in Mailand gestoßen war. An den nothwendigen Vorbereitungen hierzu war auch P. betheiligt; schon mit der Vorhut ging ein Theil seiner Regimenter nach Italien. Er folgte im Herbst mit speciellen Aufträgen Wallenstein's an Ambrosio Spinola, den spanischen Oberfeldherrn. Doch war seines Bleibens vorerst nicht lange. Noch im December kehrte er nach Deutschland zurück. Seine Berichte bestärkten Wallenstein in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Mantuaner Angelegenheit so bald wie nur möglich wieder beizulegen. „Was den Frieden in Italien anbelangt“, schrieb er an Collalto, „bitte nochmals, der Herr Bruder wolle ihn befördern, denn er wird gewiß damit Gott, dem Kaiser und der ganzen Christenheit einen angenehmen Dienst erweisen.“ Bereits im Februar 1630 wurde P. wieder an Collalto abgefertigt, und schon nach wenigen Wochen verlangte Wallenstein dringend seine abermalige Rückkunft. Er kam mit Depeschen des Herzogs von Savoyen, Spinola's und Collalto's. Sie waren von bestimmendem Einfluß auf Wallenstein. Gegen seinen Willen hatten in Norditalien die Dinge einen Lauf genommen, daß ein kräftiges Eingreifen unerläßlich geworden war. Was er an Truppen entbehren konnte, wurde nach dem Süden dirigirt. P. mußte nach dem Elsaß, einen namhaften Succurs zu betreiben. Im Juli marschirten 6000 Mann durch die Schweizer Pässe gegen Mantua, P. mit ihnen. Vier Schwadronen seines Namens, die etliche Wochen im Veltlin campirten, „verwüsteten die Gegend auf eine Jammer erregende Weise“. Bevor noch die Verstärkungen eingetroffen waren, erfolgte die Eroberung Mantua's, dessen beispiellose Plünderung und Verwüstung den Haß gegen Oesterreich und Spanien nur steigerte. Der Krieg war nicht zu Ende. Man kennt seinen Verlauf. Man weiß auch, welche gewaltigen Ereignisse damals in Deutschland einander folgten: die Landung Gustav Adolf's von Schweden und die — Abdankung Wallenstein's als kaiserlichen Oberfeldherrn. Beide Thatsachen wirkten begreiflich auch auf den Krieg in Italien zurück. Mit demselben Eifer, den der Kaiser früher für diesen Krieg geäußert hatte, war er nun um jeden Preis für dessen Beendigung. Auf seinen Befehl schloß Collalto im September 1630 einen Waffenstillstand. Eben waren die Feindseligkeiten wieder eröffnet; die Heere standen einander in Schlachtordnung gegenüber; eine Kugel streckte Piccolomini's Roß zur Erde: als Mazarin die Nachricht brachte, daß am 13. October zu Regensburg der Friede geschlossen worden sei. Wenige Tage später erklärten die Franzosen diesen Frieden für unannehmbar; der Krieg begann auf's Neue. Kurz zuvor war Ambrosio Spinola gestorben; am 18. November (nicht 19. December) erlag Rambold Collalto einer langwierigen, schweren Krankheit. Die Lage der kaiserlichen Truppen in Italien

war unerträglich. P. wurde nach Wien entsendet, von wo er noch vor Ausgang des Jahres mit den weitestgehenden Vollmachten zum definitiven Friedensschlusse wieder aufbrach. Nach einem neuerlichen Waffenstillstand kam es am 6. April 1631 zum Frieden von Chierasco, der die Erfolge der kaiserlichen Waffen alle dahingab. Bis zur Durchführung seiner Bedingungen wurden beiderseits Geiseln gestellt; unter ihnen befand sich auch P. — Der Ausblick in die nächste Zukunft war kein erfreulicher. Der eifrigste Protector, den P. bisher gehabt hatte, Collalto, war für immer verloren; unaufhaltsam drangen die Schweden bis in das Herz von Deutschland vor; die kaiserlichen und ligistischen Heere, einer starken, einheitlichen Leitung entbehrend, wichen auf allen Punkten zurück. Kein Wunder, wenn auch P., wie tausend Andere, an Wallenstein dachte und betheuerte, daß er „auf der Welt keinen größeren Trost empfände, als wenn der Herzog von Mecklenburg wieder sein früheres Commando übernähme", obgleich er zugestehen mußte, daß „Seine Hoheit in der Lage, in der sie sich befindet, eine große Genugthuung empfinden werde, frei von allem Verdrusse, den die gegenwärtigen Verhältnisse ihr bereiten würden, wie sie es sich zum größten Ruhme anrechnen kann, den Unterschied der Erfolge unter ihrem und anderem Commando zu betrachten". „Ich weiß", versicherte P., „wie viel ich der Güte und Leutseligkeit jenes Herrn schulde, und bin begierig, dies durch Thaten wahrer Erkenntlichkeit zu bezeugen."

Bis zum Ende September 1631 blieb P. in Ferrara internirt. Doch auch nach seiner Freigebung beeilte er sich nicht mit der Rückkehr nach Deutschland, trotzdem der Wiener Hofkriegsrath ihn kategorisch hierzu befehligte. In Venedig empfing er die Nachricht von der gänzlichen Niederlage Tilly's bei Breitenfeld. Dennoch begab er sich noch nach Mailand, um erst im December bei seinen Regimentern, die inzwischen nach Böhmen gezogen worden waren, einzutreffen. Auch Böhmen war zum großen Theil vom Feinde besetzt. Prag und der ganze Nordwesten des Landes befand sich in den Händen der mit Schweden verbündeten Sachsen. In äußerster Bedrängniß wandte sich Ferdinand II. an Wallenstein, der, ausgestattet mit der Autorität eines Dictators, zum zweiten Male sich zur Heeresleitung entschloß und sofort mit aller Energie die Wiederaufrichtung einer Armee in Angriff nahm, größer, mächtiger als zuvor. Die zahlreichen Werbungen von Truppen jeder Waffengattung heischten von selbst die Beförderung aller tüchtigeren Officiere zu höheren Chargen. Die Generale Aldringen, Gallas und (Philipp) Mansfeld wurden zu Feldzeugmeistern und bald darauf zu Feldmarschällen, die hervorragendsten Obersten aber zu Generalwachtmeistern ernannt, nicht weniger als elf an der Zahl: Fürstenberg, Kratz, Merode, Traun, Ilow, Desfours, (Rudolf) Colloredo, Holk, Haraucourt, (Hans Philipp) Breuner und Schaffgotsch. Der unter ihnen allen am sichersten eine solche Rangerhöhung erhofft hatte, P., wurde ihrer nicht gewürdigt. Er mußte sich gefallen lassen, den Befehlen General Holk's unterstellt zu werden. — Der Däne Heinrich Holk (s. A. D. B. XII, 735 ff.), unter derselben Constellation, im selben Jahre wie der Florentiner P. geboren, war erst im Frühjahr 1630, während des Letzteren Abwesenheit in Italien, von Wallenstein für die kaiserlichen Fahnen gewonnen und vom ersten Augenblick an in jeder Hinsicht vor Anderen ausgezeichnet worden. Dies und die neueste Auszeichnung des „dänischen Günstlings" empfand P. als eine schwere persönliche Kränkung; er sah sich durch Holk aus einer bevorzugten Stellung verdrängt, die ihm nach seiner Meinung von Rechtswegen zukam. Nur mit dem größten Widerwillen gewann er es über sich, dem glücklicheren Altersgenossen Gehorsam zu leisten. Unter seiner Führung nahm er Theil an der Zurückeroberung der Städte Rackonitz, Saaz, Kralowitz, Jechnitz, Eger und Elbogen. Mit ihm bezog er, während Wallenstein mit der Hauptmacht gegen

Gustav Adolf vor Nürnberg lagerte, eine feste Stellung bei Forchheim. Mit ihm brach er von dort am 16. August 1632 zu einem großen Verheerungszug gegen Sachsen auf, während dessen glücklicher Durchführung Holk zum Feldmarschall-Lieutenant avancirte, indessen P. nach wie vor die bescheidene Stellung eines Obersten bekleidete. Der Tag von Lützen war es, der die glänzenden Eigenschaften Holk's, seine seltene Begabung zum Feldherrn, in das hellste Licht stellte. Doch gab er auch P. Gelegenheit, seine unleugbare Tapferkeit neuerdings an den Tag zu legen. Der officielle Schlachtbericht, der dem Kaiser durch Giulio Diodati, einen vertrauten Landsmann Piccolomini's, erstattet wurde, wußte mit ganz besonderer Ausführlichkeit die landsmannschaftliche Bravour fast noch mehr zu rühmen als die ausschlaggebenden Verdienste Holk's. Am 31. December darauf wurde P. vom Kaiser zum Generalwachtmeister ernannt. Am selben Tage aber erwirkte Wallenstein für Holk das Patent eines Feldmarschalls. Seitdem war Holk selbst bei den älteren Marschällen des kaiserlichen Heeres, Gallas und Aldringen, ein vielbeneideter, bei P. entschieden der bestgehaßte Mann.

Zu Beginn des Jahres 1633 fungirte P. als Beisitzer des „Reiterrechts", das in Prag unter Leitung Holk's über die feldflüchtigen Officiere und Soldaten der Lützener Schlacht zu Gericht saß. Ihm war bei der Zurüstung zum nächsten Feldzug eine nicht unwichtige Rolle zugedacht. Um so auffälliger muß es erscheinen, wenn er auch jetzt nicht unterließ, über alle Vorkommnisse in Wallenstein's Umgebung nach Rom zu berichten und z. B. die genauesten Daten über die jeweilige Heeresstärke dahin auszuliefern. Man weiß, daß die päpstliche Politik jener Zeit eine den kaiserlichen Interessen feindselige Richtung verfolgte. P. wurde mit neuen Werbungen in Italien betraut und führte das geworbene Volk im März seinem Auftraggeber zu. Im folgenden April stand er mit 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern bei Königgrätz, dem Feinde, falls er aus Schlesien in Böhmen einbrechen sollte, die Spitze zu bieten. Im Mai marschirte er mit Wallenstein nach Schlesien. Es ist nun allgemein bekannt, daß es dem kaiserlichen Feldherrn bei diesem Feldzug nicht so sehr um unmittelbare kriegerische Erfolge als vielmehr darum zu thun war, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu einem Separatfrieden zu nöthigen, um sodann, mit ihren Truppen vereint, die Waffen gegen die Schweden zu kehren: eine Kriegspolitik, die auf die Dauer weder in Wien noch in Madrid, am wenigsten aber in München behagen mochte. Die Unzufriedenheit wuchs immer mehr, je weniger greifbare Resultate diese Politik aufzuweisen hatte. Sie wurde von keinem eifriger genährt als von P. Bis in die allerhöchsten Kreise wußte er schon damals — die Beweise liegen vor — mit mehr als schlauer Berechnung das Mißtrauen nicht allein gegen die Befähigung, auch gegen die lautere Gesinnung des Generalissimus zu tragen. Wie schon im J. 1626 in Wallenstein's Lager eine förmliche Militärverschwörung bestand, als deren Seele Johann Aldringen, als deren zweifellose Tendenz aber die Beseitigung des Herzogs von Friedland vom Commando und dessen Ersetzung durch Collalto zu betrachten war, so ist es feststehende Thatsache, daß in demselben Lager bereits im August des Jahres 1633 eine zweite förmliche Verschwörung angezettelt wurde, deren vielseitige Fäden alle in der Hand Piccolomini's zusammenliefen, als deren nächster Zweck aber wieder nur der Sturz, und zwar von vornherein der gewaltsame Sturz des Friedländers zu Gunsten König Ferdinand's III., des kaiserlichen Thronerben, bezeichnet werden muß. Es ist hier nicht der Raum, jene Fäden zu entwirren. Der Ausgang der Verschwörung ist kein Geheimniß. Den Verschwörern zu gelegenster Zeit starb Holk — nach seiner eigenen Aussage an Gift. Ihm zuvor war Prinz Ulrich von Dänemark in dem Augenblicke, da er

als sächsischer Unterhändler einer Beredung der Friedensbedingungen mit Wallenstein's Vollmachtträgern im offenen Felde beiwohnte, mit wohlberechneter Absicht — auch hierfür stehen die Beweise zu Gebote — meuchlings ermordet worden. P. selbst wich kaum mehr von der Seite Wallenstein's, der ihm allmälig wieder das vollste Vertrauen schenkte und zu den wichtigsten, geheimnißvollsten Geschäften sich vorzüglich seiner Mithilfe bediente, wie er denn schon im October 1633 seine Bestallung zum General der Cavallerie erwirkte. Es ist ein sonst sehr unterrichteter Zeitgenosse, der zu erzählen weiß, es habe Wallenstein, vom Grafen Trczka, seinem Schwager, ermahnt, dem ihm verdächtigen P. nicht allzuviel Vertrauen zu schenken, mit der Beruhigung geantwortet, es sei unmöglich, daß P. an ihm zum Verräther werde, denn „er habe in dessen Nativität eine derartige totale Uebereinstimmung der Genien, der Planeten und ihrer Einflüsse mit seiner eigenen entdeckt, daß es den Anschein gehabt, als wäre Beider Horoskop nur einer einzigen Person gestellt gewesen". — Die Officiere Buttler, Gordon, Leslie und viele Andere waren von P. gewonnen, als er am 12. Januar 1634 mit den meisten übrigen Regimentscommandanten den bekannten ersten Pilsener Schluß unterzeichnete, durch den dieselben „bis zum letzten Blutstropfen" bei dem Herzog-Generalissimus auszuharren gelobten. Seine Meldungen hierüber an den Wiener Hof führten unmittelbar zur Absetzung des Feldherrn. In Folge seiner directen Einflußnahme wurde gegen Wallenstein der ausdrückliche Befehl erlassen, „sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen". Gleichzeitig mit diesem Befehl empfing P. hinter Wallenstein's Rücken den Marschallsstab. Nach seinen, Piccolomini's, Instructionen handelten Buttler und Genossen in der Nacht des 25. Februars 1634. Es wird erklärlich, wie man aus Eger nach Wien berichten konnte, „daß die Hauptrebellen zu denjenigen Obristen, welche sie niedergemacht, ein sehr großes Vertrauen gesetzt hatten". — Die Summe von hunderttausend Gulden und die sehr ansehnliche böhmische Herrschaft Nachod waren außer der Marschallswürde die „Gnadengabe", mit welcher P. für seine „guten Dienste" abgefunden wurde.

Die Mörder Wallenstein's feierten einen großen Triumph in dem großen Siege der vereinigten spanisch-kaiserlichen Heeresmacht bei Nördlingen (5. und 6. September 1634), an dem sich auch P. hervorragend betheiligte. Und dennoch zeigte sich's, wie der Ermordete vorhergesagt, nur allzu deutlich, daß, „wenn der Kaiser auch zehn victorias würde erhalten, doch nichts gewonnen sei". Man schloß, wie Wallenstein gewollt, einen Separatfrieden mit Sachsen, allein es fehlte der Mann, der den Vortheil zu nützen das Verständniß und die Kraft hatte. Seine Schüler hatten ihm allerdings manchen taktischen Kunstgriff abgelernt, der sie befähigte, zuweilen einen größeren oder geringeren Augenblickserfolg zu erringen: strategisches Genie, politischen Scharfblick besaß nicht Einer, auch nicht P., zu allerletzt aber derjenige, der als Generallieutenant zunächst mit der obersten Heeresleitung betraut war, Matthias Gallas (s. A. D. B. VIII, 320 ff.). Mit wechselndem Glück zog sich der Krieg immer mehr in die Länge. Die Betheiligung der Spanier führte, wie gleichfalls Wallenstein wiederholt ernstlich gewarnt hatte, nur dazu, daß „Frankreich und andere aemuli sich auch darein mischten". Es scheint, daß P., der unter Gallas über den Rhein nach Frankreich vordrang und bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Städte zur Uebergabe nöthigte, die Unzulänglichkeit seines neuen Oberfeldherrn sehr wohl erkannte und sich deshalb bei Zeiten nach einem anderen Schauplatz seiner Thätigkeit umsah. Mit Begierde nahm er das Erbieten Spaniens an, einen Succurs von 12000 Mann nach den Niederlanden zu führen (1635). Mit den Spaniern vereinigt, zwang er Franzosen und Holländer (4. Juli), die Belagerung von Löwen aufzuheben und sich auf Roermonde zurückzuziehen. Da-

gegen blieben seine Versuche auf die Schenkenschanze, auf Hesdin und Pont à Mousson erfolglos. Er war im nächsten Jahre nach vielen Anstrengungen bemüßigt, von der Belagerung Lüttich's wieder abzulassen; ein Vormarsch an die nordfranzösische Grenze änderte nichts an der Lage der Dinge. Und so schwankte die Wage Jahr um Jahr. In unzähligen Scharmützeln wurden Ströme Blutes vergossen. Inwieweit die Klage Piccolomini's, es hätten ihm Uebelwollen und Eifersucht der königlich spanischen Generale und Diplomaten jede entscheidende Waffenthat vereitelt, als begründet anzusehen, muß dahingestellt bleiben. Auffallend erscheint, daß P. nach Ferdinand II. Tode zweimal um seine Erhebung in den Grafenstand einkommen mußte, bevor ihm dieselbe mit kaiserlicher Entschließung vom 19. Juni 1638 zugestanden wurde. Eine neue Rangerhöhung stand ihm bevor. Das Glück, das ihn bisher geleitet hatte, stellte ihm in dem nächsten Jahre einen feindlichen Feldherrn gegenüber, der von Haus aus aller und jeder kriegerischen Befähigung vollständig entbehrte; man kennt ihn aus den Verhandlungen Richelieu's mit Wallenstein im Frühjahr 1633: Manasses de Pas Marquis de Feuquières. Als diplomatischer Agent eben nicht von Triumphen begleitet, besaß er den Ehrgeiz, den Lorbeer mit dem Degen erkämpfen zu wollen. Er lag mit einer stattlichen Armee vor Diedenhofen (Thionville), als P. zum Entsatz dieser wichtigen Festung heranzog. Der Belagerer versäumte die einfachsten, nothdürftigsten Vorsichtsmaßregeln und wurde so mit überlegenen Streitkräften plötzlich von allen Seiten angegriffen und nach kurzem Widerstande auf's Haupt geschlagen (7. Juli 1639). P. selbst schätzt den Verlust des Gegners auf 5—6000 Todte und 3000 Gefangene. Unter diesen befand sich, schwer verwundet, auch Feuquières, der bald darnach seinen Wunden erlag. Durch diesen namhaften Sieg, den er mit eigener Hand erfocht, erreichte P. den Gipfel seines Kriegsruhms; er wurde ihm von zwei Monarchen reichlich gelohnt. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Wirklichen Geheimen Rathe und ließ ihm nach dem Tode Feuquières' als „Ranzion" die Summe von 34 000 Gulden auszahlen; der König von Spanien verlieh ihm das angeblich schon einem seiner Vorfahren gehörig gewesene Herzogthum Amalfi, dessen Namen er in Zukunft führte.

Indessen waren auf dem deutschen Kriegstheater unter Gallas, dem „Heerverderber", die Verhältnisse gekommen, wie sie kommen mußten. An Gallas' Stelle trat ein neuer Befehlshaber; die Wahl fiel auf den kriegslustigen, keineswegs aber besonders fähigen Erzherzog Leopold Wilhelm, zu dessen Verstärkung P. mit seinen Truppen zurückberufen wurde. Bereits am 5. September 1639 verständigte diesen der Erzherzog, daß ihm der Kaiser „das Generalcommando über denselben Hauptarmada gnädigst aufgetragen", mit dem dringenden Ersuchen, alsbald zu ihm zu stoßen. Mit großem Widerstreben und erst nach langem Zögern gehorchte P.; er hatte ohne Zweifel nichts Geringeres als das selbstständige Obercommando für sich erwartet. Erst am 5. December traf er, ohne Truppen, zu Prag im erzherzoglichen Lager ein. Drei Jahre lang war er nunmehr die Seele der kaiserlichen Kriegführung — einer unglücklichen Führung. Der Feldzug des Jahres 1640 gegen Johann Banèr begann mit der Eroberung von Königgrätz durch P. (1. März). Banèr wurde durch die Ueberzahl seiner Feinde aus Böhmen gedrängt, doch ohne daß ihm weiterhin ein nennenswerther Vortheil hätte abgerungen werden können. Dreimal — bei Saalfeld, Vacha und Fritzlar — lagen die feindlichen Heere in verschanzten Lagern unter den größten Entbehrungen einander gegenüber; Schlacht wurde keine gewagt. Durch die vormals Weimarische Armee unter Guébriant verstärkt, eröffnete Banèr 1641 schon im Januar wieder die Feindseligkeiten durch einen Angriff auf Regensburg, den nur ein Zufall vereitelte. Er wendete sich gegen Cham, um neuerdings in

Böhmen einzubrechen, was P. trotz der Einnahme von Neuenburg nicht hindern konnte. General Geleen, der ligistische Feldherr, nahm keinen Anstand, P. wegen seines Aufenthaltes vor Neuenburg eines groben Versäumnisses zu beschuldigen, in Folge dessen die sonst sichere Vernichtung Banèr's hintertrieben worden sei. Ein Zweikampf mußte vom Kaiser persönlich untersagt werden. Banèr starb bald nachher; das führerlose Heer empörte sich; die Gelegenheit wurde von P. nicht genützt. Er und der Erzherzog zögerten so lange, bis die feindlichen Reihen wieder gestärkt und geeinigt waren, und sahen sich nach einem blutigen, doch unrühmlichen Treffen vor Wolfenbüttel (29. Juni) zum Rückzuge genöthigt. Banèr's Nachfolger war Linnard Torstensson. Ihm war ein P. nicht gewachsen, auch nicht in Verbindung mit Leopold Wilhelm. Die Kriegsgeschichte hat hierüber längst ihr Urtheil gefällt. Auch in den Jahren 1641—42 fehlte es nicht an mancherlei Vortheilen auf Seite der Kaiserlichen — jedes Schulbuch zählt sie auf: — sie gingen alle und nicht sie allein bei Breitenfeld (2. November 1642) durch eine der schwersten Niederlagen des ganzen langen Krieges gründlich verloren. Erzherzog Leopold Wilhelm und P. legten ihr Commando nieder — Gallas nahm wieder ihre Stelle ein.

P. ging nach Spanien, wo er im October 1643 eintraf. Hier wurde ihm bei seinem ersten Empfang zugleich mit dem Goldenen Vließ die Würde eines Granden zu Theil: Belohnungen von vornherein. Seine Bestimmung war selbstverständlich der niederländische Boden. Widrige Umstände verhinderten seine Ankunft daselbst bis zum Mai 1644. Mehr als zwei Jahre focht er dort wieder für die spanische Sache. Fast seine ganze Thätigkeit ging darin auf, den Fall des hartbedrängten Dünkirchen zu verhüten; vergebens. Auch dieses Bollwerk fiel in französische Hände (11. October 1646). Da hatte in Deutschland General Gallas bereits seine zweite Abdankung erhalten, ohne daß damit dem Kaiser geholfen gewesen wäre. Eben wurde zum dritten Male mit Gallas wegen Uebernahme des Oberbefehls verhandelt und P. beauftragt, ihm zu secundiren. Gallas nahm an (11. December), allein P. erschien nicht; es fehlte nicht an Ausflüchten, ohne geradezu den Gehorsam zu verweigern, die Reise wieder und wieder hinauszuschieben. Gallas verließ das Heer für immer und starb. Am 3. Mai 1647 erhielt statt seiner Peter Melander Graf Holzappel das „Generalcommando über alle Ihrer kaiserlichen Majestät Armaden“. — P. sah sich bitter enttäuscht. Und dennoch sollte er noch das höchste Ziel seiner soldatischen Wünsche erreichen. Wenige Tage nach der Affaire von Zusmarshausen, am 28. Mai 1648, empfing P. mit der Bestallung als Generallieutenant den ersehnten alleinigen Oberbefehl über die kaiserliche Armee. Ihm war es beschieden, den letzten Feldzug des unseligen „großen deutschen Krieges“ an der Spitze der „katholischen“ Waffen auszufechten — Dank der kräftigen Mithilfe des wackeren Johann v. Werth nicht ohne thatsächlichen Waffenerfolg, doch auch nicht ohne die Schwierigkeiten sattsam kennen zu lernen, die mit der Stellung eines kaiserlichen Generalissimus gegenüber dem Oberhaupt der katholischen Liga verbunden waren. Baiern war von den siegreichen verbündeten Schweden und Franzosen unter Wrangel und Turenne überschwemmt; eine Diversion nach Böhmen sollte die Reichsarmee dahin ablenken. Der Kaiser verlangte schleunige Hilfe für Böhmen; Kurfürst Maximilian bestand auf der Abmachung einer sofortigen Action mit gesammter Macht zur Säuberung Baiern's von den Feinden. Als darum P. eine Heeresabtheilung gegen Böhmen dirigirte — Prag war bedroht — und so geschwächt nur langsam gegen die Verbündeten vorrückte, wurde er wegen „dergleichen eigenthätigen resolutiones“ mit den schwersten Vorwürfen und Kränkungen überhäuft. Allein der Hunger zwang die Feinde, das Land zu räumen; sie zogen gegen Donauwörth, während P. bei Ingolstadt die Donau übersetzte. Auf dem

Marsch nach Cham ereilte ihn am 8. November die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens. — P. war es, der berufen wurde, den Vollzug der Friedensbedingungen zunächst in Prag mit den gegnerischen Commissären zu bereden. Er war der kaiserliche Principal-Commissarius zum Friedens-Executions-Convent zu Nürnberg, der am 5. October 1650 seinen feierlichen Abschluß fand. Drei Tage später unterzeichnete der Kaiser ein Schreiben — „dem Fürsten“ P. Der Reichspfennigmeister wurde angewiesen, ihm an „jüngsthin zu Nürnberg geführten Spesen“ den Betrag von 114 566 Gulden auszuzahlen. — Ein Jahr darnach entschloß sich P. zur Ehe; seine Gemahlin war Benigna Francisca, Tochter des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg. Die Ehe blieb kinderlos. P. starb am 11. August 1656. Da die Söhne seines Bruders Aeneas sämmtlich vor ihm verstorben waren, beerbte ihn dessen Enkel gleiches Namens. Mit dem Enkel Aeneas' des Jüngeren, Octavio Aeneas Josef, erlosch im Jahre 1757 das Geschlecht P.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive zu Wien und zahlreicher Privatarchive.

Hallwich.

Pichler: Aloys P., katholischer Theologe, geb. am 7. November 1833 zu Tüssling in der Diöcese Passau, † am 3. Juni 1874 zu Siegsdorf bei Traunstein. Er machte seine Studien am Lyceum zu Passau und an der Universität zu München; hier löste er 1857 eine Preisfrage über Polybius (gedruckt 1860 unter dem Titel „Des Polybius Leben, Philosophie und Staatslehre“). 1859 wurde er Priester, 1861 Doctor der Theologie, 1863 Privatdocent in der theologischen Facultät zu München, 1865 zugleich Stifts-vicar an St. Cajetan, 1868 außerordentliches Mitglied der Akademie. Er veröffentlichte folgende Schriften: „Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder der Patriarch Cyrillus Lukaris und seine Zeit“, 1862; „Die orientalische Kirchenfrage nach ihrem gegenwärtigen Stand“, 1862; „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident“, 2 Bände, 1864. 1865; „An meine Kritiker. Beleuchtung verschiedener Angriffe auf meine Geschichte der griechischen Kirchentrennung, insbesondere an Professor Hergenröther („Neue Studien über die Trennung der morgenländischen und der abendländischen Kirche. Eine Kritik von Dr. Pichler's neuestem Geschichtswerk“, 1864), Professor Mittermüller und im Münchener Pastoralblatt“, 1865; „Die Theologie des Leibniz“, 2 Bände, 1869. 1870; „Die wahren Hindernisse und die Grundbedingungen einer durchgreifenden Reform der katholischen Kirche, zunächst in Deutschland“, 1870. Die beiden größeren (wissenschaftlich bedeutenden) Werke und die letzte Schrift wurden gleich nach dem Erscheinen in Rom auf den Index gesetzt; eine Unterwerfungserklärung, die P. nach dem Verbote des ersten Bandes der „Geschichte“ an den Erzbischof von München und an den Papst sandte, wurde nicht als genügend anerkannt. Die „Geschichte der kirchlichen Trennung“ veranlaßte 1869 die russische Regierung, P. nach Petersburg zu berufen, wo ihm eine Stellung im Ministerium des Innern gegeben, aber lediglich die Verpflichtung auferlegt wurde, seine kirchengeschichtlichen Studien fortzusetzen. Um ihm dieses, bezw. die Benutzung der kaiserlichen Bibliothek zu erleichtern, wurde er auf seinen Wunsch auch zum außeretatsmäßigen Bibliothekar ernannt. Vom December 1869 bis März 1870 verweilte er mit einem russischen Stipendium in Rom (an den in der Augsburger Allg. Zeitung erschienenen Briefen über das Vaticanische Concil ist er nicht, wie man wol behauptet hat, betheiligt). Im September 1871 wurde er überführt, viele Bücher der kaiserlichen Bibliothek entfremdet zu haben, und zu lebenslänglicher Deportation nach Sibirien verurtheilt. Im Frühjahr 1874 wurde er auf die Fürsprache des Prinzen Luitpold von Baiern begnadigt,

kehrte nun nach Baiern zurück, starb aber bald darauf plötzlich (er wurde Morgens todt im Bette gefunden).

Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität II, 539. — Litterarischer Handweiser 1874, 335. — Reusch, Der Index II, 1131. — J. Chr. Marguse, Dr. Pichler und der Bücherdiebstahl an der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg; Bericht über die Verhandlungen vor den Geschworenen, Petersburg 1871. — Petzholdt, N. Anzeiger 1871, S. 365.

Reusch.

Pichler: Antonio, eig. Johann Anton P., Edelsteinschneider, geb. in Brixen in Tirol am 12. April 1697, Sohn eines Arztes, stand zuerst in Nizza in Handelsgeschäften, gab aber alsbald seinem künstlerischen Drange Folge und lernte zunächst in Neapel bei einem Goldschmied in Metall schneiden und graviren. Davon nahm er den Uebergang zur Steinschneidekunst und galt bald als der gesuchteste Verfertiger von Intaglio's in jener Stadt, auch der König beschäftigte ihn. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath, wo er sich verheirathete, reiste er wieder nach Neapel, wo nun sein berühmter Sohn Giovanni geboren wurde. Noch einmal kam er nach Brixen, um dann fortan im Süden zu verbleiben. 1743 übersiedelte er nach Rom, wo ihn reiche Thätigkeit und Ehren aller Art erwarteten. Er starb daselbst am 14. September 1779. Sein Vorbild war die Antike, deren schönste Arbeiten er und zwar äußerst präcis copirte, nach eigener Erfindung arbeitete er weniger. Er signirte *ΠΙΧΛΕΡ.* Hauptwerke: Diana Montana, Aesculap (nach einem Fragment des Aulos ergänzt), Centaur (einst im Besitz Metastasio's), Homer, das Bacchanal, Perseus, Cäsar, Sabina u. a. — Der ältere Sohn, Giovanni (Johann Anton), zu Neapel am 1. Januar 1734 geboren, war des Vaters Lehrling, der ihn in Rom dann aber dem Maler Corvi übergab, um im Zeichnen Vervollkommnung zu erlangen. Giovanni, welcher bemerkte, daß seinem Vater zum höchsten Ruhme nur die Selbständigkeit im Erfinden gemangelt hatte, suchte daher aus allen Kräften sich die dem schaffenden Künstler erforderlichen Fähigkeiten anzueignen, studirte Anatomie und Perspective, arbeitete in plastischen Materialien und vertiefte sich in die Meisterwerke der Alten, sowie des Raphael. Schon mit 16 Jahren schnitt er in Onyx. Eine schon von Antonio begonnene Sammlung Abgüsse der berühmtesten Schnitte hat er reichlich vermehrt, sie ging dann in der Zahl von 1400 Nummern auf den jüngeren Bruder Luigi über. Auch versuchte er sich in Glasmalerei und Mosaiktechnik. Seine herrlichen Intaglien wurden häufig betrügerischerweise für Antiken verhandelt. Um diese Zeit war P. sehr in Versuchung, sein Fach zu verlassen und sich der religiösen Malerei zu widmen. Es entstanden so auch mehrere Altarbilder (S. Thomas von Villanova in Bracciano), als der Künstler aber 1763 nach Rom zurückkehrte, wo er sich vermählte, begann er wieder seine frühere Thätigkeit. 1769 portraitirte er Kaiser Joseph II. bei seiner Anwesenheit in Rom, der sich lebhaft für den genialen Meister interessirte und ihn nach Wien mitnehmen wollte. P. folgte dem ehrenvollen Antrag nicht, der Kaiser aber ernannte ihn von Wien aus zum Ritter, zu seinem Hofedelsteinschneider und Mitglied der deutschen Garde. Seine Absicht, nach London zu übersiedeln, scheiterte an dem Widerstand seiner Familie; wieder von Mailand, wohin er die Seinen bereits geführt hatte, heimgekommen schnitt er 1775 den Kopf des Papstes Pius VI. Sein Ruhm und die Aufträge von den vornehmsten Personen wuchsen von Jahr zu Jahr. Er begann nun ein Werk für das Elementarstudium des Zeichnens nach den Werken Raphaels, welches aber nur auf 12 Blätter gedieh. Von seinen eigenen Steinschnitten sammelte er Glasabdrücke, im J. 1790 waren es 220 Pasten. Die Blattern, an welchen einige der Seinen erkrankt waren, machten seinem Leben am 25. Januar

1791 ein zu frühes Ende. Seine Büste wurde im Pantheon aufgestellt (jetzt im Capitol). Giovanni's Vorzüge bestehen in der hohen Correctheit und Anmuth der Arbeit, in dem vollen Verständniß des classischen Stiles, der schönen Politur seiner Steine, worin er die Alten erreichte, in seiner Meisterschaft im Porträtiren, Reinheit und Schärfe. Einige seiner Intaglien soll selbst Winckelmann für Antiken gehalten haben. Hauptwerke sind der Borghesische Fechter, drei Leda, Nemesis, Galathea, der gefesselte Amor, die Herculanensischen Tänzerinnen, die Vestalin Tuscia, Arethusa mit wunderbaren Haaren, Antinoos, Mithridates, Lysimachos, Lucius Verus, ein kleiner Genius nach dem Original im Vatican und Nymphen, eine Herme schmückend. Auch er zeichnete seine Arbeiten gleich dem Vater. — Luigi, ein Spätling der Familie aus der zweiten Ehe Antonio's, ist in Rom am 31. Januar 1773 geboren. Im sechsten Jahre schon des Vaters verlustig, wurde ihm der ältere Bruder die Stütze der Jugend und zugleich Lehrmeister seines Faches. Seine Ausbildung war eine vorzügliche, der Maler Domenico de Angelis unterrichtete ihn im Zeichnen, seit 1786 unterwies ihn Giovanni im Modelliren und ließ ihn von 1788 an sich im Tiefschnitt versuchen, ganz vorzüglich eignete sich der Schüler aber auch die Technik des Cameo an. Ebenfalls von der Blatternkrankheit befallen, entging Luigi mit Mühe dem Tode; nach dem Hingang Giovanni's begann er fleißig im Vatican und Capitol seine Studien zu machen, dann reiste er nach Wien, ging von da nach Mähren und arbeitete an diesen Orten fleißig. So entstand ein Camee mit dem Bildniß der Gräfin Schönborn, für den Grafen Lamberg eine sehr schöne Venus u. a. Gegen Ende 1797 kam er nach Rom zurück, wo auch er, wie schon Vater und Bruder viel mit der List und Betrügerei von Händlern zu kämpfen hatte, auch beraubten ihn die traurigen Ereignisse jener Tage, bei dem Einzuge der Franzosen 1798, seines ganzen, in römischen Staatsnoten bestehenden Vermögens. Obwol ihm nun die ganze Sorge für die Familie zur Last fiel, halfen ihm sein Renommée und anerkannte Tüchtigkeit glücklich über alle Schwierigkeiten hinweg. Im J. 1800 verheirathete er sich mit einer Römerin. Viel arbeitete er für das Ausland, so für die Kaiserin Josephine die schöne Gemme Terminus, ferner das Bildniß Pius' VII. für Napoleon. Man suchte ihn nach Paris zu gewinnen, aber er haßte die Franzosen als die Räuber der italienischen Kunstschätze und blieb. Da er auch nach Wien viel gearbeitet hatte, begab er sich 1808 dorthin, wo ihn Sinzendorf, Stadion u. a. Vornehme sehr auszeichneten, auch wurde er dem Kaiser Franz vorgestellt. Wieder in Rom führte er ein großes Haus, in dem celebre Persönlichkeiten, darunter sein liebster Freund Canova, einsprachen und besonders Musik, die er sehr liebte, getrieben wurde. Er leitete auch die Künstlerfeste mit seinem stets regen Humor und frud baren Erfindungsgeiste. 1812 ernannte ihn die Akademie von Wien zu ihrem Ehrenmitglied, auch jene von S. Luca in Rom. Sechs Jahre darauf berief ihn Metternich als Professor der Graveurkunst nach Wien, wo er die schönsten Gemmen des kaiserlichen Cabinetts in Glasflüssen darzustellen den Auftrag erhielt, eine Arbeit, die, mit den größten Schwierigkeiten verbunden, endlich vortrefflich gelang. So kamen 500 Pasten zu Stande, welche allerorts den größten Beifall fanden, als die Collectionen an den Kaiser von Rußland, den Papst u. a. als Geschenke abgegangen waren. Luigi fertigte nun das Porträt des Kaisers Franz in Carneol, das er selbst nach Rom zu dem Papst brachte, der ihn mit besonderen Ehren empfing. Wieder in Wien wurde er vom Grafen Tatischtew reichlich beschäftigt, außerdem porträtirte er den Kaiser, die Kaiserin von Oesterreich, viele Erzherzoge, das russische Kaiserpaar, den König von Sardinien, Papst Gregor XVI. und zahlreiche Vornehme. Es wurde geradezu Mode, von ihm in Stein geschnitten zu werden. Mehrmals Italien besuchend, empfing er dort stets neue

Ehren, Orden etc. Er starb in Rom am 13. März 1854. Von seinen zahllosen Werken seien nur der farnesische Hercules, das Christushaupt, der ägyptische Apollo, der Theseus, Palamedes, Paris, Euterpe, Hercules mit dem Löwen, Psyche, Tag und Nacht nach Thorwaldsen erwähnt. Vielleicht das vollkommenste leistete er in seiner Iris. — Auch Antonio's Sohn Giuseppe und Giovanni's Sohn Giacomo, haben Gemmen geschnitten, meist Copien nach antiken Originalen.

Die älteren Arbeiten über die Familie P., sowie Nagler's und Wurzbach's sehr fehlerhafte Artikel sind in dem hier zu Grunde gelegten, vortrefflichen Schriftchen: „Die drei Meister der Gemmoglyptik Antonio, Giovanni und Luigi Pichler, eine biographisch-kunstgeschichtliche Darstellung von Dr. Hermann Rollett, Wien 1874", richtig gestellt. Ilg.

Pichler: Karoline P., Dichterin und belletristische Schriftstellerin, geboren am 7. September 1769 in Wien als die Tochter des Hofrathes Greiner, dessen Haus den Mittelpunkt des litterarischen Lebens der Residenz bildete, weshalb ihr schon in früher Jugend Gelegenheit geboten war, die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller Wiens persönlich kennen zu lernen. Ihr schon frühzeitig unzweifelhaft hervortretendes Talent wurde durch eine sorgfältige Erziehung noch mehr gefördert und sie war kaum 12 Jahre alt, als im Wiener Musenalmanach für 1782, welchen Ratschky und Blumauer redigirten, ein Gedichtchen aus ihrer Feder „Auf den Tod einer Gespielin" erschien. Diese beiden Herausgeber des Almanachs, wie auch Alxinger, Haschka, Leon, Sonnenfels, Denis u. a. Dichter und Gelehrte gehörten dem Kreise an, welchen Pichler's kunstliebender Vater bei sich vereinigte. Neben dem Interesse für die Litteratur war es auch das Talent für alte und moderne Sprachen, welches sich bei K. P. immer mehr entwickelte, so daß sie zusammen mit ihrem Bruder die lateinische Sprache, französisch, italienisch und englisch erlernte und die Werke der Dichter in diesen Sprachen bald verstehen konnte. Sie las die Classiker in sorgfältiger Auswahl unter der Leitung mehrerer der genannten Wiener Dichter und Gelehrten und hatte außerdem an Josef Gall, Mastalier, Maffei und anderen hervorragenden Persönlichkeiten treffliche Lehrmeister. Durch die Lectüre der Idyllendichter, insbesondere Geßner's und Voßens, wurde K. P. insbesondere auf diese poetische Gattung gelenkt und in der That waren eines ihrer ersten litterarischen Werke die „Idyllen" (Wien 1803). Uebrigens dauerte es ziemlich lange, bis sie sich entschloß, ein selbstständiges Werk zu publiciren. Nachdem sie ihre Ausbildung unter fortwährender Aufsicht im väterlichen Hause bis weit über das Kindesalter hinaus genossen, verehelichte sie sich im J. 1796 mit dem nachmaligen Regierungsrathe Andreas P. in Wien, mit welchem sie in glücklicher Ehe 41 Jahre lang lebte. Auch im eigenen Hause hatte sich der Kreis geistig bedeutender Persönlichkeiten wieder versammelt, welcher damals in Wien den Ton angab und von denen der Dichter Collin, der Orientalist v. Hammer, der Historiker Hormayr, Therese Artner, Luise Brachmann und Grillparzer besonders genannt seien. Vorübergehend waren auch zu Besuche: Zacharias Werner, die Gebrüder Schlegel, C. Streckfuß, Cl. Brentano, Tieck, Madame Staël u. a. berühmte Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Musiker und Gelehrte, welche selten bei ihrer Anwesenheit in Wien unterließen, den litterarischen Kreis bei P. aufzusuchen. Außer mit Hormayr verkehrte sie auch auf ihren Ausflügen in die Wohnorte der Betreffenden mit dem Historiker Franz Kurz und mit dem Dichter Ladisl. Pyrker. Mit vielen hervorragenden und bedeutenden Persönlichkeiten stand K. P. im Briefwechsel. Sie hatte eine Reihe von Romanen und Erzählungen veröffentlicht und ihre Stoffe insbesondere der Geschichte Oesterreichs entnommen, auch mehrere Dramen verfaßt, welche, wie der „Germanicus" und „Heinrich von Hohenstaufen" im

Burgtheater zur Aufführung gelangten und — allerdings nur durch ihre patriotische Tendenz und in Folge der Darstellung zu einer Zeit, da das Publicum derartige patriotische Schauspiele besonders erregt entgegennahm — großen Beifall fanden. Die letzten Lebensjahre brachte K. P. bei ihrer verwittweten einzigen Tochter zu. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode verfaßte sie die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", welche nach ihrem Tode, im J. 1844 zu Wien von F. Wolf in 4 Bänden herausgegeben wurden. Es ist dies eins der interessantesten Memoirenwerke, welche über die Zeit von 1769 bis 1843, österreichische Verhältnisse und Zustände behandelnd, existiren, und welche uns das litterarische Leben Wiens von der Periode der großen Kaiserin Maria Theresia bis in die Regierungszeit des Kaisers Ferdinand wie im Spiegelbilde zeigen. Die Denkwürdigkeiten sind zugleich die beste Biographie der Dichterin, sie weisen die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Werkes und lassen uns den ganzen Entwicklungsgang derselben ersehen. K. P. starb am 9. Juli 1843 zu Wien, nicht nur als hervorragende Schriftstellerin, sondern auch als eine treffliche Mutter und Frau tief betrauert. Der späteren litterarischen Epoche stand sie allerdings fremd gegenüber, dagegen steht sie im Mittelpunkte des Interesses, wenn man das Litteraturleben Oesterreichs vom Ende des vorigen und durch die ersten Decennien unseres Jahrhunderts ins Auge faßt.

Es würde zu weit führen aller überdies nicht immer bedeutenden Werke K. Pichler's zu gedenken, doch verdient eine Zahl derselben unbedingt der Vergessenheit entrissen zu werden, bei mancher Weitschweifigkeit entwickelt sie in ihren Romanen echte Lebensweisheit, eine zu Herzen sprechende Frömmigkeit, tiefes Sittengefühl und zarte Weiblichkeit. Der poetische Hauch, welcher insbesondere ihre älteren Dichtungen durchweht, zeigt den Einfluß der classischen Poesie, die ihre Jugendlectüre bildet und manche dieser Dichtungen ist ein Kunstwerk von bleibendem Werthe. Schon mit ihrem ersten Werke: „Gleichnisse" (1800), zu dessen Herausgabe sie erst durch ihren Gatten bestimmt wurde, hatte sie gewissermaßen eine neue Dichtungsgattung eingeführt und glücklich zur Geltung gebracht. Diese „Gleichnisse" streifen an das Gebiet der Idylle, es sind Gedichte in Prosa, welche ihre Stoffe dem Leben und Weben der Natur entnehmen und mit großer Zartheit entworfen erscheinen. Ihnen folgten die „Idyllen" (1803), zu dem auch das biblische Gemälde „Ruth" (1805) und die „Biblischen Idyllen" (1812) zu zählen sind. Sowol diese Werke als auch die größere Erzählung: „Leonore, ein Gemälde aus der großen Welt", 2 Thle. (1804) machten K. Pichler's Namen bestens bekannt, insbesondere aber erregte der „Agathokles", 3 Thle. (1808) große Aufmerksamkeit. Dieser Roman in Briefform, welcher die Zeit des aufdämmernden Christenthums zum Hintergrunde hat, entwirft ein großes Culturgemälde und verherrlicht die Segnungen der christlichen Religion. Die Tendenz der Erzählung ist gegen den Historiker Gibbon und seine unchristliche Weltanschauung gerichtet. Zahlreiche Reflexionen stören allerdings deshalb auch den Gang der Handlung, dieselben weisen aber auf die edle Gesinnung der Verfasserin und auf deren fromme Denkweise. Dieses Buch wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und erfreute sich ganz besonderer Verbreitung. Von den übrigen größeren Werken müssen angeführt werden: „Die Grafen von Hohenberg", 2 Bde. (1811), der große Roman „Frauenwürde", 4 Bde. (1818), die patriotischen Romane: „Die Belagerung Wiens", 3 Bde. (1824), „Die Schweden in Prag" (1827), „Die Wiedereroberung von Ofen", 2 Bde. (1829), „Friedrich der Streitbare", 4 Bde. (1831), „Elisabeth von Guttenstein" (1835). Zu den meisten dieser historischen Erzählungen hatte die Verfasserin eingehende Localstudien unternommen, wie sie selbst in ihren Denkwürdigkeiten erzählt; zu den Schilderungen hervorragend schöner Gegenden und zur Zeichnung interessanter

Naturbilder darin hatten sie zahlreiche Reisen in die nahen Gebirgsgegenden des Alpenlandes begeistert. Allerdings fehlt ihr die Kraft und Gewalt der Zeichnung besonders männlicher Charaktere und in der Breite der Erzählung lehnt sie sich nicht selten an Walter Scott an, doch weiß die klare Diction und die oft classische Ruhe in der Schilderung der Begebenheiten über manche dieser Mängel hinwegzuhelfen, zumal jeder der Romane von hohem sittlichen Ernste getragen ist. Auch von diesen Werken wurden die meisten insbesondere ins Französische, aber auch in andere moderne Sprachen übersetzt. Daneben veröffentlichte K. P. zahlreiche kleinere „Erzählungen", in denen sie sich den besten zeitgenössischen Erzählern zur Seite stellt und die, wie „Das Schloß im Gebirge", „Stille Liebe", „Falkenberg", „Das Kloster auf Capri", „Zuleima", „Der Graf von Barcellona", „Der Einsiedler auf dem Montserrat", „Die Stieftochter", „Das Turnier zu Worms", theils historische Stoffe behandelnd zu verschiedenen Zeiten, vornehmlich zuerst in Taschenbüchern, Almanachen u. s. w. erschienen sind. In diesen kleineren Erzählungen weiß die Verfasserin das Interesse zu concentriren und auf die vorgeführten Persönlichkeiten zu lenken, ohne in Weitschweifigkeit zu verfallen. Die „Gedichte" (1822), welche ebenfalls zuerst einzeln publicirt, von K. P. gesammelt herausgegeben wurden, enthalten neben lyrischen Stücken auch die „vaterländischen Romanzen", in denen die Verfasserin heimische Geschichtsstoffe in Romanzenform bearbeitet hat, die durch ihre streng behandelte Form und einheitliche Durchführung sich von den Dichtungen der zeitgenössischen Poeten in Oesterreich besonders vortheilhaft unterscheiden. Wenn auch entfernt von hohem lyrischen Schwung weisen die Producte von K. Pichler's Lyrik doch oft eine wohlthuende Wärme und eine Fülle schöner Gedanken auf, wie sich die Dichterin überhaupt stets ernster Reflexionspoesie zuneigt. Einiger dramatischer Werke wurde schon oben gedacht, noch seien hier angeführt die Schauspiele: „Ferdinand II." (1816), „Amalie von Mansfeld" und die Operntexte: „Mathilde" und „Rudolf von Habsburg". Von allen diesen dramatischen Poesien gilt wie von den schon genannten, die Bemerkung, daß denselben ein eigentliches pulsirendes dramatisches Leben fehlt und die Charaktere zu sehr skizzenhaft gezeichnet erscheinen. Zahlreiche prosaische Aufsätze, theils Reiseschilderungen, theils Culturskizzen oder die Besprechung philosophisch-socialer Fragen enthaltend, finden sich in der Gesammtausgabe der Werke, viele dieser Aufsätze sind überaus beachtenswerth. Es liegen zwei Ausgaben von K. Pichler's „Sämmtlichen Werken" vor, die eine derselben (Wien 1820—1844) umfaßt 53 Bände in 8°, die andere (Wien 1828—1844) in 16° 60 Bände.

Als beste Quelle zur Biographie und litterarischen Entwicklungsgeschichte der Karoline Pichler sind ihre eigenen bereits oben erwähnten „Denkwürdigkeiten" zu nennen. — Eingehender behandeln die Dichterin: Goedeke, Grundriß, Bd. II. S. 1130. — Oesterr. National-Encyklopädie, Bd. IV. — Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XXII.

Anton Schlossar.

Pichler: Vitus P., Kanonist, geboren zu Brechhofen (das Jahr ist unbekannt), † zu München am 15. Februar 1736, trat, nachdem er bereits in der Seelsorge thätig gewesen, in den Jesuitenorden, wurde am Colleg zu Augsburg als Professor der Theologie beschäftigt, im J. 1716 zum Professor des canonischen Rechts als Nachfolger von Schmalzgruber ernannt, im J. 1731 als Präfect der höheren Schulen nach München versetzt. Schriften: „Candidatus jurisprudentiae sacrae, seu juris canonici secundum Gregorii P. IX. decretalium titulos explanati", Ingolst. 1716—21, 1728 in 3. Aufl., Augsb. 1726, 1733, 5 voll. 4, „Jus canonicum practice explicatum, seu decisiones casuum ad singulos decretalium Greg. P. IX. titulos et ad consuetum referendi modum

accommodatae“, Ingolst. 1728, 46. 4, neu mit Anmerk. und vindiciae durch Fr. Ant. Zaccaria, Pisauri (Venet.) 1758, 2 vol. fol., „Manipulus casuum juridicorum selectorum“, Ingolst. 1724. 4, „Summa jurisprud. sacrae universae“ cet. Augsb. 1723 fol. u. ö. „Candidatus abbreviatus jurisprud. sacrae, hoc est juris can. sec. Greg. IX. P. libros V. decretalium explanati Summa s. compendium, quod in usum maxime discipulorum ex libris suis collegit auctor ipse“, oft gedruckt. Die drei ersteren sind für den praktischen Gebrauch berechnet, bieten vorzugsweise Erörterungen über Rechtsfragen und haben sehr große Verbreitung gefunden; der Candidatus abbreviatus wurde vielfach als Vorlesebuch benutzt und war in Oesterreich durch die Instruction von 1754 neben den Principia von Neller als solches vorgeschrieben, falls der Professor selbst keins verfaßt habe, bis die Institutionen von P. v. Ringger es ablösten. Zu diesen treten: „Papatus nunquam errans in proponendis fidei articulis“, Augsb. 1709. „Opuscula quaedam in causa decimarum Langenmosensium“, Ingolst. 1726. „Theologia polemica“ cet. 2 Thle., Wien 1719, neu 1755.

Mederer, Annales III, 140. 174. 183. — Kayser, Bücher-Lex. IV, 346. — Adelung VI, 133. — de Backer I, 569. — v. Schulte, Gesch. III, 1. 163.

v. Schulte.

Picker: Johannes P. (Piker), Theolog, besonders als Schulmann thätig. Geboren c. 1640 zu Medenau im Samland, wo sein Vater Landgeschworner und Kirchenvorsteher war, studirte P. zu Königsberg und wurde 1665 Lehrer an der dortigen Domschule. Nach zwei Jahren gab er diese Stellung auf und ging nach Jena, wo er nach weiterem Studium der Theologie und Philosophie 1668 Magister wurde. Damals lernte er Spener kennen, dessen eifriger Anhänger er wurde und mit dem er in dauernder Beziehung blieb. Nach Preußen zurückgekehrt verheirathete er sich 1669 zu Königsberg und erhielt das Prorectorat der Domschule. In dieser Stellung predigte er an einem Bußtage in einer nachher auch gedruckten Bußpredigt über Jer. 6, 8 allen Ständen ohne Ansehen der Person so ernst und offen, daß bei dem Consistorium darüber Klage geführt wurde, doch trat der Rath schützend für ihn ein. Nach zwölfjähriger Amtswirksamkeit wurde er Rector des Gymnasiums zu Insterburg. Unter ihm hat die dortige Lateinschule ihre höchste Blüthe erlebt. Hier veröffentlichte er seine christliche Ethik: „Aretologia christiana“, Frankfurt a. M. 1681, zu welcher Spener die Einleitung geschrieben hat, darin er die Erwartung ausspricht, daß dies Buch dazu beitragen werde, die Ethik des Heiden Aristoteles zu verdrängen, da man diesen in den Schulen bisher fast pro norma veritatis gemacht. Anmerkungen zur „Aretologia“ nebst einem Schreiben Picker's sind in Spener's Theologischen Bedenken T. III. p. 328—334 abgedruckt. Ebendaselbst S. 376 zählt er P. unter die drei christlichen gottseligen Schullehrer, die ihm bekannt seien und nennt ihn seinen lieben Freund, dessen christliche Arbeit an der Jugend Gott sehr gesegnet habe. Auch Gottfried Arnold zählt ihn in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie T. IV. Sect. III. n. 18 p. 121 zu den besten Zeugen der Wahrheit seiner Zeit und rühmt die große Zahl seiner trefflichen Schüler. — Außer den oben genannten Druckschriften hat P. noch herausgegeben: drei in Insterburg gehaltene Pfingstpredigten; „Predigten von der wahren Gottseligkeit“, Danzig 1684, 4; „de Turcorum moribus“ 1686. 12.

Vergl. Arnold, Historie der Königsberger Universität, Thl. II, S. 535. — Erleutert. Preußen, Bd. III, S. 384. — Wiederhold, Geschichte der Lateinschule zu Insterburg, in den Insterburger Gymnasialprogrammen 1876—78.

C. Alf. v. Hase.

Pictor: Johann Friedrich P. oder Pictorius, ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem die königl. Bibliothek zu Berlin und Schul- und Rathsbibliothek in Zwickau eine Sammlung Psalmen zu 4 und 5 Stimmen besitzen, betitelt: „Psalmodia vespertina, Monachii in officina musica Adami Berg“, 1594. Wir erfahren auch aus dem vollständigen Wortlaute des Titels, daß P. Organist und Priester an der Kathedrale zu Salzburg war. Rob. Eitner.

Pictorius: s. **Maler**, Josua, Bd. XX, S. 137.

Piderit: Johann Rudolf Anton P., evangelischer Theologe, wurde am 18. August 1720 zu Pyrmont geboren, wohin seine Mutter an das Sterbebett seines auf einer Reise erkrankten Vaters, des Arztes Christoph Anton P., geeilt war. Nachdem er seine Jugend in Homberg in Hessen, dem Wohnsitze seiner Eltern, verlebt, studirte er von 1737 bis Ende 1738 in Jena, dann aber, nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Erfurt, von 1739 an in Marburg Philosophie, Philologie und Theologie. Es war von Bedeutung für seine Entwicklung, daß er an letztgenannter Universität noch bei dem Philosophen Christian Wolf hören konnte. 1745 habilitirte P. sich bei der philosophischen Facultät zu Marburg, wurde 1746 Licentiat, 1759 auch Doctor der Theologie und erhielt 1747 die ordentliche Professur für Philosophie. Die auf dem Marburger Staatsarchiv befindlichen Piderit'schen Acten geben von den fortwährenden Streitigkeiten Zeugniß, in welche er verwickelt war. In der lauteren Absicht, eine Verständigung zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche herbeizuführen, widmete P. eine von ihm veranstaltete Neuausgabe der Tractate des Ludovicus Bologninus und des Felinus Sandeus: De indulgentiis, Marburg 1750 dem wegen seiner Milde allgemein geachteten Papste Benedict XIV., sowie eine Schrift: „Von den Schlüsseln des Himmelreichs“, Marburg 1751 dem Erzbischof von Mainz. Dieser sah die Widmung für Hohn an und beschwerte sich beim Landgrafen von Hessen, der die Confiscation des betreffenden Buches befahl, später aber, als der übereifrige Frankfurter Vertreter des kaiserlichen Büchercommissars den Verleger mit Drohungen anging, diesen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte damit beantwortete, daß er die Verbreitung beider Schriften nicht mehr hinderte. Schlimmer erging es P. mit seiner „Dissertatio acad. de erroribus Theologorum logicis circa S. Scripturam“, Marburg 1752: Die Schrift wurde auf Betreiben seiner theologischen Collegen, welche P. den ungerechtfertigten Vorwurf machten, er lehre in derselben, daß die h. Schrift zwar Gottes Wort enthalte, aber nicht Gottes Wort sei, confiscirt. 1766 wurde P. nach mannigfachen Anfeindungen besonders seiner theologischen Facultätsgenossen als Professor primarius der orientalischen Sprachen und der Philosophie an das Collegium Carolinum nach Cassel versetzt. Auch hier hatte er unter fortwährenden Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit zu leiden. Seine „Dissertatio theol. de demonstrationum in theologia revelata meritis“, Cassel 1767, in welcher er zu zeigen suchte, daß es nicht ausreiche, die göttlichen Dinge, welche die Schrift offenbare, einfach als wahr hinzunehmen, sondern daß man vielmehr, angeleitet durch die Schrift, zu selbständiger Einsicht derselben gelangen müsse, zogen ihm das Verbot, theologische Vorlesungen zu halten, zu, weil man diese These als einen Angriff gegen die Autorität der Bibel ansah. Infolge seiner „Beyträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Canons der heiligen Schrift“, Frankfurt und Leipzig 1775 und 76, deren zweiten Theil er mit einer zum Einschreiten gegen die eben aufkommende kritische Richtung auffordernden Vorrede dem Corpus evangelicorum zu Regensburg widmete, wurde er sogar, hauptsächlich wegen der Verlegenheiten, in welche er Letzteres damit gebracht, vorübergehend cassirt (vergl. Berlinische Monatsschrift, Bd. IX, S. 118 ff.). Als

Zeichen der Zeit ist endlich ein Unionsversuch interessant, an welchem P. hauptsächlich betheiligt war. Das Programm zu demselben ist in der anonym erschienenen Schrift entworfen: „Einleitung und Entwurf zum Versuche einer Religionsvereinigung von verschiedenen katholischen und evangelischen Personen, welche sich . . . . in eine Gesellschaft vereinigt haben", Frankfurt und Leipzig 1781 (vgl. Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen, 1782, neuntes Stück).

Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. XI, Cassel 1797, S. 39—78.

Adolf Link.

Piderit: Karl Wilhelm P., Philologe und Schulmann, 1815—1875. Er wurde als der Sohn des Pastors und Rectors Franz Karl Theodor Piderit in Witzenhausen im Kurfürstenthum Hessen am 20. März 1815 geboren. Sein Vater wurde später Gymnasiallehrer in Hersfeld, dann Pfarrer in Rinteln und endlich Archivrath in Kassel; er hat sich durch Untersuchungen über die Geschichte Kurhessens und namentlich der Grafschaft Schaumburg verdient gemacht. Der Sohn besuchte von 1826 an das Gymnasium in Hersfeld, trat 1829 in das zu Rinteln über und wurde von diesem Michaelis 1833 als reif zur Universität entlassen. Von da an studirte er in Marburg Theologie und Philologie, war eifriges Mitglied des philologischen Seminars, löste hier auch mit glücklichem Erfolge eine akademische Preisaufgabe über die nachciceronische Wandlung in der römischen Beredsamkeit und bestand im Sommer 1837 die Prüfung für das Gymnasiallehramt. Zunächst wurde er im Herbst 1837 dem Gymnasium in Hersfeld als „Praktikant" überwiesen: nachdem er im folgenden Jahre die praktische Lehramtsprüfung abgelegt hatte und im Mai 1839 auf Grund einer K. F. Hermann gewidmeten Abhandlung über Leben und Kunsttheorie des Hermagoras zum Dr. phil. promovirt worden war, wurde er Michaeli 1839 als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium in Marburg versetzt, dessen Director damals Vilmar war. Bereits im Januar 1842 wurde er jedoch von den Pflichten seines Lehramtes entbunden, um in Kassel die Erziehung des jüngeren Sohnes der damaligen Gräfin von Schaumburg, späteren Fürstin von Hanau, Ed. v. Scholley, zu übernehmen. Im April 1844 trat er wieder in das Gymnasiallehramt zurück und zwar zunächst in Hersfeld; Ostern 1850 wurde er an das Kasseler Gymnasium berufen und, nachdem er inzwischen die Prüfung für die Candidaten des geistlichen Amtes bestanden und ordinirt worden war, im October 1853 zum Director des Gymnasiums in Hanau, im folgenden Jahre auch zum Mitgliede des Directoriums der dortigen Zeichenschule ernannt. Diese Aemter hat er bis zu seinem Tode in anerkannter Tüchtigkeit und mit vorzüglichem Erfolge verwaltet; wenn auch die oft hervortretende Schroffheit seines Wesens, namentlich in politischen und religiösen Fragen — er stand mit aller Entschiedenheit auf dem Standpunkte Vilmar's — ihm vielfache Feindschaft zuzog, ganz besonders in der Zeit, wo er den „Hessischen Volksfreund" redigirte, so wurde doch weder seine hervorragende pädagogische und didaktische Wirksamkeit, noch die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Arbeiten auch von seinen ausgesprochenen Gegnern jemals angezweifelt. Die Zahl dieser letzteren ist eine ziemlich große und erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete der Philologie und des Gymnasialwesens; weitaus am bedeutendsten sind die bei Teubner erschienenen Ausgaben der vier rhetorischen Schriften Ciceros, welche vielfache Auflagen erlebten. Er starb in Hanau am 27. Mai 1875.

Fr. Heußer, Nekrolog K. W. Piderit's in N. Jahrb. für Phil., Bd. 114, S. 265 ff. Daselbst befindet sich auf S. 267 und 268 ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Piderit's.

R. Hoche.

Piemont: Nicolas P., Landschaftsmaler, geb. zu Amsterdam 1659, † in Vollenhove 1709. Er war ein Schüler von Zaagmolen und später von Nic. Molenaer. Zur Kunstreise gelangt, besuchte er Italien und hielt sich lange in Rom auf, wo er in der Bent den Zunamen Opgang erhielt. In sein Vaterland zurückgekehrt, malte er Landschaften, zu denen er meist italienische Motive benützte. Diese, den Bildern Jan Both's verwandt, fanden viel Zuspruch und der Künstler erwarb sich Ruhm und Vermögen. (S. Immerzeel.) W.

Pienitz: Ernst Gottlob P., Irrenarzt, geb. 20. August 1777 zu Radeberg, † 30. Mai 1853 zu Pirna. Sohn eines Amtschirurgen erhielt er seine erste medicinische Bildung auf der chirurgischen Akademie zu Dresden, bezog dann von 1800 bis 1803 die Universität Leipzig und vervollständigte seine Studien durch längeren Aufenthalt in Wien und Paris, wo er durch Nord, Pinel und Esquirol in die Psychiatrie eingeführt wurde. 1806 kehrte er nach Sachsen zurück, wurde vorübergehend Hilfsarzt an der Landesarmenanstalt zu Torgau und im folgenden Jahre, nachdem er inzwischen in Leipzig zum Doctor promovirt worden war, selbständiger Hausarzt. Mit Eröffnung der Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein siedelte er dorthin über und bekleidete die Stelle des leitenden Arztes an dieser Anstalt bis zwei Jahre vor seinem Tode. P. war ausschließlich praktisch thätig; außer seiner Dissertation: „De animi motibus et causis, symptomatibus et remediis morborum mentis humanae“ hat er keine litterarischen Leistungen aufzuweisen. Als Director der ersten deutschen Irrenheilanstalt, welche lange Zeit auch als Bildungsstätte für Irrenärzte diente, blieb er immerhin nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Irrenwesens, besonders nach seiner praktischen Seite.

Dietrich, Nekrolog in Allgem. Zeitschrift f. Psychiatrie, Bd. XI, S. 468.

Bandorf.

Pienzenau: Hans v. P., hingerichtet 17. (oder 18.?) October 1504, verdankt seinem unglücklichen Tode sein Leben in der Geschichte. Bei Miesbach in den bairischen Voralpen liegt die kleine Ortschaft Pienzenau, wo die Stammburg eines alten und gegen Ende des Mittelalters weitverzweigten Rittergeschlechtes stand. Hans gehörte zur Hadmarsberger Linie, seine Eltern waren Friedrich v. P. († 1480) und Barbara v. Bogenhofen. Mit Magdalene von Seiboltsdorf, die ihm im Tode vorausging, erzeugte er vier Kinder und pflanzte die Hadmarsberger Linie fort. Diese und mit ihr das ganze Haus P. erlosch im Mannsstamme im J. 1800; da aber eine Tochter des letzten Pienzenauers den bairischen Kämmerer Grafen August v. Yrsch geheirathet hatte, führt die von ihr abstammende Linie dieser gräflichen Familie noch heute den Beinamen: Pienzenau. Als einen rechtschaffenen und untadelhaften Charakter, der viele Freunde hatte, rühmt Hans der Abt Angelus Rumpler von Formbach. Wie seine Ahnen seit dem 12. Jahrhundert in Lehens- und Dienstverhältnissen zu den Wittelsbachern standen, trat auch er in den Dienst der Herzoge von Baiern-Landshut. In den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts erscheint er als Pfleger von Trostberg, nachher als Pfleger von Kufstein. Es ist eine Quittung über 116 Pfund und einige Schillinge schwarzer Münze erhalten, die er 1503 für die Burghut zu Kufstein von Herzog Georgs Rentmeister erhielt. Im Landshuter Erbfolgekriege, der durch das Vermächtniß dieses Fürsten an seinen Schwiegersohn Philipp von der Pfalz heraufbeschworen wurde, ging König Maximilian von Anfang an darauf aus, die drei niederbairischen Aemter im Gebirge: Kufstein, Rattenberg, Kitzbühel, altbairische Striche an der Grenze Tirols, für sich zu gewinnen. Der Schlüssel zu diesen Landen aber war die starke Bergfestung Kufstein. Von P. wie von dem Pfleger zu Rattenberg ver-

langte nun Max durch Vertrag die Uebergabe ihrer Schlösser, wogegen er beide als Pfleger auf ihren Posten beließ. Der Vertrag hat sich bis jetzt nicht gefunden, und ob die Uebergabe bedingungslos erfolgte, ist nicht aufgeklärt. Am 9. August 1504 aber erschien ein starkes pfälzisches Heer unter Wißbeck vor Kufstein und am 13. übergab ihm P. die Burg. P. selbst schrieb darüber am 10. August an den Pfleger zu Rattenberg, die Pfälzer hätten die Stadt Tags vorher überrumpelt und sich in derselben so festgesetzt, daß sie vom Schlosse herab nicht beschossen werden konnten, sodann ihn im Schlosse zu belagern begonnen und von ihm die Uebergabe begehrt; der Feind sei 6000 Mann stark, ihm fehle es an Geschützen, Mannschaft und Mundvorrath, er werde also das Schloß nicht halten können. Der letzteren Angabe widersprechen die Geschichtsschreiber Kölner und Fugger. Nach Fugger hatte der König selbst P. einiges Geschütz zur Vertheidigung schon früher zugeschickt. Fugger will auch wissen, P. sei von Wißbeck mit 30 000 Gulden schwarzer Pfennige bestochen worden; vielleicht ist aber dieses Gerücht nur daraus entstanden, daß eine solche Summe nach der Uebergabe in der Festung gefunden wurde. Sicher ist, daß P. nun selbst auf die pfälzische Seite übertrat, vielleicht weil er erst damals von der Einmüthigkeit, mit der die Landshuter Lande zu Philipp standen, sowie von den eigennützigen Absichten des Königs unterrichtet wurde. Am 1. October aber eröffnete Maximilian den Angriff auf Kufstein mit sieben Feldschlangen, deren Feuer jedoch gegen die Festung wenig ausrichtete. Zum Hohne sollen die Vertheidiger die Wälle da, wo die Kugeln aufgeschlagen, mit Besen gekehrt haben, worauf der König mit ingrimmigem Lachen ausgerufen habe: „Bei Gott, das ist eine neue Form des Krieges; dies Reiterstückchen müssen wir auch lernen!“ P. hatte 100 Kriegsknechte in der Stadt und 50 in der Festung; er drohte jeden, der von Uebergabe spräche, in den Inn werfen zu lassen, konnte aber nicht hindern, daß die Stadt, wo der Bürgermeister von Anfang an für die Uebergabe war, am 12. October dem König ihre Thore öffnete. Dann benützte der König einen dreitägigen Waffenstillstand, um von Innsbruck sein schwerstes Geschütz, den Weckauf von Oesterreich und den Burlebaus, kommen zu lassen. Er selbst richtete die gewaltigen Feuerschlünde gegen die Festung, und im Verlaufe von drei Tagen war dieselbe in Trümmer geschossen. Einen Antrag Pienzenau's, die Burg gegen freien Abzug zu übergeben, beantwortete Maximilian nun ablehnend: habe P. die Burg zerschießen lassen, so wolle er ihm auch die Trümmer lassen. Am 17. October ward die Festung mit Sturm genommen, die noch lebenden Vertheidiger beim Versuche, heimlich zu entkommen, gefangen genommen und vom Könige zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtungen fanden angesichts der versammelten Fürsten bei Ainliffen vor den Thoren Kufsteins statt, auf einem öden Hofe, wo noch jetzt eine Capelle den Platz bezeichnet. In einem Bauernhause beichteten die Verurtheilten, dann ward P. in seinem verschnürten Wamms als der erste vor den Scharfrichter geführt. Er war ein schöner, hochgewachsener Mann mit langem Bart, damals 36 Jahre alt. Vergebens wollte er zu seiner Rechtfertigung sprechen; man hörte ihn nicht. Vergebens soll auch dem Könige eine große Summe — wieder werden 30 000 Gulden genannt — für seine Begnadigung geboten worden sein. Ein reicher Bürger von Schwaz, namens Füger, habe sich dafür verbürgt, eine Nachricht, die eine gewisse Stütze darin findet, daß ein Hans Füger Pienzenau's Schwester Magdalene geheirathet hatte. Dem Unglücklichen ward der Johanniswein gereicht, den man beim Abschiede zu trinken pflegte. „Um aller Baiern willen“ — läßt ihn das Volkslied sagen — „muß ich mich heute tapfer halten! Muß ich denn sterben, so walte dessen der liebe Gott! Hab' Urlaub, liebe Welt, Gott segne Dich, Laub und Gras!“ Unerschrocken beugte er sein Haupt dem Todesstreich. Nach einander wurden

achtzehn enthauptet, die letzten dreiundzwanzig aber durch Herzog Erich von Braunschweig losgebeten, der sich dafür den vom Könige als Strafe für eine Fürbitte angedrohten Backenstreich gefallen ließ. Im bairischen Volke ward P. als tragischer Held gefeiert. Das rührende Lied vom Pienzenauer gehört zu den schönsten historischen Volksliedern dieser Periode und darf auch als geschichtliche Quelle nicht unterschätzt werden; denn der es gesungen, war einer von Pienzenau's Kufsteiner Kriegsgenossen von gutem Geschlecht, der dem „trockenen Scheren" glücklich entronnen und der sich nur nicht nennen will „wegen seiner Stadt", d. h. wol weil er in einer Stadt wohnte, die nach dem Kriege einem der Gegner der Pfälzischen zugefallen war.

Auf die Nachricht von Pienzenau's und seiner Genossen Hinrichtung sandten Hauptleute und Gesinde zu Landshut eine Beschwerdeschrift an den König, worin sie klagten, daß er den Krieg anders führe, als in deutscher Nation herkömmlich sei. Darauf ließ Max antworten: P. habe sein Gelübde, Brief und Siegel gegen ihn vergessen und sich verrätherisch gehalten; seine Genossen aber nach Einnahme der Stadt Kufstein ihre Zusage von dannen zu ziehen, nicht gehalten und sich zu P. in das Schloß begeben, ihn dort unterstützt und überdies dem Könige etliche schmähliche, verächtliche Worte nachgeredet. Die verhängte Strafe sei also eine billige gewesen. An seine Gemahlin schrieb Max, er habe P. die nachgesuchte Begnadigung nicht gewähren können angesichts seines großen Verschuldens, und da er früher, als ihm Pardon angeboten wurde, denselben verschmäht habe. Ob das Urtheil der Geschichte diese Selbstrechtfertigung gelten lassen kann, bleibt fraglich. P. selbst scheint das Bewußtsein der Schuldlosigkeit gehabt zu haben, da er am Tage seiner Hinrichtung an Christoph von Laiming, der in Rattenberg befehligte, einen Zettel schrieb des Inhalts: er möge wohl Acht haben, mit wem er handle; denn er sehe nun, wie es ihm zu Kufstein ergehe. Einiges Licht auf die Sachlage fällt auch aus einem wahrscheinlich Ende August geschriebenen Berichte von Statthalter und Regenten aus Innsbruck an den König und dieses Licht ist der strengen Auffassung Maximilians wenig günstig. Hiernach hat der Pfleger von Rattenberg, Christoph Laiminger, das Ansuchen gestellt, den vor einer gewissen Zeit mit ihm aufgerichteten Vertrag auf drei Monate zu verlängern. Sie hätten geantwortet, dies sei nicht nöthig, da der Vertrag noch einen Monat währe und bis dahin wohl Frieden geworden sei. Aber es sei wohl zu erwägen, daß man sich auf den genannten Pfleger nicht wohl verlassen könne; er habe geäußert: es wäre immer schade, wenn Rattenberg vom Hause Baiern kommen sollte! „So hat er auch nach der Uebergabe von Schloß und Stadt Kufstein (an die Pfälzer) Hans Füger und anderen geschrieben, er versehe sich, Hans Pienzenauer habe damit nicht anders gehandelt, als er mit Fug und Ehren wohl verantworten könne." Die Regierung räth dann dem Könige, daß er sich vom Pfleger von Rattenberg als rechter natürlicher Herr und Landesfürst Gehorsam geloben lasse. Demnach war dies vorher noch nicht geschehen, wenn aber nicht in Rattenberg, dann sicher auch nicht in Kufstein. Wahrscheinlich fiel P. als beklagenswerthes Opfer einer Collision von Pflichten, Pflichten gegen einen Landes- und Dienstherrn und dessen Erben — einen Landesherrn, dessen Rechtstitel freilich sehr anfechtbar und der der Reichsacht verfallen war, aber von seinen Unterthanen fast einmüthig vertheidigt wurde — und Pflichten gegen ein Reichsoberhaupt, das doch in dieser Verwicklung weniger auf Beschirmung des Rechtes als auf eigenen Gewinn ausging.

Münchener Reichsarchiv (darin Huschbergs handschriftl. Ahnentafel der Freiherren v. P.). — Innsbrucker Statthaltereiarchiv. — Kölner (cod. germ. Monac. 1933). — Fugger (cod. germ. Monac. 900 b, wegen habsburgischer

Färbung mit Vorsicht aufzunehmen). — Zayner bei Oefele, Script. rer. Boic. II, 451 und andere Chronisten. — v. Liliencron, Volkslieder, II, 549 flgd. — Oberbayerisch. Archiv V, 142. — Der in v. Hormayr's Tiroler Almanach, Jahrg. 1804, S. 122 flgd. gedruckte, angeblich einer gleichzeitigen Handschrift entnommene Bericht über die Eroberung Kufsteins ist werthlos, da in der Hauptsache nur auf Fugger beruhend. Riezler.

Piepenhagen: August P., auch Pippenhagen, Maler, geb. in der preußischen Kreisstadt Soldin am 2. August 1791, † am 27. September 1868 auf dem Gute Generalka bei Prag, zählt unter die merkwürdigsten Autodidakten der Malerwelt. Wenn auch von Jugend an entschiedener Neigung für die Malerei, mußte er diese doch wegen der kümmerlichen Verhältnisse seiner Eltern zurückdrängen und sich bequemen, Lehrling der Knopf- und Schnürmacherei zu werden. Ausgelernt, die übliche Gesellenwanderung antretend, zog es ihn jetzt freilich dem verhaltenen Triebe nach in die ihm durch Bilder und Beschreibungen traut gewordene Schweiz. Dort, im Anblicke der großartigen Naturscenerie mit bestrickendem Farbenzauber, vollends aus dem bisherigen Geleise gebracht, griff er denn auch ausschließlich zu Pinsel und Palette, um sich auf gut Glück im Malen zu versuchen. Lange zwar im harten Kampfe mit der unfügsamen Farbe, trieb er endlich doch einen Maler auf, der ihm bereitwillig die nöthigen technischen Behelfe an die Hand gab. Damit war über seine Zukunft entschieden. Allerdings des Erwerbes wegen noch immer Knopf- und Schnürmachergeselle, nahm er gleichwol auf seiner Weiterwanderung, die im Winter von 1830 auf 31 nach Prag führte, eine Anzahl von Studien aus der Alpenwelt mit, die bald genug Verwendung finden sollten. Es geschah dieses schon 1832 für eine vom Professor Alois Klar in seinem Gartenhause auf der Prager Kleinseite veranstaltete „Ausstellung von Kunstwerken", in welcher drei — bereits von Kunstfreunden angekaufte — Gemälde vorgeführt wurden: eine Landschaft im Mondschein, eine solche im Morgennebel, eine dritte mit besonntem Gebirge. — Die nächstfolgende akademische Ausstellung vom Jahre 1833 brachte nachträglich noch zwei Schweizerlandschaften von P.; von da ab bis 1839 kam es zu keiner Ausstellung. Denn der nach Jos. Bergler bestellte Kunstschulleiter, Waldherr, 1834 gestorben, erhielt erst Ende 1836 den Nachfolger in Franz Kadlik (s. A. D. B. XIV, 785) und zwar einen solchen, dem es anlag, die mit dem Vorigen abgelebte Schule im Geiste der Neuromantik aufzufrischen. Diese innere Reformarbeit hielt von selbst das Auftreten nach außen, beziehungsweise die Wiedereröffnung akademischer Ausstellungen zurück, bewirkte dafür ein Vorführen von Werken der bildenden Künste, wie es zur Gleichstellung Prags mit den concurrirenden Großstädten Deutschlands erforderlich geworden war. P., mittlerweile zum feinfühligsten Coloristen vorgeschritten, behauptete sich auf dieser Ausstellung auch schon als echter, durchaus origineller Künstler. Er brachte diesmal vier treffliche Landschaften aus dem Westen von Böhmen, indeß er die drei nachfolgenden Jahre mit Bildern selbstgeschaffener — idealer — Art beschickte. Diese Eigenart charakterisirt von da an überhaupt seine Landschaften. Er entnahm der Natur nach Form und Beleuchtung zumeist nur die Leitmotive für seine reiche Phantasie, die unerschöpflich im Variiren, ihn auch ein und dasselbe Thema in verschiedenster Weise behandeln ließ. Zeigte sich dieser Umbildungstrieb dennoch erschöpft, dann gab es gleich ein neues — recht sonderbares Mittel, die Phantasie frisch anzuregen. Auf die mit einem dunklen Grundtone überstrichene Leinwand schleuderte er nämlich das Palettenabwischtuch und entnahm den dadurch auf der Fläche entstandenen Ausrissen der Farbe die neue Anregung. Erklärlich wird von daher zugleich seine Vorliebe für im Nebel gehaltene Landschaften, die durch ihr räthselhaftes Wesen Anziehung übten, und, was für ihn

maßgebend wirkte, stets bereite Käufer fanden. — P. war auf diese leider allzu sehr angewiesen. Bald nach seiner Seßhaftmachung in Prag hatte er einen Ehebund geschlossen, der ihn allgemach der Familiensorge unterzog. Sie nöthigte unerbittlich zu raschem Schaffen. Es entstanden darum meist kleine, leicht an Mann zu bringende Bilder. Ihre Beliebtheit überhob ihn wol des langen Suchens nach Käufern, verurtheilte ihn dagegen des geringen Preises wegen — zwischen 160—180 fl. — unausgesetzt zu „schanzen“, sollte nicht die Noth einbrechen. Seit Norbert Grund lebte in Prag kein Maler gleich reicher Productivität, glücklicherweise auch gleicher Werthschätzung seitens der Prager Kunstfreunde, von denen sich viele ganze Sammlungen Piepenhagen'scher Bilder anlegten. Dieser Umstand bewirkte noch mehr, als wie die Mißhelligkeit, in welche P. mit dem auf Kadlik folgenden Akademieleiter gerieth, daß er nahe drei Jahrzehnte lang die Prager Ausstellungen nicht beschickte, auch sporadisch nur die von Wien und Pest. Erst 1864 war in Prag wieder ganz vorzüglichen Werken seines Namens zu begegnen, einer Mond- und einer Gebirgslandschaft, über welche der bewährte Kunstreferent der „Bohemia“ schrieb: „Einem See im Felsenkessel entsteigt dichter Nebel, der Mond durchglänzt ihn und füllt ihn mit einer Masse silbernen Lichtes — er ist geradezu traumhaft und doch so einfach natürlich. Eine daneben hängende Taglandschaft desselben Künstlers hat gleich eigenthümlichen poetischen Reiz.“ — Frankl's (Wiener) „Sonntagsblätter“ von 1842 vergleichen in der Besprechung der Eigenartigkeit Piepenhagen's denselben nicht ohne Grund mit Salvator Rosa — obschon dem Vergleiche nur in bezug auf dessen phantasiereiche Auffassung der Natur, in seinen Landschaftsbildern dargelegt, Geltung zuzugestehen ist. — Wol am zutreffendsten verstand es der österreichische Dichter Adalbert Stifter — dem es wie nur wenigen gegeben war, die Natur in ihrem Walten und wunderbaren Gestalten zu belauschen und zu schildern — dem Wesenszuge Piepenhagen's zu folgen. Welch inniges Anschmiegen liegt im Briefe Stifter's an den Künstler — datirt Linz den 25. Dec. 1864 — in der Stelle: „Sie haben im Auftrage meines Freundes Heckenast ein so herrliches Mondbild für mich gemalt, daß der größte Dank viel zu arm ist, die Freude darüber nur einigermaßen auszudrücken . . . . . Alle Mittel in Gegensätzen von Licht und Dunkel, in Mond und Feuerbeleuchtung, die bei Mondbildern so gerne vorkommen, sind hier verschmäht, der Gegenstand ist Busch und Wasser, wie er überall in der Welt vorkommt, in dieses schlichte Kleid haben Sie eine solche Macht des feinsten Gefühles, der mannigfaltigsten Durchbildung, des Adels und der Würde, des Zaubers und des holden Dichtungsspieles der Nacht gelegt, daß jedes tiefer empfindende Herz in die Kreise dieses Silbernetzes gezogen wird, und sich in ihm beseligt fühlt. Sie sind der dichtungsvollste Landschafter, den ich jetzt kenne . . . .“ Gleiche Begeisterung für P. spricht aus späteren Briefen des Dichters, geschrieben angesichts der ihm weiter zugänglich gewordenen Gemälde desselben. — In Prag, wo P. von 1864 bis in sein Todesjahr wieder ausstellte, erneute sich nicht minderen Grades die Werthschätzung des Landschafters, der es verstand, mit den schlichtesten Mitteln den Beschauer poetisch zu stimmen. Es ist das um so wunderbarer, als es kein Geheimniß blieb, daß der bedrängte Familienvater gar oft den Erwerb der Tagesarbeit durch das abendliche wieder in Bewegungsetzen der Werkzeuge für Schnür- und Bortenerzeugung ergänzen mußte! — Wie ihm dabei doch die Eigenschaft eines guten Erziehers nicht verloren ging, dafür spricht am deutlichsten die sorgsame Heranbildung seiner beiden Töchter Charlotte und Louise zu vorzüglichen Malerinnen, die sich zum wohlererbten poetischen Zuge des Vaters für ihre Gemälde alle Vortheile der seither vorgeschrittenen Maltechnik anzueignen wußten. — Die Grabstätte Piepenhagen's befindet sich am evangelischen

Friedhofe der Prager Vorstadt Karolinenthal, gekennzeichnet durch ein vom Bildhauer Thomas Seidan ausgeführtes Denkmal — gewidmet von dankbaren Schülern und Schülerinnen, Freunden und Verehrern.

Kataloge der Prager Kunstausstellungen. — „Bohemia". — Biogr. Lex. d. Kaiserthums Oesterreich, 22. Theil. — Neues allg. Münch. Künstl.-Lex. — Müller-Klunzinger, Neuest. Künstl.-Lex. — Eigene Forschungen.

Rud. Müller.

Pierer: Heinrich August P., geb. am 26. Februar 1794 in Altenburg als Sohn des Hofraths Dr. med. Johann Friedrich P. (geb. am 22. Januar 1767, † am 21. December 1832). Er wurde in Altenburg bei einem Geistlichen mit dem nachmaligen General v. Radowitz erzogen, besuchte später Schulpforta und bezog 1811 die Universität Jena, woselbst er bis 1813 Medicin studirte. Anfang des Jahres 1813 trat er in das Lützow'sche Freicorps und nach dessen Auflösung in die preußische Armee ins York'sche Corps. Er focht mit bei Leipzig und wurde bei der Erstürmung von Wachau schwer verwundet. Nach seiner Genesung ging er zur Armee zurück, zog mit nach Frankreich und focht 1815 mit bei Waterloo. Nach dem Friedensschlusse wirkte er längere Zeit als Lehrer an der Divisionsschule in Posen. P. trat, nachdem er 1820 seinen Abschied genommen, als Theilhaber in das von seinem Vater errichtete Druckerei- und Verlagsgeschäft ein. Dasselbe bestand aus der von Johann Friedrich P. im J. 1799 gekauften Richter'schen Hofbuchdruckerei, sowie dem von ihm 1801 gegründeten „Literarischen Comptoir", welches er zwar 1816 an F. A. Brockhaus verkaufte, an dessen Stelle aber 1823 unter der Firma „Literatur-Comptoir" ein neues Verlagsgeschäft gründete. Von 1824 an redigirte er die von August v. Binzer begründete und anfangs von seinem Vater Joh. Friedr. P. bearbeitete Encyclopädie, welche nachmals unter dem Titel „Pierer's Universallexikon" in 6 Auflagen erschien und durch die Herausgabe von „Supplementen" (6 Bde.), „Neueste Ergänzungen" (2 Bde.), sowie „Jahrbüchern" (3 Bde.) vervollständigt wurde. 1832 übernahm P. das väterliche Geschäft unter der Firma „H. A. Pierer" für eigene Rechnung. Nach seinem am 12. Mai 1850 erfolgten Tode ging es an seine Erben über und wurde zunächst von seinen beiden Söhnen Eugen P. (geb. am 16. December 1823) und Viktor P. (geb. am 28. August 1826, † am 20. December 1855) geleitet. 1859 übernahmen es Eugen und Alfred P. (geb. am 12. Februar 1836) für eigene Rechnung. Diese verkauften 1872 das Universallexikon und die Buchdruckerei an ein Consortium Leipziger Firmen, welche diesen Theil des Geschäfts unter der Firma: „Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co." fortsetzten, das Universallexikon aber schon nach kurzer Zeit an A. Spaarmann in Oberhausen wieder veräußerten, während die Druckerei in deren Händen zu einer der bedeutendsten und leistungsfähigsten Officinen Deutschlands emporblühte. — Die Buchhandlung wird von Eugen und Alfred P. unter Firma „Verlagsbuchhandlung H. A. Pierer" fortgeführt und hat in erster Linie die Herausgabe gediegener pädagogischer Werke sich zur Aufgabe gestellt.

(Nach Mittheilungen der Familie.) J. Braun.

Pierius: Urban P. (Birnbaum) war einer von denjenigen deutschen Theologen der zweiten Hälfte des 16. und des anfangenden 17. Jahrhunderts, welche einen höchst wechselvollen Lebensgang gehabt haben. Urban Birnbaum war geboren zu Schwedt in der Uckermark 1546, im Todesjahre Luthers. Er wurde erzogen auf Kosten des Grafen Martin von Hohenstein. Vom 15. Jahre an studirte er in Frankfurt a. d. Oder; hier gräcisirte er seinen guten deutschen Namen Birnbaum und nannte sich Pierius; unter diesem Namen nennt ihn die Kirchen- und Litterärgeschichte. Anfangs studirte er die Rechte und verhei-

rathete sich mit der Tochter eines reichen Advocaten in Breslau. Nachdem aber sein Schwiegervater gestorben war, wandte er sich dem Studium der Theologie zu; er wurde Professor der Philosophie, promovirte im Jahre 1577 unter dem Vorsitz des Professors Andreas Musculus zum Doctor und Professor der Theologie. Aber schon im folgenden Jahre, 1578, wurde er nach Brandenburg berufen, als Pastor Primarius. Wenige Jahre später, wahrscheinlich 1581, erging an ihn der Ruf nach Küstrin, als Pastor und Generalsuperintendent. Er folgte dieser Berufung. Aber hier in Küstrin kam er in den Verdacht, von Luther's Lehre abzuweichen, während er eine hohe Würde in der lutherischen Kirche bekleidete. Es erging an ihn der Befehl, er sollte, in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, seine Lehransicht von der Person Christi und vom h. Abendmahl öffentlich bekennen. Dies geschah denn auch wirklich, etwa im Jahre 1586. Zwei Jahre später, 1588, berief ihn der Kurfürst von Sachsen, Christian I., der ihn im Brandenburgischen persönlich kennen gelernt hatte, nach Dresden als Hofprediger und Superintendent. Allein in Dresden wiederholte sich, was schon zu Küstrin sich ereignet hatte: P. kam in den Verdacht der Hinneigung zum Calvinismus. Das war die Zeit der sogenannten crypto-calvinistischen Bewegung, deren tragische Schlußkatastrophe mehrere Jahre später eben in Kursachsen gespielt hat. Wahrscheinlich gab den ersten Anlaß zu der Verdächtigung des Pierius der Umstand, daß er, in Gemeinschaft mit seinen Collegen, den Hofpredigern Salmuth und Steinbach, eine Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung mit calvinisch angehauchten praktischen Bemerkungen, die sogenannte Krell'sche Bibel, bearbeitete, welche jedoch nicht weiter gefördert worden ist, als bis zum zweiten Buch der Chronik. Allein dieses litterarische Unternehmen von äußerst breitspuriger Art interessirte verhältnißmäßig nur Wenige. Wohl aber wurde das Volksgemüth und das Gewissen vieler in der Gemeinde beunruhigt und erregt durch die Agitation für die Abschaffung des Exorcismus bei der h. Taufe. Sicher ist, daß P. bald darauf in Wittenberg durch seine Gegnerschaft des Exorcismus Aergerniß gab. Wahrscheinlich fing er schon in Dresden an, dieses Stück der h. Taufhandlung anzutasten. Dadurch erklärt sich dann um so leichter die Thatsache, daß er bereits in Dresden das Mißtrauen und eine gewisse Aufregung in der Gemeinde erfahren mußte.

Ohne Zweifel gab diese Wendung in der Stimmung der Gemeinde die Veranlassung dazu, daß P. von Dresden nach Wittenberg versetzt wurde. Man nahm an, diese Versetzung, welche im Jahre 1590 stattfand, sei dem Kurfürsten Christian I., der inzwischen den 1588 zum Geheimrath ernannten Dr. Nicolaus Krell zum Kanzler befördert hatte und demselben unumschränkten Einfluß auf die Regierung gestattete, angerathen worden. P. selbst hat indeß später (1603), als dieser Umstand öffentlich behauptet wurde, denselben bestritten und glaubhaft versichert, er sei nach Wittenberg von Seiten der Universität und des Magistrats der Stadt berufen worden (Examen und Erläuterung S. 232). Anfangs wurde P. nur provisorisch zum Vicepastor in Wittenberg berufen, aber gleichzeitig zum Superintendenten daselbst bestellt. Mit der Universität hatte er anfangs nichts zu thun. Aber schon am 26. April 1590 wurde er in die theologische Facultät aufgenommen, im folgenden Jahre definitiv zum Pastor und zugleich zum Generalsuperintendenten des Kurkreises ernannt. An der Universität hatte er großen Erfolg: seine Vorlesungen waren äußerst zahlreich besucht, so daß sowohl die Universität als der Magistrat, ohne sein Vorwissen, mehr als einmal dem Kurfürsten Zeugniß zu seinen Gunsten ablegten. Weil er aber je und je in Predigten von dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse abwich, und für Beseitigung des Exorcismus bei der Taufe arbeitete, zog er sich in Wittenberg, noch mehr als in Dresden, Unpopularität bei der Gemeinde und bei einem

Theil der studierenden Jugend zu. Als erstes geistliches Mitglied des Consistoriums suchte er auf dem Wege der kirchenregimentlichen Verwaltung den Exorcismus in Abgang zu bringen. P. kam im Februar 1591 von Wittenberg nach Dresden, und setzte in einer Conferenz mit sämmtlichen Geistlichen der Stadt die Erklärung durch, daß der Exorcismus nicht ein wesentliches Stück der Taufhandlung sei. Er entwarf sofort eine schriftliche Erklärung, dahin gehend, man wolle sich bemühen, diejenigen, welche den Exorcismus für unerläßlich hielten, von ihrem Irrthum abzubringen, und denselben so aus den Herzen der Zuhörer herauszupredigen, ehe man zur wirklichen Abschaffung schreite. Diese Erklärung wurde von allen Mitgliedern der Conferenz unterzeichnet. In diesem Sinne arbeitete P. nun ein ausführlicheres Gutachten aus, betitelt: „Einhellige Vergleichung". Dieser Urkunde suchte er in dem Kurkreise Eingang und Annahme zu verschaffen. Zu diesem Behufe wurden sämmtliche Superintendenten des Kurkreises nach Wittenberg einberufen: am 2. März 1591 hatten sie sämmtlich vor dem Consistorium zu erscheinen; zwei Tage lang wurde ihnen zugesetzt, den Exorcismus bei Vollziehung der heiligen Taufe zu beseitigen. Das galt aber den treuen Lutheranern als unzulässige Connivenz gegen die reformirte Kirche, als Abfall vom lutherischen Bekenntniß, als partieller Uebertritt zum Calvinismus. Die Gründe, welche der Generalsuperintendent P. für die geforderte Concession geltend machte, waren keineswegs sachlicher Art und biblisch begründend, sondern beruhten meist auf Rücksichten, Vorgängen bei Hof (Kurfürst Christian hatte im Januar 1591 die Prinzessin Dorothea unter Weglassung des Exorcismus taufen lassen) sowie in der Nachbarschaft, z. B. in anhaltischen Gemeinden, und auf Anträgen einzelner Geistlicher des eigenen Kirchenkreises. Die Mittheilungen letzterer Art gingen den Superintendenten sehr zu Herzen, weil sie dadurch inne wurden, daß sie falsche Brüder unter ihren Geistlichen hätten. Sie baten aus der Sitzung abtreten zu dürfen. Das wurde gewährt, und sie verabredeten sich sofort, die Unterschrift zu verweigern, möge daraus werden, was da wolle; sie ersuchten namentlich den Torgauer Superintendenten, als ihren Senior, mit Unterzeichnung der fraglichen Urkunde den Anfang nicht machen zu wollen. Allein der Generalsuperintendent P. stand von seinem Verlangen nicht ab, legte ihnen im Sitzungszimmer des Consistoriums eine schriftliche Erklärung vor, die er nebst seinen Gesinnungsgenossen zuerst unterzeichnete; und nun drang er in die Superintendenten unaufhörlich, bald mit Ungestüm, bald mit einschmeichelnden Reden, indem er beifügte, es solle hiermit dem Katechismus Luthers kein Abbruch geschehen; es sei ferne von ihm, irgend etwas wider Luthers Schriften, sofern man sie nur recht verstehe, unternehmen zu wollen. Die Unterschrift solle ja weiter nichts besagen, als daß der Exorcismus unterlassen werden k ö n n e, unbeschadet des Taufsacraments. Weil er nun nicht abließ, die Unterschrift zu fordern, so vollzogen die Superintendenten endlich ihre Unterschrift, einige mit, einige ohne den obigen Vorbehalt. Es handelte sich in der That für mehrere dieser Männer um Amt und Existenz. Die so bedrängten Geistlichen waren begreiflich auf P. übel zu sprechen. Sie bezeichneten ihn als eine Kreatur des Kanzlers Krell, und waren empört über seine Gewaltthätigkeit. Vgl. Chr. Aug. Freyberg, Altes und Neues aus Sachsen u. s. w. Dresden 1727. S. 88 ff., bes. 94 ff. Gemeindeglieder in Wittenberg und Studenten der Universität belegten ihn mit den ärgsten Schimpfnamen. Fast täglich erschienen Pasquille auf ihn, man drohte, sein Haus zu stürmen, und mehrmals gerieth er in wirkliche Lebensgefahr; Erfahrungen, die er mit Standhaftigkeit und Geduld über sich ergehen ließ.

Da starb am 25. September 1591 Kurfürst Christian I., 31 Jahre alt. Da der Kurprinz minderjährig war, so übernahm der fürstliche Vormund die

Verwaltung des Landes; das war Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar, ein Enkel Johann Friedrichs des Großmüthigen, und Schwiegersohn Herzog Christophs von Würtemberg, ein treuer Anhänger des Lutherthums. Nun brach, da der Administrator auf die Stände, d. h. vorzugsweise auf die Ritterschaft, alle Rücksicht nehmen mußte, die Reaction mit Macht herein, am schwersten über den vorher allmächtigen Kanzler Krell, aber auch über die hervorragenden Kirchenmänner, welche ihm behülflich gewesen waren. Auch P. wurde verhaftet und, nebst anderen Wittenbergern, im Schloß daselbst eingekerkert, Jahr und Tag gefangen gehalten. Indeß fehlte es ihm nicht ganz an Freunden und Gönnern, welche für ihn in der Noth sich verwendeten. Im J. 1588, als die spanische Armada England und den Protestantismus bedrohte, aber an der englischen Küste zu Grunde ging, hatte P. dies Ereigniß durch ein Gedicht verherrlicht. Deshalb verwendete sich jetzt Königin Elisabeth für ihn bei der kursächsischen Landesregierung. Auf diese hohe Verwendung hin wurde ihm 1593 die Freiheit geschenkt. Ob bedingungslos oder gegen Ableistung eines förmlichen Widerrufs, das ist fraglich. Im Februar 1593 erschien eine Flugschrift: „Revocatio oder Widerruff (sic) Urbani Pierii sonst Bierbawm des Apostaten und Erzcalvinisten u. s. w. durch Magnum Christophorum H.“, ein Bogen kl. 4⁰. Das dem Unterzeichneten zu Gebot gestandene Exemplar ist allerdings ein Nachdruck des in Wittenberg erschienenen Originals, war indeß, wie sich nachweisen läßt, ein getreuer Abdruck.

Diese Flugschrift ist aber nichts anderes als eine Schmähschrift. Den ersten Theil derselben bildet der angebliche Revers, d. h. Schuldbekenntniß und Widerruf, welche P. vor Entlassung aus der Haft und Landesverweisung sich am 1. Februar 1593 habe abpressen lassen; diese angebliche Erklärung wird durch eine daran geschlossene Beeidigung bekräftigt. Darauf folgt ein in Verse gefaßter angeblicher „Sendbrief D. Beutzers (d. h. Caspar Peucer's) an D. Krell, Gundermann, Pierius und Lic. Salmuth“ u. a. Endlich folgt eine „Warnung aus Gottes Wort, an die gottlosen Calvinisten“, worauf einige Psalterstellen folgen.

Diese Schmähschrift beantwortete unter dem 21. März 1593 Urban P., sobald sie ihm zu Gesichte kam, durch die Flugschrift: „Genötigte Verneinung Urbani Pierii D. Das ist, daß es nicht wahr sei, was wider ihn Magnus Christophorus H. — — — in Druck ausgelassen.“ Heidelberg 1593. 4⁰. 8 Seiten. Mit begreiflicher Entrüstung fordert er den Anonymus auf, seinen Namen zu nennen, und die ausgesprochenen Anschuldigungen gebührend zu erweisen; das werde er aber nimmermehr können. P. seinerseits versichert auf glaubhafte Weise, er habe niemals einen Widerruf der Art, wie er ihm nachgesagt werde, geleistet, niemals eine Schwärmerei in Kursachsen eingeführt, die Universität Wittenberg zerrüttet, und sei keineswegs auf Grund eines solchen Reverses seiner Haft entlassen worden u. s. w. Angesichts dieser beiden Documente, der anonymen Schmähschrift, und der Widerlegung von Seiten des D. P. selbst, können wir nur annehmen, daß jene angebliche Revocatio nebst angehängtem Juramentum, eine bösartige Erdichtung und Fälschung sei, daß P. vielmehr, infolge der englischen Verwendung, durch die kursächsische Landesverwaltung ohne ehrenkränkenden Vorbehalt seiner Haft entlassen worden sei. Aus einer 10 Jahre später herausgegebenen Schrift des P. „Examen und Erläuterung“, Vorrede S. V., wissen wir, daß der am 1. Februar 1593 ihm im Gefängniß abgenommene Revers unter anderem folgenden Wortlaut hatte: „Daß ich die Confession dieser Lande (zweifellos die Confessio Saxonica von 1551) weder heimlich noch öffentlich mit Lehren und Predigen oder Schreiben anfechten, noch andere,

solchs zu thun, Anleitung geben solle." Ein Gelöbniß, welches treulich gehalten zu haben er sich bewußt war.

Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich zuerst ins anhaltische Gebiet nach Zerbst; dann fand er wieder eine Anstellung als Pfarrer in Amberg. Im J. 1599 erging an ihn der ehrenvolle Ruf nach Bremen als Pastor an der Anschariikirche und Superintendent. Diesem folgte er und verwaltete die genannten Aemter von da an bis an seinen Tod, der am 12. Mai 1616 in einem Alter von 70 Jahren eintrat.

Am 9. October 1601 war der ehemalige Kanzler Nicolaus Krell, nach 10jähriger Festungshaft, endlich gerichtet und in Dresden enthauptet worden. Den Tag darauf hielt der zu seiner Vorbereitung für die Hinrichtung bestellt gewesene Pfarrer Nicolaus Blum von Dohna in der Frauenkirche zu Dresden eine „Leichpredigt", welche sofort, von drei Predigern, außer Blum, von zwei Dresdener Diakonen, Tobias Rudolff und Adam Moller, unterzeichnet, durch den Druck veröffentlicht wurde. Durch diese Leichenpredigt sah sich D. P. genöthigt, eine Gegenschrift herauszugeben: „Examen und Erläuterung der in der Leichpredigt über den enthaupteten D. Nicolaum Krell gehalten, fürgebrachten neuen Religionsstreiten" u. s. w. Bremen 1603. kl. 8°, 262 S. Die Widmung an Bürgermeister und Rath zu Bremen ist unterzeichnet Bremen den 25. Juli 1602. Die „Prüfung und Erläuterung" ist so gehalten, daß der Schriftsteller sich regelmäßig an die drei kursächsischen Geistlichen wendet, welche jene Leichenpredigt unterzeichnet haben. Das Buch zerfällt in drei Theile. Im I. Theil prüft Verfasser die positiven Aufstellungen der Gegner, und sucht dieselben aus Gottes Wort zu widerlegen, S. 1—149; der II. Theil, S. 149—227 ist defensiver Art: P. lehnt 7 verschiedene Beschuldigungen ab, welche von den Unterzeichnern der Leichenpredigt der reformirten Kirchenlehre gemacht worden waren; dieselben betrafen theils die calvinische Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, theils die reformirte Ansicht von der Person Christi, theils die calvinistische Abendmahlslehre. Während die beiden ersten Theile sachlich gehalten sind, ist der III. Theil persönlicher Art: der Verfasser widerlegt mehrere Beschuldigungen, welche gegen ihn selbst oder gegen D. Krell, beziehentlich gegen andere Geistliche in jener Predigt ausgesprochen worden waren. Dieser Theil enthält nicht wenige Beiträge zu der Lebensgeschichte des P. selbst. Damit war jedoch die Sache keineswegs abgethan. D. Philipp Nicolai, Pastor der Katharinenkirche zu Hamburg, ein eifrig lutherischer Geistlicher, ließ im J. 1603 ein Examen Examinis Pieriani, nicht weniger als 600 Seiten umfassend, erscheinen. Auf diesen Angriff erwiderte P. sofort in einer kurzen, nur 45 Seiten umfassenden „Abfertigung des Ubiquistischen Predigers D. Phil. Nicolai" u. s. w. Er ließ aber noch im gleichen Jahre eine weit ausführlichere, nicht weniger als 598 S. umfassende Entgegnung folgen, unter dem Titel: „Apologia und abgenöthigte Verantwortung des über der D. Nicolao Krellio nachgehaltenen Leichpredigt angestelleten Examinis" u. s. w. Die Erörterung in dieser, laut Vorrede, an die Gemeinde zu Hamburg gerichteten Streitschrift folgt genau dem Gang der Schrift „Examen und Erläuterung", nur daß der dritte rein persönliche Theil der eben genannten Schrift hier wegfällt. Die drei Prediger, welche zur seelsorgerlichen Berathung Krell's bestellt gewesen waren und die oben erwähnte Leichenpredigt über D. Krell unterzeichnet hatten, Blum, Rudolff und Moller, sahen sich genöthigt, auch ihrerseits eine Rechtfertigung, P. gegenüber, herauszugeben, welche sie als eine Fortsetzung der Kritik von Seiten Nicolai's ankündigten, mit dem Titel: „Examen examinis Pieriani continuatum" 1603, 231 S. in 8°. Auf letztere Schrift zu antworten hielt P. nicht für nöthig, wenigstens ist keine Entgegnung direct gegen diese

litterarisch bekannt. — So hat denn der spät nachwirkende Wellenschlag jener Bewegung, in welche P. während seiner Amtsführung in Kursachsen, von 1588 bis 1592, verflochten gewesen, noch ein Jahrzehnt später in Bremen ihm Beunruhigung und Kämpfe gebracht. Er war anfänglich evangelisch-lutherischer Theologe, aber, wie es scheint, von Anfang an durch die Melanchthonische Richtung beeinflußt, und niemals der von Amsdorf, Flacius und anderen vertretenen exclusiv lutherischen Geistesart zugehörig. Schon während seiner geistlichen Aemter in Kurbrandenburg, noch mehr aber in Kursachsen, trat bei ihm eine Hinneigung zu reformirter Lehrweise hervor, die schließlich Absetzung und Haft zur Folge hatte. Nach seiner Freilassung aber gelangte er in wenigen Jahren zu einer ehrenvollen Stellung innerhalb der reformirten Gemeinde in Bremen.

Abgesehen von den eigenen Schriften des Mannes, die oben genannt und als Quellen benützt sind, werde hier nochmals erwähnt (Freyberg) Altes und Neues von Sachsen 1727. Von Neueren vorzüglich das gediegene Schriftchen von Henke, Caspar Peucer und Nicolaus Krell. Marburg 1865, bes. S. 62 f., 66 ff. und Anmerkungen S. 88 ff. G. Lechler.

Pierson: Johannes P., Philologe, 1731—1759, wurde als der Sohn eines Geistlichen in Holwerde in Friesland 1731 geboren und erhielt hier und in Harlingen, wohin der Vater bald danach versetzt wurde, von diesem seinen ersten Unterricht. Erst vierzehnjährig, im Lateinischen und Griechischen aber über sein Alter hinaus gefördert, bezog er 1745 die Universität in Franeker, wo Valckenaer und Joh. Schrader ihn auf das Freundlichste an sich heranzogen und seine Studien leiteten; besondere Förderung dankte er auch der Freundschaft des etwas älteren Jac. Dan. van Lennep. Nach sechsjährigem Aufenthalte in Franeker siedelte er im September 1751 nach Leyden über, vornehmlich um Hemsterhuis zu hören. Mit dessen Unterstützung konnte er schon im folgenden Jahre als erste Frucht seiner Studien die bereits in Franeker begonnenen zwei Bücher „Verisimilia“ erscheinen lassen, in welchen er aus einer großen Zahl griechischer Dichter (besonders Apollonius, Callimachus, Euripides, Oppianus, Orpheus, Theocrit) verdorbene Stellen genauer untersuchte und viele sehr glücklich herstellte. Der Erfolg dieser Bücher war ein bedeutender; Ruhnkenius selbst machte auf den „iuvenis valde eruditus et ingeniosus“ aufmerksam, nur Reiske griff den Verfasser scharf an (die Verisimilia sind noch 1831 wieder gedruckt worden). — Die nächsten Jahre verbrachte P., mit eifrigen Studien namentlich zu Moeris beschäftigt, noch in den Leydener und Franeker'schen Gelehrtenkreisen, wurde aber am 1. October 1755 unerwartet zum Rector des Gymnasiums in Leeuwarden erwählt und übernahm dieses Amt am 12. November desselben Jahres mit einer Antrittsrede in Versen „De laudibus humaniorum litterarum et poëseos“. Die ungewohnten Pflichten des neuen Amtes verzögerten die Vollendung des „Moeris Atticista“ bis 1759 (Moeridis lexicon rest., emend., animadvers. ill. — Accedit Ael. Herodiani Philetaerus; neu herausgegeben 1830 von G. A. Koch und mit den Verisimilia von C. Jacobitz); die in dem Commentare niedergelegten feinen Bemerkungen über den attischen Sprachgebrauch fanden verdiente Anerkennung. Kurz nach dem Erscheinen dieser Arbeit starb P. am 29. October 1759 an den Pocken. Seinen wissenschaftlichen Nachlaß haben Valkenaer in der Diatribe Euripidea und Porson in den Miscellanea critica (zu Pollux) benutzt.

J. C. G. Boot, Historia gymnasii Leovardensis 1854, S. 34—38. — Christ. Saxi nomenclator p. VII, S. 174. — Neues Gelehrtes Europa 1756, S. 224—230. — L. Müller, Gesch. d. klass. Philologie in den Niederl. S. 92. R. Hoche.

Pieterszen: Gerrit P, d. h. Gerardus Petri, der Sohn des Petri, Maler und Radierer von Amsterdam. Geburts- und Sterbejahr unbekannt. Er wurde in Amsterdam von Jacob Lenartsz in der Kunst unterwiesen, trat dann in das Atelier des Cornelis von Harlem ein, bei dem er über ein Jahr blieb und arbeitete darauf auf eigene Rechnung, malte viel nach der Natur und stellte mit Vorliebe in seinen Bildern nackte Figuren dar. Auch Bildnisse und kleine Conversationsstücke führte er aus. In Harlem hielt er sich 3 bis 4 Jahre auf und zog dann südwärts. Man sagt, er habe Antwerpen zu seinem Wohnsitz erwählt, was indessen kaum der Wahrheit entsprechen dürfte, da er sich 1590 in Gent in die Gilde aufnehmen ließ. Wie lange er hier blieb, ist ungewiß; um 1600 wird sein Name in Gent nicht mehr erwähnt. Er zog, wie viele seiner Landsleute, nach Rom, wo er fleißig malte und dann wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er als Künstler in hohem Ansehen stand. Im J. 1604 malte er für die St. Sebastiansgilde von Amsterdam ein Schütterstück, das wegen der feinen Charakterisirung der einzelnen Personen sehr gelobt wurde. Es ist leider verschollen. P. Pontius stach nach ihm das Bildniß des Adolph Voerst, C. van Sichem die 12 Sibyllen. Sein Bildniß, von Frisius gestochen, kommt bei van Mander vor. Er selbst hat auch radiert. Zugeschrieben wird ihm eine Madonna mit Kind, in der Landschaft sitzend, bezeichnet: Peters inv. fecit; dann eine Landschaft mit dem Entenjäger und drei Jagdstücke.

s. van Mander. — Immerzeel. Wessely.

Pietsch: Johann Valentin P., Dichter, geboren am 23. Juni 1690 zu Königsberg in Preußen. Er studirte Heilwissenschaften an der Universität seiner Geburtsstadt und später in Frankfurt an der Oder, wo er 1713 zum Doctor medicinae promovirt wurde. In seine Heimath zurückgekehrt, erlangte er als Anerkennung für das ursprünglich anonym veröffentlichte Gedicht „Ueber den ungarischen Feldzug des Prinzen Eugen“ die Professur der Poesie an der Universität und die Würde eines Magisters der Philosophie. 1719 wurde er Hofrath, königl. Leibmedicus und Oberlandphysicus. Er starb am 29. Juli 1733. Diesem wenig bewegten Lebensgang entspricht auch seine litterarische Wirksamkeit. P. war keiner derjenigen, die es auch nur versucht haben, der Dichtung neue Bahnen zu weisen. Er blieb innerhalb der engen Grenzen, die ihm sein bescheidenes Talent gezogen, und auf Wegen, die begabtere Genossen vor und neben ihm ausgetreten haben. Er wäre wol mit seinen Leistungen nicht über die Berühmtheit einer Localgröße hinausgekommen, wenn nicht die mit berechneter Erwartung auf Gegendienste allezeit dienstbereiten kleineren Poeten seiner Zeit ihn auf ihren Schild gehoben hätten. Dazu kamen freundschaftliche Beziehungen zu Neukirch, Besser und Gottsched, so daß man in der hyperbolischen Art jener Zeit dem deutschen Publicum „Entzücken“ einreden konnte, „Wenn Pietschens Helden-Lied durch Phöbus Hayne schallet“ und auf ein unbedeutendes kleines Bruchstück einer Cäsartragödie hin, in ihm einen zukünftigen „anderen Sophokles“ sah. Besonders warm gestaltete sich das Verhältniß zu Gottsched, der in P. seinen früheren Lehrer schätzte. Als Gottsched aus Anlaß eines Disputes und einer Wette zwischen dem Kronprinzen Friedrich von Preußen und Keyserling über Pietschens Werth als Dichter, um seine Meinung befragt wurde, äußerte er sich mit großer Wärme über ihn. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Gottsched eine im Drucke befindliche neue Ausgabe von Pietsch's Werken, die unbekannt geblieben ist. Die bald darauf 1740 erschienene, von J. G. Bock besorgte kann nicht gemeint gewesen sein, weil Gottsched seine Ausgabe dem Prinzen Friedrich widmen wollte, „wenn er wüßte, daß dem Kronprinzen damit ein Gefallen geschehe“. Möglich, daß durch die Ausgabe von Bock die neue vielleicht noch nicht fertiggestellte Gottscheds überflüssig gemacht und daher nicht der Oeffent-

lichkeit übergeben wurde. Pietsch's Dichtungen sind zumeist aus Anlaß verschiedener Zeit- und Hofereignisse geschrieben. Sein Amt verpflichtete ihn, den Krönungstag des Königs und das Geburtsfest der Königin poetisch zu feiern, dazu setzte er noch bei der Geburt eines Prinzen oder bei Hochzeits- und Leichenbegängnissen hoher Gönner oder befreundeter Königsberger Familien seine Muse in Contribution. Seine poetische Ausdrucksweise ist im Gegensatze zur „italienischen Schreibart" der sogenannten zweiten schlesischen Schule, frei von Bilderwulst und zusammengebettelten Prunkworten, vom Schwelgen in Blut und Greuel, dagegen nüchtern und trocken nach der Weise der ihm geistesverwandten „Hofpoeten" Canitz, Besser, König, die alle die mangelnde leidenschaftliche Gluth durch Strohfeuer ersetzten. Wie früher mit Kraftworten, so wird jetzt mit pathetischen Fragesätzen und Ausrufungszeichen die Stimmung in die Gedichte hineingetragen. Alle diese Staats- und Heldengedichte nehmen einen Anlauf zum Fluge und bleiben niedergedrückt von Langeweile und Nüchternheit auf der Erde. Am höchsten zeigt sich Pietsch's Leistungsfähigkeit in seinem Heldengedichte „Karl des Sechsten im Jahre 1717 erfochtener Sieg über die Türcken", das als Fragment, vier Bogen stark im Druck erschien, öfter nachgedruckt, später von Gottsched und endlich von Bock, von diesem aber aus den nachgelassenen Schriften vermehrt und mit Verbesserungen von des Herausgebers Hand veröffentlicht wurde. Aber mehr als einzelne Anläufe zu lebendiger Darstellung und hie und da glücklich geformten Gedanken sind auch diesem Werke nicht nachzurühmen. Die Schilderungen sind breit und ungegenständlich, und das Fortschreiten der Erzählung bei jeder etwas bewegten Handlung durch öde Reflexionen des Dichters aufgehalten. Aber dies Gedicht erregte in Deutschland großes Aufsehen und erwarb dem Verfasser allgemeine Anerkennung, die auch der Aufnahme seiner anderen Gedichte zugute kam. Nur Friedrich der Große hatte für sein zum 15. Juni 1733 gedichtetes Vermählungslied wenig Dank übrig. Einzelne Gedichte von P. wurden häufig nachgedruckt, so z. B. das König Friedrich Wilhelm am 14. August 1732 gewidmete Geburtstagsgedicht in Bernanders verirrten Musen u. s. w. In seinen wenigen Gedichten, die außerhalb des Rahmens der Helden-, Staats-, Trauer- und Vermählungsgedichte fallen, zeigt er Spuren eines Einflusses des Horaz und Boileau. In seinen geistlichen Gedichten versucht er u. a. durch eine merkwürdige Verbindung von Cantaten, Arien, Recitativen, Chören u. s. w. „Ausführliche Abbildung aller Leidens-Marten und Todes-Qualen JEsu Christi des Erlösers der Welt" betitelt, eine neue Art von Oratorientexten zu schaffen. Diese geistliche Dichtung enthält neben schlechter Prosa vergleichbaren Versen auch Stellen von tiefer, warmer Empfindung und frommer Innigkeit. Er soll auch ein „Carmen heroicum de Jesu Christo pacis reparatore" 1725 gedichtet haben. In lateinischer Sprache sind auch mehrere medicinische Schriften, z. B. „De impedito medicinae progressu", die er pro gradu schrieb, de stibio veterum etc. verfaßt. P., der seine Persönlichkeit nie in den Vordergrund schob, ist durch die damaligen erbärmlichen litterarischen Verhältnisse und durch die Seichtheit der zeitgenössischen Dichtung zu unverdienter Bedeutung emporgeschraubt worden. Nur insofern er dadurch zur Charakterisirung jener Zeit beiträgt, verdient er historische Beachtung.

D. H. Arnoldts ausführliche und mit Urkunden versehene Historia der Königsberger Universität. Königsberg 1746. Bd. 2. — Herrn D. Johann Valentin Pietschen Gesamlete Poetische Schrifften ed. Gottsched, Leipzig 1725. — Des Herrn Johann Valentin Pietschen gebundene Schriften in einer vermehrtern Sammlung ans Licht gestellet von J. G. Bock. Königsberg 1740.

Max v. Waldberg.

Pigage: Nicolas de P., Architekt, Sohn des in Diensten des Königs Stanislaus von Polen zu Luneville thätigen Hofbaumeisters P. Geboren 1721, besuchte er zunächst die Akademie der Künste in Paris, bereiste dann Frankreich, Italien und England und wurde 1748 als Hofarchitekt vom Kurfürsten von der Pfalz Karl Theodor nach Mannheim berufen. Hier leitete er die Bauten des kurfürstlichen Residenzschlosses; namentlich ist die Schloßkirche und deren innere Ausschmückung speciell nach seinen Plänen ausgeführt worden. Auch für den Schloßpark in Schwetzingen hat er den Plan entworfen (1757—62). Ein von ihm projectirter großartiger Ausbau des dortigen Schlosses mußte unterbleiben, da derselbe zu großen Aufwand erfordert haben würde; nur der Anbau weitläufiger Orangeriegebäude mit anschließendem Theater und die vielen Zierbauten im Garten selbst, Badhaus, künstliche Ruinen, mehrere Tempel und eine Moschee kamen zur Ausführung. Besonders das Badhaus ist in Anlage und innerer mittels kunstvoller Stuccoarbeiten bewirkter Ausschmückung vorzüglich gelungen. Deßgleichen sind die ganze Gartenanlage und die großartigen Wasserwerke des Parks nach seiner Anleitung erfolgt, später aber noch durch zwei Ingenieure (Breyer und Pfinz) bedeutend erweitert worden. Seit 1780 war P. mit dem Bau der Hofstallungen zu Düsseldorf und des in dortiger Gegend gelegenen Schlosses Benrath beschäftigt, welches in der allgemeinen Anlage demjenigen zu Sanssouci ähnlich ist. Auch hier hat er die Innendecoration in kunstvoller Stuccoarbeit herstellen lassen. In Frankfurt a. M. ist das v. Schweitzer'sche Palais (später Russische Hof), eines der schönsten Privatgebäude der Stadt, nach seinen Plänen erbaut worden. Auch litterarisch ist P. thätig gewesen durch Abfassung und Herausgabe des großen Werkes über die Düsseldorfer Gemäldesammlung. Dasselbe hat folgenden Titel: „La Galérie électorale de Düsseldorff ou catalogue raisonné et figuré de ses tableaux dans lequel on donne une connaissance exacte de cette fameuse collection et de son local par des descriptions détaillées et par une suite de 30 planches contenant 365 petites estampes redigées et gravées d'après ces mêmes tableaux par Chretien de Mechel graveur de S. A. S. Monseigneur l'Electeur Palatin etc. ouvrage composé dans un gout nouveau par Nicolas de Pigage de l'Académie de S. Luc à Rome, associé correspondant de celle d'Architecture à Paris, premier architecte Directeur général des bâtimens et jardins de S. A. S. Electorale Palatine à Bâle chez Chr. de Mechel et chez Mrs. les Inspecteurs des galéries électorales à Düsseldorff et à Mannheim 1778. 2 vols fol. obl. Als kurfürstlicher Hofkammerrath, Ober-Bau- und Gartendirector, Mitglied der Akademie von St. Luca in Rom und der Akademie in Paris ist v. P. 1796 zu Mannheim gestorben.

Churpfälz. Hofkalender 1748/96. — G. K. Nagler, Allgem. Künstlerlexikon Bd. XI, S. 294. — Zeyher u. Römer, Beschreibung von Schwetzingen. Mannheim 1809, S. 9, 18, 30, 90. — Rieger, Hist.-topogr. Beschreib. v. Mannheim, S. 108, 493, 508. — Leipz. Illustr. Ztg. Bd. 83, S. 327/8.

Riefer.

Pighius: Albertus P., katholischer Theolog und bedeutender Astronom, um 1490 aus einer der regierenden Familien zu Kampen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Erziehung an der Löwener Universität und studirte Theologie unter Adrian Florisz. Nachdem er dort das Baccalaureat und zu Köln das Doctorat in der Theologie erworben hatte, folgte er seinem Lehrer nach Spanien und, als dieser 1522 zum Papst ernannt war, nach Rom. Von diesem, wie auch von seinen Nachfolgern Clemens VII. und Paul III. wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit hochgeachtet, ward er mehrfach in politischen und kirchlichen Geschäften nach Worms und Regensburg gesandt. Schon hatte er einen

bedeutenden Antheil gehabt an der Verbesserung des Kalenders und an der richtigen Berechnung des Osterfestes, als Leo X. diese Angelegenheit bei der Löwener Universität in Anregung gebracht hatte. Darauf beziehen sich auch seine Schriften: „Astrologiae defensio adversus prognosticatorum vulgus, qui annuas praedictiones edunt et se astrologos mentiuntur“, Paris 1518, und „De aequinoctiarum solstitiorumque inventione et de ratione Paschalis celebrationis deque restitutione ecclesiastici Calendarii“, Paris 1520, sowie die „Apologia adversus novam Marci Beneventani astronomiam, quae positionem Alphonsinam et recentiorum omnium de motu octavi orbis depravavit“, Paris 1522 und eine „Defensio apologiae adversus novam Marci Beneventani astronomiam“. Papst Paul III. ließ sich von ihm in der Mathematik unterweisen und verlieh ihm als Anerkennung dafür 1535 die Propstei von St. Johann zu Utrecht nebst einer bedeutenden Geldsumme. Dennoch gerieth er, infolge eines langwierigen und kostspieligen Processes mit dem Utrechter Magistrat, wobei es sich um die herrschaftlichen Rechte seiner Propstei handelte, in finanzielle Bedrängniß. Nicht nur als Mathematiker und Astronom, sondern auch als Vertheidiger des katholischen Glaubens und besonders der kirchlichen Hierarchie, hatte er große Verdienste. Seine Hauptarbeit auf diesem Gebiete ist die „Hierarchiae ecclesiasticae assertio“, welche zu Köln 1538, 1544, 1558 und 1572 in einem Folioband erschien und vom englischen Theologen John Leland in seiner „Amphilarchia in Alb. Pighium“ widerlegt worden ist. Auch auf katholischer Seite fand er keinen ungetheilten Beifall. Der Cardinal Bona versagte ihm zwar nicht das Lob großer Gelehrsamkeit, empfiehlt aber doch einen behutsamen Gebrauch seiner Schriften, indem P. die Kirchenlehre nicht durchaus rein darstelle und in der Lehre der Erbsünde, Prädestination und Rechtfertigung dem Protestantismus zuneige; weshalb denn auch einige seiner Schriften auf den Index gestellt sind. — Neben oben genannten Schriften erschien noch von seiner Hand: „Controversiarum praecipuarum in Conciliis Ratisbonensibus tractatarum explicatio“. Köln 1542, Paris 1542, 1549 und 1586. Weiter: „De libero hominis arbitrio et divina gratia libri X adversus Lutherum, Calvinum et alios“, Köln 1542, „Ratio componendorum dissidiorum et sarciendae in religione concordiae“, Köln 1542, und „Apologia adversus Martini Buceri calumnias“, Mainz 1543, Paris 1543, 1586. Seine letzten Jahre verlebte er zu Utrecht, wo er am 26. December 1542 starb und in der St. Johanniskirche bestattet ist.

Burmann, Traj. erud. p. 260 sqq. — Paquot, Mém. litér. I. p. 102 sv. — Bosscha, Overyss. Volksalman. 1840, bl. 112 vv., Oudh. v. Deventer II. bl. 30 vv., 49, und Glasius, Godgel. Nederl. van Slee.

Pighius: Stephan Vinandus P., auch Piggius, Philologe und Antiquar, 1520—1604. Seines Vaters Name war Wynants, den er in Vinandus latinisirte, die Mutter hieß Pighe. Er war geboren im J. 1520 in Kampen in Ober-Yssel und erhielt seine Vorbildung durch seiner Mutter Bruder, den gelehrten Albertus Pighius oder Piggius (s. S. 125), dessen Namen er später selbst annahm; dann studirte er in Löwen, wo er mit Anton Morillon in engere Verbindung trat, eifrig die classischen Sprachen und begab sich 1547 nach Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Hier blieb er acht Jahre, meistens in Rom, von wo eine Reihe von Ausflügen ihn nach den anderen wichtigeren Städten führte, so 1553 nach Neapel; überall war er eifrigst mit der Durchforschung aller ihm zugänglichen Reste des classischen Alterthums beschäftigt, er schrieb „mit Einsicht und Zuverlässigkeit“ Inschriften in großer Zahl ab und zeichnete — seit 1550 gemeinschaftlich mit seinem ebenfalls des Zeichnens wohl kundigen Freunde Morillon — Kunstwerke aller Art. Durch seine eifrigen

Arbeiten wurde er dem gelehrten Cardinal Marcellus Cervinus bekannt und erhielt von diesem den Auftrag, die von ihm gesammelten Inschriften zu einem Corpus inscriptionum zu vereinigen, welches sich handschriftlich in der Leydener Bibliothek erhalten hat. Als 1554 sein Gönner als Marcellus II. Papst wurde, schien P. sich eine glänzende Zukunft zu eröffnen, wenn er sich entschließen könnte, dauernd in Rom zu bleiben. Aber schon im Mai 1555 starb Marcellus; P. sah damit seine römischen Hoffnungen gescheitert und nahm daher nun eine Berufung des ihm schon früher freundlich gesinnten Cardinals Granvella an. Länger als 14 Jahre lebte er als dessen Secretär und Bibliothekar in Brüssel, mit antiquarischen Studien fortdauernd eifrig beschäftigt. In diese Zeit fällt seine Granvella gewidmete Schrift „Themis Dea seu de lege divina“ 1568 und die schon 1567 erschienene Ausgabe des Valerius Maximus. — Als Granvella nach Spanien zurückging, blieb P. in den Niederlanden; aus seiner stillen Zurückgezogenheit weckte ihn im J. 1574 ein Auftrag des clevischen Hofes, mit dem Prinzen Karl von Cleve auf Reisen zu gehen; im October wurde die Reise durch Deutschland, Oesterreich und Italien begonnen, endete aber schon im Februar 1575 in Rom, wo der junge Prinz plötzlich starb. P., der den Aufenthalt in den italienischen Städten auch jetzt wieder zu eifrigen Forschungen benutzt hatte, beschrieb diese Reise in einem „seltsamen“ Buche: „Hercules Prodicius seu principis iuventutis vita et peregrinatio per Steph. Vin. Pighium“ (Antw. 1587, nov. ed. Köln 1609). Hercules ist ihm das Vorbild seines jungen Prinzen; zu dessen Ehren „beschreibt und deutet er die jugendliche und die Broncestatue des capitolinischen Museums und eine Herme des Hercules“ (Jahn) und bespricht dann die ihm in den verschiedensten Orten, von Lorch bis Präneste, aufgestoßenen Alterthümer. — Im Sommer kehrte P. nach seiner Heimath zurück und erhielt nun von Herzog Wilhelm von Cleve ein Canonicat an der Stiftskirche in Xanten; gleichzeitig ernannte ihn Granvella zu seinem Commissarius. Im September 1575 siedelte er nach Xanten über, welches er auf längere Zeit nicht mehr verlassen hat; eine Frucht seiner ununterbrochenen Studien war das große Werk „Annales Magistratuum Romanorum“, dessen erster Theil 1599 erschien, während die beiden weiteren Theile erst nach Pighius’ Tode durch Andr. Schott 1615 herausgegeben wurden. P. starb im J. 1604. Sein handschriftlicher Nachlaß, darunter viele Zeichnungen, kam zunächst an seinen Freund, den Kellermeister des Xantener Domcapitels, Eberhard von Vollenhoven, dann 1646 an den Prediger Herm. Ewich in Wesel und 1680 durch dessen Sohn nach Berlin. Ausführliche Mittheilungen über die „Zeichnungen antiker Monumente im Codex Pighianus“ hat O. Jahn in den Verhandlungen der K. Sächs. Ges. der Wiss. 1868 gegeben (Bd. 20, S. 161—235), ebenso über „ein römisches Deckengemälde des Codex Pighianus“ in den Verhandlungen von 1869, (Bd. 21, S. 1—38); über Pighius’ Briefe hat Th. Mommsen in den Monats-Berichten der Berliner Akademie 1866, S. 419 ff. berichtet.

Lebensgeschichte des P. von Joh. Winter im 2. Theile der Annales (Antw. 1615). — Sponrath, Alterthüml. Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten, herausg. von Mooren (1837). — O. Jahn, Biographische Einleitung zu dem oben citirten Aufsatze über die Zeichnungen (S. 163—168).

R. Hoche.

Pilati: Leopold Freiherr v. P., geb. zu Wien im J. 1705, † zu Trient 1755. Er hatte die Doctorwürde im Rechte und in der Theologie erlangt, wurde sehr jung Domherr und Propst in Raab und 1725 bereits Domherr in Trient. Schriften: „La santità ed il martirio del beato Adalpreto vescoco di Trento vindicati“, Trient 1754. „Origines juris pontificii“, Trient 1739, Fol. Eine vorzugsweise auf Natalis Alexander, Bingham, Fleury,

Morin, Sarpi, Thomassin, für österreichische Zustände auch auf handschriftliches Material gestützte Geschichte des Kirchenrechts von ältester Zeit bis auf das Concil von Trient, wobei auch das griechische Recht angezogen wird, ist sie zwar im ganzen weder selbständig noch neu, enthält aber einen sehr anerkennenswerthen Versuch einer Dogmengeschichte der Rechtsinstitute und ist in dieser Gestalt ziemlich alleinstehend, aber in der Litteratur fast vollständig unbeachtet geblieben.

v. Wurzbach, Lex. XXII, 289 (führt an „Der deutsche Antheil des Bisthums Trient" u. s. w. Brixen 1866, S. 95).

v. Schulte.

Pilgram: P., oftmals genannt: Meister Antoni oder Antonj, berühmter Werkmeister, welcher nachweisbar zwischen 1502 und 1516 in Brünn und in Wien thätig war. Ueber Anton P. haben sich nur wenige und geringfügige Daten erhalten. Auch sein Geburtsort ist unbekannt, denn obschon er in Brünn, wo eine Familie Pilgram bereits um 1350 existirte, längere Zeit gewirkt hat, so ist es doch fraglich, ob er jener Familie entstammte. Prof. F. Rziha hält bei dem Umstande, daß zu jener Zeit die Baumeister nach ihrem Geburtsorte oder nach dem Orte ihrer früheren Thätigkeit benannt wurden, sogar die Annahme für zulässig, daß der volksthümliche Name Pilgram mit der Stadt Pilgram in Böhmen in Zusammenhang stehe. In Brünn hat P. mehrfache Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen. Er arbeitete an der St. Jacobskirche (1502), am ehemaligen Judenthore (1508), am abgebrochenen Seitenthurm der Jacobskirche (1510) und am Rathhausthore (1511). Einen unwiderlegbaren Beweis hierfür geben die Werkzeichen des Meisters, welche theils an der Jacobskirche, theils auf einem im Brünner Museum befindlichen Simssteine des Judenthors angebracht sind. Von Brünn wurde P. nach Wien berufen, um für den von dem Baumeister Georg Oechsel begonnenen Orgelfuß im St. Stephansdome einen neuen Bauriß zu entwerfen. Da der Plan zufriedenstellend ausgefallen war, so wurde P. auch die Ausführung übertragen. Aber kaum hatte sich der kunsterfahrene Meister an die Arbeit gemacht, als infolge der Zurücksetzung Oechsels der bekannte „Werkmeisterstreit" ausbrach, in welchem die Steinmetzzunft auf das Entschiedenste gegen den Eindringling Stellung nahm. Sie sah in der Correctur oder gänzlichen Verwerfung der Oechsel'schen Arbeit einen nicht zu rechtfertigenden Verstoß gegen die Bruderschaftsordnung und erhob wider P. eine Reihe von Anklagen, durch die er als ein eigenmächtig handelnder und gewaltthätiger Mann hingestellt wird, dem man weder das Buch der Bruderschaft, noch die Büchse (mit dem Bruderschaftsgelde) und das Siegel anvertrauen könne. Kaiser Maximilian entschied den Streit endlich zu Gunsten Pilgram's, der dann auch 1511 in die Wiener Baumeistertafeln als „paumeister zu St. Stephan" aufgenommen wurde, während er in den Stadturkunden als solcher angeblich schon 1506 erscheint. Nebst dem in formvollendeter Schönheit ausgeführten und mit der Büste des Meisters geschmückten Orgelfuß (1513), soll P. noch der Erbauer der herrlichen Kanzel, des sogenannten Friedrich-Giebels und der Vorhallen zum Bischof- und Singerthore des Doms sein. Doch ist der thatsächliche Antheil des Meisters an diesen Objecten nicht sicherzustellen, zumal das Wertzeichen an der Kanzel kein Pilgramzeichen, sondern diesem nur sehr ähnlich ist. Auch zeigt die Büste daselbst kaum eine Aehnlichkeit mit jener am Orgelfuß, die die thatkräftigen und energievollen Züge des Künstlers zu lebendigem Ausdruck bringt. Meister P. lebt auch in der Sage fort; er figurirt darin, wohl mit Bezug auf sein Verhältniß zu Oechsel, als ein arger Neidhart, der gelegentlich sogar den jungen Puchsbaum vom Thurme stürzt, damit der kunstbegabte Lehrling den Meister dereinst nicht überflügeln könne. Das Todes-

jahr Pilgram's ist unbekannt. Im J. 1516 tritt bereits sein Nachfolger Georg Hauser auf.

Perger, Der Dom von St. Stephan in Wien. Triest 1854. — Tschischka, Der St. Stephansdom in Wien. Wien 1832. — Primisser, Ueber den Baumeister Ant. Pilgram. Jahrbücher der Literatur, 11. Bd. 1820. Anzeigeblatt S. 41. — Rziha, Das Steinmetzzeichen des Meisters Pilgram. Wiener Dombauvereinsblatt. I. Jahrg. Nr. 4 u. 5.

Eduard Seis.

Pilgram: Anton P., Astronom, geboren am 3. October 1730 in Wien, † ebenda am 15. Januar 1793. P. trat 1747 als Novize in den Jesuitenorden, betrieb in dessen Schulen die Mathematik mit besonderer Vorliebe und wurde deshalb 1753 vom Pater Hell, dem bekannten Director der Wiener Sternwarte, als Assistent an dieser Anstalt bestellt. Während der Reise, die Hell 1769 zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach Vardöe machte, hatte ihn P. allein zu vertreten. Als Exjesuit erhielt derselbe den Titel eines kaiserlichen Astronomen und zugleich die Weisung, im Vereine mit seinem Collegen P. Triesnecker eine auf genauen Vermessungen beruhende Kartirung von Niederösterreich auszuführen. Von Pilgram's Schriften sind acht in lateinischer, vier in deutscher Sprache erschienen, und unter diesen letztern befindet sich auch ein den allerverschiedensten Zwecken angepaßtes Logarithmenwerk. Die „Ephemerides astronomicae ad meridianum Vindobonensem“ redigirte er für die Jahre 1769, 1770 und 1771 allein, für die späteren Jahre in Gemeinschaft mit P. Hell; unter seinen diesem Jahrbuch einverleibten Originalaufsätzen dürfte die „Disquisitio de parallaxi solis“ (1774) besondere Erwähnung verdienen. Auch lieferte P. eine deutsche Ausgabe von Belidors Anfangsgründen der Artilleriewissenschaft. Jedenfalls bedeutender aber und für seine Zeit sogar höchst verdienstlich sind die „Untersuchungen über das Wahrscheinliche in der Wetterkunde durch vieljährige Beobachtungen“ (Wien 1778), ein Buch, von welchem ein sehr kritisch denkender neuerer Meteorologe urtheilt, es sei „mit außerordentlicher Gründlichkeit und großer Ausdauer geschrieben und noch jetzt lesenswerth“. Selbstverständlich hielt P. noch daran fest, daß der Einfluß gewisser Himmelskörper auf die irdische Lufthülle ein sehr erheblicher sei, allein er suchte doch nach rationellen Gründen für eine solche Einwirkung (Gravitation, Wärme der Mondstrahlen in den höheren Luftschichten) und ging dem meteorologischen Kometenaberglauben scharf zu Leibe. Die Bedeutung der Barometerschwankungen für eine richtige Prognose hat er bereits ganz klar erkannt.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Bd. — Collectio scriptorum societatis Jesu, tomus I, Wien 1855, S. 267 ff. — J. van Bebber, Handbuch der ausübenden Witterungskunde, 1. Bd., S. 16, 129, 156, 183, 193, 268.

Günther.

Pilgrim: Johann Ulrich P., s. **Wechtlin**.

Piligrim, Erzbischof von Köln. — Die Abstammung Piligrim's aus dem Hause der baierischen Pfalzgrafen, durch die er auch seinen bedeutenderen Zeitgenossen, Kaiser Heinrich II. und Erzbischof Aribo von Mainz, verwandtschaftlich nahe stand, darf als erwiesen gelten, dagegen kann seine Geburt nur mit annähernder Sicherheit etwa in das Jahr 985 gesetzt werden. Vielleicht in Salzburg für den geistlichen Stand vorgebildet, begegnet er schon früh in der Umgebung des Hofes. 1016 ist er zuerst als Kanzler für Italien thätig. Um dieselbe Zeit scheint ihn die Gunst Heinrichs II. zu bevorzugter Stellung unter dem Clerus des jungen Bisthums Bamberg erhoben zu haben. In das Jahr

1017 fällt dann der Beginn seiner politischen Thätigkeit. Auf dem Allstedter Reichstage erschien unter der Führung Bischofs Heinrich von Parma eine Gesandtschaft, welche hülfesuchend die bedenkliche Lage der Dinge in Oberitalien schilderte. Mit ausgedehnten Vollmachten versehen, begleitete P. nun die Boten über die Alpen zurück. Wir sind wenig über den Gang seiner diplomatischen Wirksamkeit unterrichtet, doch läßt sich ein Erfolg wohl feststellen, denn als der Kanzler im October oder November wieder deutschen Boden betrat, hatten die italienischen Verhältnisse bereits zu Gunsten der kaiserlichen Partei sich gewendet. Hieraus erklärt es sich, daß er Ostern 1020 bei dem Besuche des Papstes Benedict in Bamberg unter den Angesehensten des Reiches erscheint. Er war damals Dompropst: der volle Lohn fiel ihm schon im nächsten Jahre zu. Am Krankenlager des Erzbischofs Heribert wurde er zu dessen Nachfolger bestimmt. Der Kölner Kirchenfürst starb am 16. März 1021, am 29. Juni wurde dann P. im Dome geweiht. Für seinen Sprengel vermochte er jedoch zunächst kaum thätig zu sein. Im italienischen Feldzuge des Jahres 1022 ließ ihn der Kaiser ein Drittel des Heeres gegen Montecassino und Capua führen. Die kriegerischen Erfolge des Erzbischofs waren glänzender noch als ehedem seine diplomatischen: Montecassino und Capua fielen in seine Hände, Fürst Gandulf und der Sohn Waimars von Salerno gaben sich ihm gefangen. So ist die Zeit kurz nach dem Siege der kaiserlichen Sache jenseits der Alpen als der Höhepunkt in Piligrim's Leben zu bezeichnen. In der kirchlichen Bewegung jener Tage wird er durch seinen Verwandten Aribo von Mainz an selbständigem Geiste und fester Gesinnung weit überragt, jedoch weist ihm die Gunst Heinrichs II. auch hier die wichtigsten Aufgaben zu. An den Besprechungen über die Kirchenreform im cluniacensischen Geiste, welche der Kaiser im August 1023 mit König Robert von Frankreich pflog, nahm er hervorragenden Antheil. Die gleiche Angelegenheit führte ihn auch zum dritten Male nach Italien. Länger als zwei Monate scheint er im J. 1024 mit dem Papste als kaiserlicher Bevollmächtigter über das große, nach Pavia einzuberufende Concil verhandelt zu haben. Durch die Würde eines päpstlichen Bibliothekars ausgezeichnet, kehrte er im April nach Deutschland zurück. Es ist natürlich, daß er nunmehr vollends den Anschluß an Aribo vermied, der in immer stärkeren Gegensatz zu Rom getreten war und soeben ein Provinzialconcil nach Höchst beschieden hatte, um gegen die Entziehung des Palliums Einspruch zu erheben. Zugleich aber wurde sein eigenes Ansehen gerade jetzt erschüttert. Mit Heinrich II. war sein größter Gönner geschieden: das Wohlwollen Konrads verscherzte er sofort dadurch, daß er bei der Wahl von Kamba der lothringischen Opposition sich anschloß. Wohl bemühte er sich später eifrig um die Herstellung eines freundlicheren Verhältnisses zum Oberhaupte des Reiches: er vollzog die Krönung Giselas, die Aribo vorzunehmen sich geweigert hatte, er suchte die nach der Wahl in Feindseligkeit verharrende Partei Gozelos von Lothringen zu beseitigen, jedoch zu der Stellung eines persönlichen Vertrauten, wie bei Heinrich II., vermochte er bei dessen Nachfolger nicht zu gelangen. Besonders lebhaft mag er den Wechsel der Dinge bei dem ersten italienischen Zuge Konrads empfunden haben. Er benutzte denn auch den nächsten Anlaß zur Rückkehr in die Heimath, wo insbesondere die Neubesetzung des Utrechter Bischofsstuhles ihn beschäftigte. An dem Nationalconcil, welches Erzbischof Aribo nach der Rückkehr des Kaisers aus Italien im September 1027 in Frankfurt veranstaltete, nahm P. Theil, ohne jedoch irgendwie hervorzutreten. Seine Rolle in der Reichsgeschichte war zu Ende. Kaum darf noch die Verleihung eines Münzprivilegs als besondere Auszeichnung für ihn gelten, ebensowenig, daß die italienische Erzkanzlerwürde ihm zu Theil wurde, nachdem ihr bisheriger Träger, der hartnäckige Mainzer Kirchenfürst, am 6. April 1031 auf

der Rückkehr von einer Bußwallfahrt nach Rom gestorben war. Ein letzter Versuch, politischen Einfluß geltend zu machen, war die Unterstützung der fürstlichen Bewegung gegen den Uebergang Kärnthens auf den jüngeren Konrad. Bald nachher wurde P. unerwartet vom Tode ereilt; er starb am 25. August 1036 zu Nimwegen, wo er der Hochzeit des Königs Heinrich mit Gunhilde von Dänemark beigewohnt hatte. Seine Verdienste um das Reich sind sicherlich, so lange ihn die Gunst des Kaisers förderte, nicht gering gewesen. Unter Konrad kam sein Wirken vorwiegend seinem Sprengel zu gute. Dessen ist besonders zu gedenken, daß er am 8. November 1029 die Abtei Brauweiler einweihte und daß ihm Köln selber den Ausbau der Stiftskirche St. Aposteln verdankt. Hier haben denn auch seine Gebeine ihre Ruhestätte gefunden und behalten.

Vgl. Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. von S. Hirsch, 3. Bd. herausgeg. und vollendet v. Harry Breßlau (Leipzig 1875). — Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. v. H. Breßlau (Leipzig 1879). — Ennen, Gesch. der Stadt Köln, Bd. 1 (Köln u. Neuß 1863). — R. Müller, Erzbischof Aribo v. Mainz (Historische Studien, 3. Heft, Leipzig 1881); ein abgerundetes Lebensbild gibt G. Schnürer, Piligrim, Erzbischof von Köln. Studien zur Gesch. Heinrichs II. und Konrads II. (Münster. Diss. 1883). Korth.

Piligrim, Bischof von Passau, 971 — 22. Mai 991. Er war vornehmen Standes, ein naher Verwandter des Erzbischofs Friedrich von Salzburg, vielleicht der Sohn von dessen Bruder Sigihart, Grafen im Chiemgau. In dem Kloster Nieder-Altaich, das unter Friedrichs Fürsorge aus dem tiefen Niedergange während der Ungarneinfälle zu raschem Gedeihen kam, erhielt er unter eines trefflichen Lehrers, Udalgis, Leitung Unterricht und erwarb er sich gründliche wissenschaftliche Bildung. Nach vollendeter Lehrzeit blieb er als Canonicus im Stifte und wurde aus demselben im J. 971 auf Vorschlag des Erzbischofs Friedrich als Nachfolger des am 15. Juni verstorbenen Adalbert auf den bischöflichen Stuhl von Passau berufen. In seiner neuen Würde entfaltete er eine reiche Thätigkeit in einer Zeit, die an den bairischen Episcopat die größten Ansprüche stellte, in welcher derselbe, wie unter der Regierung König Konrads I. unmittelbar für das Interesse des Reichs nach Außen und Innen zu wirken berufen war. Die erste und weitreichendste Aufgabe, der sich der hochbegabte Bischof zuwandte, war die Bekehrung der Ungarn. Der Zeitpunkt schien trefflich gewählt. Gerade damals war die Vereinigung der einzelnen fast selbständigen Theile des Volkes zu einem Reiche vollzogen worden, dessen Beherrscher Geisa mit seiner Gemahlin dem Christenthume geneigt und bemüht war, freundliche Beziehungen zu dem deutschen Reiche aufrecht zu erhalten. Zu Ostern 973 erschienen am Hofe in Quedlinburg Gesandte der Ungarn, um dieselbe Zeit wurde im Auftrag des Kaisers ein Bischof Bruno, den in jeder Weise zu unterstützen P. angewiesen worden ist, an Geisa entsendet. In breite Schichten der Bevölkerung des ungarischen Reiches hatten Kriegsgefangene und unterworfene Slaven die christliche Lehre getragen, ein laues, mit heidnischen Anschauungen und Gebräuchen durchsetztes Christenthum hatte sich duldender Schonung zu erfreuen, bedurfte aber dringend der fürsorglichen Hand eines geistlichen Oberhirten. P. war nach dem Vorbilde des h. Augustinus, des Bekehrers der Angelsachsen, über den er sich aus Bedas Kirchengeschichte unterrichtet hatte, mit allem Eifer bemüht, diese Reste einer früheren Zeit zu schützen und den herrschenden Stamm für den Glauben an Christus zu gewinnen. Er hat wohl auch persönlich eingegriffen, sich auf einer Reise nach Ungarn von dem Fortgange der Mission überzeugt, aufs beste war er mit dem erzielten Erfolge zufrieden. Eifersüchtig wehrte er jeden Wettbewerb ab, den h. Wolfgang, der unabhängig von ihm

sich der gleichen Aufgabe weihen wollte, rief er zurück und lenkte ihn durch die von ihm befürwortete Ernennung zum Bischof von Regensburg in andere Bahnen. Hand in Hand mit dieser anerkennenswerthen Thätigkeit ging das Bestreben, das Bisthum Passau von der Unterordnung unter Salzburg zu befreien, es neben diesem zum Erzbisthum über Ungarn und Mähren zu erheben. P. suchte zu diesem Behufe sein Hochstift als Rechtsnachfolger des in Römerzeiten bestandenen Lorcher Bisthums nachzuweisen, wobei er einer in Passau gäng und gäben Ueberlieferung folgte, die schon seinen Vorgänger Adalbert veranlaßt hatte, sich mit dem Titel eines Bischofs von Lorch zu schmücken. Eine Anzahl gefälschter päpstlicher Urkunden sollte den historischen Zusammenhang herstellen und zugleich das Bisthum Lorch mit den Vorrechten ausstatten, als deren nunmehriger Inhaber das Passauer Bisthum zu gelten hatte. Gelang es ihm auch, für die Fabel von der Uebertragung jenes Hochstifts nach Passau bei Hofe Glauben zu finden, so war er doch außer Stande, für die Erhebung Passaus zum Erzbisthum die Einwilligung des Kaisers und des Papstes zu gewinnen. Auch die Bemühung, seine Diöcesangewalt über Ungarn auszudehnen, war vergeblich, da sie auf der falschen Voraussetzung ruhte, daß dieses Land dem deutschen Reiche einverleibt werden sollte. Bereits zu Ende der siebziger Jahre verschlimmerten sich die Beziehungen Geisas zu Otto II., sein Sohn, der h. Stephan, hat dann die volle Selbständigkeit Ungarns begründet, im Einvernehmen mit dem Papste die kirchliche Einrichtung seines Reiches durchgeführt und dadurch der Bekehrungsthätigkeit der Passauer Bischöfe ein für alle Mal ein Ende bereitet. Die Absichten auf Mähren mußte P. infolge der Gründung des Bisthums Prag fallen lassen. So konnte der Erzbischof von Salzburg, ohne in offenen Gegensatz gegen seinen Suffragan zu gerathen, die Rechte seiner Metropole ungeschmälert bewahren. P. dürfte als einsichtiger Staatsmann es aufgegeben haben, unerreichbaren Zielen nachzustreben, jedenfalls hat er nach dem Jahre 977 keinen Versuch in dieser Richtung mehr gemacht, sondern sich darauf beschränkt, in engerem Kreise aufs ersprießlichste sein Amt zu versehen.

Der Kampf, den Otto II. zur Behauptung der Reichsgewalt gegen die bairische Linie seines Hauses zu führen hatte, bot dem Passauer Bischof Gelegenheit, seine opferbereite Anhänglichkeit an das Herrscherhaus durch die That zu beweisen. Neben Friedrich von Salzburg war er die vornehmste Stütze der kaiserlichen Herrschaft in Baiern. Die günstige Lage Passaus, die durch die Verbindung der Empörer mit dem Böhmenherzoge entscheidend wurde, hatte es bewirkt, daß der Kampf vornehmlich um den Besitz dieser Stadt geführt wurde, beide Parteien die größten Anstrengungen machten, den wichtigen Punkt zu erlangen und zu behaupten. Als im J. 977 der Krieg zu Gunsten des Reiches entschieden war, hat Otto II. die Festungswerke Passaus zerstören lassen, damit sie in einem spätern Kampfe dem Feinde nicht wiederum sichern Rückhalt gewährten. Für P. entsprangen aus der nahen Beziehung zum Hofe mancherlei Vortheile, nicht der geringste war, daß er einen der Kanzleibeamten Ottos II. gewann, der in seinem Sinne echte und falsche Urkunden, sowie Vorlagen an den Kaiser ausarbeitete. Getragen von der Gunst des Herrschers konnte P. die Zeit friedlicher Entwickelung, die den bairischen Wirren folgte, benützen, um den Schaden, den seine Diöcese erlitten hatte, auszugleichen. Mit geschickter Hand wußte er eine großartige Erweiterung des passauischen Besitzstandes zu erlangen. In dem eigentlich bairischen Theil seines Sprengels war wenig für ihn zu gewinnen, er war auf die Gebiete östlich des Inn angewiesen, in denen damals unter des ersten babenbergischen Markgrafen Liutpold Leitung die politischen Verhältnisse stetiger Ausbildung zugeführt wurden. War bereits in karolingischer

Zeit das culturfähige Gebiet in Nieder- und Oberösterreich an geistliche und weltliche Besitzer vertheilt worden und wurde der Umfang desselben zunächst nicht erweitert, so konnten größere Schenkungen nur auf Kosten der bisherigen Inhaber erfolgen. Salzburg, das unter Erzbischof Friedrichs Schutz stehende Nieder-Altaich, Freising und der Markgraf konnten und durften nicht zu Gunsten Passaus geschädigt werden, da richtete P. sein Augenmerk auf jene Klöster seiner Diöcese, die sich aus dem Verfalle während der Ungarnherrschaft noch nicht erhoben hatten. Mit Hülfe gefälschter Urkunden und durch kluge Ausnützung der politischen Lage bekam P. die Marienabtei zu Passau und die Klöster Oetting, Mattsee, Kremsmünster, St. Pölten in seine Gewalt und brachte sie in dasselbe Abhängigkeitsverhältniß, in dem sich St. Florian seit langem befand. Für die Erweckung kirchlichen und geistigen Lebens in diesen Stiftern hat P. nichts gethan, er behandelte sie lediglich als Mittelpunkte der Verwaltung, die von dem Ertrage des Besitzes möglichst wenig beanspruchen sollten. Mit größtem Eifer aber übernahm er die Pflichten, die ihm aus so reicher Gabe entstanden. Es galt die unter den Karolingern rüstig geförderte Culturarbeit, die durch den Ungarneinfall jähe Unterbrechung erlitten hatte, wieder aufzunehmen. Ueberaus rührig ging P. ans Werk. Wir sehen ihn allerorten thätig, den alten und neuen Besitz seines Hochstifts zu erkunden, die Grenzen durch die Aussage der Landesgenossen festzustellen, Rechte und Bezüge der Pfarr- und Taufkirchen zu sichern und durch die Erbauung neuer Gotteshäuser für das Seelenheil der Anwohner zu sorgen. Da die ansässigen Leute nicht ausreichten, Rodung und Anbau mit raschem Erfolg zu fördern, begünstigte er die Einwanderung von Freien, die in den passauischen Unterthanenverband eintraten, nachdem sie der König aus dem ordentlichen Gerichtsverband entlassen hatte. Indem er für den Besitz und die Leute seines Hochstifts die Unabhängigkeit von der Gewalt des Herzogs und des Markgrafen erlangte, leitete P. die Entwickelung der ständischen Verhältnisse in der Ostmark ein, die später auf die Beziehungen der Landesfürsten zu den kirchlichen Großgrundbesitzern entscheidenden Einfluß geübt haben.

Von großer Bedeutung war Piligrim's Regierung für die Stadt Passau. Er hat die Stadtherrschaft der Bischöfe begründet, war in den Besitz der Zolleinkünfte gekommen und der Grundherr der Stadt geworden. Als der Mittelpunkt einer eindringenden und geordneten Verwaltung, als Ausgangspunkt und Stapelplatz für den Handel nach der Ostmark, mit Ungarn und Böhmen konnte die Stadt sich bald von der im baierischen Kriege erlittenen Schädigung erholen, P. verschaffte ihren Kaufleuten umfassende Zollerleichterungen. In jeder Weise suchte der Bischof den Glanz seiner Residenz zu erhöhen. Die Gebeine des h. Maximilian, die bisher in Oetting verwahrt worden waren, wurden auf seine Veranlassung in die Domkirche übertragen.

Auch für die Pflege litterarischer Thätigkeit und wissenschaftlicher Studien, für die ihm seine Vorgänger eine wohlausgestattete Büchersammlung hinterlassen hatten, war der hochgebildete Mann eifrig bemüht. Herzog Heinrich III. zog ihn bei der Reform des Klosters Nieder-Altaich neben dem h. Wolfgang als Berather zu. P. hat durch einen seiner Cleriker, Konrad, die Nibelungensage aufzeichnen lassen, Konrad, auf den Ruhm seines Herrn bedacht, hat seinen Namen in die Sage eingefügt, P. wurde zu einem nahen Verwandten Kriemhilds und ihrer Brüder. Rühmliches weiß der deutsche Sänger des Nibelungenliedes von dem mächtigen Bischof zu erzählen, der in ritterlicher Art die Nichte an die Grenze seines Bisthums geleitet und ihr die Verbreitung christlichen Glaubens am Hofe und im Volke ihres Gemahls empfiehlt. Von dem großen Rufe, dessen

P. sich im Mittelalter erfreute, geben auch die Wunder Zeugniß, die ein übergläubiger Sinn an seinem Grabe geschehen ließ.

Er steht ein echter und rechter Bischof des zehnten Jahrhunderts, durchaus erfüllt von den kirchlichen und politischen Interessen seiner Zeit, ein guter Verwalter und weltkundiger Staatsmann von bedeutender litterarischer Bildung mit dem Markgrafen Liutpold am Eingange der Geschichte des österreichischen Staates.

Vgl. Ernst L. Dümmler, Piligrim von Passau und das Bisthum Lorch. Leipzig 1854. Ferner die allgemeinen Darstellungen: Büdinger, Oesterr. Gesch. 1, 274 f., 385 f., 445 f. — Dümmler, Jahrb. Otto des Gr., S. 493 f. — Riezler, Gesch. Baierns 1, 391 f. — Schrödl, Passavia sacra, p. 77 f. — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, 1. Bd., 5. Aufl., S. 585, 847. — Huber, Gesch. Oesterreichs 1, 144 f., 177 f. — Ranke, Weltgesch. 7, 74. — Ueber die Urkunden noch: Uhlirz, Die Urkundenfälschung zu Passau im zehnten Jahrh. in Mittheil. des österr. Instituts 3, 177 f. und ebenda Ergänzungsband 2, 548 f. — Sickel, Erläut. zu den Diplomen Otto II., ebenda, Ergänzungsband 2, 135 f. — Ueber Piligrim und das Nibelungenlied Zarncke in Berichte der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 8 (1857), 168 f. — Scherer, Literaturgesch. S. 731 spricht im Anschluß an Lachmann der Nachricht von der Aufzeichnung des Nibelungenliedes durch Konrad jede „Gewähr der Glaubwürdigkeit" ab. Uhlirz.

Piligrim II., Erzbischof von Salzburg, 1366, † 5. April 1396; aus dem österreichischen Herrengeschlechte Puchheim. In seiner politischen Stellung zunächst dem Hause Habsburg-Oesterreich eng verbündet, wie dies die Geschichte der Jahre 1367—1368 erweist, ward er auch vom Hause Baiern-Wittelsbach umworben, als dieses um die Mark Brandenburg mit Kaiser Karl IV. in Fehde stand, schloß auch ein solches Bündniß, wurde jedoch durch den Kaiser und Papst Gregor XI. bald veranlaßt, diese Abmachung wieder zu lösen (1371). Dagegen gerieth er mit Baiern wegen seines Eingreifens in die Berchtesgadener Propsteiverhältnisse in eine ernstliche Fehde mit dem Baiernherzoge Friedrich (1381), die wohl durch österreichische Vermittlung und mit Beihülfe der Bischöfe von Freising und Regensburg beigelegt wurde (3. December 1381), aber erst 1384 zu einem dauernden Ausgleiche führte, — ohne daß der Erzbischof der Gefahren, die ihm von Seiten Baierns drohten, überhoben blieb. Denn, als er sich 1386 in den schwäbischen Städtebund aufnehmen ließ, betrachteten dies die bairischen Herzoge als eine Herausforderung, veranstalteten (27. November 1387) den Ueberfall in Raitenhaslach und P. mußte als Gefangener zu Burghausen die Haft antreten. Diese Gewaltthat bestimmte allerdings den deutschen Kaiser Wenzel zu einem Drohbriefe an die Herzoge, und den schwäbischen Bund zur Waffenerhebung gegen die Baiernfürsten. Aber auch die vom Pfalzgrafen Ruprecht vermittelte Taidung zu Neumarkt (12. März 1388) verschaffte dem Metropoliten die Freiheit nicht, und die Feindseligkeiten begannen von Neuem. Doch gelang es dem Erzbischofe, aus seiner Haft zu entkommen und 1389 wurde endlich die verwüstende Fehde beigelegt. — So gut wie gar nicht sind wir über die Ursachen der vorübergehenden Fehde zwischen Habsburg-Oesterreich (Albrecht III. und die Söhne Leopold III.) und Salzburg im J. 1393 unterrichtet. Das Chronicon Salisburgense besagt nur, daß „Herzog Albrecht von Oesterreich die Stadt Leibnitz (in Steiermark, Besitz des Hochstiftes) zum Schimpfe des Erzbischofs erstürmen und ausrauben ließ". In der Geschichte der Salzburger Provinzialsynoden nimmt auch die von P. im Januar 1386 abgehaltene nicht die letzte Stelle ein. Sie suchte auf die gesunkene Kirchenzucht einzuwirken, das Kirchengut zu schützen, die Immunität der geistlichen Personen zu

wahren, dem Wucher zu steuern u. s. w. — P. war im Erwerben von Gütern nicht lässig, er kräftigte auch den Montan- und Salinenertrag des Erzstiftes, hielt seine Mittel zusammen und konnte daher auch den Giebigkeiten an die Curie wiederholt nachkommen. König Wenzel verlieh ihm die Befugniß, Goldgulden (23. 24 Karat schwer und 67 Stücke auf 1 kölnische Silbermark) mit eigenem Wappen zu schlagen. Dieser Erzbischof war auch der Erste, den wir in seinen Siegeln das salzburgische Landeswappen führen sehen.

Zauner, Chronik von Salzburg III. — Pichler, Salzburgs Landesgeschichte. — Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden. — Zillner, Salzb. Kulturgeschichte in Umrissen. — Dalham, Concilia Salisburgensia.

Krones.

Pillersdorff: Franz Freiherr von P. wurde in Brünn im J. 1786 als der Sohn des Gerichtsrathes und späteren Hofrathes Franz Freiherrn v. P. geboren. Nach Absolvirung der juridischen Studien an der Universität zu Wien im J. 1805 trat er ins praktische Leben und eröffnete seine Beamtenlaufbahn in Galizien. Dort verblieb er bis 1807, in welchem Jahre er als Hilfsarbeiter in den Staatsrath berufen und an der Seite des damaligen Staatsrathes, Freiherrn v. Baldacci, verwendet wurde. 1808, also 24 Jahre alt, rückte er zum jüngsten Official vor. Baldacci war zu jener Zeit der vertrauteste und einflußreichste Rathgeber des Kaisers Franz, mit dem er die Abneigung gegen Napoleon und dessen Eroberungspolitik theilte. Da nun Baldacci's Stellung den Mittelpunkt aller militärischen, administrativen und politischen Maßregeln bildete, welche sich auf den im J. 1809 ausgebrochenen Krieg bezogen, war P. Gelegenheit geboten, an diesen Arbeiten eifrigen Antheil zu nehmen. Der Feldzug fiel unglücklich für Oesterreich aus und hatte bekanntlich einen äußerst nachtheiligen Frieden zur Folge. Die bisherigen Rathgeber des Monarchen mußten anderen Männern Platz machen. Der leitende Minister Graf Philipp Stadion trat zurück und Graf Clemens Metternich nahm seine Stelle ein. Auch Baldacci wurde eine andere, dem Centrum der Regierungsgewalt entferntere Position angewiesen, P. aber zur Hofkammer versetzt, in welcher er 1811 zum Hofsecretär, und 1815 zum Hofrathe vorrückte. P. war nunmehr genügende Gelegenheit geboten, die arge Zerrüttung kennen zu lernen, in welcher sich der Haushalt des österreichischen Staates befand, und einzusehen, wie nöthig eine Reform, aber auch, wie ungemein schwer eine solche durchzuführen sei. Eine durchgreifende Umgestaltung wäre nur durch eine beträchtliche Reduction der Armee ins Werk zu setzen gewesen; man konnte jedoch auf keinen dauerhaften Frieden rechnen, da trotz der inzwischen erfolgten Familienverbindung die Stellung Oesterreichs zu Frankreich eine gespannte blieb. Die Ereignisse der Jahre 1812—1815 erhöhten noch die Schwüle, welche in der politischen Atmosphäre herrschte und alle Gemüther beengte. Baldacci wurde zum Armeeminister ernannt und zugleich zur obersten Leitung der Landesadministration in den occupirten Gebietstheilen Frankreichs berufen, wobei ihm P. an die Seite gegeben wurde. Diesem bot sich nunmehr durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich und die bald darauf erfolgte Bereisung Englands die beste Gelegenheit dar, vergleichende Studien anzustellen und zu begreifen, daß doch einmal daran geschritten werden müsse, auch in Oesterreich dem Volke Antheil an der Gesetzgebung und der sonstigen Leitung seiner eigenen Angelegenheiten zu gewähren. Doch war für Oesterreich noch nicht der Zeitpunkt hierzu gekommen; denn Kaiser Franz war zu mißtrauisch und hielt alles fern, was nur im Geringsten der alleinigen Geltung seines eigenen Willens hindernd in den Weg treten konnte. Nach beendigtem Kriege trat P. wieder in die Hofkammer ein, deren oberste Leitung inzwischen Graf Philipp Stadion übernommen hatte. Beider Streben ging nun-

mehr dahin, der sehr bedrohlichen Lage der österreichischen Finanzen abzuhelfen. Eine schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt, daß die Menge des vorhandenen Papiergeldes nahezu 700 Millionen betrug; doch wurde sie im Laufe der Jahre, wenn auch nur zum Theil gelöst, indem das bisherige Papiergeld aus dem Umlaufe verschwand und an seine Stelle Metall und diesem gleichwerthige Banknoten traten. Ja der Staatsvoranschlag für das Jahr 1830 stellte sogar einen Ueberschuß in Aussicht. Doch war man hierbei zu einem Punkte gelangt, wo man der so wichtigen Frage gegenüberstand: Ob Repräsentativsystem oder nicht? Denn um die gewonnene Basis des zum Theile geordneten Finanzwesens festzuhalten, fehlte noch die Oeffentlichkeit in der finanziellen Gebahrung, und die Gewißheit, daß die einzelnen Ministerien die ihnen eröffneten Credite nicht überschritten. Die Zukunft Oesterreichs lag in der Lösung dieser Frage, da das finanzielle Moment noch viel bedeutsamere in sich begriff. Aber man schreckte vor einem Repräsentativsystem zurück; diejenigen, welche dem Throne am nächsten standen, wollten von einer Lösung der Finanzfrage in dem Sinne nichts wissen, daß sie sich zu einer Verfassungsfrage gestalten sollte, — und das war ja doch ihr eigentliches Wesen. Die nächste Folge dieser autokratischen Voreingenommenheit war die Störung der kaum errungenen Ordnung der Finanzen und das Streben nach einer gewaltsamen Lösung des Knotens. Die Julirevolution des Jahres 1830 in Frankreich erhöhte die Spannung, welche in den verschiedenen Classen der Bevölkerung herrschte, und zunächst veranlaßte sie Oesterreich zu kriegerischen Rüstungen, die nothwendiger Weise der finanziellen Regelung hindernd in den Weg traten. P., welcher der Ansicht war, daß man nicht Angesichts der Möglichkeit, die neue Regierung in Frankreich könnte eine feindliche Politik verfolgen, von dem bisherigen Bestreben abweichen sollte, den Staatshaushalt ganz in Ordnung zu bringen, wurde bei dem im J. 1832 stattfindenden Wechsel der Leitung der Finanzen von dort entfernt, und als Kanzler bei der vereinigten Hofkanzlei zur Theilnahme an der inneren Verwaltung berufen; er empfing gleichzeitig die Würde eines wirklichen Geheimen Rathes. Ein neues Gebiet eröffnete sich ihm, ein Feld, auf welchem seit der Regierung Joseph's II. keine sichere Hand den Pflug gelenkt hatte. Wie viel Unkraut war auszurotten, welche Hindernisse mußten erst aus dem Wege geschafft werden, um das Wohl eines Volkes zu begründen, das sich bis jetzt nicht hatte frei entwickeln können! Und je hartnäckiger man daran festhielt, keine Aenderung der bisherigen Zustände eintreten zu lassen, um so höher steigerte sich die allgemeine Unzufriedenheit mit denselben, um so gewaltiger wurde insbesondere das Bestreben, den geistigen Druck abzuschütteln, welcher durch die ebenso strenge als manchmal recht geistliche Handhabung der Censur geübt wurde. Nur so konnte es geschehen, daß auch patriotisch gesinnte Männer mit einer Art von Sehnsucht dem Gewitter entgegen sahen, welches von Frankreich drohend herüberzog, und sich gewaltig auch über Oesterreich entlud.

Das morsche Regierungssystem brach zusammen, Fürst Metternich trat zurück, und bald mußte ihm auch das Ministerium Ficquelmont folgen. P., dem schon am 20. März die Leitung des Innern zugewiesen worden war, wurde am 4. Mai zum Ministerpräsidenten ernannt. Hatte P. einen Augenblick gehofft, das österreichische Staatsgebäude ruhig und maßvoll reorganisiren zu können, so vereinigte sich bald alles — die italienischen und die ungarischen Wirren, die Unruhen in Wien, die deutschen Verhältnisse — um ihn an diesem redlichen Vorhaben zu hindern. Als die unerwartete Abreise des Hofes es zu einer Ehrensache für das Ministerium machte, nicht zu resigniren, blieb auch P. treu auf seinem Posten. Daß er an den von der Krone ausgegangenen Zugeständnissen festhielt, war gewiß und zu billigen, aber andererseits läßt sich auch wieder

nicht leugnen, daß der Widerstand zu schwach war, welchen P. den stets von neuem auftauchenden, sich mehr und mehr überbietenden und überstürzenden Forderungen entgegenzusetzen wußte. Er drang auf Zusammenberufung des Reichstages und auf Ausschreibung der Wahlen, wobei er jedoch jeden Verdacht eines Regierungseinflusses zu vermeiden suchte. Aber die öffentlichen Verhältnisse waren inzwischen in einen solchen Zustand der Verwirrung und der Zerrüttung gerathen, und P. zeigte sich so wenig geeignet, sie zu beherrschen und allmählich wieder zu ordnen, daß seine Stellung immer schwankender wurde und er endlich am 8. Juli vom Staatsruder zurück und als Deputirter in den Wiener Reichstag trat. Hier war sein Platz im rechten Centrum, wo Männer saßen, welche den ernstesten Willen zeigten, die neue Regierung zu unterstützen. Nicht immer wohnte er ihren Versammlungen bei, um sich seine Unabhängigkeit zu bewahren; aber nie kam eine Abstimmung vor, in der er nicht im Sinne der Regierung gestimmt hätte. Nach Auflösung des Reichstages 1849 wurde Pillersdorff's ministerielle Wirksamkeit, sowie seine Haltung während der Septembertage einer Disciplinaruntersuchung unterzogen, und ihm eröffnet, „daß sein ferneres Erscheinen in der geheimen Rathsstube nur mit Mißfallen gesehen werden würde". Ebenso wurden ihm die unter den früheren Regierungen erlangten Auszeichnungen entzogen. Wie ungemein schmerzlich mußte dieser Vorgang P. berühren, dessen Bemühungen in den verschiedenen Stellungen, welche er durch 43 Jahre eingenommen hatte, wie er selbst sagt, fortwährend darauf gerichtet waren, „durch Vorschläge zu ruhigen Reformen die Anlässe zur Unzufriedenheit zu beseitigen, die Macht und das Ansehen der Regierung, das Vertrauen zu ihr zu befestigen".

P. lebte nunmehr in tiefster Zurückgezogenheit. Ihm war das Loos beschieden, „nicht unter den Verurtheilten, sondern unter den Geschmähten zu stehen". Aber seine Mitbürger suchten die Wunde zu heilen, welche ihm geschlagen worden, und vertrauensvoll beriefen sie ihn nach der Wiedereinführung verfassungsmäßiger Zustände in Oesterreich in das Abgeordnetenhaus (1861). Der Greis, welcher schon am Ende seiner Tage angelangt war, nahm mit freudiger Bereitschaft das Mandat an und waltete als Obmann des Finanzausschusses redlich seines Amtes. Wenige Wochen vor seinem Tode wurde er durch die Gnade des Kaisers in seine früheren Rechte wieder eingesetzt. Nur die Würde eines Ehrenmitgliedes der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften war ihm niemals genommen worden. Die Rede, in welcher nach dem am 22. Februar 1862 erfolgten Tode Pillersdorff's der Generalsecretär der Akademie, Anton Schrötter, in der feierlichen Sitzung vom 30. Mai dieses Jahres seiner ehrenvoll gedachte, verwischte die letzte Spur des Schimpfes, welchen ihm seine einstmaligen Ankläger angethan hatten.

Schlitter.

Pillwein: Benedikt P., österreichischer Topograph und Historiker, geboren am 26. Nov. 1779, † am 27. Januar 1847. Es ist ein mühsames, an Enttäuschungen und Schicksalsprüfungen reiches Leben, das wir hier skizziren. Pillwein's Heimath ist Obersulz in Niederösterreich, im Viertel O. M. B. Sohn eines ärmlich lebenden Weinbauers, fand P. in dem Pfarrer seines Geburtshauses, einem Benedictiner aus Michelbeuern, den Anwalt seines Strebens, zu studiren. Er kam durch dessen Vermittlung nach Salzburg, beendigte hier 1811 die Gymnasialstudien und philosophischen Curse, machte auch das pädagogische Collegium durch, wurde aber durch die Säcularisirung des Hochstiftlandes aus dem Geleise seiner jugendlichen Lebenspläne gedrängt, und mußte froh sein, 1804 als Tagschreiber in der Staatsbuchhaltung unterzukommen. 1806 gelang es ihm, an Stelle Professors Vierthaler die Redaction der Salzburger Staats-

zeitung zu erhalten. Redacteur, 1807 Accessist der Staatsbuchhaltung und in dieser äußerst bescheiden dotirten Doppelstellung von der bairischen Regierung (1810—1816) übernommen, trat er nach dem dauernden Anfalle Salzburgs an Oesterreich in die Dienste des Heimathstaates zurück. Da aber nach den „normalen" Anschauungen ein Staatsbeamter kein Redacteur sein sollte, so mußte P. die Salzburger Zeitung aufgeben und den Ausfall des kleinen mit der Redaction gegebenen Nebenverdienstes durch die einzig verlagfähige Anfertigung von Gebets-, Andachts- und Volksbüchern einigermaßen zu decken suchen. Mit 38 Jahren brachte er es zum Adjuncten beim k. k. salzburgischen Pfleggerichte in Neumarkt, und mußte sich bei der Uebersiedlung von seiner mühselig zusammengebrachten Bibliothek (2000 Bände) trennen, die er bei einem Buchhändler in Salzburg unterbrachte. Die Feuersbrunst allhier (1818) verzehrte diese seine Büchersammlung. Er selbst ließ es nicht an Eifer fehlen, für die Abgebrannten Sammlungen ins Werk zu setzen. Ein Sturz vom Pferde auf seinen Berufsreisen (1819) zog ihm ein hartnäckiges Körperleiden zu. Mit 43 Jahren hatte er es endlich zum Rechnungsofficial in Linz mit 800 Fl. gebracht, und die Landeshauptstadt von Oberösterreich wurde seine zweite Heimath und der Ort seines fruchtbarsten litterarischen Wirkens. Sich, Weib und 9 Kinder mit 800 Fl. Gehalt zu ernähren blieb jedoch ein hartes Stück Arbeit. 1846, mit 42 Dienstjahren jubilirt, aber zufolge kleinlicher Amtsnörgeleien nur mit der Hälfte des Gehaltes in den Ruhestand versetzt, bezeichnete P. diese unerwartete Behandlung im vertraulichen Kreise selbst als sein Todesurtheil. Er starb kaum nach Jahresfrist in seinem 69. Lebensjahre. — Von seinen zahlreichen Schriften, die dem Mittelschlag angehören und bei deren Abfassung er stets mit Mangel an Muße und mit materieller Noth zu kämpfen hatte, seien in chronologischer Folgereihe nachstehende angeführt: 1) „Biographische Schilderungen oder Lexikon Salzburgischer, theils verstorbener, theils lebender Künstler, auch solcher, welche Kunstwerke für Salzburg lieferten" (Salzburg 1821); 2) „Beschreibung der Provinzialhauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung, mit der ältesten Geschichte und einem Umrisse des Erzh. Oesterreich o. d. E." (Linz 1824); 3) „Geschichte, Geographie und Statistik des Erzh. Oesterreich o. d. Enns und Salzburgs", 5 Bände (Linz 1835—1843), sein Hauptwerk; 4) „Der berühmte Astronom und Mathematiker Johannes v. Gmunden ist weder aus Oberösterreich noch aus Unterösterreich gebürtig. Ein Beitrag zur Litterargeschichte Oesterreichs" (Linz 1836); 5) „Der Freinberg bei Linz" (Linz 1841); 6) „Die Domkirche in Linz" u. s. w. (Linz 1843); 7) „Linz, einst und jetzt, von den ältesten bis auf die neuesten Tage, nebst Blicken auf die geschichtlichen Ereignisse in ganz Oberösterreich. Mit einem Prospecte von Linz 1594" (Linz 1846, 2 Thle.).

Wallmann, Ben. Pillweins Leben und Wirken, Mitth. der Gesellsch. f. Salzb. Landeskunde, VI. J. (1866). — Wurzbach, österr. biogr. Lex. XXII. (1870). Krones.

Pilooth: Gerhart Evert P., auch Pilote und Ghert Evert Piloot genannt, ein Ostfriese, Bürger zu Emden, anscheinend früher holländischer Capitän, da er immer Capitän genannt wird, und in Holland im Festungsbau herangebildet, hatte vor 1612 für den Grafen Enno von Ostfriesland Pläne entworfen und Bauten besorgt; dann war er auf Berufung des Herzogs Adolf Friedrich nach Mecklenburg gekommen, der ihn um Martini desselben Jahres in seinen Dienst als Baumeister nahm, vorzugsweise um die Insel Poel im Wismarschen Meerbusen mit einem festen Schlosse zu versehen. Wahrscheinlich schon im Beginn des Jahres 1612 entwarf P. einen Plan vom Ordenshause der Komthurei Kraak, aus dem sich Adolf Friedrich ein Jagdschloß für die Wildbahn bei Jessenitz anlegen wollte, vermuthlich ist es auch durch P. ausgebaut.

Auch an Plänen für den Umbau und die Restauration des Schweriner Schlosses arbeitete er schon damals, wurde aber im Winter bis zum Frühjahr 1613 noch einmal nach Ostfriesland zu den Bauten Enno's berufen. Dann wurden die Pläne für das Schloß, feste Haus oder die Veste Poel entworfen, welche der Herzog „Anseeburg“ genannt haben wollte, in Auslegung der „Hansestädte“ als „Anseestädte“, welche diese selbst freilich schon 1370 in der Uebersetzung „civitates maritimae“ aufgenommen hatten. Neujahr 1614 begann der Bau des Schlosses und der Veste, auf welche Friedrich Adolf einen ganz besonderen Werth legte, von 1618 ist ein Grundplan des damals fertigen Werkes vorhanden: des Schlosses mit fünfeckiger Befestigung in 5 ausspringenden Bastionen und 5 einspringenden Winkeln, des nördlichen „Hornwerkes“ um die alte Kirche von Kirchdorf herum und des südlichen, ebenfalls von P. entworfenen Schloßgartens. Das Schloß war auf seiner „Plaatze“ 14—15 Fuß über dem gewöhnlichen mittleren Ostseespiegel erbaut; die Bau- und Werkleute hat P. zum großen Theil aus Ostfriesland und Holland herbeiziehen müssen: seinen Bauführer Johann Brechts, die „Rothsteinhauer“ Conrad Harmens und Garvelt, den „Grausteinhauer“ Meister Rolof; wol auch den „Bildsteinhauer“ Meister Heinrich Stockmann. Ein „Steinschneider“ Ludolf Stockmann aus Hildesheim findet sich freilich 1593 in Braunschweig. Das Schloß war ein zweistöckiger, massiver Rothsteinbau von ca. 140 Fuß Länge und 50 Fuß Tiefe, in der Mitte hinten mit einem Thurm und vorn mit einer säulengetragenen „Auslucht“ (Balcon). Frontispiz und Gallerie waren von grauem, aus Emden bezogenen Sandstein, wol rheinischem, der Rothstein kam aus Holland. Aber auch Pirnaer Sandstein kam die Elbe herunter über Dömitz zu den Fenstereinfassungen. Den Boden deckte „Ahlstrak“ aus glasirten Ziegeln und „Floeren“. Auch über die Schnitzarbeit des Meisters Lamprecht, die Decken- und Wandmalerei des Jacob Warnecke zu Lübeck und die Vergoldungen des „Hans Mahler“ liegen Rechnungen im Archiv. Oefen mit eisernem Feuerungsuntersatz, oben von Kacheln, bezog P. über Bremen aus dem Sauerlande. Auch 2 Kriegsjachten für 4—6 Geschütze mußte P. für die Veste bauen, die freilich nur eine Bemannung von 10 und 5 Seeleuten erhielten. Selbst die Ausrüstung und Bestückung der Festung mußte P. besorgen, 1620 hielt man das Werk für völlig ausgestattet und vertheidigungsfähig. Schon am 3. April 1619 hatte der Herzog den seit 1617 mit seiner Frau auf der Insel wohnenden P. „zum Capitän auf unser Vestung Pöle und über unsere Schiffe, auch für unseren General-Baumeister und Ingenieur in unserm Fürstenthum und Landen“ ernannt, der denn auch nun seinen festen Wohnsitz in dem Schlosse nahm, auch den Herzog dort gelegentlich bewirthete. Dabei arbeitete der Generalbaumeister einen Plan zum Neubau des Schweriner Schlosses seit 1619 aus; seine Grundrisse und Ansichten sind noch vollständig erhalten. 1621 hat er einen Plan für die Schiffbarmachung der Elde, oberhalb des Einflusses in den Plauer See um die Lenzinsel und den Lenzthurm (Lenzik) herum entworfen. Im October 1622 erbat Graf Enno wieder Urlaub für ihn wegen eines neuen Gebäudes am „Hause“ zu Aurich. Noch am 24. April 1627 inspicirte P. mit dem Herzog Schloß und Stadt Schwerin auf ihre Vertheidigungsfähigkeit und machte den Plan zu einer neuen Schanze auf der gegenüber liegenden Seite des See's. Nachher hielt sich Adolf Friedrich in der kritischen Zeit vor dem Verluste seiner Lande wesentlich in Poel auf, mußte aber am 21. November 1627 die Veste den Kaiserlichen übergeben, doch machte er aus, daß der herzogliche Hauptmann P. dort seine Wohnung behalten solle. Noch im December und Januar 1628 baute dieser auf Anfordern der Kaiserlichen die von den Dänen gesprengte Brücke über den Meeresarm zum Festlande wieder auf. Dann scheint er bei der starken Belegung der Veste durch

Wallenstein'sche Truppen abgezogen zu sein; wenigstens wird von seiner Theilnahme am Bau der Brückenschanze und der Befestigung der kleinen Insel „Walfisch" nichts erwähnt. Er starb 1629 im Februar.

Lisch, Jahrbb. I, S. 45, V, S. 39—46; XVII, S. 13. — Wigger, Jahrbb. 48, S. 1—55.

Krause.

Piloty: Ferdinand P., Lithograph, wurde am 28. August 1786 zu Homburg in der Rheinprovinz geboren. Sein aus dem Venetianischen stammender Vater siedelte frühzeitig mit dem Kurfürsten Karl Theodor aus der Pfalz nach München über, wo er Schauspieler am Hoftheater wurde. Hier in München wurde P. zuerst von Moriz Kellerhoven, dann von dem Galeriedirector Chr. v. Mannlich in der Malerei unterrichtet, allein die Erfindung der Lithographie bestimmte ihn bald, ausschließlich diesem neuen Kunstzweig seine Thätigkeit zu widmen. Und er that dies mit so großem Erfolg, daß sein Name bald neben denjenigen Senefelder's, Mannlich's und Strixner's mit Achtung genannt wurde. Nachdem er mehrere kleinere Arbeiten veröffentlicht, ging er mit Strixner an ein für die damalige Zeit epochemachendes Unternehmen, an die Herausgabe lithographischer Nachbildungen von Handzeichnungen aus dem kgl. Handzeichnungskabinet, die 1808—15 unter dem Titel „Oeuvres lithographiques par Strixner, Piloty et Comp." erschienen und zu 423 Blättern in 72 Heften anwuchsen. Nach der Vollendung dieses Werkes erhielt er 1815 die Erlaubniß, in Verbindung mit Mannlich, Strixner, Dorner, Murel, L. u. D. Quaglio, Heideck, Auer und andern Künstlern ausgewählte Meisterwerke der kgl Gemäldegalerien von München und Schleißheim herauszugeben, und auch dieses Unternehmen erregte allgemeines Interesse. Die Reproduction von Werken der kgl. bairischen Galerien blieb seitdem seine Hauptthätigkeit. Auf dem Felde der neuen Erfahrungen rüstig fortschreitend, gründete er 1833 mit Joseph Löhle die heute noch blühende Kunstanstalt, welche durch ihre Steindruckzeichnungen und Copien nach den Meisterwerken der Pinakothek allmählich wahre Musterleistungen lieferte. Dem breiten Stil eines Rubens, van Dyk, Honthorst, Snyders, Murillo, Zurbaran, Quercino, Sassoferrato wurde er ebenso gerecht, wie dem sorgfältig minutiösen der älteren Meister; insbesondere Rubens ist wol nie mit größerem Verständniß in Lithographie wiedergegeben worden, als in dem großen bei Piloty und Löhle 1834 und später noch 1837 erschienenen Galeriewerk („Sammlung der vorzüglichsten Gemälde aus der kgl. Gemäldegalerie zu München und Schleißheim, in Lithographien herausgegeben von F. Piloty", München 1834 ff.). Er starb am 8. Januar 1844 vom Schlage getroffen im Copirsaal der Alten Pinakothek. Vgl. Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 11.

Karl Theodor v. P., Historienmaler, Sohn des Vorigen, wurde am 1. October 1826 in München geboren und machte unter der Anleitung des Vaters schnell solche Fortschritte, daß er bereits im 12. Jahre in die Münchener Akademie eintreten konnte. In einem Alter, wo nach dem damaligen Erziehungssystem die andern kaum zu zeichnen anfingen, war der junge P. bereits zu einem vortrefflichen Zeichner ausgebildet und ergänzte die Lücken seiner Bildung durch Lectüre in den Nebenstunden, wobei ihn Schiller und der dreißigjährige Krieg besonders beschäftigten. Sogar im Malen hatte er sich schon eine ziemliche Uebung verschafft, als sein Vater 1844 starb. Jetzt trat an ihn die Aufgabe, die vom Vater unvollendet hinterlassene Steinzeichnung nach der großen „Trinität" von Rubens zu vollenden. Er löste diese Aufgabe meisterhaft und ließ darauf noch mehrere andere nicht minder gelungene Platten — das jüngste Gericht, Paul's Bekehrung und Sanherib's Niederlage nach Rubens, Rinaldo im verzauberten Walde nach Alessandro Tiarini, die Kreuzabnahme nach van Dyk

u. a. — folgen. Der 16jährige führte die ganze Leitung des lithographischen Geschäfts und bildete bei der Ueberwachung der vielen Arbeiter sein Lehrtalent aus. So war er geistig kein Jüngling mehr, sondern ein ausgereifter Mann, als damals in München die Werke von Gallait und Bièfve ausgestellt wurden, die durch ihre coloristische Pracht einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes späteres Schaffen ausübten. Das Aufsehen, welches diese Bilder damals erregten, versteht man nur, wenn man sich die damaligen Kunstzustände in Deutschland vergegenwärtigt. Noch war es Cornelius, welcher der deutschen Kunst den Stempel aufdrückte. Sein hoher Sinn, seine Poesie, sein mächtiges Pathos riß die Schüler hin. Hervorragende Dichter treten uns in einzelnen derselben entgegen, Männer, die gar gewaltige Dramen, gar tiefsinnige Epen, gar liebliche Idyllen in ihrem Geiste schufen. Doch wenn es galt, diese Idealgebilde zu verkörpern, da gehorchte nur selten die Hand. Zwischen Gewolltem und Geleistetem, zwischen Idee und Ausführung blieb eine unlösbare Dissonanz. Die Künstler waren nie angeleitet worden malen zu lernen und die Technik mit Sicherheit und Gewandtheit zu handhaben, sondern sie waren gewohnt, sich vor allen Dingen als freie Schöpfer zu betrachten, den Rechten der Phantasie nicht durch einen übertriebenen Nachdruck auf das Handwerk etwas zu vergeben, und die strenge malerische Technik als etwas Untergeordnetes bei Seite zu lassen. Alle Kraft und alles unmittelbare Leben wurde bereits im Carton ausgegeben und für die Ausführung des Bildes nur die gelangweilte Phantasie und die ermüdete Hand übrig gelassen. Man schwang die Kohle in den Händen, überließ sich dem Strom der Gedanken und schuf mit leichten Kohlenstrichen nach, was die Gedanken ersannen und dichteten; die schließliche Ausführung in Oel aber galt nur als ein Zugeständniß an den verderbten Geschmack der Masse. Die Gelehrten jubelten über die großen Gedanken, die in diesen Bildern niedergelegt waren, aber das Publicum ächzte unter der aufgedrungenen Kunstanschauung und sehnte sich nach Positiverem. Selbst König Ludwig I. erkannte allmählich die Mängel der cornelianischen Richtung und that Ernst Förster gegenüber den denkwürdigen Ausspruch: „Der Maler muß malen können". Was das heiße „malen zu können", das sahen die deutschen Künstler zum ersten Mal wieder bei der Ausstellung der belgischen Bilder. Wohl selten hat eine Schöpfung der bildenden Kunst in unserem Jahrhundert eine solche Revolution in den bestehenden Anschauungen, eine solche Erregung der Gemüther, einen solchen Widerstreit der ästhetischen Ansichten hervorgerufen wie diese Oelgemälde Louis Gallaits (die Abdankung Karl's V. zu Brüssel im Jahre 1555) und de Bièfve's (Der Compromiß der niederländischen Edeln), welche im J. 1842 ihren Triumphzug durch die Ausstellungen aller größeren Kunststädte Deutschlands antraten. Mochte sich die ältere Künstlergeneration und die ästhetisirende Kunstkritik auch noch so sehr vor den neuen Werken entsetzen, — die lange vernachlässigte realistische Strömung machte lauter und lauter ihre Rechte geltend. Man wiederholte immer und immer wieder das Wort König Ludwig's: „Der Maler muß malen können", und wenn es früher geheißen hatte „nach Rom und Italien", so galt jetzt das Losungswort „nach Antwerpen und nach Paris". Als die Bilder im Herbst 1843 in München ausgestellt waren, befand sich unter ihren lebhaftesten Bewunderern auch der 17jährige P. Ihm war es beschieden, in München, dem Centrum der Cartonmalerei, angesichts der Fresken des Cornelius den Bann zu brechen und die Richtung, welche die vornehmen Großmaler am tiefsten verachteten, den Colorismus, ins Feld und zum Siege zu führen. In diesen coloristischen Tendenzen bestärkte ihn später noch Karl Schorn, der, ursprünglich ein Schüler von Cornelius, in Paris bei Gros und Ingres die hohe Berechtigung der Farbe kennen gelernt hatte. Schorn kam 1845 nach München, wo er eine

Professur an der Akademie erhielt. Er führte eine Schwester Piloty's als Gattin heim und gewann so einen großen Einfluß auf seinen Schwager, der bald darauf (1847) sein coloristisches Wissen noch durch eine mit Ludwig Thiersch unternommene Reise nach Venedig erweiterte, wo er mit Entzücken Paolo Veronese studirte. Die nun aufeinanderfolgenden Bilder lassen erkennen, was ihn gerade von alten und neuen Meistern am meisten beschäftigte. Sein Erstlingswerk, ein Bild mit badenden Mädchen, das sich gegenwärtig in Leipzig in Privatbesitz befindet, erinnert in der Auffassung wie im Colorit an August Riedel, einen der beliebtesten Modemaler jener Zeit, der sich in Rom, namentlich unter dem Einflusse der Franzosen Schnetz und Leopold Robert gebildet hatte und ohne die Belgier zu kennen mit seinen coloristischen Tendenzen so ziemlich auf dasselbe Ziel lossteuerte, indem er vornehmlich die Effecte des Sonnenlichtes auf seinen eleganten Genrebildern verwerthete. Ein so freundliches Motiv hielt jedoch Piloty's ernstgestimmten zur Schwermuth geneigten Geist nicht lange gefesselt. Ein ergreifendes Familienereigniß berührte in seiner Seele verwandte Seiten. Der Tod drohte, seine Schwester, kurz nachdem sie dem Gatten ein Kind geschenkt, aus dem trauten Familienkreise zu entführen, und diese Tage der Angst inspirirten P. zu einem zweiten hervorragenden Bilde. „Die sterbende Wöchnerin", welche bei vollem Bewußtsein in Gegenwart des schwergebeugten Gatten von dem neugebornen Kinde Abschied nimmt, wurde 1849 vollendet und ging ebenfalls in Privatbesitz nach Leipzig über, wohin sich der Künstler noch in demselben Jahre begab. Dieser Aufenthalt in Leipzig ergab dann als Frucht eine Anzahl Porträts und die Bekanntschaft mit der Dresdener Galerie, wo Velasquez sein Ideal ward. Zurückgekehrt, malte er seines sterbenden Schwagers Sündfluth fertig und gewöhnte sich dabei an die Behandlung großer Bilder. Bald darauf besuchte er auch zum ersten Male Paris und Brüssel und lernte dort noch näher die französische und belgische Kunst kennen, die einen immer größeren Eindruck auf ihn machte. Die Resultate dieser erneuten coloristischen Studien legte er in seinem dritten, 1853 vollendeten Bilde „die Amme" nieder, das stofflich wieder einem Vorfalle in der Familie seiner Schwester die Entstehung verdankte. Seine Schwester hatte ihm erzählt, daß ihre Amme eines Tages ganz verstört nach Hause gekommen sei, weil sie ihr eigenes Kind besuchend, dasselbe bei der Ziehfrau sterbend gefunden hätte. Ergriffen und erschüttert malte P. sein höchst sorgfältig ausgeführtes Bild. Die junge hübsche Mutter, den prächtig genährten fremden Säugling im Arme, kniet verzweifelnd vor dem krank, abgezehrt und elend im Korb liegenden, nach ihr die Händchen ausstreckenden Kinde. Alles ist armselig und unheimlich in der schmutzigen Behausung der theilnamlos dreinschauenden Alten, und hiermit steht in effectvollem Gegensatze der in ein spitzenbesetztes Kissen eingewickelte Baby, der ein silbernes Spielzeug in der Hand hält, und das zur Begleitung mitgenommene Brüderchen, ein elegantes Herrchen mit Spazierstock und zierlichem Strohhut. Beide Werke, die sterbende Wöchnerin und die Amme, würden an sich schon hinreichen, P. eine hervorragende Stellung in der neueren Kunstgeschichte zu sichern. Zum ersten Male sah man in Deutschland wieder Bilder, die wirklich „gemalt" waren und in ihrem düstern Colorit geradezu an die großen Spanier Murillo und Velasquez erinnerten. Außer im Colorit zeigte sich das Neue aber auch in dem durchaus realistischen Vortrag. Inmitten einer Zeit, die von den Hinterlassenschaften eines Cornelius, eines Overbeck, eines Schnorr u. a. zehrte, erhob der junge P. begeistert die Fahne des Realismus. Nicht nur in der Wahl des Gegenstandes machte sich dieser geltend; man bemerkte auch schon die ungewöhnliche Virtuosität in der Behandlung und in der Charakteristik des Stofflichen. Mit breitem Pinsel, mit Bravour und Sicherheit war Ton neben Ton gesetzt und überall

eine kräftige Wirkung erzielt. Aber noch mächtiger als alles dies wirkte die ergreifende Wahrheit des dargestellten Moments und die tiefe, eindringliche Charakteristik der Figuren — Eigenschaften, die auf die damalige Zeit, die bisher nur die abstracten Schemen eines Cornelius vor Augen gehabt, gleich einem neuen Evangelium wirken mußten. Der Erfolg, den der Künstler mit der „Amme" erzielte, äußerte sich sofort darin, daß König Maximilian ihm den Auftrag ertheilte, für das Maximilianeum die „Gründung der katholischen Liga durch Herzog Maximilian" zu malen — allerdings ein unglückliches Thema, an dessen fesselnder Lösung auch eine erprobtere Kraft als die des jungen P. hätte scheitern müssen. Denn wol war der Beitritt des Herzogs von Baiern zur Liga gegen die protestantische Union ein folgenschweres Ereigniß. Aber die bildende Kunst muß sich auf Existenzen, auf dramatische Momente beschränken; den Causalnexus zwischen Ursache und Wirkung bildlich darzustellen oder errathen zu lassen ist sie außer Stande. Der Beitritt des Herzogs an sich war nur ein steif ceremonieller diplomatischer Act, mit dem selbst der routinirteste Künstler nichts hätte anfangen können, und unter diesen Umständen ist es um so mehr anzuerkennen, daß wenigstens die einzelnen Figuren voll individuellen Lebens, dabei tüchtig gezeichnet und gut gemalt sind. Dabei ist der Ton des Ganzen von überraschender Energie, die Bemächtigung des Helldunkels eine solche, wie sie bis dahin noch nie gelungen, so daß nach der Seite der Technik hin das Bild unzweifelhaft einen Fortschritt darstellt. Außerdem war dasselbe für die weitere Entwicklung des Künstlers von der größten Bedeutung. Die zeitgenössische Wirklichkeit wollte der farbenfrohen Phantasie des jungen Meisters auf die Dauer nicht genügen. Nachdem er in der „Stiftung der Liga" einmal gelernt hatte große Flächen zu beherrschen, war seine Richtung auf das Historische bestimmt. Diese Richtung hing mit dem allgemeinen Zuge der Zeit zusammen. Die deutsche Bildung stand damals voll und ganz unter dem Zeichen unserer classischen Dichter. An zwei Generationen hatte Schillers Geist sein gewaltiges Erziehungswerk geübt. Seine geschichtlichen Helden waren die ersten Träume der Jugend, und selbst die Philosophen suchten zu beweisen, daß das entgötterte Zeitalter seine Ideale, ja seine Religion in der Geschichte und ihren Heroen wiederfinden werde; die Aesthetiker aber lehrten, für die Kunst sei nur auf diesem Felde noch eine Art von Frist zu erhoffen, da sie doch Mangels einer Mythologie eigentlich zum Tode verurtheilt sei. Als darum 1855 P. mit seinem „Seni vor der Leiche Wallensteins" zum ersten Mal vor weiteste Kreise trat, galten nicht nur die erstaunlichen Offenbarungen der Farbe, des Lichts und der Technik, sondern auch das Gegenständliche, die historische Auffassung selbst für etwas Unerhörtes und unbedingt Vollkommenes. Während selbst die Historienbilder Lessings in ihrem Colorit nicht hatten befriedigen können, übte jetzt ein geborener Colorist an dem ersten Helden unserer Nationaldichtung die ganze verführerische Kunst einer völlig ungewohnten Palette. Wie das Morgengrauen in das unheimliche Zimmer um den Ermordeten spielte, wie die Kleider und die seidenen Vorhänge durch einander schimmerten, war das Entzücken der Künstler, während der Laie mit dem gedankenvollen Seni über Heldengröße und Weltgeschick philosophirte. P. galt mit einem Schlage als der erste deutsche Maler im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Bild wurde von König Ludwig für die neue Pinakothek erworben, P. selbst aber 1855 zum Ehrenmitglied der Akademie und bald darauf, 25. März 1856 zum Professor an der Kunstakademie ernannt, und begann nun jene umfangreiche Lehrthätigkeit, welche bald die Müncheuer Schule zur ersten in Deutschland machte. Nur wenn man sich den damaligen Stand der Münchener Akademie vor Augen hält, kann man Piloty's damalige Verdienste würdigen. Auf der einen Seite hatte man an der Aka=

demie die Paradelehrer, unschätzbare Meister ihrer Kunst, die sich aber monatelang um ihre Schüler nicht kümmerten. W. Kaulbach war viel zu genial angelegt, als daß ihn eine Lehrthätigkeit angezogen hätte. Schwind hatte höchstens 2—3 Schüler, über deren Ausdauer er am meisten erstaunt war, wenn er sie nach halbjähriger und längerer unschmerzlicher Trennung noch in der Schule vorfand. Der eigentliche Unterricht lag in den Händen alter Herren, deren Zeit vorbei war, die dies aber nicht begreifen wollten. Der Zeichenunterricht befand sich in den Händen dreier Cornelianer, Hiltensperger, Anschütz und Strähuber, die abwechselnd in den Classen corrigirten und im Jahre etwa 5—6 Actstudien zu Stande brachten. Erst P., dem die Wirthschaft in den Malclassen ein Greuel war, brachte einen frischen Zug in die Akademie, indem er den trefflichen Raab veranlaßte, ohne Anspruch auf Entschädigung eine Antiken- und Naturclasse zu eröffnen, und indem er eine neue unschätzbare junge Kraft — Wilhelm Diez — als Hilfslehrer an die Akademie zog. Während Kaulbach und Schwind wesentlich nur durch ihre Schöpfungen selbst und durch den Glanz ihres Namens wirkten, war es P., der durch seine Thatkraft schon als Hilfslehrer die Richtung der ganzen Anstalt bestimmte. Schon seine Art zu sprechen war für den Schüler hinreißend. Jeden wußte er durch sein lebendiges Wort zu begeistern, da er selbst von Liebe zur Sache durchdrungen war. Klar und bewußt in seinen Zielen war er ein Mann von ganz ungewöhnlicher Energie, der dem einmal feurig gewählten Ziele mit eiserner Consequenz nachstrebte, keinerlei Rücksicht, selbst nicht die auf seine Gesundheit kennend. So ging es wie ein Frühlingswehen durch die alten Säle des Jesuitenklosters, als P. seine Lehrthätigkeit eröffnete, und von allen Seiten strömten die Schüler ihm zu. Einer der ersten, der sich an P. anschloß, war Franz Lenbach, nachdem schon vorher Wilhelm Diez eine Zeitlang bei P. gearbeitet. 1861 kam der Wunderknabe aus Salzburg, der bald durch den musikalischen Farbenzauber seiner Bilder die Welt in Entzücken setzte, Hans Makart; 1863 derjenige, der den pessimistischen Zug Piloty's zu einem besonderen Charakterkopf ausbildete, Gabriel Max, 1864 Franz Defregger und Wilhelm Leibl. An diese Jünger schlossen sich 1866 Ed. Grützner, Rud. Seitz und H. Lossow, 1868 Ed. Kurzbauer und Toby E. Rosenthal, 1869 Matth. Schmid und Alois Gabl. Die Ungarn Alexander Liezenmayer, Alex. Wagner und Jul. Benczur, die Polen Joseph Brandt und Siemiradzky, der Schwede Hellquist, der Böhme Brozik und die Griechen Gysis und Lytras verdankten dem neuen Professor ebenfalls ihre ganze oder doch einen wesentlichen Theil ihrer Ausbildung. Ein begeisterter Freund der Jugend, verstand es P., einen jeden seiner Schüler nach dessen Individualität zu führen und auszubilden, und es muß in der That eine Freude gewesen sein, den Meister von Zimmer zu Zimmer, von Staffelei zu Staffelei unter einem solchen Nachwuchs wandeln zu sehen, wie er leuchtenden Auges und mit feierlichem Ernste docirte. Ja, selbst die bedeutendsten ältern Künstler Münchens konnten sich allmählich dem Einfluß Piloty's nicht entziehen und begannen ein größeres Gewicht als bisher auf die Technik zu legen. Und, was noch mehr sagen will, alle Künstler, die aus seiner Schule hervorgingen, sind sämmtlich von ihm, sämmtlich unter einander verschieden, worin ein Beweis für die vernünftige Lehrmethode des Meisters gegeben ist. Jeder Individualität lehrte er, was sie lernen mußte, aber jeder gewährte er ihren freien Lauf. P. ist der erfolgreichste Lehrer, seine Schule die an Talenten reichste gewesen, seitdem es in Deutschland Akademien gibt. Wie in seiner Kunst, erlebte er auch in seiner Familie, nachdem er sich am 2. Juni 1860 verheirathet hatte, nur Glück und Freude, und sein gastliches Haus in der Briennerstraße neben der Schack'schen Galerie war der Sammelplatz aller berühmten Männer von nah und fern. Dabei war P.

einer der wenigen Künstler, deren eigene Productivität nicht durch die Lehrthätigkeit geschmälert wurde. Man kann ihn darin nur mit Rubens vergleichen, der freilich nur Schüler heranbildete, um ihre Kräfte für seine Werkstattarbeiten auszunützen, während P. nur selten und erst in späteren Jahren für nebensächliche Dinge fremde Mitwirkung in Anspruch nahm. Auf den Seni folgten zunächst noch einige andere Bilder aus dem verwandten Repertoire des dreißigjährigen Krieges, so der Morgen vor der Schlacht am weißen Berg im Besitze des Frhrn. v. Frankenstein auf Schloß Ullstadt in Franken, Seni erschreckt zum Wegschleppen von Wallenstein's Leiche kommend, Wallenstein krank in der Sänfte auf dem Wege nach Eger an einem Kirchhof vorbeipassirend u. dgl. Im J. 1857 reiste P. mit Friedr. Voltz und M. Schwind im Auftrage des Königs Max II. nach Paris und Manchester. Im folgenden Jahre ging er nach Florenz und Rom, wo er schon die Vorstudien zu dem 1861 vollendeten Nerobilde machte, welches den lorbeerbekränzten Kaiser darstellt, wie er mit seinem Gefolge am frühen Morgen nach durchschwelgter Nacht den Brand Roms beobachtet und dabei gleichgültig an den Leichen verbrannter Christen vorbeischreitet. Mit Hülfe der antiken Büsten des Capitols ist Nero selbst auf diesem Bilde sehr glücklich gestaltet, und auch für die den Kaiser begrüßenden Römer fand P. in dem heutigen römischen Volk passende Modelle. Und neben einer solchen den ganzen Geist aufwühlenden Arbeit behielt er noch Zeit und Kraft zu kleineren, immerhin nicht unbedeutenden Leistungen, indem er u. a. die Illustrationen zu der durch die Cotta'sche Verlagshandlung 1859 veranstalteten Prachtausgabe Schillers entwarf, darunter des Mädchens Klage, die Kraniche des Ibykus, die Schlacht, die Kindesmörderin, Hero und Leander u. s. w. Immer neue Probleme in Angriff nehmend überraschte er durch die Vielseitigkeit seiner Erzeugnisse, indem er unmittelbar hintereinander so weit auseinanderliegende Stoffe bearbeitete, wie: Galilei, der im Gefängniß den Kreislauf eines Sonnenstrahls beobachtet, im Wallraff-Richartz Museum in Köln, die Chiemseer Nonnen 1868, Columbus, der Land sieht, in der Galerie des Grafen Schack, die Kreuzfahrer in Jerusalem, die zum heil. Grabe ziehen, in der historischen Bildersammlung des Maximilianeum. 1865 folgte der Tod Cäsars, dasjenige von Piloty's Werken, das in Bezug auf die Composition als das vollendetste gelten kann, 1868 das Todesurtheil der Maria Stuart und die Botschaft von der Schlacht am weißen Berge. Im J. 1869 erhielt er einen Ruf nach Berlin, um dort an die Spitze der seit dem Tode des alten Schadow verwaisten Akademie zu treten, und es war nur dem entschlossenen Vorgehen König Ludwig's II. zu danken, daß der Meister der Stadt München erhalten blieb. Seine materielle Lage an der Akademie — er hatte bisher nur 600 Fl. Gehalt gehabt — wurde verbessert und gleichzeitig von Staatswegen ein großes Bild bei ihm bestellt, der Triumph des Germanicus in der neuen Pinakothek, den er 1873 vollendete. Auch in diesem Werke ist das stolze ungebrochene Wesen der gefangen vorüber geführten Thusnelda gegenüber der verfaulten römischen Welt gut charakterisirt. Nachdem er noch den Tod der Anna Boleyn gemalt hatte, erhielt er endlich 1874 auch nominell die Stellung, die er thatsächlich schon seit vielen Jahren inne gehabt hatte; er wurde nach Kaulbach's Tode zum Director der Akademie ernannt. Jetzt bethätigte er seine nie genug gewürdigte, unschätzbare Kraft als Organisator, und die Münchener Akademie hat wol nie so vortheilhafte Wandlungen durchgemacht als unter der Direction Piloty's. Während die Bibliothek früher nur ein kleines Zimmer füllte und sonstige akademische Kunstsammlungen nicht einmal dem Namen nach bestanden, wurde jetzt für die Ausfüllung dieser Mängel gesorgt. Mit zäher Energie wurde die Errichtung des neuen Akademiegebäudes und die Anstellung

hervorragender jüngerer Kräfte — wie des ausgezeichneten Ludwig Löfftz — betrieben, so daß die Schülerzahl der Akademie bald auf das Doppelte stieg. Ja noch mehr, es wurde überhaupt erst die Basis für einen ersprießlichen Unterricht geschaffen durch das große Gewicht, das man von jetzt an auf das Actstudium legte. Daß ohne eifriges Studium des nackten Körpers eine correcte und präcise Zeichnung auch bekleideter Figuren nie zu Stande kommt, wußte man ja damals in vielen Münchener Kreisen noch nicht. Es gehörte die ganze rücksichtslose Energie eines P. dazu, um trotz der maßlosen Angriffe einiger Münchener Blätter von der baierischen Kammer einen besonderen Posten für Actmodelle und den Ankauf von „Nuditäten" zu erwirken. Piloty's künstlerisches Schaffen erlitt auch durch diese organisatorische Thätigkeit keinen Eintrag. Bald nach seiner Ernennung zum Director nahm er das große 1879 vollendete allegorisch-historische Gemälde für den Festsaal des neuen Münchener Rathhauses in Angriff, das ohne Zweifel zu den bedeutendsten modernen Ceremonienbildern in Deutschland gerechnet werden muß. Das 17 Meter lange und 6 Meter hohe Bild, das auch coloristisch den vorzüglichsten Leistungen des Meisters zur Seite steht, scheidet sich in zwei einander zuschreitende Reihen von berühmten Münchenern aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich um die räumlich erhöhte Monachia schaaren, und steht, was die Composition anlangt, dem berühmten Hemicycle von Delaroche würdig zur Seite. Gleichzeitig arbeitete er an einem kleinen figurenreichen Gemälde, das die Fahrt der französischen Girondisten zum Schaffot darstellt und zugleich mit dem Rathhausbild fertig wurde. Darauf folgte 1881 die „Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen", ein Bild, das als der einzige von P. bearbeitete biblische Stoff etwas fremd anmuthete, dafür aber eine bis ins nebensächliche Detail sich erstreckende technische Vollendung aufwies, wie sie sonst bei Gemälden von so gewaltigen Dimensionen nur selten wahrzunehmen ist. Bald darauf wurde der „Rath der Drei in Venedig" ausgestellt. Den Abschluß endlich machte 1883 die mit feierlichem Pathos vorgetragene Märtyrerscene „Unter der Arena". Diese letzten Arbeiten Piloty's haben bekanntlich von vielen Seiten einen harten Tadel erfahren. Der leuchtende Glanz der Palette, den man anfangs bewundert hatte, genügte nicht mehr, um gewisse Mängel der Piloty'schen Kunst vergessen zu machen. Die Kritik behauptete, daß diese Historienbilder eigentlich gar keine historischen Gemälde, sondern nur historische Stillleben seien. Denn das gediegen gemalte Beiwerk nahm die bedeutendsten Stellen der Bilder ein, im Aufbau des Materials war fast mehr Geist als in der Composition der Menschen, und P. schien das Beiwerk nicht für den Ruhm der dargestellten Personen, sondern die Personen als Vorwand für das Beiwerk zu verwenden. Gab er aber den Personen einmal besonderes Gewicht, so wurde ihr Ausdruck leicht übertrieben und theatralisch. Dieser pathetisch-decorative Zug lag in der That tief in Piloty's Wesen begründet. Um das zu erkennen, braucht man nur das Bild zu betrachten, das Lenbach von ihm gemalt hat, — wie er im Pelz mit einer groß geschlungenen Cravatte, die Hand in die Seite gestemmt, in einer melodramatischen Haltung düster blickend dasteht. Der heftige nervöse Mann, in dessen Adern vom Großvater her welsches Blut floß, empfand eben auch künstlerisch declamatorisch und pathetisch. Aber selbst coloristisch genügten seine letzten Arbeiten nicht mehr, da inzwischen mancher seiner Schüler eine höhere Stufe in der Kunst erreicht hatte. Insbesondere der genialste unter ihnen, Hans Makart, hatte in raschem Siegeslauf den Meister überholt und die Lehre vom reinen Colorismus als höchster Entwicklungsform malerischer Darstellung proclamirt. P. versuchte zwar, mit seinen Schülern gleichen Schritt zu halten, aber nur mit geringem Erfolg. Sein „Triumphzug des Germanicus" concurrirte mit der Katharina Cornaro

Makart's und bildete zu ihr das schwächere Pendant. Sein junger Römer „unter der Arena", der die Christin mitleidergriffen ansieht, war ein Anlehen bei Max und blieb hinter Max' Werken zurück. Seit dem Ende der 70er Jahre war es überhaupt allmählich still um den Meister geworden. Die Söhne verließen München, die Töchter verheiratheten sich, und Piloty's Krankheit, ein chronischer Magenkatarrh, trat immer heftiger auf. Der Aufenthalt in Venedig, dessen Luft anfangs beschwichtigend auf das Leiden gewirkt hatte, reichte nicht mehr aus. In der Leube'schen Klinik in Erlangen mußten wiederholt schmerzhafte Operationen gemacht werden, die ihm zeitweise Linderung schafften. Um möglichst dem Tagestreiben entrückt zu sein, baute er sich an den Ufern des Starnberger Sees in dem entlegenen Ambach an, fand aber auch dort nicht die gesuchte Ruhe. Jeder Mißerfolg — und er hatte mit seinen letzten Bildern fast nur Achtungserfolge zu verzeichnen — brachte ihn in nervöse Aufregung. Noch einmal setzte er alle Kraft ein, um das von der Berliner Nationalgalerie bestellte Bild, den „Tod Alexanders des Großen" zu vollenden. Alltäglich in früher Morgenstunde sah man die hohe hagere Gestalt mit dem welligen kastanienbraunen Haar, dem feurigen Jünglingsauge und den scharf geschnittenen, energischen, freilich auch vom Leiden durchfurchten Zügen elastischen Schrittes der Akademie zueilen. Schon war die Arbeit nahezu abgeschlossen und nur die Ausarbeitung des sterbenden Alexanders, auf den er seine ganze Kraft concentriren wollte, noch übrig. Aber die Vollendung war ihm nicht beschieden. Seit dem 16. Juli 1886 stellten sich so bedenkliche Magenblutungen ein, daß man seinen Tod schon damals befürchtete. Am 20. Juli war das Bewußtsein entflohen, und am 21. Abends 7½ Uhr verschied er. Der „Tod Alexanders des Großen" zeigt noch einmal alle Vorzüge seiner Kunst im hellsten Lichte. Das Gemälde stellt den Fürsten dar, wie er in seinem Palaste in Babylon halbaufgerichtet mit dem Tode ringt, rechts von ihm Rhoxane, die Hand des Gatten in der ihren haltend. Unter dem Altare des Zeus, der mit Weihgeschenken aller Art geziert ist, sitzen Heerführer, voran Perdikkas, das sorgenschwere Haupt auf die Hand gestützt, während im Vordergrunde ägyptische Pagen in kostbaren Gefäßen erfrischende Getränke kühlen. Ein arabischer Diener hat den Vorhang des Sterbelagers gelüftet und bedeutet, indem er den Finger auf den Mund legt, den andrängenden Kriegern, die Ruhe des sterbenden Feldherrn nicht zu stören. Die Vordersten sind auf die Kniee gesunken, um die dargebotene Rechte Alexanders zu küssen, während die dahinter Stehenden mit feierlichem Ernst jede Bewegung des Sterbenden verfolgen und weiter im Hintergrunde zahlreiche, den verschiedensten Nationen angehörende Krieger hereindrängen. Alle diese Vertreter der zahlreichen Völkerschaften sind mit ethnographischer Treue charakterisirt, die Geräthschaften, wie das mit Lorbeer bekränzte Feldzeichen, die auf dem Boden liegenden Citronen, die Trinkgefäße und Teppiche virtuos gemalt. Und trotz aller dieser Vorzüge, die vor dreißig Jahren die Bewunderung der Welt erregt hätten, läßt heute das Bild uns kalt. Wir Söhne einer schnelllebenden Zeit haben andere Ideale. Der Charakter unserer Litteratur wie unserer Kunst hat sich verändert. Die Gegenwart, die Wirklichkeit, das zeitgenössische Leben ist es, das uns in erster Linie fesselt. Wie auf der Bühne das moderne Kleid die historischen Prunkgewänder ablöste, so hat sich auch die Malerei seitdem auf den gesunden Boden der Gegenwart gestellt. Sie ist herabgestiegen von ihrem hohen Kothurn, und an die Stelle des großen Historienbildes ist das kleine Genrebild getreten. Die Pilotyschule ist von der Diezschule abgelöst, die ganz im Gegensatz zu Piloty nach größter Einfachheit des Vorwurfs und weniger prunkender aber dafür wahrer Farbengebung strebt. Mag aber immerhin der Standpunkt Piloty's heute überholt sein, — sicher ist, daß alles, was die Größe der neuen Münchener

Schule ausmacht, mehr oder weniger auf ihn zurückgeht, der als Künstler dem Principe des Colorismus den Weg bahnte und als Lehrer weit über die Grenzen Münchens hinaus den Anspruch auf den Titel eines Praeceptor Germaniae machen darf.

Vgl. Fr. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, Nördlingen, III. Reihe. — Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst, 2. Aufl. 3. Bd. — Regnet, Münchener Künstlerbiographien, Bd. II. — A. Rosenberg, Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart, Grenzboten 1880. — H. Helferich, Neue Kunst, Berlin 1887. — H. Holland in der Allgem. Zeitung, 1886, Beilage Nr. 262. — F. Pecht in der „Kunst für Alle", 1886. — Allgemeine Kunstchronik, 1886, Nr. 30. — Chron. des Arts, 1886, Nr. 27. — R. Muther in der Kunstchronik, 1886, Nr. 41. — P. Jessen, K. v. Piloty und die deutsche Kunst, Gegenwart XXXI, 1. — Deutsches Kunstblatt und Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, passim.

R. Muther.

Pincier: Johannes P., Dr. med., geboren zu Wetter 1556, † am 6. März 1624 zu Marburg. Seine Vorfahren waren schon lange in dem hessischen Städtchen Wetter ansässig. Der Familie P. gehörte an der Theologe Johannes P., geboren 1521, † 1591, welcher mit Bucer in Straßburg befreundet war und sich durch einige theologische Schriften bekannt gemacht hat: die „Scripta eucharistica", erschienen nach seinem Tode, Herborn 1594. Seine Gemahlin war eine Tochter des Marburger Professors Dryander, seine Tochter die Gemahlin Sylburgs. — Derselben Familie gehörte ein zweiter Johann P. an, welcher als hessischer Rath und Amtmann im J. 1592, 54 Jahre alt, starb. Sein Leben erzählen die lateinischen Verse auf seinem Grabmal zu Eppstein: nachdem er seine Studien zu Straßburg beendet und in Frankreich promovirt hatte, bereiste er Italien, Spanien, Frankreich, England und die Niederlande, folgte dann einem Rufe nach Marburg und erhielt nach fünf Jahren die Stelle eines Amtmanns zu Eppstein, wo er starb. Das Staatsarchiv zu Wiesbaden besitzt noch jetzt werthvolle Aufzeichnungen des tüchtigen Beamten. — Ein Neffe von ihm ist der zuerst genannte Medicus und Naturforscher Johannes P. Derselbe erhielt seine Bildung auf der damals blühenden Schule zu Wetter, welche ihn mit stets bleibender Liebe zum Alterthum und den alten Sprachen erfüllte, studirte dann zu Marburg und Heidelberg Medicin und Naturwissenschaften. Um sich in der Fremde umzuthun, reiste er nach absolvirten Studien nach Polen, wo er vielleicht als Arzt eines polnischen Magnaten mehrere Jahre blieb. Im J. 1581 kehrte er zurück, um sofort den Weg nach Italien anzutreten, besuchte unterwegs zu Kornburg den Decan Neustetter gen. Sturmer, welcher den kenntnißreichen gewandten jungen Mann mit Geld und Empfehlungen versah, in Nürnberg den berühmten Joachim Camerarius, in Schwaben den armlosen Thomas Schwaiker, der mit den Füßen schrieb. Im J. 1582 kehrte er aus Italien zurück, promovirte in Basel und ließ sich zunächst in Marburg nieder, von wo ihn der Graf Johann von Nassau-Dillenburg an die eben gegründete hohe Schule zu Herborn berief 1584 und zugleich zu seinem Leibarzte ernannte; auch durfte er dieses Amt bei dem Grafen von Solms-Braunfels bekleiden. Im J. 1594 siedelte er einer Epidemie wegen mit den meisten Professoren nach Siegen über, doch konnten diese bald wieder nach Herborn zurückkehren. Bei den Studenten war er wegen seines anregenden Vortrags beliebt; in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt er scharfe Beobachtung der Natur und gewandte Darstellung; er übte sich auch noch in der Kunst, lateinische Verse zu machen. Dreimal war er Rector der hohen Schule, 1591, 1594 und 1603. Im J. 1607 siedelte er über oder folgte er einem Rufe an die

Universität zu Marburg, welcher er wenigstens in seinen letzten Lebensjahren angehörte.

Strieder, Hess. Gel. XI. S. 91. — Vogel, Nass. Taschenbuch, S. 21, 81. — F. W. Schellenberg, Die Gelehrten-Familie Pincier, Allg. Nass. Schulblatt 1856, S. 321 f. — Kloft, ebenda S. 253 ff. — A. Nebe, ebenda 1865, S. 161 ff. — In Betr. der Schriften, welche Nebe und Strieder verzeichnen, s. auch v. d. Linde, Die Nassauer Drucke, Herborn Nr. 1264 ff., 2006 f. Die bedeutendsten sind: „Otium Marpurgense“, Herb. 1614, 656 S., enthaltend eine Beschreibung des menschlichen Körpers in Versen, „Aenignatum libb. III. cum solutionibus“, Herb. 1605, 395 S. F. Otto.

Pinder: Moritz Eduard P. ist am 22. März 1807 zu Naumburg a/S. geboren. Nachdem er die Kreuzschule in Dresden und dann das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er 1824 die Universität Berlin, um Philologie und Philosophie zu studiren. Zugleich beschäftigte er sich eifrig unter Schadows Leitung mit Zeichnen und Malen und erlernte auch die Kupferstecherkunst. In den Jahren 1826 und 1827 hielt er sich zur Fortsetzung seiner Studien in Wien, Paris und Bonn auf, und wurde dann, 1829 zum Dr. phil. promovirt, bei der königl. Bibliothek in Berlin angestellt. Daneben verwaltete er die Universitätsbibliothek und wurde Directorialassistent bei der Abtheilung der antiken Münzen im königl. Museum. 1851 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und im J. 1858 Nachfolger Kuglers als Geheimer Regierungsrath und vortragender Rath im Ministerium für geistliche Angelegenheiten. Hier fand er ein reiches Feld erfolgreicher Wirksamkeit; die Errichtung des Rauch-Museums und der Nationalgalerie fallen, um nur Einiges zu nennen, in die Zeit seiner Amtsführung. Nachdem er 1868 zum Geh. Oberregierungsrath ernannt war, erlebte er noch den Beginn der Bauten der Nationalgalerie und des Siegesdenkmals auf dem Königsplatz zu Berlin und starb am 30. August 1871.

Besondere Beilage zum Deutschen Reichs- und Königl. Preußischen Staatsanzeiger Nr. 19 vom 9. September 1871.

Ernst Friedlaender.

Pinder: Ulrich P. (auch Binder, Pinter und Pindar geschrieben) ist vermuthlich in der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen geboren, wo er von 1484—1489 Physicus war. Daß er von Geburt ein Schwabe war, ist aus einem den Aphorismis Hippocratis vorgesetzten Epistolio Theod. Ulsenii Phrisii Medici ad Udalr. Pyndarum Sueuum Noricum Archiatrum Nurnbergae Kal. Febr. 1493 exarato ersichtlich. Nachdem er von 1489—1493 Leibmedicus bei dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen gewesen, treffen wir ihn in den diptyches Medicorum Norimb. von 1493—1519 als ordentlich bestellten Arzt der Stadt Nürnberg an. Er war einer der ersten Schriftsteller unter den Aerzten, die ihre Werke mit Hülfe der Druckkunst verbreiteten, und er verstand es schon damals, seinen Büchern Modetitel zu geben. Um seine vielen Schriften herzustellen, legte er in seinem Hause in Nürnberg eine Druckerei an, wobei er sich der Dienste des Buchdruckers Friedrich Peypus bediente, der in der Folge selbst viele Producte aus seiner eigenen Officin lieferte (s. A. D. B. XXV, 569). Von seinen verschiedenen Drucken sei hier nur angeführt: „Der beschlossen gart der rosenkrantz marie“ mit der Schlußschrift: „Gedrukt und volendet zu Nürnberck durch Doctor Vlrichen pinter 1505“, und das „Speculum passionis domini nostri Jhesu Christi etc. per Udalr. Pinder conuexum et in civitate imperiali Nurenbergen bene uisum et impressum A. 1507“. In einer andern Schrift „Sancte Vrsule fraternitas“ heißt es am Schluß: „Impr. per Friedericum Peypus in domo doctoris Binder“. Ob bei dem im Jahre 1509 erfolgten Tode (nach anderer Mittheilung starb er

erst 1519) Pinder's seine Druckerei in die Hände des Fr. Peypus übergegangen ist, der von 1509—1537 unter seinem Namen als Drucker thätig war, oder ob dieselbe von seinem Sohne Ulrich P. fortgeführt wurde, der von 1517—1526 in Wittenberg die Rechte studirte, 1527 in Spanien und Paris war, und von 1531 ab als Advocat in Nürnberg lebte, wo er auch gestorben ist, vermag nicht mehr angegeben zu werden.

Falkenstein, Geschichte, S. 351. — Veesenmeyer, Miscellaneen, S. 164. — Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon III, S. 181, VII, S. 158. — Eob. Hessi Epp. S. 79. — Nördl. wöchentl. Nachrichten 1768. 47. — Riederer, Nachrichten I, S. 431. — Kieshaber, Nachrichten 1803, S. 152. — Nagler, Monogramm. III, S. 221 u. s. w. J. Braun.

Pinelli (us) de Gerardis: Giovanni Baptista P. war nach der Angabe von Fétis (Biographie univers. des musiciens. Paris 1864, Th. 7) 1543 zu Genua geboren. In dem „Deutschen Magnificat mit 4 und 5 Stimmen", Dresden 1583, bei Matthes Stöckel, befindet sich ein Porträt des Autors, welches 1583 angefertigt ist und das Alter von 39 Jahren nennt, so daß die Angabe von Fétis wohl richtig sein kann. 1571 als Cantor am Dome zu Vicenza erwähnt, lebte er später in Prag und kam, empfohlen durch Kaiser Rudolph II. nach dem Tode des Antonius Scandellus (18. Januar 1580) an dessen Stelle als kurfürstl. sächs. Capellmeister nach Dresden. P. verstand es nicht, sich in dieser damals glänzenden Stellung zu halten. Er hatte sich nämlich die Gunst der protestantischen Geistlichkeit durch sein leichtsinniges Betragen im Dienste nicht zu erwerben gewußt und es kam in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren mehr als eine Klage und ein verdrießlicher Handel nach dem andern zu Tage. Ob dabei sein Verhältniß zur römisch-katholischen Kirche, der er trotz seiner Stellung als Capellmeister eines protestantischen Hofes treu geblieben war, mit im Spiele gewesen sei, muß aus Mangel an Beweisen dahingestellt bleiben. Soviel ist aber gewiß, daß eines Sonntags in der Kirche während des Vespergottesdienstes P. sich einen groben Exceß mit einem Chorknaben zu Schulden kommen ließ, bei welchem er den Knaben nicht nur mit Füßen getreten, sondern sogar den Dolch auf ihn gezückt und ihn mit andern unziemlichen Redensarten mißhandelt hatte. Dies gab der Sache den Ausschlag. P. wurde zwar nicht förmlich entlassen, ihm aber doch das consilium abeundi im J. 1584 gegeben. (Monatshefte für Musikgeschichte. Erster Jahrgang 1869, Berlin, S. 189.) 1585 stand P. schon wieder in Prag in kaiserlichen Diensten. Doctor Ludwig von Köchel („Die kaiserl. Hofmusikkapelle in Wien von 1543—1867", Wien 1869) führt S. 50, Nr. 234 unter den Tenoristen der Capelle Joh. B. Pinelli (Pinollo) an, der am 15. Juni 1587 starb. Von Pinelli's Compositionen werden erwähnt: „VI Misse a 4 voci" (Dresden 1582); „Deutsches Magnificat in den 8 Kirchentönen" (Dresden 1583); „Madrigali a piu voci" (Dresden 1584); „Cantiones sacrae 8, 10, 15 voci" (Dresden 1584); „Newe kurtzweilige teutsche Liedlein mit 5 Stimmen u. s. w." (Dresden 1584); „Libro primo de Neapolitane à 5 voci" (Dresden 1585); „Motetti quinque vocum a Joanne Baptista Pinello italo nobilique Genuensi, S. C. M. musico composita" (?); impressa Pragae per Giorgium Negrinum. 1588: „18 Musetten für fünff Stimmen" (Prag 1588). Fürstenau.

Pingitzer: Virgil P., Rechtsgelehrter, geboren am 9. November 1541 zu Hallein im Salzburgischen als der Sohn des dortigen Bürgermeisters Virgil P., † am 20. Juli 1619 zu Jena. P. wurde zwar katholisch getauft und erzogen, trat jedoch aus uns unbekannten Ursachen schon frühzeitig zum Protestantismus über; 1558 nach erreichtem 17. Lebensjahre ging er nach Jena,

wohnte dort der feierlichen Eröffnung der eben errichteten Hochschule bei und hörte neben juristischen Vorträgen auch philosophische und theologische Vorlesungen. Nach vierjährigem Aufenthalte an der jungen Akademie studirte er zwei Jahre in Ingolstadt, das damals noch sehr häufig von Ausländern bezogen wurde, und sich eben des Besuches dreier baierischer Prinzen (Wilhelm, Ferdinand und Ernst), Söhne des regierenden Herzogs Albert V., erfreute. Kurze Zeit darnach bereiste er mit dem berühmten holländischen Rechtsgelehrten Mathäus Wesenbeck aus Antwerpen, der 1586 als Professor zu Wittenberg das Zeitliche segnete, die Niederlande, verweilte behufs seiner juristischen Ausbildung längere Zeit in Löwen, wandte sich dann nach Frankreich und kehrte endlich aus Orleans mit dem Diplome eines Doctors beider Rechte 1567 zurück. In der Heimath prakticirte er anfangs als Advocat am Hofgerichte zu Jena, wo er 1570 an Schaller's Stelle den öffentlichen Lehrstuhl der Rechte erhielt. Nach dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar entstanden unter den Jenenser Theologen Streitigkeiten, welche das dortige Zusammenleben trübten, weil von jenen Zerwürfnissen auch die übrigen Universitätsmitglieder mehr oder weniger berührt wurden. Als daher Herzog Julius von Braunschweig auf Mynsinger's Rath damit umging, das Gymnasium von Gandersheim in eine Hochschule mit dem Sitze Helmstädt umzuwandeln, begrüßte P. seine 1574 dorthin erfolgte Berufung mit lebhafter Freude, ging jedoch 1576 wenige Monate nach Einweihung der neuen Universität als Lehrer des jungen Herzogs Johann an den Weimaraner Hof. Nach Beendigung dieser Aufgabe übernahm er 1587 abermals eine Rechtsprofessur in Jena, wo er nach weiterer 32jähriger Lehrthätigkeit in der Nacht des 20. Juli 1619, 78 Jahre alt, sanft entschlummerte. P. wurde dreimal (7. Februar 1594, 3. Februar 1604 und 21. Februar 1614) zum Rector gewählt, ward später Ordinarius, auch Senior der Jenenser Juristenfacultät, Beisitzer des dortigen Hofgerichts, und wurde 1607 nebenbei Präsident des Oberconsistoriums. — P. war zweimal verheirathet. Aus der ersten 1568 mit Katharina, einer Tochter des Bürgermeisters Wolfg. Drückscherf in Jena abgeschlossenen Ehe gingen 13 Kinder hervor, von denen 2 Söhne und 4 Töchter den Vater überlebten. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1605) verband er sich 1607 in bereits vorgeschrittenen Jahren mit Euphrosyne, des berühmten medicinischen Professors D. Michael Neander jüngsten Tochter, welche Ehe kinderlos blieb. Von seinen Töchtern heirathete die eine den bekannten Staatsrechtslehrer Dominicus Arumäus aus Leuwarden am 31. März 1600, dem Tage von dessen Doctorpromotion in Jena. (Arumäus starb während einer Facultätssitzung am 24. Februar 1637.) Eine zweite Tochter war die Gattin des D. Anton Vegus, Professors der Medicin in Jena. Pingitzer's jüngster Sohn, Karl Günther — das nahe Ende seines seit Längerem bettlägerigen Vaters nicht ahnend — hielt gerade an dem Tage (20. Juli 1619) zu Naumburg fröhliche Hochzeit, an dem jener starb.

Obwohl von Geburt Salzburger, zählte P. seiner Zeit zu den tüchtigsten Juristen Sachsens, dem er seit seinen Jugendjahren mit kurzen Unterbrechungen zeitlebens angehörte. Daneben besaß er (wie Le Roi in seinen Biographien der Helmstädt'schen Rechtslehrer hervorhebt) einen durchweg ehrenhaften Character, ein gefälliges Wesen und eine hinreißende Beredsamkeit, wovon er auf Landtagen und Zusammenkünften öfters Zeugniß gab. Die schriftstellerische Thätigkeit unseres Gelehrten verfolgte praktische Ziele. Wir besitzen von ihm außer ein Paar Disputationen zwei größere Werke. Das eine führt den Titel: „Responsorum s. consiliorum decas una“ und erschien zuerst 1580 in Frankfurt, Fol., dann 1684 zu Stuttgart, 4°, und in 3. Aufl. 1694 wieder in Frankfurt, 4°, wenn es sich hier nicht (wie Le Roi vermuthet) bloß um ein neues Titel-

blatt der zweiten Auflage handelt. Vorangestellt sind zwei Reden, „de vita Baldi de Ubaldis“, gelegentlich einer Jenenser Doctorpromotion gehalten, und „de praecipuis utilitatibus Institutionum Justin. Imp.“, womit P. 1576 in Helmstädt seine Institutionen-Vorlesung begann. Das zweite Werk „Illustrium quaestionum Saxonicarum decades sex“ (Gerae 1607, 4⁰) verdankt seine Entstehung seiner Gerichtspraxis und enthält sechzig Rechtsfälle sächsischer Gerichtshöfe. P. dictirte sie seinen Zuhörern; einer derselben verkaufte sein Collegienheft an den Drucker Spies in Gera, und so gelangte die Sammlung in die Oeffentkeit. — P. beabsichtigte ferner, wie er in der Zuschrift vor der vita Baldi berichtet, einen ausführlichen Commentar über den Digestentitel: „De verborum significatione“ zu fertigen, und hatte bereits in Helmstädt den Entwurf dazu gemacht; allein der Commentar blieb unvollendet.

Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft I, 715 u. 716 und die daselbst Genannten: Zeumer, dann Du Roi im Archiv f. die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit, 1. Thl. (1788, S. 116—120). woselbst auch ein Verzeichniß der Schriften Pingitzer's (S. 121—123) und eine Zusammenstellung der älteren über ihn vorhandenen Litteratur (S. 123 u. 124).

Eisenhart.

Pipelare: Mathieu oder Matthäus P. (Pippelaere), ein zu Löwen im 15. Jahrhundert geborener Componist, der bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts lebte und von dem sich einige Werke theils im Druck, theils im Manuscript erhalten haben, darunter mehrere Messen und Motetten. Ambros nennt ihn einen guten Meister, wenn auch nicht so bedeutend als mancher seiner Zeitgenossen, wie Josquin, Ghiselin, de Orto u. a. Rob. Eitner.

Piper: Theophilus Coelestinus P., als Schulmann, Professor der Theologie und Geistlicher verdient, auch als Dichter bekannt, ward geboren am 2. April 1745 zu Linde in Hinterpommern und starb am 25. Nov. 1814 zu Greifswald. Das stille Pfarrhaus, dem er mit seinen zahlreichen Geschwistern entsproß, ward durch die Ereignisse des siebenjährigen Krieges wegen der Nachbarschaft der Schlachtfelder von Zorndorf und Kunersdorf unmittelbar berührt, und die Schreckensbilder aus seiner Jugendzeit prägten sich dem empfänglichen Gemüthe des Knaben unauslöschlich ein. Bis ins 10. Jahr genoß er den väterlichen Unterricht, ward sodann von seinen zahlreichen Geschwistern getrennt, 5 Jahre hindurch dem Waisenhause von Züllichau, später dem Waisenhause zu Halle übergeben, woselbst er seine Vorbildung für die akademischen Studien vollendete. Im J. 1762 zu Halle immatriculirt, widmete er sich mit Vorliebe den theologischen und humanistischen Wissenschaften und ging nach absolvirtem Triennium sofort als Conrector an die Stadtschule zu Anklam. Nachdem er dies Amt mehrere Jahre hindurch mit gutem Erfolg verwaltet, ward er im Anfange des Jahres 1768 als Rector der großen Stadtschule zu Greifswald berufen; diesem Schulamte stand er bis zum Jahre 1783 vor und erwarb sich durch die Gründung der Schulbibliothek ein besonderes Verdienst. Auf Empfehlung des Gouverneurs und Universitätskanzlers Fürsten von Hohenstein an König Gustav III. von Schweden erhielt er am 12. Januar 1783 die königliche Berufung zum ordentlichen Professor der Theologie und Pastor zu St. Jacobi und trat dies Amt am 24. Januar als am königlichen Geburtstage mit einer Inauguralrede „De religione principis“ an. Durch Glaubensernst und -treue und beredten Kanzelvortrag, sowie durch seinen Eifer zu lernen und zu lehren, erwarb er sich die allgemeinste Achtung und ward durch die theologische Doctorwürde ausgezeichnet. Besonders während dieser Lebensperiode entwickelten sich seine poetischen Anlagen und seine Dichtungen erschienen nach und nach in drei Auflagen. Auch wurde ihm für

mehrere Schriften der ausgesetzte Preis ertheilt; so erhielt er unter Anderem auf die Beantwortung einer von der Universität Leyden in Holland ausgegangenen Frage „Ueber Vertheidigung der Religion“ den Ehrenpreis von 100 Ducaten ausbezahlt. Ein Exemplar derselben in holländischer Sprache mit lateinischer Uebersetzung bewahrt die Greifswalder Universitätsbibliothek. Er las vornehmlich Dogmatik nach Döderlein und Heilmann, Moral nach Tittmann und Exegese des Alten Testaments. Die letztere betreffen auch die meisten seiner Abhandlungen, wie „Historia Jonae a recentiorum conatibus vindicata“ 1786 und „Integritas Jesaiae a recentiorum conatibus vindicata“ 1793. Von seinen nichttheologischen Schriften sind namentlich zu erwähnen: „Opera posthuma Friderici II. latine reddita“ und die vorerwähnte Sammlung seiner im Stile Ramler's verfaßten Gedichte, Greifswald 1811, welche in 5 Büchern geistliche Lieder und Oden, Fabeln, Erzählungen, Epigramme und Scherze, Uebersetzungen aus Anacreon, Horaz, Virgil und Ovid enthalten. Die Strebsamkeit seines Geistes, sowie die Liebenswürdigkeit seines Charakters preist der sinnige Nachruf Lappe's in den „Blüthen des Alters".

Breithaupt, Der Greifswaldischen Schulgeschichte 2tes Stück (1829) S. 10—19. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857, I, S. 303. — H. Lehmann, Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 103 u. 104. — Lappe, Pommerbuch, Stralsund 1820, S. 137. — Familienarchiv und Privatnachrichten. — Biographie in der 3. Auflage der Gedichte. Häckermann.

Pippin der Aeltere, der Stammvater der Pippiniden und Stifter ihrer Hausmacht. Sein Beiname von Landen ist erst im 13. Jahrhundert entstanden. Sowol sein angeblicher Wohnsitz „Landen“, wie seine brabantische Herkunft entbehren geschichtlicher Begründung. Vielmehr ist die eigentliche Wiege seines Geschlechts das Gebiet zwischen Maas, Mosel, Rhein, Roer und Amblève, das Herz Austrasiens. Zum ersten Male tritt er hervor, als er und Arnulf von Metz an der Spitze der austrasischen Großen der Königin Brunhilde gegenüber 613 Chlotar II. auf den Thron erheben und dadurch die Wiedervereinigung des Frankenreichs herbeiführen. Chlotar überließ Austrasiens Verwaltung seinem Sohne Dagobert und gab ihm als Berather Pippin und Arnulf bei, den ersten in der Würde eines Majordomus. Ihre Verwaltung war eine ruhmreiche; unter ihrer Leitung entwickelte sich Dagobert, die letzte große Gestalt aus dem Hause der Merowinger zu einem tüchtigen Regenten; Austrasien gelangte zur Selbständigkeit und auf den Gipfel seiner Macht. Sie ließen die alten Stammrechte aufschreiben, sorgten für Kirchen und Klöster und für die Sicherheit der Grenzen. Nach Chlotars Tode verschafften sie Dagobert den Alleinbesitz des fränkischen Thrones; aber Pippin untergrub damit seinen eigenen Einfluß. Den ausschweifenden Sitten des jungen Königs vermochte er nicht mehr zu steuern. Die neustrischen Großen verdrängten ihn und bedrohten sein Leben. Für einige Zeit verschwindet er nun aus der Geschichte und scheint in einer Art Verbannung die Erziehung Siegberts, eines Sohnes von Dagobert, zu Orleans geleitet zu haben. Doch verblieb in Austrasien der alte Einfluß seinem Hause und seiner Partei; denn zur festeren Verkettung der Familien Arnulfs und Pippins und ihrer Interessen hatte sich Ansgisel oder Adalgisel, der Sohn des ersteren, mit einer Tochter des anderen, angeblich namens Begga, vermählt. Von Dagobert wurde er und Bischof Chunibert von Köln mit der Führung der Regierung Austrasiens für den unmündigen Siegbert betraut (633 oder 634). Noch einmal aber und zwar kurz vor seinem Tode, trat P. wieder als Majordomus ein (638) und führte mit Chunibert zusammen ein wohlwollendes Regiment. Er starb 639, ein Jahr nach Dagoberts Tode, von den

Austrasiern tief betrauert; denn die Summe seiner edlen Eigenschaften, besonders seine Treue, Gerechtigkeit und vorsichtige Klugheit machten ihn zum Gegenstand der Verehrung seiner Stammesgenossen. Er hinterließ einen Sohn, Grimoald den Aelteren, der aber in der Weiterentwickelung der Hausmacht zu seinem Verderben nicht die Vorsicht des Vaters bewährte. Eine Tochter, die heilige Gertrud von Nivelles, ebenso wie seine Gemahlin Itta und die bereits genannte Begga unterliegen geschichtlichem Zweifel.

Vgl. H. E. Bonnell, Die Anfänge des karol. Hauses 1866, S. 99 bis 107. — G. Richter, Annalen des fränk. Reiches im Zeitalter der Merowinger 1873, S. 151 ff. — E. Mühlbacher's Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 1880, S. 2 ff. — G. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. II, 699 (2. Aufl.). — L. v. Ranke, Weltgesch. V, 249 ff. (1884).

H. Hahn.

Pippin der Mittlere, nach später und irriger Quelle öfters „von Heristal“ genannt, der Wiederhersteller der Pippinidenmacht und der fränkischen Reichseinheit und insofern der rechte Erbe des Werkes von Chlodwig I. Er ist ein Sohn des Ansgisel und einer Tochter Pippins des Aelteren, also aus der Verschmelzung der Arnulfingischen und Pippinischen Familie hervorgegangen und selbst der Stammvater der Karolingischen. Zur Feststellung seines Geburtsjahres fehlen sichere Anhaltspunkte. Angaben über seine Jugenderlebnisse sind sagenhaft. Geschichtlich tritt er erst 680 in dem heißen Ringen Austrasiens und Neustriens um die Vorherrschaft hervor Da zieht er und Martin, beides Häupter der vornehmsten Familien Austrasiens und Führer der nach der Unabhängigkeit ihres Landes strebenden Partei gegen den neustrischen Majordomus Ebroin, der durch seine Schreckensherrschaft im Namen des Königs den inneren und äußeren Zerfall des Frankenreichs eher beförderte, als hinderte. Der blutige Kampf bei Lucofago (Bois du Fays?) in der Nähe von Laon endete mit ihrer Niederlage und mit Martins Tod. Der gerettete P. aber behauptete seine Stellung in der Heimath. Nach Ebroins Tode, der wilde Verwirrung in den Herrschaftsverhältnissen Neustriens herbeiführte, suchten die Gegner des Gemordeten Zuflucht bei P. Er schließt aber mit Ebroins Nachfolger Waratto Frieden, stellt Geiseln und erkennt Theuderich III. als seinen Herrn an. Bei dem weiteren Parteikampfe zwischen Waratto und seinem Sohne Gislemar hält er dem ersteren die Treue und nimmt Partei gegen den letzteren; doch unterlagen seine Austrasier dem Verrathe desselben. Mehr Erfolg hatte er, als der unfähige und mißachtete Schwiegersohn Warattos Bertharius nach dem Tode des Schwagers in den Besitz des Hausmeieramtes gelangte und er nun, dem Rufe der Gegenpartei folgend, den austrischen Heerbann gegen Theuderich und Bertharius führte. Bei Testri (Tertri? am Omignon, Departement Somme, Arrondissement Peronne), in der Nähe von St. Quentin gewann er (687) einen durch die Spaltung der Neustrier vielleicht erleichterten, jedenfalls glänzenden Sieg, nach dem er unter Gefangennehmung Theuderichs und Besitznahme seiner Schätze nach Austrasien zurückkehrte. Durch diesen Sieg war die Einheit des Frankenreichs wiederhergestellt, die Machtstellung desselben angebahnt, seine Geschicke auf Jahrhunderte hinaus mit denen der karolingischen Familie verknüpft, die dadurch den Grundstein zu ihrer späteren Größe legte. Zur Kraft gesellte P. aber auch politische Klugheit und Mäßigung, das Erbtheil seines mütterlichen Großvaters; denn noch ließ er trotz des Sieges Bertharius in seiner Würde. Nach dessen Tode aber wurde er Majordomus und Fürst des Gesammtreichs und befestigte seine Macht durch Verschmelzung seiner Familie mit der des Neustriers Waratto. Er gewann Ansfled, die Gemahlin desselben für sein Interesse und ihre Zustimmung dafür, daß sein Sohn Drogo

sich mit ihrer Tochter vermählte. Vorläufig ließ er einen seiner Vertrauten als seinen Vertreter in Neustrien zurück, machte später seinen Sohn Grimoald, der vielleicht auch Graf von Paris war, zum Statthalter, und seinen Sohn Drogo zum Herzog von Champagne. In Austrien schaltete er selbst als Herzog. So behandelte er das Frankenreich wie ein Erbgut seiner Familie. Das spätere Königthum kündigt sich bereits an. In den Fehler des älteren Grimoald zu verfallen, hinderte ihn seine politische Vorsicht. Auch in kriegerischer und kirchlicher Beziehung ist er der Vorläufer der späteren Karolinger. Er nimmt den Kampf gegen die feindlichen Grenzvölker und gegen aufständische Herzöge auf, erweitert das Reich und breitet das Christenthum unter den germanischen Stämmen aus, indem er die Glaubensboten unterstützt. So siegt er (689?) über den Friesenfürsten Ratbod bei Wyk-te-Duerstede, südöstlich von Utrecht, gewinnt wahrscheinlich einen Theil seines Landes und befestigt den abgeschlossenen Frieden durch die Vermählung seines Sohnes Grimoald mit Teutsinda, der Tochter Ratbods. Die dem Reichsverbande sich entziehenden Alemannen bekämpft er wiederholt zwischen 709 und 712. In die neu gewonnenen Gebiete sendet er Willibrord als Missionar; auf seinen Antrieb wird dieser vom Papst Sergius zum Bischof für Friesland geweiht, vielleicht in dem Bischofssitz Utrecht. Auch macht er denselben Mann zum Abt seines Stiftes Echternach am Flüßchen Sauer, stattet diesen eigentlichen Mittelpunkt von Willibrords Missionsthätigkeit mit vielen Besitzungen aus, ebenso wie er den heiligen Suidbert, den Bekehrer der Gegend um die mittlere Ems, mit Kaiserswerth beschenkt. Endlich begabt er auch die Grabkirche seines Großvaters zu Metz, die Klöster St. Wandrille, St. Trond u. a. Stifter reichlich. Seine letzten Lebensjahre sind getrübt. Der Tod tritt seinen politischen Plänen hindernd in den Weg. Sein Sohn Drogo erliegt 708 dem Fieber. Grimoald wird bei einem Besuch des todkranken Vaters in Jüpille an der Maas von einem rachsüchtigen Friesen ermordet. Sterbend versucht P. die Erblichkeit der Majordomuswürde durch Einsetzung seines unmündigen Enkels Theudoald als Hausmeier unter Vormundschaft seiner Großen und seiner Gemahlin Plektrud in seiner Familie zu begründen, ruft aber durch diesen Widerspruch gegen den Begriff des Amtes nur den Widerstand der Neustrier und den Kampf in seiner eigenen Familie mit seinem dritten Sohne Karl von seiner Nebengemahlin Alpheida hervor und stellt dadurch sein eigenes Lebenswerk in Frage. Glücklicherweise erlebt er diese Wirren nicht mehr, freilich auch nicht mehr die glänzende Entfaltung des Reiches durch Karl, auf den die Heldenkraft der Familie übergegangen ist; denn er erliegt am 16. Dec. 714 zu Jüpille langer Krankheit nach 27jähriger Leitung des Gesammtreichs.

Vgl. Bonnell l. c. (bei Pippin dem Aelteren), S. 118—133. — Richter l. c., 179—183. — Mühlbacher, S. 4—11. — Waitz l. c., 702 ff. und III, 7 ff. (2. Aufl.). — Ranke l. c. V, 2, 267 ff.

H. Hahn.

Pippin, nach späten Quellen auf Grund der Sage von der Löwentödtung oder durch Verwechselung mit dem mittleren P. gewöhnlich der Kleine oder Kurze, wegen seiner Ergebenheit gegen die Kirche auch der Fromme genannt, wird von neueren Geschichtschreibern als der Jüngere oder seiner Hauptwürde nach als König P. bezeichnet.

Die Sterne, die seine Lebensbahn erhellen, umstrahlen vorbedeutend schon seine Wiege. Seine Geburtsstunde fällt einer Altersangabe nach vielleicht in die Jahre 714 oder 715, d. h. in die Zeiten, wo sein Großvater fast königliche Macht besaß, oder wo sein Vater durch Familien- oder Stammeszwiste hindurch sich seine Stellung erkämpfte. Seine Mutter hieß wahrscheinlich Chrotrudis. Der bekannte Friesenbekehrer Willibrord, der Vorgänger des Bonifaz, taufte

ihn, ein Erzbischof Ragenfried von Rouen ist sein Pathe. Heilige Männer verkünden angeblich seine glorreiche Zukunft. Seine Erziehung im Kloster St. Denys erklärt seine Fürsorge für dasselbe und dessen Abt Fulrad, sowie seine Ergebenheit und Thätigkeit für die Kirche. Als junger Mann schon tritt er zu dem Langobardenvolk in Beziehung; denn dessen größter König Liutprand, der Freund seines Vaters, nimmt ihn durch den Volksgebrauch des Haarabschneidens unter reichen Geschenken an Kindesstatt an, eine Handlung, die vorbedeutungsvoll wird für seine spätere Oberherrlichkeit über jenes Volk.

Der sterbende Karl Martell vertheilt das Reich wie ein König unter seine Söhne; denn der Gebrauch des Privatrechtes findet in diesem Falle bei Machthabern, wie bei Königen auch seine Anwendung im Staatsrecht. P., der jüngere Sohn, erhält die galloromanischen Länder Neustrien, Burgund und die Provence, die ersten Keime des französischen Reiches. Noch vor dem Tode des Vaters eilt er unter Leitung seines erfahrenen Oheims Childebrand, der nebst seinem Sohne Nibelung der Urheber einer wichtigen Chronik über seine Regierungszeit ist, zur Besetzung des unsicheren Erbtheils nach Burgund. Nach des Vaters Tode aber übernehmen er und sein Bruder Karlmann die Regierung mit dem Titel „Hausmeier und Herzog und Fürst der Franken", aber vorläufig ohne Einsetzung eines merowingischen Königs. Ihre dauernde Einigkeit überwindet die mit Erbtheilung für Familie und Reich verknüpften Gefahren. Die erste derselben erwächst aus einem Familienzwist. Ein Stiefbruder Grifo ist von seiner Mutter Swanahilde, einer bairischen Prinzessin, der ehrgeizigen zweiten Gemahlin Karls, zu Ansprüchen auf das ganze Reich oder auf Grund des auch für ihn gültigen Erbrechts zu solchen auf einzelne Theile und ihre Schwester Chiltrudis zur Flucht und zur Vermählung mit dem Baiernherzog Odilo, ihrem Oheim, in agilolfingischem Interesse aufgestachelt worden. Es droht Zerreißung der Reichseinheit und Spaltung des Heerbanns, und das zwingt diesen und die fürstlichen Brüder zu energischem Kampf. Einschließung und Unterwerfung Grifos in Laon, seine Gefangensetzung im Ardennenschlosse Neufchateau und die Verbannung ihrer Mutter nach Kloster Chelles stellen die Ordnung und Ruhe wieder her (741).

Der Reichseinheit drohen aber gleichzeitig auch Gefahren von außen. Das Beispiel Grifos und die lockere und wegen des fehlenden Königs ungesetzliche Stellung der jungen Herrscher reizen die herzoglichen Nachbarn auf allen Seiten zur Wiedererringung der Selbständigkeit und zu Bündnissen untereinander. Durch vereinte Anstrengungen werden die Brüder auch Herren über diese Feinde. Unablässige Kriegszüge nach allen Grenzen füllen daher den ersten Regierungsabschnitt aus (741—749). Wie verabredet fallen Aquitanier und Alemannen, unterstützt von Sachsen, vom Reiche ab. Zunächst dringen daher beide Brüder über die Loire, verheeren die Umgegend von Bourges und zwingen den Aquitanierherzog Chunoald zur Flucht. Während des Zuges theilen sie in Alt-Poitou das Reich endgültig, sei es nun durch Verfügung über den Antheil Grifos oder Bestimmung neuer Grenzen (742). Im Herbst desselben Jahres gehen sie vereint über den Rhein bis an die Donau, und unterwerfen die mit Basken, Baiern und Sachsen verbündeten Alemannen und ihren Herzog Theudebald, der aber entkommt (742). Ihr Schwager, der Agilolfinger Herzog Odilo von Baiern, strebt gleichfalls nach Selbständigkeit, unterstützt von sächsischen, alemannischen und slavischen Schaaren. Selbst der Papst Zacharias nimmt durch einen Legaten für ihn Partei. P. aber überrascht die Gegner (743) durch unvermutheten Uebergang über den Lech, besiegt sie nach verlustreichem Kampf, nöthigt den Mitkämpfer Theudebald wiederum zu fliehen, höhnt den gefangenen Legaten, indem er dessen päpstlichen Aufträgen das Gottesurtheil des

Sieges entgegenhält. Der Gewinn desselben ist möglicherweise der Nordgau. Nach zweimonatlichem Aufenthalt kehrt er heim, vielleicht Odilo als Gefangenen mit sich führend und seine Schwester als Regentin zurücklassend. Bald gibt er dem ersteren seine Freiheit wieder. Wol zufolge eines Schutzbündnisses benutzt der Aquitanier Chunoald die Abwesenheit der Brüder, um einen Einfall in Neustrien zu machen, und rückt bis Chartres vor (743).

Diese beständigen Empörungen machen den Fürsten die Nothwendigkeit einleuchtend, das merowingische Königthum, das Sinnbild der Reichseinheit, wiederherzustellen. Sie setzen also Childerich als Schattenkönig und Vogelscheuche zugleich auf den Thron (743). Zwar zählen sie in Urkunden seine Regierungsjahre, herrschen aber selbst mit königlicher Macht. Die Zeit der letzten gemeinsamen Kämpfe der Brüder ist wegen der Quellenwidersprüche streitig. Chunoald soll für seinen Ueberfall bestraft worden sein (744?) und bald nachher seinem Sohne Waifar die Herrschaft überlassen haben, um ins Kloster zu gehen. Während Karlmann darauf die Sachsen zur Taufe zwingt, unterwirft P. zum letzten Male den aufständischen Theudebald, verhindert seine Festsetzung in der schwäbischen Alb, verleibt das Herzogthum Alemannien dem Reiche ein und läßt es durch Grafen verwalten (744? 745?). Ein allerletzter Aufstand der Alemannen endigt mit blutiger Bestrafung durch Karlmann, einer der Aquitanier mit Unterwerfung und Friedensversicherung (745? 746?). Die Reichsfeinde sind durch vereinte Kraft gebändigt. Die Reichseinheit wird durch Karlmanns Entschluß abzudanken und ins Kloster zu gehen noch mehr befestigt und Pippins Macht dadurch gestärkt, trotzdem sein Bruder seine Söhne ihm anvertraut und auf seinen Reichsantheil für sie nicht ausdrücklich verzichtet hat (747). Noch aber lebt selbst innerhalb der Familie ein unversöhnlicher Feind, sein Stiefbruder Grifo. Entlassung aus dem Gefängniß nach siebenjähriger Gefangenschaft, Abfindung mit Grafschaften und ehrenvolle Behandlung vermögen ihn nicht zu begütigen (747). Mit großem Anhang flieht er vielmehr zu den Sachsen und wiegelt sie auf. Mit Entschlossenheit aber folgt ihm P., unterwirft die Nordschwaben, einen Theil der Aufständischen, und bedrängt vereint mit den Bewohnern mehrerer Gaue, Grifo und den Rest der Sachsen in ihren Verschanzungen an der Ocker so, daß sie sich zur Erneuerung der alten Verträge, zu Tributen und zur Annahme des Christenthums verstehen (747? 748?).

Grifo aber eröffnen sich neue Aussichten, P. neue Gefahren. Odilo war nämlich gestorben und hatte einen unmündigen Sohn Tassilo als Nachfolger unter Vormundschaft seiner Mutter und unter Oberherrschaft der Franken hinterlassen. Grifo, als Agilolfinger, erhebt Ansprüche auf Baiern, stützt sich auf die bairische Unabhängigkeitspartei, verdrängt Schwester und Neffen und findet Beistand bei Suidger, dem Grafen des Nordgaues, und Lantfred, einem Alemannenherzog. Verfolgt bis zum Inn, warten die Gegner Pippins Uebergang über den Fluß nicht ab, sondern unterwerfen sich. Grifo und Lantfred werden Gefangene, Tassilo und Chiltrud in ihr früheres Verhältniß wieder eingesetzt (748? 749?). Trotz nochmaligen Versöhnungsversuchs von seiten Pippins und trotz Beschenkung mit 12 Grafschaften flüchtet Grifo zu einem anderen Gegner seines Bruders, zu Waifar von Aquitanien. Eine Vermittlung des Papstes auf Antrieb Karlmanns bleibt erfolglos.

Zum zweiten Male war die Reichseinheit gerettet, mit der Unterwerfung der Stammherzogthümer der Keim zu einem deutschen Reiche gelegt, mit der Einsetzung von Grafen der Anfang zu regelmäßiger königlicher Verwaltung gemacht. Gleichzeitig mit dem Umschwung der äußeren Verhältnisse vollzog sich einer der innern. Wie sein Bruder, war nämlich auch P. Beschützer des Bonifaz und seiner Bekehrungs- und Reformbestrebungen. Die vernachlässigten Synodal-

versammlungen wurden auch in Neustrien wieder aufgenommen, theils von ihm allein, theils vereint mit dem Bruder, so die von 23 neustrischen Bischöfen besuchte Synode von Soissons (744), die allgemeine Reichsversammlung von Estinnes (743? 745?), die zu Düren u. a. m. In diesen Versammlungen werden geistliche und weltliche Angelegenheiten verhandelt unter Einfluß und Antheil des Bonifaz, die verfallene Kirchenordnung wiederhergestellt, die alten Kirchensatzungen bestätigt, die Hierarchie durch Einsetzung von Erzbischöfen und Bischöfen vervollständigt, deren Unterordnung unter den Papst als das Haupt der Kirche angebahnt, das Verhältniß derselben zu einander geregelt, unsittliche Geistliche abgesetzt, Ketzereien ausgerottet, Gegner, wie Aldebert und Clemens, unter Mitwirkung des Papstes bestraft, das Klosterleben nach benedictinischer Vorschrift geordnet, Geistliche und Aebte vom Kriegsdienst befreit, heidnische Gebräuche unterdrückt, das Leben der Laien in sittlicher Beziehung überwacht, Ehebestimmungen in kirchlichem Sinne getroffen, der öffentliche Verkehr unter den Gesichtspunkt der Religion gestellt, mit einem Wort die Befestigung und Ausbreitung der christlichen Kirche, die Heiligung des geistlichen und Laienstandes angestrebt. Der Vermittler zwischen Papstthum und Germanen, der Schöpfer der kirchlichen Reformen und Neuerungen, wird in den hierarchischen Neubau eingefügt, indem ihm erst Köln, dann mit Umstoßung des ersten Beschlusses Mainz, der mit politischem Scharfblick gewählte Mittelpunkt der austrasischen Bisthümer, als Erzbischofssitz angewiesen und dem kirchlichen Organismus auf germanischem Boden ein Halt und eine Spitze gegeben wird.

Noch traf P. alle Einrichtungen in seinem Namen und mit Zustimmung seiner Großen. Er verstand es, zwischen den Ansprüchen der Kirche und des Staates und Heerbannes zu vermitteln. Indem er die den kirchlichen Instituten längst entzogenen Besitzungen zum Nutzen seiner Getreuen und seines Heeres und zu Kriegszwecken weiter verwandte, wußte er die Kirchen durch Zinsleistungen von dem Vergabten und theilweise Rückerstattungen, die späterhin in größerem Maßstabe vorgenommen wurden, vor Noth und Verfall zu schützen und ihre Anrechte durch Urkunden, die sogenannten Precarien zu wahren. Weder Papst, noch Geistliche wagten wegen der Unentbehrlichkeit ihres Beschützers erheblichen Widerspruch. Brieflicher Verkehr Pippin's mit dem frommen Papst Zacharias, zuletzt sogar mit Umgehung des Bonifaz, und eine immer größere Annäherung der beiden Häupter war die Folge dieser Reformthätigkeit des Hausmeiers. P., jetzt Herr der äußeren und inneren Feinde, Alleinherrscher, mit Heerbann und Geistlichkeit in gutem Einvernehmen, mit dem Oberhaupt der Christenheit befreundet, benutzte einige Jahre der Ruhe, um einer staatlichen Lüge ein Ende zu machen und seiner Macht durch Annahme der Königswürde den entsprechenden Ausdruck zu geben. Die ruhmreichen Thaten der Väter, des Bruders und seine eigenen hatten die Ansprüche darauf genügend begründet. Die Vorbereitungen zu dem kühnen Schritte und die nächsten Wirkungen davon füllen zumeist den zweiten Hauptabschnitt seiner Regierungszeit aus (750—756). Das Mißverhältniß zwischen Schattenkönigthum und wirklicher Herrschermacht ohne angemessenen Titel veranlaßt den Heerbann zur Absendung von Gesandten beider Reichstheile, um den Papst, in den Augen der Völker der Verkünder des göttlichen Willens, betreffs Befreiung aus dieser Nothlage zu befragen. Zacharias, durch die Entwickelung der italischen Verhältnisse zur Anlehnung an den Frankenherrscher und zur Stärkung von dessen Stellung gedrängt, giebt nicht bloß Rath, sondern kraft päpstlicher Autorität Zustimmung, vielleicht sogar Befehl zur Annahme der Krone, „damit die Ordnung nicht gestört werde". Zu Soissons, der Krönungsstadt des ersten Merowingers, wählt der Heerbann P. als König, huldigen die Großen, salben ihn und seine Ge=

mahlin nach biblischem und angelsächsischem Vorbild die Geistlichen des Reichs, darunter vermuthlich auch Bonifaz (751? 752?). Schilderhebung und Krönung dabei ist fraglich, aber nicht unwahrscheinlich. Die getroffenen Maßnahmen, Vorsicht und Ueberlegung verrathend, sollen das fehlende Erbrecht ersetzen und eine neue gesetzliche Grundlage schaffen. Childerich und seine Familie verschwinden im Dunkel des Klosters. Der Tod seines Bruders Grifo, der bei Waifar nicht mehr sicher, zu den Langobarden fliehen will, aber im Kampf gegen fränkische Grenzgrafen fällt (753), befreit den König von weiteren Angriffen auch dieses Gegners.

Seine neue Stellung verwickelt ihn in schwere Kriege, stärkt aber sein Ansehen. Die Vergewaltigung Roms und seiner Gebiete nämlich durch den kriegerischen Langobardenkönig Aistulf veranlassen Papst Stephan II. die Hülfe des Frankenherrschers zu suchen. Seinen Bitten um Einladung nach dem Frankenreich wird vom König und den schwer gewonnenen Großen entsprochen. Begleitet von vornehmer fränkischer Gesandtschaft eilt der Papst im Winter über die Alpen (753). P. sendet ihm Gesandte und seinen Sohn, er selbst geht ihm nach Ponthion entgegen, empfängt ihn dort (6. Jan. 754) in ehrfurchtsvollster Weise, verspricht dem in Trauergewanden Hülfeflehenden Erfüllung seiner Bitten, vor allem Schutz gegen die Gewaltthaten der Langobarden. Sodann nimmt der Papst Winterquartier in St. Denys bei Abt Fulrad. Inzwischen hält der König Versammlungen des Heerbanns zu Brennacum (Braisne) und Carisiacum (Kiersy) ab. Ort und Inhalt der Beschlußfassung unterliegen noch lebhaftestem Streit. Wahrscheinlich an letzterem Ort und nicht unter allgemeiner Zustimmung der Großen und im Beisein seiner Söhne sichert P. die Zurückerstattung der entrissenen Gebiete zu, stellt eine jetzt verlorene Schenkungsurkunde darüber aus, die wahrscheinlich auf Einzelnheiten nicht einging. Die Gegenleistungen des Papstes waren zunächst folgende. Der ehemalige Fürst, nun Mönch Karlmann, dessen Ansprüche auf die Herrschaft, wie die seiner Söhne wohl nicht völlig erloschen waren, erschien, gewiß auf Anregung seines Abtes und der Langobarden, um dem Kriege gegen diese entgegen zu arbeiten, in der Heimath. Vermuthlich mit Zustimmung Stephans wurde er nun im Frankenreich festgehalten und starb, lange kränkelnd, zu Vienne (755). Seine Söhne aber wurden in's Kloster geschickt. Es erfolgte inzwischen eine zweite feierliche Salbung und Weihe Pippins, seiner Gemahlin und seiner Söhne zu St. Denys (28. Juli 754) durch das Oberhaupt der Kirche selbst. Bei Wahl eines Königs aus anderer Familie wurde mit Kirchenbann gedroht. Das Erbrecht der neuen Dynastie sollte dadurch Sicherung und Weihe erhalten. Auch wurden Vater und Söhne zu Patricii ernannt und ihnen damit das Recht, aber auch die Pflicht des Schutzes der römischen Kirche, eine Art Oberherrschaft über das Exarchat und eine Vertretung des Imperiums, unabhängig vom byzantinischen Kaiser, eingeräumt. Wiederholte Vermittelungsvorschläge und Geldangebote bleiben bei Aistulf erfolglos. Das fränkische Heer überschreitet daher die Alpen (Aug. 754). Eine vorausgesandte auserlesene Schaar zwingt die angreifenden überlegenen Langobarden im Thal von Susa zu wilder Flucht, was als „Wunderthat" und Gnade Gottes angesehen wird. In Pavia eng eingeschlossen, muß sich Aistulf zur Herausgabe von Ravenna und der Städte der Aemilia und Pentapolis, wol gemäß dem früheren Versprechen Pippins, ferner zu Huldigung und zu Geschenken verstehen (Oct. 754). Nach der Heimkehr des Siegers bricht Aistulf den Eid, verweigert die Uebergabe der Städte und bedrängt Rom mehr denn je. Durch des Papstes Klagen gedrängt, muß der zornige P. daher einen zweiten Feldzug unternehmen. Der junge Herzog Tassilo, der nach dem Tode seiner Mutter an die Spitze seines Herzogthums getreten

und zum ersten Male 755 bei dem neueingerichteten Maifelde erschienen war, leistete bei dem Zuge Heeresfolge. Umgehung der festen Langobardenstellung, das Blutbad, unter deren Vertheidigern angerichtet, neue Einschließung in Pavia zwingen Aistulf zum zweiten Frieden, zur Auslieferung des dritten Theiles seiner Schätze und zur Räumung der versprochenen Städte. Die Schlüssel derselben und eine von P. ausgestellte, nicht mehr vorhandene Schenkungsurkunde legt Abt Fulrad auf dem Grabe St. Peters nieder. Byzantinische Gesandte vermögen den Sieger weder durch Geldangebote, noch durch Versprechungen von seiner Treue gegen die Kirche und von seiner Zusage an den Papst abwendig zu machen. Der kaiserliche Besitz wird Kirchenbesitz und Keim zur weltlichen Herrschaft des Papstes. Bald darauf stirbt Aistulf jähes Todes, und mit Gutheißung aller Betheiligten wird Desiderius König, bricht aber gleichfalls seine Gelübde und nöthigt die Herzogthümer Benevent und Spoleto, anfangs vom Frankenkönig abhängig, zu festerem Anschluß an ihn selbst; doch macht Pippins Ansehen ein kriegerisches Einschreiten überflüssig.

Durch den Schutz der Kirche, des Papstes und Roms, durch seine Erfolge, durch seine Nachbarschaft mit den Muhammedanern wird P. in die Welthändel hineingezogen und erlangt eine Weltstellung. Gesandtschaften mit Aufträgen und Geschenken ziehen hin und her. Mit Byzanz wird bald freundlicher, bald feindlicher über das Exarchat, über Bilderverehrung, Trinitätslehre und über eine Vermählung Gislas mit einem kaiserlichen Prinzen verhandelt. Die Abbassiden im Orient, wie die spanischen Araber, werben bei ihrem Gegensatz um seine Freundschaft. Britannien und das Frankenreich stehen durch Bonifaz und seine Genossen in regem geistigen Verkehr, und auch der König tauscht mit dem König Eadbert von Northumbrien, dem Bruder des Bischof Egbert von York, Geschenke aus.

Der Rest und dritte Abschnitt seines Lebens ist der Fortführung seiner früheren kriegerischen und friedlichen Aufgaben, vor allem der Abrundung des Reiches bis zu seinen natürlichen Grenzen, dem mittelländischen Meer, den Pyrenäen und dem atlantischen Ocean gewidmet. Das gothische Septimanien wurde mit den wichtigsten Städten den Arabern bereits 752, Narbonne, das letzte Bollwerk des Islams daselbst, nach langer Belagerung 759 entrissen, die Unterwerfung der Gothen durch die Erlaubniß nach eigenen Gesetzen zu leben erleichtert. Vielleicht wurde auch die Bretagne mit Vannes gewonnen (753). Die Sachsen werden für wiederholte Aufstände mit Strenge bestraft und ihr Gebiet bis zur Weser verwüstet (753 und 758). Der mündige Tassilo huldigt auf dem Maifelde von Compiègne 757 P. und seinen Söhnen als Vassall und leistet ihnen den Treueid. Der privatrechtliche Lehensbegriff wird so in das Staatsrecht eingeführt. Trotz gewährter Selbständigkeit in Rechtspflege und Verwaltung wirft Tassilo das drückende Verhältniß bald ab. Der Hauptgewinn aber ist die Einverleibung Aquitaniens, die Frucht eines 9jährigen schweren Krieges (760—768). Dieser brach aus wegen verweigerter Genugthuung für die Beschützung von Pippins Feinden durch Waifar, für Belästigung der den Franken unterworfenen Gothen und wegen Verletzung fränkischer Kirchen. Verheerung und Besetzung zunächst der Auvergne, dann aber in immer weiteren Kreisen und unter Einmärschen von den verschiedensten Seiten auch des übrigen Aquitaniens, Berennung und Verbrennung fester Plätze, wie Bourbon und Clermont, vor allem des starken Bourges, das der König mit verschiedenartigen Belagerungswerkzeugen bedrängte, nach der Einnahme jedoch, wie andere Orte, als kriegerischen Stützpunkt mit Mauern umgeben ließ und noch während des Krieges nach Erbauung eines Schlosses seiner Gemahlin als gesicherten Aufenthalt anwies, ferner Zerstörung von Felsenschlössern an den Abhängen der Sevennen

und des Hochlandes von Auvergne, die Wegführung und Tödtung verschiedener aquitanischer Grafen, der Abfall des Oheims von Waifar, Remistans, der für seinen Treubruch gegen P. später mit dem Tode am Galgen büßen mußte, die Gefangennehmung der Familie des Aquitanierfürsten, endlich auch die Feigheit seiner baskischen Truppen brachten Waifar so in's Gedränge, daß er mehrmals Unterwerfungsvorschläge machte und zuletzt sein Heil in der Flucht suchte. Dabei ward er von den Seinen ermordet. Der treulose Abfall Tassilo's in gefahrvoller Zeit und die Unterhandlungen darüber, wobei von dem Baiernherzog die Vermittelung des Papstes nachgesucht worden war, sowie die über die Friedensanträge Waifars hatten den Krieg zeitweise ins Stocken gebracht. Mit dem Tode Waifars aber war die Unterwerfung Aquitaniens vollendet und wurde von dem König und seiner Gemahlin in Saintes an der Charente mit großem Triumph gefeiert. Die Sicherung der Kirchen und der Armen, die Regelung der Rechtsverhältnisse, mit einem Worte die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt des Landes, dessen Erwerb die Bildung des späteren französischen Reiches beförderte, war wohl eine seiner letzten Lebenshandlungen. Ueber diesen beständigen Kämpfen seiner Königszeit wird die Friedensarbeit aber nicht von ihm vernachlässigt. Es sind für 11 Bisthümer und Kirchen und 36 Klöster etwa 82 Urkunden aus dieser Zeit, darunter freilich auch unächte, von ihm bekannt, wobei sich die Stätte seiner Erziehung, St. Denys, und ihr Abt Fulrad, sowie seine Familienstiftung zu Prüm seiner besonderen Gunst zu erfreuen haben. Schenkungen, Schutz- und Immunitätsgewährungen, sowie Rechtsentscheidungen u. a. m. bilden den Inhalt der Aktenstücke. Mehrfache Reichsversammlungen und Synoden werden erwähnt, deren Einordnung in bestimmte Zeiten theilweise streitig ist, so die zu Verneuil (755), eine andere vom Ende des Jahres 754 oder Anfang von 755, die zu Verberie (756) u. a. m., bei denen er mitunter persönlich mitwirkte. Auch nach Bonifaz' Tode ward doch in dessen Sinne, wenn auch mit etwas mehr nationalem Gepräge, weiter gearbeitet. Seine Missionsthätigkeit ward durch die Begünstigung der Missionsschule zu Utrecht und durch Gregor von Utrecht fortgeführt, sein Lieblingskloster Fulda vom König begünstigt, sein liebster Schüler Lul zu seinem Nachfolger in Mainz ernannt. Die synodale Thätigkeit ist lebendiger als in der Hausmeierzeit. Von neuem werden erweiterte Vorschriften zur Reform der Kirche und der Geistlichen und ihrer Besitzverhältnisse gegeben, aber immer unter Oberleitung des Königs, nicht des Papstes, ferner vorzugsweise zur Regelung der Eheverhältnisse und Reinhaltung des Familienlebens. Auch dogmatische Fragen werden erledigt. Ja, es gibt kaum eine Seite des staatlichen Lebens, wo man nicht auf Spuren von Neuerungen oder Neuschöpfungen stößt, durch P. oder unter seinem Einfluß entstanden, so bei der Krönungsceremonie, Titulatur, Veränderung des Kanzlei- und Urkundenwesens, Aufhebung oder Unterordnung und Verwaltung der Herzogthümer, Regelung des Kirchenbesitzes und Verwendung desselben für das Heer, zeitliche Verlegung der Heeresversammlungen, Ausbildung der Kriegführung, Einführung der Silbermünzen und Bestimmung ihres Werthes, Annahme des römischen Kirchengesanges und Begründung einer höfischen Geschichtschreibung. Auch wissenschaftlichen Bestrebungen blieb er nicht ganz fremd. Die letzte wichtigste Handlung vor seinem Tode war die Theilung des Reiches. Der Krieg hatte seine Kräfte aufgerieben. Noch in Aquitanien fing er an zu kränkeln. Am 24. Sept. 768 erlag er im 54. Lebensjahre angeblich der Wassersucht in St. Denys, der Stätte seiner Kindheit und seines Grabes. Vorher aber sicherte er mit Rath und Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen die Zukunft des Reiches und bewahrte es vor Zerreißung in eine

romanische und germanische Hälfte. Karl bekam nämlich den nördlichen Theil Austrasiens und Neustriens, Karlmann die mittel- und süddeutschen, wie die südfranzösischen Gebiete, zu denen auch der östliche Theil Aquitaniens gehörte, während der westliche Karl zufiel. Ihn überlebte seine Gemahlin Bertrada, wol auch aus karolingischem Stamme, über deren Vermählung, wie über der Geburt ihres ältesten Sohnes Karl ein geheimnißvolles Dunkel zu schweben scheint, die aber seine treue Gefährtin in den Jahren seines steigenden Ruhmes war, ferner seine Kinder Karl, Karlmann und Gisla. Drei Brüder werden genannt, Remigius, Bischof von Rouen, Hieronymus, zu diplomatischen Sendungen verwandt, und Bernhard, der Vater von Adalhard und Wala, den Gründern von Korvey. In seinem Charakter sind Frömmigkeit mit Weltklugheit, Vorsicht mit Kühnheit, Tapferkeit mit Schlauheit, Milde und Versöhnlichkeit mit rücksichtsloser Thatkraft gepaart. Nach Oelsner's Urtheil war er eine wahrhafte Herrschernatur, umfassend, schöpferisch, erfolggekrönt; nach Ranke „ein politischer Kopf ersten Ranges, gleich bedeutend für die kirchlichen, wie die weltlichen Verhältnisse; er verband intellectuelle Entschlossenheit, welche neue Gedanken faßt, mit der rücksichtslosen Consequenz, welche zu deren Ausführung gehört". — Seinem großen Sohne Karl blieb die volle Durchführung seiner Staatsgedanken und gelungenen Anfänge vorbehalten.

Hahn, Jahrb. d. fr. Reichs (741—52) 1863. — Oelsner, Jahrb. d. fr. Reichs unter König Pippin 1871. — G. Richter, Annal. d. fränk. Reichs 1873, S. 201—16 und G. Richter und Horst Kohl, Annal. d. fränk. Reichs im Zeitalter der Karolinger 1885, S. 1—27. — Mühlbacher, Reg. d. Kaiserreichs unter d. Karol. 1880, S. 25—50. — Waitz, D. Verf. III, 30—91. — Ranke, Weltgesch. V, 2, 1—52 u. S. 107—109.

H. Hahn.

Pippin, König von Italien, wurde im J. 777 als zweiter Sohn Karl's des Großen und seiner Gemahlin Hildgard geboren. Ostern 781 empfing er zu Rom durch den Papst Hadrian I. die Taufe und erhielt erst jetzt den Namen Pippin, während er bis dahin den Namen Karlmann geführt hatte. Zugleich wurde er durch den Papst zum Könige gesalbt und empfing das Unterkönigreich Italien. Als Beherrscher desselben führt er den Titel „rex Langobardorum". Wer zunächst die Leitung des jungen Fürsten und die Regierung für ihn übernahm, steht insofern fest, als urkundlich ein gewisser Rotchild als sein Bajulus (Pfleger) genannt wird. Die Annahme, daß der Abt Adalhard (s. A. D. B. I, 74) von Corbie, ein Vetter Karl's d. Gr., für ihn, ebenso wie später für seinen Sohn Bernhard (s. A. D. B. II, 419 ff.), die vormundschaftliche Regierung geführt habe, dürfte mithin vielleicht nur auf eine Verwechselung zurückzuführen sein. Auch daß Angilbert, der bekannte Dichter des karolingischen Hofkreises, eine hervorragende Stelle in Pippin's Capelle bekleidet habe, ist keineswegs sicher bezeugt. Begreiflicherweise war die Abhängigkeit des italischen Unterkönigreichs von Karl eine sehr strenge. Wir besitzen von P. wol eigene Capitularien, aber keine eigenen Urkunden, während bei Ludwig von Aquitanien das Umgekehrte der Fall ist. Schwierig scheint sich bisweilen auch das Verhältniß des Königs zu dem Papste gestaltet zu haben; es fehlte nicht an Mißhelligkeiten zwischen P. und Leo III. Pippin's gewöhnliche Residenz war Verona, dessen Bischof, Ratold, ihm nahe stand. Häufig finden wir ihn aber an dem Hoflager des Vaters, der ihn im J. 799 dem vertriebenen Papst Leo III. entgegensandte, um denselben nach Paderborn zu geleiten. — Im J. 787 nahm er Theil an dem Feldzuge gegen Tassilo von Baiern; er empfing damals den Befehl, sich mit der langobardischen Streitmacht von Süden her gegen die bairische Grenze in Bewegung zu setzen, er selbst sollte in Trient zurückbleiben, sein Heer dagegen

bis Bozen vorrücken. Im J. 797 unternahm er mit bairischen und langobardischen Streitkräften eine Heerfahrt wider die Südslaven, deren Gebiet er verwüstete. Einen sehr hervorragenden Antheil hat P. an dem Avarenkriege gehabt; 791 erfocht eine von ihm entsandte Heerschaar einen ersten Sieg über die Avaren (23. August); 796 vervollständigte er die durch den Markgrafen Erich von Friaul vollzogene Unterwerfung dieses Volkes. Er empfing die Huldigung der Avaren, pflog Berathungen über die Bekehrung derselben zum Christenthum, zerstörte ihren großen Ring und führte den Rest der dort in Jahrhunderten aufgespeicherten gewaltigen Schätze nach Achen. Auch ein rhythmisches Gedicht jener Zeit feiert P. als den Zerstörer des Avarenreichs. — Nach Benevent unternahm er eine Heerfahrt im J. 791, dann wieder im Winter 792—93, gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Aquitanien, welchen sein Vater ihm zu Hilfe gesandt hatte, ferner in den Jahren 800 und 801. Diese Züge gegen Benevent waren indessen großentheils erfolglos. Der in Gemeinschaft mit Ludwig unternommene mißglückte namentlich infolge einer Hungersnoth. Außerdem hatte P. an dem energischen Fürsten Grimoald III. von Benevent einen thatkräftigen Gegner und einen noch furchtbareren Feind an dem ungesunden Klima des Landes, das seinen Truppen verderblich wurde. Im J. 801 gelang es allerdings, Chieti zu erobern und den dortigen Befehlshaber Roselm gefangen zu nehmen. — Im J. 806 entsandte P. eine Flotte zum Schutze der Insel Corsica gegen die seeräuberischen spanischen Mauren, der es auch gelang, die Feinde für diesmal zu verscheuchen, obschon der Graf von Genua im Kampfe fiel. Ferner waren, nachdem Venetien und die Küste von Dalmatien sich zu Ende des J. 805 Karl d. Gr. unterworfen hatten, diese Gebiete (ebenso wie schon früher Istrien) mit Pippin's italischem Reiche vereinigt worden. Infolge dessen fiel ihm auch die Führung des Kampfes mit dem byzantinischen Reiche über den Besitz dieser Gegenden zu. Erst nach seinem Tode kam es zu einem Friedensschlusse mit Byzanz, dem Karl nun diese Gegenden wieder preisgab, während der oströmische Hof sich dagegen endlich zur Anerkennung seiner Kaiserwürde bequemte. Was das Detail jener Kämpfe betrifft, so erschien eine griechische Flotte, um Dalmatien wieder zu erobern, und blokirte auch die venetianische Küste (806). Die venetianischen Dogen schlossen sich wieder an Constantinopel an und im J. 807 schloß Pippin mit dem griechischen Patricius Nicetas, welcher mit der griechischen Flotte vor Venedig ankerte, Waffenstillstand bis zum August 808. Auch der byzantinische Admiral Paulus knüpfte im J. 809, nach einem verunglückten Angriff auf Comacchio, mit P. auf eigene Hand Friedensunterhandlungen an, die jedoch durch die venetianischen Dogen hintertrieben wurden. Im folgenden Jahr (810) zwang P. Venedig wieder zur Unterwerfung; venetianische Nachrichten, nach welchen sein Angriff glänzend zurückgeschlagen worden sein soll, sind unglaubwürdig und nur soviel wahr, daß er auf erhebliche Schwierigkeiten stieß. Weniger glücklich war sein Versuch, die ebenfalls von der fränkischen Herrschaft wieder abgefallene Küste Dalmatiens verwüsten zu lassen. Die Flotte, welche er zu diesem Behuf ausgesandt hatte, mußte sich vor einem byzantinischen Geschwader zurückziehen. — Karl's Reichstheilungsgesetz vom 6. Februar 806 sprach diesem Sohne außer Italien auch Baiern, mit Ausnahme des Nordgaues, ferner Alamannien südlich der Donau sowie Churwalchen und den Thurgau zu. P. starb jedoch bereits vor dem Vater, am 8. Juli 810 und wurde am 11. in Mailand bestattet. Er hinterließ einen Sohn, Bernhard, und fünf Töchter, deren sich Kaiser Karl mit großväterlicher Liebe annahm. Derselbe nahm die Enkelinnen an seinen eigenen Hof und ließ sie hier erziehen; den Enkel machte er später zum Nachfolger seines Vaters im Königreich Italien.

P. hatte vornehmlich als Kriegsheld geglänzt; er stellte in dieser Hinsicht auch seinen älteren Bruder Karl in den Schatten: „bellipotens, animosus heros, fortissimus armis“ nennt ihn einer der karolingischen Hofpoeten. Aber auch ein humaner, wohlwollender Zug scheint an seinem Wesen erkennbar. Wir finden, daß Karl auf eine von ihm unterstützte Anregung Alkuin's Gefangenen Befreiung gewährt; daß die langobardischen Geiseln, welche ins Frankenreich abgeführt worden waren, auf seine Fürsprache wieder nach der Heimat entlassen und in den Besitz ihrer Güter eingesetzt werden.

Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. — Abel und Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. I. II. 1866. 1883. — Malfatti, Imperatori e papi ai tempi della signoria dei Franchi in Italia. Bd. II. 1876. Simson.

Pippin I., König von Aquitanien, war der zweite Sohn Ludwig's des Frommen, aus dessen erster Ehe mit Irmingard, der einem vornehmen Geschlecht des Haspengaues entsprossenen Tochter des Grafen Ingram, eines Neffen des Bischofs Chrodegang von Metz. P., dessen Geburt etwa in das Jahr 803 zu setzen sein wird, soll als Knabe von außerordentlicher Schönheit gewesen sein. Sagenhaft erscheint jedoch die Nachricht, daß sein Vater beabsichtigt habe, ihn zum Geistlichen erziehen und scheeren zu lassen, und daß dieser Plan nur an dem Widerspruch seines älteren Bruders Lothar gescheitert wäre. Noch im ersten Jahre seiner Kaiserregierung sandte Ludwig d. Fr. diesen Sohn nach Aquitanien und gab ihm fränkische Rathgeber und Aufseher mit, welche die Verwaltung dieses Unterkönigreichs in ähnlicher Weise leiten sollten, wie es einst in seiner Jugend durch die ihm von seinem Vater beigegebenen Räthe geschehen war. Auf dem großen Reichstage zu Achen im Juli 817 wurde P. die Königswürde beigelegt und in dem damals erlassenen Hausgesetz der Umfang seines Unterkönigreichs bestimmt. Außer Aquitanien, Wasconien und der Mark von Toulouse wurden ihm die Grafschaften von Autun, Avallon und Nevers in Burgund sowie die Grafschaft von Carcassonne in Septimanien zugesprochen, dagegen nicht das übrige Septimanien und die spanische Mark. Es gelang P., das noch fortwährend gährende Baskenland zu beruhigen (819); die Fortführung der Aufständischen aus ihrer Heimat erinnert an das Verfahren, welches Karl d. Gr. in Sachsen eingeschlagen hatte; später fiel jedoch das nördliche Wasconien von ihm ab. Bisweilen finden wir ihn auch außerhalb Aquitaniens thätig. Im J. 815 erscheint er auf der Reichsversammlung zu Paderborn; 824 nahm er an dem Feldzuge des Kaisers nach der Bretagne Theil. In die Kämpfe in der spanischen Mark griff P. nicht ein. Im J. 828, wo ein neuer Einfall der Araber in die Mark befürchtet wurde, sollte P. zusammen mit seinem Bruder Lothar in dieselbe gesandt werden; jedoch unterblieb der feindliche Einfall und P. kehrte nach einer Zusammenkunft mit Lothar in Lyon in sein Reich zurück. Hervorragenden Antheil nahm P. an der Empörung gegen seinen Vater im J. 830, wo die Kaiserin Judith und ihre Brüder in aquitanische Klöster gesperrt wurden. Dem entsprechend war er nach dem schließlichen Scheitern dieser Empörung der Hauptgegenstand des Hasses des väterlichen Hofes und das von seiner Stiefmutter zunächst ausersehene Opfer ihrer Pläne. Im Herbst 831 beschied man P. zu wiederholten Malen vergeblich nach Diedenhofen; erst wenige Tage vor Weihnachten erschien er in Achen. Hier fand er einen höchst ungnädigen Empfang und mußte die Besorgniß schöpfen, daß man ihn überhaupt nicht wieder in sein Reich zurückkehren lassen wolle; daher entfloh er in dasselbe (27. December). Im nächsten Jahre wurde sein Verderben beschlossen, wenn auch die Ausführung des Unternehmens zunächst infolge des unerwarteten Aufstandes seines Bruders, Ludwig's des Deutschen, eine Verzögerung erlitt. Die

schon früher angekündigte Heerversammlung in Orleans wurde nun auf den 1. September 832 berufen und beschlossen, sich der Person sowie der Familie Pippin's zu bemächtigen, ihm sein Reich zu Gunsten seines Stiefbruders Karl's des Kahlen zu entreißen. In Eilmärschen drang der Kaiser mit einem ansehnlichen Heere gen Limoges vor; P. wurde zugleich mit Bernhard, dem ehemaligen Vorstande der spanischen Mark und Kämmerer (s. A. D. B. II, 454 f.), nach der in der Nähe von Limoges gelegenen Pfalz Jouac beschieden und zur Untersuchung gezogen (October 832). Während Bernhard seiner Lehen und Würden entsetzt ward, wurde P. wegen seiner eigenmächtigen Entfernung aus Achen im vorigen Winter zur Rede gestellt und mit Weib und Kind nach Trier verwiesen, wo er bleiben sollte, bis er Proben von Besserung an den Tag lege. Aquitanien aber wurde dem jungen Karl verliehen, dem auch die Großen des Landes, wenigstens zum Theil, den Treueid leisteten. Mit scheinbarem Gehorsam fügte sich P. in sein Schicksal und trat die Reise an, wußte aber an der Nordgrenze Aquitaniens zu entkommen. Der Kaiser vermochte seiner nicht wieder habhaft zu werden und mußte einen kläglichen Rückzug antreten. Kein Wunder, daß P. sich im nächsten Jahre (833) mit seinen Brüdern zur Entthronung des Vaters verband. Im J. 834 entsprach er jedoch bereitwillig der Aufforderung seines Bruders Ludwig, zur Befreiung ihres Vaters aus seiner unwürdigen Lage und zur Wiederherstellung seiner Herrschaft mitzuwirken. Belohnt wurde P. für die Verdienste, welche er sich um die Restauration seines kaiserlichen Vaters erworben hatte, durch eine Vergrößerung seines Reiches; jedenfalls überließ ihm Ludwig d. Fr. die Grafschaft Anjou mit den in derselben gelegenen Abteien und Krongütern. Mit einem Reichstheilungsgesetz, in welchem zu Aquitanien das neustrische Gebiet zwischen der Loire und der Seine sowie eine Anzahl anderer Gaue hinzugefügt werden, hat es dagegen eine einigermaßen problematische Bewandtniß. Es scheint mindestens nur Entwurf geblieben zu sein; auch steht der Zeitpunkt des Erlasses nicht fest, obwohl dies Gesetz meist schon in das Jahr 831 verlegt wird, in welches es aber aus manchen Gründen nicht zu passen scheint. In der folgenden Zeit entsprach P. der Aufforderung, die in Aquitanien belegenen Kirchengüter herauszugeben. Eine Denkschrift, welche die im J. 836 zu Achen versammelte Synode deswegen an ihn richtete, hatte endlich den gewünschten Erfolg. In der letzten Zeit seines Lebens trat sogar eine Annäherung des väterlichen Hofes an ihn ein, da dieser mit Ludwig dem Deutschen zerfallen und mit Lothar noch immer nicht ausgesöhnt war. So suchte man denn einstweilen an P. eine Stütze für Karl (den Kahlen) zu finden. P. wohnte im September 838 auf dem Reichstage zu Quierzy der Wehrhaftmachung seines Stiefbruders bei und erkannte gefügig die Ausstattung desselben mit einem Theil von Neustrien an; am Schlusse des Reichstags wurde er gnädig entlassen. Indessen seine Tage waren gezählt; er starb bereits im December dieses Jahres und wurde in Poitiers bestattet. — Trotz der Abhängigkeit dieses Unterkönigs von dem kaiserlichen Vater besaß derselbe doch eine eigene Kanzlei, einen Erzcapellan und eigene Pfalzgrafen. Einer seiner Kanzler, Hermold, ist vielleicht identisch mit seinem Günstlinge, dem bekannten aquitanischen Dichter Ermoldus Nigellus. Obwohl Geistlicher, begleitete dieser den König, mit Schild und Speer bewaffnet, auf dem erwähnten Feldzuge gegen die Bretonen, wurde jedoch später, weil man ihm Schuld gab, daß er P. durch schlechte politische Rathschläge verführe, vom Kaiser nach Straßburg verbannt und der Aufsicht des dortigen gelehrten Bischofs Bernald übergeben. Um die Gunst und Gnade des Kaiserpaares zu gewinnen, verfaßte Ermoldus dort ein schmeichlerisches Heldengedicht auf die Thaten Ludwig's d. Fr. (bis zum J. 826), durch welches er jedoch seinen Zweck, die Befreiung aus dem Exil, zunächst noch

nicht erreichte. An P. selbst richtete Ermold zwei Elegieen im Stil des Ovid und Theodulf von Orleans. In der Zeit nach der Restauration des alten Kaisers im J. 834, um welche P. sich so entschiedene Verdienste erworben hatte, widmete ihm der Bischof Jonas von Orleans, ein Mann, der sich früher von dem Hofe des Königs fernhalten zu müssen geglaubt hatte, sein Werk de institutione regia, einen Fürstenspiegel, der übrigens ganz aus den Acten der Pariser Synode vom J. 829 entlehnt ist. — Offenbar war P. nichts weniger als ein fester und reiner, eher ein leichtsinniger Charakter; daß er jedoch das Leben eines wüsten Schlemmers geführt und zuletzt in Säuferwahnsinn geendigt habe, ist wiederum nur eine sagenhafte Nachricht, die, gleich der oben erwähnten, über die Pläne Ludwig's d. Fr. hinsichtlich seiner Erziehung auf einer Verwechselung mit seinem gleichnamigen Sohne beruhen wird. P. war seit 822 mit der Tochter des Grafen Theotbert von Madrie vermählt; aus dieser Ehe gingen zwei Söhne und zwei Töchter hervor.

Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. I. II. Leipzig 1874. 1876. — Verzeichniß der Urkunden Pippin's, das jedoch mancher Ergänzungen bedarf, bei Böhmer, Regesta Karolorum. Frankfurt a. M. 1833, S. 196—199. Simson.

Pippin II., König von Aquitanien, war der ältere der beiden Söhne Pippin's I. von Aquitanien, welcher sich im J. 822 vermählt hatte (s. o.); seine Geburt dürfte um das J. 823 fallen. Nach dem Tode Pippin's I. beschloß Ludwig der Fromme seinen Enkel zu übergehen und Aquitanien für seinen Sohn zweiter Ehe, Karl den Kahlen, in Anspruch zu nehmen, welchem er dasselbe schon früher (832) einmal zugesprochen hatte. In der Reichstheilung, durch welche auf dem Reichstage zu Worms (Juni 839) das ganze Reich, mit Ausnahme Baierns, zwischen Lothar und Karl getheilt wurde, ward dem letzteren auch Aquitanien, Wasconien und Septimanien zugesprochen. Im Herbst 839 brach der Kaiser in Begleitung Karls in Aquitanien ein. Aber P., der ganz die Art und Weise des leichtfertigen aquitanischen Volkscharakters angenommen hatte, hatte die stärkere und rührigere Partei im Lande für sich. Der Kaiser hatte zwar keinen Kampf im offenen Felde zu bestehen, aber seine Streitkräfte wurden von den Gegnern durch Streif- und Beutezüge belästigt. Auch leisteten dieselben in den Felsenburgen der Auvergne, besonders in Carlat bei Aurillac, ziemlich nachhaltigen Widerstand. Außerdem wurde ein sehr großer Theil des kaiserlichen Heeres von Krankheit hingerafft; als der Winter bevorstand, entließ der Kaiser den Rest des Heeres und zog sich nach Poitiers zurück. Von hier mußte er im folgenden Jahre (840) wider Ludwig den Deutschen aufbrechen, ohne Karl's Stellung in dem Lande befestigt zu haben, jedoch ließ er diesen mit der Kaiserin und einer Heeresabtheilung in Poitiers zurück. Nach dem Tode des alten Kaisers bildete sich ein Bündniß zwischen P. und Lothar. Beide kämpften und unterlagen gemeinsam in der Schlacht bei Fontenoy (25. Juni 841); P. trug keine Schuld an dem Verluste der Schlacht; er hatte vielmehr durch sein Eintreffen in der Schlachtlinie den rechten Flügel Lothar's wieder zum Stehen gebracht und dem linken Flügel der Truppen Karl's erhebliche Verluste zugefügt. Später vereinigten sich Lothar und P. wieder in Sens, aber der Winterfeldzug des ersteren an der Seine und Loire blieb ganz erfolglos; P. trennte sich zu Tours mißmuthig, „von Reue darüber ergriffen, daß er sich mit ihm verbunden hatte", von ihm und zog nach Aquitanien zurück. Hatte Lothar die Sache seines Neffen stets nur aus egoistischen Gründen unterstützt und schon wiederholt gezeigt, daß er eventuell bereit sei, dieselbe preiszugeben, so that er dies nun vollständig. Im Vertrage von Verdun (August 843), der auch Aquitanien an Karl überließ, wurde P. völlig übergangen. Wiederholte

Feldzüge Karl's gegen Aquitanien hatten allerdings ihr Ziel mehr oder minder verfehlt. Auch im J. 844 gelang es Karl zwar, nach einem Strafgericht über den berüchtigten Markgrafen Bernhard (A. D. B. II, 454 f.) seine Oberhoheit über Septimanien und die spanische Mark herzustellen. Aber die von ihm unternommene Belagerung von Toulouse, der bedeutendsten Stadt Aquitaniens, wollte keine Fortschritte machen. Ein Verstärkungsheer, welches unter seinem Oheim, dem Abt Hugo, und anderen heranzog, wurde sogar in der Nähe von Toulouse, als es im Begriff war, den Agout zu überschreiten, am 14. Juni 844 von den Aquitaniern unter P. und Wilhelm, dem jungen Sohne Bernhard's, überfallen und in die Flucht getrieben. Abt Hugo selbst, der Bastard Karl's d. Gr. und ehemalige Kanzler Ludwig's des Frommen, fand den Tod; ebenso der Abt Richboto von St. Riquier, ein Enkel Karl's d. Gr.; viele andere angesehene Männer, darunter das Haupt der Partei Karl's in Aquitanien, der Erzbischof Ebroin von Poitiers, fielen in Gefangenschaft. Im October 844 wurde P. durch eine gemeinschaftliche Gesandtschaft seiner drei Oheime, der Söhne Ludwig's d. Fr., aufgefordert, Karl alsbald die Huldigung zu leisten und eventuell mit ihrer vereinigten Heeresmacht bedroht. Aber im nächsten Jahre fand sich der von allen Seiten bedrängte Karl der Kahle veranlaßt, mit P. Frieden zu schließen. Auf einer Zusammenkunft zu Fleury (Juni 845) gestand ihm Karl die Herrschaft über Aquitanien mit alleiniger Ausnahme der nördlichsten Gaue zu, zwar gegen ein eidliches Gelöbniß, aber ohne directe Anerkennung seiner Oberhoheit. Dies hinderte nicht, daß ihn die Oheime einige Jahre später (847) wiederum auf einige Grafschaften, die für seinen und der Seinen Unterhalt einstweilen genügen sollten, zu beschränken suchten, und noch schlimmer war, daß P., dem man die mangelhafte Vertheidigung des Landes gegen die Normannen und auch sonst Trägheit und Untüchtigkeit vorwarf, 848 von dem größten Theil der aquitanischen Vasallen und Prälaten verlassen wurde. Karl der Kahle ward zu Orleans zum Könige von Aquitanien gewählt und gekrönt. Im nächsten Jahre (849) wurde Pippin's jüngerer Bruder, Karl, der Pathe Karl's des Kahlen, als er sich aus dem Reiche Lothar's nach Aquitanien begeben wollte, unterwegs aufgefangen, auf der Reichsversammlung zu Chartres zu der Erklärung genöthigt, Geistlicher werden zu wollen, geschoren und nach dem Kloster Corbie gebracht*). Auch P. selbst traf einige Jahre später ein gleiches Schicksal. Im September 852 wurde er durch den baskischen Grafen Sancho, der sich seiner Person einige Zeit vorher bemächtigt hatte, an Karl ausgeliefert, und dieser ließ ihn mit Zustimmung Lothar's in St. Medard bei Soissons — jenem Kloster, in welchem einst Ludwig d. Fr. zur Kirchenbuße genöthigt worden war — zum Mönch scheeren. Ein Fluchtversuch, den sodann zwei Mönche des Klosters mit ihm zu unternehmen gedachten, wurde vereitelt; P. mußte vielmehr Karl den Treueid schwören, die Mönchskutte anthun, ein förmliches Mönchsgelübde ablegen (853). Dennoch sollte der Unglückliche unter den Wirren der folgenden Zeit nochmals die Bühne des schwer heimgesuchten aquitanischen Landes betreten. Auch mit Karl's des Kahlen Herrschaft höchst unzufrieden, wandten sich die Aquitanier zu wiederholten Malen an Ludwig den Deutschen mit der Bitte, ihre Regierung zu übernehmen oder ihnen einen seiner Söhne zu senden. In der That schickte Ludwig seinen zweiten, gleichnamigen Sohn nach Aquitanien, der jedoch dann die ihm erweckten Hoffnungen wenig erfüllt fand. Unter diesen Umständen entwichen beide Söhne Pippin's I. von Aquitanien aus ihren Klöstern (854), und man vermuthet, daß Karl der Kahle selbst diesen Schritt Pippin's gern sah und begünstigte, um den

*) Er wurde später, im J. 856, nach dem Tode Raban's, durch Ludwig den Deutschen zum Erzbischof von Mainz erhoben und starb am 5. Juni 863.

ostfränkischen Ludwig zur Entfernung aus Aquitanien zu nöthigen. Wirklich sah sich Ludwig zu schleunigem Rückzuge gezwungen, da die Mehrzahl der Aquitanier sich an P. anschloß. Allein die Stimmung des höchst wankelmüthigen Volkes schlug alsbald von Neuem um. Im nächsten Jahre traten die Aquitanier wieder mit Karl dem Kahlen in Verbindung, und ein unmündiger Sohn desselben wurde im October 855 zu Limoges zu ihrem Herrscher erkoren und gekrönt. Während der folgenden Jahre schwankten die Aquitanier zwischen diesem königlichen Knaben und P., der auch zu einer bloßen Puppe herabgesunken war, hin und her. Eine Versöhnung Karl's des Kahlen mit P. im Sommer 858 war wiederum nur durch die Noth veranlaßt und ohne Aufrichtigkeit. Auf der Seineinsel Oscel, wo er die Normannen belagerte, empfing Karl der Kahle damals die beiden Gegenkönige von Aquitanien, seinen Sohn Karl und P., welche gemeinsam zu ihm kamen, und sprach P. den Besitz einiger Grafschaften und Klöster in Aquitanien zu. Schon früher war P. in einen Bund mit den Normannen getreten, von denen Aquitanien zu seiner Zeit, außer durch Bürgerkrieg und Anarchie, auf das schwerste heimgesucht worden war. Sie waren in früheren Jahren die Garonne bis Toulouse aufwärts gefahren, hatten den Baskenherzog geschlagen und getödtet, die Stadt Saintes zum Standquartier für ihre Beutezüge gemacht, Bordeaux und Perigueux in Asche gelegt. Nicht genug, daß er sich mit diesen furchtbaren Feinden seiner Landsleute und Unterthanen verband, schwor P. sogar auch seinen christlichen Glauben ab und bekannte sich zu ihren heidnischen Göttern. Sein Abenteurerleben fand aber ein Ende, indem ihn der Graf Ramnulf von Poitou auf hinterlistige Weise gefangen nahm. Im Juni 864 wurde der entlaufene Mönch vor einen Reichstag gestellt, welchen Karl der Kahle damals zu Pitres (im Sprengel von Rouen) hielt, und von den Großen, denen sich dann auch die übrigen anschlossen, als Verräther an dem Vaterlande und der Christenheit zum Tode verurtheilt. Auf den Rath des Erzbischofs Hinkmar von Reims vom Tode begnadigt, wurde P. jedoch der Kirchenbuße unterworfen, abermals in die Mönchskutte gesteckt und zu Senlis in strengster Haft gehalten. Weiter hört man nichts von diesem „entarteten Urenkel Karl's des Großen", der übrigens auch körperlich zerrüttet gewesen zu sein scheint.

Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs. I. Berlin 1862, 2. Aufl. Leipzig 1887. — Meyer v. Knonau, Ueber Nithard's vier Bücher Geschichten. Leipzig 1866. — Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun. Leipzig 1851. — Böhmer, Regesta Karolorum. Frankfurt a. M. 1833.

Simson.

Pipping: D. Heinrich P., ein hervorragender Kirchenmann am Schluß des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts, wurde am 2. Januar 1670 zu Leipzig geboren, als Sohn des aus Gera stammenden Handelsherrn und Oberältesten der Tuchhändlerinnung, Jakob Pipping; die Mutter war eine geborene Mohr. Nachdem Heinrich durch Privatlehrer im Vaterhause den ersten Unterricht erhalten hatte, wurde er auf der Nicolaischule zur Universität vorbereitet, und bezog die Universität seiner Vaterstadt im J. 1686. Nun hörte er philosophische Vorlesungen bei den Professoren Alberti, Rechenberg, Otto Mencken und anderen. Schon im Juni 1687 vertheidigte er eine selbstverfaßte Dissertation „De curioso novitatis studio", unter dem Vorsitz des Prof. Westphal mit Beifall, promovirte im folgenden Jahre zum Magister, und habilitirte sich noch im gleichen Jahr. Nun warf er sich auf die Theologie, begab sich aber zu diesem Behuf zunächst nach Wittenberg, hörte die Vorlesungen von Caspar Löscher, Deutschmann, Quenstedt und anderen Professoren, und schloß sein dortiges Studium mit einer Disputation unter D. Löscher's Vorsitz am 11. September 1688 „De Saule per Musicam curato". Jetzt kehrte er nach

Leipzig zurück, und setzte das theologische Studium fort unter den Professoren Valentin Alberti, Joh. Olearius, Joh. Benedict Carpzov und Gottlob Friedr. Seeligmann, während Rechenberg und Ittig seine Lehrer in der Kirchengeschichte waren. Zugleich übte er sich fleißig im Predigen und Disputiren, hielt auch einige Vorlesungen, wozu er als Magister berechtigt war. Er hatte erst das 23. Jahr erfüllt, als ihn der Magistrat seiner Vaterstadt zum Sonnabendsprediger und Subdiaconus zu St. Thomä berief (1693); sechs Jahre später (1699) wurde er zum Mittagsprediger und Diaconus an derselben Kirche, 1702 zum Vesperprediger an St. Thomä befördert. Aber neben seinen geistlichen Aemtern, die er mit großem Erfolg bekleidete, hielt er auch Vorlesungen an der Universität und gab einige gelehrte Abhandlungen heraus, promovirte zum Baccalaureus der Theologie, und war als Mitarbeiter an den Acta Eruditorum thätig. Als er zum Diaconus befördert war, verehelichte er sich im J. 1700 mit Johanne Katharine Seeligmann, einer Tochter des damaligen Pastors der Thomaskirche und Professors der Theologie D. Gottlob Friedrich Seeligmann, welcher nachher Oberhofprediger in Dresden wurde. Seine Gattin schenkte ihm fünf Kinder, von welchen zwei in frühester Kindheit starben, drei ihn überlebten. Sein Sohn Gottlob Heinrich studirte Theologie und war schon Magister; aber nach des Vaters Tode studirte er noch die Rechte, und wurde, nachdem er in Dresden und Naumburg als Rechtsanwalt thätig gewesen war, Bürgermeister in Naumburg. Die Gattin überlebte ihren Gemahl, lebte noch 11 Jahre als Wittwe in Dresden, wo sie 1734 starb. Im Anfang des Jahres 1709 erging an P. der ebenso überraschende als ehrenvolle Ruf nach Dresden als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath, an die Stelle seines verstorbenen Schwiegervaters D. Seeligmann. Nach reiflicher Berathung mit erfahrenen Männern, sowohl Theologen als Staatsdienern, und herzlichem Gebet, entschloß er sich, diesen Ruf anzunehmen. Der erste Schritt, den er nun that, war, daß er im April sich nach Wittenberg begab, um an der dortigen Universität sich die theologische Doctorwürde zu erwerben. Er disputirte pro Licentia, und wurde hierauf rite zum Doctor der Theologie promovirt. Dann kehrte er nach Leipzig zurück, hielt am dritten Pfingstfeiertag seine Abschiedspredigt in der Thomaskirche und siedelte sofort nach Dresden über. Am 23. Mai kam er mit seiner Familie glücklich in Dresden an. Tags darauf wurde er verpflichtet, und sowohl in dem Kirchenrath als in dem Oberconsistorium feierlich eingeführt. Am Trinitatisfest hielt er seine Antrittspredigt in der Hofkirche. Von da an kam er den Pflichten seines hohen Amtes gewissenhaft und mit aller Treue nach. Die Huld des Kurfürsten August des Starken (als König von Polen August II. betitelt) blieb ihm stets zugewandt, während die Königin ihn zum Beichtvater hatte, wie auch die Königin Mutter, deren Leiche er nach ihrem Ableben 1717 als Oberhofprediger einzusegnen hatte. Am 7. August 1721 hatte er den damaligen Kronprinzen von Dänemark, nachmaligen König Christian VI., mit der Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach, in Gegenwart der Königin-Kurfürstin und anderer Fürstlichkeiten in Pretzsch an der Elbe zu trauen. Bei den sächsischen Landtagen nach alter ständischer Verfassung, die er erlebte, hatte er jedesmal, nämlich 1711, 1716 und 1718, als Oberhofprediger die Landtagspredigt zu halten. D. P. war ein Theologe und praktischer Kirchenmann von Mäßigung und Milde, allem Streit und Gezänke aus Grundsatz abgeneigt. Sein Leben fiel in die Zeit des aufkommenden Pietismus, endete aber, bevor die erste Generation der Pietisten abstarb. Er selbst äußerte sich im Vertrauen über Spener als einen unvergleichlichen Theologen; es schmerzte ihn tief, daß „so Viele sich an ihm versündigten". Er war, wenn wir einem persönlich mit ihm befreundeten Mann glauben dürfen, ein Nikodemus und heimlicher Jünger

Spener's, sprach sich aber nicht öffentlich darüber aus, nur um nicht in Unruhe und Streit verwickelt zu werden. Denn er ließ sich niemals in Lehrstreitigkeiten ein, weder mit protestantischen noch mit römisch-katholischen Theologen. Dabei aber hielt er sich treu an die evangelische Lehre, wie dieselbe in den Bekenntnißschriften lutherischer Kirche niedergelegt ist. P. besaß schöne Gaben, besonders für das Predigtamt, die er durch Studium und Uebung stets zu erhöhen bemüht war. So lange er in geistlichen Aemtern und in akademischer Thätigkeit zu Leipzig beschäftigt war, widmete er sich mit unausgesetztem Fleiße gelehrten Arbeiten. Dessenungeachtet ist nie ein größeres Werk von ihm im Druck erschienen, sondern nur kleinere Schriften, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache. Seine lateinischen Schriften tragen sämmtlich den Charakter gelehrter Dissertationen, akademischer Programme, beziehentlich wissenschaftlicher Kataloge. Die sieben ersten Dissertationen, welche er vom Jahre 1687 an bis 1704 herausgegeben hatte, ließ er im Jahre 1708 gesammelt aufs Neue erscheinen unter dem Titel: „Exercitationes academicae juveniles“, kl. 8°, 526 S. Seine gelehrten Erzeugnisse zeichnen sich sämmtlich durch methodische Anlage, logische Klarheit und gründliche Erörterung sowie durch umfassende Belesenheit aus, besitzen aber heutzutage keinen anderen als rein historischen Werth. Bemerkenswerth ist, daß er, als Geistlicher der Thomaskirche, im J. 1703 einen Bericht über die bedeutendsten Schätze der Kirchenbibliothek zu St. Thomä unter dem Titel herausgab: „Arcana Bibliothecae Thomanae Lipsiensis sacra“, nebst einem Verzeichniß sämmtlicher Superintendenten, Pastoren und Diaconen der Thomaskirche seit Einführung der Reformation. Einige seiner lateinischen Publicationen dienen nur dem ehrenden Andenken zeitgenössischer Theologen z. B. die memoriae theologorum aetate clarissimorum, decad. 10); Schriften, welche theils biographischen theils litterar-historischen Werth besitzen. Die deutschen Schriften, welche P. während seiner Leipziger Amtsführung erscheinen ließ, waren theils nur Ausgaben fremder Werke, z. B. sein „Christliches Concordienbuch“, d. h. der Sammlung evangelisch-lutherischer Bekenntnißschriften mit geschichtlicher Einleitung, 1704. 4°, eine Predigtsammlung über Jesaiastexte von Joh. Benedict Carpzov II., theils kleine Gelegenheitsschriften. Seitdem aber P. auf seinen hohen Posten in Dresden gestellt war, nahmen ihn seine Aemter und kirchenregimentlichen Arbeiten dermaßen in Anspruch, daß er auf wissenschaftliche Leistungen völlig verzichten mußte und sich mit der Herausgabe einiger wenigen Casualreden und Predigten zu begnügen hatte; so erschienen von ihm einige Reden bei Einweisung von Superintendenten, Landtagspredigten, Leichenpredigten. In früheren Jahren hatte sich P. einer kräftigen Gesundheit zu erfreuen. Allein in Folge vieler Nachtarbeit und übermäßiger Anstrengung seiner Gedächtnißkraft stellte sich ein Kopfleiden ein und außerdem eine Anschwellung an der rechten Seite, so daß er vom J. 1715 an beständig kränkelte und sich schwach fühlte. Sein Gedächtniß, auf das er sich hatte sicher verlassen können, wurde so schwach, daß bei gewissen Gelegenheiten, z. B. als er 1721 die fürstliche Trauung in Pretzsch zu vollziehen hatte, die Abnahme seiner Geisteskraft in bedenklicher Weise zu Tage kam. Im J. 1716 mußte er sich einer Operation unterwerfen: die erwähnte Geschwulst wurde geöffnet und glücklich geheilt. Allein die allgemeine Schwäche und das Kopfleiden nahm nicht ab; Athemnoth und andere Uebel stellten sich ein. Dessenungeachtet predigte er noch am Neujahrstage 1722, wurde aber auf der Kanzel vom Schlag gerührt, unter Lähmung der Zunge. Von da an konnte er das Haus nicht mehr verlassen, Wassersucht trat ein; darin erkannte er einen Vorboten des Todes, verwandte seine Zeit zu frommen Betrachtungen, nahm gerne Besuch von Dresdener Predigern an, besonders von seinem Beichtvater, dem Hofprediger D. Gleich, der ihm am

22. Januar und am 12. März das heilige Abendmahl reichte. Am 19. April traf ihn ein Stickfluß, von heftigem Fieber begleitet. Von da an sah er seinem Tode fest aber mit großer Freudigkeit entgegen. Am 22. April 1722 früh 1 Uhr entschlief er sanft, nachdem er sein Leben nur auf 52 Jahre und einige Monate gebracht hatte. Am 25. April wurde er in der Sophienkirche beigesetzt. Die feierliche Gedächtnißpredigt wurde aber erst am Sonntag Exaudi, dem 17. Mai, vor zahlreich versammelter Gemeinde, vom Hofprediger Gleich über den von dem Vollendeten selbst gewählten Text Joh. 5, 24 gehalten. Aber auch in Leipzig und Wittenberg folgten Gedächtnißpredigten zu seiner letzten Ehre.

Außer den Schriften Pipping's selbst s. Mich. Ranfft, Leben und Schriften der kursächsischen Gottesgelehrten u. s. w. Leipzig 1742. II, S. 917—936.

G. Lechler.

Pirch: Franz Otto v. P., preußischer General der Infanterie, am 16. Februar 1733 auf dem väterlichen Gute Rosinke oder Klein-Rossin im Kreise Stolp in Pommern geboren und bei den Brüdern seines Vaters, welche sächsische Officiere waren, in Dresden erzogen, stand zuerst ebenfalls in sächsischen Diensten, kam durch die Gefangennahme von Pirna in preußische und nahm in diesen am siebenjährigen Kriege zunächst in Böhmen, dann in Pommern und schließlich in Sachsen, später auch am baierischen Erbfolgekriege und im J. 1787 an dem Feldzuge in Holland theil. Als 1793 von Wesel aus ein Corps unter dem Herzog Friedrich von Braunschweig gegen die Franzosen in Marsch gesetzt wurde, führte P., welcher für seine Person demselben zugetheilt wurde, ohne daß sein in Stettin garnisonirendes Regiment mobil gemacht war, die Avantgarde desselben am 30. Januar über den Rhein. Zum Commandanten von Venloo ernannt, vertrieb er am 5. März durch ein Bombardement den Feind aus dem gegenüberliegenden Fort Saint-Michel. Das Corps trat darauf zur Hauptarmee unter dem Prinzen von Sachsen-Coburg; das Commando desselben überahm der General v. Knobelsdorff. P. focht mit demselben zunächst in den Niederlanden, seit dem Monat September aber bei der Armee des Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und seines Nachfolgers, des Feldmarschall v. Möllendorff, in der Rheinpfalz. Die Deckung des Abmarsches aus dem Lager von Saarbrücken in die Stellung bei Moorlautern am 18. und 19. November und sein Verhalten in der am 29. und 30. desselben Monats bei letzterem Orte geschlagenen Schlacht trugen ihm den großen Rothen Adlerorden ein, welchen König Friedrich Wilhelm II. ihm mit einem sehr schmeichelhaften Handschreiben übersandte; am 23. Mai 1794 focht er wieder bei Kaiserslautern. Nach dem Baseler Frieden ging er zu den in Südpreußen stehenden Truppen; 1796 übernahm er die Stellung als General-Inspecteur der pommerschen Infanterie in Stargard, welche ihm bereits 1793 verliehen worden war. Im J. 1800 erhielt er den Schwarzen Adlerorden; der gute Zustand der unter seinen Befehlen stehenden Truppen veranlaßte König Friedrich Wilhelm III. ihm mehrfach namhafte pecuniäre Zuwendungen zu Theil werden zu lassen. Als im Herbst 1805 die Armee mobil gemacht wurde, führte P. das pommersche Corps nach Thüringen und erhielt hier das Commando des Hauptcorps der Armee des Herzogs von Braunschweig; es zeigte sich jedoch, daß er den Anforderungen, welche der Dienst im Felde macht, nicht mehr gewachsen war; er wurde daher nach Rückkehr der Truppen in ihr Friedensverhältniß in den Ruhestand versetzt und gleichzeitig zum Gouverneur von Colberg ernannt, wobei ihm eröffnet wurde, daß dies nur eine Sinecure und daß er seinen Wohnsitz nach eigener Wahl überall anderswo nehmen könne; er lebte daher bis zu seinem am 16. August 1813 erfolgten Tode in Stargard, zwei seiner Söhne waren gleichzeitig mit ihm Generale.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin 1857, 100. Band, S. 107. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1839, Nr. 15.

B. Poten.

Pirch: George Dubislaw Ludwig v. P., preußischer General-Lieutenant, am 13. December 1763 zu Magdeburg als der älteste Sohn des General Franz Otto v. P. (s. d.) geboren und später zur Unterscheidung von seinem Bruder Otto Karl Lorenz v. P. (s. d.) P. I. genannt, trat 1777 bei dem Infanterieregiment Hessen-Cassel (Nr. 45), bei welchem sein Vater stand, als Gefreiter-Corporal in den Dienst, machte den baierischen Erbfolgekrieg mit, nahm als Adjutant des Generals v. Eckartsberg an der Expedition des Jahres 1787 nach Holland theil und gehörte während der von 1789 bis 1790 dauernden Besetzung des Bisthums Lüttich dem Stabe des Generals Martin Ernst v. Schliessen an, welcher das dorthin entsandte preußische Truppencorps commandirte; der General wie P. standen zu Wesel in Garnison. Letzterer vertauschte dieselbe 1792 mit Bayreuth, welches an Preußen gefallen war; der Chef seines Regiments, General v. Grävenitz, sandte ihn dorthin voraus, um die Einrichtungen für die Unterbringung desselben zu treffen. In demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Adjutanten der fränkischen Inspection, als solcher wohnte er 1793 der Belagerung von Mainz bei. 1795 ward der damalige Erbprinz, spätere Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, sein Chef, welchem er 1797 als Adjutant der niederschlesischen Infanterie- und schlesischen Füsilier-Inspection nach Schlesien folgte. Auch den Feldzug von 1806 machte er im Stabe des Fürsten mit, ward durch die Capitulation von Prenzlau kriegsgefangen und wurde nach Frankreich abgeführt, von wo er erst Anfang 1809 nach Deutschland zurückkehrte; im September dieses Jahres ward er Commandeur des zweiten westpreußischen Infanterieregiments in Breslau. Bei Ausbruch des Krieges von 1813 wurde er Commandeur der aus 7 Bataillonen bestehenden Infanterie der oberschlesischen Brigade des Generals v. Zieten, wohnte mit dieser den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen und dem Gefechte von Haynau bei und ward während des Waffenstillstandes zum Generalmajor und zum Commandeur der 10. Brigade (10 Bataillone, 4 Schwadronen, 1 Batterie) im 2. Armeecorps (Borstell) ernannt, mit welcher er an den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig und darauf an der Einschließung von Erfurt theilnahm; Anfang 1814 folgte das Corps der Armee über den Rhein und focht vom Februar an bis Ende März wieder im Verbande der schlesischen Armee. Als der Friede geschlossen war, führte P. seine Brigade in die Gegend von Aachen, für den Krieg von 1815 ward ihm zuerst das Commando einer Brigade beim 2. Armeecorps übertragen; als aber der Commandeur desselben, General v. Borstell, dieser Stellung enthoben ward, trat am 9. Mai P. an seinen Platz, und nahm mit dem Corps an den Schlachten von Ligny und Waterloo rühmlichen Antheil. Als die letztere geschlagen war, erhielt er von Gneisenau die Weisung, dem bei Wavre stehenden Grouchy mit seinen 17—18 000 Mann den Weg zu verlegen. Mittelst eines Nachtmarsches führte er die ermüdeten Truppen eine Strecke weit in der ihm angewiesenen Richtung zurück; bei Melioreux aber erlahmte seine Energie; er faßte seine Aufgabe nicht im Sinne eines Gneisenau auf, welcher den Feind vernichten wollte, sondern erwies sich als ein Stern zweiter Größe, der Aufklärungsdienst versagte. Grouchy entkam; Pirch's Truppen, welche den Franzosen folgten, faßten am Abend dieses 19. Juni bei Namur nur noch die Nachhut. Am 24. übergab er sein Commando dem Prinzen August von Preußen, welcher ihn zuerst mit der Belagerung von Maubeuge beauftragte, und ihm, nachdem diese Festung am 12. Juli capitulirt hatte, mit seiner Brigade zur Einschließung von Philippeville entsandte; die Capitulation

erfolgte am 8. August. P. erhielt dann das Commando einer Brigade bei der in Frankreich zurückbleibenden Occupationsarmee, erbat aber im folgenden Frühjahr, weil sein Gehör gelitten hatte, seine Pensionirung, welche, nachdem er auf Geheiß des Königs zunächst noch eine Cur gebraucht hatte und diese erfolglos geblieben war, im Herbst 1816 gewährt ward. Unvermählt starb er am 3. April 1838 zu Berlin; Graf Nostiz, Blücher's Adjutant, charakterisirt P. als einen guten und pflichttreuen Soldaten, aber mehr geeignet, auf untergeordneter Stelle erhaltene Befehle richtig aufzufassen und auszuführen, als auf einem höheren Platze selbständig und aus eigener richtiger Ansicht den Ansprüchen des Augenblickes in Verbindung mit dem großen Ganzen und mit Rücksicht auf dasselbe zu genügen („Kriegsgeschichtliche Einzelschriften", Berlin 1885, 6. Heft).

Militär-Wochenblatt, Berlin 1838, Nr. 24. B. Poten.

Pirch: George Lorenz v. P., preußischer Generalmajor, am 5. März 1730 auf dem väterlichen Gute Nosinke in Hinterpommern geboren und bei den Brüdern seines Vaters, welche in kursächsischen Kriegsdiensten standen, erzogen, ward 1745 Secondelieutenant bei der Leibgarde in Dresden, trat aber 1756 in Folge der Capitulation von Pirna in preußische Dienste und gerieth 1757 in Böhmen in österreichische Kriegsgefangenschaft. Nachdem er 1758 ausgewechselt war, nahm zuerst Prinz Heinrich ihn in seine Suite auf, bald nachher aber berief ihn der König in die seinige, in welcher er, 1759 zum Flügeladjutanten, 1760, nach der Schlacht bei Liegnitz, zum Major ernannt, blieb, bis er am 3. November jenes Jahres in der Schlacht bei Torgau, als ihm das Pferd erschossen war, von Neuem den Oesterreichern in die Hände fiel. Nach dem Friedensschlusse verwendete ihn der König zu mancherlei diplomatischen Sendungen. So mußte er im October 1763 an der schlesischen Grenze die vom Sultan Mustapha III. nach Berlin geschickte türkische Gesandtschaft in Empfang nehmen, derselben während ihres dortigen Aufenthaltes zur Seite bleiben und sie im Mai 1764 zurückgeleiten. 1773 übernahm er das Commando eines Infanterieregiments in Preußen. Als er 1777 aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied bat, lehnte der König das Gesuch ab, gab ihm ein eigenes Regiment, welches seine Garnisonen in der Nähe von Danzig hatte, und übertrug ihm zugleich die Geschäfte eines Residenten bei dieser Stadt. Als 1778 die in Preußen stehenden Truppen größtentheils in den baierischen Erbfolgekrieg zogen, ward P. mit dem Commando der Zurückbleibenden betraut; er hatte die Aufgabe, den Handel auf der Weichsel zu sichern und Unruhen entgegenzutreten, welche von Polen her und in den neuerworbenen preußischen Landestheilen erwartet werden konnten; seine Anordnungen fanden den vollen Beifall des Königs. Ebenso war es, als 1784 Irrungen zwischen Preußen und der Stadt Danzig stattfanden, welche durch russische Vermittelung beigelegt wurden. 1785 pensionirt, starb er am 11. November 1797.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 100. Band, S. 51, Berlin 1857. B. Poten.

Pirch: Johann Ernst v. P., französischer Oberst, geb. 1744 und wie seine Brüder George Lorenz und Franz Otto (s. d.) in Dresden erzogen, wurde 1760 Leibpage Friedrichs des Großen, in dessen Gefolge er den drei letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges beiwohnte, und gehörte zu denen, von welchen der König sagte: „Ich habe jetzt ein paar Pagen, die in allen Fächern gebraucht werden können"; auch ist er derjenige Page, welchem, als ihm am 24. September 1762 vor Schweidnitz das Pferd erschossen war, wobei er mit den Rippen derart auf das Gefäß des Degens gefallen war, daß dieses sich krumm gebogen hatte, und er mit schmerzerfüllter Gebärde davon eilen wollte, um ein anderes Pferd zu

suchen, der König mit ernster Stimme zurief: „Will Er wol den Sattel mitnehmen" (Preuß, Friedrich der Große, II, 331, Berlin 1833). 1765 fiel P. in Ungnade; daß er nicht zur Stelle gewesen war, als der König ihn verschicken wollte, war der Scheingrund, die eigentliche Ursache war die Gunst, in welcher P. beim Kronprinzen stand; jenes Versehen bildete den Vorwand für seine Versetzung zur Alten Grenadiergarde, bei welcher er als Freicorporal eintrat. Erst 1767 wurde er Fähnrich. Daß er den Kronprinzen zu einem vom Prinzen Heinrich gegebenen Balle begleitet hatte, trug ihm eine weitere Kränkung und Schädigung ein, nämlich die Versetzung zum Regiment Jung-Stutterheim in Magdeburg. Daß man ihn auch hier tüchtig erfand, wird durch seine baldige Ernennung zum Adjutanten bewiesen. Trotzdem waren die Aussichten für P., in nächster Zeit eine seinen Fähigkeiten und seinem Ehrgeize entsprechende Thätigkeit angewiesen zu erhalten, gering; das Gefühl seiner Kraft und die Ueberzeugung, ungerecht behandelt zu sein, riefen den Entschluß in ihm hervor, den preußischen Dienst zu verlassen. Es galt nun den Abschied zu erhalten, was ihm dadurch gelang, daß er neun Monate lang den Kranken spielte. Der König sagte freilich: „Es ist nicht wahr, er betrügt Euch, er führt Euch alle über den Gänsedreck," aber Aerzte und Vorgesetzte ließen sich täuschen und so erfolgte im Juni 1771 endlich die Entlassung. Vom Kronprinzen unterstützt und empfohlen, wandte P. sich nach Frankreich, vervollkommnete sich zunächst in der französischen Sprache und ward im September 1772 als Rittmeister bei der korsischen Legion angestellt. Die Wahrnehmungen, welche er in Beziehung auf das französische Heerwesen machte, veranlaßten ihn, dem Kriegsminister Monteynard eine Denkschrift zu überreichen, welche mannigfachen Tadel der bestehenden Einrichtungen und Vorschläge zu deren Verbesserung enthielt. Die Folge davon war seine Ernennung zum Major beim Infanterieregiment Anhalt, und der Auftrag, dieses, sowie das Regiment Champagne, welches mit jenem die Garnison von Landau bildete, nach seinen Ansichten in den Waffen zu üben. Sein Verfahren hatte den vollen Beifall Monteynard's, welcher eine Anzahl höherer Officiere nach Landau sandte, um dasselbe zu prüfen. Da sie sich zustimmend ausgesprochen, ertheilte er P. den Auftrag, ein Reglement auszuarbeiten, welches 1776 unter dem Titel: „Instruction que le roi a fait expédier pour régler l'exercice de ses troupes d'infanterie" zur Einführung gelangte. Der neue Kriegsminister Graf Saint-Germain fand in P. einen brauchbaren Gehülfen für seine auf zeitgemäße Umgestaltung der Heereseinrichtungen abzielenden Pläne und wendete ihm, wie sein Vorgänger, volle Gunst zu; bei Uebersendung des Ludwigs-Ordens gab er dieser beredten Ausdruck (20. December 1776); 1777 wurde P. Oberstlieutenant, 1778 zweiter Oberst beim Regiment Royal-Bavière. Als Ende des letzteren Jahres der Chef des Regiments, der Kurfürst von Baiern, gestorben war, wurde P. zum Landgrafen von Hessen-Darmstadt nach Pirmasens gesandt, um diesen Fürsten zu vermögen, daß er an des Kurfürsten Stelle jenes Regiment übernehme; durch Vermittelung des Schwiegersohnes des Landgrafen, des Kronprinzen von Preußen, seines Gönners, welcher ihm gelegentlich eines durch diese Sendung herbeigeführten Zusammenseins neue Beweise seiner unveränderten Gnade und vermuthlich auch Versprechungen für die Zukunft gab, erreichte er seinen Zweck und wurde in Anerkennung davon 1779 commandirender Oberst des Regiments. Ein weiteres Zeichen der Huld König Ludwig's XV. war die Erlaubniß mit dem Könige zu jagen, ein Vorzug, welcher in einer besonderen Bestallung ausgesprochen wurde. Der nordamerikanische Befreiungskampf eröffnete P. die Aussicht, seine Fähigkeiten auch dem Feinde gegenüber erweisen zu können, aber ehe er mit seinem Regimente an Ort und Stelle gelangte, ward Friede geschlossen und er selbst starb unterwegs am 20. Februar 1783 im Lager

von Santa-Maria bei Cadix. Mit einer Französin verheirathet, hinterließ er einen einzigen Sohn Ernst, welchen der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm II., erziehen ließ und zum Officier ernannte. Nach dem Frieden von Tilsit trat dieser in das französische Regiment des Prinzen Ysenburg und ward deshalb cassirt.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 100. Band, S. 123, Berlin 1857. B. Poten.

Pirch: Michael Lorenz v. P., kurfürstlich sächsischer Generallieutenant, ein Sohn des Marschcommissarius Ulrich Felix v. P. auf Nosinke und Gaffert in Hinterpommern, geb. 1687, trat 1702 beim litthauischen Garderegiment in polnische Dienste, gerieth aber bald in schwedische Kriegsgefangenschaft, brachte drei Jahre in Stockholm zu, kam nach seiner Ranzionirung zur sächsischen ersten Garde und nahm mit dem sächsischen Hilfscorps am spanischen Erbfolgekriege Theil, namentlich wohnte er 1708 der Belagerung von Lille, 1709 der von Douay und der Schlacht bei Malplaquet, 1710 der Belagerung von Bethune bei; hier wurde er schwer verwundet. Seit 1715 focht er in Polen gegen die Conföderirten; als er dem Könige die Nachricht von dem Ausgange des am 5. October 1717 stattgehabten glücklichen Gefechtes bei Kowalewo, des letzten des Kampfes, in welchem General v. Bose den feindlichen Führer Gniadowsky schlug, nach Warschau brachte, ernannte ihn dieser zum Capitän; als solcher diente er gleich darauf mit dem sächsischen Hülfscorps in Ungarn gegen die Türken. 1734 machte er als Oberstlieutenant die Belagerung von Danzig mit, focht 1745 als Generalmajor bei Kesselsdorf, wo sein Bruder Kaspar Franz als Commandeur eines sächsischen Infanterieregiments fiel, und wurde 1752 Commandant der Feste Königstein. Als diese, nachdem die sächsische Armee bei Pirna capitulirt hatte, für neutral erklärt wurde, bestätigte der König-Kurfürst ihn, bevor er nach Polen abreiste, am 19. October 1756 ausdrücklich in seinem Amte, vertraute ihm „die Jurisdiction über die gesammte Garnison, sowol in peinlichen als in bürgerlichen Fällen, zugleich nebst dem gesammten Proviantwesen“ an, und ließ ihn, obgleich P. preußischer Vasall war, als den Hüter aller seiner Schätze und Kostbarkeiten auf dem Königstein zurück. Ebenso wie er diese treulich verwahrte, erwies er sich Friedrich dem Großen gegenüber als loyaler und ehrlicher Neutraler. Im Frühjahr 1757 war dem Könige das Gerücht zu Ohren gekommen, daß P. die Feste den Oesterreichern in die Hände spielen wolle. Er setzte diesen davon in Kenntniß, worauf P. unter dem 31. März versicherte, daß der König ihm vollständig vertrauen könne und hielt redlich Wort. Am 12. September 1761 starb er auf dem Königstein im 74. Lebensjahre.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 100. Band, S. 44 ff., Berlin 1857. — Schuster und Franke, Geschichte der sächsischen Armee, II, Leipzig 1885. B. Poten.

Pirch: Otto Karl Lorenz v. P., preußischer Generallieutenant, geb. zu Stettin am 23. Mai 1765, wurde schon 1775 als Freicorporal bei dem in Wesel garnisonirenden Infanterieregiment Hessen-Cassel (Nr. 45), bei welchem sein Vater Franz Otto v. P. (s. d.) stand, angestellt, machte den baierischen Erbfolgekrieg, den Feldzug nach Holland und die Execution im Bisthum Lüttich mit und ward 1793 Adjutant der pommerschen Infanterieinspection, an deren Spitze sein Vater berufen war. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1806, bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich aber wurde er zum Brigademajor der Hauptarmee ernannt, mit welcher er bei Auerstädt focht, und gegen Ende des Jahres ward er Brigadier der in Ostpreußen errichteten Reserve-

bataillone. Nach Beendigung des Krieges gehörte er der zur Untersuchung der Capitulationen und Kriegsereignisse niedergesetzten Immediatcommission an, fungirte darauf als Adjutant beim General v. Stutterheim und wurde am 2. December 1809 Gouverneur der Prinzen Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.) und Friedrich (Neffe des Königs). Den letzteren begleitete er 1813 in den Krieg, während der erstere unter der Obhut des späteren Generals v. Minutoli vorläufig zurückbleiben mußte. Den Ereignissen des Feldzuges wohnte er mit dem Prinzen bis zum Waffenstillstande im Hauptquartiere Blüchers, dann in dem von York bei. Nach der Schlacht bei Leipzig am Rhein angekommen, meldete P. dem Könige, daß er die Erziehung des nunmehr neunzehnjährigen Prinzen als beendet ansehe und bat um Anstellung bei der Armee; am 31. December wurde diese durch seine Ernennung zum Brigadechef beim York'schen Armeecorps verfügt. Während des Waffenstillstandes war P. General geworden, zum Unterschiede von seinem Bruder George Dubislaw Ludwig v. P. (s. d.) hieß er P. II. Schon am 1. Januar erfolgte der Rheinübergang bei Kaub; am 12. erhielt P. den Auftrag, Diedenhofen zu blokiren, wurde aber schon am 15. durch andere Truppen abgelöst und vereinigte die seinigen wieder mit dem York'schen Corps. Es wurde ihm nun zunächst der Auftrag zu Theil, die kleine Festung Vitry-le-François zu nehmen, welche die Franzosen am 4. Februar räumten, als er sich eben zum Sturme anschickte; er vereinigte sich daher von neuem mit dem Corps, wurde aber schon am 11. d. M. durch einen Schuß in den Oberschenkel, welchen er im Treffen von Montmirail bei einem mißlungenen Angriffe auf das Dorf Blassein empfing, der weiteren Theilnahme am Kriege entzogen. Am 10. April konnte er das Commando seiner Brigade wieder übernehmen, vertauschte dasselbe indessen bald darauf, als York im Gefolge des Königs nach England ging, mit dem des Armeecorps, welches er bis zum April 1815 behielt. Als dann die Armee für den bevorstehenden Krieg anders formirt wurde, trat er an die Spitze der zum 1. Armeecorps unter General v. Zieten gehörenden 2. Brigade. Er befehligte nun bis zum Beginn der Feindseligkeiten die Vorposten zwischen Thuin und Marchienne au Pont, leitete am 15. Juni die Rückzugsgefechte in die Stellung bei Fleurus, focht bei Ligny und Waterloo, überfiel in der Frühe des 28. Juni den Feind bei Villers-Cotterets, wo seine Truppen 14 Geschütze 2c. nahmen, hatte im Juli an den Gefechten bei Sevres, Meudon und Issy Antheil und blokirte später Philippeville, welche Festung am 9. August capitulirte. Am 3. September commandirte er die Truppen, welche zu der auf dem Marsfelde bei Paris stattfindenden Fahnenweihe bei Versailles zusammengezogen waren. Eine Schwäche des rechten Beines, welche durch die obenerwähnte Verwundung hervorgerufen war, veranlaßte ihn, nach der Rückkehr in das Vaterland seine Pensionirung zu erbitten, welche am 16. October 1815 bewilligt wurde; im J. 1817 aber wurde er zum Mitgliede, 1819 zum Präses der General-Ordenscommission ernannt und am 26. December des letzteren Jahres als „Oberdirector der Cadettenanstalten, der allgemeinen Kriegsschule und Präses der Militär-Studiencommission" in der Armee wieder angestellt. Unverheirathet, starb er in dieser Verwendung am 26. Mai 1824 zu Berlin.

Militär-Wochenblatt Nr. 416, Berlin 12. Juni 1824.

B. Poten.

Pirch: Otto Ferdinand Dubislaw v. P., preußischer Hauptmann, ward am 1. Mai 1799 als der einzige Sohn des vierten unter den neun Söhnen von Franz Otto v. P. (s. d.) zu Bayreuth, wo sein 1845 als pensionirter Oberst gestorbener Vater in Garnison stand, geboren; der aufgeweckte, schöne Knabe war ein Liebling von Jean Paul Friedrich Richter. Vom Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin zog er 1815 in den Krieg, an welchem er als

Freiwilliger in der Umgebung seines Oheims Otto Karl Lorenz v. P. (s. d.) Theil nahm, wurde Officier beim 6. Infanterieregiment und nach der Rückkehr in das Vaterland zum 1. Garderegiment zu Fuß versetzt. Hier widmete er sich mit Eifer Studien aller Art, besonders aber sprachlichen; der Besuch der allgemeinen Kriegsschule ergänzte sein Wissen durch den Erwerb militärischer Kenntnisse und trug dazu bei, seiner gesammten Bildung ein festeres Gepräge zu verleihen und seine Geistesthätigkeit in bestimmtere Bahnen zu lenken. Dem Besuche der Kriegsschule folgte ein dreijähriges Commando zum topographischen Bureau, die Versetzung in den Generalstab und ein achtmonatlicher Urlaub, welchen er, da ihm die Theilnahme an dem damals entbrannten russisch-türkischen Kriege von 1828/29 nicht gestattet worden war, zu einer Reise nach Serbien benutzte. Die Ausbeute dieser Reise hat P. in zwei Schriften veröffentlicht, welchen großen Beifall fanden. Die erste derselben, unter dem Titel „Reise in Serbien im Spätherbst 1829“ 1830 zu Berlin im Druck erschienen, berichtet über den Haupttheil des Ausfluges und schildert in anziehender Weise und naturwahr das Land und dessen Fürsten Milan Obrenowitsch; die andere führt den Titel „Caragoli, Reisemittheilungen aus Ungarn und Italien“; sie kam nach Pirch's Tode 1832 und in 2. Auflage 1835, ebenfalls in Berlin, heraus und berichtet über den Beginn und den Schluß der Reise. Das Wort Caragoli erklärt der Verfasser in der Zueignung seiner Arbeit an einen ungenannten Freund als „kleine venetianische Muscheln, welche leicht aufgefunden und lose aneinander gereiht ihren Werth von dem Lichte erhalten, in dem Du sie betrachtest“. Es sind Tagebuchblätter; die von dem damaligen Major v. Brandt geschriebene Vorrede zu Caragoli enthält des Verfassers P. Lebensabriß. Als nach seiner Rückkehr die Vorgänge in Polen die Aufstellung eines preußischen Beobachtungscorps unter dem Feldmarschall Grafen Gneisenau an der Grenze veranlaßten, wurde P. dem Hauptquartier desselben zugetheilt, welches sich in Posen befand. Er kam dadurch in täglichen Verkehr mit Gneisenau, Clausewitz und anderen bedeutenden Männern; Heinrich v. Brandt, ein Mitglied dieses Kreises, nennt ihn „einen stattlichen, gebildeten, aber sich ab und zu etwas überschätzenden jungen Mann“ und erzählt Weiteres zu seiner Kennzeichnung (vgl. Aus dem Leben des Generals v. Brandt, II, 104, Berlin 1869). Ein Besuch, welchen P. den Gefechtsfeldern der polnischen Revolution abstattete, gab ihm damals Veranlassung zu interessanten „Beiträgen zu dem russisch-polnischen Feldzuge des Jahres 1831“ (Schlachten bei Grochow und Ostrolenka und Erstürmung von Warschau), welche im Militär-Wochenblatt für 1832/33 veröffentlicht sind. P. starb als Hauptmann im Generalstabe infolge eines Sturzes mit dem Pferde am 20. Juli 1832 zu Breslau.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1832, I, Nr. 197, Ilmenau 1832 (nach den Schlesischen Provinzialblättern für 1832, 9. Stück). — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 100. Bd., S. 207, Berlin 1857. B. Poten.

Pirhing: Ehrenreich P., Canonist, geboren zu Sigarten in Baiern aus adeliger Familie im J. 1606, † zu Regensburg 1690. Nachdem er in Ingolstadt die philosophischen und juristischen Studien zurückgelegt hatte, trat er im J. 1628 in den Jesuitenorden, lehrte im Ordenscolleg zu Dillingen Philosophie, Moral und Kirchenrecht, bekleidete dann die Stelle des Rectors vom Colleg zu Eichstädt, zuletzt die des Dompredigers in Regensburg. Sein anfänglich in einzelnen Theilen erschienenes Hauptwerk: „Universum jus canonicum secundum titulos decretalium, seu Jus can. in V libros decretalium distributum, nova methodo explicatum, omnibus capitulis titulorum (qui in antiquis et novis libris

decretalium continentur) promiscue et confuse positis, in ordinem doctrinae congestis“ etc. Dilling. 1645—78, 1722, Ven. 1759. 5 vol. fol.; ein Auszug „Facilis et succincta ss. canonum doctrina, quam . . . tradidit . . . Ernricus Pirhing . . . in compendium redacta.“ Dilling. 1690, Augsb. 1695, Ven. 1693, 1711. 4, auch Synopsis Pirhingiana, läßt namentlich den litterarischen Apparat aus. Die angeblich neue Methode, sich nicht an die Reihenfolge der Capitel des einzelnen Titels zu binden, vielmehr den Stoff an der Hand verschiedener Fragen zu zerlegen, ist nicht gerade neu. Das Werk selbst gehört durch vollständige Benutzung des Quellenmaterials, reiche und doch nicht im Detail aufgehende Casuistik, eingehende Benutzung der früheren Schriftsteller zu den besten Darstellungen des canonischen Rechts aus dem 17. Jahrhundert. Polemisch „Apologia s. defensio Caesaris. principum catholicorum et variorum ordinum religiosorum adversus Balduini Superintendentis Ratisbonensis calumnias“, Ingolstadt 1652, deutsch München 1653. „Manuale pastorum s. instructio practica Neo-parochorum“ cet. Col., mir nicht bekannt, von andern angeführt.

de Backer IV, 568. VI, 448. — Kobolt S. 515. — Meine Geschichte III, 1, S. 143. v. Schulte.

Piringer: Beda P., Benedictiner, geb. am 14. October 1810 zu Rainbach in Oberösterreich, † am 3. Mai 1876 zu Kremsmünster. Er machte seine Gymnasialstudien zu Kremsmünster, trat dort am 23. September 1831 in den Benedictinerorden, vollendete seine Studien zu Wien, legte am 22. Sept. 1835 die Gelübde ab (und erhielt statt seines Taufnamens Leopold den Ordensnamen Beda) und wurde am 15. August 1836 Priester. Er wirkte im Orden als Seelsorger und als Gymnasiallehrer, wurde 1865 Director des Ordensgymnasiums zu Kremsmünster und war seit 1859 auch Stiftsarchivar, 1848 war er Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung für den Wahlkreis Efferding in Oberösterreich. Veröffentlicht hat er „Der Christbaum, ein lyrisch-didaktisches Gedicht“, 1848, „Psalterium romana lyra redditum“, 1859, und einige kleinere poetische Sachen und Gymnasialprogramme.

Scriptores Ord. S. Benedicti, qui 1750—1880 fuerunt in Austria, 1881, S. 342. Reusch.

Piringer: Benedict P., Kupferstecher, in Wien 1780 geboren, war daselbst an der Akademie Schüler Friedr. Aug. Brand's, des Landschaftsmalers; er beschäftigte sich mit dem Zeichnen, besonders für kunstindustrielle Zwecke, erlernte aber auch die damals so beliebte Aquatintamanier, in der er Vortreffliches geleistet hat. Er verbrachte übrigens seit 1809 sein ganzes Leben in Paris, wo er außerordentlich geschätzt wurde. Er starb dort am 29. November 1826. Die Aquatintamanier, in der noch zu Wien Herzinger ihm Unterricht gegeben hatte, hat an P. einen ihrer besten Künstler, seine Fruchtbarkeit war sehr beträchtlich, er zeichnet sich durch feste, sichere Zeichnung und liebevollste Durchführung aus. Als seine bedeutendsten Arbeiten werden angeführt: Ideale Landschaft nach dem Poussin'schen Original der Liechtenstein-Galerie, Tanz in einer idealen Gegend nach dem Claude Lorrain'schen Bild im Louvre, Der Sturm nach Hörl, Die Klause bei Mödling, Zwei Berggegenden nach Schönberger, Die Feuersbrunst nach Veith, zwölf Landschaften nach Kobel, Six paysages d'après Dietericy, Entrée solennelle de Henry IV. à Lyon 1595, der Morgen nach Dujardin, zwei Landschaften nach Gemälden Christ. Hilfgott Brand's in der Liechtenstein-Galerie, Lausanne nach eigenem Entwurf, die römischen Aquäducte bei Lyon, Schloß Duchène bei Lyon, Allegorie auf Herder nach Genelli, Ansichten von Orleans,

der Bogen des Janus in Rom, nach Junto Tardé, Gehöft an einem Bache, Originalradirung, Arcona nach Friedrich, Landschaft nach van der Burch ꝛc.

Oesterreichische National-Encyclopädie IV, S. 228. — Hormayr's Archiv, 1824 Nr. 5, 6. — Wurzbach, XXII, S. 331. — Kataloge. Jlg.

Pirkheimer: Charitas und Willibald P. s. u. am Schluß des P.

Pirminius: der heilige P., ein christlicher Glaubensbote aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, der in seiner missionirenden Thätigkeit sich vornehmlich durch Klosterstiftungen im südwestlichen Deutschland ausgezeichnet hat. Die legendenhafte Ausschmückung seiner Lebensbeschreibung gestattet nur wenige sichere Punkte seiner Wirksamkeit festzustellen. Wie es scheint, stammte P. aus den westlichen Theilen des Frankenreichs, vielleicht aus Neustrien, zum mindesten von der Sprachgrenze, denn der Zug der Ueberlieferung, daß P. beim Gottesdienst beide Sprachen, die romanische wie die fränkische, mit gleicher Sicherheit zu handhaben wußte, wird als echt und ursprünglich festgehalten werden dürfen. Als fränkischer Regionarbischof nach Schwaben gerufen, begründete er dort um das Jahr 724, wohl von Karl Martell begünstigt, auf einer Insel des Bodensees das Kloster Reichenau. Vor der Feindseligkeit des alamannischen Fürsten nach wenigen Jahren weichend, wendete er sich nach dem Elsaß, wo ihm mit Recht die Gründung des Klosters Murbach zugeschrieben wird. Mit Bischof Heddo von Straßburg, seinem Reichenauer Nachfolger, scheint er in engem Verkehr gestanden zu haben; es bleibt aber sehr unsicher, ob sich die Klöster des Straßburger Sprengels, Schwarzach, Gengenbach, Schuttern, Neuweiler und Mauersmünster auf Pirmin, als ihren Stifter, berufen dürfen und ob sich nicht vielmehr aus der Fürsorge Heddo's für sie und aus dem Zusammenhang mit Reichenau erst diese Tradition gebildet hat. Begründeteren Anspruch können Nieder-Altaich und Pfäffers erheben, unzweifelhaft ist derjenige Hornbachs im Metzer Sprengel, wo P. inmitten einer fränkischen Bevölkerung die letzten Jahre seines Lebens zubrachte und am 3. November 753 starb. Kurz vor seinem Tode soll er noch eine Zusammenkunft mit Bonifaz gehabt haben. Mit der großen organisatorischen und reformirenden Thätigkeit dieses seines Zeitgenossen ist übrigens die stille Arbeit Pirmins im kleinern Kreise nicht zu vergleichen. Eine Schrift, die uns von ihm erhalten ist, die „Dicta abbatis Pirminii de singulis libris canonicis scarapsus", in dem barbarischen Latein seiner Zeit geschrieben, ist besonders durch die eingehende Kenntniß der Bibel merkwürdig, von der Art seiner Predigt gewinnen wir daraus nur eine ungefähre Vorstellung; interessant sind die Hinweise auf die Ueberreste heidnischer Sitte.

Die Lebensbeschreibung Pirmins ist uns in einer älteren und jüngeren Fassung aus dem 9. und 11. Jahrhundert erhalten, sie stammt aus dem Kloster Hornbach. Dieselbe gibt Holder-Egger in M. G. SS. XV neu heraus. Einige brauchbare Notizen liefern noch zwei Gedichte von Walafrid und von Hrabanus Maurus, sowie die Chronik Hermanns des Lahmen von Reichenau. Vergl. außerdem bei Caspari, Kirchenhistorische Anecdota I, 151 ff. die beste Ausgabe der „dicta abbatis Pirminii" die kritischen Bemerkungen von Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II, 50 ff. und die neueste Untersuchung von A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I, 315 ff. W. Wiegand.

Pisanski: Georg Christoph P., der Erste, der eine Geschichte der Litteratur Altpreußens, der Einzige bisher, der eine fast vollständige Geschichte derselben verfaßt hat, war am 13. August 1725 zu Johannisburg in Ostpreußen geboren und starb zu Königsberg am 11. October 1790. Nachdem er zwölf Jahre lang die Schule seiner Vaterstadt besucht hatte und dabei vom Vater, einem frommen und biedern lutherischen Geistlichen von der bessern Art jener Zeit, unterrichtet, dann noch weitere anderthalb Jahre in Angerburg von dem

mütterlichen Großvater, dem als Naturforscher rühmlich bekannten Propst Andreas Helwing, und seinem Oheim, dem Rector Helwing, auf den Besuch der Universität vorbereitet worden war, bezog er 1742 die Albertina zu Königsberg. Dort lag er sechs Jahre lang, indem er sich durch kleine Stipendien und als Privatlehrer ein bescheidenes Dasein schuf, zwar vorzugsweise den theologischen Studien ob, hörte aber auch die mannigfaltigsten Vorlesungen aus anderen Wissenschaften: Philosophie, Mathematik und Astronomie, Physik, Botanik, Philologie; auch war er ein überaus fleißiger Besucher der öffentlichen Bibliotheken und legte gewaltige Excerpte an, welche besonders der Gelehrten- und Litteraturgeschichte, der Geschichte der Philosophie und der vaterländischen Geschichte gewidmet waren. Von 1748—1759 war er an der altstädtischen Schule beschäftigt, indem er vom untersten Collegen bis zum Prorector stieg; dann wurde er zum Rector der Domschule im Kneiphof gewählt und hat diese Stelle bis an sein Lebensende bekleidet. Seit 1759, wo er die Magisterwürde erwarb, hielt er auch an der Universität Vorlesungen und akademische Uebungen, und zwar über Philosophie, Beredsamkeit und Geschichte. Als er 1773 veranlaßt wurde, seine akademische Thätigkeit auch auf die Theologie auszudehnen, ließ er sich zwar zum Doctor der Theologie promoviren, eine Professur aber nahm er ebenso wenig wie früher an, obgleich ihm eine solche öfter angetragen wurde. Kurz vor seinem Tode wurde er noch zum Consistorialrath ernannt. P. galt, wie für einen tüchtigen Schulmann, so auch für einen großen und vielseitigen Gelehrten und stand in einem sehr ausgebreiteten gelehrten Briefwechsel; dabei war er ein gesuchter und beliebter Poet. Aber alle seine Abhandlungen verschiedenartigsten Inhalts, deren Anzahl er kurz vor seinem Tode selbst, aber nicht vollständig, auf 108 angiebt, sind heutzutage werthlos und kaum noch lesbar, seine Gelegenheitsgedichte, wieder nach eigenem Ansatz 105 lateinische und 55 deutsche, ohne Anflug von Poesie. 1765 erschien, aus vier akademischen Schriften zusammengestellt, ein Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte in lateinischer Sprache. Hieran in seinem unermüdlichen Sammelfleiße immer weiter arbeitend, brachte er jenes Riesenwerk zu Stande, den „Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte in vier Büchern“, welches in engem Druck und großem Format 700 Seiten füllt. — Die neueste und beste Ausgabe, zugleich die einzig vollständige, von Rudolf Philippi, Königsberg 1886.

K. Lohmeyer.

Piscator: Johannes P., Magister, reformirter Theologe, ausgezeichneter Exeget und Bibelübersetzer, geb. am 27. Mai 1546 zu Straßburg im Elsaß, † am 28. Juli 1625 zu Herborn. Auf der Schule seiner Vaterstadt empfing er seine Vorbildung. Karl Mieg, einer seiner Lehrer, latinisirte seinen Namen Fischer in Piscator. Gern wäre er nach Wittenberg gegangen, aber wegen des daselbst herrschenden Zwinglianismus besuchte er die Universität Tübingen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wurde er zum Professor in Straßburg berufen, aber bald durch die Bemühungen Marbach's, da er in den Verdacht gekommen, zwinglische Lehre in der Stadt einzuführen, verabschiedet. In Heidelberg wirkte er hierauf von 1574—1577, da ihn die lutherische Reaction Ludwigs VI. vertrieb, als Lehrer der Physik. Bei dem bisherigen pfälzischen Großhofmeister, dem Grafen Ludwig von Sayn und Wittgenstein, zu dem sein Freund Olevian gezogen, suchte er eine Zufluchtsstätte. Durch dessen Empfehlung an den Grafen Johann zu Dillenburg wurde er von diesem als Lehrer seiner Söhne und anderer junger Herren an der Hofschule daselbst angenommen. Von da folgte P. einem Rufe nach Neustadt an der Haardt, von wo er an das durch Adolph von Neuenaar zu Mörs errichtete Gymnasium als Conrector vocirt wurde. Als aber 1583 die Pest und der kölnische Krieg die Anstalt auflösten, fand P., nachdem er einige Zeit in der Pfalz in vergeblicher Hoffnung einer

Anstellung zugebracht, einen neuen Wirkungskreis an der durch genannten Grafen Johann 1584 neugegründeten Hohen Landesschule zu Herborn als Professor der Theologie. In solcher Eigenschaft war er bis an sein Ende thätig und zog zweimal mit dieser Schule in Pestzeiten nach Siegen und von da wieder zurück nach Herborn. Mehrere Male hat er auch das Rectorat an derselben geführt. Sein Hauptfach war die Exegese, in welcher er für seine Zeit auch Großes geleistet hat; wie seine immer noch schätzbaren Commentarii zu sämmtlichen Büchern der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugen. Außer denselben hat er sich auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht durch sein Bibelwerk, eine populär gehaltene Auslegung der heiligen Schrift, welche er zugleich nochmals aus dem Urtexte übersetzte. Zu dieser Arbeit wurde er durch seinen Landesherrn bestimmt. Die erste Ausgabe erschien zu Herborn 1602 und 1603 in drei Quartbänden, die zweite 1604 und 1605. Im Kanton Bern, am Niederrhein und anderwärts war diese Uebersetzung lange Zeit im kirchlichen Gebrauche. Wegen seiner Uebersetzung der Stelle Matth. 8, 12 — „ich sage euch: Wann diesem Geschlechte ein Zeichen wird gegeben werden, so strafe mich Gott", nannten die Lutheraner seiner Zeit diese Bibel spottweise die Strafmichgott-Bibel. Auch fochten sie diese heftig an. Noch mehr Aufsehen erregte die subjective Lehre des P., daß nur der leidende Gehorsam Christi, nicht auch der thätige, den Gläubigen zugerechnet würde. Manche reformirte Theologen tolerirten sie zwar, andere aber, besonders die französischen, griffen sie heftig an und verwarfen sie auf der Synode zu Gap als Irrlehre. P. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der nicht bloß verschiedene theologische Disciplinen bearbeitet, sondern auch mehrere Schriften philosophischen Inhalts geschrieben hat. In der Philosophie war er ein entschiedener Anhänger des Franzosen Ramus. Ein Verzeichniß seiner sehr zahlreichen Werke findet sich in der unten angeführten Zeitschrift.

Bayle, Diction. — Oratio funebr. in obit. Piscatoris a G. Pasore. Herb. 1625. — Christliche Leichpredigt von J. J. Hermann. Herb. 1625. — Illgen's Zeitschrift für hist. Theol. f. 1841. 4. Heft. — Herzog, Realencycl. — E. Uhse, Leben der berühmten Kirchenlehrer. — Rose, A new general biogr. dictionary. Vol. XI. — Cuno, Johann der Aeltere von Nassau-Dillenburg. Halle 1859. — Baumgarten, Nachr. v. merkw. Büchern, 5. Bd. — Cuno, Blätter der Erinnerung an Dr. Casp. Olevianus, S. 114.

Cuno.

Pischek: Johann Baptist P., hervorragender Sänger, geboren am 14. Oct. 1814 in Mscheno bei Melnik in Böhmen, ging als Student der Rechtswissenschaft in Prag zur Bühne über. Sein erster theatralischer Versuch mißlang und als „Komödiant" von seinem Vater, dem Bürgermeister des genannten Landstädtchens, verstoßen, schlug er sich mittels Ertheilung von Clavierunterricht kümmerlich durch, betrieb aber daneben mit Eifer Gesangs- und allgemeine musikalische Studien. Im J. 1838 am Stadttheater in Brünn, 1839 am Theater an der Wien sowie in Preßburg bei Pokorny mit stets wachsendem Erfolg thätig, wurde er im J. 1840 als erster Barytonist ans Stadttheater in Frankfurt a. M. berufen und vertauschte im J. 1844 dieses Engagement mit einer lebenslänglichen Anstellung als königl. Kammersänger am Hoftheater in Stuttgart. Die Zeit seines Wirkens daselbst fällt mit der Glanzzeit der Stuttgarter Oper zusammen. Ein vertragsmäßiger viermonatlicher Urlaub, den er jedes Jahr zu genießen hatte, gab ihm Gelegenheit auch anderwärts, namentlich in Wien und London — hier u. A. neben Jenny Lind und Mario — sowohl als Opern- wie als Liedersänger große Erfolge zu erringen. Im J. 1864 in den Pensions-

stand getreten, starb er am 16. Februar 1873 an einem Herzleiden in Sigmaringen, wo er sich auf Besuch bei einer Tochter befand.

Vgl. von Nekrologen z. B. Allgemeine Zeitung von 1873, Beil. Nr. 66, S. 991. P. Stälin.

Pischon: Friedrich August P., geb. am 6. Juli 1785 zu Cottbus, wurde am 2. December 1810 Hülfsprediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1815 Prediger am großen Friedrichs-Waisenhause, 1816 Lehrer und 1825 Professor der Geschichte am königl. Kadettenhause, 1827 Diakonus, 1832 Archidiakonus an der St. Nikolai- und Klosterkirche, 1836 Consistorialassessor und 1843 Consistorialrath. Im J. 1841 ward er von der theologischen Facultät der Berliner Universität zum Dr. theol. creirt. Seit 1827 wirkte er als Mitglied des Curatoriums des Schindler'schen Waisenhauses zu Berlin, woselbst er wohnte und so die Erziehung und den Unterricht unmittelbar beaufsichtigen und fördern konnte. Sein umfangreiches Wissen, seine reiche und gereifte pädagogische Erfahrung, seine auf christlicher Liebe begründete väterliche Liebe machten ihn zu einem besonders geeigneten Führer und Erzieher der Jugend. Er starb am 31. December 1857. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur das „Handbuch der deutschen Prosa“, I. Berlin 1818; seine „Synchronistische Weltgeschichte“ 1820—24; seinen „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur“, 1830, der in 13 Jahren sieben Auflagen erlebte (15. Aufl. 1887); seinen „Leitfaden zur allgem. Geschichte“ in zwei Auflagen, endlich die „Denkmäler der deutschen Sprache“, in sechs Theilen, von den ältesten Zeiten bis jetzt (1851). Berlin 1838—51.

Gelehrtes Berlin im J. 1845. — Spener'sche Zeitung von 1858.
Ernst Friedlaender.

Pisendel: Johann Georg P., berühmter deutscher Violinspieler, ward am 26. December 1687 zu Karlsburg geboren, wo sein Vater, Simon P., von dem er den ersten Musikunterricht erhielt, Cantor war. Schon 1696 konnte er sich vor dem Markgrafen von Ansbach mit einer italienischen Motette hören lassen, worauf er 1696 als Sopranist in die damals vortreffliche Ansbacher Capelle trat und ein Schüler des Capellmeisters Pistocchi in der Composition und des Concertmeisters Torelli im Violinspiel wurde. Nachdem er sechs Jahre als Sopranist, fünf Jahre als Violinist in der Capelle gedient hatte, kam er 1709 nach Leipzig, um (nach vorherigem fleißigen Besuche des Ansbacher Gymnasiums) dem Willen des Vaters gemäß dort zu studiren. P. scheint sich jedoch bald ganz der Musik gewidmet zu haben, da er in Leipzig 1710 und 1711 während einer Reise Melchior Hofmann's nach England dessen Stellen versah, also die Musiken in der neuen Kirche und im Collegio musico, sowie die Opernaufführungen leitete. Gegen Ende des Jahres 1711 erhielt er auf die Empfehlungen Volumier's, der ihn in Leipzig im Collegio musico hatte spielen hören, mit 400 Thlr. Gehalt einen Ruf in die königl. kurfürstl. Capelle, den er auch annahm. Im J. 1712 traf er in Dresden ein und erhielt seinen Platz im Orchester neben dem Concertmeister, was zu jener Zeit eine große Auszeichnung war. Im J. 1714 wurde er mit dem Capellmeister Schmidt, dem Concertmeister Volumier, dem Organist Petzold und dem Oboisten Richter nach Paris geschickt, theils um sich mit diesen dem Gefolge des dort weilenden Kurprinzen von Sachsen anzuschließen, theils um sich weiter zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr (1715) ging P. in demselben Jahre mit noch einigen Collegen auf Allerhöchsten Befehl nach Berlin, wo sich gerade der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming befand. Bei einem von diesem gegebenen Feste dirigirte er die Musik, ließ sich auch bei einem vom sächsischen Gesandten Grafen v. Man-

teufel gegebenen Gastmahle vor Friedrich Wilhelm I. hören. 1716 reiste er mit Richter, Petzold und Joh. Dismas Zelenka abermals auf Befehl des Königs nach Venedig, wo sich damals der Kurprinz Friedrich August aufhielt und leitete dort, während fast neun Monaten (April bis December) dessen Kammermusik, während er bei dem berühmten Geiger Ant. Vivaldi Unterricht nahm, dem er überhaupt in vertrautem, freundschaftlichem Verhältnisse näher getreten zu sein scheint, da dieser mehrere Concerte und Solo's für ihn schrieb, welche noch in der königl. Musikaliensammlung in Dresden als Autographa mit der Bezeichnung: „Fatto per Mrs. Pisendel del Ant. Vivaldi“ vorhanden sind. Von Venedig ging er im Sommer 1717 nach Neapel und Rom, wo er sich, sowie in anderen Städten Italiens, mit vielem Beifall hören ließ. In Rom nahm er noch bei dem berühmten Ant. Montanari Unterricht, in Florenz lernte er Martino Bitti kennen. Im September 1717 nach Dresden zurückgekehrt, ward er 1718 mit noch 11 andern Collegen abermals dem Gefolge des Kurprinzen zugetheilt, der diesmal von Italien aus zur Brautschau nach Wien reiste, und dirigirte dort wiederum dessen Kammermusik. Von 1719—1728 blieb er ununterbrochen in Dresden. In letzterem Jahre mußte er in Gesellschaft seiner Collegen, Buffardin, Quantz und Weiß den König nach Berlin begleiten, wo er und seine Genossen mannigfach gefeiert wurden. Nach Volumier's Tode (1728) versah P. dessen Dienst, erhielt jedoch erst durch Rescript d. d. Dresden, 1. October 1731 Titel und Rang eines Concertmeisters. Er war seinem Vorgänger schon in den letzten Jahren ein gefährlicher Nebenbuhler geworden. Nach Quantz hatte dieser die „französische egale Art des Vortrages“ im Orchester eingeführt, P. jedoch einen mehr „gemischten Geschmack“ (italienisch und französisch) zur Geltung zu bringen gesucht. Im J. 1744 reiste Letzterer noch einmal nach Berlin, um dort seine alten Freunde (namentlich Quantz) zu sehen und einige Opern zu hören; er wurde von Friedrich dem Großen, den er das Jahr darauf als Sieger in Dresden begrüßen sollte, mit Ehren überhäuft. Der Meister starb unverheirathet zu Dresden am 25. November 1755. — P. war der erste deutsche Geiger, welcher die große italienische Schule vollständig in sich auffaßte, ohne dadurch die Vortheile der französischen Art aufzugeben, und so derjenige, welcher für die Ausbildung des Violinspieles im deutschen Vaterlande von hoher Wichtigkeit wurde. Mitten im bewegten Treiben des Dresdner Musiklebens stehend, ward es ihm möglich, eine Menge junger Talente mit seinem Rathe zu unterstützen und so direct und indirect als epochemachend für sein Instrument aufzutreten. Sind diese Verdienste bisher historisch nicht genug gewürdigt worden, so mag dies am bescheidenen Sinne des vortrefflichen Künstlers gelegen haben, der stets alle Reclame verschmäht zu haben scheint und deshalb der Nachwelt ziemlich unbekannt geblieben ist. Quantz, welcher mit ihm in vertrauter Freundschaft lebte, nennt ihn „einen ebenso großen Violinisten als würdigen Concertmeister, und ebenso braven Tonkünstler, als rechtschaffenen Mann“. Ein Zeitgenosse sagt: „Wer seine Musik aufführen hörte, der wurde durch lauter Empfindung überzeugt, daß dieselbe die Beredsamkeit gewisser Instrumente durch die Lust ihres Meisters sey.“ Namentlich soll er vortrefflich im Vortrage überhaupt, insbesondere aber in dem des Adagio gewesen sein. Quantz gesteht, daß er nicht nur hierin, sondern auch „in dem, was das Ausnehmen der Sätze und die Aufführung der Musik überhaupt betrifft“, von P. „das meiste profitirt“ habe. Beide bildeten sich vorzugsweise durch das oftmalige aufmerksame Hören guter Sänger. P. soll stets unzufrieden mit seinen Leistungen gewesen sein, weshalb er sich auch nicht entschließen konnte, Compositionen herauszugeben. Er hatte theoretischen Unterricht bei Heinichen gehabt, der jedoch zu frühzeitig unterbrochen worden war. In der Musikaliensammlung des Königs

von Sachsen werden von ihm folgende Compositionen aufbewahrt: 8 Concerte für Violine mit Orchesterbegleitung; 2 Concerte für Violine, Oboe, Flöte und Fagott mit Bratsche und Baß; 3 Concerte für 2 Oboen mit Begleitung der Streichinstrumente; 2 Sonaten für Violine, Oboe, Viola und Baß; 2 Soli für Violine und Baß; 1 Sinfonie für Violine, Viola, Oboen, Hörner, Fagott und Baß.

Hiller (Lebensbeschr. S. 182 flg.) schildert P. als musterhaften Menschen, ohne Falsch, wohlthätig und von strenger Redlichkeit. Für seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit spricht der Umstand, daß er täglich früh und Abends eine Stunde lang die Bibel in beiden Grundsprachen las. Er war ein wahrer und thätiger Freund, der auch jungen talentvollen Künstlern stets und in jeder Hinsicht seine Unterstützung zukommen ließ; es sind hier hauptsächlich die beiden Graun, Quantz, Franz Benda und Lindner zu nennen, die ihm als Lehrer und Freund Vieles verdankten. P. ward von seinen Zeitgenossen, von seinem Könige hoch geschätzt. Welche Theilnahme sein Tod erweckte, beweist ein rührendes Gedicht, welches Telemann verfaßte und das später in den „wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betr.“, Jahrgang 1767, S. 293 abgedruckt wurde. Telemann scheint überhaupt mit P. eng befreundet gewesen zu sein. Die königl. sächs. Musikaliensammlung besitzt mehrere Autographa des berühmten Mannes mit der Bezeichnung „par moi Telemann“, darunter ein Violinconcert, componirt im September 1719 für P. Hiller schließt unsers Meisters biographische Skizze mit den Worten: „So starb ein Mann, der sowohl in Ansehung seiner musikalischen Wissenschaften, als in Betrachtung seines Charakters und seines Herzens, ein Muster eines rechtschaffenen Tonkünstlers bleiben wird.“ P. spielte auch die Viola pomposa, ein Instrument, welches meist zum Accompagniren gebraucht wurde. Dasselbe war wie ein Violoncell gestimmt, hatte aber in der Höhe eine Saite mehr, war etwas größer als eine Bratsche und ward mit einem Bande so befestigt, daß man es vor der Brust und auf dem Arme halten konnte. Der ehemalige Geigenmacher in Leipzig, Hofmann, verfertigte solche Instrumente nach Angabe Joh. Seb. Bach's.

Fürstenau.

Piso: Jacob P., sächsischer Humanist aus Siebenbürgen, lebte am Anfang des 16. Jahrhunderts. Er war in Mediasch geboren, verlor früh seinen Vater, studirte und wurde Doctor der Rechte und Geistlicher. Als gekrönter Dichter, Redner und Staatsmann bekannt, gehörte er zum Kreis des Erasmus, des Ursinus Velius und jener gedankenreichen Männer, die ihre Lebensarbeit für die Belebung des classischen Alterthums einsetzten. Mit Erasmus stand er in persönlicher Freundschaft; in Rom fand er einmal eine Sammlung Erasmischer Briefe handschriftlich in einem Buchladen und sandte sie Erasmus zu. Als königl. Gesandter längere Zeit am päpstlichen Hofe wirkend, war er am Hofe des polnischen und ungarischen Königs thätig, um sie zum gemeinsamen Türkenzug zu bewegen. Sein großes Ansehen bewirkte, daß er zum Lehrer des jungen ungarischen Königs Ludwigs II. berufen wurde; Erasmus beglückwünschte den König hierzu mehr, als selbst — wie er schreibt — zu seinem Königreich. Infolge der unglücklichen Schlacht bei Mohatsch am 29. Aug. 1526, wo Ludwig das Leben verlor, ging all sein Besitz verloren; ihn selbst ereilte in Preßburg 1527 der Tod. Mehrere Briefe und Gedichte sind von ihm erhalten. Er ist ein Beweis dafür, wie sich das Geistesleben der siebenbürger Sachsen auch damals in innigstem Zusammenhang mit dem deutschen vollzog, wie es ein Theil jenes, dessen Wellenschlag stets auch hier fühlbar war.

Ueber die humanistische Bewegung unter den Sachsen vgl. G. D. Teutsch, Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit im Archiv des Ver. f. sieb. Landes-

kunde XIII, 93, und Friedrich Teutsch, Aus der Zeit des sächs. Humanismus. Ebenda XVI, 227. — Ueber Piso noch: Trausch, Schriftstellerlex. III, 54.

Fr. Teutsch.

Pistor: Johann Jakob v. P., landgräflich hessen-kasselscher Hauptmann, später kaiserlich russischer General, war am 3. August 1739 zu Kassel, wo sein Vater, demnächst ein weitbekannter Gewehrfabrikant zu Schmalkalden, damals als Zeugmeister in Garnison stand, geboren, studirte in Göttingen und Marburg, und ward 1758 Lieutenant in der hessischen Artillerie. Als Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe im Sommer 1762 nach Portugal ging, hegte er den Wunsch, P., welcher drei Feldzüge in seinem Gefolge mitgemacht und dessen Brauchbarkeit er kennen gelernt hatte, mitzunehmen. Er schrieb deswegen an Landgraf Friedrich II. von Hessen, dieser lehnte aber das Gesuch wiederholt ab. Als der Landgraf an dem zu Kassel bestehenden Collegium Carolinum kriegswissenschaftliche Vorlesungen einführte, ward P. beauftragt, dieselben zu halten, er war mithin einer der ersten Lehrer, welche in den Kriegswissenschaften unterrichteten; das Bereich derselben war damals freilich ein anderes als gegenwärtig; die Mathematik spielte eine Hauptrolle. Die „Ankündigung der Vorlesungen, welche beim Collegium Carolinum gehalten werden, Sommer 1764" sagt, daß P. in Kriegsbaukunst und in Artillerie unterrichten werde. Da er seinen Vortrag auf einer streng mathematischen Grundlage basirte, so erbot er sich gleichzeitig, seinen Schülern zur Erlangung der nöthigen Vorkenntnisse behülflich zu sein. Seine Vorlesungen waren sehr besucht und trugen wesentlich zu der gründlichen Durchbildung bei, welche die hessischen Officiere schon zu jener Zeit auszeichnete, wo wissenschaftliches Streben in ihrem Stande im Allgemeinen selten war. Er legte denselben für den Unterricht in der Mathematik die Schriften von Belidor und Kästner, für die kriegswissenschaftlichen Fächer preußische Lehrbücher und eigene Ausarbeitungen zu Grunde und verband überall die Praxis mit der Theorie. Der Lehrplan für das Winterhalbjahr 1771/72 brachte die Mittheilung, daß Hauptmann P. den Kassel'schen Musen Lebewohl sage. Sein Landsmann, der aus dem siebenjährigen Kriege bekannte General Bauer (s. A. D. B. II, 142) hatte ihn in den russischen Dienst nachgezogen; Kaiserin Katharina II. stellte ihn als Artilleriemajor mit Oberstlieutenantsrange an. Es ging ihm dort gut; er wurde meist beim Bergbau und den Salzwerken beschäftigt, arbeitete auch unter Bauer bei der Vertiefung des Petersburger Canals, wurde General und erhielt den Adel. 1797 nahm er, durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, in Rußland den Abschied und kehrte nach Kassel zurück. Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel hegte den Wunsch, ihn in seinen eigenen Diensten wieder anzustellen; auch von England wurden ihm vortheilhafte Anerbietungen gemacht; aber die Rücksicht auf seine Gesundheit wie auf sein Verhältniß zur russischen Regierung veranlaßten ihn, darauf nicht einzugehen. Während der westfälischen Zeit zog er sich von Kassel nach Schmalkalden zurück und starb dort am 23. September 1814.

F. W. Strieder, Grundlage einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte, 2. Bd., S. 131, Göttingen 1782, 17. Bd. Marburg 1819.

B. Poten.

Pistor: Karl Philipp Heinrich P., Astronom und Mechaniker, geb. am 3. Januar 1778 in Berlin, † ebenda am 2. April 1847. P. trat 1793 in den preußischen Postdienst, richtete aber sogleich sein Augenmerk darauf, alle die Orte, in welche seine amtliche Stellung ihn führte, durch genaue astronomische Beobachtungen geographisch festzulegen. So bestimmte er als Postsecretär und Postrath die Polhöhen von Lenzen, Boitzenburg, Tangermünde, Fehrbellin,

Minden und andern Städten. Mit dem Titel eines geheimen Postraths verließ er den Staatsdienst, arbeitete einige Zeit mit dem Mechaniker K. T. N. Mendelssohn als Compagnon zusammen und begründete 1813 seine eigene berühmte Werkstätte (Firma Pistor & Martins), in welcher so hervorragende Kräfte wie Oertling, Schieck, Halske sich heranbildeten, und welche durch lange Zeit die europäischen Sternwarten mit vorzüglichen Instrumenten versorgte. Insbesondere gingen aus ihr die ersten in Deutschland gebrauchten Spiegel- und Prismenkreise nach Borda'schem Muster hervor. Seine neue Theilmaschine beschrieb P. in zwei 1819 zu Berlin erschienenen Schriften; auch gab er im 17. Bande der „Astronomischen Nachrichten" eine Mittheilung von seinem Antheil an der Reform des preußischen Maßsystems.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Band, Sp. 458. — v. Zach, Monatliche Korresp. zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, 8. Band. Günther.

Pistoris: Simon P. (auch Pistorius) von Seuselitz (Seußlitz), sächs. Rechtsgelehrter und herzoglicher Kanzler, geb. zu Leipzig am 28. October 1489, † auf seinem Gute zu Seußlitz am Nachmittag des 3. December 1562. Die Familie hieß ursprünglich „Becker oder Bäcker"; verwandelte in der Humanistenzeit nach dem Vorgange anderer Gelehrten den Namen durch Latinisiren in Pistor, und nannte sich hiernach: Pistoris (sc. filius, seu nepos d. h. Pistor's Nachkomme). In der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft gebührt der Familie Pistoris ein beachtungswerther Platz. Die sächsischen Juristen des späteren 16. und des 17. Jahrh. haben im Vereine mit der Gesetzgebung (den constitutiones Saxonicae) nicht bloß im eigenen Lande, sondern auch in einem größeren Theile Deutschlands auf Doctrin und Rechtsprechung merklichen Einfluß geübt. Zu den namhaftesten unter diesen Gelehrten gehört Simon P. mit seinen Söhnen Modestinus und Hartmann. Simon entstammt einer geachteten Familie Sachsens. Sein Großvater Nicolaus war Doctor und Professor der Medicin in Leipzig, Bürgermeister daselbst und außerdem kurfürstlicher Leibarzt. Er starb 1471 als ein in allen Kreisen hochgeschätzter Mann, und ist als Begründer des wissenschaftlichen Ruhmes seiner Familie zu betrachten. Dieser wuchs unter seinem Sohne Simon, welcher in die Fußtapfen des Vates trat. In Leipzig 1453 geboren und gebildet war auch er Doctor und Professor der Medicin, Rathsherr und Syndicus der Stadt und Leibmedicus des Kurfürsten. Sein Tod fällt ins Jahr 1523. Er hat sich in der Fachlitteratur einen Namen gesichert, und durch seine Streitschriften gen Dr. Mart. Pollin und Mollnstad, über die damals in Deutschland unter der Bezeichnung „Franzosen-Krankheit" bekannt gewordene Syphilis viel Aufsehen erregt.

Dessen gleichnamiger Sohn (Simon) ist unser Gelehrter. Er begann das Rechtsstudium an der Universität seiner Vaterstadt, wurde im 20. Jahre Baccalaureus, und ging 1510 nach Italien und zwar nach Pavia, wo der greise Jason, Maynus, Philipp Decius, die beiden Curtius und Paul Picus seine Lehrer in der Rechtswissenschaft waren. Nach zweijährigem Aufenthalte veranlaßten ihn kriegerische Unruhen zur Rückkehr in die Heimath. Dort vollendete er das Rechtsstudium, wurde im 23. Jahre (1512) Licentiat, im 25. (1514) Doctor beider Rechte und zugleich Professor codicis. Schon nach fünf Jahren, nach dem Tode Johann Lindemann's (1519) ernannte Herzog Georg auf Vorschlag der Facultät den erst dreißigjährigen Docenten zum Ordinarius (dem zwölften in der Reihe der Leipziger Rechtsordinarien) und zugleich zum gelehrten Beisitzer des Oberhofgerichtes. Das noch erhaltene Gutachten schildert mit beredten Worten die glänzenden Vorzüge des Candidaten, und gipfelt in dem Bekenntnisse, daß die Facultät auf sämmtlichen deutschen Akademien Keinen

wisse, der den zu stellenden Ansprüchen besser zu entsprechen vermöchte als P.: denn — fährt der Bericht fort: „natura summas animi et corporis dotes una cum inclyta virtute etc. felicissime cumulavit. — — Tantum in eo sapientia, probitas, ingenium, eruditio atque civilitas emicant“. [Das „Ordinariat“ war damals in Leipzig und wol an allen deutschen Hochschulen ein ständiges Amt und zwar das erste in der Facultät mit bleibender Vorstandsschaft in derselben. Der Ordinarius (welcher an einigen, besonders französischen Universitäten auch „antecessor“ hieß) war zugleich consiliarius universitatis, an dessen Gutachten in Rechts- und Verwaltungssachen sich die Rectoren in der Regel gebunden erachteten. Ueberdieß hatte der Leipziger Ordinarius bis 1866 das Canonicat von Naumburg oder Merseburg.] — Als sich Luther wegen seiner und Karlstadt's Disputation mit Dr. Eck im Juni 1519 in Leipzig aufhielt, lernte er P. kennen, dessen er in drei Briefen gedenkt. Im ersten berichtet er Spalatin: er sei bei Dr. Lauterbach und dem Ordinarius Pistor d. J. (zum Unterschiede vom gleichnamigen Vater) und gleichzeitig mit diesen bei Herzog Georg selbst geladen gewesen. — Infolge der sehr bedächtigen Haltung Pistoris' gegen Luther's Lehre schreibt dieser im zweiten Briefe vom 2. April 1543 dem Anton Lauterbach, Superintendenten von Pirna ziemlich unmuthig: „Pistorium semper esse et fore Pistorium credidi; porro veteratorum illum papistam mutari posse scio, si lupus agnus fiet, et ut Jeremias ait, si Aethiops mutare poterit pellem suam“. Der dritte Brief (vom 3. November 1543) aber enthält aus Anlaß einer von Lauterbach Luthern mitgetheilten Aeußerung Pistoris' Ausbrüche heftigsten Unwillens gegen Letzteren, den er geringschätzig „istum maletiosissimum Becker“ nennt, als „pessimum hypocritam, perditum Satanae mancipium, diabolorum filium“ und Aehnliches kennzeichnet, und dem gegenüber er Lauterbach zur Festigkeit auffordert. — 1523 trat P. als Kanzler in die unmittelbaren Dienste Herzog Georg's. So ehrenvoll auch diese Auszeichnung war, hätte es doch P. vorgezogen, auf dem Katheder zu bleiben, denn er folgte nur ungerne: „Non parum invitus“ — wie er in seinen Aufzeichnungen sagt, — aber (fügt er resignirend bei) „favor vicit judicium, doctrinam potentia“. Er begleitete seinen Fürsten im J. 1530 auf den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg, den Karl V. zur Beilegung der religiösen Zerwürfnisse auf den 8. April ausgeschrieben hatte. Zu jener Zeit wechselte P. Briefe mit Erasmus von Rotterdam, der sich über ein sehr ungnädiges, eigenhändiges Schreiben des Herzogs Georg beschwerte, dessen Inhalt Erasmus dem Einflusse Dritter zuschrieb, dem indeß P. in seiner Antwort (Dresden Kal. Decembris to XXIV) entschieden widerspricht. Aus letzterer erfahren wir nebenbei, daß damals dem Briefgeheimnisse nicht zu trauen war, und bemerkt P.: es sei unter den Juristen noch nicht ausgemacht, wem in solchem Falle die Diebstahlsklage (furti actio) zustehe! P. blieb bis zu Georg's Tod als Kanzler in dessen unmittelbaren Diensten, trat aber dann alsbald (etwa Anfang des Jahres 1539) wieder in das Ordinariat zurück, welches er wahrscheinlich nur mit ausdrücklichem Vorbehalte des Rücktrittes aufgegeben hatte; denn sein Nachfolger, Georg v. Breitenbach, scheint nur Stellvertreter im Ordinariate gewesen zu sein und wurde bald nach dessen Wiederübernahme durch Pistoris (1540) Kanzler des zur Reformation übergetretenen Kurfürsten Joachim v. Brandenburg, in welcher Eigenschaft Breitenbach kurz darauf mit Tod abging. P. aber erhielt im Jahre seines Rücktrittes (Ende 1539) einen Ruf nach Ingolstadt an Stelle des am 9. December dieses Jahres verstorbenen Canonisten Dr. Franz Burkhard. Die Verhandlungen leitete Zwichem Viglius ab Ayta, von Geburt ein Friese, damals eine Zierde der Universität Ingolstadt, später Statthalter von Holland und Geldern. Der Brief, worin er P. ebenso herzlich als verbindlich zur Annahme des Rufes einladet, ist vom 20. December 1519

aus Rain datirt, wo Burkhard starb, welcher vor der in Ingolstadt wüthenden Pest nach diesem Donaustädtchen geflüchtet war und daselbst binnen wenigen Stunden der verheerenden Seuche zum Opfer fiel. Die Verhandlungen zwischen Viglius und P. blieben erfolglos, da sich letzterer nicht entschließen konnte, sein Geburtsland zu verlassen. Doch auch nach dem Rücktritt 1539 war P. keine längere Lehrthätigkeit gestattet; denn bereits im Herbst 1541 (nicht 1542) erwählte ihn Herzog Moritz (als er aus Hessen zurückgekehrt war, um bei Herzog Heinrichs Altersschwäche die Zügel der Regierung zu führen) auf Herzog Philipps von Hessen Empfehlung sofort als Kanzler, welche Wahl nach den früheren Vorgängen wohl auch jetzt den Wünschen von P. kaum entsprochen haben dürfte. Im Frühjahre 1542 betheiligte sich Moritz auf des Kaisers dringenden Wunsch am Türkenkriege, und stellte während seiner Abwesenheit zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zwei Statthalter und zehn Räthe auf, unter letzteren Simon P., dem durch die mit Genauigkeit abgefaßte Instruction vom 18. April 1542 vornehmlich die Religionssachen mit erschöpfenden Vollmachten übertragen wurden. 1543 geleitete er des Herzogs Bruder August, der als kurfürstlicher Lehenträger zum Empfange der böhmischen Lehen nach Prag reiste, dorthin. Im folgenden Jahre (1544) war er abermals Mitglied einer von Moritz eingesetzten Regentschaft, als dieser nach Speyer „zu Römischen Kaisers Majestät außerhalb Landes verrückte". Durch eine vom Herzog am Sonntage Cantate 1544 erlassene Instruction wurden P. hauptsächlich Kirchenangelegenheiten, Unterthanenstreitigkeiten und allenfalls mit dem Kurfürsten auftauchende Zwiste übertragen. Im October 1546 kam P. wiederholt nach Prag, diesmal im Gefolge des Herzogs Moritz, welchen sein Bruder Herzog August und fünf der vertrautesten Räthe (Carlowitz, Pistoris, Türk, Ebeleben und Fachs) begleiteten, die an den wichtigen geheimen Unterredungen zwischen Ferdinand und ihrem Herrn theilnahmen; doch kam dortselbst kein endliches Ergebniß zu Stande. Als Kanzler mit des Herzogs Vertrauen beehrt wurde P. wiederholt mit diplomatischen Sendungen, namentlich an das kaiserliche Hoflager betraut; letzterem Umstande hat er es zu danken, daß er von Karl V. mit seinen ehelichen Nachkommen in den Reichsritterstand erhoben wurde. 1549 zog er sich auf die um diese Zeit erkauften, unterhalb Meißen an der Elbe gelegenen Güter Seußlitz und Merschwitz (Theile eines im 13. Jahrh. gestifteten später aufgelösten Clarissinenklosters) zurück, blieb jedoch bis zu seinem Tode als „Rath von Haus aus" im Dienste des Kurfürsten August, unablässig mit Studien beschäftigt, wie er auch Allen, die sich an ihn wandten, bereitwillig Rechtsgutachten ertheilte. Infolge jener Erwerbungen und der Erhebung in den Adelstand nannten sich Simon und dessen Erben von nun an „Pistoris in Suselitz". Die Liegenschaften blieben bis 1720 im Besitze der Familie. Dort befindliche Inschriften und Denksteine geben rühmend Zeugniß von verdienstvollen Leistungen so manchen Familiengliedes. Simon starb zu Seußlitz im 73. Lebensjahre und wurde dortselbst bestattet; die von Georg Fabricius mitgetheilte Grabschrift lautet im Wesentlichen:

Simon Pistoris J. U. D.
in erudita familia natus, magnis honoribus functus,
eruditos et honoratos linquens filios superstites,
quem urbs Papia docuit, patria Lipsia ornavit,
aula Saxonica observavit, sub hoc saxo corpore conditur etc. etc.

P. war ein ungemein fleißiger, arbeitsamer Mann. Er besaß eine reichhaltige, nicht bloß auf Rechtswissenschaft beschränkte Bibliothek, deren Bände er mit vielen Randnoten füllte. Nach dem Vorbilde seines hochverehrten Lehrers Jason und nach dessen Wahlspruche: „der Stift macht den Rechtsgelehrten"

(calamus est, qui facit Jurisconsultum) trug er das Bemerkenswertheste seiner Tageslectüre gewissenhaft in systematisch angelegten Rubriken (suis titulis et locis communibus) ein, und empfahl seinen Zuhörern dasselbe Verfahren, indem er ihnen in die damals üblichen Stammbücher den Rath (ὑπομνήμα) schrieb: sie möchten zur Unterstützung wie zur Uebung des Gedächtnisses die wichtigsten der von ihnen gelesenen Gesetze und Aussprüche Rechtsgelehrter sammt deren Citaten in alphabetisch angelegte Repertorien eintragen. Zu Hause wie auf Reisen hatte P. die Gewohnheit, um Mitternacht aufzustehen und bis 4 Uhr morgens zu arbeiten, dann genoß er ein paar Stunden Ruhe, worauf er um 6 Uhr die ihm liebgewordene Thätigkeit wieder begann. Trotz solch außergewöhnlichen Fleißes ist der Umfang seiner litterarischen Arbeiten nicht erheblich, da er seine Hauptthätigkeit den praktischen Berufsgeschäften zuwenden mußte. Wir besitzen von ihm nur mehrere Consilien, welche der zweibändigen Consiliensammlung seines Sohnes Modestinus beigegeben sind, und von denen sich zwölf im ersten, die übrigen im zweiten Bande finden. Sie sind deutsch geschrieben, und behandeln vorwiegend privatrechtliche Angelegenheiten, häufig unter Berücksichtigung des sächsischen Rechts; daneben werden jedoch auch processuale, straf-, lehen- oder kirchenrechtliche Fragen, selbst Gegenstände des Privatfürstenrechtes (consil. 18, 19, 20) erörtert; von besonderem Belange ist das erste, dem Reichsstaatsrechte entnommene Gutachten von 1519 über die Kaiserwahl Karls V. (Theil I, S. 894—902), da es uns einen Blick in den damaligen Stand der noch jungen Staatsrechtswissenschaft gestattet. P. beklagt zunächst den Mangel gesetzlicher oder wissenschaftlicher Vorarbeiten, da sich weder die römischen Kaiser deutscher Nation noch die welschen Scribenten um die ventilirte Frage viel gekümmert hätten, daher es ihm in der That schwer falle, die vom Kurfürsten vorgelegte Frage so plötzlich zu beantworten. Simon war dreimal verheirathet; von seinen 23 Kindern haben sich zwei Söhne (Modestinus und Hartmann, siehe diese) als Juristen ausgezeichnet. Das Porträt Simon's ist von de Bry in 8° in Kupfer gestochen.

Modestinus P., der älteste von Simon's Söhnen, am 9. December 1516 in Leipzig geboren, hat im Wesentlichen den Bildungsgang seines Vaters durchgemacht. Auch er begann das Rechtsstudium in seiner Vaterstadt, wurde frühzeitig im 17. Lebensjahre Baccalaureus und ging gleich seinem Vater nach Italien, um in Pavia den berühmten Andreas Alciati zu hören. Allein der sonst stille Musensitz ertönte von dem Kriegslärm der Truppen Franz I., welche das mailändische Gebiet besetzt hatten. Modestin zog deshalb alsbald nach Padua, wo Palma und der jüngere Marianus Socinus lehrten. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Italien kehrte er 1541 zu den Seinen zurück, erlangte noch im Sommer desselben Jahres unter seines Vaters Vorsitz das Licentiat, und wurde hierauf im 25. Lebensjahre von Herzog Heinrich, dem Bruder und Nachfolger Georgs, zum Professor der Rechte ernannt. Im nächsten Jahre promovirte er als Doctor utriusque juris, und heirathete eine Tochter des Ordinarius und Bürgermeisters Dr. Ludwig Fachs, der nicht bloß ein tüchtiger Jurist, sondern auch ein in politischen Dingen wolerfahrener Mann war. Aber auch P. beschränkte seine Thätigkeit nicht auf den Katheder; er vereinte in sich eine Reihe von Stellen. Wir finden ihn als kurfürstlichen Rath, als Beisitzer (1547) am Oberhofgericht, als Mitglied des städtischen Collegiums und als Stadtrichter (seit 1557 als Bürgermeister), auch als Viceordinarius der Juristenfacultät für den 1554 zum kurfürstl. Rath ernannten Ulrich Mordeisen, endlich als vielgesuchten und hochgeschätzten Rechtsconsulenten fürstlicher und anderer Personen. Es ist eine charakteristische Erscheinung des sechszehnten Jahrhunderts, daß dem Ehrgeize namhafterer Professoren das Lehramt nicht genügte, und es

kaum einen bedeutenden Docenten gab, welcher nicht zugleich erhebliche Nebenämter gehabt hätte oder zu wichtigen Gesandtschaften verwendet worden wäre. Es wiederholen sich daher in jener Zeit fortwährend die Klagen, daß die Zeit für die Vorlesungen durch die Last praktischer Arbeiten für das Spruchcollegium, für die Gemeinde oder die Fürstenhöfe ungebührlich gekürzt werde, was zum Nachtheile der Hörer um so fühlbarer war, als nach damaliger Lehrmethode mancher Docent bei einer schwierigen Stelle oft ein paar Wochen verweilte und auf Erklärung der Institutionen bisweilen 3 bis 4 Semester verwendete. P. bearbeitete seine Gutachten mit großer Sorgfalt, — in wichtigeren Fällen setzte er sich regelmäßig mit seinem Vater ins Benehmen — und genoß deshalb auch allgemeines Vertrauen. Nach dem Zeugnisse seines früheren Schülers, des Wittenberger Professors Joachim v. Beust (der 1577 auf seinen hochverehrten Meister eine Denkrede hielt), galt Modestinus' Haus als juristische Orakelstätte nicht bloß für Dresden, sondern auch für die benachbarten Orte und es verstrich kaum ein Tag, an dem sich nicht Rathsuchende eingefunden hätten. Im Hinblick auf diese vorwiegend praktische Thätigkeit mußte sein Wirkungskreis als Lehrer ein beschränkter sein und konnte von ihm eine erhebliche Förderung der akademischen Studien unmöglich ausgehen; vielmehr litt unter der drückenden Last solch vielfacher Geschäfte seine Gesundheit, und da er auf deren Pflege wenig acht nahm, ist sein verhältnißmäßig früher Tod, — er starb am 15. September 1565 im Alter von 49 Jahren — zum wesentlichen Theile auf Rechnung seiner Lebensweise zu setzen. Den Lehren seines Vaters folgend schrieb Modestinus einen „Index locorum communium totius juris — methodo συνθετικῇ sive compositiva", welcher in Reusners Cynosura juris pag. 137—158 abgedruckt ist. Der Verfasser gibt ein sehr gründlich ausgearbeitetes Schema eines vollständigen Rechtssystems, welches die gesammte Rechtswissenschaft in acht Theile zerlegt (allgemeiner Theil, Personen-, Sachen-, Vertrags-, Erbrecht, Klagen und Interdicte, Strafrecht, Proceß), innerhalb deren die einschlägigen Rechtsbegriffe als Schlagworte in systematischer Reihenfolge aufgeführt sind. (Ueber die wechselnde Bedeutung des in der scholastischen Methode vielgebrauchten Ausdruckes „locus" und „locus communis" siehe Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissensch. I. 114 u. ff. Note 4). Modestins Consilien veröffentlichte sein jüngerer Sohn, der Kammergerichtsassessor Jacob P., — der ältere Dr. Ludwig, welcher dieselbe Stelle bekleidet hatte, war bereits mit Tod abgegangen und ist hiernach Stintzings Behauptung (a. a O. S. 508), daß Modestinus neben 11 Töchtern einen einzigen Sohn, Ludwig, gehabt habe, zu berichtigen. Modestinus war zweimal verheirathet; aus erster Ehe gingen 12 Kinder hervor, von denen acht den Vater überlebten, aus der zweiten ein nachgeborenes Töchterchen. Mit den Consilien Modestins' (122 an der Zahl) erschienen auch die von Simon und Professor Dr. Fachs nebst der Denkrede Joach. v. Beust's in zwei Foliobänden zu Leipzig. Im ersten 1587 erschienenen Bande finden sich jene 72 Gutachten, welche Modestinus im eigenen Namen erstattete, der zweite Band (1588) enthält die Namens des Leipziger Spruchcollegiums abgegebenen. Von 1596 bis 1599 veranstaltete Jacob eine neue Auflage, welche er seinem Freunde und Amtsgenossen, Reinhard v. Sickingen, Herrn v. Nanstein 2c. zueignete. Aus Modestins handschriftlichem Nachlasse wurden später noch drei weitere juristische Werke herausgegeben, deren Titel Stintzing (a. a. O. S. 508, Note 2) näher angeführt hat. Modestin's Brustbild wurde in Octavformat von de Bry in Kupfer gestochen. Einen mittelmäßigen Holzschnitt enthält eine Quartausgabe der Quaestionen. (Lps. 1612.)

Hartmann P. von Seuselitz und Hirschstein, auch ein Sohn des Simon P. aus dessen dritter Ehe und Stiefbruder des um volle 26 Jahre

älteren, vorgenannten Modestinus; 1543 zu Leipzig geboren, widmete sich (wie oben bemerkt) gleichfalls der Rechtswissenschaft, und besuchte zu diesem Zwecke unter Leitung seines Vaters und Bruders die Universität seiner Geburtsstadt, dann italienische Hochschulen und wurde bald nach seiner Heimkehr zum Assessor des Oberhofgerichts und 1574 zum Beisitzer des Schöppenstuhles in Leipzig ernannt. Von da kam er unter Kurfürst August in das Hofrathscollegium und wurde rasch zum geheimen Rath befördert; dieses Amt bekleidete er ungefähr zehn Jahre, innerhalb welcher Zeit er zu diplomatischen Sendungen verwendet wurde. Nach des Kurfürsten Tod legte er die Stelle nieder und zog sich auf das väterliche Erbe nach Seußlitz zurück, das er durch Verträge mit seinem Bruder Eugen in seiner Hand vollständig vereinigte und durch Ankauf des benachbarten Schlosses und Gutes Hirschstein wesentlich vermehrte. Von seinem Landsitze aus besorgte er für das sächsische Kurhaus unter drei Regierungen etwa 18 Jahre lang eine Reihe der wichtigsten Geschäfte, welche seiner besonderen Obsorge und Verwaltung anvertraut waren und trat periodisch als Appellationsgerichtsrath in Function. Nebenbei ertheilte er fremden Fürsten wie Privaten bereitwillig in juristischen Angelegenheiten Rath. Da er wegen seiner Kenntnisse und strengen Rechtlichkeit großen Ruf genoß, fanden sich sehr häufig Rechtsuchende auf seinem Gute ein; sei es, daß sie Hartmann um seine Meinung baten, sei es, daß sie von seinen Observationes juris Einsicht nahmen (einer von Hartmann bearbeiteten Sammlung interessanter Rechtsfälle und Streitfragen), welche der Verfasser damals handschriftlich in Seußlitz verwahrte, die aber wegen ihrer ausgedehnten Benutzung in weiteren Kreisen bekannt war. Das Hauptwerk unseres Gelehrten sind die „Quaestiones juris tam Romani quam Saxonici“, welche bei den Gerichten in hohem Ansehen standen, vielfach gebraucht, daher auch wiederholt aufgelegt wurden und dem Verfasser den Ehrennamen eines „sächsischen Papinian“ erwarben. Das erste Buch dieses geschätzten Werkes (50 Quaestiones) veröffentlichte er selbst zu Leipzig 1579, und widmete es seinem erlauchten Herrn, dem Kurfürsten August. In der epistola dedicatoria (Dresdae Idib. Octob. 1578) (einem umfassenden Schriftstücke von mehreren Folioseiten) hebt er hervor, daß die Rechtsprechung hoch über dem Lehren stehe, weshalb er auch jene als Lebensberuf gewählt habe, und führt zur Unterstützung seiner Ansicht die Worte des italienischen Juristen Baldus an: „ea, quae theoretice dicuntur, quasi sub nubi dici“ und „in scholis leges deglutinantur, in palatiis vero — digeruntur! (Im Hörsaale werden die Gesetze aufgeweicht, im Gerichtshofe aber aufgelöst.) Das in zwei Theile (partes) zerfallende zweite Buch (liber secundus Quaestionum) erschien allmählich von 1582 bis 1593, und zwar der zweite Theil (L. II. P. II.) mit einer undatirten Vorrede des Wittenberger Professors Matthäus Wesenbeck. Diese beiden libri wurden 1596, 1597, 1598 neu aufgelegt. Auch Hartmann's Sohn, Simon Ulrich (siehe diesen), besorgte nach des Vaters Tod neue Ausgaben und Auflagen (Lips. 1609 4°). Endlich sind beide Hauptwerke Hartmann's, die Quaestiones und Observationes, zusammen unter dem Titel: „Dr. Hartmanni Pistoris In Seuselitz et Hirstein Icti Opera omnia (Simonis Ulrici f. studio et additionibus editioni praeparata) bei Henning Gros in Leipzig 1629 fol. erschienen (2. Aufl. Francof. et Lips. 1679). — Aus Haubold's Programma: Legis judiciariae utriusque etc. origin. (Lps. 1809 4°) und Schletter's „Beiträgen zur sächsischen Justizpflege“ ꝛc. (S. 13—16) erfahren wir, daß Hartmann P., um 1586 (vielleicht etwas später) als Privatarbeit, oder — was bei seiner Vertrauensstellung zum sächsischen Kurhause wahrscheinlicher, im besonderen Auftrage der Regierung unter Benutzung der braunschweigischen Gerichtsordnung des Kammergerichtsassessors Mynsinger v. Frundeck in 72 Titeln den Entwurf einer vollständigen Proceßordnung mit Anmerkungen abfaßte, deren erste 26 Titel

den Inhalt der Appellationsordnung des Herrn Hertzogen Christiani des Anderen vom 10. Aprilis anno 1605“ (gedruckt: Dresden 1607, 1625, 1638 und 1649) ausmachen, während die übrigen 46 Titel des Entwurfes mit den Titeln 5 bis 52 der (aus 52 Titeln bestehenden) „Proceß- und Gerichtsordnung“ des Herzogs Johann Georg vom 28. Juli 1622 (Dresden 1622, 1623, 1624 u. s. f.) fast vollständig übereinstimmen. P. starb nach langwieriger Krankheit, — jedoch nicht wie in der Regel — (auch von Stintzing) angegeben wird, zu Dresden 1601. Nach der auf dem Leichensteine in der Familiengruft angebrachten Inschrift ist „der Gestrenge etc. H. Hartmann P. auf Seußelitz und Hirschstein, Churf. Säx. Vornehmer Rath zu Seußelitz den 1. Martii 1603 seines Alters 60 Jahre und 5 Wochen selig verschieden.“ Er war verheirathet mit Barbara, einer Tochter Ulrich Mordeisens (Ordinarius der Leipziger Juristenfacultät und seit 1554 kurf. Kammerrathes). Von den vier überlebenden Kindern verdient Simon Ulrich nähere Besprechung (siehe diesen). Der Verstorbene, ein Jurist ersten Ranges, war nicht bloß der bedeutendste und einflußreichste seines ganzen Geschlechts, sondern übertraf wohl die meisten Praktiker seiner Zeit an Kritik, Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Seine lehenrechtlichen Arbeiten (Quaestiones l. II. Qu. 1 u. ff.) sind das Gediegenste, was wir über diese Materie aus jener Zeit besitzen, und hat kein anderer damaliger Schriftsteller eine so vollständige und kritische Uebersicht der älteren und neueren Lehenslitteratur geliefert als er.

Simon Ulrich P. auf Seuselitz und Hirschstein, brandenburgischer Geheimrath, geb. zu Leipzig am 3. December 1570, † in Berlin am 24. Juni 1615, ein Sohn des vorgenannten Hartmann P., machte seine humanistischen und akademischen Studien in seiner Vaterstadt, wo er auf dortiger Hochschule philosophische, juristische und theologische Vorlesungen besuchte und dann als Doctor beider Rechte promovirte. Er betrat die juristische Laufbahn und wurde bereits 1600 unter Kurfürst Joachim Friedrich zum kurbrandenburgischen Hofrath in Berlin ernannt, welcher Ernennung die Beförderung zum Geheimrath rasch folgte. In dieser Eigenschaft wurde er öfters zu politischen Sendungen, namentlich ins Clevische verwendet, das zu jener Zeit unter brandenburgischer Landeshoheit stand. Ulrich Simon erfreute sich gründlicher und vielseitiger Bildung; er galt nicht bloß als tüchtiger Jurist, sondern auch als gewiegter Kenner der Patristik und der theologischen Tageslitteratur, welche wegen der Streitigkeiten zwischen Protestanten und Reformirten damals einen vorwiegend polemischen Charakter an sich trug. P. hatte das reformirte Bekenntniß angenommen und zählte zu den angesehensten und eifrigsten Mitgliedern der jungen Berliner Gemeinde. Diese gewann durch den am 25. December 1613 in dortiger Domkirche erfolgten Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund (welchem Akte P. als Urkundsperson anwohnte), erhöhtes Ansehen und großen Aufschwung; P. aber wurde infolge seiner lebhaften Antheilnahme an allen kirchlichen Vorgängen in die erwähnten Streitigkeiten persönlich verwickelt. Während der Michaelismesse 1613 wurde ein zu Düsseldorf gedrucktes Buch (in 4°) feil geboten, welches sehr viel Aufsehens machte und den Titel trug: „Zwölf vornehme, wohlbegründete Hauptursachen, warum die reformirte evangelische Kirche mit Dr. Luthers und seiner Nachfolger Auslegung der Worte Christi im heiligen Abendmahl — nichts eins sein könne — von einer vornehmen Standesperson zusammengetragen. Nun aber der Wahrheit zur Steuer — durch etliche Diener Göttliches Worts zum Druck befördert.“ — Die „vornehme Standesperson“, welche der Titel als Verfasser bezeichnet, war S. Ulr. P. Entbehrte auch die damals viel verbreitete Ansicht, diese Abhandlung habe den Kurfürstrn zum Religionswechsel bestimmt, der Richtigkeit, so wurde doch das Buch von Letzterem sehr geschätzt und gewürdigt; zugleich war es der Anstoß zu einer

langwierigen, erbitterten Fehde, an der sich P. kurz vor seinem Tode wiederholt durch „Rettung und gründlicher Salvation der XII Hauptursachen wider die Schriften Balduini und eines ungenannten Studiosi theologiae“ (Frankfurt a/O. 1615. 4⁰) betheiligte. Aber erst nach Pistoris' Tod 1620 endigte der unerquickſame Streit durch eine in dessen Sinne verfaßte dissertatio des Theophilus Mosanus „de visibilitate corporis Christi“ (Frankfurt a/O. 1620. 4⁰). Zu den theologischen Schriften unseres Gelehrten zählt noch eine deutsche Erläuterung der Psalmen David's, deren Drucklegung auf besonderen kurfürstlichen Befehl durch Hofprediger Füssel 1608 zu Frankfurt a/O. in Fol. erfolgte. Der Vater, Hartmann, hatte über diesen Gegenstand einen lateinischen Commentar geschrieben, der dem Sohne bei seiner Arbeit trefflich zu statten kam. Die observationes miscellaneae liefern in Tom. III, S. 85—91 einen größeren Auszug aus diesem nicht im Drucke erschienenen Commentar. Auch als juristischer Schriftsteller entfaltete P. eine höchst anerkennenswerthe Thätigkeit. Er gab aus seines Vaters Papieren noch zwei libri Quaestionum heraus und versah diese nebst den zwei früher veröffentlichten mit Zusätzen (additiones) (Lips. 1609. 4⁰). Außerdem unternahm er, die „Observationes“ seines verstorbenen Vaters zu ordnen, mit Zusätzen zu versehen und sie dann sammt den Quästionen in Druck zu geben. Ein vorzeitiger Tod (er starb schon im 45. Jahre) hinderte ihn jedoch an Vollendung der Vorarbeiten, worauf Dr. Jakob Schultes, Advokat in Leipzig, die Herausgabe übernahm. Er widmete die Observationes dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Die epistola dedicatoria (Lipsiae Kalend. Septembr. 1620), welche Hartmann P. als „nobilium juris consultissimum et juris consultorum nobilissimum“ feiert, erzählt, daß nach Ulrich's Tod dessen einziger überlebender Bruder (Hartmann) Dr. Schultes die Herausgabe der väterlichen Observationes übertragen und Letzterer im Interesse der Rechtswissenschaft diese Aufgabe übernommen und gelöst habe. Unser vielseitiger Gelehrte ist auch als lateinischer Dichter bekannt und geschätzt; dessen Freund Janus Gruterus hat in den 5. Band der „Delitiae Poetarum Germanorum“ etc. (S. 94—104) einige seiner Gelegenheitsgedichte aufgenommen. Simon Ulrich blieb unverehelicht; er erlag nach fünfzehnjährigen Collegialdiensten am 24. Juni 1615 einer hartnäckigen Krankheit und ruht gleich seinen Ahnen in der Familiengruft zu Seußlitz; das wortreiche Epitaphium schildert sehr ausführlich die Verdienste und Leistungen des Dahingeschiedenen. Ein kleines Aquatintablatt von L. Wolf gezeichnet und von Fügel gestochen, zeigt das Brustbild unseres Gelehrten.

Ein Neffe desselben, Hans Ernst v. P. auf Seußlitz, war kursächsischer Geheim- und Appellationsrath und zugleich Gesandter bei den westfälischen Friedensverhandlungen. Als solcher wurde er 1648 von A. v. Hulle gemalt und von Petrus de Jode, auch von Brusekom im nämlichen Jahre gestochen. In der Umrahmung erblicken wir das sächsische und das Familienwappen. Nach einem Gemälde von Terbourg hat P. Holsteyn einen Stich in Folio hergestellt. Einen solchen enthält auch das theatr. Europ. (T. 6 pag. 564).

Ueber sämmtliche P.'s einschließlich Nikolaus und Simon Dr. med.: Jöcher-Rotermund, bez. der Porträte Drugulin's Porträtkatalog. — Ueber Simon P., Dr. jur.: Horn, nützl. Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen 612 u. ff. — v. Langenn, Moritz, Herzog u. Kurfürst v. Sachsen (1841) B. I, S. 103, 148, 278. — Stintzing, Gesch. d. dtschn. Rechtswissensch. I 256. — Gerber, die Ordinarien der Leipz. Juristenfacultät, S. 24, N. XII. — Ueber Modestinus P.: Stintzing a. a. O. 258 u. Joach. v. Beust, Vita Modest. Pist. Witeb. 1558. — Gerber a. a. O. 29. N. XV. — Ueber Hartmann P.: Stintzing a. a. O. 258 u. 289. — Fortges. Samml. v.

alten u. neuen theol. Sachen. Jahrg. 1725. S. 357—59. — Schletter, Beitr., Heft I, S. 13. — Ueber Simon Ulrich P.: D. H. Hering, histor. Nachr. von der evang. reform. Kirche in Brandenburg, S. 52 u. f., 87 u. f., 174 u. f. — Fortges. Samml. v. alten u. neuen theolog. Sachen. Jahrg. 1725. S. 355—57. — Witte, Diar. biogr.

Eisenhart.

Pistoris: Simon P. (Becker), Arzt, ist in der Mitte des 15. Jahrhunderts (1453 oder 1454) in Leipzig geboren. Er stammte aus einer angesehenen ärztlichen Familie, hatte in seiner Vaterstadt Medicin studirt, wurde daselbst 1473 zum Magister philosophiae, 1487 zum Doctor der Medicin promovirt, trat 1488 in die medicinische Facultät ein und wurde bald nachher zum Rathsherrn und Syndicus ernannt. Infolge einer (unten erwähnten) lebhaften, mit Ingrimm und Leidenschaftlichkeit geführten wissenschaftlichen Polemik mit seinem Collegen Martin Pollich sah er sich veranlaßt, Leipzig zu verlassen; er trat 1501 als Leibarzt in die Dienste des Kurfürsten Johann von Brandenburg und soll durch seine Bemühungen bei dem Fürsten an der (1506 erfolgten) Begründung der Universität zu Frankfurt a. d. O. wesentlichen Antheil gehabt haben. Als er hörte, daß Pollich Leipzig verlassen hatte und nach Wittenberg übergesiedelt war, kehrte er 1508 nach Leipzig zurück, wurde wieder zum Professor der Pathologie, später zum Professor der Therapie und zum Decan ernannt und ist hier im J. 1523 gestorben. — P. war ein enragirter Anhänger der arabischen Heilkunde und, wie die meisten Aerzte seiner Zeit, der Mystik, besonders der Astrologie zugethan. — Seine historische Bedeutung ist in seinem mit Pollich über den Ursprung der Syphilis geführten Streit begründet; der Letztgenannte hatte die von Leoniceno vorgetragenen, sehr rationellen Ansichten über die Natur der Seuche vertheidigt und dabei, in Uebereinstimmung mit diesem hervorragenden Gelehrten, die Satzungen der griechischen und römischen Aerzte über die der Araber gestellt. P. fühlte sich hierdurch in seiner tiefen Verehrung der arabischen Heilkunde schwer verletzt und veröffentlichte drei Streitschriften „Positio de morbo franco“ (1498) — „Declaratio defensiva cujusdam positionis de malo franco“ (1500) und „Confutatio conflatorum circa positionem quandam extraneam et puerilem a malefranco“ (1501), in welchen er den astralischen Ursprung der Syphilis, jedoch mit so schwachen Waffen vertheidigt hat, daß er aus dem Kampfe als Besiegter hervorgegangen ist. Außer diesen drei Gelegenheitsschriften hat er „Ein Kurtz, schon unnd gar trostlich regiment wider die sweren unnd erschrecklichen Krankheit der Pestilentz“ (1506) verfaßt. Uebrigens war P. von seinen Mitbürgern als geschickter Arzt und von seinen Schülern als Lehrer hoch geschätzt.

Vergl. hierzu Fuchs, Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland ꝛc. Gött. 1843, S. 398. — In eben diesem Werke finden sich die drei oben genannten Streitschriften (S. 127, 155 u. 219) abgedruckt.

A. Hirsch.

Pistorius: Hermann Andreas P., als treuer Seelsorger seiner Gemeinde, sowie als gelehrter und helldenkender Theolog eine Zierde des geistlichen Amtes in seiner Heimath, ward im April 1730 zu Bergen a R. geboren, woselbst sein Vater das Diakonat bekleidete, und starb am 10. November 1795 zu Poseritz. Den ersten Unterricht empfing er in seiner Vaterstadt, bezog sodann das Gymnasium zu Stralsund, später das Collegium Carolinum zu Braunschweig und studirte auf den Universitäten Göttingen und Greifswald Theologie. Nachdem er einige Jahre zu Stralsund, Hamburg und Bergen als Hauslehrer gewirkt hatte, wurde er 1751 Pastor substitutus zu Schaprode auf der heimathlichen Insel, sodann aber am 27. April 1759 zum Pastor und Präpositus der

Synode nach Poseritz berufen. Neben treuer Amtsführung that er sich hier durch wissenschaftliche Strebsamkeit rühmlichst hervor. Wie sein Schwager Spalding besaß er eine gründliche und umfassende Kenntniß der englischen Philosophie, schrieb Beiträge zur „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ und besorgte auch einen neuen Anhang zu dem schwedisch-pommerischen Gesangbuch, der theils eine Anzahl Lieder jüngerer Dichter, theils Verbesserungen alter enthielt, indessen gestatteten die Landstände die Einführung desselben nicht. Seine geistige Bedeutung und vielseitige Thätigkeit empfing jedoch dadurch ihre öffentliche Anerkennung, daß ihm nicht nur die philosophische, sondern 1720 sogar die theologische Doctorwürde von der Greifswalder Facultät ertheilt wurde. Auch erwähnt ihn E. M. Arndt in den „Briefen an eine Freundin“ und rechnet ihn zu den durch Kenntnisse, Sitten und Charakter ausgezeichneten Männern. Eine „Cypresse“ hat auf sein, sowie seines Schwagers Spalding Grab Karl Lappe in den „Blüthen des Alters“, Stralsund 1841, S. 160, niedergelegt.

Sein ältester Sohn, Christian Brandanus Hermann P., durch gelehrte Bildung und wissenschaftlichen Eifer namhaft, ward geboren am 12. Mai 1763 zu Poseritz und starb am 9. November 1823 zu Garz. Von seinem Vater und Privatlehrern unterrichtet erwarb er sich, ohne eine öffentliche Unterrichtsanstalt besucht zu haben, gründliche, sowie umfassende Kenntnisse und bethätigte dieselben durch eine Reihe werthvoller wissenschaftlicher Arbeiten, welche Biederstedt aufzählt. Unter denselben heben wir hervor: „Ueber den Dienst der Fetisch-Götter“, 1785. „Priestley's Liturgie“, 1787, welche beide sein Vater mit einer Vorrede einleitete. Außerdem schrieb er Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften und übersetzte aus dem Englischen: Middleton's theologische Abhandlungen, 1793; Belsham's Versuche über Gegenstände der Philosophie, Theologie und Litteratur, 1798; Abendzeitvertreib oder Schilderungen aus dem wirklichen Leben, 1807; Riley's Gefangenschaft und Reise in Afrika, 1817; aus dem Lateinischen: Lucan's siebentes Buch (die Schlacht bei Pharsalus) metrisch übersetzt, mit Vorrede, Anmerkungen und beigefügtem Text, 1802; Dion. Catos moralische Distichen metrisch übersetzt und mit einem Anhange vermehrt, 1815; Persius Sat. 3. in Gurlitt's Programm, 1812. Nach dem Tode des Vaters begab er sich in das Haus seines Bruders, des Magisters und Doctors Philipp P., Pastors zu Garz und genoß der treuen Pflege seiner Schwägerin.

Seine Schwiegertochter Henriette Charlotte Helene P., dem zweiten Sohne Johann Philipp seit dem 3. September 1797 vermählt, gehört als hochgebildete Frau und geistvolle Dichterin dem Kreise an, welcher seinen allbelebenden Mittelpunkt in E. M. Arndt hatte. Sie ward als Tochter des Pastors Pritzbuer am 5. November 1777 zu Reinkenhagen bei Stralsund geboren und starb am 14. September 1850 zu Garz auf Rügen. In ihrem 8. Lebensjahre siedelte sie mit dem Vater in dessen neuen Wirkungskreis nach Garz über und dies blieb fortan mit geringer Unterbrechung ihr Heimathsort. Trotz dürftigen und mehrfach gestörten Unterrichts entfaltete sich bei ihr auf Grund natürlicher Anlage Geist und Charakter zu immer reicherer Blüthe, und verfuhr sie zumeist autodidaktisch, so war doch das Leben im elterlichen Hause mit seiner religiösen, sowie wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Anregung von weitgreifendem und nachhaltigem Einfluß auf ihre Entwickelung. Später trat sie in enge Beziehung zu hochgebildeten Persönlichkeiten und schöpfte daraus für ihre Weiterbildung. Mit aufopfernder Treue widmete sie sich der Pflege ihrer langerkrankten Mutter und führte den Haushalt, so daß sich dadurch bei ihr ein reger Sinn, sowie Umsicht und Gewandtheit für die Praxis des häuslichen Lebens bildete. Ihre geistig-sittliche Bedeutung fand mehr und mehr die allgemeinste Anerkennung. Schon in jüngeren Jahren hatte sie Ernst Moritz Arndt kennen gelernt und die

gegenseitige Werthschätzung der beiden an Geist und Charakter hervorragenden Persönlichkeiten schuf ein unauflösliches Band der Freundschaft. Dem ehrwürdigen Vater Propst Pritzbuer in Garz ward zu seinem Jubeltage das schöne Gedicht „Gruß der Heimath" gewidmet. Mit Schleiermacher und Gotthilf Schubert stand sie in regem Geistesverkehr. Das Bildniß des ersteren nahm in ihrem Zimmer die erste Stelle ein; des letzteren Reise durchs Morgenland bildete einen Theil ihrer Lieblingslectüre, der sie alle Dienstage obzuliegen pflegte. Auf den Wunsch des Vaters hatte sie sich mit dem Substituten desselben, Philipp P. vermählt. Nach 16jährigem Zusammenleben löste der Tod des an einem schweren Brustübel leidenden Gemahls die kinderlose Ehe. Im J. 1819 rief der Tod auch ihren theuern Vater ab. Sie zog nun in das stille Wittwenhaus; doch in ihrem reichbegabten Gemüth und weitstrebenden Geist fühlte sie eine Leere, welche ausgefüllt sein wollte. So kam ihr der Entschluß, auf unbestimmte Zeit in das Haus des verwittweten Professors Schildener nach Greifswald zu ziehen, demselben den Haushalt zu führen und seinen heranwachsenden Kindern die Mutter nach Möglichkeit zu ersetzen. Besondere Anziehung hatte auf sie der gebildete und geistvolle Ton geübt, der in diesem Hause herrschte und sie sah sich in ihren darauf bezüglichen Hoffnungen nicht getäuscht. Aber ihr Seelenleben vermochte die liebgewordene Heimath und die treuen Freunde daselbst nicht auf die Dauer zu entbehren, und sie kehrte nach einem fast zweijährigen Aufenthalte in Greifswald nach Garz zurück. Mit entfernteren Freunden und Bekannten unterhielt sie von hier aus unausgesetzt brieflichen Verkehr. Auch ward ihr einsames Wittwenhaus aus Nah und Fern vielfach aufgesucht. Gern sah sie heranwachsende Mädchen um sich und ließ sich deren geistige Entwickelung mit mütterlicher Sorgfalt angelegen sein. Auch der religiösen Erziehung und Weiterbildung der niederen Volksklassen widmete sie sich mit selbstverleugnendem Eifer und war den Armen mit Rath und That hilfreich. Den vorerwähnten Bruder ihres verstorbenen Mannes nahm sie in ihr Haus auf und pflegte ihn bis zu seinem Tode. Ihre äußere Erscheinung trug bei vorgerücktem Alter das Gepräge einer edlen Matrone, und sie übte auf alle, die mit ihr in Berührung kamen, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Stets bedacht, ihren reichen Geistes- und Herzensschatz mit Freundinnen wie Freunden auszutauschen, ließ sie in zerstreuten Manuscripten eine Reihe von Briefschaften, Tagebüchern und lyrischen Dichtungen zurück, welche noch des Herausgebers harren. Sie verschied als die letzte ihres Geschlechts und ward von treuer Freundschaft zu Grabe geleitet.

Kirchenbücher von Poseritz und Garz. — Biederstedt's Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen, Stralsund, 1822. — E. M. Arndt's Briefe an eine Freundin, herausgegeben von Eduard Langenberg, Berlin 1878. — Petrich, pommersche Lebens- und Landesbilder, Hamburg 1880 (S. 412). — Selbstgeschriebene Tagebücher, durch Privatmittheilungen ergänzt und vervollständigt.

Häckermann.

Pistorius: Eduard Karl Gustav Lebrecht P., Genremaler, wurde geboren zu Berlin am 28. Februar 1796. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von dem Bildnißmaler Wittich, darnach besuchte er die Akademie seiner Vaterstadt und copirte nach Gemälden in der königlichen Gemäldegalerie zu Sanssouci bei Potsdam. In den Jahren 1818 und 1819 verweilte P. zum Zweck des Studiums alter Meisterwerke in Dresden. Ein Mißerfolg auf dem Gebiete der Geschichtsmalerei bestimmte ihn, sich ganz der Genremalerei zuzuwenden. Im J. 1827 machte er eine Studienreise nach den Niederlanden und ließ sich darauf in Düsseldorf nieder. Hier entstand unter anderen das viel ge-

rühmte Bild „die Kegelbahn". Nach Berlin zurückgekehrt (1830) nahm er hier seinen ständigen Aufenthalt, welcher nur in seinen letzten Lebensjahren durch Reisen in Deutschland und Italien unterbrochen wurde. — In der Behandlung seiner Bilder, oft auch in der Wahl des Gegenstandes hat P. die holländischen Meister des 17. Jahrhunderts zum Vorbild genommen. Im Gegensatz zu der in den 30er Jahren herrschenden romantischen Richtung, erregte P. mit seinen Gemälden, welche das Alltagsleben auch von der humoristischen Seite schildern, die Aufmerksamkeit der damaligen Kunstfreunde. Der heutige Kunstgeschmack vermag der peinlichen Ausführung der Einzelheiten, der glatten Behandlung und trockenen Farbengebung seiner Bilder nicht das gleiche Interesse entgegenzubringen. Die besten Leistungen Pistorius' fallen in die Zeit von 1825—1840. Im J. 1833 wurde er Mitglied der königlichen Akademie zu Berlin. In den letzten Lebensjahren erlitt seine Kunstthätigkeit infolge wiederholter Krankheit wesentliche Einbuße. Die königliche Nationalgalerie besitzt aus der ehemaligen Wagener'schen Sammlung sieben Gemälde des Künstlers. Er starb am 20. August 1862 in Karlsbad.

Vergl. Nagler, Neues Allg. Künstlerlexikon. — Seubert, Allg. Künstlerlexikon. — A. Graf Raczynski, Geschichte der Neueren Deutschen Kunst, übersetzt von F. H. v. d. Hagen, Berlin 1836, I. S. 125, 134, 135, 389, III. S. 121—122. — Kunstblatt (Cotta'scher Verlag), siehe die Jahrg. 1828 bis 1843. — W. Müller v. Königswinter, Düsseldorfer Künstler, Leipzig 1854, S. 287. — A. Rosenberg, Die Berliner Malerschule, Berlin 1879, S. 119 bis 171. — F. v Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst, 2. Aufl., Leipzig 1884, II. S. 246. — M. Jordan, Katalog der königlichen Nationalgalerie zu Berlin, 7. Aufl., 1885, I. S. 92—93, II. S. 168.

Weinitz.

Pistorius: Johann P., der Aeltere. Der Name Pistorius (eigentlich Bäcker) ist ein theologischer und begegnet uns im Laufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts an mehreren Stellen. Wir lesen von einem Theophilus, Theodorich, Konrad P.; sie wirkten als Prediger oder Superintendenten in verschiedenen Gegenden von Norddeutschland, der Letztgenannte in Mecklenburg, dann nach mancherlei Schicksalen in Braunschweig, wo er gestorben ist (abgesehen von zwei anderen etwas jüngeren Männern dieses Namens, welche der politischen Geschichte angehören). Bekannter als sie sind Vater und Sohn Johann P.; Beide waren begabte Männer und eifrige Theilnehmer an dem Kirchenstreit ihrer Zeit, beide viel gerühmt von ihrer Umgebung und Partei, aber von ungleicher Denkart; der Aeltere gemäßigt, friedliebend und darauf bedacht, selbst in verschiedenen Stellungen sich selber treu zu bleiben, der Andere unruhig, vielseitig, streitsüchtig und ehrgeizig; er verließ seine Heimath und bald auch seine Confession, das Andenken seines Vaters kann er nicht gesegnet haben.

Der ältere Johann, ein Hesse, dessen Geburtsort und Jugend wir nicht kennen, hat sich frühzeitig der protestantischen Richtung angeschlossen; er wurde Altarist zu Nidda im Hessischen, dann Prediger daselbst und Superintendent zu Alsfeld; daß er Maltheserritter gewesen, wird gesagt, aber auch bestritten. Als Theologe konnte er sich den durch Philipp den Großmüthigen vertretenen weitherzigen Gesinnungen vollständig anschließen. Der Landgraf schätzte ihn, er befreundete sich mit Melanchthon, der ihn mehrfach in seinen Briefen rühmend erwähnt, und mit Butzer, er verdient also den Namen eines Lutheraners im älteren Sinne und eines aufrichtigen Philippisten. Als solcher hat er sich an einer ganzen Reihe kirchlicher Convente thätig betheiligt; er war zugegen in Hagenau und Worms (1540—1541), wirkte neben Melanchthon und Butzer

und in Begleitung des Landgrafen auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) und begab sich als Abgeordneter 1543 nach Köln, um das Unternehmen des dortigen Kurfürsten, das bekanntlich fehlschlug, zu unterstützen. Seine Bestrebungen blieben dieselben, als er 1557 dem Fürstentag zu Frankfurt und dem Religionsgespräch zu Worms beiwohnte. Der Einführung des Interims hatte er inzwischen einen, obwohl sehr maßvollen Widerstand entgegengesetzt. Da er außerdem mit Glück predigte und in Sachen der Verfassung, der Disciplin und des Cultus eifrig und geschickt mitarbeitete, so darf er für diese erste Epoche der hessischen Kirche als der bedeutendste Theologe gelten. Die älteren Bekenntnisse, verbunden mit der Wittenberger Concordie, genügten ihm, und in der Ueberarbeitung der Augsburgischen Confession von 1540 wollte er eine sachliche Abweichung von der ursprünglichen nicht anerkennen; damit stimmen die von ihm 1558 zu Ziegenhein und auf dem Naumburger Fürstentage von 1561 abgegebenen Erklärungen, welche sogar ein rühmendes Zeugniß für die reformirte Tetrapolitana enthalten, überein. In Straßburg war inzwischen die lutherische Lehre eingedrungen; Marbach und Pappus eiferten für sie, der Angefochtene war der gelehrte Zanchius. Ueber ihn und seine Prädestinationslehre lieferten die Marburger im August 1561 ein günstiges Votum; auch P. befand sich unter ihnen, obgleich er in einem folgenden Schreiben sich nur dahin ausdrückte, daß die Ansicht des Genannten „der heiligen Schrift nicht allerdings ungemäß sei". Wenn ferner P. behauptete, daß im Abendmahl nicht bloße Zeichen, sondern Leib und Blut des Herrn dargeboten werden, so war das noch kein Abfall von Melanchthon, der ja ebenfalls die nur symbolische Deutung sich nicht angeeignet hatte. Dagegen verletzte ihn die entschiedene Sprache des Heidelberger Katechismus, er verwarf ihn, stellte sich also nach dieser Seite eine Grenze, welche auch in der vielleicht von ihm abgefaßten „letzten Antwort" der Württemberger Theologen von 1566 aufgerichtet wird. Im folgenden Jahre starb Philipp der Großmüthige, die beiden ältesten Söhne theilten sich in die kirchliche Verwaltung und gelobten gegenseitige Duldung; dennoch erstarkten in Oberhessen und unter Landgraf Ludwig die streng lutherischen Begriffe immer mehr, bis dann durch Aegidius Hunnius eine Reaction herbeigeführt wurde, welche jedes friedliche Zusammenbestehen zweier ungleicher Meinungen ausschloß. Auch P. mußte von dieser Veränderung betroffen werden; er war und blieb ein Hasser der dogmatischen Subtilität und Disputation und der exclusiven Satzung, aber der Sache, sagte er, dürfe nichts vergeben werden. Und so entschloß er sich denn, 1576 die Lehrsätze des Torgischen Buchs, die Ubiquität mit einbegriffen, gut zu heißen, obgleich er die Gefahren einer solchen Normirung selbst anerkannte; erst das Bergische Buch hat er wieder abgelehnt. Was in ihm, dem redlichen Manne, vereinbar sein mochte, ließ sich darum nicht auf die Lage der Dinge übertragen; der Vorwurf der Inconsequenz konnte nicht ausbleiben. Auch das historische Urtheil über ihn ist dadurch unsicher geworden. Neuere Lutheraner wollen ihn natürlich nicht fallen lassen, von Vilmar ist er sogar zu den treusten und „festesten" (?) Bekennern der evangelischen d. h. der lutherischen Lehre in Hessen gezählt worden. — Er starb erst 1583, nachdem er schon drei Jahre früher von seinem Amte geschieden war. Freunde sagten von ihm, daß er mit hohen Geistesgaben seine kleine Leibesstatur überragt habe.

Melanchthons Aeußerungen über P. finden sich Corp. Ref. IV, pag. 289. V pag. 106. 112. IX, pag. 375. Uebrigens vergl. den Artikel von Tzschirner in der theol. Encyklopädie, 2. Aufl., woselbst auf Hassencamp, hessische Geschichte und Heppe, Geschichte der hessischen Generalsynoden verwiesen wird.

Gaß.

Pistorius: Johann P. der Jüngere, geb. am 4. Februar 1546 zu Nidda, daher Niddanus, wie er sich selbst unterschreibt, warf sich frühzeitig auf theologische Studien, aber schon mit 18 Jahren zugleich auf Medicin und Kabbala und Jurisprudenz, wurde Doctor der Medicin und praktischer Arzt, so daß er sich rühmen konnte „alle drei Studien durch göttliche Gnade mit einander für sich geübt zu haben“. Entscheidend für seine Zukunft war die Uebersiedelung nach Baden. Karl II., der Reformator dieses Landes, machte ihn zum Hofarzt, zog ihn aber auch in theologischen Verhandlungen zu Rathe; unter Karl's Söhnen wurde er seiner medicinischen Dienstleistung entbunden und zum mehrseitigen Consiliarius gemacht. Die gleichzeitigen dogmatischen Händel, zumal die ubiquetistischen, scheinen ihm anstößig geworden zu sein, obgleich er doch die Concordienformel unterschrieben hatte. Seit 1575 wandte er sich dem Calvinismus zu und wußte es durchzusetzen, daß für das unter seiner Mitwirkung gegründete Gymnasium zu Durlach 1586 reformirte Lehrer berufen wurden. Auf diesen ersten Glaubenswechsel folgte sofort ein zweiter; P. trat in demselben Jahre zur katholischen Kirche über und entwickelte von nun an alle Eigenschaften eines fanatischen Apostaten; seine Streitschriften gegen Grynäus, Heerbrand, L. Osiander beweisen es. Jetzt ist Luther für ihn der fleischliche Läster- und Frevelgeist, der „gotteslästerliche Mann, mit welchem er selber 14 Tage auf Erden gelebt habe“; und er verspottet die protestantischen Theologen, deren viele zuvor Handwerker oder Schulmeister gewesen seien. Dafür mußte er sich von jenen den „bösen Bäcker“ schelten lassen, welchen der Ehrgeiz, statt des Gewissens verführt, die evangelische Lehre muthwillig zu verlästern. P. in seiner „rechtmäßigen Retorsionsschrift“ von 1590 und Osiander in seiner „Antwort“ überbieten sich gegenseitig an Ausfälligkeiten. Was P. hauptsächlich zum Uebertritt verleitet hatte, war die Positivität des Kirchen- und Traditionsprincips; auf dieses Centrum des Gegensatzes, nicht auf specielle Lehrabweichungen, lenkt er daher auch bei späteren Gelegenheiten immer wieder zurück, wohl wissend, daß dieser Artikel den Protestanten die meiste Verlegenheit bereitete. Das war es auch, was er dem Grynäus vorhielt mit den Worten: er werde vergeblich wünschen, katholisch oder apostolisch zu heißen, wenn er sich nicht zu der katholischen Kirche als der alten und immer gewesenen bekennen wolle. Merkwürdig ist es, daß ein so vollständig von kirchlichen Tendenzen beherrschter Mann während dieser Streitigkeiten noch zu gelehrten historischen Arbeiten Zeit und Neigung finden konnte, er beweist damit sein Talent und seine Willenskraft. Sehr verdienstlich war die von ihm veranstaltete Herausgabe der Rerum germanicarum veteres jam primum publicati scriptores, zuerst zu Frankfurt 1583 in drei Folianten, dann durch Struvius zu Regensburg 1726 erneuert; ebenso das Polonicae historiae corpus, i. e. Polonicarum rerum latini veteres et recentiores scriptores quotquot extant, Basil. 1582, sowie er sich auch mit der badischen Geschichte und der Genealogie des Fürstenhauses gründlich beschäftigt hat. Doch sind diese letzteren Studien, von zwei genealogischen Tabellen abgesehen, nicht zum Abschluß gelangt. Auf diesem Wege ist P. ein historischer Name geworden, von römischer Seite bis in die neuesten Zeiten gerühmt und verherrlicht, von Lutheranern und Reformirten gebrandmarkt als infamis apostata, alastor, impudens scurra, welchen nur der Ehrgeiz und der Glanz der Welt bestochen habe. Aber er wollte auch Propaganda machen, und nachdem Markgraf Ernst Friedrich seine Anträge zurückgewiesen, wandte er sich mit besserem Erfolge an den Markgrafen Jakob III. von Baden und Hochberg, einen persönlich ausgezeichneten Fürsten, welcher jedoch schon durch den Umgang mit katholischen Höfen eine Zuneigung für die alte Kirche in sich aufgenommen hatte. Damals konnte ein solcher Schritt nicht ohne öffentliche Vorbereitung

von statten gehen. Daher wurde zuerst ein Religionsgespräch nach Baden berufen, woselbst der Markgraf selber mit seinem Rathe P. mit dem inzwischen katholisch gewordenen Hofprediger Zehender und dem Jesuiten Busäus erschien, Christoph von Württemberg aber sich durch die Theologen Heerbrand, Andreä und Gerlach vertreten ließ. Disputirt wurde am 18. und 19. November 1589, und zwar nicht, wie erwartet wurde, über die Ubiquität, sondern auf Anstiften des Pistorius über sichtbare und unsichtbare Kirche, was erklärlicher Weise keinen Erfolg hatte. Unzufrieden mit diesem Ausgang bestellte der Markgraf ein neues Colloquium nach Emmendingen, welches vier Tage, vom 3. bis 7. Juni 1590 dauerte, aber gleichfalls durch seinen Hergang beinahe vereitelt worden ist. P. hatte über die Rechtfertigungslehre Thesen gestellt, aber sie blieben liegen, die Discussion wandte sich nochmals der Kirchenfrage zu. Ein Lutheraner Pappus aus Straßburg machte schlechte Geschäfte, Hunnius konnte nicht mehr herbeigerufen werden. Der Markgraf, nachdem er sich persönlich in die Disputation eingemischt, überwand jetzt sein bisheriges Zagen; er wurde am 15. Juli im Kloster Thennenbach förmlich der römischen Kirche einverleibt und von dem Jesuiten Busäus absolvirt; der Papst Sixtus V. begrüßte das Ereigniß als erste Rückkehr eines protestantischen Fürsten mit einem Freudenfest, allein er hatte zu früh triumphirt. Sixtus selbst starb kurz darauf, noch vor ihm am 7. August wurde auch Markgraf Jakob, nachdem er die Wiedereinführung der alten Kirche in seinem Lande angeordnet, vom Tode abgerufen. Der calvinisch gesinnte Ernst Friedrich verhinderte jede Neuerung und durch Georg Friedrich wurde die ganze Markgrafschaft 1604 dem lutherischen Bekenntniß wieder zugeführt; für die Zukunft war also nichts erreicht. In den inneren Hergang dieser immerhin denkwürdigen Angelegenheit werden wir durch die von P. veranstaltete Sammelschrift: „Jakob's Markrafen zu Baden erhebliche Motifen rc., Cöllen 1591," vollständig eingeführt. Zuerst berichtet hier der Markgraf selber mit schneidenden aber ernstgemeinten Worten von seiner „Bekehrung" und wie er genöthigt gewesen, die lutherische Kirche für eine neue und darum falsche zu erklären; hierauf folgen sechs „Motive" des Uebertritts nebst ausführlicher Begründung und Darlegung der lutherischen Fälschungen und Monstra; sodann die 300 Thesen des Pistorius über die Justification, dazu noch einige andere Actenstücke — alles sehr geeignet, um in das damalige polemische Getriebe und die katholische Behandlung der Controversen Einsicht zu verschaffen. Sogleich nach Jakob's Tode verließ P. Baden, empfing die Weihen und erntete den Lohn seiner Thaten. Wir finden ihn unter den kirchlichen Würdenträgern, er wurde Generalvicar des Bischofs von Constanz, dann kaiserlicher Rath, Protonotar, Dompropst zu Breslau, Hausprälat in Fulda und starb 1608. Als einer der ersten gelehrten Convertiten ist er für viele Nachfolger vorbildlich geworden. Als Schriftsteller blieb er unermüdlich. Aus seiner späteren Polemik sei noch erwähnt: „Tractatus de communione sub una", worauf Holder satirisch antwortete „Wilhelmus de Stuttgardia, mus exenteratus contra Pistorium", 1593; „Anatomia Lutheri", 1595, „Theorema de fidei christianae definita mensura contra Grynaeum", „Consilium antipodagricum", „Tractatus de vera curandae pestis ratione". Sehr bekannt geworden ist: „Wegweiser für alle verführten Christen, d. h. Bericht von 14 durch die Unrechtgläubigen in Streit gezogenen Artikel", 1599 und mehrfach aufgelegt, worauf B. Mentzer antwortete in dem Antipistorius sive disputationes de praecipuis quibusdam — capitibus, Marp. 1600. Andere Gegenschriften folgten von Konrad Horstius, Christoph Agricola, alle sind, wie schon aus den medicinischen Bezeichnungen hervorgeht, stark sarkastisch gefärbt.

Walch, Bibl. theol. sel. II., pag. 140. Vgl. die beiderseitige Geschichte der Conversionen und den oben erwähnten Artikel von Tzschirner in Herzogs

Encyklopädie; Einiges findet sich auch in Kleinschmidt, Jakob III., der erste regierende Convertit, Frankfurt a/M. 1875. Vgl. ferner Fel. Stieve, Briefe und Akten zur Gesch. des 30jähr. Krieges. Bd. IV, S. 10, Anm. 1.

Gaß.

Pistorius: Karl P., Professor der Landwirthschaft an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim, geb. am 14. März 1808 zu Langenau, † am 12. Mai 1859 zu Oberensingen. Er trat in seinem 14. Jahre in das evangelisch-theologische Seminar in Urach ein, um sich zum akademischen Studium vorzubereiten, entschied sich dann aber für die Forstwirthschaft; zu diesem Behuf machte er 1826 bei dem Forstassistenten v. Plieninger in Blaubeuren einen praktischen Vorbereitungscursus durch und bezog 1827 die Universität Gießen, 1828 die Forstlehranstalt Hohenheim, 1829 die Universität Tübingen. Nach vollendetem Studium trat er bei den Forstämtern Comburg und Leonberg als Praktikant ein; 1831 leistete er bei der Finanzkammer in Ulm als Forstreferendar Dienste. Da er im Staatsforstdienst keine Anstellung erhalten konnte, widmete er sich der Landwirthschaft; zum Zweck der praktischen Vorbereitung für das Studium der Landwirthschaft prakticirte er 1833 und 1834 in Stollhof und Schweizerhof und kehrte 1835 nach Hohenheim zurück, um daselbst seine Ausbildung als Landwirth zu vollenden. 1836 kaufte er den Aichholzerhof, welches Gut er 10 Jahre selbst bewirthschaftete; 1846 wurde er als Professor der Landwirthschaft nach Hohenheim berufen; wegen körperlicher Leiden sah er sich aber schon 1852 gezwungen, diese Stelle niederzulegen; er kaufte sich nun in Oberensingen an, wo er bis zu seinem Tode die Landwirthschaft praktisch betrieb. Er schrieb: „Erfahrungen über den Anbau von Winterkohlraps und Winterrübsen“, 1849; „Versuche mit Guanodüngung“, 1846; „Die Topinambur als Ersatz der Viehkartoffeln“, 1847; „Ueber die Kartoffelkrankheit“, 1847; „Neue Methode den Raps zu verpflanzen“, 1849; „Die Einführung einer neuen Schweinerasse“, 1850; „Erfahrungen über den Maisbau in Hohenheim“, 1850; „Ueber Hopfenbau“, 1851; „Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim“, 1852; „Erfahrungen über das Klären des trüben und zähen Weins durch Traubenkerne“, 1854; „Wirkung des Knochenmehls auf die Qualität und Reifezeit der Oelfrüchte“, 1854; „Ueber den Nutzen des Jätens der Getreidefelder“, 1856.

Löbe.

Pistorius: Maternus P., auch Pistoris oder Pistoriensis, Humanist. Er war zwischen 1465 und 1470 in Ingweiler im Unter-Elsaß (in der Nähe von Buchsweiler) geboren; im übrigen fehlen die Nachrichten über seine Herkunft und Jugendgeschichte. 1488 trat er in Erfurt in das „große Collegium“ ein und widmete sich hier, besonders unter Trutvetter's Leitung, eifrig wissenschaftlichen Studien. 1494 wurde er Magister und begann darauf Vorlesungen in der philosophischen Facultät zu halten. Schon früh durch einige seiner Lehrer auf die Schönheiten des classischen Alterthums hingewiesen, wendete er sich bald ausschließlich dem Studium desselben zu, erwarb eine ungewöhnlich große Bibliothek und eignete sich selbst im Gegensatze zur Sprache der Scholastiker die elegante Form des lateinischen Ausdrucks an, die er an den classischen Dichtern bewunderte. Bald machte er auch die Alten zum alleinigen Gegenstande seiner Vorlesungen; ein zahlreicher Kreis von Schülern sammelte sich um ihn, die er zur Nachbildung der classischen Vorbilder anleitete; er wurde der Führer der „Poeten“, wie man die jungen Nachahmer der Alten damals benannte. Die milde Bescheidenheit in Pistorius' Charakter, sein tadelloser Wandel, seine Mäßigung und Friedfertigkeit machten es ihm möglich, Jahre lang ein gutes Einverständniß zwischen seinem Kreise und seinen der Scholastik treu gebliebenen

Amtsgenossen zu erhalten. Die auf das gleiche Ziel gerichtete Thätigkeit seines Collegen Nicolaus Marschalk (s. A. D. B. XX, 431) war nur von kurzer Dauer; nach dessen Weggange übernahm P. wieder allein die Leitung der den neuen Ideen zugewendeten Jugend, die mit Begeisterung den verehrten Lehrer feierte (s. u. a. die „Laudes gymn. Erph." von Eoban Heß). An diesen Erfurter Kreis schlossen sich bald auch auswärtige Gelehrte an, namentlich der Canonicus Konrad Mutianus Rufus in Gotha (s. A. D. B. XXIII, 108), bei dem P. 1506 während einer in Erfurt aufgetretenen Pest Unterkunft fand. Allmählich vollzog sich aber unter den jungen Erfurter „Poeten" ein auffälliger Umschwung; an die Stelle der maßvollen Freude am Alterthume, welche nach außen u. a. sich in der Latinisirung und Gräcisirung der deutschen Namen bemerkbar machte, traten leidenschaftliche und den Frieden gefährdende Angriffe auf das alte System, besonders nachdem der unruhige Hermann von dem Busche und Ulrich von Hutten in Erfurt erschienen waren. P. wollte dieser neuen Bewegung nicht folgen, vermochte sie aber auch nicht zurückzudämmen; er trat daher von seiner führenden Stellung zurück und überlieferte dieselbe seinem Freunde Mutianus. Er beschränkte sich ganz auf seine Thätigkeit als Lehrer, fand auch in dieser nach wie vor die verdiente Anerkennung; zweimal war er Decan seiner Facultät (1511 und 1518), zweimal Rector (1516 und 1527); Einfluß scheint er aber später kaum noch besessen zu haben. Er starb 1534. Eigene Schriften von ihm sind nicht erhalten, nur eine mit einer Einleitung versehene Ausgabe der „Declamatio lepidissima Th. Beroaldi" . . . 1501.

Joach. Camerarius, Narratio de Hel. Eobano Hesso, comprehendens mentionem de compluribus illius aetatis doctis et eruditis viris c. 2 (1533). — Kampschulte, Die Universität Erfurt I, S. 49—74. — Bursian, Gesch. der Philologie, S. 97. R. Hoche.

Pitha: Franz Freiherr v. P., berühmter Chirurg, war am 8. Februar 1810 zu Rakom in Böhmen geboren, begann seine medicinischen Studien 1830 auf der Prager Universität und vollendete sie mit ausgezeichnetem Erfolge 1836, wo er zum Doctor der Medicin promovirt wurde; 1837 wurde er Dr. chir. und Magister der Geburtshilfe. In den Jahren 1836 und 1837 war er als Assistent der zweiten chirurgischen Klinik und als Secundar-Chirurg im Prager allgemeinen Krankenhause thätig, war von 1838—41 Assistent auf der chirurgischen Klinik des Professors J. Fritz, während welcher Zeit er sich auf das Eifrigste mit dem Studium der Litteratur seines Faches beschäftigte, auch während der Erkrankung des Vorstandes der Klinik denselben vertrat, bereits damals als ein ebenso gewandter und umsichtiger Arzt, wie energischer Operateur sich bewährte und bei Collegen und Schülern sich beliebt machte. 1839 zum supplir. Professor der chirurgischen Klinik und Docenten der Akologie ernannt, versah er bis 1843 die Stelle eines Primar-Chirurgen und Gerichts-Wundarztes im k. Prager Strafhause, machte, nachdem er seine Assistentenstelle niedergelegt, in Begleitung mehrerer Freunde und Collegen eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, England, Dänemark, und wurde, nachdem sein Lehrer Fritz 1841 gestorben war, zu dessen Nachfolger als Professor der theoretischen und praktischen Chirurgie, Operations- und Bandagenlehre zu Prag im J. 1843 ernannt, nachdem er sich bereits eine ausgedehnte chirurgische Praxis geschaffen hatte. Als Lehrer entfaltete P. nunmehr eine ungemein ersprießliche Thätigkeit; seine Klinik und Abtheilung wurde von Aerzten des In- und Auslandes eifrig besucht, da er sich fortwährend auf der Höhe der Wissenschaft zu halten bestrebt war, wie seine in jene Zeit fallenden litterarischen Arbeiten bezeugen. Er war an der 1844 begründeten Prager Vierteljahrschrift für praktische Heilkunde ein überaus fleißiger Mit-

arbeiter, indem er nicht nur ein Referat für die Analekten derselben übernommen hatte, sondern auch in derselben vom 8. bis 54. Bande mehr als 20 Originalaufsätze lieferte, darunter außer Berichten über seine Klinik, die von ihm selbst oder seinen Assistenten erstattet wurden, besonders hervorzuheben: „Ueber die Diagnose und Pathologie eingeklemmter Brüche" (Bd. 8, 9, 10); „Ueber subcutane Venenunterbindungen" (Bd. 12); „Ueber Telangiektasien" (Bd. 13); „Ueber Aether = Inhalationen bei chirurgischen Operationen" (Bd. 17); „Ueber Chloroform" (Bd. 19); „Ueber die Baumwolle in der Chirurgie" (Bd. 23); „Ein Fall von operirter Doppelbildung" (Bd. 26); „Ueber den Hospitalbrand" (Bd. 30); „Ueber Schultergelenksluxationen" (Bd. 36); „Ueber Bronchotomie und deren Indicationen" (Bd. 53); „Ueber Oedem der Glottis" (Bd. 54). — Nachdem er 14 Jahre in seinem Lehramte an der Prager Hochschule thätig gewesen war und während dieser Zeit alle bei derselben erforderlichen wissenschaftlichen Reformen auf das Eifrigste befürwortet hatte, auch in dem Studienjahre 1854 zum Rector gewählt worden war, wurde er 1857 an die im J. 1854 wieder eröffnete medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien als Professor der Chirurgie und chirurgischen Klinik berufen. Bei seinem Scheiden von Prag wurden ihm als Beweise ehrenvoller Anerkennung verschiedene Ovationen zu Theil. Auch in Wien, in seinem neuen Wirkungskreise, in welchem er die Aufgabe hatte, tüchtige Feldärzte heranzubilden, wußte er sich bald ein solches Ansehen zu verschaffen, daß er während des italienischen Krieges von 1859, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, mit dem Charakter eines Oberstabsarztes 2. Classe in das kaiserliche Hauptquartier behufs Behandlung verwundeter Officiere berufen wurde. Für seine dortige mühe- aber ruhmvolle Thätigkeit wurde er noch in demselben Jahre durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Ritterstand des österreichischen Staates erhoben. Nach Beendigung des Feldzuges in seinen Wirkungskreis an der Josephs-Akademie zurückkehrend, trug er von Jahr zu Jahr nicht unwesentlich zum Aufblühen derselben bei, wurde 1864 in das Militär-Sanitäts-Comité berufen und übernahm 1866, bei Ausbruch des italienischen Krieges, an der Seite des Erzherzogs Albrecht die Oberleitung des Feldsanitätswesens und der Feldspitäler. Für die hervorragenden Verdienste, die er sich auch bei dieser Gelegenheit von neuem erwarb, wurde ihm das Ritterkreuz des Leopold = Ordens, der Titel eines Oberstabsarztes 1. Classe und 1867 auch der eines k. k. Hofrathes verliehen. Von seinen litterarischen Arbeiten aus der Wiener Zeit sind, außer Aufsätzen in der Wiener medicinischen Wochenschrift (1860/61) anzuführen: „Die Krankheiten der männlichen Geschlechtsorgane" in Rud. Virchow's Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie (Bd. 6, 1864) und das von ihm in Gemeinschaft mit Th. Billroth herausgegebene Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie, in welchem er selbst den Abschnitt „Die Krankheiten der oberen und unteren Extremitäten" (Bd. 1. Abth. 4) bearbeitete. Seine mannichfaltigen hervorragenden Dienstleistungen im Staatsdienste, auf dem Gebiete der Lehrthätigkeit sowohl als der Sanitätspflege, wurden durch wiederholte Auszeichnungen von Seiten des Monarchen, wie erwähnt, anerkannt; zuletzt wurde er noch, mit dem Orden der eisernen Krone 2. Classe decorirt, in den Freiherrnstand erhoben. Der Abend seines Lebens war in mehrfacher Weise getrübt. Unglücksfälle mancher Art, so der Verlust seines Sohnes, der 1866 seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, mehrjährige Krankheit brachen auf ihn ein und setzten seiner emsigen Thätigkeit ein Ziel. Sein Tod erfolgte nach langen Leiden am 29. December 1875. — Bis zu dem Jahre langen Siechthum, welches zu seinem Tode führte, war er ein durchaus auf der Höhe der Wissenschaft stehender, sehr gesuchter und beschäftigter Chirurg, indem er den vortrefflichen Anatomen, den scharfen Diagnostiker und

den eleganten und glücklichen Operateur in sich vereinigte. Daneben besaß er einen durch Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Charakter, war, wie schon angeführt, ein vortrefflicher Lehrer, als Arzt von weltmännischer Bildung, so daß ein Jeder, der ihn kannte, zu seinen Verehrern zählte.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 22, S. 363. — Prager medic. Wochenschrift, 1876, S. 49. — Allgem. Wiener med. Zeitung, 1876, S. 7. E. Gurlt.

Pitiscus: Bartholomäus P. oder Petiscus, wol zu unterscheiden von Simon Petiscus, einem Mediciner und Professor der Mathematik in Heidelberg, war am 24. August 1561 in Grünberg in Schlesien von armen Eltern geboren; er studirte reformirte Theologie in Zerbst und in Heidelberg; an dem letzteren Ort wurde er Hofdiakonus und dann kurpfälzischer Hofprediger, in welcher Eigenschaft er am 3. Juli 1613 gestorben ist. Von seinem Leben ist wenig bekannt, das Wenige aber spricht zu seinen Gunsten. Gleichzeitig regierte der achtungswerthe Friedrich IV. von der Pfalz, der Erbauer von Mannheim: Diesen hatte seine Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, lutherisch unterrichten lassen, auch sein Vater Ludwig VI. war eifriger Lutheraner; Johann Casimir aber als Vormund übergab ihn der Leitung einiger reformirt gesinnten Lehrer, zu welchem auch P. gehörte. Folge war, daß Friedrich für die reformirte Glaubensrichtung gewonnen wurde, zu der er sich nachher öffentlich bekannte, und in welcher er auch seine eigenen Kinder erziehen ließ. Von seinen Glaubensgenossen ist er stets geliebt und geehrt worden, die Lutheraner seines Landes haben ihn als einen Abtrünnigen ungünstig beurtheilt, doch wollte er nicht ihr Verfolger sein. Mit diesem Kurfürsten scheint P. im Verhältniß des vollsten Vertrauens gestanden zu haben, er wurde zur Theilnahme an wichtigen kirchlichen Berathungen beauftragt und hatte zugleich Beziehung zur Universität. Zu der etwas verspäteten Gedächtnißfeier der Universität hielt Professor Sohn am 30. November 1587 eine wichtig gewordene Festrede, welche P. ins Deutsche übersetzt hat. In dem Decret vom 27. Juli 1608 wurde der Kirchenrath vom Kurfürsten beauftragt, unter Zuziehung des P. über die Frage: quomodo haeretici sint tractandi et puniendi, gutachtlich zu verhandeln; das Votum wurde eingereicht und lautete weitherzig, enthielt sogar Gründe für eine friedfertige Duldung der Andersgläubigen. Friedrich IV. starb 1610 und P. hielt ihm am 17. October die Grabrede, welche zu Amberg gedruckt wurde und von Moser der Hauptsache nach in das „patriotische Archiv“ aufgenommen worden ist; sie ist der Erinnerung werth. Vor Zeiten, sagt der Prediger, habe Gott dem König Hiskia befohlen, sein Haus zu bestellen, bevor er stürbe (Jes. 38, 1); und diesem Gebot habe auch der Kurfürst ernstlich nachgelebt. Als ein christlicher Hausvater habe er sich daher vor allem um den wahren Gottesdienst seiner Untergebenen angelegentlich „bekümmert“ und für dessen Aufrechterhaltung auf jede Weise gesorgt. Die Treue, welche er seit seinem 14. Lebensjahr unter zahlreichen Versuchungen zum Abfall an den Tag gelegt, beweise nicht allein die Aufrichtigkeit seines Herzens, sondern lasse auch schließen auf die Klarheit und Zuverlässigkeit seiner Erkenntniß des Wortes Gottes; der Fortbestand und die Verbreitung der lange unterdrückten reformirten Lehre sei sein Verdienst. Aber damit nicht genug, auch die persönlichen „Mängel“ des Verstorbenen dürfen nicht verschwiegen werden; einzuräumen sei seine Neigung zum Zorn, und ebenso daß er sich „bisweilen ziemlich weit in die Welt verlaufen“; aber er habe auch diese Fehler selbst erkannt und bereut, und wenn er von Seiten des Redners eine Rüge zu erwarten gehabt, sei er niemals ausgewichen, noch habe er die „Audienz“ verweigert. Und in dieser Gesinnung sei er sich gleich geblieben bis ans Ende. Für die damalige Zeit zeigt die ganze

Predigt einen ungewöhnlichen Grad von Freimuth. P. sagt jedoch in diesem Zusammenhang geradezu, das „Gewissen der Fürsten sei die Regel", nach welcher die Unterthanen sich zu richten hätten. Moser nennt diesen Satz einen „rohen", was er auch ist, wenn er als allgemein gültiges Gesetz verstanden wird; vielleicht hat sich P. vorzugsweise mit Bezug auf seinen Fürsten als den rechten Führer in Glaubenssachen so ausgedrückt, denn er erklärt sich auch gegen den Despotismus Anderer. Zwei andere Predigten von den Arbeitern im Weinberg, Heidelberg 1612, sind mir nicht zugänglich geworden. — Als Theologe edirte er lateinische Predigten und einiges Polemische gegen die württemberger Theologie: „Meletemata sive ideas concionum in Psalmos, Synopsin theologiae methodicae". Sein Tod muß stark empfunden worden sein; noch 1614 schreibt der Heidelberger Professor Fossanus, die Stelle des Hofpredigers sei noch nicht wieder besetzt, auch kenne man noch Keinen, welcher Bürgschaft leiste, die dazu nöthigen Eigenschaften zu besitzen. Unabhängig von dieser Amtsthätigkeit des Pitiscus sind dessen nicht geringe mathematischen Verdienste. Neigung zu diesem Studium hatte er schon in die Pfalz gebracht. Von kundiger Hand wird mir über seine Leistungen Folgendes mitgetheilt. Er gab 1595 in Heidelberg eine „Trigonometria" heraus, vermuthlich die erste Schrift, die diesen Namen führt, welcher wol von ihm erfunden ist. Schon 1612 ist die dritte, sehr vervollständigte Auflage erschienen. In den ihr beigegebenen Tabellen trigonometrischer Functionen trennt ein Punkt (.) die Decimalstellen ab, der also nicht von Neper herrührt, welcher ihn erst einige Jahre später benutzte. Im J. 1613 erschien des Pitiscus großes Tabellenwerk „Thesaurus mathematicus" auf Grundlage des ihm handschriftlich zu Gebote stehenden Canon des Rhäticus verfaßt und dem Kurfürsten Friedrich IV. zugeeignet. Die Heidelberger Bibliothek besitzt merkwürdigerweise kein Exemplar dieses Werkes, vermuthlich ging es unter Tilly verloren und kam nicht wieder. — Anderwärts lese ich, daß diese Schriften von Tycho de Brahe sehr geschätzt worden sind.

Vergl. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, II, S. 117. 129. 130. — Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg, I, S. 373, Bericht des Paulus Tossanus vom Mai 1614: Pitisco nemo adhuc successit nec certum est, quis sit successurus. — Copiam eximiorum ministrorum non habemus, nec quivis isti loco aptus nec qui eundem suscipere paratus aut cupidus. II, p. 176. — Moritz Ritter, Briefe und Acten zur Geschichte des 30jährigen Krieges, II, S. 27 vom Juli 1608. — Mosers patriotisches Archiv, VII, S. 165 ff. Saß.

Pitiscus: Samuel P., Philologe und Schulmann, 1637—1727. Er wurde als der Sohn eines aus der Pfalz nach den Niederlanden geflüchteten reformirten Pfarrers am 30. März 1637 in Zütphen geboren, besuchte die Schulen in Groll und Zülphen und studirte dann zuerst zwei Jahre in Deventer, vornehmlich durch J. Fr. Gronovius gefördert, dann drei Jahre in Gröningen, hier besonders Theologie. Nach abgelegter theologischer Prüfung wurde er Rector der lateinischen Schule in Zütphen, von dort aber 1685 in das Rectorat des Gymnasium Hieronymianum in Utrecht berufen, welches Amt er bis zum Jahre 1717 verwaltete. Im Ruhestande hat er dann noch 10 Jahre, von allem Umgange mit Menschen, wie schon früher, sich fernhaltend, gelebt: „cochleae vitam egit", ausschließlich seinen philologischen Studien hingegeben. Er starb am 1. Februar 1727. Schon seine Zeitgenossen erkannten zwar seinen Werth als fleißiger Sammler an, vermißten aber das „par diligentiae iudicium"; gegenwärtig sind seine zahlreichen Arbeiten nur noch von geringem Werthe. Zu nennen sind seine umfangreichen Ausgaben des Curtius 1685, des Suetonius

1715, des Aurelius Victor 1716, das „Lexicon latino-belgicum“ zuerst 1704, das „Lexicon antiquitatum Romanarum“. 1713.

Burmann, Trajectum eruditum, 1738, p. 268—272, wo auch Pitiscus' Schriften sämmtlich aufgeführt sind. — Jöcher, VII, 1603 f. — Rotermund, VI, 309 (fehlerhaft). — Chr. Saxii nomenclator, V, S. 341 f. und Anal. S. 639. R. Hoche.

Pittroff: Franz Christian P., katholischer Theologe, geb. am 25. Mai 1739 zu Karlsbad, † am 7. Juli 1814 zu Prag. Er trat am 11. November 1760 zu Prag in den Orden der Kreuzherren ein, wurde im September 1762 zum Priester geweiht, einige Jahre in der Seelsorge beschäftigt, 1773 Professor der Exegese, 1775 der Pastoraltheologie in Prag. 1783 wurde er Prior in Prag, 1786 Comthur und Pfarrer in Eger, 1810 Großmeister seines Ordens. Seine Schriften gehören der damals in Oesterreich herrschenden sog. Josephinischen Richtung an: „Anleitung zur praktischen Gottesgelehrtheit“, 4 Theile, 1778 (2. Aufl. 1782); „Kirchenamtspolitik“, 2 Theile, 1785; „Dissertatio de prudentia pastorali S. Pauli“, 1782.

Waitzenegger, Gel.-Lexikon 2, 117. — Wurzbach, Lexikon 22, 375. Reusch.

Pius II., Papst (Enea Silvio de' Piccolomini), ältester Sohn des Silvio de' P. und der Vittoria de Forteguerra, geboren am 18. October 1405 in Corsignano bei Siena, wohin sich dieser gänzlich verarmte Zweig des alten sanesischen Adelsgeschlechtes der P. zurückgezogen. Dem hochbegabten, lernbegierigen und lebensfreudigen Jüngling, der den ersten Unterricht vom Vater empfangen hatte, ermöglichte nur die Unterstützung seiner Verwandten den Besuch der Hochschule zu Siena. Aber die hier wirkenden Lehrer, der Jurist Mariano de' Sozzini etwa allein ausgenommen, boten Enea wenig Anregung; ihn lockten das Studium und Vorbild der altclassischen Dichter, Denker und Gelehrten, der neu erwachende Humanismus mit unwiderstehlicher Gewalt; sie führten ihn nach Florenz zu den Füßen Francesco Filelfos, dem er in zweijähriger Lernzeit die Künste gewandter, formvollendeter Stilistik und wohlgesetzter und berechneter Rede ablauschte.

Leider war der Humanismus jener Tage für seine Jünger, wenn man von wenigen hervorragenden und glücklichen absieht, ein brotloser Beruf, Enea selbst blutarm. Von den Verwandten gedrängt, wurde er Jurist, hörte — nicht ohne Nutzen für seine spätere Laufbahn — Civilisten und Canonisten, aber doch nur Männer der alten Schule und Lehrweise, so daß der ganze Gegensatz zwischen seinen Neigungen und juristischem Wissen ihm zum Bewußtsein kam, ja ihn mit Abneigung und Mißachtung gegen solchen Beruf erfüllte. Immerhin fand er so sein Fortkommen: der im Zwiespalte mit P. Eugen IV. über Siena nach Basel ziehende Bischof von Fermo, Cardinal Domenico da Capranica, nahm Enea als Secretär in seine Dienste. So kam er nach gefahrvoller Seefahrt, von Piombino nach Genua, und beschwerlicher Gebirgsreise gegen das Frühjahr 1432 in die Concilsstadt, auf den Schauplatz, wo man die Lösung der welthistorischen Fragen des 15. Jahrhunderts, nicht etwa bloß die Beilegung des böhmischen Kirchenstreites, die Beseitigung des Schisma im Oriente, die Reform der Kirche, betrieb und erwartete. Denn zugleich mit umfassender, gesetzgeberischer und diplomatischer Thätigkeit, ja, — weil ja die Theorie so leicht der Praxis vorauskommt und es der menschlichen Natur eignet, je höher sie strebt, um so schärfer fremde Säumniß zu verurtheilen —, in stärkerem Maße noch beschäftigten die großen principiellen Fragen nach dem Ursprung und Umfang der conciliaren Gewalt und ihr Verhältniß zu der Auctorität des päpstlichen Stuhles

die versammelten Väter: die französisch-deutsche Concilstheorie des 14. und 15. Jahrhunderts, bisher wiederholt praktisch geübt und auch vom Papste ertragen, sollte und mußte eben auch die dogmatische Prüfung in letzter Instanz erfahren, um darnach sei es Theil zu werden des kirchlichen Lehrsystems, sei es zu verschwinden. Weder nach Alter und Erfahrung noch nach äußerem Rang, weder aus sittlichem Bedürfniß noch zufolge gesellschaftlicher Pflicht konnte und mochte Enea Silvio, der junge Secretär, zunächst in Basel irgend welche Rolle spielen neben der Menge der hervorragenden und leitenden Männer; ebensowenig trat er persönlich in den Streit der Meinungen. Er fand Gefallen wie an allem äußerem Gepränge, so an dem buntbewegten Leben der Concilsstadt, er traf fröhliche Genossen, gleich ihm bereit, dem Weine und der Liebe zu huldigen, er suchte begeisterte Jünger des Humanismus, mit denen er Anregung und Bewunderung tauschte, er hatte hinlängliche Arbeit in seinem Amte, das ihn ernährte. Auch nicht einmal zu seinem Herrn schuf sich aber Enea ein feineres Verhältniß, obwohl sein Benehmen sicher geschmeidig war und Capranica wol darnach angethan schien. Freilich dauerte dieser erste Herrendienst nur kurze Zeit. Bald, 1432/3, trat Enea aus unbekannter Ursache und unter uns unbekannten Bedingungen in die Canzlei des Bischofs von Freising über, arbeitete dann 1433—1435 als Secretär für den Bischof von Novara, jenen charakterlosen geheimen Agenten des Mailänder Herzogs (Filippo Maria Visconti) beim Concil, und hatte während ihres längeren Aufenthaltes in Italien nach allem auch Antheil an des Bischofs Versuch, sich in Florenz der Person des Papstes Eugen zu bemächtigen, ein Versuch, der, mißglückt, den Novaresen und seine ganze Familie in die höchste Gefahr brachte (April 1435). Noch in Florenz fand Enea einen neuen Herrn, den als Legaten Eugens nach Basel reisenden Cardinal Albergata, einen der ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit. Albergata hatte, ehe er in Basel verweilte, um mit Julian Cesarini sich in den Vorsitz beim Concil zu theilen, noch erst im Auftrage des Papstes bei den Friedensverhandlungen zwischen König Karl VII. von Frankreich und Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu interveniren und verfügte sich deshalb (Juni 1435) den Rhein hinab mit seiner Kanzlei und Familie, Enea Silvia darunter, nach den Niederlanden, wo wirklich in Arras am 21. Sept. ein dauernder Friede erreicht wurde. Dabei hatte offenbar Enea Gelegenheit gefunden, seine Eignung zu diplomatischer Thätigkeit besonders zu erweisen; ihm wurde deshalb von dem Cardinal der ehrenvolle Auftrag zu Theil, nach Schottland zu gehen und durch die Heranziehung dieses Reiches zu den in Arras befriedeten Mächten England zu isoliren und damit gleichfalls zur Ruhe zu nöthigen. Auf abenteuer- und beschwerdereicher Fahrt, von der ihm zwei dauernde Erinnerungen blieben, die Gicht und ein Sohn, löste Enea Silvio glücklich die ihm gestellte Aufgabe. Doch blieb diese Probe politischen Wirkens ohne äußeren Gewinn; ja Enea löste sogar, im Frühjahr 1436 zu Albergata nach Basel zurückgekehrt, das Dienstverhältniß auch zu diesem, als den Cardinal wichtige Geschäfte nach Italien riefen, wohin P. nicht folgen mochte. Er trat vielmehr als Scriptor in den directen Dienst der Kirchenversammlung, an deren Schicksalen er nun in verschiedener Stellung, als Abbreviator und Oberabbreviator, dann, selbst Mitglied des Concils wenn auch ohne Empfang irgend welcher geistlichen Weihen geworden, als Beisitzer und mehrmaliger Präsident der Glaubensdeputation, sowie als einer der Duodecimvirn, denen die wichtige Entscheidung über die Zulassung zur Mitgliedschaft beim Concile zustand, sieben Jahre hindurch den unmittelbarsten Antheil gewann. Die Fragen, welche in jenen Tagen die Basler Versammlung beschäftigten, die Meinungsverschiedenheiten, die sich bezüglich seiner Zusammensetzung und Auctorität selbst geltend machten, waren bedeutend genug. Nicht bloß über die Car-

dinalfrage nach der Superiorität des ökumenischen Concils über den Papst in Glaubenssachen, sondern auch darüber, ob die Concilien als organische hierarchische Institutionen anzusehen seien, ob auch dem Cleriker von niederem als bischöflichen Range, ob auch dem gelehrten Laien Sitz und Stimme in der Versammlung zukomme, dann über eine ganze Menge minderer Streitpunkte, die sich aus dem Gegensatze der in Basel vertretenen kirchlichen und wissenschaftlichen, politischen und nationalen Richtungen ergaben, mußte in jenen Leuften die Entscheidung fallen. Wie haben wir uns das Verhältniß Enea Silvio's zu all dem vorzustellen? Wol war er ungleich welterfahrener, geschäftsgewandter, besser empfohlen als 1432, als er zum ersten Male den Boden der Concilsstadt betrat, jetzt zurückgekehrt; sogar zu sittlicher Einkehr in sich selbst hatte ihn ernste Lebensgefahr während seiner schottischen Reise gebracht. Aber im Grunde genommen war Enea der Alte nach Gesinnung und Thun. Er trat den großen Kirchenfragen nur in so weit nahe, als sie Bedeutung hatten für seine persönlichen Zwecke: aber er suchte die Bekanntschaft und Gunst der Parteihäupter, weil dies Ansehen verlieh und ihn gesellschaftlich und materiell vorwärts brachte; und selbst wenn er, als es galt, einen geschickten Ort für die Ausgleichsverhandlungen mit den Griechen zu finden, mit allen Mitteln seiner Rednergabe für Pavia eintrat, so geschah es, um dem Herzoge von Mailand zu Gefallen zu sein, und war sein Herz nicht für Pavia und nicht für Avignon. Nicht Ueberzeugung und Grundsätze, sondern wesentlich äußere Motive bestimmten seine Parteinahme; er war, soweit die Mittel es gestatteten. der lockere Vogel wie zuvor, der leichtlebige Schöngeist, dem das Studium der Alten das erste Vergnügen, ihnen nachzuahmen und nachzukommen der höchste Stolz war, derart, daß selbst seine politische Thätigkeit eine gewisse Beziehung darauf erhielt und bewahrte, indem sie zu einem Mittel ward, seinen poetischen und litterarischen Erzeugnissen einen weiteren Kreis angesehener Bewunderer zu sichern. Trotzdem kam der junge Sanese voran und gewann er einflußreiche Gönner und Freunde in allen Parteilagern; wußte er doch seine Farblosigkeit klug zu verbergen, mit seiner Berechnung zu schmeicheln, seinen Fleiß, seine Kenntnisse, seine Redefertigkeit und stilistische Gewandheit zu rechter Zeit zur Geltung zu bringen.

Aber die Zeiten wurden schwerer. Wie das so oft zu geschehen pflegt: bei verhältnißmäßig geringfügigem Anlasse gedieh der principielle Gegensatz zwischen der römischen und der basler Partei, nachdem er, lange unklar, noch kurz vorher selbst bei wichtigen Dingen durch Entgegenkommen von beiden Seiten überbrückbar erschienen, zu offenem Bruche, und nun machte sich die lange verhaltene Bitterkeit in einem mit unerhörter Heftigkeit geführten Kampfe Luft. Auf die einander widersprechenden Decrete der Parteien vom 7. Mai 1437 bezüglich des Ortes des neuen Concils hin bestätigte Papst Eugen unverweilt das Decret seiner Partei, wurde dann von ihm das Basler Concil für aufgelöst erklärt und ein neues nach Ferrara angesagt. Dagegen citirten die Väter in Basel den Papst, sein Verhalten zu rechtfertigen, am 21. Juli 1437, und begann auch wirklich das Contumacialverfahren, das am 28. Januar 1438 zur Suspension und am 25. Juni dieses Jahres zur Absetzung Eugens führte, worauf der ältere Herzog von Savoyen — nach längerem Zögern freilich, am 5. November 1439 zum Papst gewählt wurde (Felix V.). Die beiden Päpste und das Concil setzten das ganze Arsenal der kirchlichen Kampfmittel gegen einander in Bewegung. Stieg die Erbitterung in Rom und Basel ins maßlose, so gab es daneben bald keinen Raum mehr für Neutrale und kam nur der entschieden vorwärts, welcher der Leidenschaft, die alles beherrschte, den energischesten Ausdruck gab. Während Cesareni, Cusa, Parentucelli (der spätere Nicolaus V.), so viele andere auf die Seite Eugens traten, entschied sich Enea Silvio für das Concil. Hat ihn

wenigstens jetzt die Ueberzeugung und innere Neigung geleitet? Er selbst suchte es später in seinen „Retractionen“ anders darzustellen. Gewiß liegen hier die Motive nicht völlig klar. Wol hatte sich Eugens IV. Stellung, mit den Zeiten des ersten Conflictes verglichen, ungeheuer gebessert, sein Anhang wuchs täglich, sein Concil in Ferrara, dann in Bologna gewann vielfach und namentlich in der Griechensache den Baslern den Vorrang ab. Aber auch Felix V. und die Concilsgemeinde waren noch stark und einflußreich, der Endausgang keineswegs sicher. An der römischen Curie erwartete Enea aufs neue ein mühsames Vorwärtsstreben neben vielen gleichtüchtigen und besser protegirten, noch konnte ihr seine Parteinahme nicht als Gewinn erscheinen; hier in Basel fußte er bereits auf gewissen Erfolgen und half ihm wol in Kampfestagen ein muthiges Wagen voran. Gewiß trugen auch die persönlichen Beziehungen zu den leitenden Männern und sein Verhältniß zu seinen humanistischen Freunden, „der Basler Akademie“, dazu bei, ihn festzuhalten. In klarer Erfassung der Verhältnisse war Enea Silvio in den nachfolgenden Jahren einer der entschiedensten Oppositionsmänner des Concils. Und nicht bloß in den Deputationen und Sitzungen, bei diplomatischen Verhandlungen und Legationen bewies er dies. Er war es, der in den drei Büchern der Commentarien über das Basler Concil die Entthronung Eugens IV. zu rechtfertigen unternahm (noch 1438), und nach der Wahl Felix V., der ihn zu seinem Secretär ernannte, jene (14) Dialoge verfaßte, in welchen den Concilsvätern und vielleicht ihm selbst nochmals die völlige Rechtmäßigkeit ihres Vorgehens nachgewiesen werden sollte. Es ist demnach doch nicht leere Prahlerei, wenn Enea erzählt, daß er in Rom für einen der gefährlichsten Gegner der eugenianischen Sache gegolten habe.

Natürlich hatte der P. auch Antheil an den Bemühungen der Basler, die christlichen Nationen zur Obedienz Felix V. hinzuführen. So kam er im Juni 1442 in einer Concilsgesandtschaft zu dem Reichstage nach Frankfurt und bei dieser Gelegenheit in Berührung mit dem Bischofe Silvester von Chiemsee und dem Erzbischofe Jacob von Trier. Von ihnen empfohlen, gewann er des römischen Königs, Friedrich IV. (III.) Gunst, der ihn am 27. Juli zum Dichter krönte, zum Eintritte in die Reichskanzlei aufforderte. Dies that er unter dem Vorbehalte der Zustimmung Felix V. noch in Frankfurt; es war der Wendepunkt im Leben Enea's, ein Verhängniß für den Gang der deutschen Kirchenpolitik gerade im wichtigen Momente. Als nämlich die kirchliche Reformbewegung übertönt ward von dem häßlichen Kampfgetöse, das von Basel und Rom ausging, gingen die großen Nationen des mittleren und westlichen Europa's daran, sich dabei gegen Schaden zu bewahren und vor allem die Früchte der bisherigen Kirchenbesserung für sich in Sicherheit zu bringen. So erhoben die Franzosen nach eingehender Berathung in Bourges die Reformdecrete mit einigen Abänderungen zum Reichsgesetze (7. Juni 1438), und verbanden sich am 17. März 1438 die deutschen Kurfürsten zunächst zur Beobachtung einer neutralen Haltung zwischen Eugen und dem Concil, worauf (den 26. März 1439) auch der deutsche Reichstag die Reformdecrete der zwei Kirchenversammlungen, an denen aber gleichfalls einiges modificirt ward, als für alle Stände verbindlich erklärte. Wol kamen, so schien es, die Deutschen mit ihrer Neutralität den Franzosen um einen Schritt voran, da letztere nicht aufhörten, an der Obedienz Eugens IV., so entschieden er auch die Bestätigung ihrer pragmatischen Sanction verweigerte, festzuhalten, während sich die Kurfürsten die Parteinahme und damit ihren und der Nation Vortheil vorbehielten. Aber weder die Fürsten noch die Städte, nicht Kaiser, nicht Reichstag traten der Neutralität bei, und als sie, von den Gründern selbst im Stiche gelassen, hinfällig ward, und es sich um die

Bedingungen der Obedienz gegen Rom handelte, da wußte die schlaue Curie in die Verhandlungen darüber auch solche über die Reformdecrete hineinzuziehen und sie schließlich der Nation dem Wesen nach wieder zu entwinden, während sich die gallicanische Kirche ihrer Freiheiten bis zur freiwilligen Verzichtleistung Ludwigs XI. erfreute. Das Werkzeug Roms war dabei aber — der gewesene rüstige Kämpfer für die Basler Sache — unser Enea Silvio. Der Umschwung kam freilich nicht unvermittelt. Die Aussichten der Basler standen schlecht in Italien, seitdem Eugen den Frieden und die Anerkennung von Neapel und Mailand erreicht hatte, ohne die Obedienz der Republiken, die ihn bisher gestützt, zu verlieren, sie standen kaum hoffnungsreicher als jene Roms anderswo. Hier war ein schlimmes Ende zu besorgen. Und besonders auf die materiellen Dinge wirkte in Basel die äußere Sachlage zurück; wie hatte sich Enea bemüht und ereifert und nun, gingen die Sachen so fort, mochte demnächst statt Ehre und Ueberfluß der Mangel sich einfinden. Das ließ ihn leichten Herzens in des Kaisers Dienst treten, wo ihm freilich keine der Erfahrungen eines Anfängers erspart blieben, auch der Unterschied des Klimas und äußeren Lebens zwischen Wiener Neustadt und Italien und Basel außerordentlich bitter war. Aber er war nun wenigstens aus den gefährlichen kirchlichen Streitigkeiten heraus, und sein Geschick und Fleiß, sein Können und seine Klugheit halfen weiter. Bald ist Enea der erste Gehilfe, ja der Freund und Vertraute des Leiters der Reichskanzlei, des vielvermögenden Kaspar Schlick von Lazan. Auch materiell bessert sich seine Lage, und wenn er auch nicht aufhört, über die Rohheit der Nordleute zu klagen, er selbst war es, der den Samen des Humanismus ausstreute und ihm Jünger und Freunde zu sichern verstand. Eben jetzt wurde „Euryalus und Lucretia" gedichtet, ein Zeichen übermüthiger Sinnesfreudigkeit; seine Widmungen an Herzog Sigismund von Tirol verrathen sein Streben nach Fürstengunst, der er ein Canonicat in Tirol und die Pfarre Aspach in Oberösterreich verdankte, während andere Pfründenjagden mißglücken. Jetzt endlich auch empfing Enea, der es leicht hatte, keusch zu sein, die niederen Weihen. Da erwuchs für ihn mit der entscheidenden Wendung in der kirchlichen Politik des Kaisers unvermuthet die Gelegenheit zu hochwichtiger staatsmännischer Thätigkeit. Ohne die Neutralität formell anzuerkennen, hatte sich Friedrich III. doch wie so viele, denen dies bequem war, auf ihren Boden gestellt und sich bemüht, den kirchlichen Streit auf einer neuen, dritten Kirchenversammlung, also wieder auf conciliarem Wege beizulegen. Aber seine und des Reiches Bemühungen in Rom und Basel, deren Einberufung zu erreichen, blieben erfolglos. Da, im März 1443, trat Kurfürst Jacob von Trier in Lausanne in geheime Verhandlungen mit Felix V.; durch das stärkste Band, die Aussicht auf reichen Gewinn festgehalten, zog er Erzbischof Dietrich von Köln nach sich, spann er bald auch die Fäden zwischen dem Hause Savoyen und Kursachsen und Kurpfalz — das Curcollegium, außer dem schwachen Dietrich von Mainz kam nur noch Friedrich von Brandenburg in Betracht — war so im vollen Abschwenken nach Basel begriffen. Sehr bald hatte der Kaiser Kunde davon, durch Jacob von Trier selbst, der, Friedrich III. weit unterschätzend, ihn selbst in dieser Sache zu führen hoffte, um so seinen Verdiensten für Felix V. die Krone aufzusetzen. Klar und scharf erfaßte da der Kaiser, von Schlick und auch schon dessen Intimus, dem P., berathen, die Ziele seiner Politik, mit bewunderungswürdiger Klugheit und Consequenz wurden sie verfolgt. Enea hatte, sowie er denn nichts vergaß und nichts halb that, beim Eintritte in des Kaisers Dienst nicht blos die Neutralität zu seinem Standpunkte gemacht, sondern ihr auch noch besonders in dem „Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii" das Wort gesprochen. Daneben blieb er aber im Verkehr mit den bedeutendsten Männern beider Parteien, dort Cesarini und Carvajal, hier

D'Allemand und Segobia; seine litterarischen Beschäftigungen, bald auch sein Einfluß bei Hofe, der nicht unbemerkt blieb, sicherten ihm selben. Nun, während die Basler Partei im Curcollegium ihren Seitenweg ging, hielten sich der Kaiser und seine Rathgeber zunächst auf der vollen Höhe der Neutralität; nochmals wurde mit der Forderung eines europäischen Fürstencongresses, dann der Berufung eines dritten Concils der gute Wille bekundet, in der Neutralität zu einer Entscheidung in dem großen Kirchenstreite zu gelangen; beides mißglückte wol, sehr erwünscht stellten die Ablehnungsschreiben der meisten Fürsten dem Kaiser das Beispiel ihrer Obedienz gegen Rom vor die Augen. Auch der Nürnberger (Herbst 1444) Reichstag sprach dann die Verlängerung der Neutralität nur noch auf ein Jahr aus, während welcher Frist das dritte Concil zu Stande gebracht werden sollte. Da dafür die felicianische Partei sich zu entschiedenem Vorangehen anschickte, zögerte auch der Kaiser nicht länger. Wollten die Kurfürsten die Neutralität aufgeben, die sie selbst gegründet, wollten sie für die Obedienz gegen Basel hohen Gewinn erlangen, so sollte die Neutralität auch ihn, der sie formell nie angenommen, nicht hindern, seine Obedienz in Rom zu verwerthen; dann mochte offenbar werden, ob man lieber mit ihm, dem Oberhaupte, als mit Gliedern des Reiches auch über dessen Gehorsam pactire und ihm den entsprechenden Preis zahle. Daß auch noch andere Momente einwirkten, der Freisinger Stiftskrieg, der den Kanzler Schlick zwang, die Gnade Eugens IV. zu suchen und ihn zum Gegner der Neutralität machte, die Haltung des Herzogs von Savoyen in dem Toggenburger Erbstreite, ist bekannt. Enea war schon in Nürnberg einer der Vertreter des Kaisers in der Glaubensdeputation gewesen, zum ersten Male „in den Geschäften des Reiches öffentlich und in bedeutender Weise thätig“. Er wurde jetzt die rechte Hand des Kaisers in dem Handel über die deutsche Neutralität und Obedienz. Besaß er ein Herz für die kirchlichen Zustände und Bedürfnisse der deutschen Nation? Keineswegs; freilich, auch der Kaiser und die Fürsten des Reiches verrathen nichts dergleichen. Hatte er sich zur Sorge um das Wohl der gesammten Kirche, deren Einheit durch die deutsche Obedienz gefördert wurde, emporgearbeitet? Kaum! Wol war Enea, wie es stets bei alternden Lebemännern der Fall, ernster geworden; er sah vieles mit anderen Augen an, manche Erinnerung drückte ihn; bei der reuigen Rückkehr zum festgeschlossenen Dogmengebäude des alten papalen Systems ließ ihn ein aufrichtiges Bedürfniß zurückgreifen auf Anschauungen, an denen gemessen ihm selbst sein Baseler Treiben als Verirrung erschien. Aber eigentlich geht er doch als der aufstrebende Staatsmann, der in den politischen Errungenschaften für seinen Herrn die Stufen für das eigene Aufsteigen erkennt, jetzt (Ende 1444) nach Rom, mit der ostensiblen Aufgabe, die Beschlüsse des Nürnberger Tages dem Papste zu unterbreiten, in der geheimen Mission, die Verhandlungen zwischen Rom und Wiener-Neustadt über die deutsche Neutralität und Obedienz in Gang zu bringen. Wie leicht mochte Enea, der in Siena nach langer Abwesenheit Vater und Verwandte wiedersah, sich über deren Warnung hinwegsetzen, die Höhle des römischen Löwen zu betreten (Anfang 1445)! Er wußte, daß ihm seine Sendung goldene Brücken bauen werde, und hat sich in seiner Rechnung nicht getäuscht. Mit Freude wurden die Anträge des Kaisers gehört und die unverweilte Sendung von Legaten an ihn zugesagt; Enea, dessen Bedeutung für den Bund mit dem Kaiser die scharfsichtige Curie wol erkannte, der selbst klug als reuiger Bekehrter auftrat, wurde mit offenen Armen empfangen und völlig für Eugen gewonnen; man urtheilte richtig, daß der kluge und vielvermögende Mann mit doppeltem Eifer daran sein werde, seine Haltung in Basel vergessen zu machen; schon zeigte man ihm auch directen Lohn. Nur die starre Weigerung Eugens IV., in die Berufung

eines neuen Concils zu willigen, verbitterte Enea den Abzug von Rom (1. April 1445): er kannte des Kaisers scheue, friedfertige Art. Wenn nun die Fürsten wirklich entschieden auf die Seite von Basel traten, würde er es wagen, den Pact mit Eugen zu schließen und damit den tiefen Riß durch die Einheit des Reiches zum offenen Conflicte zu erweitern?

Doch die Dinge gingen ihren Weg. In Wiener-Neustadt begannen mit dem bald nach dem heimkehrenden E. anlangenden Legaten, dem Bischofe von Bologna, Thomas Parentucelli, und dem Auditor der Rota, Joh. Carvajal, die geheimen Verhandlungen. Wie ermüdete, erbitterte, demüthigte des Kaisers nimmermüde Lust zu fordern und schreckliche Zähigkeit im Festhalten eigenen Vortheils die Gesandten des Papstes! Aber im Spätherbste war man dennoch einig, was Friedrich III. für die Obedienz in den österreichischen Erblanden — das ward besonders verhandelt — sofort zu gewähren sei. Schon auch hatte man in Rom eine vorläufige Formel für das, was er jetzt und in Hinkunft erreichen sollte, wenn die Obedienz auch des deutschen Königs und Reiches Thatsache geworden. Carvajal selbst erstattete in Rom Bericht, worauf der Papst unverweilt vollzog, was für die österreichische Obedienz zugesagt war. Und nun sorgte die Curie, kühn und rücksichtslos, selbst dafür, daß der neue königliche Bruder voranmußte auf der betretenen Bahn: am 9. Februar 1446 sprach Eugen IV. die Absetzung der Erzbischöfe von Köln und Trier aus und vollzog sofort die Ernennung neuer Inhaber der erledigten Sitze, die nach ihren Verbindungen wohl in der Lage zu sein schienen, die überwiesenen Kurstühle auch in der That in Besitz zu nehmen. Wie ein betäubender Donnerschlag wirkte diese Kunde im Reiche und am kaiserlichen Hofe! Nun zwang schon die Pflicht der Selbsterhaltung die abgesetzten Kurfürsten, sich entweder direct zu Felix V. zu bekennen, um mit seiner und der Basler Hilfe sich zu behaupten Rom zum Trotze, — das mußte auch den Kaiser nöthigen, nun seinem Pacte mit Papst Eugen entsprechend offen Partei zu nehmen, — oder auf die weitere Opposition zu verzichten nnd die Gnade Roms zu suchen, was auch den Kaiser der schweren Sorge vor offenem Zwiespalt mit den Fürsten anläßlich seiner Kirchenpolitik überheben mußte. Thatsächlich geht von nun an Friedrich III., auf den überdies die Legaten mit Mahnungen und Rathschlägen, Enea Silvio mit seiner Staatsschrift „de ortu et auctoritate Romani imperii“, eine Verherrlichung der Theorie von der absoluten Gewalt des Inhabers der Reichskrone, einzuwirken suchten, mit der Curie Hand in Hand. Und Rom täuschte sich auch nicht bezüglich dessen, was weiter geschah. Zwar zeigten die Abgesetzten maßlose Erbitterung, aber sich mit ihren Freunden offen und völlig für Felix V. zu erklären, wagten sie dennoch nicht. Sie suchten vielmehr Deckung hinter der kurfürstlichen Vereinigung, die doch nur zu haben war, wenn man Maßregeln vorschlug, welche auch die nicht felicianischen Mitglieder des Collegiums, Mainz und Brandenburg annehmen konnten. So gipfelten die Beschlüsse des Kurtages vom 21. März, in so schroffer Form sie auch gefaßt waren, doch in dem Erbieten noch mehr gegen Rom als gegen Basel, gegen entsprechende Vergünstigungen für die deutsche Nation von der Neutralität lassen zu wollen; — natürlich wurde von Eugen IV. auch die Wiedereinsetzung des von Köln und Trier gefordert —; so erkannte ferner das Kurfürstencollegium doch auch die Mitwirkung des Kaisers beim kirchlichen Friedenswerke für nothwendig an und wurde Friedrich III. eingeladen, an den Verhandlungen theilzunehmen. Und der Kaiser, weit entfernt, sich von Beschlüssen, die ohne ihn gefaßt waren, verpflichtet zu fühlen, gewann damit die treffliche Handhabe, mit allen Mitteln für die Verständigung zu arbeiten und zu versuchen, wie er, ohne sich formell von seinen Fürsten zu trennen, doch die Anerkennung der römischen Obedienz von Seiten des Reiches herbeiführe und

den bedungenen reichen Lohn erlange. Sieht schon aus diesen Grundsätzen der kaiserlichen Politik überall der P. heraus, so war es auch wesentlich seiner Schlauheit und rastlosen Thätigkeit überlassen, in Rom, wohin er als Gesandter des Kaisers zugleich mit den Boten der Kurfürsten zog, für deren Verwirklichung persönlich einzutreten (Juni, August 1446). Er hat seine Legation, von dem Standpunkte seines Herrn aus betrachtet, glänzend geführt. Ihm vor allem war es zuzuschreiben, daß die Curie, durch keine Herausforderung, namentlich Gregor Heimburgs, beirrt, den Intentionen des Kaisers, zu friedlicher Vereinbarung zu kommen, mit ungewöhnlicher Mäßigung Rechnung trug; und er, der nun endlich die Priesterweihe und damit die Aussicht auf höhere kirchliche Würden empfing, hatte dann auf dem September-Reichstage in Frankfurt 1446 die schwierige Aufgabe zu lösen, neben den Legaten die halben Antworten und Zusagen Eugens IV. mit den berechtigten Forderungen der deutschen Nation in Einklang zu bringen. In der That war es E., der nach scharfem Gezänk einen plötzlichen völligen Umschwung zu Gunsten Roms herbeiführte, indem er durch Bestechung der kurmainzischen Räthe und Umarbeitung der deutschen Forderungen in eine Form, die Rom annehmen konnte und Dietrich von Mainz noch gelten ließ, diesen auf die päpstlich-kaiserliche Seite zog, ihn und die ganze Reihe kaiserlich und römisch gesinnter Reichsstände durch den Vertrag vom 5. October geradezu verpflichtete, gegen die Genehmigung der so gefaßten Artikel hin in die römische Obedienz zu treten. Was noch im deutschen Kirchenstreite nachfolgte, war eine fortgesetzte Reihe von Siegen Roms und Niederlagen des Reiches. An allem hatte der P. den hervorragendsten Antheil. Die kurfürstliche Opposition, jetzt noch weniger als vordem zum äußersten entschlossen, fügte sich soweit, daß auch sie an der neuen Botschaft nach Rom sich betheiligte. Die Basler Boten, noch eben hoffnungsreich, verließen tiefentmuthigt den Reichstag. In Rom fand man sich durch die Haltung des Kaisers und das Bündniß vom 5. October bereits so sehr ermuthigt, daß die Mehrheit des Cardinalcollegiums auch die Zustimmung zu den Punkten Enea's, aus denen doch dieser „alles Gift herausgedrückt" hatte, verweigerte; die Deutschen ließen sich neue Verhandlung und mit ihr neue Herabminderung ihrer Forderungen wie Clauseln bei dem Zugestandenen gefallen, worauf denn endlich die Einigung zu Stande kam. In den Bullen vom 5. und 7. Februar gewährte der Papst der deutschen Nation eine Anzahl Sonderrechte, wurden die Kurfürsten von Köln und Trier restituirt, die deutschen Kirchenverhältnisse geordnet. Am selben Tage leisteten mit Enea, der im Namen des Kaisers sprach, die Boten der Verbündeten vom 5. October dem todkranken Papste die Obedienz. Die Sendung eines Legaten ins Reich, um über die in dem Reichstagsbeschlusse vom 26. März 1439 versprochene Entschädigung für die aufzulassenden Annaten zu verhandeln, ward zugesagt. Es war der weitblickende Carvajal, dem dieser Auftrag zu Theil wurde. Er vereinbarte mit dem Kaiser das sogenannte Wiener Concordat vom 17. Februar 1448, welches, da sich die Ersatzfrage außerordentlich schwierig erwies, die Annaten dem Wesen nach bestehen ließ und nur Erleichterungen derselben und Abstellung der so zahlreichen Mißbräuche brachte oder richtiger versprach. Man ließ es sich im Reiche, wenn auch zum Theile spät und widerwillig, ebenso gefallen, wie schon am 12. Juli 1447 ein Convent der eugenianischen Fürsten zu Aschaffenburg sich mit den Bullen vom 5. und 7. Februar zufrieden erklärt, worauf der Kaiser durch das Patent vom 21. Aug. sich offen im Namen des Reiches dafür aussprach und auch die dissentirenden Fürsten, darunter Dietrich von Köln und der Pfalzgraf von Enea Silvio in persönlicher Mission, zur Obedienz gegen den Nachfolger Eugens IV. (Nicolaus V. = Thomas Parentucelli) bewogen wurden. Schon war auch für Enea Silvio nach so langer erfolgreichster Mühewaltung für seinen Herrn und Rom die Zeit der

Ernte gekommen. Als am 6. April 1447 Nicolo d'Aldegardi, Bischof von Triest, starb, da präsentirte der Kaiser Enea zum Nachfolger; aber noch ehe die Präsentation anlangte, hatte Papst Nicolaus Enea's Ernennung vollzogen. Anderweitige Anerkennung blieb nicht aus; freilich auch nicht der Haß und die Verachtung nicht blos so mancher der alten Freunde in Basel, sondern auch von Männern, die ohne persönlichen Antheil an diesen Dingen doch in dem Benehmen des P. den scharfen Gegensatz zwischen „Einst“ und „Jetzt“ erkannten. In der Zeit sind die sogenannten „Retractionen“ entstanden, in denen Enea die innere Folgerichtigkeit seines Thuns, auch wo der Schein gegen ihn zeuge, zu erweisen sucht oder offen seine ehemalige Haltung als menschliche Verirrung beklagt. Gehindert haben ihn derlei bittere Erlebnisse nicht an weiteren Erfolgen und weiterem Bemühen in gleicher Richtung. Zum erstenmale selbständig in weltlichen Dingen thätig führte der Elect von Triest nach dem Tode des letzten Visconti († 13. August 1447) in zweimaliger Mission (October-November 1447, Sommer 1449) die Verhandlung mit den Mailändern über ihren Eintritt in ein directes Schutzverhältniß zu dem Kaiser. Es war nicht seine Schuld, daß die in mehreren Momenten ziemlich aussichtsvolle Sache schließlich dennoch mißrieth. Enea hatte den nächsten Antheil an jenen ersten Berathungen über den Römerzug Kaiser Friedrichs III. 1447, so wie er, der seit 1444/45 die ungarisch-böhmischen Dinge und den künftigen Herrscher beider Reiche, den nachgeborenen Ladislaus sorgsam beachtete, zu gleicher Zeit den Versuch machte, seinen bischöflichen Pflichten direct zu entsprechen. Deshalb konnte der Sturz seines Gönners Schlick, der bald darauf starb (16. Juli 1449), Enea's Stellung zwar erschüttern aber nicht entwurzeln; er gewann eben nur Muße, wenigstens einige Zeit sich nach Triest zurückzuziehen. Alsdann, weil die Dinge im Reiche wie in den ladislav'schen Landen sich friedlicher anließen, der Kaiser den Plan seiner Krönung in Rom und zugleich seine Vermählung mit Leonor von Portugal ernstlich ins Auge faßte, da fand sich für die Verhandlungen mit den italienischen Staaten und um als frei persönlicher Vertreter die Heirathsberedungen am befreundeten Hofe König Alfonsos von Neapel zu pflegen, kein geschickterer Botschafter als der welterfahrene redegewandte Bischof von Triest, dessen treue Ergebenheit ebenso außer Zweifel stand, wie seine zahlreichen Verbindungen und sein ehrgeiziges Emporstreben für und gegen ihn sprachen. Im November 1449 ging Enea nach Italien voraus, in seiner jetzigen Eigenschaft nicht weniger am Platze als zuvor in der schwierigen Kirchensache, in Venedig, Ferrara, Bologna, Florenz, Siena, Rom, Neapel glänzend als Redner und Gelehrter, wie als Staatsmann und Dichter, dem Papste in Rom willig zur Hand, als es galt, der Forderung nach einem Concil in Frankreich mit der gleichen (fingirten?) Bitte des Kaisers um ein solches im Reiche zu begegnen, hier wie überall allein (1450) und an der Seite des Kaisers (1452) glücklich in dem, was er unternahm, geradezu Friedrichs III. vornehmster diplomatischer Berather. Das Bisthum seiner Vaterstadt Siena und damit der reichsfürstliche Stand, Sitz und Stimme in dem kaiserlichen Rathe waren der Lohn für solche Verdienste. Dazwischen finden wir Enea in Böhmen, erst auf dem Landtage zu Beneschau, wo er die Mission hatte, die auf die Auslieferung ihres jungen Königs dringenden Stände im Namen des kaiserlichen Vormundes zu weiterer Geduld zu mahnen — damals gewann er in persönlicher Beredung mit dem Gubernator Georg Podiebrad jene persönlichen Eindrücke von diesem merkwürdigen Mann, die dann, als Georg König, er selbst Papst geworden, wesentlich seine böhmische Kirchenpolitik bestimmten (Juli 1451); dann weilte er in Tabor, wo er, natürlich nutzlos, mit den Priestern disputirte, in Budweis, Krumman. Als apostolischer Legat für Deutschland mit dem Kaiserpaare aus Italien heimgekehrt, blieb Enea nicht minder des Kaisers

einflußreicher Rath auch in allen nichtkirchlichen Angelegenheiten, namentlich bei den Auseinandersetzungen mit den Oesterreichern, Böhmen und Ungarn in Wien (December 1452 bis Frühjahr 1453) nach der erzwungenen Auslieferung König Ladislaus, sowie in den Verhandlungen behufs endgültiger Beilegung zwischen deutschen Fürsten und Städten in Sachen des eben erst geführten Städtekrieges. Aber der Lohn, den er für solche Geschäftigkeit erwartete, für den sich seit den Tagen der Kaiserkrönung auch Friedrich III. bemühte, der Cardinalshut, ward Enea nicht zu Theil. Erst die gewaltige Bewegung, die nach dem Falle von Constantinopel (31. Mai 1453) durch Europa ging, brachte ihm als Frucht rastlosester Bemühungen die ersehnte Würde. Hier endlich trieben Enea mehr noch als Eigennutz und Ehrgeiz die Ueberzeugung von der ungeheuren Gefahr, mit der die anwachsende Osmanenmacht das christliche Abendland bedrohte, der wahre lebendige Eifer, zugleich für das Interesse der europäischen christlichen Cultur thätig zu sein. Es begannen für P. zur Zeit, als er vorzeitig alt und grau, auch von Gicht und Steinschmerzen vielfach heimgesucht und materiell keineswegs glänzend situirt, da der Kaiser überall karg war und die Einkünfte aus Siena mehr den armen Verwandten als Enea zu Gute kamen, um einen Urlaub angesucht hatte, mit der Agitation für einen allgemeinen Türkenzug der christlichen Völker und Fürsten neue Mühen, aber auch neue Aussichten auf Erfolge. Auf den Fürstencongressen und Reichstagen zu Regensburg (Mai 1454), Frankfurt (October, November 1454) und Wiener Neustadt (März, April 1455) glänzte der Bischof von Siena nicht nur als Vertreter des Kaisers und gewandter Redner und Diplomat, sondern er durfte auch von sich sagen, daß es ihm völlig ernst war um die Sache, für die er eintrat und daß er das unter den gegebenen Umständen mögliche leistete. Erzielt wurde freilich auf allen diesen Tagen nichts und der Cardinalshut, den er bei allem wahren Eifer doch niemals aus den Augen ließ, wollte sich trotz directer und indirecter Mahnung an maßgebender Stelle nicht zeigen. Dazu verhalfen ihm auch nicht die Anstrengungen, die er seit 1454 machte, um die Rückführung der böhmischen Utraquisten zur völligen Union mit der römischen Kirche zu erreichen und die Verdienste, die er sich gewiß auch um die Vereitelung jener ersten Pläne einer römischen Königswahl neben und gegen den Kaiser (1454, 1455) erwarb. Nicolaus V., der dem Kaiser versprochen hatte, bei der ersten Cardinalpromotion den Bischof von Siena zu berücksichtigen, starb, ehe er überhaupt zu einer Ernennung kam. Darum und des Aufenthaltes im rauheren Norden überdrüssig, blieb Enea, von dem Kaiser an der Spitze der Obedienzgesellschaft zu dem neuen Papste Calixtus III. (Rodrigo Borgia) gesandt, (Mai 1455) in Rom zurück, nach wie vor bestrebt, dem Kaiser zu dienen, erste Autorität in allen Angelegenheiten der deutschen Kirche, stets bedacht, gefördert von Friedrich III., König Ladislaus von Böhmen, König Alfonso von Neapel und unterstützt durch den gemeinsamen Eifer für den Türkenkrieg bei Calixt seine Erhebung zu betreiben. Trotzdem bei der ersten Nomination (20. Febr. 1456) übergangen, erreichte er schließlich aus geringfügigem Anlasse, was ihm so lange für die größten Verdienste um die Curie versagt worden war. Als Enea wegen eines Streites zwischen Siena und dem Condottiere Piccinino bei dessen Patron Alfonso von Neapel weilend, nicht bloß seiner Vaterstadt den Frieden gewann, sondern auch glänzende Verheißungen des Königs bezüglich des Türkenkrieges an die Curie heimbrachte, da wurde er am 18. December 1456 von dem hocherfreuten Papste endlich ernannt. Nun Cardinalpriester von Santa-Sabina blieb er doch kraft päpstlicher Dispens auch Bischof von Siena.

Auch im Purpur vergaß Enea die Mittel und Wege nicht, durch die er emporgekommen war. Obgleich er klug sich den herrschenden Borgias anschloß, wußte er doch auch die übrigen Mitglieder des hl. Collegiums, jeden in der

Weise, die sich aus Charakter und Neigungen ergab, zu gewinnen und in der Freundschaft zu erhalten; der Cardinal P. hatte unter seinen Genossen keinen Feind. Leider erstreckte sich diese Erinnerung auch auf seine Thätigkeit in den Gängen der deutschen Kirchenbewegung. Nicht daß er die päpstliche Correspondenz mit dem Kaiser, dem Könige von Ungarn und dem bei ihm weilenden Cardinal von S. Angelo (Juan Carvajal), und den deutschen Prälaten führte, auch nicht, daß er namentlich aus deutschen Pfründen sich sein Cardinalat dotiren ließ war dabei die Hauptsache: ersteres konnte ja in keine erfahrenere Hand gelegt werden, und wenn die Deutschen schon einmal in fremde Taschen zahlen mußten, so kam es nicht so sehr darauf an, ob es eine italienische oder etwa spanische war. Aber verhängnißvoll war, daß der Cardinal den kirchlich-reformatorischen Anläufen, welche nach kurzer Ruhepause Deutschland in den Jahren 1452—1457 sah, ebenso entschieden entgegentrat, wie zuvor 1444 bis 1448, wobei seine reiche Erfahrung, die Erinnerung an die Ueberwindung weit größerer Gefahren schwer ins Gewicht fielen. Denn verdienten auch die Männer, welche an der Spitze der Bewegung standen, Jacob von Trier und Dietrich von Mainz, ihre Niederlage vollends — den Papst zu bedrängen, damit er „mehr Acht und Auge habe auf die Obersten der Nation und denen ungebeten gebe, denen er jetzt, so sie bitten versagt", der nackte Egoismus also war ihr Zweck —, daß der „deutsche" Cardinal so gar kein Gefühl besaß für die wirklich schweren Schäden der deutschen Kirche, die sich sehr wol getrennt von den Personalien behandeln ließen, daß er auch im Purpur diese Dinge vom politischen und nicht vom seelenhirtlichen Standpunkte ansah, muß ihm mit Recht vorgeworfen werden; der Nation und der Kirche erwuchs daraus uneinbringlicher Nachtheil. So bleiben die Generalreservation auf deutsche Pfründer bis zu einem Jahreseinkommen von 2000 Ducaten, die er erlangte und verwertete, und seine Schreiben vom 31. August und 30. September 1457, in welchen er die bestehenden kirchlichen Ordnungen im Reiche in Schutz nahm, die Hauptpunkte seiner Deutschland berührenden Thätigkeit. Neben dieser und vielfach anderer Beschäftigung blieb dem Cardinal endlich die erwünschte Muße für seine humanistischen Neigungen: sein Rang, seine Mittel, seine Zeit und Kraft, die freilich leider im Vergehen war, all seine weitreichenden Verbindungen sind in ihren Dienst gestellt. Als Redner und Statistiker, als Historiker und Philosoph, als Gelehrter und Dichter hat Enea P. vor allem in den Jahren des Cardinalats seinen Ruhm begründet. Er weilte eben in Viterbo, wo er seine böhmische Geschichte redigirte, seine römische Geschichte schrieb, in stillem Behagen „die Summe seines bisherigen Lebens zog", als die Kunde kam vom Tode Papst Calixt III. († 6. August 1458), die ihn zum Conclave nach Rom rief. Am 19. August war er selbst Papst, nach heftigem Kampfe zwischen anderen Candidaten gern erkohren; am 3. September folgte die feierliche Krönung. Er nannte sich (wohl in Erinnerung an das vergilianische Attribut des Troers Aeneas) Pius (II.).

Noch mehr wie bisher müssen wir uns im Folgenden auf die auf Deutschland bezügliche Thätigkeit des neuen Papstes beschränken Hatte Pius II. auf vielfach gewundenem Wege sein Emporkommen gefunden: einmal Träger der dreifachen Krone hat er, soweit es ihm nach Charakteranlage, Bildung und Vergangenheit nur möglich war, seinen Beruf in ganzer Höhe zu erfassen sich bemüht und gestrebt, losgelöst von persönlicher Neigung und Meinung, was er an Zeit und Kraft noch besaß, nach seiner besten Einsicht der ihm anvertrauten Kirche zu widmen. Von den Tagen seiner Erhebung angefangen (am 13. October wurde der Beschluß gefaßt, den Mantuaner Congreß einzuberufen) bis zur Stunde seines Todes hat er mit rastlosem Eifer den gemeinsamen Zug des christlichen Abendlandes betrieben, ohne doch wesentliches zu erreichen. Aber sowie

er hier büßen mußte für so manche Schuld seiner Vorgänger, so waren die herben Erfahrungen gerade auf dem alten Felde seiner Thätigkeit, waren die bitteren Fehden mit deutschen Prälaten und Fürsten und dem Böhmenkönige Georg zum guten Theile Ergebniß eigensten Verschuldens. Was er als Bischof und Cardinal geübt, wirkte eben in den Tagen seines Papates nach. Er, der sich die reichste Erfahrung in den deutschen Dingen zutraute, hat hier die schwersten Fehler gemacht, weil er, durch momentane und zufällige Erfolge verleitet, sich nicht gewöhnt hatte, hinter den äußeren Thatsachen die wirkenden Ideen zu erkennen. Schon gleich der Mantuaner Congreß hat dies gezeigt. Wie schwer hielt es für ihn, obwohl er selbst zu rechter Zeit am Platze war, eine nur halbwegs angemessene Vertretung der deutschen Fürsten, den Kaiser nicht ausgenommen, zu erreichen, wie hart ging es bei der Verhandlung mit ihnen her, und als dann doch endlich gewisse Zusagen gemacht worden waren, so sah der Papst auch deren Erfüllung wieder noch an die Beschlüsse zweier Reichstage, zu Regensburg und Wien, geknüpft (1460), auf denen dann doch schließlich wieder alles verweigert wurde! Alles wie auf den Reichstagen überhaupt, über deren Verlauf und Unfruchtbarkeit P. einst selbst gespottet! Und sowie vor sechs Jahren die Fürsten die eigene Lässigkeit und Schuld beschönigt hatten, indem sie den Kaiser für die Zustände im Reiche, die ihnen jede Leistung für den Türkenzug verböten, verantwortlich machten, so erwuchs auch jetzt auf ähnlichem Boden eine neue oppositionelle Bewegung gegen das Oberhaupt der Kirche, dem man sich in der Türkensache versagt hatte. Sie fand reichliche Nahrung in den Conflicten, die zwischen dem ersten Prälaten des Reiches, dem Erzbischofe Diether (von Isenburg) von Mainz und dem Papste, dann zwischen diesem und dem Herzoge Sigmund von Oesterreich-Tirol immer heftiger entbrannten. Während aber in diesen beiden Fehden (sie werden hier nicht näher erörtert mit Rücksicht auf A. D. B. V, 164—170, Art. „Diether von Isenburg", und IV, 655—662, Art. „Cusanus", zu dem aber die biographische Skizze Herzog Sigismunds von Oesterreich-Tirol die nöthigen Ergänzungen zu bringen haben wird) die Curie bei aller moralischen Schädigung wenigstens eines formellen Sieges sich rühmen konnte, mußte der Papst erleben, daß der Streit mit dem utraquistischen Böhmen je länger desto weitere Kreise zog, und fiel das Ende seiner Tage, so schien es, geradezu mit dem Wiederausbruch der Hussitenkriege zusammen.

Nach dem Tode des Habsburgers Ladislaus († 23. Nov. 1457) war es dem verdienten Gubernator des Königreichs Böhmen durch eine keineswegs regelrechte Wahl gelungen, sich zum Herrscher seines Heimathlandes aufzuschwingen (2. März 1458). Er wußte dabei nicht bloß die katholischen Herren und Städte Böhmens durch die Verheißung völliger Duldung, ja ausgiebigen Schutzes für ihre Confession zu gewinnen, sondern erreichte vor der in altkatholischer Weise vollzogenen Krönung auch die Gunst der Kirche, indem er im geheimen selbst zum Katholicismus übertrat und sich eidlich verpflichtete, den rückhaltlosen Wiedereintritt der Utraquisten in die Liturgie der Kirche, die Aufgebung der Compactaten, durchzuführen. Darauf hin erkannte nicht blos Calixtus III. — offenbar von dem Cardinal P. berathen — und dieser selbst, als er Papst geworden war, den nationalen König an, sondern die Curie unterstützte ihn auch nachdrücklich bei seinen Bemühungen, die Anerkennung der katholischen Nebenländer Böhmens zu finden, namentlich bei der Aussöhnung mit dem mächtigen Breslau (Januar 1460). Aber sie wartete umsonst, daß der König sich offen als Katholik bekenne und die Union durchführe. Die Gesandtschaft, welche der König im Frühjahr 1462 in Rom hatte, überbrachte vielmehr statt der Aufgebung der Compactaten — der König hatte sich bei einem Versuche, Ostern 1461, überzeugt, daß er

Unmögliches versprochen hatte und seine offene Lossagung vom Kelche ihm die schwersten Conflicte, sehr wahrscheinlich die Krone kosten würde — die Bitte, der Papst möge, um den kirchlichen Frieden in Böhmen zwischen Katholiken und Utraquisten dauernd zu machen, die religiöse Stellung der letzteren durch die Bestätigung der Compactaten legitimiren. Statt nun die Bitten des Königs, von ihm nicht Unmögliches zu begehren, zu würdigen und sich mit seinen anderweitigen Erbietungen dafür — sie waren freilich zum Theile windig — zu begnügen, hielt Pius II. noch jetzt an seiner seit 1451 gehegten Ueberzeugung fest, die Union mit den Utraquisten sei durchführbar und der König im Stande, sie zu vollbringen, wenn er nur ernstlich für die Erfüllung seiner Krönungszusagen eintrete, wobei ihn ja die Curie mit allen Kräften unterstützen würde. Um dem Könige ja jeden Zweifel und Ausweg zu nehmen, sprach deshalb Pius II. in feierlichem Consistorium die Aufhebung der Compactaten aus (31. März 1462), und indem er einen Legaten, den bisherigen Procurator des Königs in Rom, Fantinus de Valle, nach Böhmen sandte, stellte er den König vor die Wahl, sich zu unterwerfen — das war der Krieg mit den Utraquisten —, oder zu trotzen: dann beschwor er als Meineidiger den Kampf mit Rom herauf. Daß P. damit mit dem schuldigen Könige ein unschuldiges Land in die Verheerungen eines Krieges riß, bewog den hl. Vater nicht zur Milde. Der König erklärte sich für sein utraquistisches Volk, und indem er sich bemühte, die eigenen Lande in Ruhe zu halten, womöglich auch seine katholischen Unterthanen zu sich herüberzuziehen, was freilich mißlang, und seine Stellung im Reiche Böhmen zu stärken, begann er ungesäumt den diplomatischen Kampf mit der Curie, welcher es ihr thatsächlich unmöglich machte, trotz der wachsenden Erbitterung des hl. Vaters gegen den Hussitenkönig von ihren Strafmitteln Gebrauch zu machen. Denn in dem Kaiser und einer Anzahl deutscher Fürsten gewann der König, wenn auch sein großer Plan eines europäischen Fürstenbundes, der ihm eventuell auch gegen Rom Deckung leihen sollte, versagte, aufrichtige Bündner und Fürsprecher. Namentlich aber war es die Rücksicht auf den an die Hülfe des Böhmen gewiesenen Kaiser, dem jener auch aus seiner von den Wienern belagerten Burg half, was Pius II. zu stets neuem Zögern und neuer Verhandlung vermochte. Erst als alle Aussicht auf friedliche Verständigung, darauf, daß der König seine gegebenen Zusagen je erfüllen werde, verschwunden war, anderseits diesem ebenso in dem unzufriedenen böhmischen Herrenstande Gegner erwuchsen, wie er seinerseits das im Schutze des Papstes befindliche Breslau feindlich bedrohte, da schritt Pius II., ungern und widerwillig — es lag darin das Eingeständniß langen Irrthums und der Keim zu gewaltigen Kämpfen, für welche die Kirche keineswegs die Mittel bereit hatte — zur Citation des wortbrüchigen Königs im Consistorium vom 16. Juni 1464. Andern Tags erhob er sich, persönlich an dem Zuge gegen die Türken theilzunehmen. Da traf ihn, während er die Flotte der Venezianer in Ancona erwarte, im Angesicht derselben der Tod, am 14. August 1464. Die Citationsbulle gegen den Böhmenkönig blieb unausgefertigt.

Pius' II. Wesen und Charakter erhellt aus dem Vorhergehenden. War er, wie er so oft genannt wird, Apostat? Wohl stand er erst auf der Seite der Basler und ward dann der entschiedene Verfechter der Principien Eugens IV; die Basler mochten ihn wol als Apostaten ansehen. Bezeichnet aber Apostasie den Wechsel der Ueberzeugungen oder richtiger die Verleugnung seiner besseren Meinung andern Anschauungen gegenüber wegen äußerer Vortheile, dann verdient Enea P. so wenig, ja weniger noch als etwa Julian Cesarini in solcher Weise gebrandmarkt zu werden. Legte Julian, ein warmer Freund der Reform, sie schmerzerfüllt zur Seite, als er die Maßnahmen des Concils nicht mehr vor sich zu rechtfertigen wußte und stellte er sich dann rückhaltlos in die Dienste Roms,

so trieb der junge lebenslustige blutarme Sanese erst steuerlos im Gewoge der Meinungen, jener klug huldigend, die ihm Brod und Aussichten gab, um erst in späteren Jahren die Principien des römischen Hofes zu den eigenen zu machen und ihnen sein ganzes Können zu widmen. „Er war" — des Dichters Wort auf ihn angewendet — „ein Kämpfer, denn er war ein Mensch."

Vgl. G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter. 3 Bde. Berlin 1856—1863; der trefflichen Forschung entspricht aber nicht die Höhe des Gesammturtheils Voigts. — L. Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance I (bis zur Wahl Pius II.), Freiburg 1886, hat unsere bezügliche Kenntniß wenig gefördert. — Für die Periode von 1452—1464: A. Bachmann, die ersten Versuche einer römischen Königswahl unter Friedrich III., Forsch. zur deutsch. Gesch. XVII. (1877). — A. Bachmann, Ein Jahr böhmischer Geschichte, Arch. f. österr. Gesch. LIV. — G. Voigt, Georg von Böhmen, der Hussitenkönig. Histor. Zeitschr. V (Neue Folge, 1861). — A. Bachmann, deutsche Reichsgeschichte unter Friedrich III. und Max I., I, Leipzig 1884. — Die für die Zeiten der Neutralität (1438—1447) gebrachten neuen Anschauungen nach einer demnächst zur Veröffentlichung gelangenden größeren Abhandlung des Verf.

A. Bachmann.

Pixis: Friedrich Wilhelm P., Violinvirtuose und tüchtiger Musikdirector, geboren 1786 zu Mannheim, wo sein Vater Organist war, zeigte schon als Knabe so bedeutende musikalische Anlagen, daß er bereits nach einigen Jahren Violinunterrichts öffentlich auftrat. Sein jüngerer Bruder, Joseph Peter dagegen, zeigte nicht geringere Fertigkeit als Clavierspieler und so zog der Vater mit seinen beiden kleinen Söhnen in der Welt herum und ließ sie hören. In Hamburg hatte Friedrich Wilhelm das Glück, einige Monate den Unterricht Viotti's zu genießen und dies legte, durch sein außerordentliches Talent unterstützt, den Grund zu seiner soliden Fertigkeit, die alle Nebenbuhler aus dem Sattel hob. Nach zwölfjährigem unsteten Herumreisen siedelte sich der Vater in Wien an und übergab seine beiden Knaben dem berühmten Albrechtsberger. Doch die strengen Studien wurden bald wieder unterbrochen durch die Anziehungskraft des lustigen Reiselebens, und nun gingen die Brüder 1810 allein in die Welt. Der ältere Bruder fand aber bereits in Prag den Ort seiner ferneren alleinigen Thätigkeit, denn dort war man eben im Begriff ein Conservatorium für Musik ins Leben zu rufen, und man wußte Friedrich Wilhelm so zu fesseln, daß er eine Professur für das Violinspiel an demselben annahm. Später übernahm er noch die Leitung des Theaterorchesters und die Direction der Tonkünstlergesellschaft. Sein Ruf als Lehrer zog manchen Kunstjünger nach der böhmischen Hauptstadt und ebenso lag die Pflege der Musik in Prag fast einzig in seiner Hand. Seine Quartettabende werden von den Zeitgenossen als der höchste musikalische Genuß geschildert. Durch eine angestrengte und aufregende Thätigkeit untergrub er seine Gesundheit und obgleich er mehrfach Heilung in Bädern suchte, verschied er bereits am 20. October 1842. Als Componist ist er nur durch eine Sonate bekannt, während sein Bruder Joseph Peter in allen Musikformen zahlreiche Werke veröffentlicht hat, die aber nur ein mittelmäßiges Talent verrathen. Friedrich Wilhelm's Thätigkeit erstreckte sich auf das Lehrfach und die Verbreitung guter Musik und hat sich dadurch nicht nur für Prag, sondern durch den großen Kreis seiner Schüler, die er in alle Welt sandte, einen gerechten Anspruch auf allgemeine Anerkennung erworben.

Rob. Eitner.

Placcius: Vincent P., Polyhistor, 1642—1699. Er wurde in Hamburg am 4. Februar 1642 als der jüngere Sohn des Arztes Dr. Johannes P. geboren. Der Vater, eines thüringischen Pfarrers, Nicolaus Plakke, Sohn, war nach medicinischen Studien in Jena und Rostock als Hofmeister vornehmer Herren viel in der Welt herumgekommen, war dann Professor der Medicin in Jena geworden und hatte sich schließlich in Hamburg als Arzt niedergelassen, wo er 1644 einer der Begründer des Collegium medicum und 1653 Subphysikus wurde. Er starb 1656; von den beiden Söhnen war der ältere, Johannes, ebenfalls Arzt in Hamburg und Mitglied des Collegium medicum, fand aber in Geisteszerrüttung ein frühes Ende. Der jüngere Sohn, Vincent, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer und besuchte dann seit 1656 das Hamburgische Gymnasium academicum, unter dessen Lehrern der Professor Michael Kirsten ihn besonders anzog. 1659 bezog er zusammen mit seinem Bruder die Universität Helmstädt, verließ diese aber bereits 1660, um mit dem Professor Joh. v. Felde einige Zeit auf dessen Landgute Neukirchen zuzubringen. Im J. 1661 studirte er in Leipzig, machte von dort aus eine Reise zu Verwandten in Wien, mußte hier aber krankheitshalber ein volles Jahr verbleiben. Nach seiner Wiederherstellung besuchte er Italien, arbeitete auf verschiedenen Bibliotheken, soll auch eine Anstellung bei der Bibliothek in Padua erhalten haben, und begab sich dann nach Frankreich. Eine neue schwere Erkrankung hielt ihn in Orleans fest; hier ließ er sich nach seiner Genesung zum Licentiaten der Rechte promoviren, besuchte dann Paris und kehrte durch Holland erst 1667 nach Hamburg zurück. Hier ließ er sich zunächst als Advocat nieder, begann aber auch bald Vorlesungen am akademischen Gymnasium zu halten und wurde am 11. Januar 1675 zum Professor an dieser Anstalt ernannt. Mit vielen litterarischen Arbeiten und einem großen Briefwechsel (u. a. mit den beiden Gronovius, Jak. Thomasius, Leibnitz) beschäftigt, führte er ein stilles Gelehrtenleben; seine Kränklichkeit hinderte ihn an größerem Verkehre, sein bedeutendes Vermögen gestattete ihm aber eine, namentlich auch seinen Schülern zu Gute kommende, Gastlichkeit in seinem Landhause in Nienstädten an der Elbe. Er starb unverheirathet am 6. April 1699; in seinem Testamente begründete er u. a. eine große Stipendienstiftung für Studirende, die seinen Namen noch erhält, auch eine Stiftung für Proselyten aus dem Judenthume; seine namhafte Bibliothek vermachte er der Hamburger Stadtbibliothek. Seine zahlreichen Schriften verschiedensten Inhalts (juristische, philosophische, theologische, namentlich auch Gedichte) haben keinen dauernden Werth; ein vollständiges Verzeichniß bietet das Hamburger Schriftsteller-Lexikon.

Edzardus, epitaph. . . V. Placcii in Fabricius, mem. Hamb. IV, S. 436—454. — Moller III, S. 542—559. — Hoffmann, Hamburgische Bibliophilen im Serapeum, 1857, S. 113—128. — Petersen, Gesch. der Hamb. Stadtbibliothek, S. 54 u. a. a. O. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon, VI, S. 59—66. — V. Placcii Stipendiaten-Ordnung. 1699.

R. Hoche.

Placotomus: Johann P., eigentlich Brettschneider geheißen, 1514 zu Murstadt geboren, wurde auf der Universität Wittenberg, auf der er sich während der Studienzeit so auszeichnete, daß ihn Ph. Melanchthon einer vertrauteren Freundschaft würdigte, 1541 Magister und 1540 Doctor der Medicin. Gegen Ende des Jahres 1543 folgte er einer Berufung zur medicinischen Professur an der Universität Königsberg. Mit großem Fleiße hat er dies sein Amt bis zum Jahre 1550 verwaltet, wo er wegen seiner Opposition gegen den eben nach Königsberg berufenen Osiander beim Herzog Albrecht in Ungnade fiel und seinen

Abschied erhielt. Nach manchen widerwärtigen Machinationen, die darauf folgten, siedelte er 1552 nach Danzig über, dessen oberster Stadtbehörde er bereits 1549 eine Schrift („de natura cerevisiarum“) gewidmet hatte. Mit Wohlwollen ward er hier aufgenommen; er erhielt das Amt eines „Stadtsyndicus“ und 1555 die Verwaltung der nach seinem Gutachten neu eingerichteten „Rathsapotheke“, die nun seinen Händen bis an seinen Tod anvertraut blieb. Für diesen seinen Nebenberuf war P. auch schriftstellerisch thätig; er gab ein „Compendium pharmacopoeae“ (Antverp. 1560 und Lugd. 1561 in 12°), eine „Epistola de destillationibus chymicis“ (Francof. ad Viadr. 1553, 8°) und andere Tractate heraus. Sein Amt als Physikus der Stadt versah er sowohl durch Vorschläge sanitärer Maßregeln, die er dem Rathe empfahl, als auch durch populäre Schriften, wie z. B. durch den „Bericht wie man sich in dem fürfallenden Sterbenslauff der Pestilentz verhalten mag, dem gemeinen Mann der löbl. Stadt Danzig zu gute geschrieben.“ Dantzig 1564 (4°). Als Arzt genoß er ein großes Ansehen, wie ihn denn der Marschall Nic. Radziwil von Litauen zu seinem Leibarzte angenommen hatte, und er gab diesem Ansehen eine größere Verbreitung durch eine Anzahl von Schriften, die nach ihrer mehrfachen Wiederherausgabe zu schließen des Beifalls nicht entbehrten. Unter diesen Schriften ist besonders zu nennen „Doctrina de tuenda sanitate“, die in mehrfachen Formen, z. B. mit Hessii libellus de tuenda valetudine verbunden, und an mehreren Orten, Elbing, Paris, Frankfurt erschien. — Nicht minder war er nach einer andern Richtung hin thätig, in Bezug auf die Einrichtung und Lehrpläne des Danziger Schulwesens. Das in genannter Stadt angelegte Particulare hatte, trotzdem der Rath bedeutende Männer ins Rectorat berufen hatte, nicht recht gedeihen wollen, theils weil die Mittel zur Lehrerbesoldung und Einrichtung noch kärglich waren, theils weil der Unterricht nicht nach festen, klaren Grundsätzen ertheilt wurde. Die Männer, welche damals an der Spitze des städtischen Gemeinwesens standen, besonders der Bürgermeister Constantin Ferber, erkannten das recht wohl, und eifrig auf Verbesserung des heimischen Schulwesens bedacht, wandten sie sich an P., dem man als einem vertrauten Freunde des „communis praeceptor Germaniae“ eine vollkommene Kenntniß der Melanchthonischen Grundsätze zutraute und der sich im Unterrichten bewährt hatte. P. verfaßte in Folge dieser Anfrage eine Anzahl pädagogischer Schriften, unter denen eine besonders wichtig war: „Bericht von Bestellung Lateinischer Schulen“ (Königsb. 1568, 8°). Ihre trefflichen Grundsätze wurden, trotzdem die Lehrer des „Particulare“ eine Gegenschrift ausgehen ließen und P. als einem Arzte ein Urtheil in Schulsachen absprachen, in die Ordnung der Marienschule aufgenommen, nur nicht bei der Einrichtung der niederen Schulen, was diesen zu nicht geringem Schaden gereichte. Dieselben Rathschläge gab P. auch den Elbinger städtischen Behörden, wie seine Schrift bezeugt: „Ratio docendi juventutem, usque dum in academias transmitti possit, ad Senatum Elbingensem“ (Lips. 1566, 8°). Neben diesen die Grundsätze des Schulunterrichts erörternden Abhandlungen hat P. auch Hilfsbücher für einige Disciplinen des Unterrichts, z. B. für die Dialectik verfaßt. Er starb gegen Ende des Jahres 1576 oder in den ersten zwei Monaten des Jahres 1577.

Dav. Placotomus, epicedia. Pat. 1578. 8°; Ephr. Praetorius, Athenae Gedanenses, Lips. 1713, 8°, S. 30—33. — Schnaase, Johann Placotomus und sein Einfluß auf die Schule in Danzig. Danzig (o. J.) 8°. — Ludovici von Hammen, vitae medicorum Gedanensium. Handschrift der Danziger Stadtbibliothek. — Einzelheiten: van der Linden, de scriptis medicorum. Amstelod. 1651, S. 381. — Toeppen, die Gründung der Universität

Königsberg, Königsb. 1844, 8°, S. 146. 172. 176—188. — Theod. Hirsch, Gesch. des akadem. Gymnasiums in Danzig, Danzig 1835, 4°, S. 10—11.

Bertling.

Plamann: Johann Ernst P., Schulmann, geb. am 22. Juni 1771 zu Repzin in der Neumark, † zu Berlin am 3. September 1834, besuchte in Berlin die königliche Realschule und das Joachimsthal'sche Gymnasium. Michaelis 1790 bezog er mit dem Zeugniß der Reife die Universität Halle, wo er bis 1793 Theologie studirte. Nachdem er einige Jahre in Neustadt-Eberswalde im Hause eines Schwagers gewohnt und seine Prüfungen bestanden hatte, begab er sich 1797 wieder nach Berlin, unterrichtete dort an Privatschulen und las eifrig die alten Classiker. Eine kleine Schrift über weibliche Koketterie, die er damals verfaßte, scheint ungedruckt geblieben zu sein. Auf des Dichters Tiedge Anregung las er Pestalozzi's Schriften und faßte den Entschluß, Pestalozzi zu besuchen, um unter seiner Führung und Belehrung sich von dem geisttödtenden Schlendrian loszureißen, dem er bisher im Lehrgeschäft habe dienen müssen. Am 8. Mai 1803 trat er seine Reise nach der Schweiz mit geliehenem Gelde an und wurde in Burgdorf von Pestalozzi mit herzlicher Wärme und großer Auszeichnung empfangen. Sie schlossen eine auf gegenseitige Anerkennung gegründete Freundschaft, und Pestalozzi wollte den neuen jungen Freund und begeisterten Anhänger seiner Lehre gern für seine Anstalt gewinnen. Allein P. zog es vor, unabhängig sich im engeren Vaterlande einen eigenen Wirkungskreis zu schaffen und dort „den Samen des Guten, den er in Burgdorf gefunden, auszustreuen". Kaum war er in Berlin wieder angelangt, so erbat er die königliche Erlaubniß zur Begründung einer Erziehungsanstalt nach Pestalozzi's Methode. Die allerhöchste Genehmigung erfolgte noch vor Ablauf des Jahres 1803, die Eröffnung der Anstalt kam aber erst im Herbst 1805 zu Stande. Bald wurde sie als Musteranstalt betrachtet und von den Behörden eifrig gefördert. Sie bestand bis zum Jahre 1827, erfuhr aber 1812 eine Unterbrechung und durchgreifende Abänderung, indem sie aus einer Schule in eine Erziehungsanstalt umgewandelt wurde, damit nachdrücklich gezeigt werden könne, daß die rechte Unterweisung sich auf Erziehung gründen müsse. Plamann's Bedeutung liegt in der Leitung dieser Schule und Erziehungsanstalt, welche die Schüler bis zur Tertia eines Gymnasiums vorbereitete. Er hatte ein besonderes Geschick und Glück in der Wahl der Lehrer, und eine verhältnißmäßig große Zahl derselben hat sich nicht nur an seiner Anstalt bewährt, sondern später in der weiteren Wirksamkeit sich einen bedeutenden Namen verschafft, so z. B. Friedrich Friesen (vgl. A. D. B. VIII, 188), Jahn (eb. XIII, 662), Harnisch (eb. X, 614), Dreist (eb. V, 395), Eiselen (eb. V, 763), Klöden (eb. XVI, 203), Fröbel (eb. VIII, 123), August (eb. I, 683). P. selbst hielt sich eng an die Lehrweise Pestalozzi's und entschloß sich oft erst nach langem Streit, der durch seine krankhafte Gereiztheit bisweilen einen heftigen Ton erhielt, seinen Lehrern nachzugeben, die weniger auf Pestalozzi's Methode Werth legten, als auf seine Grundgedanken und Ziele, sowie auf sein Beispiel in der begeisterten Hingabe an seinen Beruf. Aber P. ließ eben schließlich den Lehrern doch die erforderliche Freiheit und wußte in der Anstalt einen vortrefflichen Geist frischester Fröhlichkeit, ernsten Lehr- und Lerneifers und ungeheuchelter Gottesfurcht und Vaterlandsliebe zu wecken und zu erhalten. Die Schüler waren meist Söhne wohlhabender und angesehener Eltern und haben vielfach später hohe Stellungen erreicht. Noch in den letzten Jahren ihres Bestehens hatte die Anstalt den heutigen Reichskanzler Fürsten Otto von Bismarck unter ihren Schülern. Die Regierung erkannte Plamann's Verdienste um die Entwickelung und Verbreitung Pestalozzischer Gedanken an. Wie sie eine Reihe junger Männer zu Pestalozzi in die Schweiz geschickt hatte, so ließ

sie auf ihre Kosten Harnisch und Schmidt an der Plamann'schen Anstalt zu Lehrern ausbilden, und später gab sie an P. einen Zuschuß von 800 Thalern mit der Bedingung, daß er Studirende, andere junge Männer, Lehrer und Geistliche, welche das Ministerium ihm zusenden würde, mit der Einrichtung seiner Anstalt genau bekannt mache. Am 8. Mai 1818 wurde ihm das Prädicat Professor verliehen. Von geringerer Bedeutung als Plamann's praktische Thätigkeit sind seine Schriften. Er veröffentlichte 1805: „Anordnung des Unterrichts für die Pestalozzische Knabenschule in Berlin“, und: „Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's Methode“; ferner 1806: „Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts“, Berlin, 1 Theil in drei Heften (das erste Heft ist von D. F. Schmidt ausgearbeitet). 1812 folgte: „Bericht an das Publikum über die nothwendige Veränderung meiner Anstalt“. Sodann: „Beiträge zur Vertheidigung der Pestalozzi'schen Methode“, Heft 1 u. 2, 1812. 1815; „Zurechtweisung des Herrn Directors Snethlage in seinem abermaligen Eifer über Pestalozzi's Methode“, 1814. Außerdem ließ er durch Klöden auf 24 großen Tafeln eine große Anzahl von Thierbildern in Kupfer stechen. Wegen zunehmender Kränklichkeit löste er 1827 die Anstalt auf. Trotz wiederholten Gebrauchs der Bäder in Teplitz und in Suderode, welche letztere er im „Freimüthigen“ 1832 ihrer heilkräftigen Wirkungen wegen öffentlich empfahl, genas er nicht wieder von seinem quälenden Hustenleiden. Seine sterbliche Hülle wurde am 6. September 1834 auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore in Berlin bestattet, auf welchem auch Schleiermacher wenige Monate vorher gebettet worden war.

J. E. Plamann von Dr. Franz Bredow, Breslau 1836. — W. Harnisch, Mein Lebensmorgen, herausgeg. von Schmieder, Berlin 1868. — Jugenderinnerungen Karl Friedrichs von Klöden, herausgeg. von Max Jähns, Leipzig 1874. — Bildnisse der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner älterer und neuerer Zeit, Quedlinburg und Leipzig, 5. Lieferung.

Jonas.

Plancius: Peter P., Theolog und Kosmograph, geboren 1550 (nach Einigen 1552 zu Dranoutre in Flandern), † zu Amsterdam am 25. Mai 1622. Nach theologischen Studien in Deutschland und England predigte P. 1576 in Flandern und Brabant, 1577 bei Mecheln, in Löwen und Brüssel und wurde 1578 Prediger in Brüssel. Als der Herzog von Parma sich 1585 dieser Stadt bemächtigte, floh P. im Gewand eines Soldaten nach Holland und wurde noch im gleichen Jahre Prediger in Amsterdam, wo er ebensowohl durch seine Theilnahme an der nationalen Bewegung als seine leidenschaftliche Vertretung der reformirten Lehren, gegenüber den Lutherischen und Arminius sammt seinen Anhängern, den Remonstranten, sich bekannt machte. Bleibende Schätzung hat des Plancius Theilnahme an der Vorbereitung der maritimen Expansion der Niederländer am Ende des 16. Jahrhunderts gefunden. Er war auf geographischem Gebiete wohlbewandert und hat auch im Kartenzeichnen Achtungswerthes geleistet. Jeannin, welcher 1608 mit P. und Le Maire über maritime Unternehmungen sich besprach, bezeichnet jenen als „großer Cosmograph, wohlbewandert in der Kenntniß sowohl des östlichen als des westlichen Indiens, da er viel mit den Kaufleuten, Piloten und Matrosen verkehrt, welche Reisen gemacht haben“. Auf seinem Bildniß von Delfius heißt er Theologus et Mathematicus und Lafaye beglückwünschte die Niederländer Undis et terris, coeloque Batavia felix Monstrata a te si scit inire vias. Wesentlich seinem Rathe folgten die niederländischen Seefahrer und Kaufleute, als sie Verbindungen mit China anknüpften und für die ersten Indienreisen soll P. die Seekarten gezeichnet haben, mit deren Hülfe sie ihre Wege machten. Aber sein größtes Verdienst um die Schiffahrt, und nicht bloß seiner

Landsleute, liegt in der Construction einer Declinationstafel, welche die östliche und westliche Abweichung der Magnetnadel auf dem Raume zwischen Corvo und Canton zeigt. Stevinus, der diese „mit großen Kosten und unter beständiger Arbeit“ zusammengetragene Tafel im 5. Buche seiner Geographie mittheilt, nennt, indem er im Sinne des Mercator sich große Vortheile für die praktische Schifffahrt von derselben verspricht, den „sehr gelehrten Geographen“ P. ihren ersten Erfinder. Durch Sammlung von Büchern, Karten und Manuscripten über geographische Dinge hat P. sich ähnlich wie sein Zeitgenosse Hakluyt verdient gemacht. Bezeichnend für die Theilnahme des Plancius an den Errungenschaften des Zeitalters der Entdeckungen ist die Thatsache, daß Hendrick Hudson seine große letzte Entdeckung, die des östlichen Einganges in die Hudsonsbai, nicht ohne Hülfe des Logbuches der sonst wenig bekannt gewordenen Waymouth’schen Expedition von 1582, welches P. ihm übergeben hatte, gemacht hat. Daß ein so werthvolles Document in die Hände des Amsterdamer Predigers gelangte, deutet mindestens auf die Ausdehnung seiner Verbindungen hin. In diesem Logbuch mußte der Eingang in die Hudsonstraße, den Waymouth unter 61° 40′ gesehen, verzeichnet sein. Den Rathschlägen des Plancius, die wohl durch Karten unterstützt waren, begegnet man auch bei den Versuchen der Niederländer, die nordöstliche Durchfahrt zu finden und wohl ist hauptsächlich auch ihm die besonders rege Theilnahme Amsterdams und besonders dessen zähe Ausdauer in diesen zunächst sehr wenig lohnenden Fahrten zu danken. In Anlehnung an Mercator vertrat P. das eisfreie oder wenigstens fahrbare Eismeer, indem er voraussetzte, daß der rasche Wechsel der Gezeiten kein Packeis zur Festsetzung werde kommen lassen. Ueber alle diese und andere Leistungen und Meinungen des Plancius sind wir leider nur durch die Zeugnisse seiner Zeitgenossen unterrichtet, denn von selbständigen Veröffentlichungen desselben auf geographischem Gebiete kennen wir nur einige Karten, unter denen die 1594 gezeichnete Planisphärenkarte, welche als Beigabe zu Linschotens Itinerarium ofte Schip-vaert naer Oost Indien 1596 und in den späteren Auflagen erschien, besonders genannt zu werden verdient. Die saubere und für diese Zeit richtige Zeichnung, welche die Ueberfüllung vermeidet, erinnert an die Arbeiten Mercators, dessen Traditionen P. unter den Zeitgenossen am eifrigsten und gründlichsten gepflegt hat.

Glasius, Godgeleerd Nederland III, 100 f. — Stevin, Oeuvres mathématiques, Ed. 1634, Libr. V, Defin. I. — Les négotiations de Mr. le Président Jeannin, 1659, 1, 606. F. Ratzel.

Planck: Gottlieb Jakob P., protestantischer Theolog und Kirchenhistoriker, geboren am 15. November 1751 zu Nürtingen im Herzogthum Württemberg, † am 31. August 1833 in Göttingen. — Als ältestes von 16 Geschwistern frühe zum Studium der Theologie bestimmt, durchlief er den gewöhnlichen Bildungsgang eines württembergischen Theologen als Lateinschüler in Nürtingen, als Klosterschüler zu Blaubeuren und Bebenhausen 1763—65, als Student der Theologie und herzoglicher Stipendiat in Tübingen 1765—74, wo die Philosophen Ploucquet und Bök, die Theologen J. Fr. Reuß, J. Fr. Cotta, Chr. Fr. Sartorius &c. seine Lehrer waren und wo innige Freundschaft den gemüthlichen und strebsamen, wissenschaftlich wie poetisch reichbegabten Jüngling mit gleichaltrigen Studiengenossen, wie Spittler, Georgii, Geß, Abel &c. verband. Er wurde 1771 Magister, bestand 1774 sein theologisches Examen, wurde Vicar und 1775—80 Repetent in Tübingen, wo er sich mit allerlei litterarischen Arbeiten (z. B. einem 1779 erschienenen Roman: „Tagebuch eines neuen Ehemannes“ &c.), insbesondere aber mit geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Studien beschäftigte. 1780 ging er als Stadtvicar nach Stuttgart, wurde aber schon 1781 an der dortigen hohen Karlsschule als Prediger und Professor an-

gestellt und gründete hier seinen Hausstand durch seine Verheirathung mit Johanna Luise geb. Schickhard. In dieser Zeit vollendete er seine schon zu Tübingen begonnenen Vorarbeiten zu den zwei ersten Bänden seiner „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes“, die 1781—83 in erster Auflage zu Stuttgart erschienen. Das Werk fand so günstige Aufnahme, daß P. besonders auf seines Freundes Spittler Veranlassung 1784 nach dem Tode von W. Fr. Walch als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte nach Göttingen berufen wurde. Im Herbst 1784 trat er sein neues Amt an der damals noch in ihrer ersten Blüthe stehenden Georgia Augusta an, zu deren hervorragendsten Zierden er nun fast ein halbes Jahrhundert lang gehörte. Seine Vorlesungen umfaßten Kirchen- und Dogmengeschichte, Dogmatik und Symbolik, theologische Encyklopädie und Methodologie, einigemal auch Geschichte der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts. Obgleich sein äußerer Vortrag nicht glänzend, sein stark ausgeprägter schwäbischer Dialekt für norddeutsche Ohren störend war: so sammelte er doch durch die Gründlichkeit seiner Forschung, durch die Klarheit seiner Darstellung, durch den Ernst und die Milde seines Urtheils ein zahlreiches und treuergebenes Auditorium um sich (vgl. die Schilderungen seiner Schüler E. Henke, Fr. Lücke, Schläger, Mohnike, Oehme ꝛc. aus verschiedenen Zeiten seiner Wirksamkeit). In Planck's äußerer Stellung änderte sich seit seiner Uebersiedelung nach Göttingen wenig mehr; er war als dritter Ordinarius neben Leß und Miller in die Facultät eingetreten, rückte aber schon 1792 nach Miller's Tod und Leß' Abgang nach Hannover zum Primarius auf, während Schleusner und Ammon, Stäudlin und Pott, zuletzt auch noch sein Sohn Heinrich P., Gieseler und Lücke ihm als Collegen zur Seite standen. Am Jubiläum der Universität (17. September 1787) erhielt er von Tübingen aus die theologische Doctorwürde, 1791 wurde er zum Consistorialrath, seit 1795 mit Sitz und Stimme im hannoverschen Consistorium, 1800 zum Ephorus der hannoverschen Theologen, 1805 zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Göttingen, 1811 unter der westfälischen Regierung zum Präsidenten eines neu errichteten Consistoriums für das Leinedepartement, 1817 von der wiederhergestellten hannoverschen Regierung zum Ritter des Guelphenordens, 1828 zum Abt des Klosters Bursfelde, 1830 zum Ober-Consistorialrath, 1831 zum Commandeur des Guelphenordens und Ritter des württembergischen Kronenordens ernannt. Auch in akademischen Verwaltungsgeschäften (als Senatsmitglied, als Decan und Prorector, als Curator des Waisenhauses, der Professoren-Wittwenkasse ꝛc.) war er vielfach thätig und zeigte in praktischen Dingen wie in seinem eigenen Haushalt viel Umsicht und Takt, eine musterhafte Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Am 15. Mai 1831 feierte er sein Professorenjubiläum, zwar nach seinem ausdrücklichen Wunsche in aller Stille, aber doch unter der herzlichen und ehrenden Theilnahme seiner Collegen und Freunde, sowie von 14 auswärtigen theologischen Facultäten, die ihn durch Adressen oder Festschriften begrüßten (Verzeichniß derselben in den Gött. Gel. Anz. 1831, Stück 82). Nur noch kurze Zeit überlebte der allverehrte Greis diesen Glanzpunkt seines Lebens: nachdem er im September 1831 seinen hoffnungsvollen, aber an unheilbarer Krankheit früh dahinsiechenden Sohn, Heinrich Ludwig (s. d.), dann seine in 52jähriger Ehe mit ihm innig verbundene Frau vor sich hatte hinsterben sehen, folgte er dieser nach wenigen Monaten und nach kurzem Unwohlsein am 31. August 1833 im 82. Lebensjahre.

Seinen theologischen Standpunkt bezeichnet P. selbst als den eines „rationellen Supranaturalismus“; denn beides steht ihm gleich fest: die Vernünftigkeit wie die Göttlichkeit des Christenthums. Auch der fortschreitenden Aufklärung

gegenüber kann er sich nicht davon überzeugen, daß er den Begriff einer unmittelbaren Gottesoffenbarung aufgeben müßte; aber er ist sich auch deutlich der Kluft bewußt, die ihn und die ganze moderne Theologie von der alten Orthodoxie scheidet. Und zwar erkennt er den wesentlichen Fortschritt, den die theologische Wissenschaft seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gemacht, vorzugsweise in einem Dreifachen: in der Forderung einer strengeren kritischen und exegetischen Begründung der christlichen Glaubenswahrheiten, in der Anerkennung des Rechtes der freien Forschung, in der Toleranz und Gerechtigkeit gegen Andersdenkende. Eben damit bezeichnet P. auch die Punkte, in denen er selbst in die theologische Entwickelung einzugreifen sich berufen glaubt. Mit der exegetischen Begründung des dogmatischen Systems hat er allerdings nur vorübergehend sich befaßt in einer Tübinger Dissertation über den obersten Grundsatz protestantischer Schriftauslegung (Diss. theol. de canone hermeneutico etc. 1774). Dasjenige Gebiet aber, zu welchem er frühe schon durch eigene Neigung und Begabung, wie durch äußere Anregungen (durch Cotta, Lebret, Spittler u. a.) sich hingezogen fühlte und worin er mit richtiger Selbstbeurtheilung seine eigentliche Lebensaufgabe erkannte, ist das der historischen Theologie, der kritischen Geschichtsforschung und der pragmatischen Geschichtsdarstellung.

Die beiden kirchenhistorischen Hauptwerke Plancks sind seine „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" und seine „Geschichte der Kirchenverfassung". Das erstere (u. d. T. „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs von Anfang der Reformation bis zur Einführung der Konkordienformel", Leipzig 1781—1800 in 6 Bänden; Bd. I und II in zweiter Auflage 1791—92, nebst einer kurzen Fortsetzung u. d T. „Geschichte der prot. Theologie von der Konkordienformel bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts", Göttingen 1831) ist von epochemachender Bedeutung in der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung als der mit vollendeter Virtuosität, aber auch unverkennbarer Einseitigkeit durchgeführte Versuch, die Methode des subjectiven Pragmatismus auf die christliche Kirchengeschichte, und speciell auf die Geschichte der Reformation und der nachreformatorischen Lehrbildung anzuwenden. Die später entstandene „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" in 3 Bänden, Hannover 1803—1809, und insbesondere die den III. bis V. Band derselben bildende „Geschichte des Papstthums bis zur Reformation" steht zwar durch Gründlichkeit des Quellenstudiums, durch Feinheit der pragmatischen Verknüpfung, durch Klarheit der Darstellung dem ersten Werke gleich, trägt aber noch mehr als jenes die Schwächen jenes „virtuosen, aber einseitigen Geschichtspragmatismus" an sich, der die Ereignisse in erster Linie auf die handelnden Persönlichkeiten, ihre besonderen Eigenschaften, Motive und Leidenschaften zurückführt und darüber die in der Geschichte waltenden objectiven Mächte verkennt. (Vgl. die genauere Charakteristik dieser Methode bei Lücke S. 25 ff.; Baur, Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung S. 174; Henke S. 64; Wegele, Geschichte der d. Historiographie S. 878 f.). Außer diesen seinen beiden Hauptwerken hat P. noch eine große Zahl von kleineren kirchenhistorischen Schriften und Abhandlungen geliefert, z. B. eine Fortsetzung von Walch's Neuester Religionsgeschichte, Lemgo 1787—1793, in 3 Bänden; eine Fortsetzung von Fuchs' Bibl. der Kirchenversammlungen, Beiträge zur Geschichte des Tridentiner Concils in 25 akademischen Programmen, Beiträge zu einer patristischen Anthologie, eine neue Ausgabe der Spittler'schen Kirchengeschichte, zahlreiche kleinere Aufsätze und Recensionen in den Gött. Gel. Anzeigen ꝛc.; auch eine „in großen Umrissen gezeichnete Gesammtgeschichte des Christenthums von seinen ersten Anfängen an bis zur Gegenwart" hat er lange geplant, zur Ausführung dieses Plans aber nur einen schwachen und miß-

lungenen Anfang gemacht in seiner 1818 erschienenen „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt". — Neben der historischen Theologie aber sind es noch zwei andere theologische Disciplinen, um welche sich P. bleibende Verdienste erworben hat: nämlich erstens die theologische Encyklopädie und Methodologie, die er in wiederholten Vorlesungen und zweimal litterarisch bearbeitet hat („Einleitung in die theol. Wissenschaften", 2 Bde., 1793—1795 und „Grundriß der theol. Encyklopädie", 1813) und wo er der Urheber des noch jetzt vorherrschenden Schemas der exegetischen, historischen, systematischen, praktischen Theologie geworden ist; und zweitens die Disciplin der sog. comparativen Symbolik, deren eigentlicher Begründer er geworden ist durch seine darüber gehaltenen Vorlesungen, durch einige kleine Schriften über die katholische Kirche und ihr Verhältniß zur protestantischen vom J. 1808 und 1809, und besonders durch seine in 3 Auflagen 1796, 1804, 1822 erschienene Schrift: „Historische und vergleichende Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen christlichen Hauptparteien". Und auch auf das Gebiet der praktischen Theologie und Pastoraltheologie hat sich seine litterarische Wirksamkeit erstreckt durch einige auf die Unionsfrage bezügliche Abhandlungen („Ueber Trennung und Wiedervereinigung ꝛc.", 1803, besonders aber durch seine „Pastoraltheologie in Form einer Geschichte", deren ersten Theil er 1823 herausgab u. d. T.: „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S. in Auszügen aus seinem Tagebuch", und deren Fortsetzung er handschriftlich hinterlassen hat, Mscr. der Göttinger Bibliothek, vgl. Lücke S. 82 ff.).

Nachrichten über sein Leben und eine Schilderung seines persönlichen und wissenschaftlichen Wesens und Wirkens hat für Schüler und Collegen Fr. Lücke gegeben u. d. T.: G. J. Planck. Ein biogr. Versuch. Göttingen, 1835. — Weitere Beiträge Schläger, Zur Erinnerung an Planck. Hameln 1833. — Schmidt, N. Nekrolog, 1833, II, 581 ff. — Mohnike in Zeitschr. f. hist. Theol., 1836, I, 313. — E. Henke, ebend. 1843, IV, 75 ff.; ders. in der protest. Real-Encykl. 1. Aufl. Bd. XI; 2. Aufl. Bd. XII. — Göttinger Gelehrten-Geschichte von Pütter, Saalfeld, Oesterley II, 121; III, 283; IV, 270, wo auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften.

Wagenmann.

Planck: Heinrich Ludwig P., protestantischer Theolog des 19. Jahrhunderts, Sohn des Göttinger Kirchenhistorikers Gottlieb Jakob P. (S. 224), ist geboren zu Göttingen am 19. Juli 1785, † ebendaselbst am 23. September 1831. Von Jugend auf körperlich schwächlich, aber geistig begabt und von liebenswürdigem Charakter, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1803—1806 auf der dortigen Universität erst Philologie, Philosophie und Geschichte bei Heyne, Bouterwek, Herbart, Heeren ꝛc., dann Theologie bei seinem Vater, Ammon, Stäudlin, Eichhorn ꝛc. Schon als Student gewann er zwei akademische Preise: 1805 einen theologischen über den apologetischen Werth der Zeugnisse der ältesten Gegner des Christenthums, und 1806 einen philosophischen über die allegorische Schrifterklärung Philo's. Nach Vollendung seiner Studien wurde er 1806 theologischer Repetent, machte dann eine wissenschaftliche Reise und begann zu Ostern 1807 exegetische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten, das er je in 4 Semestern zu absolviren pflegte. Der neutestamentlichen Kritik und Philologie widmete er jetzt auch vorzugsweise seine litterarische Thätigkeit: so in einer Schrift gegen Schleiermacher über die Aechtheit des ersten Timotheusbriefes, 1808, in seinem Entwurf einer synoptischen Zusammenstellung der drei Evangelien, 1809 u. a. Schriften. Im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, schrieb er ein

Antrittsprogramm über die griechische Sprache des Neuen Testaments und beschäftigte sich längere Zeit mit Vorarbeiten für ein neutestamentliches Lexikon und eine Isagoge philologica in N. T., die er in einer Reihe von akademischen Programmen niederlegte. Nachdem er 1817 Dr. theol., 1823 ordentlicher Professor geworden, wandte er sich mehr und mehr der systematischen Theologie, insbesondere der Dogmatik und Religionsphilosophie zu, in der er an die Ergebnisse der Fries'schen Philosophie sich anschloß („Abriß der philosophischen Religionslehre" G. 1821). Allein die unheilbare Krankheit, an der er litt (Epilepsie), zerstörte mehr und mehr seine körperlichen und geistigen Kräfte und setzte seiner so hoffnungsvoll begonnenen Lehrwirksamkeit ein allzufrühes Ende. Allgemein geliebt und beklagt, starb er noch zwei Jahre vor seinem hochbetagtn Vater. Der Biograph des Letztern, Fr. Lücke, hat auch dem Sohn ein Denkmal gesetzt unter dem Titel „Zum Andenken an Dr. H. L. Planck, eine biogr. Mittheilung" (nebst Aufzeichnungen des Philologen Dissen), Göttingen 1831, erneuter Abdruck in Lücke's Biographie des Vaters 1835, S. 153 ff.

Vgl. Nekrolog der D. 1831, II, 303. — Döring, Gel. Theol. Bd. III. — Saalfeld-Oesterley, Göttinger Gelehrtengeschichte, Bd. III, 377; IV, 274. Verzeichniß seiner Schriften ebenda; sein handschriftlicher Nachlaß auf der Göttinger Bibliothek. Wagenmann.

Planck: Karl Christian P., geb. am 17. Januar 1819 in Stuttgart, † am 7. Juni 1880 in der württembergischen Irrenanstalt Winnenthal, Sohn eines Hofkammerrevisors, kam 1824 zu seinem Großvater nach Großbottwar bei Marbach, wo er den Elementarunterricht erhielt und auch die Lateinschule besuchte; letzteres setzte er in Blaubeuren fort, wohin sein Vater (1830) als Cameralverwalter versetzt worden war. Im J. 1832 trat er in das geistliche Seminar zu Schönthal im Jartkreise ein, wo sich bereits seine Neigung zu einem abgeschlossenen in sich gekehrten Dasein kund gab; von 1836 an studirte er an der Universität Tübingen Theologie und Philosophie, in welch letzterer er besonders durch Reiff von dem damals herrschenden Systeme Hegel's abgelenkt wurde. Nachdem er 1840 mit einer Abhandlung „Charakteristik der Völker der neueren Zeit" promovirt hatte, trat er im Mai 1841 eine Reise an, welche ihn über Heidelberg, Bonn und Göttingen nach Berlin führte, wo er bei Vatke hörte und Marheineke kennen lernte; in Dresden beschäftigte er sich mit Kunststudien, und hierauf in die Heimath zurückgekehrt, wurde er (Mai 1842) Diaconatsverweser in Blaubeuren, übernahm dann (Herbst 1843) die Stelle eines Repetenten in Maulbronn, von wo er im August 1844 als Repetent an das Tübinger Stift kam. Einen mächtigen Einfluß übte auf ihn das berühmte Haupt der Tübinger Schule, Ferd. Christ. Baur (s. A. D. B. II, S. 172 ff.) aus, dessen Schrift „De Ebjonitarum origine" auch die Veranlassung zu einer von P. bereits 1839 bearbeiteten Preisaufgabe über „die Einheit des historischen und des idealen Christus" gewesen war, woran sich (1840 f.) Aufsätze Planck's in den Hallischen Jahrbüchern und in den Berliner Jahrbüchern f. wiss. Kritik, insbesondere aber seit 1843 zahlreiche Beiträge zu Zeller's theologischen Jahrbüchern anreihten, deren kritischer Richtung er sich lebhaft hingab. Auch hielt er seit 1846 philosophische Vorträge im Stifte, bis er sich im März 1848 als Privatdocent an der Universität habilitirte, wo er bis 1852 außer den üblichen Vorlesungen über sog. theoretische und praktische Philosophie auch über Religionsphilosophie und über Kunstmythologie las; seine äußere Lage war dadurch erträglich, daß er im September 1848 als Schwegler's Nachfolger Stiftsbibliothekar geworden war. In jene Jahre nun fiel die Ausarbeitung seines Hauptwerkes „Die Weltalter, 1. Thl. System des reinen Realismus" (1850); 2. Thl. „Das Reich des Idealismus oder zur Philosophie der Ge-

schichte" (1851). Nach seiner ganzen scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit beabsichtigte er dabei nichts geringeres, als eine beglückende Weltverbesserung; zerfallen mit der Zeitströmung der Philosophie, zerfallen auch, — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — mit der abgelebten Theologie und der absterbenden Kirche, sowie zerfallen mit der mechanischen Naturerklärung und der materialistischen Gesinnung der Menschen glaubte er in der Tiefe seines Gemüthes eine Wahrheit erfaßt zu haben, durch welche eine durchgreifende Umgestaltung des religiösen Bewußtseins, desgleichen des Staates und der Gesellschaft begründet werden sollte. Die Philosophie, meinte er, müsse realistisch werden und vom Boden der Natur und Wirklichkeit aus das gesammte geistige Leben nicht bloß begreifen, sondern auch praktisch gestalten, so daß sich eine universelle geistige und bürgerliche Wiedergeburt des gesunkenen und veräußerlichten Völkerlebens ergebe. So entwickelt er einen höchst eigenartigen phantasievollen Monismus, welcher in einen praktischen Idealismus ausläuft. Er faßt die Natur als eine Unendlichkeit, in welcher die Entwickelung eines innerlich immanenten Princips als centrale Zweckthätigkeit einen Proceß der Individualisirung von den Weltkörpern an bis zu der den Schlußstein bildenden Menschheit hervorrufe. Das Entwickelungsgesetz sei, daß alle Besonderung aus einer ursprünglichen undifferenzirten Concentrirung entspringe, auf welche eine selbständige innerliche Concentrirung folge, indem von Stufe zu Stufe ein individuelles Theilstreben in seinen Einheitsformen sich schließlich zu einem geistig universellen über alles Theilleben erhabenen Bewußtsein gestalte. So gelangt er von einem geistreichen Spiele mit den Begriffen Schwere, Wärme, Licht, Chemismus, Electricität, wobei wir an die trübsten Zeiten der Naturphilosophie erinnert werden, zur Entstehung der Organismen und dann zur Anthropologie und Psychologie, worauf die Erörterung der ausschließlich ethisch gefaßten Religion, dann die praktischen Geistesformen in Recht und Staat, zuletzt aber die theoretischen in Kunst und Wissenschaft folgen. Die den zweiten Theil bildende Philosophie der Geschichte betrifft nur die Entwickelung der religiösen Ideen und enthält weitgreifende Combinationen, welche auf geistreichen, aber unsicheren Voraussetzungen beruhen. Der Schluß deutet auf die Versöhnung des Gegensatzes zwischen naturloser religiöser Jenseitigkeit und materieller Verweltlichung hin, indem eine vollendete Einigung des geistig sittlichen Centrums mit den menschlich natürlichen Aufgaben die Ueberwindung der jetzigen Culturformen mit sich bringen werde. Da dieses Werk Planck's durch eine schwer verständliche Darstellungsform abstoßend wirkte und auch der Inhalt wegen der Eigenart der grundsätzlich mitspielenden Phantasie und in Folge mannigfacher sichtlicher Mißgriffe wenig Anziehungskraft haben konnte, so ist es erklärlich, daß das Ganze keine Beachtung, geschweige denn Anerkennung, ja nicht einmal eine nennenswerthe Bekämpfung fand, was dem Verfasser bei seinem hochgradigen Selbstbewußtsein bleibenden Schmerz bereitete. Wenn er einmal sagt, er habe gethan, was Keiner vor ihm vermocht, so ist dies im gewissen Sinne richtig, aber einen peinlichen Eindruck macht es, wenn er in den Vorreden späterer Schriften sich öfters als den Stein bezeichnet, welcher von den Bauleuten verworfen zum Ecksteine geworden, oder sogar einmal (1871) sich den nationalen Messias des deutschen Volkes nennt. Mit rührender Zähigkeit wiederholte er in einer Anzahl von Einzelndarstellungen seine Ansichten, häufig im gleichen Wortlaute, immer aber mit dem gleichen Erfolge. So gab er bereits 1852 in seinem „Katechismus des Rechts oder Grundzüge einer Neubildung der Gesellschaft und des Staates" eine ausführliche Entwickelung eines schon in dem Hauptwerke behandelten Gegenstandes; indem er, ähnlich wie weiland Augustinus, meinte, das bestehende Recht diene im Gegensatze gegen das natürliche Grundeigenthumsrecht

aller nur zum Schutze einer ungehemmten Erwerbsfreiheit und fördere hiermit die entfesselten materiellen Neigungen der Einzelnen, zeigte er allerdings, daß ihm Rechtsphilosophie überhaupt fernliege; aber behufs der von ihm erstrebten Wiedergeburt glaubte er eine Panacee in der Forderung entdeckt zu haben, daß jede Arbeit nicht blos als Erwerb, sondern als ein Beruf gelte, welchen der Einzelne in der Gesammtheit mit deren Hilfe zu deren Zwecken übernehme, und zwar solle dies durch concentrische Kreise von Berufsgenossenschaften verwirklicht werden, welche von den Gemeinden beginnend sich schließlich zu einer alle Nationen umfassenden allgemeinen Menschheitsgesellschaft erweitern. — Da er keine Aussicht hatte, eine Professur der Philosophie zu erhalten, stellte er seine Vorlesungen ein und gab sich zwei Jahre hindurch dem Studium der Philologie hin; bald nach bestandener Staatsprüfung wurde er im December 1854 am Gymnasium zu Ulm angestellt, worin er allerdings keine innere Befriedigung fand, bis ihm (1859) an der Oberclasse der Unterricht in philosophischer Propädeutik und deutscher Litteraturgeschichte übertragen wurde, in welchen Fächern er sehr anregend wirkte. Neben zahlreichen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften vertrat er seine naturphilosophischen Ansichten durch „Grundzüge der genetischen Naturwissenschaft“ (1862) und „Grundlinien einer Wissenschaft der Natur“ (1864), woran sich noch ein späteres Programm „Grundzüge der organischen Naturansicht“ (1869) anreihte. Die Ereignisse des J. 1866 erschütterten die Tiefe seines Gemüthes, und es drängte ihn, seine Ueberzeugung durch öffentliche, heftig gegen Bismarck gerichtete Vorträge (gedruckt 1866) kund zu geben, womit auch die Schrift „Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat“ (1868) zusammenhing. Auf einem völlig anderen Gebiete bewegte sich „Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung“ (1867), worin er die Abstufungen der Grundeigenthümlichkeit des Romantikers darzustellen versuchte. Die Versetzung von Ulm hinweg an das Seminar zu Blaubeuren (1869) brachte ihm theilweise Befriedigung, wenn es ihn auch schmerzte, daß das später erledigte Ephorat der Anstalt einem Jüngeren übertragen wurde. Auch fand er hier genügende Muße zur Veröffentlichung einer Reihe von Schriften. Zunächst wiederholte er in „Gesetz und Ziel der modernen Kunstentwickelung im Vergleiche mit der antiken“ (1870) aus dem früheren Hauptwerke seine phantasievollen Erörterungen über das Wesen der Kunst; hierauf folgte „Seele und Geist oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation“ (1871), worin er seine alten naturphilosophischen und anthropologischen Ansichten wieder aufnahm und in fühlbar mystischer Färbung ins Breiteste ausführte. Eine leidenschaftliche Polemik führte er in „Wahrheit und Flachheit des Darwinismus, ein Denkstein zur Geschichte heutiger deutscher Wissenschaft“ (1872) lediglich darum, weil die Entwickelungslehre der Naturwissenschaft eine anderartige ist, als die seinige. Die letztere abermals zu wiederholen nahm er Veranlassung in seinem „Grundriß der Logik als kritische Einleitung zur Wissenschaftslehre“ (1873), welcher in verstärkter Dosis wieder auflebte als „Logisches Causalgesetz und natürliche Zweckthätigkeit, zur Kritik aller kantischen und nachkantischen Begriffsverkehrung“ (1877). Dazwischen erschien eine deutsche Uebersetzung des Platonischen Parmenides (1874) und ein Leitfaden „Anthropologie und Psychologie“ (1874). Zur Säcularfeier der Tübinger Universität schrieb er „Ziel und Entwickelungsgesetz der alten Philosophie“ (1877). Auch setzte er seine lebhafte Betheiligung an einer Menge von Zeitschriften bis 1879 fort. Sehr schmerzlich empfand er es, als (1877) die durch Reiff's Rücktritt erledigte Professur ihm nicht übertragen wurde, und tief verstimmt über den steten Mangel an Anerkennung arbeitete er ein Manuscript „Testament eines Deutschen“ aus (nach seinem Tode herausgegeben von

K. Köstlin, 1881), in welchem er im Wesentlichen unter veränderter Reihenfolge all dasjenige noch einmal zusammenfaßte, was er früher geschrieben hatte. Die Schlußworte seiner Vorrede aber deuten bereits auf psychische Veränderungen hin. Die Stelle eines Ephorus am Seminare zu Maulbronn, welche ihm im August 1879 übertragen wurde, bekleidete er nur sehr kurze Zeit, denn als er von einer Ferienreise, welche ihn bis Neapel führte, zurückgekehrt war, befiel ihn im Spätherbste ein Nervenleiden, welches ihn nöthigte, um Enthebung zu bitten. Er begab sich nach Stuttgart, von wo er aber bald, da tiefe Schwermuth und fixe Ideen über ihn hereinbrachen, nach Winnenthal gebracht werden mußte, wo ihn der Tod erlöste. Begraben wurde er in Stuttgart.

Zur Erinnerung an K. Chr. Planck (1880). K. Köstlin in der Allg. Zeitung, Beilage v. 21. Oct. 1880. — Die Schrift von Ad. Gubitz „K. Chr. Planck, Halbes und ganzes Recht“ (1885), enthält nur Wiederabdrücke einzelner Stellen und mehrerer in Zeitschriften erschienenen Aufsätze Planck's.

Prantl.

Planck: Stephan P., aus Passau in Baiern gebürtig, hatte in einer Buchdruckerei in Deutschland die neuerfundene Kunst erlernt, und kam dann 1470 nach Rom, wo neben den beiden ersten Druckern in Italien, Sweynheim und Pannartz, auch Ulrich Hahn aus Ingolstadt seit 1467 die Druckkunst ausübte. Bei diesem war P. mehrere Jahre als Drucker thätig, begründete aber 1479 eine eigene Officin, die bis 1499 in seinem Besitze war. Er entwickelte während dieser Zeit eine rege Verlagsthätigkeit, und scheint besonders auch die populäre juristische Litteratur gepflegt zu haben. So ging aus seiner Presse unter anderem das „Formulare instrumentorum“ hervor, das nicht weniger als sechs Mal aufgelegt ward, 1482, 1484, 1487, 1490, 1495 und einmal ohne Zeitangabe. Auch das „Formularium procuratorum et aduocatorum curiae Romanae“ druckte P. 1484 und aufs Neue 1491; außerdem veröffentlichte er auch 1486 den „Processus Satanae“. Weitere Nachrichten über Planck's Lebensgang und Tod sind nicht bekannt; ebenso vermag man auch nichts darüber anzugeben, in welchem Verhältniß obiger P. zu dem 1486 als Drucker in Ulm thätigen Adam P. gestanden hat. (S. unten am Schluß des P.)

Kapp, Geschichte S. 188, 339. — Heller, Geschichte d. Holzschneidekunst S. 57 u. 386 u. s. w.

J. Braun.

Planer: Andreas P., geboren 1546 in Bozen (daher er sich stets Athesinus nannte), † in Tübingen 1607, machte die Vorbereitungsstudien in seiner Vaterstadt und in Lindau, von wo er (1564) die Universität Tübingen bezog. Nachdem er dort 1566 die Magisterwürde und 1569 den Doctorgrad in der medicinischen Facultät erlangt hatte, fand er sofort (1570) Anstellung an der Universität Straßburg als Professor der Logik und der Medicin; im J. 1578 wurde er in gleicher Doppelfunction nach Tübingen an die Stelle des verstorbenen Schegk berufen. Er stand dort in hohem Ansehen und führte dreimal das Rectorat. Unter seinen Schriften gehört zur Logik eine ausführliche und sachgemäße Erklärung des aristotelischen Organons, welche in drei Abtheilungen erschien, nämlich „Quaestionum dialecticarum pars prima“ (1580, hiervon 2. Aufl. 1584), hierauf „Organi Aristotelis Analytica priora quaestionibus exposita“ (1582), schließlich „Scientia demonstrandi ab Aristotele duobus posteriorum Analyticorum libris conscripta“ (1586). Er bewährte sich hierbei im Gegensatze gegen die rhetorische Richtung des Petrus Ramus, sowie gegen platonisirende Ansichten als ächten strengen Aristoteliker. Seine wenig bedeutenden medicinischen Arbeiten sind mit Ausnahme eines größeren Werkes „Methodus medendi“ (II voll. 1583. 1585. 8°) in kleineren akademischen Gelegenheits-

schriften niedergelegt; ein Verzeichniß derselben findet sich in Haller, Bibl. med. pract. II, 222.

Erhard Cellius, Imagines professorum Tübingensium (1596). Die Schriften Planer's sind angeführt bei Jöcher-Rotermund, VI, S. 347.

Prantl.

Planitz: Hans v. d. P., aus der Linie Wiesenburg des nach dem Dorfe Planitz bei Zwickau sich nennenden Geschlechts, Besitzer der Güter Auerbach, Göltzsch und Belgershain und Stammvater sämmtlicher jetzt noch vorhandenen Linien der v. d. P., Doctor der Rechte, kursächsischer auch kaiserlicher Orator. Sein Geburtsjahr ist uns nicht überliefert, auch wissen wir nichts über sein früheres Leben, vermuthlich hat er ums Jahr 1518 eine Reise nach Jerusalem gemacht. Noch ist uns der Brief erhalten, worin er den Kurfürsten Friedrich bittet, ihm Urlaub zu geben, um in Gesellschaft des Hans v. Minkwitz das heilige Grab zu besuchen. Damals war also P. jedesfalls schon in kurfürstlichen Diensten. Vermuthlich haben wir ihn uns schon damals als Landhauptmann zu Grimma zu denken, in welcher Stellung wir ihn 1521 finden. Diese amtliche Thätigkeit aber erlitt vielfache Unterbrechungen, da ihn der Kurfürst mit zahlreichen wichtigen Sendungen beauftragte, ohne ihn seines bisher bekleideten Amtes zu entbinden. So wohnte er 1519 der Leipziger Disputation bei. Zu noch wichtigerer Thätigkeit wurde er im September 1521 berufen, als infolge des Wormser Reichstagsabschiedes das Reichsregiment zu Nürnberg ins Leben trat und er als kurfürstlicher Regimentsabgeordneter hingesandt wurde. Hier galt es, die Politik des Landesherrn inbetreff Luthers zu schützen und vor allem zu verhindern, daß dem Wormser Edict Folge gegeben würde, auf dessen strenge Durchführung die Papstfreunde und die Halbreformer, die zwar die kirchlichen Schäden beseitigen, aber nicht die Lehre antasten wollten, mit großem Eifer hinarbeiteten. Den Anstrengungen Planitz' gelang es, dies zu hintertreiben, ja auf dem Reichstage 1522/23 wußte er den mit dem Reichsregimente gemeinsam berathenden Ausschuß des Reichstags dahin zu stimmen, daß er beschloß, das Wormser Edict auf sich beruhen zu lassen, bis daß ein Concil den ganzen lutherischen Streit entschieden habe — ein Beschluß, den alsbald auch der Reichstag annahm. Als auf dem Reichstage 1524 beschlossen wurde, das Regiment neu zu besetzen und es nach Eßlingen zu verlegen, protestirte Kurfürst Friedrich wider den Reichsabschied und stand, nachdem er vergebens versucht hatte, P. dem Regimente aufs neue beizuordnen, überhaupt von jeder weitern Vertretung ab. Erst in spätern Jahren (1528) unter Johann finden wir P. vorübergehend wieder im Regimente. 1524 kehrte er zunächst in seine Stellung nach Grimma zurück. Aber oft genug fand es der Kurfürst nöthig, den erprobten Diplomaten zu wichtigen Geschäften zu versenden, so verhandelte er und Christoph von Taubenheim 1528 zu Prag mit König Ferdinand wegen der Packischen Händel, nachdem er 1527 einer der Visitatoren für den Kurkreis und altenburger Kreis gewesen war, und begleitete 1530 den Kurfürsten Johann auf den Reichstag zu Augsburg. Als er sich 1533 nach Italien begab, um dem Kaiser die Beschwerden der Schmalkaldener Verbündeten über Verletzungen des Nürnberger Religionsfriedens zu überbringen, riefen einige angesehene italienische Protestanten seine Verwendung wegen eines Concils an. Manchmal scheint dem thätigen Manne die aufreibende Arbeit zu viel geworden zu sein, als ihn z. B. Kurfürst Johann 1534 zu seinem „wesentlichen Hofrath“ auf 3 Jahre hinaus mit 300 fl. Gehalt ernennen will, erklärt P., es nur für ein Jahr annehmen zu können, da er nicht wisse, ob er den Strapazen der Reisen — er war seit Michaelis 1533 bis Reminiscere 1534 von 21 Wochen 20 Wochen im Dienste des Kurfürsten verreist gewesen — auf so lange Zeit noch gewachsen sei. In den Zeiten

der Ruhe scheint P. ein eifriger Landwirth gewesen zu sein, so hatte er z. B. auf dem Lehnsgute Lauterbach eine große Schäferei. Mit der Ausgleichung der Irrungen zwischen seinem Landesherrn und dem Herzoge Georg dem Bärtigen beschäftigt, starb er am 10. Juli 1535 zu Weimar. „Edle von Planitz“ nennen er und seine Nachkommen sich auf Grund eines kaiserlichen Diploms vom 19. November 1522. Von seiner Gemahlin Barbara v. Schönburg hinterließ er drei Söhne.

Vgl. Wülcker, Reichstag und Reichsregiment zu Anfang der Reformation in Preuß. Jahrbücher Bd. 53, 335. Den Abdruck einer Anzahl der sehr interessanten Briefe, die Planitz von Nürnberg aus an Kurfürst Friedrich schrieb, enthalten: Jordan, Aus den Papieren eines Leipziger Reichstagsabgeordneten; Förstemann, Neues Urkundenbuch zur Geschichte der Reformation.

Flathe.

Planta: Martin P. (1727—1772). Martin P. wurde am 4. März 1727 zu Süs im Unterengadin geboren. Sein Vater Joseph P. war Landammann des Hochgerichts unter der Punt auta, seine Mutter, Elisabeth Konrad, stammte aus dem Prättigau. Ein älterer Bruder Martins, Andreas, war 1739 bereits Pfarrer in dem reformirten Dorfe Castasegna; zur theologischen Vorbildung wurde Martin, nachdem er die Dorfschule der Heimath durchlaufen, ihm übergeben; auf den jüngeren Bruder übertrug sich auch des Andreas Neigung zu den exacten Wissenschaften, sowie zu den classischen und modernen Sprachen. Seine Studien vollendete Martin in Zürich und besuchte hier u. a. die Vorträge Joh. Geßners über Mathematik und Experimentalphysik; 1745 wurde er in Bünden nach bestandener Prüfung als Geistlicher ordinirt. Eine Zeitlang scheint er dann im Gebiete des jetzigen Cantons Aargau, im Dorfe Windisch, als Hülfsgeistlicher functionirt zu haben; damals schon entwarf der Achtzehnjährige für seine Landsleute einen Plan zu einer höheren Erziehungsanstalt, der aber nicht zur Ausführung gelangte. Martin P. nahm nun eine Hofmeisterstelle bei einem Baron von Seckendorf in Mittelfranken an, die seiner allgemeinen Bildung zu gute kam und ward auf dessen Empfehlung 1750 Prediger der deutschreformirten Gemeinde in London. Seine Natur ertrug indessen das Klima nicht, er kehrte in die Heimath zurück; an seine Stelle in London trat sein Bruder Andreas, der mittlerweile die Pfarrei Castasegna mit einer Professur der Mathematik in Erlangen und der Erzieherstelle beim Erbprinzen von Ansbach vertauscht hatte — und später Bibliothekar König Georg's III. und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften wurde (starb 1773). — Als Hauslehrer in Bünden machte Martin P. die Bekanntschaft von Joh. Peter Nesemann (1720—1802), der zuvor Lehrer an der Francke'schen Stiftung in Halle gewesen. „Die Nothwendigkeit von der Errichtung gemeinnütziger Erziehungsanstalten und die Art und Weise, wie man dieselben am besten für die Jugend und derselben mancherlei Beruf einrichten könnte, waren nicht selten der Vorwurf unserer Unterredungen. Wir wurden einig, daß, wenn es die Umstände einmal so fügen sollten, wir nichts Besseres und Wichtigeres thun könnten, als uns einem solchen Werke zu widmen.“ So rasch war das freilich nicht möglich; P. selbst nahm 1753 die Pfarrstelle in Zizers an und gründete sich einen Hausstand. Auf die Anregung des Herrn Ulysses von Salis-Marschlins (1728—1800) entschloß er sich, 1760 den Versuch einer Erziehungsanstalt zu wagen, und daß Nesemann eben damals zu einem Besuch in Zizers erschien, war ihm ein Wink der Vorsehung. Am 1. Mai 1761 wurde die Anstalt (das „Seminarium“), zu der sich beide Freunde verbanden, noch im Pfarrhaus Zizers eröffnet; im Juli siedelte P. mit derselben nach Haldenstein über, wo sie zuerst in einem Privathause, seit 1763 im dortigen Schlosse untergebracht wurde; von

vier Zöglingen, die 1761 in Haldenstein eingezogen waren, wuchs sie bis 1771 auf 96; nicht nur Bündner und Schweizer, wie Bürgermeister Tscharner von Chur, der Dichter J. G. v. Salis-Seewis, Landammann Reinhard von Zürich, Lucas Legrand von Basel, Fr. Cäsar de Laharpe aus der Waat 2c., sondern selbst Russen und Amerikaner erhielten in Haldenstein ihre Bildung. In diesem blühenden Zustand siedelte das Seminar, dem Haldenstein zu enge geworden, 1771 in des Ulysses Stammschloß Marschlins hinüber; der letztere übernahm selbst als „Fürsorger“ die Verwaltung. Aber schon am 29. März 1772 starb P. an einer Unterleibsentzündung, und vergeblich suchte Salis einige Jahre später durch Umwandlung des Instituts in ein Philanthropin und die Berufung Karl Friedr. Bahrdts das Unternehmen zu neuem Glanze zu bringen; im J. 1777 mußte er, um den Rest seines Vermögens zu retten, die Anstalt auflösen. Die Bestrebungen von Haldenstein und Marschlins, den Graubündnern eine Anstalt mit höherem Unterricht zu bieten, wurden 1793—1798 durch das Institut in Reichenau erneuert; 1804 gelang es dann unter völlig veränderten politischen Verhältnissen, in Chur eine Cantonsschule zu gründen.

Dies der äußere Lebensgang Planta's und das Schicksal seines Werkes; über die innern Verhältnisse und die Bedeutung des letztern in Kürze folgendes. Graubünden besaß zur Zeit, da P. und Nesemann ihr Seminar eröffneten, keine höhere Lehranstalt. Die politischen Verhältnisse des Landes hinderten damals nicht nur eine staatliche Schöpfung, sondern machten auch die Begründung eines solchen Instituts durch einen politisch exponirten Parteimann wie Salis unrathsam; das fühlten sowol P. als auch Salis, dessen patriotisch politischem Blick die Wichtigkeit einer solchen Unternehmung für die heimathlichen Interessen klar lag. So gingen P. und Nesemann auf eigene Rechnung und Gefahr vor und der bündnerische Bundestag von Ilanz 1762 anerkannte ihr Verdienst durch Verleihung des Professortitels (Salis hielt sich geflissentlich im Hintergrund, wenn er auch stets in entscheidenden Momenten seinen Einfluß zur Beseitigung der Schwierigkeiten geltend machte, — wie dies Keller bez. der Erwerbung des Schlosses Haldenstein ins Licht gestellt hat — bis die Anstalt eine über die Grenzen Bündens hinausgehende Bedeutung gewonnen hatte). — Schon nach wenigen Jahren seines Bestandes wurde aber das Seminar in Haldenstein Gegenstand lebhaften Interesses für die benachbarte Schweiz, deren zugewandter Ort Bünden damals war. In Haldenstein sahen die Männer der (1761 in Schinznach gegründeten) Helvetischen Gesellschaft ihr pädagogisches Ideal verwirklicht; durch naturgemäße und patriotische Erziehung brachte dasselbe die Träume Balthasar's und die Wünsche Bodmer's zur Erfüllung; hier fand nun auch die Generation der jungen Schweizer ihre Erziehung, die nach 1798 die Ideen der Helvetischen Gesellschaft in die That übersetzten. — Indem die Anstalt aber, so sehr sie zunächst die höheren Stände berücksichtigte, doch in die allgemein menschliche und bürgerliche Erziehung das Hauptgewicht legte, ist sie diejenige Anstalt, die zuerst und über ein Jahrzehnt vor der Errichtung des Philanthropins in Dessau durch Basedow (1774) die Gedanken der Aufklärungszeit im Gebiete der Erziehung durchführte und so gelangte sie nothwendiger Weise zu einer kosmopolitischen Bedeutung. Die Eigenthümlichkeiten, die die Anstalt auszeichnen, hat P. neben der Entstehungsgeschichte des Seminars 1766 der Helvetischen Gesellschaft vorgelegt. Sie bestanden schon damals in folgendem: 1. Erste Hauptaufgabe des Seminars ist, junge Leute ernstlich zum Christenthum zu bilden; die religiöse Unterweisung führt durch Vernunftgebrauch zur Offenbarung als der alleinigen Quelle der Religion empor; ihre Frucht ist sittliches Thun, Liebe und Toleranz, nicht Grübeln und Disputiren. 2. Dann gilt es aber auch, junge Leute zu dem politischen, ökonomischen, Militär- und Kauf-

mannsberufe vorzubereiten. Diesem Zwecke dient der Unterricht in den Sprachen (Lateinisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, auf Wunsch auch Anfänge des Griechischen), in den Wissenschaften (Geschichte, Geographie, Logik, Naturrecht, Mathematik, Rechnen, Naturlehre, Buchhaltung, Brief-, Schön- und Rechtschreiben), sowie in Musik und Zeichnen. 3. Die Lehrart ist größtentheils diejenige der Francke'schen Stiftung. Hauptsächlich bemühen wir uns, den jungen Leuten das Lernen angenehm zu machen und sie mit trockenem Auswendiglernen zu verschonen; die Denkkraft soll vor allem beschäftigt werden, in den Sprachen wird sobald als möglich gelesen und übersetzt, die grammatischen Kenntnisse bei Gelegenheit beigebracht. 4. Ein Hauptaugenmerk richtet sich auf Erziehung zu guten Sitten und anständiger Lebensart, daher beständige Aufsicht und Controlle. 5. Zur Ergänzung dieser Aufsicht, zur Vorübung der jungen Leute für das bürgerliche Leben und zur Einführung in die Verfassung des alten Rom, am meisten aber als Anleitung zur sittlichen Selbsterziehung dient die Organisation der Zöglingschaft als Republik. Die Schüler insgesammt bilden von Zeit zu Zeit eine Wahlversammlung, um ihre Obrigkeit zu wählen. Die obrigkeitlichen Beamtungen sind der Consul, Prätor, Censor, Aedilis plebejus, Tribunus plebis, Quästor, Scriba oder Cancellarius nebst drei Senatoren oder Assessoren. Jeder dieser Beamten hat seine besondere Amtspflicht zu erfüllen. Die Republik hat unter ihrer Leitung den jeweiligen Rang aller Zöglinge zu bestimmen; Wahlen und Rangbestimmung geschehen in Gegenwart der gesammten Lehrerschaft; bei allfälligen Ungerechtigkeiten werden durch die Direction die Zeugnisse der Lehrer öffentlich aufgenommen und danach das Resultat der Wahlen und der Rangordnung modificirt, andernfalls bestätigt. Jeden Samstag wird durch die Republik Sittenmusterung gehalten, Anklagen die von Lehrern oder obrigkeitlichen Personen gegen Schüler beim Quästor anhängig gemacht sind, aber auch anhängig gemachte Privatklagen von Schülern gegen Schüler („Processe") erledigt. „Die ganze Republik sitzet in der Form eines halben Mondes, die obrigkeitlichen Personen setzen sich an einen besondern Tisch, nahe bei dem Tisch der Lehrer; der Quästor legt uns die Processe schriftlich vor, von welchen wir, um die Zeit zu schonen, die meisten selbst entscheiden, die vier oder fünf wichtigsten aber auszeichnen und vor das Gericht der Republik verweisen. Nun läßt der Quästor den Aufgezeichneten vorfordern, trägt die Anklage nach den Regeln des Forums vor, der Angeklagte vertheidigt sich oder läßt sich durch einen Advocaten vertheidigen; der Consul examinirt, hört die Zeugen ab, leget das Stillschweigen auf, läßt die Parteien abtreten, trägt die Sache dem Gericht vor, nimmt die Stimmen auf, und formiret, nach Ausweisung der Mehrheit der Stimmen, das Urtheil, welches er uns zur Bestätigung hinterbringt. Wenn es diese ganz oder gemildert erhalten, läßt er die beiden Parteien hereinrufen, ertheilt ihnen die Sentenz und läßt diese durch den Kanzler in das Protocoll schreiben." — 6. Einfache abhärtende Lebensart, Bewegungsspiele und Leibesübungen nach Art der Alten (NB. Guts Muths trat erst 1785 in Schnepfenthal ein); Spaziergänge und Alpenreisen, verbunden mit den Zwecken des naturkundlichen Anschauens und Sammelns; Ausbildung der Handfertigkeit. 7. Für alle Zöglinge möglichst einheitliche Kleidung, aber für die weniger Bemittelten einfacherer und billiger Tisch; die Durchführung des Plans, in Verbindung mit dem Institut ein Erziehungsstift für rechtschaffene Söhne dürftiger Eltern zu begründen, wurde mitten in den Vorbereitungen durch Planta's Tod unterbrochen.

Uebersieht man diese Einrichtungen, so wird man wol sagen dürfen: die guten Gedanken, die das Philanthropin in Dessau von 1774 an zu verwirklichen suchte, sind größtentheils schon 1766 in Haldenstein verwirklicht; nur daß das Haldensteiner Seminar, was Bahrdt bei seiner Ankunft sehr aufgefallen ist, mehr

die Jünglingserziehung als die Erziehung des früheren Jugendalters sich als Zweck setzte, und daß es vor dem Philanthropin in Dessau eine tiefere Erfassung des Religiösen, eine liebevollere Pflege der alten Sprachen und die Vermeidung so mancher Uebertreibungen des letzteren voraus hat. Das ist das Verdienst der Persönlichkeit Planta's und seiner trefflichen Mitarbeiter. P. (dem aus glücklicher Ehe seine 9 eigenen Kinder in zarter Jugend gestorben waren) lebte ganz seinen Zöglingen, spielte und sammelte mit ihnen. Mit seiner von der Mutter ererbten, durch die Erfahrungen des Lebens geklärten und vertieften Frömmigkeit ertheilte er mit Nesemann zusammen den Religionsunterricht der Anstalt; daneben unterrichtete er in den naturkundlichen Fächern und in Mathematik. Besonders hervorragend war seine technische Fertigkeit, aus allem etwas zu machen und dazu auch die Zöglinge anzuleiten. „Nichts glich der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes, man sah ihn nie müssig, jeder Zwischenraum der Zeit war mit irgend einer Beschäftigung ausgefüllt und er wußte diese Geschäftigkeit auch auf diejenigen auszubreiten, die ihn umgaben. Diese Beschäftigungen waren tausendfach; bald wurde Glas geblasen zu Thermometern und Barometern; bald Glas geschliffen zu Mikroskopen, Ferngläsern u. dgl., die er selbst verfertigte; bald wurden mathematische Instrumente zurechtgerichtet, oder es wurde auf der Drehbank gearbeitet, oder man machte Gipsabdrücke zu Medaillen oder verfertigte niedliche Arbeiten von Pappe u. dgl., und so hatte er sich einen physischen und mathematischen Apparat (besonders einen schönen elektrischen) und manches andere meistens durch Selbstverfertigung zu verschaffen gewußt, was man in Bünden nicht gesucht hatte" (Amstein). Wol das größte Genie Bündens im Fache der Physik, hat er nach bestimmtem Zeugniß schon 1755 eine Scheibenelektrisirmaschine erstellt und so kann ihm (wie Wolf nachweist) der Ruhm, der erste Erfinder derselben zu sein, nicht bestritten werden; auch soll er die Elektricität einige Male mit glücklichem Erfolg auf Heilung von Krankheiten angewendet haben. Dem König von Frankreich legte er zwei Erfindungen vor und begab sich mit denselben selbst nach Paris: die eine war eine Vorrichtung, vermöge welcher durch die Gewalt der Wasserdämpfe Schiffe, Flöße und Wagen sollten bewegt werden können; die andere ein Stoßkarren, welcher dadurch, daß sich im Stoßen zwei Füße in Bewegung setzten, leichter und geschwinder sollte geführt werden können als mittelst Rädern. Das Resultat der französischen Expertise ging bei aller Anerkennung des Ingeniösen (namentlich bezüglich des zweiten Apparats) dahin, daß die praktische Verwendbarkeit auf zu große Schwierigkeiten stoße. In Marschlins legte P. eine Sternwarte an und hatte bereits den Meridian gezogen, als der Tod ihn ereilte. Die Ueberlegenheit seiner Kenntnisse verwendete er auch zur populären Belehrung, indem er in seinen „Betrachtungen über den alten und neuen Kalender" (1753) seine protestantischen Landsleute zur Annahme des Gregorianischen Kalenders zu bestimmen suchte. Er trat der „gelehrten Gesellschaft" in Chur als Mitglied bei, die durch Anschaffung guter Bücher und gemeinschaftliche Lectüre nützliche Kenntnisse zu verbreiten suchte; gemeinschaftlich mit Dr. Abis stiftete er die erste „ökonomische Gesellschaft" in Bünden; in der „Helvetischen Gesellschaft" zu Schinznach, der er 1766 beitrat, stellte er in eben diesem Jahre den Antrag, ein patriotisches Liederbuch für den gemeinen Mann zu veranstalten, welche Idee schon 1767 in schönster Weise durch Lavaters „Schweizerlieder" zur Verwirklichung kam. „Sein frühes Hinscheiden entriß", sagt sein Biograph Amstein, „mit gleich unersetzlichem Verlust, seinen Freunden den treuesten und edelsten Menschen und dem Staat den besten und thätigsten Bürger".

Biographien Planta's: 1. im Neuen Sammler, gemeinnütz. Archiv von Bünden, 4. Jahrg. Chur (1808), S. 1—52 von Dr. J. G. Amstein. — In

den „Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz“ von Prof. Dr. R. Wolf, 2. Cyclus S. 193 ff. (Zürich 1859), vom Herausgeber. — In Hunzikers Geschichte der schweiz. Volksschule, Bd. I, S. 220 ff., von Herold (Zürich 1881). — Populäre Monographie: R. Christoffel, M. Planta, der Vorläufer Pestalozzi's u. Fellenberg's, Bern 1865. — Die neuesten Forschungen bezüglich der Personalien Planta's und der Verhältnisse des Seminars enthält der Aufsatz von J. Keller, Rector in Aarau, „das räthische Seminar Haldenstein-Marschlins“ in Kehr's „Pädag. Blättern“, Bd. 12 (Gotha 1883). — Beizuziehen sind auch die Verhandlungen der helvet. Gesellschaft 1766—1772 und bezüglich derselben: K. Morell, Die helvet. Gesellschaft, Winterthur 1863. — Der Artikel „Pädag. Bestrebungen der helvet. Gesellschaft“ in Hunziker, Gesch. d. schweiz. Volksschule, Bd. I, S. 183. — Für weitere das Seminar und Planta betr. Litteratur s. d. Aufsatz v. Keller in den Päd. Bl. (der dort nicht genannte Aufsatz „das Philanthropin in Marschlins“ in der Zeitschrift „Schule u. Haus“, 1. Jahrg. 1879—80 giebt mehr eine populäre als kritische Darstellung). Hunziker.

Plantin: Christoph P., der berühmteste niederländische Drucker, wurde im J. 1514 zu Saint-Averdin bei Tours in Frankreich geboren. In Diensten eines Pierre Puppier kam er nach Paris, und nachdem er den Studien dort eine Zeitlang obgelegen, begab er sich nach Caen, wo er die Buchdruckerei und Buchbinderei bei dem Buchhändler und Buchbinder Robert Macé erlernte. Hier verheirathete sich Plantin mit Jeanne Rivière 1545 oder 1546 und kehrte darauf nach Paris zurück, wo er sich zu einem geschickten Buchbinder und Saffianarbeiter ausbildete. Im J. 1549 siedelte er nach Antwerpen über, auch hier wurde er bald als geschickter Arbeiter in seinem Fache bekannt. In Folge einer Verwechselung mit einem andern, wurde er schwer verwundet von Leuten, die ihn überfielen, konnte, wieder genesen, die Buchbinderei nicht mehr ausüben und griff zur früher erlernten Buchdruckerei zurück, um sich zu ernähren. Den 21. März 1550 ließ sich P. als Bürger in Antwerpen einschreiben und im gleichen Jahre erfolgte seine Aufnahme in die Innung der Buchdrucker. Das erste Buch mit seinem Namen stammt vom Jahre 1555 und trägt den Titel: „La Institutione di una fanciulla nota nobilmente“. Im J. 1562 wurde P. angeklagt, ein irrgläubiges Werk gedruckt zu haben, welches hieß: „Briefve instruction pour prier“. Nach peinlicher Untersuchung ging P. aus derselben unbestraft hervor, verließ jedoch Antwerpen und hielt sich ein Jahr in Paris auf. Die Druckerei ließ er an seine Freunde, die als Gläubiger auftraten, verkaufen. Im nächsten J. kehrte er zurück und verband sich mit einem dieser Scheingläubiger Cornelius von Bomberghe zu einem Compagniegeschäft, dem noch dessen Bruder, Karl v. Bomberghe, Jacob v. Schotti und Doctor Goropius Becanus (s. A. D. B. II, 199) beitraten, welche Verbindung bis 1567 bestand. Plantin's Unternehmungen nahmen einen immer höheren Aufschwung; er verstand tüchtige Correctoren und Mitarbeiter zu gewinnen und wußte dieselben dauernd an sich zu fesseln. Aus der Zahl derselben seien hier nur genannt: Cornelius Kilianus oder van Kiel, geb. 1528; er trat 1556 als Corrector in die Plantin'sche Druckerei ein und blieb fünfzig Jahre auf diesem Posten, er starb 1607. Theodor Poelman (Pulmanus), geb. 1510, seit 1560 bei P. Um die gleiche Zeit ungefähr fesselte P. den Franz van Ravelingen (Franciscus Raphelengius) an sich, geb. 1539, dessen specielles Studium die griechische und die orientalischen Sprachen waren. Den 23. Juni 1565 heirathete er die älteste Tochter Plantin's, Margarethe, 1576 wurde er als Bürger in Antwerpen und in die Gilde von St. Lucas als Buchdrucker aufgenommen, 1577 etablirte er sich daselbst. Eine kräftige Stütze fand P. ferner noch in Johann Moerenturf

(Moretus), geb. 1543 zu Antwerpen, er soll im Alter von fünfzehn Jahren als einfacher Arbeiter in die Druckerei gekommen sein. War Raphelengius mehr Gelehrter, so war Moretus vor allem Geschäftsmann; auch er wurde Schwiegersohn Plantin's durch die Heirath mit dessen zweiter Tochter, Martine, im J. 1571. — Nach Ruelens et de Backer „Annales Plantiniennes“ war die Zahl der Verlagsartikel Plantin's in den ersten Jahren nur gering, steigerte sich jedoch bald. Im J. 1555: 4 Werke; 1556: 4; 1557: 8; 1558: 14; 1559: 5; 1560: 8; 1561: 16; 1562: 8; 1563: 4; 1564: 32; später meist zwischen 30—50 jährlich schwankend. Im J. 1565 beschäftigte P. 7 Pressen, 1575 besaß er 15, 1576 arbeitete er sogar mit 22, 1577 nach der Plünderung von Antwerpen durch die Spanier konnte er nur 5 Pressen arbeiten lassen, 1578 verkaufte er 7 und behielt nur 16, eine immer sehr bedeutende Anzahl zu einer Zeit, wo Estienne z. B. nur 4 Pressen hatte. Seit dem J. 1561 besuchte P. selbst oder in seinem Auftrage Moretus die Messen von Frankfurt a. M. und unterhielt dort ein Lager seiner Werke. 1567 gründete er eine Buchhandlung und Buchdruckerei in Paris, die von seinem brüderlichen Freunde Pierre Morret und seinem dritten Schwiegersohn Egide Beys, der Madeleine P. geheirathet hatte, geleitet wurde. — Plantin's Verlagsthätigkeit erstreckte sich auf fast alle Fächer, vor allen waren es Werke aus den Gebieten der Theologie, Philologie, Jurisprudenz und Geschichte, die er verlegte, griechische und hebräische Drucke, auch musikalische Compositionen und umfangreiche Kupferwerke finden wir unter seinen Artikeln. Die Gesammtanzahl seiner Verlagswerke von 1555—1589 erreicht nach Ruelens und Backer die Zahl 1030, nach Rooses ungefähr 1500. Erwähnt davon seien folgende: 1558 das jetzt sehr seltene Werk „Thevet, A., Les singularitez de la France antarctique“. 1 vol. in 8⁰; 1559: „La magnifique et somptueuse pompe funèbre, faite aux obsèques et funérailles de l'Empereur Charles V. célébrées en la ville de Bruxelles, le 29. déc. 1558 par Philippe roi d'Espagne“. 1 vol. in fol. av. 34 planches; 1562: „Dictionarium Tetraglotton“. 1 vol. in 4⁰, das erste Wörterbuch Plantin's; 1559: „Librorum prohibitorum index“. 1 vol. in 16, der erste Index aus den Pressen Plantin's, jetzt von großer Seltenheit; 1572: „Missale romanum“ 1 vol. in fol., roth und schwarz gedruckt mit den Gesangsnoten, ein Meisterwerk der Typographie, das Muster der bewundernswürdigen Missales, welche das Plantin'sche Etablissement im Laufe von fast drei Jahrhunderten hervorbrachte. Schon im November 1570 hatte König Philipp II. P. mit dem Druck der liturgischen Bücher für Spanien beauftragt und ihm für alle Länder der Monarchie ein Privileg ertheilt, welches ihn von der Zahlung der Zehnten befreite, womit der Grund für den zukünftigen Reichthum der Familie Plantin-Moretus gelegt war. Vom J. 1572 an gingen Tausende von Missales, Breviere, Antiphonarien und Psalmbücher aus den Antwerpner Pressen hervor. 1573: „Thesaurus theutonicae linguae“. 1 vol. in 4⁰, das erste gute flämische Wörterbuch, welches gedruckt worden ist. — Im gleichen Jahre vollendete P. das Hauptwerk seines Lebens, das schwierigste Werk, welches die belgische Buchdruckerkunst des 16. Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat: die Polyglottenbibel in fünf Sprachen, Biblia regia genannt, deren genauer Titel lautet: Biblia sacra hebraice, chaldaice, graece et latine. Philippi II. reg. cathol. pietate, et studio ad sacrosanctae ecclesiae usum Christoph. Plantinus excud. Antverpiae“. 8 vol. in fol., 5 Bände sind in den genannten vier Sprachen, 3 Bände in syrischer Sprache gedruckt. Die Herstellung der Bibel dauerte vier Jahre, von 1568—72, wobei täglich vierzig Arbeiter beschäftigt gewesen sein sollen. König Philipp II. streckte 21 000 Fl. zur Bestreitung der Unkosten für die Bibelausgabe vor, doch beliefen sich Plantin's Auslagen auf 40 000 Thaler nach Aussage des Arias Mon-

tanus, des gelehrten Kaplans des Königs, welcher von Philipp eigens zur Redaction der Bibel nach den Niederlanden gesandt worden war; ja man war der Ansicht, daß die Bibel dem P. wol an 100 000 Thaler gekostet haben möge. Im Ganzen wurden außer 12 Pergamentexemplaren für den König, 1200 Exemplare abgezogen, 240 auf besseren Papieren zu den Preisen von 200, 100 und 80 Fl. das Stück und 960 zu 70 Fl. das Exemplar, für den Buchhändler zu 60 Fl. — Allgemeines Lob der Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt errang P. durch das monumentale Werk, doch in pecuniärer Beziehung hatte er große Opfer gebracht, deren Folgen ihn Jahre lang schwer drückten. Von den Plantin'schen Verlagsartikeln führen wir noch kurz die wichtigsten an, 1574: Kilian, C., „Dictionarium teutonico-latinum etc." 1 vol. in 8, die erste Ausgabe des flämischen Wörterbuchs von Kilian; 1576: Clusius, C., „Rariorum aliquot stirpium per Hispanias observatar. Historia". 1 vol. mit 229 Holzschnitten und Lobel, M., „Plantarum seu stirpium historia". 1 vol. in 2 part. in fol. 1190 Seiten stark; 1579: Hieronymus, „Opera". 10 vol. in fol.; 1581: Guicciardini, L., „Descrittione di tutti i Paesi Bassi etc." 1 vol. in fol., mit 55 Plänen und Ansichten in Kupfer, die zweite Ausgabe des berühmten Werkes, 1582 erschien bei P. die französische Ausgabe mit 78 Karten und Ansichten. Um solchen Anforderungen zu genügen, war ein großer Typenreichthum nothwendig. Nach dem Inventare von 1575 besaß P. zu dieser Zeit 38 121 Pfund gegossene Buchstaben, in 73 verschiedene Schriften getheilt; bei seinem Tode waren in der Antwerpener Druckerei 44 605 Pfund Buchstaben, in der zu Leyden 4042 Pfund vorräthig. Besonders graciös waren seine sogenannten italienischen, dauerhaft seine römischen, schön seine gothischen Typen. Sein künstlerisches Gestalten erstreckte sich beim Druck bis auf die Stellung, die Entfernung der einzelnen Worte und die der Zeilen von einander, der Absätze in den Zeilen und der Capitelanfänge, wodurch er wesentlich die Klarheit und Schönheit seiner Druckwerke mit erzielte, deren Text sich durch eingehende Revision und Gewissenhaftigkeit auszeichnete. Künstlerisch werthvolle Titelkupfer, geschmackvolle Verzierung durch Vignetten und sorgfältig ausgewähltes Papier zeichnen seine Bücher aus. Plantin's Verdienste wurden von den Zeitgenossen anerkannt, Fürsten suchten ihn für ihre Länder zu gewinnen, doch verließ er die Niederlande nicht. König Philipp II. ernannte ihn 1570 zum Prototypographen und Architypographen, mit welchem Amte die Prüfung und Aufsicht über alle Druckereien des Landes, sowie über deren Angestellte verbunden war; alle Druckereien der Niederlande waren verpflichtet, ein Exemplar der Bücher, die ihre Pressen verließen an P. einzusenden. Da ihm nur Unannehmlichkeiten aus der Stellung erwuchsen und keinerlei Vortheile, so bat P. 1576 um seine Enthebung. — Die Antwerpener Druckerei mußte, um Geld einzubringen, jetzt auch fremde Druckaufträge ausführen. Trotzdem brachte P. im gleichen Jahre 50 000 Fl. zusammen, um ein großes Antiphonarium und verschiedene Sorten von Meßbüchern in großen Auflagen auf den Wunsch des Königs Philipp herzustellen. Seine geschäftliche Lage wurde dadurch immer drückender, und P. sah sich genöthigt, 1577 sein Haus und Druckerei in Paris, um 7500 Fl. zu verkaufen, während der eigentliche Werth 16 000 Fl. war. In Folge der Kämpfe in den Niederlanden, der Plünderung Antwerpens, wobei die spanischen Soldaten auch Plantin's Haus nicht verschonten, siedelte P. 1583 nach Leyden über, wurde hier Bürger und Universitätsbuchdrucker, wofür ihm eine jährliche Pension von 200 Fl. ausgeworfen wurde. Das erste Buch, welches aus den Leydener Pressen Plantin's hervorgegangen, ist: Barlandus, H., „Hollandiae Comitum historia et icones", 1584. 1 vol. in fol. Ruelens und de Backer verzeichnen 20 Leyden'sche Drucke von P. (1583—85), durch die

Antwerpener Druckerei wurden im Laufe dieser Zeit 70 Bücher hergestellt. Im J. 1585 kehrte P. nach Antwerpen zurück und verkaufte seinem Schwiegersohn Raphelengius, der in der Zwischenzeit das Antwerpener Geschäft geleitet hatte, seine Leydener Buchdruckerei nebst Liegenschaften. Dieser ließ sich dort als Drucker nieder, wurde außerdem Professor an der Universität und starb 1597; seine Söhne führten das Geschäft bis 1619 weiter. Obgleich Plantin's Unternehmungen in den letzten Jahren in Folge der Zeitumstände nicht mehr so bedeutend waren wie früher, verlegte er 1588, ein Jahr vor seinem Tode, doch 52 Werke. P. starb im Alter von 75 Jahren 1589 und wurde im Dom zu Antwerpen beigesetzt, nicht weit von dem Platze, an dem sich noch heute sein Grabdenkmal befindet. Montanus schreibt einmal über P.: „Es ist nichts Materielles an ihm, alles ist Geist, er ißt und trinkt kaum und schläft wenig". Sein Portrait zeigt einen ausdrucksvollen Kopf mit kühnen, energischen Zügen, hoher Stirn und spitz geschnittenem Vollbart. — Ueber die Buchdruckerzeichen Plantin's ist Folgendes zu bemerken: Die Werke, welche er von 1555—56 druckte, tragen die Marke: Winzer mit Baum und Weinstock, umschlossen von einem ovalen Rahmen mit der Umschrift „Exerce imperia et ramos compesce fluentes". Von 1556—57 dieselbe Marke mit dem Denkspruch „Christus vera vitis". Von 1558 wendete P. sein bekanntestes Signet an: eine aus Wolken ragende Hand führt einen Zirkel auf einer Tischplatte; um den Zirkel schlingt sich ein Band mit dem Wahlspruche Plantin's „Labore et Constantia", gehalten an den Enden zu beiden Seiten von einem Manne (labor) und einer Frau (constantia), das Ganze umschließt eine Umrahmung. Auch dieses Druckerzeichen wird von P. mehrfach verändert angewendet. Da der einzige Sohn Plantin's jung gestorben war, wurde sein Schwiegersohn Jean Moretus der Haupterbe des Antwerpener Geschäftes, welcher demselben bis 1610 vorstand. Er druckte mit derselben Sorgfalt wie sein Schwiegervater, doch stehen seine Verlagswerke sowol an Zahl wie an Werth denen von Plantin nach. Vom April 1590 an tragen die von ihm gedruckten Bücher allein den Namen Moretus. Seine Söhne Balthasar, geb. 1574 und Jean, geb. 1576 unterstützten ihren Vater seit 1592. Jean starb 1618, Balthasar 1641. Bis zu dieser Zeit war er der Chef des Hauses Plantin-Moretus, ein Mann von seltenem Wissen und großer Intelligenz. Wie sehr sich das Vermögen des Hauses vergrößert hatte bis hierher zeigt folgende Uebersicht. Beim Tode Plantin's schätzte man sein Vermögen auf 175 000 Fl., nach jetzigen Begriffen ungefähr 1 400 000 Francs. Bei dem Tode Balthasar's I. hatte sich der Besitz der Firma so vermehrt, daß der Werth die doppelte Summe erreichte. P. brauchte für Herstellungskosten von Druckwerken für das Jahr 1588: 65 000 Fl.; Jean Moretus 1609: 85 000 Fl.; Balthasar I. 1637: 115 000 Fl. Unter seinem Nachfolger, dem Sohne seines Bruders, Balthasar II., 1615—74, belief sich das Vermögen 1662 auf 341 000 Fl., nach jetzigem Geldwerth ca. 2 Millionen Francs. Diesem folgte sein Sohn Balthasar III., 1646—96, er wurde durch den König von Spanien in den Adelstand erhoben; diesem sein Sohn Balthasar IV., 1679—1730. Im Besitze der Familie bleibend, wurden die Geschäfte des Hauses bis 1867 fortgeführt. Am 20. April 1876 schloß die Stadt Antwerpen mit Ed. Jean H. Moretus den Ankauf des Plantin'schen Etablissements ab um den Preis von 1 200 000 Francs, und am 19. August 1877 übergab man das Musée Plantin-Moretus der Oeffentlichkeit. Die Gebäude, welche das Museum bilden, waren nach und nach von der Familie Plantin-Moretus theils erbaut, theils angekauft worden. Nach vielfachen baulichen Veränderungen blieben die Localitäten bis auf den heutigen Tag so, wie sie im J. 1763 gewesen waren. Das jetzige Museum umfaßt 31 Räumlichkeiten, in denen das gesammte reiche Inventar der Familie

Plantin-Moretus, wie es sich im Laufe von drei Jahrhunderten angesammelt hat: Pressen und ganze Buchdruckereieinrichtung, Bibliotheken, Gemälde, Kupfer- und Holzschnittsammlungen, sämmtliche Verlagswerke der Firma, Mobiliar ꝛc. untergebracht ist, sachgemäß und kunstsinnig geordnet, dem Publicum ein in seiner Art einziges Bild der Entwickelung der Buchdruckerkunst im Allgemeinen und speciell der Niederlande darbietet.

Hulst, F. v., Chr. Plantin. 2. édit. Liège 1846. — Ruelens, C. u. de Backer, Annales Plantiniennes. I .Partie: Christophe Plantin, 1555—89. Brux. 1865. — Gachard, Particularités inédites sur Christophe Plantin et sur l'impression de la bible polyglotte, 1852. — Van der Straelen, J. B., Geslagtlyste der nakomelingen van de vermaerden Christoffel Plantin. Antw. 1858. — Vanderhaeghen, F., Musée Plantin à Anvers. Notice sur la Bibliothèque plantinienne. Gand 1875. — Degeorge, L., La Maison Plantin à Anvers. Brux. 1878. — Rooses, M., Plantin et l'imprimerie Plantienienne. Trad. du Néerlandais p. Edm. Mertens. Gand 1878. — Rooses, M., Catalogue du Musée Plantin-Moretus. 2. édit. Anvers 1883. — Béduvez, A., Christophe Plantin. Brux. — Rooses, M., Christophe Plantin, imprimeur Anversois. Anvers 1882. Fol. Avec 100 planches et beaucoup de figures en bois.

Max Ziegert.

Plantsch: Martin P., Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen — geb. um 1460 zu Dornstetten in Würtemberg, † am 18. Juli 1533 — wurde an der neugegründeten Universität zu Tübingen am ersten Immatriculationstage — 14. September 1477 — inscribirt, erlangte bereits 1483 die Magisterwürde an der Artisten- und 1494 dieselbe an der theologischen Facultät, an welcher er schon seit 1488 vorgetragen hatte. Auch wirkte er als Prediger an der Stiftskirche zum heil. Georg. Im J. 1523 soll er dem Religionsgespräche zu Zürich beigewohnt haben, aber ungewiß welchem, ob dem am 29. Januar oder dem am 26—28. October. Eine Stiftung von ihm, ein Collegienhaus für 12—18 Stipendiaten besteht heute noch zu Tübingen unter dem Namen Martinihaus, gewöhnlich „Neuer Bau" genannt. Auch ist er der Verfasser einer kleinen Schrift: „Opusculum de sagis maleficis", welche 50 Blätter in 4° stark im J. 1507 im Drucke erschienen ist.

Vgl. J. Jac. Moser, Vitæ professorum Tubingensium ordinis theologici. Tub. 1718. — Nach ihm Jöcher, Allg. Gelehrten-Lex. III, S. 1618. — Der Katholik. Jahrg. 1876. N. F. 35. Bd., S. 521 und 640. — Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen, 1881, S. 212 u. 231.

P. Ant. Weis.

Plateanus: Petrus P., einer der bedeutendsten Schulmänner des 16. Jahrhunderts, stammte aus Brabant und zwar aus der Gegend von Lüttich, wo er gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren wurde. Als Sohn armer Eltern auf fremde Unterstützung angewiesen, besuchte er zunächst die Schule der Hieronymianer in Lüttich, studirte dann in Löwen namentlich am Collegium trilingue (Buslidianum) unter Conrad Goclenius und Rüdiger Rescus und bezog wahrscheinlich 1524 die Universität Wittenberg, vermuthlich besonders deshalb, weil er der protestantischen Ueberzeugung, der er sich zugewandt hatte, in seiner Heimath keinen freien Ausdruck verleihen konnte. Seitdem gehörte er ganz Deutschland an. Schon 1525 erhielt er auf Melanchthons Empfehlung das Rectorat der Stadtschule in Joachimsthal im Erzgebirge, das er bis 1531 bekleidete. Im Umgange mit Georg Agricola, dem Begründer der Mineralogie

in Deutschland (s. A. D. B. I, 143 ff.), der damals seit 1527 dort als Arzt wirkte, faßte P. ein so lebhaftes Interesse für Naturwissenschaft, daß er die Ausgabe von Agricola's bahnbrechendem Werke: „Bermannus sive de re metallica liber“ 1528 ohne Wissen des allzubescheidenen Verfassers besorgte und 1531, als Agricola im Herbst 1530 als Stadtphysicus nach Chemnitz übersiedelte, selbst nach Marburg ging, vermuthlich um noch Medicin zu studiren. Wie weit er damit gekommen ist, steht nicht fest; eine lebhafte Theilnahme für dies Fach hat er immer behalten, aber in Marburg trat er später als Professor der Ethik und Rhetorik auf und erwarb 1533 den artistischen Magistergrad. Wenige Jahre später führte ihn der Einfluß seines alten Freundes Agricola nach Sachsen zurück und an die Stelle, wo er nun seine bahnbrechende Thätigkeit entfalten sollte, in das Rectorat der Schule zu Zwickau. Diese blühende Stadtgemeinde, wohlhäbig besonders durch ihren Antheil am Ertrag der Schneeberger Silbergruben, hatte schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ihrer lateinischen Schule eifrige Fürsorge zugewendet und neben derselben 1519 unter Leitung eben Georg Agricolas eine besondere griechische Schule errichtet, die einzige ihrer Art in Deutschland, die indeß schon 1520 mit der Lateinschule zu einer Anstalt verschmolzen wurde. Da nun nach Agricola's Weggange 1522 unter den schwierigen Zeitverhältnissen die Schule nicht recht gedieh, so schlug Agricola seinem früheren Zwickauer Collegen Stephan Roth, der damals das wichtige Amt eines Stadtschreibers bekleidete, den P. als Rector vor (Januar 1535). Am 5. Mai 1535 wurde dieser in sein Amt eingewiesen. Seine Stellung bot anfangs manche Schwierigkeiten, weil er in den Streit verwickelt wurde, den der Stadtpfarrer Leonhard Bayer mit dem Rathe über seinen Antheil an der Ernennung der Kirchen- und Schuldiener mit großer Hartnäckigkeit führte; doch wußte der Rath den neuen Rector bald ganz an Zwickau zu fesseln, indem er ihm den Ankauf eines Hauses ermöglichte und ihm das Bürgerrecht schenkte, und brachte endlich 1537 mit Melanchthon's Hülfe auch einen Ausgleich jenes Streites zu Stande. Seine Schule ordnete P. nach dem Vorbilde der Hieronymianer in Lüttich; es ist sein Verdienst, deren verbesserte Methode nach Sachsen verpflanzt zu haben, denn die Gliederung des Cötus in 8 Classen (thatsächlich bestanden nur sieben, da die I. aus Mangel an geeigneten Lehrkräften nicht gebildet werden konnte), der festgeregelte, in sicherem Fortschritt auf ein klar bestimmtes Ziel zustrebende Gang des Unterrichts (VIII und VII Lesen und Schreiben, Glauben, Vaterunser und Zehn Gebote; VI und V Beginn des lateinischen Unterrichts an der Hand der Grammatik und leichter Lectüre, Luther's Katechismus; IV Abschluß der lateinischen Grammatik, Stilistik, Prosodie; III Abschluß des lateinsprachlichen Unterrichts im Anschluß an die Lectüre von Terenz, Virgil's Aeneide, Cicero's Briefen, Cic. de senectute und de amicitia, Beginn des griechischen Unterrichts nach Theodorus Gaza, Sonntagsevangelien; II Dialectik und Rhetorik, Cicero's rhetor. Schriften, Tusculanen, de officiis, Fortsetzung des Griechischen mit Lectüre aus Lucian oder eines griechischen Dichters, Aufsätze, Verse, Briefe, rhetorische Uebungen, griechische schriftliche Arbeiten), endlich die halbjährlichen Prüfungen und Versetzungen bezeichneten auch gegenüber Melanchthons kursächsischer Schulordnung von 1528 einen bedeutsamen Fortschritt, der P. in Mitteldeutschland denselben Platz in der Entwicklung des gelehrten Unterrichtswesens zuweist, den im Osten Trotzendorf, im Norden Neander, im Westen Sturm behauptet. Im Ganzen trägt natürlich der Unterricht seinen Zielen nach denselben Charakter wie damals überall: die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Latein bildet die Hauptaufgabe, an zweiter Stelle steht das Griechische, die Muttersprache wie die Realien finden keine Berücksichtigung. Die Musik wurde nur

mit Rücksicht auf den Kirchendienst gepflegt. In diesem immerhin beschränkten Kreise der Unterrichtsgegenstände wußte nun aber P. durch strenge Methode, Beschränkung auf das Wesentliche und klare Darstellung Vorzügliches zu leisten, umsomehr als seine bedeutende Persönlichkeit durch Verbindung von Milde und Strenge den Geist ernster Religiösität und pünktlichen Gehorsams, die Ehrfurcht vor der Obrigkeit und gesittetes Benehmen auch außerhalb der Schule seinen Zöglingen einzuflößen und die Bestimmungen seiner Schulgesetze nachdrücklich zur Geltung zu bringen wußte. Wissenschaftlichem Sinne suchte er insbesondere durch Vergrößerung der Bibliothek Gelegenheit zur Befriedigung zu bieten; er hat ihr später seine eigene bedeutende Büchersammlung vermacht. Ein ganzer Schulmann hat er wenig Zeit zu Correspondenzen und schriftstellerischen Arbeiten gefunden, und das einzige größere Werk, das er verfaßte, die „Libri II introductionis grammaticae lat.“, Leipzig 1543. 1544, auch dem Zwecke der Schule gewidmet. Erfolg und Anerkennung sind seinem Wirken in reichstem Maße beschieden gewesen. Von nah und fern strömten die Schüler, auch viele adligen Standes, zur „Zwickauer Schleifmühle“, so daß die Frequenz 1538 die Zahl von 500 erreichte, 1544 sogar auf 800 stieg. Da für sie das alte, 1479 erbaute Schulhaus (1878 abgebrochen) nicht mehr zureichte, so erbat der Rath nach Aufhebung des Cistercienserklosters Grünhain vom Kurfürsten Johann Friedrich den sog. Grünhainer Hof in Zwickau für die Schule, der am 10. October 1542 an P. übergeben wurde und in geeigneter Weise umgebaut, sie bis 1868 beherbergt hat. Seine Schüler bewiesen ihm die wärmste Anhänglichkeit. Der Rath schätzte den tüchtigen Rector hoch und unterstützte ihn namentlich auch in der Berufung trefflicher Mitarbeiter, zu denen u. a. Paul Rebhun (Perdix) gehörte, der sich als Dramendichter einen gewissen Namen machte; der Kurfürst verlieh ihm ein Canonicat am St. Georgenstift in Altenburg, Luther zählte in seinen „Tischreden“ die Zwickauer Schule zu den fünf angesehensten Sachsens.

Doch P. ist nicht als Rector und nicht in Zwickau gestorben. Der Trieb, sich ganz seinen naturwissenschaftlichen Studien zu widmen, faßte noch den gereiften Mann mit solcher Stärke, daß er zu Michaelis 1546 sein Rectorat niederlegte. Aber auch diesmal kam sein Plan nicht zur Ausführung. Der Schmalkaldische Krieg, welcher die Machtstellung des Ernestinischen Hauses zertrümmerte, traf auch das eifrig kursächsische Zwickau aufs schwerste. Nach wenigen Tagen zwang Herzog Moritz die Stadt zur Uebergabe (6. November 1546) und wies dann im Januar 1547, im härtesten Winter den größten Theil der Bürgerschaft aus. Damals hat wohl auch P. die Stätte seiner elfjährigen Wirksamkeit verlassen. Seinen Gedanken, der Medicin sich zuzuwenden, scheint er angesichts der schweren Bedrängniß, in welche der Ausgang des Krieges den deutschen Protestantismus versetzte, wieder aufgegeben zu haben, um seine Kraft der bedrohten Kirche zu widmen. Im August 1547 wurde er als Pfarrer und Superintendent nach Aschersleben berufen und trat hier am 22. October ins Amt. Doch starb er schon nach wenigen Jahren am 27. Januar 1551, ohne den Umschwung der deutschen Dinge zu erleben. Er hinterließ aus der Ehe mit der Zwickauer Bürgerstochter Magdalene Lochmann vier Söhne und eine Tochter.

Vgl. E. E. Fabian, M. Petrus Plateanus, Rector der Zwickauer Schule von 1535 bis 1546, Zwickauer Gymnasialprogramm von 1878, eine sorgfältige Arbeit auf Grund des urkundlichen Materials, der auch die beiden Schulordnungen und die Schulgesetze des P., sowie eine Anzahl anderer Belege beigefügt sind.

Otto Kaemmel.

Platen: August Graf v. P.-Hallermünde, geboren zu Ansbach am 24. October 1796, † zu Syrakus am 5. December 1835, der kunstbegeistertste aller deutschen Dichter, hat im Leben wie noch Jahrzehnte nach seinem frühen Tode eine mehr von Gunst und Haß, als von sachlicher Würdigung ausgehende Beurtheilung über sich ergehen lassen müssen. Des Dichters Vater, August Philipp, stammte aus einer 1689 in den Reichsgrafenstand erhobenen alten Adelsfamilie der Insel Rügen; als Oberforstmeister des letzten Markgrafen von Ansbach vermählte er sich in zweiter Ehe 1795 mit Louise Freiin Eichler von Auritz. „In demselbigen Jahr als Uz wegstarb", ward der Poet den „höchst würdigen Eltern" geboren. Die Mutter, von welcher der Sohn den beharrlichen Eigenwillen geerbt zu haben scheint, war völlig in der französischen Bildung des 18. Jahrhunderts befangen, wie sie auch Zeitlebens mit ihm nur französischen Briefwechsel pflog; eine leidenschaftliche Leserin, erweckte sie auch in dem ihr jeder Zeit liebend vertrauenden Sohne gleiche Neigung. Weiße's Kinderfreund reizte ihn früh zur dichterischen Nachahmung an und dieser kindische Dichtertrieb erstarkte, als auf die heiteren Jugendtage im elterlichen Hause die unerfreulichen Jahre militärischer Zucht folgten. Am 1. October 1806 trat P. in die erste Classe des Cadettencorps in München ein, dem er bis in den September 1810, wo er Aufnahme in das Erziehungsinstitut für königl. Edelknaben (Pagerie) fand, angehörte. Im Cadettencorps schloß er mehrere dauernde Freundschaften. Allein er fühlte sich unglücklich in der militärischen Zwangsanstalt, die alle drückenden Einrichtungen, unter denen einst Friedrich Schiller in der Karlsschule litt, kannte, ohne ähnliche Vortheile für die geistige Ausbildung zu gewähren. Dagegen konnte er in der Pagerie die Studien viel mehr nach Neigung betreiben; der Glanz der Hoffeste, an denen die Edelknaben dienend theilzunehmen hatten, erfüllte die Phantasie des heranwachsenden Knaben. Schon stand bei ihm fest, die Dichtkunst als Lebenszweck zu betreiben, während er als Beruf doch den, ihm vom Cadettencorps her eigentlich verhaßten Soldatenstand trotz mannigfacher Abmahnungen wählte. „Es sind", schrieb er, „Motive welche nicht von dem Wesen des Soldatenstandes hergenommen sind, die mich bestimmen, sondern solche, die durchaus den Poeten betreffen — die viele Muße, die ich mir verspreche, die Hoffnung, die Welt zu sehen, der Aufenthalt in der Hauptstadt, die mir unter anderen Vortheilen besonders eine große Bibliothek bietet." Dagegen erschien ihm das Leben auf Universitäten verhaßt.

Am 21. März 1814 wurde P. zum Unterlieutenant im 1. Infanterieregiment „König", das in München garnisonirte, ernannt; seine active Dienstleistung umfaßte nicht volle vier Jahre, als beurlaubt wurde er aber in den Regimentslisten bis zu seinem Tode fortgeführt, wie er durch königliche Gnade auch seinen Lieutenantsgehalt fortbezog. Hatte einst Ewald v. Kleist über der Lesung Miltons einmal die Ablösung der Wachen vergessen, so ließ sich Lieutenant Graf P., der an Selbstquälerei und Zweifelsucht wie pedantischen Neigungen eher an Heinrich v. Kleist erinnert, im Dienste mehr als eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, die seinen Strafbogen füllte. Schon im Frühjahr 1814 quälte ihn die Sehnsucht nach Italien. Am 17. Juli schrieb er in sein Tagebuch: „Unter andern Umständen vielleicht wäre ich ein Dichter geworden. Ich bin aber zu unvollkommen als Mensch." Im Gegensatze zu seinen französisch gesinnten Kameraden hatte er schon im Cadettencorps für Deutschlands Freiheit geschwärmt. Am 15. April 1815 marschirte sein Regiment gegen Frankreich, allein ehe die Reservebrigade den Rhein überschritt, war bei Belle-Alliance die Entscheidung gefallen. Statt erträumter Thaten ergab das ermüdende Herummarschiren in Frankreich nur patriotische Gedichte; unzufrieden rückte er am 12. December wieder in seiner Garnison München ein. Wenigstens

hatte ihn der unblutige Feldzug von seiner aussichtslosen Liebe zu der schönen jugendlichen Marquise Euphrasie v. Boissefon geheilt. Im Juni 1816 trat er eine Reise in die Schweiz an, die ihm Heinrich Zschokke's Bekanntschaft und bessere Gedichte, als er sie bisher zu Stande gebracht, eintrug. Vom 19. October bis Mitte Januar weilte er im Elternhause zu Ansbach. Pläne zu einer Reise nach Persien, zur Flucht nach Amerika, wo er als Sprachmeister sein Brod verdienen will, tauchen auf. Wichtig für seine Entwickelung wurde der Aufenthalt in Schliersee vom Juni bis October 1817.

Hier entstand die „Hymne der Genien zum Säkularfest der Reformation“, die erste Arbeit, welche der ängstliche P. durch den Druck veröffentlichte (München 1817), wie auch der aus gleichem protestantischem Geiste entsprungene Schwank „Der Sieg der Gläubigen. Ein geistliches Nachspiel“, 1820 umgearbeitet und unter dem Titel „Die neuen Propheten“ zwei Jahre später in die vermischten Schriften aufgenommen. Den stets eifrig getriebenen historischen und sprachlichen Studien traten in Schliersee noch botanische zur Seite. Es war gewiß dilettantenhaft, wenn P. wähnte, ohne methodische Anleitung Naturwissenschaften treiben zu können, mehr als ihm selbst klar war, mag ihm dabei Goethe's unerreichbares Beispiel vorgeschwebt haben. Allein seinem vielfachen Umhertasten lag doch das richtige Gefühl zu Grunde, daß eine möglichst umfassende, auch auf das Kleinste achtende Ausbildung für das dichterische Auftreten, wie er es erstrebte, Vorbedingung sei. Damals in Schliersee schrieb er sich auch die „Lebensregeln“ (erst 1839 gedruckt) nieder, an deren Schlusse er, nachdem er bis dahin viel in französischer und englischer Sprache gedichtet hatte, den Grundsatz aufstellt, künftig nur der Muttersprache sich bedienen zu wollen, denn „was eine andere Sprache vor der deinigen voraus hat, was nicht in der deinigen liegt, glaube, daß dies auch nicht im Charakter der Nation liege!“ Seine litterarischen Studien wie die eigenen dichterischen Uebungen hatten bereits eine beträchtliche Ausdehnung angenommen. Auffallend dabei ist, mit welcher Vorliebe er classicistische Dichter wie Pope, Gray und französische wie Corneille, Racine,. Delille, aus denen er übersetzte, und Voltaire immer wieder von Neuem vornahm. Tasso, Ariost, Cervantes, Guarini, den er besonders liebte, Camoens las er in der Ursprache neben Homer, Horaz, Xenophon, Tacitus. Horazens Oden machten bereits 1817 besonders tiefen Eindruck auf ihn, er las sie wieder und wieder und vertheidigte ihren Autor gegen diejenigen, welche Horaz nicht als Dichter, sondern nur als Nachahmer gelten lassen wollten. Als ausübender Dichter gehörte er jedoch der romantischen Richtung an. Nach dem Vorbilde von Müllner, den er in München noch bewunderte, dichtete er eine Tragödie „Der Hochzeitsgast“, daneben tauchen Konradin. nach dem Muster von Goethe's Egmont, Pyramus und Thisbe, die Tochter Kadmus', als Tragödienstoffe auf. Große Epen in freier oder streng gebildeten Stanzen werden wie Gustav Wasa und Odoaker in Angriff genommen oder theilweise wirklich ausgeführt, wie „Arthur von Savoyen“ und „Die Harfe Mahomets“. Elegien und Oden nach Horaz und Properz, Heroiden nach Pope, Balladen, Epigramme und didaktische Gedichte entstehen zahlreich, sogar der Plan zu einem Romane „Hinterlassene Papiere einer Nonne“ findet sich vor. Das meiste blieb unvollendet, in die späteren Sammlungen der Werke ging fast nichts von allen den Arbeiten über, die auch der Mehrzahl nach mehr den Einfluß von Platen's Lectüre als dichterische Selbständigkeit zeigen. Allein in diesen mit unermüdlicher Hingabe betriebenen Versuchen erwarb er sich die Meisterschaft der Form. Hier hat er „nie zu träge“ die Kunst erlernt. Den Kriegsdienst im Frieden ertrug der Musenfreund nicht länger; die Gnade des Königs gewährte ihm das bereits verscherzte Pagenvorrecht einer Unterstützung auf drei Jahre, und er konnte

Ostern 1818 die Universität Würzburg beziehen, um sich auf späteren Eintritt in den diplomatischen Dienst vorzubereiten. Am 25. August legte der 22jährige das nachträglich geforderte Abiturientenexamen ab. Im Herbste 1819 siedelte er nach Erlangen über, wo er mit Unterbrechungen bis zum Schlusse des Sommersemesters 1826 seine Studien fortsetzte; vgl. Engelhardt „Platen in Erlangen" 1836 in Nr. 210—215 des Morgenblattes; G. Böhm, „Aus Platens Jugendzeit", Münchener allg. Zeit. 1887 Nr. 268 u. 269.

In Würzburg hatte der Philosoph J. J. Wagner mehr verwirrend als fördernd auf ihn gewirkt, in Erlangen gab er sich Schelling's glücklichem Einflusse hin. Am 19. Februar 1820 schrieb er in sein Tagebuch: „Entschluß mich fortan emsig mit den historischen und Naturwissenschaften zu beschäftigen, und meinem Trieb zur Poesie zu folgen, und lieber ein ganzer Mensch zu werden, wenn es mir auch in Zukunft schlecht gehen sollte, als ein halber zu sein, und wär's auch ein Gesandter. Lieber betteln als meine Individualität opfern". In Erlangen selbst, wo er der Burschenschaft angehörte, sammelte sich ein wechselnder Freundeskreis um P., in den auf kurze Zeit auch Justus Liebig eintrat. (Carriere, Liebig und P. 1873 in Nr. 172—176 der Augsb. allg. Ztg.) Die Ferien benutzte er zu Reisen, die ihm in Bayreuth Jean Paul's, in Ebern Rückert's Freundschaft einbrachten, in Kassel ihn zu Jak. Grimm, in Jena zu Goethe führten. Die Rückreise von Wien führte ihn durch Böhmen und gab Anlaß, auch das Studium dieses slavischen Sprachzweiges zu beginnen, nachdem er sich die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen bereits angeeignet. Als Frucht seiner orientalischen Studien erschienen Erlangen 1821 die „Ghaselen von August Graf v. Platen-Hallermünde", denen er 1824 „Neue Ghaselen" folgen ließ; Goethe inspirirte Eckermann's rühmende Recension „Kunst und Alterthum" IV, 3, 159, nachdem er selbst III, 3, 175 Platen's Ghaselen als „wohlgefühlt, geistreich, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte" gerühmt hatte. Das Formengebiet der deutschen Dichtkunst war durch dieses erste Auftreten Platen's erweitert worden und die „Neuen Ghaselen" bewiesen bereits, daß er jede Form auch mit Gehalt zu füllen wisse.

Im Herbste 1824 reiste P. zum ersten Male nach Italien; Venedig begeisterte ihn zu längerem Bleiben, die „Sonette aus Venedig" (Erlangen 1825) geben in wunderbarer Vollendung die gewonnenen Eindrücke wieder, aber die ohne Urlaub unternommene Reise zog dem Lieutenant P. eine längere Arreststrafe in Nürnberg zu (2. Januar bis 22. März 1825). Während dieses Arrestes schrieb er seine Abhandlung „Das Theater als ein Nationalinstitut betrachtet" und vollendete das Schauspiel „Treue um Treue" (gedruckt 1828), das am 18. Juni in Erlangen mit großem Beifalle aufgeführt wurde; H. Brunner, über Aucassin und Nicolette, Kassel 1881; Wagner, Aucassin et Nicolete comme imitation de Floire et Blanchefleur et comme modèle de Treue um Treue, Arnstadt 1883. Schon vorher hatte er in den „Vermischten Schriften" (Erlangen 1822) die dramatische Skizze „Marats Tod" veröffentlicht, ein einactiges Geschichtsbild in Prosa, wie das spätere dreiactige geschichtliche Drama „Die Liga von Cambrai" (Frankfurt 1833). Das erste Bändchen der Schauspiele (Erlangen 1824) hatte die heroische Comödie „Der gläserne Pantoffel" und die Comödie „Berengar" gebracht; dem ersteren Werke entspricht das Lustspiel „Der Schatz des Rhampsinit" (1824), dem letzteren „Der Thurm mit sieben Pforten", beide in den „Schauspielen" (Stuttgart 1828).

Berengar und der Thurm nähern sich durch ihren Stoff dem Schwanke, durch die ebenso anmuthige wie würdige Behandlung werden jedoch beide in eine höhere Sphäre gehoben. Treue um Treue, Pantoffel und Schatz zeigen den Dichter als Romantiker. Das Schauspiel sucht die nach J. Grimm's Ur=

theil schönste aller altfranzösischen Dichtungen in ritterlichem Geiste vorzuführen, das beste Fouqué'scher Dichtung erscheint hier in idealer Steigerung; das Vorbild der Tieck'schen Comödie hat auf Pantoffel und Schatz eingewirkt. Die romantische Ironie herrscht vor und die Verquickung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen zu einem, im Ganzen komisch behandelten Drama erscheint wenig lobenswerth trotz alles lyrischen Glanzes, den eine wirklich poetische Diction über das Ganze verbreitet. Das Herodot'sche Märchen hat durch die romantische Dramatisirung weniger als die deutschen eingebüßt. Als Vorstufe späterer Arbeiten erscheint in beiden Comödien die nach Tieck's Muster geübte litterarische Satire bemerkenswerth. Goethe (Gespräche mit Eckermann I, 99) sah in den beiden Märchendramen den Einfluß Calderons, den P. allerdings in Würzburg und Erlangen eifrig studirte und tadelte den Mangel an innerer Fülle.

P. selbst erklärte im Frühjahre 1826 alles, was er bis dahin geschrieben, für Pfuschereien. Das Meisterstück, welches ihn in die Zunft der Unsterblichen einführen sollte, glaubte er in dem Lustspiel „Die verhängnißvolle Gabel“ (Stuttgart 1826) zu liefern. Dieser ersten großen Litteraturcomödie folgte einige Jahre später aus Italien die zweite, noch vollendetere „Der romantische Oedipus“ (Stuttgart 1829). P. selbst wußte recht wohl, daß ein Wettstreit mit Aristophanes sich nicht bloß auf das litterarische Gebiet beschränken dürfe. Nicht sein Wille, sondern die erbärmlichen deutschen Verhältnisse zwangen ihn, das politische Gebiet zu meiden oder doch nur flüchtig zu streifen. Hatte sich doch auch Rückert genöthigt gesehen, seine politische Komödie Napoleon unvollendet zu lassen. Litterarhistorisch erscheint P. als Nachahmer von Aristophanes; Tieck hatte diese Nachahmung unter Beiseitesetzung aller Form begonnen, Rückert weiterzubilden gesucht, P. als der erste schuf Kunstwerke, in der Form den besten hellenischen ebenwerthig, dem Geiste des Aristophanes verwandt und doch selbstständig. Die falschen litterarischen Tendenzen bekämpfte er als gefährliche Feinde einer gesunden Entwickelung unseres Volkes; die Vernichtung der unsittlichen Schicksalstragödie war nicht nur eine große ästhetische, sondern auch eine ethische That. Immermann freilich hat nach seinem Wollen und Wirken die Verurtheilung als Nimmermann nicht verdient; sein edles Streben hätte ihn eigentlich mit P. verbinden müssen (vgl. Bd. 159 in Kürschner's „deutscher Nationallitteratur“, Stuttgart 1887), allein seine unnatürlich zu nennende Verbindung mit Heine mußte den Dichter des gewaltigen Merlin P. in ganz falschem Lichte erscheinen lassen. Ungerechtfertigt, ja frivol hatte Immermann einen Angriff auf P. begonnen, den dieser viel mehr sachlich als persönlich erwiderte. Der Verehrer von Goethes Iphigenie und Pandora und der Griechen bekämpfte in Immermann die überlebte falsche Romantik. Gesunde Elemente der Romantik hat P. selbst in Gedichten und Balladen, wie in seinen orientalischen Dichtungen (Ghaselen, Hafisübersetzung, Abbasiden) aufgenommen. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, wenn man P. in seiner letzten Lebensperiode als einseitigen Verehrer der Antike darstellt. „Die Abbasiden“ (im Taschenbuche „Vesta“ für 1834), seine „Odyssee“, sind durch ihren Stoff romantisch. Seine Ilias sollte das große Epos „Die Hohenstaufen“ in der Nibelungenstrophe behandeln, also Stoff und Form romantisch, und dem Romantiker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm IV. (damals, 1829, noch Kronprinz) sollte das Werk gewidmet werden. Wie Goethe zu gleicher Zeit an Tell und die Achilleis gedacht hatte, so schloß auch bei P. in seiner reifsten Zeit die classische Richtung keineswegs die Pflege romantischer Stoffe und Formen aus.

Am 3. September 1826 verließ er Erlangen, um, wie er wohl schon damals entschlossen war, dauernden Aufenthalt im Süden zu nehmen. Kaum auf italienischem Boden angelangt, begann er in Florenz seine Odendichtung, die er

in Rom fortsetzte; daneben arbeitete er an Tragödien (Meleager, Tristan und Isolde). Im April 1827 ging er nach Neapel, wo ihn der Freundschaftsbund mit August Kopisch (s. A. D. B. XVI, 660) beglückte. Vom 23. November 1828 bis 28. April 1829 weilte er wieder in Rom. Den Antrag, eine Theaterzeitung in Berlin herauszugeben, lehnte er selbstverständlich ab, obwohl König Ludwig I. von Baiern den Dichter weniger, als dieser nach des Königs Brief vom 3. Juni 1827 hätte erwarten dürfen, unterstützte. Am 12. September 1828 wurde er auf Schelling's Betreiben zum außerordentlichen Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt. Allein erst am 30. August 1832 kehrte er selbst, durch den Tod seines Vaters genöthigt, nach München zurück, nachdem er Italien nach allen Richtungen durchstreift hatte. Einzelne seiner Oden, Epigramme und Balladen waren im Morgenblatt, dem Taschenbuch für Damen und im deutschen Musenalmanach erschienen; eine mit peinlichster Sorgfalt getroffene Auswahl stellte er in dem Band „Gedichte" (Stuttgart 1828, 2. Aufl. 1834) zusammen. Am 1. April 1833 war er wieder in Venedig, kehrte aber im Herbste nochmals nach München zurück, um im Frühjahr 1834 Deutschland für immer zu verlassen. Wieder ging er nach Neapel; es entstanden die 10 Hymnen, welche er selbst als das Beste, wie die Sonette für das Seelenvollste seiner lyrischen Sachen bezeichnete. Immer mehr traten die historischen Studien für ihn in erste Reihe. Sallust als Muster vor Augen hatte er die „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443" ausgearbeitet (Frankfurt 1833); eine Studie über den „Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua" ward begonnen. Mit der höchsten Vollendung der Prosa verband sich hier gründlichstes Quellenstudium. Schon hatte er in der „Liga von Cambrai" versucht, ein Idealbild aus der venetianischen Geschichte zu skizziren; seinen folgenden Dichtungen wollte er historische Stoffe zu Grunde legen, denn lebhaft regte sich sein patriotisch-historischer Sinn. Er erkannte in Preußen den Hort Deutschlands und zürnte sehen zu müssen, wie wenig man dort der großen historischen Aufgabe Verständniß entgegenbrachte. Von dem barbarischen Russenthume aber sah er die Gefahr für Deutschland drohen; in diesem Sinne schrieb er den von der Censur unterdrückten „Briefwechsel zwischen einem Berliner und einem Deutschen", seine Polenlieder, das zum Sprichwort gewordene Gedicht „Der Rubel auf Reisen". In Piemont wurden ihm seine eigenen Gedichte confiscirt; den von dort ausgehenden Aufschwung seines geliebten Italiens sollte er nicht mehr erleben. Am 6. December 1835 wurde der edle deutsche Dichter, dem das undankbare Vaterland Henri Heine's Frivolitäten vorgezogen hatte, in Syrakus begraben.

Die erste Ausgabe der gesammelten Werke (Stuttgart 1839) in einem Quartbande besorgte des Dichters treuer Freund Graf Fugger; Goedeke lieferte die Biographie. Die einzige zuverlässige und am meisten enthaltende Ausgabe ist die von Karl Redlich in 3 Bänden mit Biographie in der Hempel'schen Classikersammlung herausgegebene, besonders werthvoll auch durch die „chronologische Uebersicht". Aus dem umfangreichen dichterischen Nachlasse, den die Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrt, hat auch Redlich nur weniges neu aufgenommen. Das von Engelhardt und Pfeuser herausgegebene Fragment „Platen's Tagebuch 1796—1825" (Stuttgart 1860) ist ein willkürlicher, vollständig principienlos hergestellter Auszug aus den 18, Platen's ganzes Leben umfassenden Bänden der Platen'schen Tagebücher; kaum ein Satz ist unverändert wiedergegeben. Stehen der vollständigen Veröffentlichung dieser Tagebücher auch unüberwindbare Hindernisse entgegen, so wäre doch eine theilweise Erschließung derselben durch einen pietätvollen Verehrer Platen's dringend zu wünschen. P. hat von Jugend an Rousseau's Confessions bewundert; in seinen Tagebüchern

haben wir ein Werk, das an Eigenart, an allgemein litterarischem wie an psychologischem Interesse den berühmten Confessions nicht nachsteht.

Platen's formale Vorzüge werden allgemein bewundert; vgl. Jak. Grimm's Urtheil („Briefe an hessische Freunde", Marburg 1886). Die sorgsamere Pflege von Vers und Reim in der deutschen Dichtung ist von ihm ausgegangen. Seine Zucht und Schule haben viele, vor allen E. Geibel (Werke I, 96, 116, 217; III, 69; V, 67) dankbar anerkannt. Antike Formen, Trimeter und Anapäste, Oden und Disticha, vor allem Pindarische Hymnen hat kein Deutscher in ähnlicher Vollkommenheit wie er gedichtet; in orientalischen Formen hat Rückert ihn erreicht, für das Sonett ist er der unbestritten erste Meister. Der Vorwurf der Marmorglätte und Künstelei ist kein gerechter; P. hat nie der Form einen absoluten Werth zuerkannt, im Gegentheil ihre Vollendung für die höchste Selbstverleugnung des Künstlers erklärt (Aphorismen 11—19). Der deutschen Modelitteratur gegenüber hatte er das durchaus gerechtfertigte Selbstbewußtsein seiner historischen Mission; die Gegner suchten ihn als Aristokraten verhaßt zu machen. Er „freute sich seines Adels, weil er dessen Vorurtheile eher verachten konnte, ohne für neidisch und gemein gehalten zu werden". Der edle Sinn, der diesen Ausspruch kennzeichnet, verleugnet sich nirgends in seinem ganzen Leben. Er war tief religiös, aber eben ein ganz antiker Mensch wie Winkelmann. Auch P. zog „aus der bildenden Kunst die größten Belehrungen". Durch die Macht seines Genius die Bildung eines Jahrhunderts zu fördern und ihm seinen Stempel aufzudrücken wie Goethe, die alles ergreifenden Ideen einer neuen Zeit zum Gemeingut Aller zu machen wie Schiller, große ästhetische wie religiöse Reformen herbeizuführen wie Lessing, war P. nicht beschieden. Der deutschen Dichtkunst aber höhere Vollendung zu geben, als die Classiker selbst gethan, das Falsche in seiner Nichtigkeit enthüllend, die ewig wahren Ziele der Kunst aufzuweisen, tiefe Ideen würdig auszudrücken, das war eben ihm wie vielleicht keinem andern beschieden. Maßvoll und edel, schönheitstrunken und klarblickend rühmen wir ihn als einen unserer besten, dem die deutsche Litteratur und Bildung mehr verdankt, als es auf den ersten Blick scheint, obwohl er fast im Beginne seiner dichterischen Reife uns entrissen ward.

Die Hauptquelle für Platen's Kenntniß bildet neben Redlich's Ausgabe das ungedruckte Tagebuch. — Seine kurze Selbstbiographie Redlich III, 269. — Briefwechsel zwischen A. Graf v. Platen und Johannes Minckwitz nebst einem Anhang von (wichtigen) Briefen Platen's an Gustav Schwab, Leipzig 1836. — Weitere Briefe im Octoberheft der deutschen Revue 1884. — L. Böhme, Zur Würdigung Platen's, Annaberg 1879. — K. Strackerjan, Wilhelm Müller und Aug. Graf v. Platen, Oldenburg 1884. — Goethe's Brief an Platen, Goethejahrbuch I, 270; vgl. VI, 201. — H. Welti, Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884. — Fernere Litteratur und ausführliche Biographie Goedeke III[1], 554—572. Max Koch.

Platen: Dubislaw Friedrich v. P., preußischer General der Cavallerie, wurde am 23. August 1714 als der Sohn des von der Insel Rügen stammenden Generals Hans Friedrich v. P. († am 17. Mai 1743), der ebenfalls ein tüchtiger Cavallerist war, geboren. Er war der ältere Bruder des Generals Leop. Joh. v. P., welcher gleich ihm an sämmtlichen Feldzügen Friedrichs des Großen theilnahm und, wie er selbst Chef eines Dragonerregiments war, welches, zum Unterschiede von seines Bruders Regiment Alt-P., den Namen Jung-P. führte. Im Alter von kaum neun Jahren durch die seinem Vater zugewandte Gunst König Friedrich Wilhelms I. zum Kornet ernannt, war P. Kürassierrittmeister, als der erste schlesische Krieg ausbrach; für Auszeichnung in der Schlacht bei Czaslau am 17. Mai 1742 ward er Major, für sein tapferes Verhalten bei dem Rück-

zuge, welchen Markgraf Karl von Jägerndorf aus mitten durch die ihn umringenden Feinde nach Camenz ausführte, wobei P. am 22. Mai 1745 tapfer auf Sachsen-Gotha-Dragoner einhieb, erhielt er den Orden pour le mérite; in den siebenjährigen Krieg zog er als Oberst der Normann-Dragoner, erhielt aber am 4. März 1757 als General ein eigenes Regiment der nämlichen Waffe, das bisher Langermannsche Nr. 8. Mit diesem focht er am 30. August in der Schlacht bei Groß-Jägerndorf und rückte gegen Ende des Jahres mit dem Corps des Feldmarschalls Lehwaldt nach Pommern, wo er die nächste Zeit hindurch verblieb. Im März entsandte ihn Dohna, Lehwaldt's Nachfolger im Commando, mit einer Abtheilung zur Beobachtung der Russen in Hinterpommern. Er entledigte sich dieses Auftrages mit Geschick, begleitete den Marsch der feindlichen Armee auf das Schlachtfeld von Zorndorf, wo einer seiner Söhne fiel, ein anderer schwer verwundet wurde, und folgte den Russen dann auf ihrem Rückzuge nach Pommern. Sein Erscheinen vor Colberg am 22. October, dessen Garnison er Verstärkung zuführen sollte, machte der ersten Belagerung der Festung ein Ende, indem er den russischen General Palmbach zum Abzuge veranlaßte. Als darauf Dohna mit einem großen Theile der in Pommern stehenden Truppen nach Sachsen abberufen wurde, blieb P. unter Manteuffel den Schweden gegenüber; als Dohna zurückkehrte und man von neuem angriffsweise vorging, hatte er, durch Wegnahme eines Werkes, Hauptantheil an der am 18. Januar 1759 erfolgenden Uebergabe des festen Demmin, mußte aber an dem nämlichen Tage schon wieder nach Hinterpommern aufbrechen, wo 2000 Mann unter seinen Befehl gestellt wurden, mit denen er das preußische Gebiet gegen die Streifereien der Russen sichern und Colberg decken sollte. Von hier ward er, am 12. Mai zum Generallieutenant aufgerückt, nach Sachsen zur Armee des Prinzen Heinrich entsandt, focht bei Kunersdorf, bis zum Ende der Schlacht dem Feinde die Zähne weisend, hatte einen Hauptantheil an dem glücklichen Gefecht bei Pretzsch am 29. October 1759, wo die Nachhut der Reichsarmee unter General Gemmingen geworfen wurde, marschirte im Frühjahr 1760 unter General Forcade wiederum nach Hinterpommern, kam im Sommer zur Armee des Prinzen Heinrich zurück, bestand am 7. und 8. August auf dem rechten Oderufer gegen die Russen an der Weida glückliche Vorpostengefechte, welche Breslau gegen die nahenden Russen decken halfen, und focht am 3. November mit der Armee des Königs bei Torgau. Im J. 1760 befand sich P. im Lager von Bunzelwitz. Aus demselben entsandte ihn der König am 10. September mit 14 Bataillonen, 26 Schwadronen und 22 Geschützen zu einem berühmt gewordenen Zuge gegen die russischen Magazine in Posen (vgl. Platen's Tagebuch in „Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern", III, Dresden 1782). Er entledigte sich dieses Auftrages in glänzendster Weise, zerstörte am 15. bei Gostyn einen unter Bedeckung von 4000 Mann auf dem Wege zur Armee befindlichen Transport von 5000 Wagen, trug hierdurch wesentlich dazu bei, daß die Russen von ihrem Anschlage auf Glogau abließen, führte damit gleichzeitig den vom Könige gewünschten „Coup d'éclat" aus und wandte sich dann, der feindlichen Verfolgung geschickt entgehend, nachdem er bei Landsberg die Warthe überschritten hatte, nach Pommern, wo Colberg durch die Russen unter Rumjänzow von neuem schwer bedroht war. Prinz Eugen von Würtemberg, welcher auf diesem Kriegsschauplatze befehligte, forderte ihn dringend dazu auf; der russische Feldherr Buturlin hatte aber die Gefahr, welche durch P. dem Belagerungsheere drohte, ebensowol erkannt. Es gelang P. indessen, nachdem er am 30. September bei Körlin ein glückliches Gefecht bestanden und am 2. October bei Spie sich den Weg durch die von Rumjänzow ihm entgegengestellten Truppen gebahnt hatte, sich mit dem Herzoge in den verschanzten

Linien bei Colberg zu vereinigen. Am 17. ward er, hauptsächlich auf sein eigenes Andringen, aus diesen mit 5500 Mann entsendet, um angriffsweise gegen die Russen vorzugehen und den Weg nach Stettin frei zu machen. Statt aber diesen Zweck zu erreichen, ward er durch feindliche Truppen von dem Prinzen von Würtemberg getrennt und, nachdem dieser seine Stellung zur Deckung von Colberg aufgegeben und sich mit P. vereinigt hatte, glückte ihnen der Entsatz der Festung ebensowenig; Colberg fiel am 16. December. Ein harter Schlag für den König, für welchen er P. hauptsächlich verantwortlich machte und welchen er diesem nie vergab. Ob überhaupt, und wenn dies der Fall ist, ein wie großer Theil der Schuld ihn trifft, ist schwer zu sagen; gewiß ist, daß seine Schritte seit dem November durch des Königs Flügeladjutanten, Major Anhalt, geleitet wurden, welchen derselbe ihm als Einbläser an die Seite gegeben hatte und daß P., statt der von diesem angeordneten Maßregeln, andere ergriffen haben würde. Aber Anhalt hatte des Königs Ohr, auch mit dem Prinzen hatte P. schlecht gestanden, und so erfolgte ein vollständiger Umschwung gegen die Zeit nach der verlorenen Schlacht bei Groß-Jägerndorf, wo P., als der König einen von ihm eingereichten Beförderungsvorschlag in kränkender Weise abgelehnt hatte, diesem im Vertrauen auf sein gutes Recht schrieb, daß der König das wieder gut machen müsse und Friedrich ihm den Willen that. P. ging nun am 2. Januar 1762 durch Berlin zum Heere des Prinzen Heinrich nach Sachsen, wo er bis zum Ende des Krieges beim Hülsen'schen Corps stand. Auch im baierischen Erbfolgekriege gehörte er der Armee des Prinzen Heinrich an; er befehligte damals ein eigenes Corps preußischer und sächsischer Truppen, mit welchem er über Peterswalde in Böhmen einmarschirte und Prag alarmirte. Des Königs Ungnade verfolgte P. bis zuletzt; er beförderte denselben nicht mehr, während jüngere Generallieutenants zu Generalen der Infanterie ernannt wurden; er lud ihn, wie es scheint, nie nach Potsdam ein und enthielt ihm auch den Schwarzen Adlerorden vor, welchen sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. am 18. September 1786 bei der Huldigung zu Königsberg in Preußen ihm mit den Worten umhängte: „Es geschieht zu spät, aber ich weiß Verdienste zu schätzen". Zugleich verlieh er ihm den durch Anhalt's Abgang erledigten Posten des Gouverneurs von Königsberg; am 20. Mai 1787 ernannte er ihn zum General der Cavallerie. Den Gouverneursposten wollte P. seines hohen Alters wegen ablehnen, der König bestand aber darauf, daß er ihn annähme. Am 7. Juni desselben Jahres starb er. P. war mit einer Tochter des Großkanzlers v. Cocceji vermählt. Er war eine thatkräftige, tüchtige Persönlichkeit, und besaß in hohem Grade die unschätzbare Eigenschaft, welche man gesunden Menschenverstand nennt.

Berlinischer genealogisch-militärischer Taschenkalender für das Jahr 1784. — Marschall v. Sulicki, Der Siebenjährige Krieg in Pommern, Berlin 1867.

B. Poten.

Platen: Reichsgraf Ernst Franz v. P.-Hallermund, Astronom, geb. am 7. November 1739 in Linden bei Hannover, † (wo?) am 17. Februar 1818. P. bekleidete die Würden eines kurpfälzischen Geheimraths und braunschweigisch-lüneburgischen General-Erbpostmeisters zu Linden und betrieb daneben eifrig astronomische Studien. Seine Arbeiten, die in Bode's „Astron. Jahrbuch" für die Jahre 1789, 1790, 1791, 1792, 1793 abgedruckt sind, bekunden durchweg einen denkenden Kopf, aber auch eine etwas allzulebhafte Phantasie. In der ersten Abhandlung schlägt P. ein neues Verfahren zur Bestimmung der Planetenmassen vor, in der zweiten bemüht er sich um eine aprioristische Formel zur Berechnung der Rotationsconstante eines Planeten, in der dritten will er gewisse „Ordnungen" im Sonnensystem ausfindig machen (es soll sich z. B. die

Oberfläche des Mondes zur Oberfläche der Erde ebenso verhalten, wie die tropische Umlaufszeit des Mondes um die Erde zur tropischen Umlaufszeit der Erde um die Sonne), in der vierten polemisirt er gegen die Newton'sche Gravitation, und die fünfte schließt mit der Behauptung, es sei gefährlich, „durch die Flächen und Sektoren eines Cirkuls die mittlere Bewegung darzustellen". Auf ein wesentlich anderes Gebiet führt der in den „N. Schriften der Gesellschaft naturf. Freunde in Berlin" für 1795 publicirte Aufsatz „Erfahrungen über die im Auge zurückbleibenden Gegenstände".

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Bd., Sp. 468. Günther.

Platen: Franz Ernst Freiherr v. P., später Reichsgraf v. Platen-Hallermund. Mit ihm kam das auf Granskowitz ansässige rügensche Geschlecht in das Land und die Dienste des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Seine Eltern waren Erasmus v. P., Feldoberst unter Gustav Adolf, von Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrnstand erhoben, und Margaretha Katharina v. Alvensleben, älteste Tochter des 1631 verstorbenen Gebhard v. Alvensleben, Herrn auf Erxleben und Eichenbarleben (nordw. von Magdeburg). Der Sohn, 1632 geboren, verbrachte seine Jugend auf dem mütterlichen Schlosse, wurde dann bei den Jesuiten in Hildesheim erzogen und studirte zu Heidelberg und Altorf die Rechte. Nach Vollendung der üblichen Reise trat er um 1659, da er sich an seinem Lebensende rühmte, über fünfzig Jahre dem Hause Braunschweig-Lüneburg gedient zu haben, in die Dienste des Herzogs Ernst August, der 1661 gemäß dem durch den westfälischen Frieden stipulirten Alternat Bischof von Osnabrück wurde. Von der Stellung eines Kammerjunkers stieg P. hier bald zum Mitgliede des neu von Ernst August errichteten Geheimen Raths auf, dem die Regierungs- und Kammersachen zu besorgen oblag, während die Justizsachen von der Kanzlei erledigt wurden, und bekleidete neben seiner Stellung eines geheimen Kammerraths zugleich die eines Hofmarschalls. Früh müssen sich seine diplomatischen Talente entfaltet haben; denn alsbald sehen wir ihn zu einer Reihe von wichtigen Schickungen verwandt: nachdem er 1664 mit dem Herzoge in Italien gewesen, und als dieser mit der Gemahlin des Connetable Colonna, Maria Mancini, in Rom zurückgeblieben war, die Herzogin von Rom nach Venedig geleitet hatte, überbrachte er im Sommer des nächsten Jahres dem Schwager seines Herrn, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, das Anerbieten bewaffneter Hülfe im sog. Wildfangskriege; im darauf folgenden Jahre war er in Stockholm accreditirt; im Sommer 1667 nahm er an dem Congreß zu Köln Theil, auf dem die kurfürstlichen Häuser unter Zuziehung der vornehmsten Mitglieder des Fürstenstandes über die in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien zu beobachtende Haltung beriethen, und führte nachher im Namen des braunschweigischen Gesammthauses die in Köln beschlossene Mission aus, der Krone Frankreichs dessen Dienste zur Beilegung des Krieges anzubieten. Von Mitte September 1667 bis in den Juni 1668 hielt ihn dieser Auftrag in Paris fest, wo er wiederholt eingehende Besprechungen mit dem französischen Minister Lionne hatte, der, sehr genau unterrichtet über die politischen Pläne der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, sie bald durch Drohungen, bald durch verlockende Anerbieten auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen suchte. Der Abschluß des Friedens zu Aachen machte der Mission ein Ende, die den Brüdern, wie die Herzogin Sophie kummervoll berechnete, 20 000 Thaler gekostet hatte. Bekannter ist die Aufgabe, die ihm für den Congreß von Nimwegen gestellt war. Am 23. Juni 1677 beglaubigte Ernst August, vertrauend in die hohe Prudentz und Dexterität des hochgeborenen Magnifici auch Geh. Raths und Oberhofmarschalls, Satrapae in Fürstenau als unsers getreuen und

herzlich geliebten Franz Ernst Liberi Baronis und Edlen von der Platten, Herrn in Nette und Kroppendorf, denselben als seinen Bevollmächtigten (plénipotentiaire), während Lorenz Müller als Botschafter (ambassadeur) Hannovers und Block als der Celles erschien, alle mit dem Auftrag, die Bereitwilligkeit des Hauses zu Opfern für das gemeine Interesse zu erklären, zugleich aber die Anerkennung gleicher gesandtschaftlicher Rechte, wie sie den Kurfürsten zugestanden wurden, zu fordern, also die Ansprüche thatsächlich durchzuführen, welche Leibniz in seinem Caesarinus Fürstenerius de jure suprematus ac legationis principum Germaniae gleichzeitig theoretisch zu begründen versuchte. On verra le bruit, qu'ils y auront pour leur rang, il vaut mieux aller au solide, schrieb die Herzogin Sophie ihrem Bruder. Die Rangstreitigkeiten blieben nicht aus und die Mission verfehlte, wie man weiß, ihren Zweck. Als Herzog Ernst August mit dem Tode seines Bruders Johann Friedrich (December 1679) zu seinem Bisthum Osnabrück das Fürstenthum Kalenberg erwarb und nach Hannover übersiedelte, folgte ihm P. und wurde in der durch das Reglement von 1680 reorganisirten obersten Verwaltung mit dem Directorium in der Geheimen Rathsstube betraut. Otto Grote (s. A. D. B. IX, 759), der anfangs nicht unter dem neuen Principal-Minister dienen wollte und sich nach Osterode als Landdrost zurückgezogen hatte, söhnte sich mit der getroffenen Einrichtung aus, als von Platens Direction die Militaria abgetrennt und seiner Leitung übergeben wurden. P. und Grote waren seitdem die Hauptvertreter der rührigen, hochstrebenden braunschweig-lüneburgischen Politik, die, wenngleich unter schweren Kämpfen und mancherlei Mißerfolgen, doch siegreich fortschritt. An geistiger Bedeutung mag P. hinter Grote zurückstehen, Ideenreichthum und Initiative Grote's ihm fehlen; seine höfische Gewandtheit, seine diplomatischen Talente müssen doch von hervorragender Art gewesen sein, um ihm solange die Leitung der überaus schwierigen auswärtigen Verhältnisse und unter Ernst August und dessen Sohn die einflußreichste Stelle zu erhalten. Nachdem er am 14. Juni 1680 zu Engesen (zwischen Hannover und Celle) mit A. G. v. Bernstorff den Vertrag abgeschlossen hatte, der die Einigkeit zwischen den fürstlichen Brüdern Ernst August und Georg Wilhelm wiederherstellte, war eine der wichtigsten Grundlagen für die politischen Ziele des nächsten Jahrzehnts gewonnen: für die Einführung der Primogenitur, für die Erlangung der Kurwürde. An der Durchführung der letztern Aufgabe ist P. in allen ihren verschiedenen Stadien thätig gewesen, wenn auch der eigentlich entscheidende Schritt nicht ihm, sondern O. Grote gelang (s. A. D. B. IX, 761). Er hat als Gesandter in Wien, beim Wahlconvent in Augsburg 1689/90, wo der Kaiser mit dem Kurfürsten über das Gesuch Ernst Augusts in Verhandlung trat, dafür gewirkt, dann, nachdem der Kurvertrag abgeschlossen und die Investitur erlangt war, die mühseligen und langwierigen Transactionen mit Kurfürsten und Fürsten geleitet, deren es bedurfte, um den Widerstand zu brechen, der der Einführung des neuen Kurfürsten in den Weg gestellt wurde. Er hat für die Erhöhung seines Herrn die militärischen Leistungen desselben, insbesondere seine Türkenhülfe in die Wagschale gelegt, es aber auch nicht verschmäht, dessen Geneigtheit zum Glaubenswechsel als Mittel zum Zweck zu verwenden.

Gelegentlich des Augsburger Wahlconvents wurde P. vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. Das seit der Wahlcapitulation von 1653 fixirte Reichsrecht machte den Zusatz nöthig, daß die Aufnahme in das Reichsgrafencollegium und die Admission auf Reichs- und Kreistagen stattfinden solle, wenn er oder seine Nachkommen eine im Reich gelegene Immediat-Grafschaft oder Herrschaft überkommen und davon einen gräflichen Anschlag übernehmen würden. Um ihm die erforderliche Begüterung zu verschaffen, verlieh ihm sein Herr 1706

die südwestlich von Hannover gelegene, die Gegend um Eldagsen begreifende Grafschaft Hallermund, die zwar schon seit dem Aussterben des alten Grafengeschlechts zu Anfang des 15. Jahrhunderts dem Hause Braunschweig-Lüneburg heimgefallen und dem Herzogthum incorporirt war, aber als eine ehemalige Reichsgrafschaft noch für jenen Zweck Scheindienste leisten konnte. Der Lehnsinhaber verpflichtete sich zu einem Matricularanschlage von zwei Mann zu Roß, alle übrigen Steuern entrichtete das Kurhaus; Hoheitsrechte, finanzielle oder sonstige Privatrechte standen dem Grafen über seine Grafschaft nicht zu. Gegenüber den landesherrlichen Gerichten oder Behörden durfte er weder für seine Familie noch für seine Person Rechte der Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nehmen. Erst 1708 wurde Graf Platen nach Uebernahme eines standesmäßigen Matricularanschlages beim niederrheinisch-westfälischen Kreise vom reichsgräflichen Collegium ad votum et sessionem zugelassen und unterm 27. Juli d. J. ad comitia imperii geladen. Einem besorglichen Gebrauch des Stimmrechts hatte die Clausel des Lehnbriefes vorgebeugt, wonach der Belehnte die vota auf Reichs- und Kreistagen stets nach dem Gutbefinden des regierenden Landesherrn zu führen verpflichtet war. Eine andere Gunstbezeugung wurde P. durch die Verleihung des General-Erbpostmeisteramts zu Theil. Freiherr von Stechinelli, den Ernst August einst als einen armen italienischen Knaben von seinen Reisen mitgebracht und nach seiner Nobilitirung zum Drosten und Amtsvogt von Bissendorf erhoben und das Gesammthaus 1678 mit dem General-Erbpostmeisteramte in den braunschweig-lüneburgischen Landen beliehen hatte, verkaufte das Letztere mit Genehmigung des Lehnsherrn um den Preis von 30 000 Thalern an P., der 1684 zu Celle, dem Lehnshofe des Gesammthauses, durch den Senior Georg Wilhelm investirt wurde und sich dafür zur Stellung von 6 Ritterpferden verpflichtete. Der Besitz war noch mancherlei Anfechtung seitens derer ausgesetzt, die der Kaiser mit dem Postrecht auch für die braunschweig-lüneburgischen Lande beliehen hatte. Schon war 1689 auf dem Reichstage zu Augsburg eine Vereinbarung dahin geschlossen, daß der Kaiser dem Grafen P. die administratio perpetua der kaiserlichen Posten in Braunschweig-Lüneburg überlassen wollte, falls eine Ausgleichung Platen's mit den von der Familie Thurn und Taxis erhobenen Ansprüchen unter Bestätigung des herzoglichen Hauses zu Stande käme. Die Bedingung erfüllte sich nicht nur nicht, sondern die Verhandlungen führten zu so erbitterten Auseinandersetzungen, daß der Kaiser die vor kurzem verliehene gräfliche Würde P. wieder zu entziehen drohte. P. fand aber Schutz an dem herzoglichen Hause und blieb im Besitze seines Postrechts, das sich auf seine Nachkommen vererbte, bis 1736 seinem Enkel das Lehen von König Georg II. abgekauft wurde. Als im J. 1696 für die oberste Verwaltung des Klosterguts und die Aufsicht über dessen Verwendung eine eigene Behörde, die Klosterkammer, errichtet wurde, erhielt P. die Stelle als dirigirender Klosterminister an der Spitze derselben und hatte als solcher von den Klöstern jährlich 400 Malter Hafer zu vereinnahmen. Die zahlreichen und werthvollen Gunstbezeugungen, deren sich P. zu erfreuen hatte, verdankte er nicht bloß den eigenen Verdiensten um seinen Herrn. Er war seit 1673 mit Clara Elisabeth, der 1648 geborenen Tochter eines hessischen Edelmanns, Georg Philipp von Meisenbug, verheirathet, die mit ihrer Schwester als Hoffräulein nach Hannover gekommen war. Etwa seit 1680 unterhielt Ernst August vertraute Beziehungen zu ihr. Als der Herzog 1680 nach Italien ging, gehörte sie zu seiner Begleitung; als er sich 1684 auf fast zwei Jahre dorthin begab, reisten sie und ihr Mann mit. Bei der großen Toleranz gegen das Maitressenwesen, welche die fürstlichen Frauen dieser Zeit zeigen, hat der Gleichmuth, mit dem die Gemahlin des Herzogs, Sophie, dies Verhältniß ertrug, kaum etwas Auffallendes. Anton Ulrich von Braunschweig wird in seiner

Römischen Octavia das Benehmen der Herzogin wie das des Gemahls der Gunstdame wohl richtig geschildert und gedeutet haben, wenn er in der Geschichte der Prinzessin Solane (Sophie Dorothea) erzählt: „Die schöne Potentiana (Platen) war verheurathet an den vornemsten bedienten des Königs den Climar und genoße des Mythridates (Ernst August) liebe mit solcher ruhe, daß ihr weder die Königin noch ihr ehemann darob einige eiffersucht blicken liesse, massen die Königin viel zu verständig war als durch eine eiffersucht sich ihrem gemahl mißfällig zu machen, und dem Climar viel zu viel an seines Königs gnade gelegen zu seyn schien, als daß er nicht, um selbige zu erhalten, alles hätte erdulden sollen." Elisabeth Charlotte, die doch so kräftig zu hassen verstand und auf die Ehre ihrer geliebten Tante so eifersüchtig bedacht war, nennt die Gräfin Platen „ein gutt Mensch" und sie und ihren Mann ihre guten Freunde. Bei dem Dunkel, das die Geschichte der Prinzessin von Ahlden infolge der officiellen Verschleierung des Thatbestandes und Zerstörung des Actenmaterials noch immer umgiebt, fällt es schwer, über den Antheil der Gräfin Platen an der Katastrophe ins Klare zu kommen. Sofort nach dem Verschwinden des Grafen Königsmark in dem Schlosse zu Hannover (1. Juli 1694) verflocht die öffentliche Meinung den Namen der Gräfin Platen in die geheimnißvolle Angelegenheit. Die Prinzessin Sophie Dorothea selbst erblickte in ihr ihre Anklägerin, Aurora v. Königsmark zieh sie der Mitwissenschaft um den Tod ihres Bruders. Ueber die Motive gehen die Vermuthungen auseinander: die einen sehen die Eifersucht der Gräfin, welche Königsmark für ihre Tochter ausersehen habe, andere ihren Eifer für die Ehre des fürstlichen Hauses als Beweggrund an. Die Kurfürstin Sophie trat in einem nach Dresden gerichteten Briefe jedenfalls für die Gräfin Platen ein, lieber die Rivalin zu decken als die Ehre des Hauses preiszugeben entschlossen. An den erregten Verhandlungen mit Sachsen, den Schritten, welche gegen die Prinzessin Sophie Dorothea geschahen, den Arrangements, welche mit ihrem Vater getroffen wurden, hatte Graf P. als leitender Minister seinen vollen Theil. — Die Stellung, welche das Ehepaar unter Ernst August einnahm, und die den eigentlichen Beginn des Maitressenwesens bildet, das auf Jahrzehnte das Leben am hannoverschen Hofe durchzieht, muß der Familie übrigens auch erheblichen Reichthum verschafft haben. Die Gräfin machte ein glänzendes Haus zu Hannover, die Zahl ihrer Dienerschaft erregte das Erstaunen der verwöhnten Franzosen. Sie war die Tonangeberin der Mode; die weiße Schminke hat sie nach dem Zeugniß Elisabeth Charlottens aufgebracht, dieselbe Autorität macht sie aber auch für den meisterlosen Ton der Hoffräulein verantwortlich, „der müsse zu Ernst Augusts Zeiten angefangen haben, als Gräfin Platen noch Freulen war". La cour de Linden, von dem in den Briefen der Zeit geredet wird, ist das Schloß im Lindener Garten, welches Graf P. erbaute, nachdem er 1688 das Gut Linden von der Familie v. Alten für 12 240 Thaler unter Einräumung des Wiederkaufsrechts erworben hatte, ein Rechtsgeschäft, das Ernst August 1690 unter Anerkennung der dem Erwerber zustehenden niedern Gerichtsbarkeit bestätigte. 1696 erhielt P. die Concession zum Steinkohlenbau am nahe gelegenen Deister, Rechte, welche die Familie erst 1852 dem verdienstvollen Industriellen Georg Egestorff käuflich überlassen hat. Der Thurm der Neustädterkirche in dem zunächst an Linden grenzenden Theile der Stadt Hannover wurde auf Kosten der gräflichen Familie bis zur Galerie erbaut; sie erwarb dafür das Recht auf ein Erbbegräbniß im Thurmgewölbe und auf ein dreimonatliches Trauergeläute. Solche ungewöhnlichen Ehren zusammen mit den standesherrlichen Rechten trugen der Familie unter dem hannoverschen Adel die Bezeichnung der famille regnante ein, zumal sich die einflußreiche Stellung am Hofe und zwar die der Männer wie die der Frauen nicht

blos in der ersten Generation erhielt. Die Tochter des gräflichen Paars, Sophie Charlotte, verheirathet mit dem Oberstallmeister Johann Adolf v. Kielmansegge, begleitete Georg I. nach England und wurde von ihm zur Gräfin von Arlington und Leincester erhoben. Sie ist die Stammmutter der später in den Grafenstand erhobenen Linie der Freiherren v. Kielmansegge (s. A. D. B. XV, 718). Der Sohn Ernst August, dessen Betragen in Paris 1707 den lebhaften Unwillen Elisabeth Charlottens hervorrief, war seit 1697 mit Sophie Freiin v. Uffeln vermählt, der Beziehungen zu Georg I. nachgesagt werden. Sie ist die Erbauerin des Schlosses Montbrillant, dessen Stelle nachher das Welfenschloß, die heutige Technische Hochschule, eingenommen hat, während an der gegenüberliegenden Seite der Herrenhäuser Allee das Lustschloß Fantaisie von ihrer Schwägerin, der Frau von Kielmansegge (später Decken'scher Garten) errichtet wurde. — Die Gräfin P. starb am 30. Januar 1700, ihr Mann am 24. Januar 1709, nicht wie gewöhnlich angenommen wird: am 14. Juni, was schon der Brief Elisabeth Charlottens (CVII n. 82) ausschließt. Beide wurden in dem Erbbegräbniß der Neustädter Hof- und Stadtkirche beigesetzt.

Zedler, Univ.-Lexikon XXVII, 691. — Wohlbrück, Geschichtl. Nachr. über das Geschlecht v. Alvensleben III (1829), 63. — Havemann, Gesch. d. Lande Braunschweig u. Lüneburg III, 292, 282. — Köcher, Gesch. von Hannover u. Braunschweig I, 439, 493, 515, 530, 567. — Memoiren der Herzogin Sophie, hg. v. Köcher, S. 84. — Briefwechsel der Herzogin Sophie, herausg. v. Bodemann, S. 135, 297. — Londorp, Acta publ. X, 530. — Bodemann, Jobst v. Ilten (Zeitschr. d. histor. V. f. NS. 1879, S. 12); Briefe an Busche (das. 1882 S. 165, 167), Schaumann das. 1874, S. 6. — Pribram, Oesterreich u. Brandenburg 1688—1700 (Prag 1885) S. 86 und 221. — Moser, Braunschweig-Lüneburg. Staatsrecht S. 130, 385. — Scheidt, Anm. zu Moser S. 244, 135 ff. — Manecke, Braunschweig-Lüneb. Staatsr. S. 46 u. 337. — Lehzen, Hannovers Staatshaushalt II, 257. — Römische Octavia VI (Nürnberg 1711) S. 169. — Köcher in Sybel, Histor. Zeitschr. XLVIII, 198 ff. — Lettres histor. I, 462. — v. Spilcker, Beschreibung der Residenzstadt Hannover (Hannover 1819) S. 481, 531. — Pöllnitz, Mém. I, 106. — Ebert, Zeitschr. des histor. V. f. NSachsen 1866, S. 12 ff. — Meding, Memoiren I, 208. — Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte (Bibl. des Litt. Vereins CVII, 82, 223, 238, 242, 389, 23, 280).

F. Frensdorff.

Platen: Gottlieb Wilhelm Christian v. P., „der tolle P.", preußischer Generalmajor, am 15. April 1765 auf dem Gute Krimwitz auf Rügen geboren, erwarb schon 1807 als Rittmeister im Dragonerregiment v. Auer für Auszeichnung bei einem Angriff auf französische Kürassiere in der Schlacht bei Heilsberg den Orden pour le mérite, ward 1810 wegen einer Duellangelegenheit zu den Lithauischen Dragonern versetzt, an deren Spitze er, damals noch Major, den ersten Theil des Krieges von 1813 mitmachte. Zu York's Corps gehörend, erwarb er sich dessen Achtung und Zuneigung bald durch tolles Wagen und rücksichtsloses Draufgehen; namentlich die Tage von Möckern (5. April), Groß-Görschen (2. Mai), Königswartha-Weißig (19. Mai) gaben ihm Gelegenheit, von diesen Eigenschaften Zeugniß abzulegen. Nach dem Waffenstillstande mußte er das Regiment an den eigentlichen Commandeur abgeben; für Auszeichnung in der Schlacht an der Katzbach erhielt er das Eiserne Kreuz 1. Classe, die 2. hatte er schon bei Möckern sich verdient. Im folgenden Jahre gerieth er zu Reims, wo er sich zur Heilung einer Wunde aufhielt, in Gefangenschaft und konnte am Feldzuge nicht bis zum Ende theil nehmen. Für den Friedensdienst weniger geeignet wie für das Feld und nicht zum Regimentscommandeur beför-

dert, ward er am 2. Januar 1816 auf sein Ansuchen als Generalmajor pensionirt; am 20. Februar 1819 starb er auf einem Balle am Schlage. Die vielen in Geschichtswerken aller Art über P. und sein originelles Wesen enthaltenen Berichte und Anecdoten sind im 6. Beihefte zum Militär-Wochenblatte für 1882 durch eine Lebensskizze richtig gestellt, welche übrigens seine Persönlichkeit als durch die Bezeichnung „der tolle P.“ durchaus richtig gekennzeichnet schildert, das nächstfolgende Heft giebt eine Ergänzung zu einem der erzählten Vorgänge.

B. Poten.

Platner: Eduard P., Rechtsgelehrter, geb. am 30. August 1786 in Leipzig, † am 5. Juni 1860 in Marburg. Er war das jüngste der 6 Kinder des Professors der Medicin, später auch der Philosophie Ernst P. in Leipzig (s. u.) († 1818), wurde nach dem frühen Tode der Mutter zunächst der Leitung eines Famulus des Vaters überlassen und erhielt vom 9. Jahre an bei einem Hauslehrer eine nach den Grundsätzen des Vaters geregelte vorzügliche Erziehung. Hauptgewicht wurde auf den Unterricht im Lateinischen und Griechischen gelegt und er schon frühzeitig, wie er selbst später meinte, übermäßig mit den classischen Alterthümern beschäftigt. Schon im 14. Jahre bezog er die Universität Leipzig, auf welcher er sich anfangs unter Leitung von Clodius und des mit ihm sehr befreundeten Gottfr. Herrmann den humanistischen Studien widmete. Daneben warf er sich auf die Dichtkunst, trug sich mit einer Menge dichterischer Stoffe für Romane, Lust- und Trauerspiele und glaubte noch bis zum 28. Jahre hierin Bedeutendes leisten zu können. Einige seiner Gedichte sind 1809 und 1810 in der Minerva, sowie im Becker'schen Taschenbuch für 1810 abgedruckt. 1803, im Alter von 16 Jahren trat P. zuerst öffentlich auf, indem er sich als Socius bei G. Herrmann's behufs Eintritt in die philosophische Facultät geführter Vertheidigung der Dissertation „De prosae et poeticae orationis differentia“ betheiligte. 1805 erschien in Leipzig Platner's erste Schrift: „Dissertatio de dominio agrorum incultorum intra confinia pagorum Germaniae sitorum“. Hiernach wandte er sich auch dem Studium der Rechte als einer sog. Brodwissenschaft zu und hörte bei Haubold und Biener in Leipzig. Anfangs empfand er für dieses Fach wenig Neigung; nachdem er aber bei Heeren und Hugo in Göttingen gehört, fand er Befriedigung und Beruf in einer eigenthümlichen Verbindung seiner tiefen philologischen Bildung mit der Rechtswissenschaft. Namentlich widmete er seine wissenschaftlichen Forschungen dem Rechtsleben der alten Griechen. 1809 habilitirte er sich in Leipzig als Magister und wurde Dr. jur. Die betreffende Dissertation handelte: „De collegiis opificum pars I et II“. 1811 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte an die Universität Marburg, welcher er fast 50 Jahre angehörte. 1814 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, 1827 hielt er bei der Jubiläumsfeier der Universität die Festrede, 1829 wurde er bei Niederlegung des Prorectorats durch Verleihung des Ritterkreuzes des hessischen Löwenordens sowie seitens der Stadt Marburg durch ein Geschenk geehrt. Seine Vorlesungen betrafen hauptsächlich Naturrecht und römische Rechtsgeschichte. Eine Zeit lang leitete er auch die Uebungen am philologischen Seminar. Seine ferneren Schriften sind folgende: Dissert. „De gentibus Atticis earumque cum tribubus nexu“ (Marburg 1811); „Ueber die wissenschaftliche Begründung und Behandlung der römischen Alterthümer“ (1812); „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts“ (1820); „Der Proceß und die Klagen bei den Attikern“, 2 Bde. (1824 u. 1825); „Quanti momenti et ponderis Academiae sint ad civitatis rationes“; „Zur Kenntniß des Attischen Rechts“ (1828); ferner: „Dissert. de iis partibus librorum Ciceronis rhetoricorum, quae ad ius spectant“ (1829); „Zur Erinnerung an

D. Th. A. Suabedissen" (1835); „Quaestiones historicae de criminum iure antiquo Romanorum" (1836); „Quaestiones de iure criminum Romano" (1842); „Disputatio de sententia praetoris et de iis quae coram praetore instar iudicii peracta sunt" (1851); „Ueber die Idee der Gerechtigkeit bei Aeschylus und Sophocles" (1858). Auch seine zahlreichen academischen Reden sind zu beachten. Dieselben, im Druck erschienen, betrafen „Die politischen Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit" (1832); „Die Toleranz" (1836); „Die Idee und ihre Karrikaturgestalten in der gegenwärtigen Zeit" (1837); „Die falsche Idealität (1838); „Die Individualität in ihrer Verirrung und in ihrer Wahrheit (1840); „Die Charakterlosigkeit unserer Zeit" (1841); „Ueber die Entwicklung der Volksindividualität" (1843); „Ueber den Weltschmerz", „Ueber das Wesen einer poetischen Zeit", „Ueber Illusionen", „Ueber die bildende Macht des Volksbewußtseins (1844—47); „Ueber die politischen Bestrebungen in ihrer Berechtigung und Verirrung", „Ueber die Licht- und Schattenseiten unserer politischen Zustände", „Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen" (1848 bis 1850). Dazu kommen Festreden auf das Ableben Kurfürst Wilhelms II. von Hessen (gehalten am 19. December 1847), zu den hundertjährigen Geburtstagen Goethe's (1849) und Schiller's (1859). Zu erwähnen ist noch seine Abhandlung „Ueber die Bedeutung und Realität des Rechtsbegriffs" in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und Theologie (Bd. 3, 1839) und sein Aufsatz über Gottfr. Herrmann in Bergk's und Cäsar's Zeitschr. für Alterthumswiss. (1849). 1838 ward P., nach seinem zweiten Prorectorate, zum Geh. Hofrath ernannt. Nachdem ihm 1857 die philosophische Facultät in Leipzig die vor 50 Jahren erworbene Doctorwürde erneuert hatte, wurde am 29. Mai 1859 sein 50jähriges Jubelfest als Doctor der Rechte seitens der Universität Marburg, seiner Amtsgenossen, der Studirenden, ja fast der ganzen Stadt gefeiert. Auch erhielt er das Comm.-Kreuz 2. Kl. des kurf. Wilhelmsordens. Sein Tod erfolgte plötzlich. Im Nekrolog der Hess. Morg.-Ztg. (Nr. 181 v. 1860) hieß es: „P. war eine durch und durch sittliche Persönlichkeit, auch fehlte ihm nicht jene edle Bescheidenheit, welche stets die Begleiterin wahren Verdienstes ist. Der sittliche Zug seines Charakters leitete auch sein politisches Verhalten". Mit großer Befriedigung nahm er es auf, daß einer seiner Söhne 1850 aus Treue zur Staatsverfassung die Stelle als Obergerichtsrath niederlegte. — Ueber die Begräbnißfeier: Hess. Morg.-Ztg. Nr. 195 von 1860.

Justi, Forts. von Strieder's „Grundl. zu einer hess. Gelehrten-, Schriftsteller- u. Künstler-Gesch." (Marb. 1831), S. 512—522. — E. L. Th. Henke, Festrede über Ed. Platner, am Geburtstage d. Kurf. v. Hessen (Marb. 1860). — Marburger Prorectoratsprogramm von 1860, S. 39. — Gerland, Forts. von Strieder's hess. Gelehrten-Gesch. Bd. 1 (Kassel 1863), S. 79.

Wippermann.

Platner: Ernst P., geb. am 11. Juni 1744 in Leipzig, † ebenda am 27. December 1818, dessen Vater, der Professor der Chirurgie Johann Zacharias P., im J. 1747 starb (s. u.), fand einen liebevollen Pflegevater an dem Philologen Joh. Aug. Ernesti, welcher ihn vorerst (1753) einem befreundeten Gymnasiallehrer in Altenburg überwies und dann (1755) an der Thomasschule, deren Rector er war, selbst unterrichtete. Als Ernesti 1759 eine Universitätsprofessur übernommen hatte, besuchte P. das Gymnasium zu Gera, von wo er 1762 an die Universität seiner Geburtsstadt überging. Im J. 1766 erwarb er in der philosophischen Facultät den Doctorgrad nebst venia legendi und nachdem er 1767 auch in der medicinischen Facultät promovirt hatte, trat er eine Reise an, bei welcher er sich längere Zeit in Straßburg, hierauf in Paris und dann in Belgien aufhielt. Im J. 1770 wurde er außerordentlicher Professor in der

medicinischen Facultät und im J. 1780 ordentlicher Professor der Physiologie; außer letzterer vertrat er in den Vorlesungen auch Augenheilkunde und gerichtliche Medicin, daneben aber las er zugleich über Logik, Metaphysik, praktische Philosophie und Aesthetik. Daß seine Vorträge damals äußerst fesselnd auf die Studirenden wirkten, wird einstimmig gerühmt, in späteren Jahren aber war hierin eine Abnahme sichtlich, und als er 1801 als außerordentlicher und bald darauf als ordentlicher Professor auch der philosophischen Facultät angehörte, stand er in diesem Gebiete bereits nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Auch seine reiche schriftstellerische Thätigkeit war mit dem Jahre 1800 fast gänzlich beendet. Nachdem er noch 1817 sein Docentenjubiläum begangen, wurde er im Mai 1818 geisteskrank und hinzutretende körperliche Leiden brachten eine baldige Erlösung. — Dem Gebiete der Philosophie gehört unter den Schriften Platner's, was die Anzahl betrifft, nur der kleinste Theil an, nämlich: „Anthropologie für Aerzte und Weltweise“ (2 Theile, 1772—74, 2. Aufl. 1790), sodann das Hauptwerk „Philosophische Aphorismen“ (2 Bände, 1776—82, eine neue Bearbeitung des 1. Bandes 1784, und eine Umarbeitung des Ganzen in 2 Bänden 1793—1800), daneben „Ueber den Atheismus“ (1781, 2. Aufl. 1783), ferner „Spes immortalitatis animorum per rationes physiologicas confirmata“ (1791), schließlich „Lehrbuch der Logik und Metaphysik“ (1795), eigentlich nur eine für die Vorlesungen bestimmte Wiederholung eines betreffenden Abschnittes der Aphorismen. Er hatte sich zunächst völlig an Leibniz angeschlossen und konnte mit Recht als ein hervorragender Anhänger desselben gelten, da er mit einer feinen Auffassung der Hauptfragen auch reiche Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie verband. Allmählich aber machte er eine Wendung, und sowie ihm schon von Anfang an die Frage über den Vorzug der prästabilirten Harmonie oder des sog. influxus physicus als gleichgiltig erschienen war, wofern nur die subjectiv praktische Bethätigung und die daraus folgende Glückseligkeit des Menschen gewahrt bleibe, so gelangte er in den Neubearbeitungen der Aphorismen schließlich dazu, die ganze Leibniz'sche Lehre in den Bereich der bloß subjectiven Vorstellungen zu ziehen und in objectiver Beziehung einen ausgesprochenen Skepticismus zu bekennen. So galt ihm nur die Anthropologie als eine zur Wahrheit befähigte Wissenschaft, und indem er insbesondere die Religion als ein Ergebniß unklarer Vorstellungen betreffs eines höchsten Wesens betrachtete, womit die praktische, zur Glückseligkeit führende Selbsterkenntniß überhaupt Nichts zu schaffen habe, näherte er sich entschieden den Aufklärern, mit welchen er bezüglich ihres Deismus sowie in jener eigenthümlichen Teleologie übereinstimmte, deren Maßstab bei Betrachtung des Universums die menschliche Glückseligkeit war. Bei grundsätzlicher Scheidung zwischen Religion und Moral galt ihm jene selbstständige Tugendübung als die höhere, welche nicht durch den Hinblick auf göttliche Gebote oder auf ein Lohnsystem geleitet ist, so daß hiermit auch der Atheismus keine Gefahr für wahrhafte Sittlichkeit in sich berge. Die Erkenntnißlehre aber entwickelte er in näherer Anlehnung an den Leibniz-Wolffischen Standpunkt. In der letzten Bearbeitung der Aphorismen bekämpfte er Kant, indem er in scharfsinniger Weise die meisten jener Punkte erörterte, welche auch noch heutzutage zu grundsätzlichen Bedenken Veranlassung geben; über die nachkantische Philosophie aber äußerte er sich in keiner Weise.

H. G. Kreußler, Autobiographien Leipziger Gelehrten (1810), S. 45. — Jenaische Lit.-Zeitg. 1819, Intelligenzbl. 38. — Ernesti Platner Quaestiones medicinae forensis . . . . vitam Platneri adiecit Lud. Choulant (1824), woselbst auch sämmtliche Schriften Platner's angeführt sind. — Max Heinze, Ernst Platner als Gegner Kant's (1880 Programm zur Francke-Stiftung).

Prantl.

Platner: Ernst Zacharias P., Maler und Kunstschriftsteller, geboren am 1. October 1773 in Leipzig, † am 14. October 1855 in Rom, soll durch den Willen seines Vaters, des Physiologen und Philosophen Ernst P. (s. o.), bestimmt worden sein, sich der Kunst zu widmen. Er machte in Leipzig unter Oeser, in Dresden und Wien seine Studien und ließ sich dann im J. 1800 für die ganze Dauer seines Lebens in Rom nieder. Vom Jahre 1823 an versah er hier das Amt eines Agenten des königlich sächsischen Hofes. In mehreren großen Bildern: einer „Lucretia“, die 1799 in Dresden ausgestellt wurde, einer „Verstoßung der Hagar“ und einer „Hagar mit Ismael in der Wüste“, bewies er seinen Fleiß, aber seine Arbeiten verriethen gleichzeitig das Ungenügende seiner künstlerischen Begabung, und es blieb ihm dauernd unerreichbar, durch Ausübung der Kunst auch nur seine und seiner Familie Existenz von den Unterstützungen seines Vaters unabhängig zu machen. Als ihm daher der Buchhändler Freiherr v. Cotta, der im Winter von 1817 auf 1818 Rom besuchte, den Auftrag ertheilte, das Volkmann-Lalandische Buch über Italien, und zwar zunächst den die Beschreibung Roms enthaltenden zweiten Theil, neu zu bearbeiten, gab dies den Anstoß, daß er sich entschloß, den Beruf eines ausübenden Künstlers aufzugeben und mit dem eines Kunstschriftstellers zu vertauschen. Die umfängliche und wichtige litterarische Unternehmung, welche durch jenen Buchhändlerauftrag hervorgerufen wurde, war die bekannte, von P. in Verbindung mit Bunsen, Gerhard, Urlichs und Anderen verfaßte „Beschreibung der Stadt Rom“.

Nagler, Künstler-Lexicon, Bd. 11, S. 406. — G. W. Geyser, Geschichte der Malerei in Leipzig bis 1813, Leipzig 1858, S. 87 (= Archiv für die zeichnenden Künste, Jahrg. 3, S. 146, vgl. S. 184 f.). — J. Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien, Gotha 1886, S. 64 ff. und 440.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Platner: Georg Zacharias P., geb. am 27. Juli 1779 zu Nürnberg, † daselbst am 8. Juli 1862, Sohn des Anton Lorenz P. und der Anna Susanna geb. Köhler, trat 1795 in die Großhandlung seines Vaters als Lehrling ein, war dann bei Lotzbeck in Nürnberg, von 1797—1799 in der Handlung von Rochet und Ryhiner in Basel, von 1799—1801 in dem französischen Handlungshause Taner u. Comp. in Hamburg thätig. Durch die vielfachen und bedeutenden Geschäftsreisen bereitete er sich für das väterliche Geschäft vor, in das er im J. 1801 eintrat. 1808 verheirathete er sich mit Elise Cramer, der Tochter des Kaufmanns Arnold Friedrich Cramer. Dieser Verbindung verdankte er, seinen eigenen Aufzeichnungen nach, das Glück seiner häuslichen Verhältnisse. Nach seines Vaters Tode im J. 1811 übernahm er unter dem Beistand eines bewährten Freundes — J. J. Knauer — das Geschäft, aus dem er sich 1846 zu Gunsten seiner Söhne zurückzog. 1829 gründete er die Tabakfabrik Platner u. Comp. Bei der Gründung der 1847 vollendeten Gasfabrik war er mit einem Capital von 100 000 Gulden betheiligt. Das Unternehmen prosperirte nicht und 1852 mußte die Fabrik mit einem Verluste von 45 % verkauft werden. Besonders hervorzuheben sind seine Verdienste, die er sich als Mitbegründer der am 7. December 1835 eröffneten, die beiden Schwesterstädte Nürnberg und Fürth verbindenden Ludwigsbahn, der ersten deutschen Eisenbahn mit Dampfbetrieb, erworben hat. Dr. R. Hagen hat in seiner vortrefflichen und erschöpfenden Monographie über die Ludwigsbahn die ungeheuren Schwierigkeiten dargelegt, welchen die Durchführung dieses Unternehmes begegnete. Der geistige Vater des Gedankens war Johannes Scharrer. Ihm gebührt zugleich das Verdienst, durch sein thatkräftiges Eintreten und Arbeiten dem von ihm angeregten Plane eine lebenskräftige und dauernde Verwirklichung gesichert zu haben. Aber auch Platner's Wirken war für das glückliche Zustandekommen der Ludwigsbahn von

außerordentlicher Bedeutung. Im Besitze bedeutender Geldmittel, einflußreich auch durch seine vielfachen Beziehungen als Landtagsabgeordneter und seine weitverzweigten Verbindungen als Geschäftsmann vermochte er Scharrer's Thätigkeit in hervorragender Weise zu ergänzen. Beide Männer waren erforderlich, damit das mit ebenso großen Schwierigkeiten als bedeutendem Risiko verbundene Unternehmen ins Leben treten konnte. Platner's Verdienst fand darin seine Anerkennung, daß man ihn für die Jahre 1834—36 zum Director und Kassirer der Ludwigseisenbahngesellschaft erwählte. Als dann 1836 das Directorium an Scharrer übergegangen war, blieb P. das Amt des Kassirers, das er mit großer Umsicht verwaltete. Wegen vorgerückten Alters und mangelnden Augenlichts erklärte er 1850 seinen Austritt aus dem Directorium. Die Gesellschaft ernannte ihn nun zum lebenslänglichen Ehrenmitglied des Directoriums und vermochte ihn zur Weiterführung der Kassirergeschäfte unter dem Beistand seiner Söhne. Infolge von Differenzen mit Fürther Ausschußmitgliedern, die sich in mißbilligender und unhöflicher Weise über den Vollzug des ihm aufgetragenen Verkaufs von 5000 Gulden Eisenbahnobligationen geäußert hatten, legte er 1852 das Kassireramt nieder und war nur dazu zu bewegen, dasselbe bis zum Jahresschluß weiterzuführen. Weiterhin muß Platner's Wohlthätigkeits- und Gemeinsinnes gedacht werden, der ihm in hohem Grade eigen war. Seine vielfachen Stiftungen und Schenkungen bezeugen dies. Er versäumte keine Gelegenheit, um sich als edlen Menschenfreund zu bewähren und in Zeiten der Noth zeigte er sich stets hülfsbereit. So kaufte er 1829 den Platz zu einem allgemeinen Krankenhause, dem er auch späterhin noch namhafte Geldsummen zur Verfügung stellte. In dem Theuerungsjahre 1846 war es sein Verdienst, daß dem Elend der niederen Volksclassen durch Errichtung einer Brodbäckerei, aus der Brod an die Armen vertheilt wurde, gesteuert werden konnte, wie er auch durch Errichtung einer Pferdemetzgerei und Speiseanstalt zur Linderung der Noth beitrug. Die Vergrößerung des berühmten Nürnberger Johanniskirchhofes durch den Erwerb des alten Schießplatzes und Hauses, die Erbauung des Leichenhauses daselbst, die Gründung einer Kleinkinderanstalt in dem nahe bei Nürnberg gelegenen Erlenstegen, die Erweiterung des Sebastianspitals wurden durch reiche Geldspenden Platner's gefördert. Sein humaner Sinn drückt sich am deutlichsten aus in der Stiftung eines Capitals zur Unterhaltung von Hülfsbedürftigen jeden Standes und Religionsbekenntnisses. Noch weitere Schenkungen sind auf ihn zurückzuführen, ganz abgesehen von den äußerst zahlreichen Gutthaten, von denen in der Oeffentlichkeit nichts bekannt geworden ist. Die Stadt und die Einwohnerschaft überhaupt ist ihm gleichfalls zu Danke verpflichtet. Schon in den Jahren 1816 bis 1818 hatte er die nach ihm benannten Anlagen vor der Stadt herstellen lassen, die er ihr dann als Geschenk überwies, die Umgestaltung des von Einheimischen wie Fremden vielbesuchten Dutzendteichparkes war sein Werk und für die Anlagen des sogen. Judenbühls, des heutigen Stadtparks, spendete er eine namhafte Summe.

P. liebte es glänzend aufzutreten, gewissermaßen äußerlich seine günstige Lage deutlich zu machen. Er hielt darauf, sich anerkannt und geehrt zu sehen. Tüchtig, rechtschaffen und edel, von einem ausgeprägten Wohlthätigkeits- und Gemeinsinn fand er ein reiches Arbeitsfeld und seine Lage gestattete es ihm, den edlen Trieben seiner Natur fast unbedingt Folge zu leisten und sich so um seine Vaterstadt dauernde Verdienste zu erwerben.

Fränkischer Kurier, Jahrgang 1862, Nr. 195. — Rud. Hagen, Die erste deutsche Eisenbahn mit Dampfbetrieb zwischen Nürnberg und Fürth. Nürnberg 1886.

Mummenhoff.

Platner: Johann Zacharias P., Arzt, am 16. Aug. 1694 in Chemnitz geboren, hatte in Leipzig, später in Halle Medicin studirt und hier im September 1716 die Doctorwürde erlangt. Nach einer größeren wissenschaftlichen Reise, welche ihn nach verschiedenen Universitäten Deutschlands, behufs seiner weiteren Ausbildung in der Anatomie und Chirurgie nach Paris, demnächst auch zu Boerhaave und Albinus nach Leyden geführt hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, siedelte alsbald aber nach Leipzig über, und wurde hier im J. 1721 zum Prof. extraord. der Anatomie und Chirurgie, 1724, nach dem Tode von Rivinus, zum Prof. ord. der Physiologie ernannt, 1737 wurde ihm der Lehrstuhl der Pathologie und 1747 der der Therapie übertragen; fast gleichzeitig wurde er zum dauernden Decan der medicinischen Facultät und zum Medicinalrathe am Hofe des Kurfürsten von Sachsen ernannt — eine Ehre, die er jedoch nicht lange genoß, da er schon im December desselben Jahres in einem Alter von 54 Jahren starb. P. nimmt unter den Chirurgen seiner Zeit eine sehr geachtete Stelle ein, und die von ihm verfaßten „Institutiones chirurgiae rationalis tum medicae, tum manualis in usum discentium“ (1745, 1758, 1761, 1783, deutsch in 2 Bänden 1749 und 1786, in holländischer Uebersetzung in 2 Bdn. 1764, 1765) sind lange Zeit ein sehr geschätztes Lehrbuch geblieben. Außerdem hat er ein medicinisches Handbuch „Ars medendi singulis morbis accommodata“ (1765) und eine große Zahl, meist anatomische und chirurgische Gegenstände behandelnder akademischer Gelegenheitsschriften (ein Verzeichniß derselben findet sich in Haller, Bibl. anat. II, p. 101 und Bibl. chir. II, p. 65 und in Biogr. med. VI, p. 438) verfaßt, welche gesammelt als „Opuscula chirurgica et anatomica“ in 2 Bänden (Leipzig 1749) erschienen sind.

Eloy, Dict. histor. de la méd. Mons 1778, III, p. 585. — Wenck, Oratio saecularis. Leipzig 1810, p. 49. A. Hirsch.

Platner: Tileman P., Reformator in den stolbergischen Harzlanden und im Stift Quedlinburg, geb. zu Stolberg am 24. November 1490, † daselbst vor dem 6. November 1551. Als Sohn des Rathsherrn Tile P. und der Margarete, Tochter des gräfl. Raths Ude, entstammte T. väterlicherseits einer wohlhabenden, schon seit 1430 in Stolberg angesessenen Familie, die sich nach der Beschäftigung ihrer Vorfahren Pletener oder Platener — so schreibt bereits T. den Namen in späteren Lebensjahren — d. i. Harnischmacher nannte. Für den geistlichen Stand bestimmt, bezog T. gleichzeitig mit Justus Jonas aus dem benachbarten Nordhausen Ostern 1506 die Universität Erfurt, wurde auch mit diesem, mit dem er dann fortwährend in naher freundschaftlicher Verbindung blieb, im J. 1507 Baccalaureus und drei Jahre darauf Magister. Schon seit 1515 in geistlichen Stellungen in der Vaterstadt thätig, wurde er dort am 23. October 1519 durch den Grafen Botho zum Pfarrer zu St. Martini befördert und genoß bis an sein Ende sowohl dessen als seiner Söhne volles Vertrauen. Schon im Herbst 1518 finden wir ihn als Studienleiter der jungen Grafen Wolfgang und Ludwig in Mainz, wo sein Erfurter Studienfreund Eobanus Hessus (der ihn auch noch vier Jahre später freundlich grüßen läßt) bei ihm einkehrt, als er mit dem Magister Johann Werter nach den Niederlanden reist, um den Erasmus zu besuchen. Im Herbste 1520 geleitet er die genannten Grafen zur Zeit von Luthers Decanat nach Wittenberg, wo der ältere im Sommer 1521 Rector, P. dagegen Vicerector wird. Der Aufenthalt in der Elbuniversität zu einer geistig so bewegten entscheidenden Zeit war natürlich auch für P. sehr bedeutsam. Er trat nicht nur Luther nahe, sondern erwarb so sehr die Achtung und Freundschaft Melanchthons, der dann auch später wiederholt in Stolberg mit ihm zusammentraf, daß dieser ihm sein dogmatisches Hauptwerk, die Loci communes, widmete. Am 20. September 1521 wurde

P. Licentiat und am 14. October mit seinem Freunde Jonas Doctor der Theologie. Gemeinsam wandten sie sich damals an Kurfürst Friedrich den Weisen wegen einer Unterstützung zu ihrem Doctorschmause. Als Mutian dem Jonas seine Glückwünsche sandte, ließ er auch den P. grüßen, der also auch zu seinem Erfurter Freundeskreise gehörte. Für das Ansehen, welches er damals bereits genoß, zeugt, daß er mit Melanchthon und anderen hervorragenden Männern das Gutachten inbetreff der Wittenberger Augustiner unterschrieb, die bereits auf eine völlige praktische Durchführung der Reformation drangen.

Um die Zeit des Wormser Reichstags ist P. wieder mit seinem Pflegling Graf Ludwig zu Stolberg in Mainz, und da Graf Botho mit einem Sohne auf jenem Reichstage zugegen war, so wird auch P. von dem nahen Erzbisthumssitze aus dahingezogen sein, wenn auch möglicherweise der ältere Bruder Wolfgang es war, den der Vater bei sich hatte. Noch einmal war P. 1527, in welchem Jahre er auch an den Herzog Georg von Sachsen gesandt wurde, als Mentor des dritten Sohnes Graf Bothos, Heinrich, in Leipzig, welche Hochschule auf ernste Mahnung des Herzogs statt Wittenbergs gewählt war. War der persönliche Einfluß des Stolberger Pfarrers auf die jungen Grafen und deren Vater nicht unwichtig, so liegt doch dessen Hauptbedeutung in seiner Thätigkeit für die Verbreitung und Einrichtung der Reformation in den stolbergischen Harzlanden, zu denen auch das Amt Hohnstein, die Lehnsherrschaft Frohndorf im heutigen Kreise Langensalza, eine zeitlang das Amt Allstedt und mit Schwarzburg gemeinsam die Aemter Heringen und Kelbra gehörten. Als Stadtpfarrer an dem Hauptsitze der Grafen war er zunächst berufen, in der wichtigen Uebergangszeit, in die er gestellt war, einen wichtigen Einfluß zu üben, und er that dies als besonnener treuer Schüler der Reformatoren und hatte hierbei in Stolberg selbst mehrere entschiedene Freunde derselben zu seinen Helfern, so von 1520—1524 Johann Spangenberg, Schneidewin und besonders den eifrigen gräflichen Rentmeister Wilhelm Reiffenstein, den Hauptmann Wolf Rabil, dann auch den Prior des Klosters Himmelgarten Lorenz Süße.

In der reformatorischen Thätigkeit Platner's ist die Zeit vor und nach 1538 zu unterscheiden. Bis zu jenem Jahre lebte nämlich Graf Botho, der, durch Rücksicht auf seinen brandenburgischen Lehnsherrn und Herzog Georg, der ihm auch 1522 Verwarnungen und Geschütz wider die Reformation und die reformatorische Bewegung zusandte, gebunden, endlich als Hofmeister oder Verweser des Cardinals Albrecht für Magdeburg und Halberstadt, bis zu seinem Tode beim alten Kirchenthum verblieb. Begann demgemäß die völlige Ueberführung der stolbergischen Lande zu Reformation erst seit dem Jahre 1538, so steht doch fest, daß dieselbe unter Platner's Förderung und ohne hinderndes Einschreiten des regierenden Grafen schon vorher vielfach Eingang fand. Aus dem soeben bezeichneten Umstande wird es aber zu erklären sein, daß uns im Stolbergischen die alten Visitationsprotocolle nicht erhalten sind. Von 1526 zu 27 wurde die nicht leichte Visitation der Klöster in den schwarzburg-stolbergischen Gemeinschaftsämtern Heringen und Kelbra unter Platner's Betheiligung durchgeführt; 1540 sehen wir ihn in der Herrschaft Frohndorf visitiren, 1546 ist er, von Neander erwähnt, bei der Umwandlung des Prämonstratenserklosters Ilfeld in eine Schule mit thätig. Besondere Umstände machte die Einrichtung der neuen Verhältnisse unmittelbar nach dem Bauernaufruhr in Stadt und Grafschaft Wernigerode, da sich hier auf engem Raum sechs Klöster und geistliche Stiftungen befanden. Als der Graf sich zu diesem Zwecke gleich nach dem Sturme hierhin begab, sehen wir neben Wilhem Reiffenstein und anderen Räthen auch wiederholt P., mehrmals auch dessen Bruder Martin an seiner Seite. Da die damalige thatkräftige Aebtissin Anna zu Quedlinburg eine Tochter Graf

Bothos war, so rief sie im J. 1539, gleich nach dem Ableben Herzog Georgs, P. zu sich, um mit seiner Hülfe die Reformation im Stift einzuführen, aber so gut dies im Allgemeinen beglaubigt ist, so sind auch hierüber keine Acten erhalten und beginnen die eingehenden Nachrichten erst mit der im September 1540 von Herzog Heinrich dem Frommen veranstalteten Visitation. P. war nicht nur in der Gottesgelahrtheit, sondern auch in den Rechten wohlbewandert. Er bedurfte dieser Kenntnisse als gräflicher Rath, was er neben seinem Pfarramt war. Wenn Hamelmann sagt, man habe es P. zum Vorwurf gemacht, daß er sich zu viel mit politisch-weltlichen Dingen beschäftigt habe, so ist die Thatsache, daß er mit dem Abhören von Amtsrechnungen und der Erledigung von allerlei Geschäften im Auftrage seiner gräflichen Herren vielfach in Anspruch genommen wurde, durchaus richtig, aber dies war durch die außerordentlichen Verhältnisse der Uebergangszeit bedingt und seine Rechtskenntniß daher für seine Aufgabe sehr nützlich. Abgesehen von seinem akademischen Doctorgrad wird P. in gleichzeitigen Schriftstücken fast nur als Pfarrer zu Stolberg bezeichnet, selbst Superintendent der stolbergischen Lande heißt er erst in etwas späteren Urkunden. Daß er aber in Wirklichkeit die Aufgaben und Stellung eines solchen hatte, ist unbezweifelt, und es ist nicht so unzutreffend, wenn der Humanist Caesarius, der mit ihm freundschaftlich verkehrte, ihn gelegentlich stolbergischen Bischof nennt. Auch den Titel Hofprediger ließ man zunächst noch einem andern, der nach alter Einrichtung dessen äußere Stellung und Einkünfte einnahm und bezog. Die Aufgabe eines Hofpredigers erfüllte er aber schon 1524, indem er den jüngsten Sohn Graf Bothos taufte und dann besonders seit 1538 die geistlichen Amtshandlungen bei der gräflichen Familie verrichtete. Auch als Caplan Graf Albrecht Georgs wird er in den vierziger Jahren bezeichnet. — Wenn auch die Zeugnisse über das innere Wesen und den Geist seines Reformationswerks weniger zahlreich sind, so fehlt es doch nicht an festen Zügen, die ihn hinreichend kennzeichnen. Als ebenso unterrichteter als besonnener Mann ist er das gerade Gegentheil seines fast gleichaltrigen Landsmanns Thomas Münzer. Im J. 1540 spricht er sich für die durch Mäßigung ausgezeichnete brandenburgische Kirchenordnung aus. Er meint, man brauche über Ceremonien, sofern sie nur zur Ordnung, Zucht und Besserung dienen, nicht zu zanken und könne sie als frommer Christ wohl tragen. Dem Interim gegenüber ist aber 1549 die Erklärung zwar sehr vorsichtig und rücksichtsvoll gegen den Kaiser, aber das Bekenntniß wird darin nicht verleugnet. Für Augustin hegte er eine besondere Verehrung. Sehr eifrig studirte er die Schrifterklärungen von Brenz, die er fleißig mit Bemerkungen versah. Für seine geschichtliche Ader zeugen verschiedene von seiner Hand auf uns gekommene Aufzeichnungen. Echt evangelisch war sein Verhalten den Irrgläubigen gegenüber: im J. 1541 saß zum zweiten Male zu Stolberg Hans Hankel in Haft, der in die Schwärmerei der Wiedertäufer gefallen war und sich nicht wie ein Christenmensch gehalten hatte. Er gehörte nämlich einer seit dem Bauernaufruhr fortbestehenden Verbrüderung an, die nicht nur kirchliche, sondern auch der bürgerlichen Ordnung schädliche Irrthümer hegte, keine Obrigkeit anerkannte, Gütergemeinschaft forderte und mit Mähren eine gefährliche Verbindung unterhielt. Nach dem alten Brauch, wovon auch gerade zu Stolberg aus dem vorhergehenden Jahrhundert die traurigsten Beispiele bezeugt sind, hätte dieser Unglückliche sammt seinen Genossen durch Feuer oder Schwert enden müssen. Aber P. trat für ihn ein und gewann ihn durch Zuspruch und Belehrung: am 8. März 1541 bekennt Hankel, er habe das Recht (die Todesstrafe) verdient, sei aber auf Fürbitte und Belehrung Ehren Tileman Plateners Dr., Pfarrherrn zu Stolberg, abermals begnadigt worden. Die „Erudita commentaria in Matthaeum“, die P. nach Hamelmann und das

Registrum über Brenzens Commentaria in Johannem, die er nach Zeitfuchs' Stolb. Chron. hinterließ, sind nicht gedruckt und scheinen sich nicht erhalten zu haben. Seine am 44. Geburtstage, am 24. November 1534 zu Erfurt mit Emerentiana v. d. Sachsen geschlossene Ehe blieb kinderlos. Als er im 61. Lebensjahre starb und im Chor der Martinikirche beigesetzt wurde, zeugte die außerordentlich große, noch lange in der Erinnerung fortlebende Betheiligung an dieser Trauerfeier für die allgemeine Verehrung, welche der überaus thätige Mann genoß. Die bei baulichen Veränderungen im Innern der Martinikirche in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts vorgenommene Oeffnung des Grabes zeigte, daß P. ein Mann von stattlicher Größe war.

Otto Plathner, Die Familie Plathner. Berlin 1866, hoch 4°, S. 13 bis 37; Nachtrag, Berlin 1874, in gleichem Format, S. 271—288. — Derselbe in der Zeitschr. des Harzver. f. Gesch.= u. Alterth.=Kunde I (1868) S. 63—73, 286—295. — E. Pfitzner, Tileman Platner oder die Reformation in der Stadt und Grafschaft Stolberg. Stolberg (1883), 79 Seiten 8° nebst ein paar Beilagen. E. Jacobs.

Platter: Thomas P., Buchdrucker und Schulmann, berühmt geworden durch seine naiv reizvolle, eine Fülle culturgeschichtlichen Materials bietende Selbstbiographie, ohne Zweifel mit derjenigen des Sohnes Felix (s. u.) die beste ihrer Art aus dem ganzen 16. Jahrhundert. Als 73jähriger Greis hat er dieselbe auf Bitten seines Sohnes in der kurzen Zeit von 14 Tagen niedergeschrieben. Darnach wurde Thomas P. am 10. Februar 1499 geboren zu Grächen (Grenchen), einem Bergdörfchen im Walliser Nikolaithale, Visper Kirchspiels. In dieser weltverlorenen Einsamkeit verlebte er seine Jugendjahre. Sein Landsmann, der bekannte Cardinal Matthäus Schinner, ertheilte ihm zu Grächen die Firmung. Der Vater starb frühe und der sechsjährige „Thomilin" wurde bei einem Bauer als Geißenhirt verdingt. Dann nahm ihn ein Geschwisterkind, Paulus Summermatter, ein fahrender Schüler, mit in die Welt hinaus. Die Abenteuer des armseligen Häufleins von „Bacchanten" und „Schützen" in Sachsen, Schlesien, Baiern sind allbekannt. Nach fünfjährigem Herumfahren begaben sich dieselben auf kurze Zeit nach dem Wallis zurück. Die derb realistischen Abschnitte über das Leben und Treiben der fahrenden Schüler gehören zu den aufschlußreichsten Capiteln der Biographie. Bald darauf zogen sie wieder aus nach Ulm, München, Passau; in Schlettstadt ging P. 1517 in die Schule des Johann Sapidus, konnte aber trotz seiner 18 Jahre noch nicht einmal den Donat lesen. Erst bei Myconius in Zürich, dessen Famulus er wurde, nahm er's ernsthaft mit dem Studium. Eben begann dort das Werk der Kirchenbesserung durch Zwingli, dem der arme Walliser während der Disputation zu Baden 1526 in der Verkappung eines Hühnerträgers den geheimen Verkehr mit Oekolampad vermittelte. Mit dem größten Eifer und unter immerwährenden Entbehrungen begann P. nun auch das Studium des Griechischen und Hebräischen, das letztere bei Bibliander; zugleich erlernte er von dem gelehrten Rudolf Collinus das Seilerhandwerk. Dann siedelte er nach Basel über, arbeitete bei einem Seiler, las beim Strickedrehen seinen Plautus und hielt auf Veranlassung Oporin's zugleich Vorlesungen an der Universität über hebräische Grammatik mit Erklärung des Propheten Jonas. Bei Ausbruch des ersten Kappelerkrieges 1529 zog P. als Anhänger der Reformation mit aus; in Zürich heirathete er die Magd seines alten Lehrers Myconius, Anna Dietschi von Wipkingen. Vorübergehend hielt er zu Visp im Wallis Schule und machte Seile; sein Weib verkaufte Wein und Obst. Allein den Anfeindungen der Katholiken hielt er auf die Dauer nicht Stand, er nahm die Wiege, in der sein inzwischen geborenes Kind lag, auf den Rücken und wandte sich wieder über den so oft von ihm betretenen

Grimselweg nach Zürich und Basel, wo er Oporin's Provisor wurde. Kurz nachher trat er mit seinem Weibe in den Dienst des bischöflichen Leibarztes Epiphanias in Pruntrut, bis dieser an der Pest starb. 1531 sah P. zu Zürich den Einzug der bei Kappel geschlagenen Reformirten. Am Baseler Pädagogium wurde er Griechischlehrer, zugleich richtete er sich mit drei Genossen, Oporin darunter, eine Buchdruckerei ein, löste indeß später die Association und arbeitete auf eigene Faust als Druckerherr. (Hierüber handelt Streuber, Neue Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, 1843, 3, 68 ff.) 1541 übertrug ihm der Baseler Rath die Schule auf der Burg, deren Lehrpläne und Ordnungen noch erhalten sind. (Vgl. Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel. Baseler Schulprogramm vom Jahre 1837). Der Wohlstand des Hauses wuchs, P. konnte sich ein Landgütchen zu Gundoldingen kaufen. 1572 nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete sich der 73jährige Mann nochmals mit Esther Groß aus Lützelflüh im Kanton Bern, mit welcher er noch sechs Kinder zeugte, darunter den 1574 geborenen Sohn Thomas (s. u.). 1578 nach fast vierzigjährigem Schuldienste setzte ihm der Baseler Rath einen Ruhegehalt aus. Am 26. Januar 1582 starb er infolge eines Sturzes und wurde im Kreuzgang des Münsters bestattet. Er war eine derbe, kernhafte, oft leidenschaftlich harte und reizbare Natur voll Ursprünglichkeit. Nach dem Zeugniß seines Sohnes Felix hat er auch ein verschollenes Spiel „Der Wirth zum dürren Ast“ verfaßt. Ein Bildniß des alten Thomas P., gemalt von Hans Bock, bewahrt das Baseler Museum.

Den Platterschen Namen brachte der Sohn Felix zur Berühmtheit, welcher ebenfalls sein Leben selber erzählt, nur urbaner als der Vater, aber auch selbstbewußter und mit der entsprechenden behaglichen Breite. Geboren wurde er im October 1536 zu Basel. Sein Pathe war der gelehrte Simon Grynaeus (s. A. D. B. X, 72). Von Jugend auf zeigte er eine besondere Neigung zur Arzneikunde, sodann auch zur Musik. 1551 besuchte er das Pädagogium, 1552 die Universität Basel, bezog aber schon im Herbst desselben Jahres die berühmtere medicinische Schule von Montpellier und nahm bei einem Apotheker, dessen Sohn tauschweise bei Platter's Vater in Basel untergebracht war, Quartier. Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus dieser Zeit ist noch vorhanden. Der Jugendgeschichte des Felix P. gebricht es nicht an anmuthigen Zügen und Schilderungen; wichtig sind die Aufzeichnungen über dramatische Darstellungen in seiner Vaterstadt, dann über das Studenten- und Gelehrtenleben in Montpellier. Nachdem er fleißig die Vorlesungen der berühmten Aerzte Saporta und Rondelet besucht hatte, bestand er im Frühjahr 1556 das Baccalaureat mit Auszeichnung. Wanderlustig, wie der Vater, trat er 1557 über Paris die Heimreise an, wurde im September desselben Jahres zu Basel zum Doctor promovirt, vermählte sich mit seiner Jugendgeliebten Magdalena Jäckelmann, der Tochter eines angesehenen Baseler Chirurgen und begann nunmehr seine erfolgreiche Thätigkeit als Arzt. Namentlich in den Jahren 1563 und 1564, da die orientalische Beulenpest so furchtbar in Basel auftrat und ein Drittheil der Einwohner, an die 4000 Menschen, dahinraffte, leistete er der Vaterstadt die größten Dienste. (Vgl. Ludwig Sieber, Aus Felix Platter's Bericht über die Pest zu Basel, 1880.) 1571 wurde er zum Professor der praktischen Medicin und zugleich zum Stadt- und Spitalarzt ernannt. Sein Ruhm wuchs zusehends. Die Fürstenhöfe von Brandenburg, Baden, Sachsen, Würtemberg suchten bei ihm Rath und Hülfe. Namentlich in Gunst stand er bei der Schwester Heinrichs IV. von Frankreich. An seinen medicinischen Schriften „De corporis humani structura et usu“ 1583, „Praxeos medicae opus“ 1602—1608 und an den „Observationes in hominis affectibus plerisque“ 1614, rühmen die

Fachleute vor allem den klaren Blick. Darnach ist er der früheste deutsche Vertreter der von Vesal eingeschlagenen Richtung. Auf seine Veranlassung wurde ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gegründet. In den sorgfältigen Krankengeschichten liegt ein erster Keim zur pathologischen Anatomie. Bei Behandlung der Irren sprach er sich für die psychische Methode und gegen jede Zwangsmaßregel aus. Seine liebenswürdige Persönlichkeit machte ihn zum beliebten Lehrer. Sechs Mal bekleidete er die Würde eines Rectors der Baseler Universität. Seine Kunst- und Naturaliensammlung bildete einen Anziehungspunkt für die Fremden. Seine Frau, mit der er 56 Jahre in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe gelebt hatte, ging ihm 1613 im Tode voraus, am 28. Juli 1614 starb auch er nach kurzer Krankheit. Nach der interessanten Hausrechnung, die noch erhalten ist (gedr. bei Boos 334 ff.) hinterließ er ein ganz bedeutendes Vermögen. Von Felix P. sind auch Gelegenheitsgedichte vorhanden. Einiges davon ist gedruckt im Baseler Taschenbuch von Streuber 1850: „Blicke in das Privatleben Dr. Felix Platters“ von Buxtorf, anderes z. B. „Das Gsang von Löfflen“ bei Boos S. 346 ff.; vergl. auch Boos in seinem Basler Jahrbuch 1879 S. 211 ff.; das Pasquill auf den Rappenkrieg, Geschichte der Bauernrevolution 1591 steht in den Baslerischen Stadt- und Landgeschichten aus dem 16. Jahrh. (1878), 3, 115 ff. Seine drei Beschreibungen von Reisen nach Sigmaringen auf die Graf Christof von Zollernsche Hochzeit 1577, nach Stuttgart zur Taufe Herzogs August von Würtemberg 1596, nach Hechingen auf die Hochzeit des Grafen Johann Georg von Zollern 1598, sowie die Erzählung von dem Einzug des Kaisers Ferdinand in Basel 1562 sind nicht ohne culturgeschichtliches Interesse. —

Ein Bruder des Vorigen, Sohn zweiter Ehe, ist Thomas P. der jüngere. 1574 geboren, von Felix erzogen und ebenfalls in Montpellier gebildet, wurde nach dem Tode desselben 1614 Professor der Anatomie und Botanik, 1625 Professor der praktischen Medicin. Gestorben ist er 1628. Aus einer größeren Reisebeschreibung desselben ist Einiges gedruckt bei Boos, Basler Jahrbuch 1879, S. 13 ff. Sein Sohn Felix (1605—71), Professor der Logik und Physik, ist Verfasser verschiedener astronomischer Dissertationen. 1711 ist der männliche Stamm der P. in Basel ausgestorben.

Die beiden Biographien sind nach der Baseler Urschrift unendlich oft gedruckt worden. Die beste Ausgabe ist immer noch die ältere von Fechter, Thomas Platter und Felix Platter 1840; die Ausg. von Boos 1878 bringt das Leben Felix Platter's vollständiger. Eine ordentliche Modernisirung gibt R. Heman, Thomas Platter's Selbstbiographie 1882. Auch französische und englische Bearbeitungen sind vorhanden. Am bekanntesten wurden diese Memoiren durch G. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit (Reformationsjahrhundert). — Ueber Felix P. vgl. namentlich Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz IV, 1 ff. und Miescher, Die medicinische Facultät in Basel, S. 51 ff., sowie Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin, 1881. II, 56 f., 144 f.

J. Baechtold.

Plattner: Karl Friedrich P., Chemiker, geboren am 2. Januar 1800 zu Kleinwaltersdorf bei Freiberg, † am 22. Januar 1858 zu Freiberg. Eines schlichten Bergmanns Sohn, wandte er sich dem Bergmannsstande zu, besuchte zunächst die Freiberger Bergschule, von 1817 an die Freiberger Bergakademie. Im J. 1821 trat er in den königl. sächsischen Staatsdienst, wo er verschiedene Aemter, namentlich im Probirfach bekleidete. Hier lernte er die Wichtigkeit der Chemie für sein Fach erkennen, so daß er 1838/39 nach Berlin ging, um unter Heinrich Rose's Leitung sich in dieser Wissenschaft vollständig auszubilden. So

ward er in den Stand gesetzt, nach Lampadius' Tode 1842, dessen Nachfolger als Professor der Hüttenkunde und Löthrohrprobirkunst an der Bergakademie zu Freiberg zu werden. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, mußte aber seine Vorlesungen, zu denen von 1851 an auch die über Eisenhüttenkunde gehörte, krankheitshalber schon 1856/57 abbrechen. Er erlag einem Gehirnleiden, das er sich wohl infolge seiner rastlosen Thätigkeit zugezogen hatte. Sein Hauptverdienst liegt in der Ausbildung der Löthrohrprobirmethoden, deren erste Anfänge er durch den im J. 1827 in Freiberg studirenden E. Harkort gelernt hatte. Er erlangte bald in der Behandlung des Löthrohrs eine unübertroffene Fertigkeit und Sicherheit, und arbeitete mit der ihm eigenen Gründlichkeit das ganze darauf bezügliche Gebiet so durch, daß er 1835 sein berühmtes Werk „Probirkunst mit dem Löthrohr" herausgeben konnte. Dies erschien 1847 in zweiter, und 1852 in dritter Auflage und wurde 1865 in vierter Auflage von Th. Richter herausgegeben. Darin werden namentlich die Methoden, Silber, Kupfer, Blei, Zinn u. s. w. durch das Löthrohr quantitativ zu bestimmen, beschrieben. Eine andere werthvolle Arbeit von ihm behandelt „Die metallurgischen Röstprozesse theoretisch betrachtet", Freiberg 1856, während nach seinem Tode nach hinterlassenen Manuscripten „Vorlesungen über allgemeine Hüttenkunde" von Th. Richter herausgegeben wurden. Außerdem erschien von ihm eine Reihe von kleineren Arbeiten, namentlich über in Freiberg und anderwärts vorkommende Mineralien, von denen namentlich seine Analyse des Pollux bekannt ist und bei denen er sich stets als ein gediegener und gewissenhafter Chemiker bewährt hat.

Festschrift zum 500jähr. Jubiläum der königl. Bergakademie zu Freiberg. — Berg- und Hüttenmännische Zeitung 1858. Ladenburg.

Plavius: Johannes P., auch Plauen genannt, ein Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, über dessen Lebenslauf keine Nachrichten zu erlangen sind. Allem Anschein nach stammt er aus Danzig, jedenfalls hat dort einen großen Theil der Zeit seines poetischen Schaffens — soweit es durch seine „Trauer- und Treugedichte", Danzig 1630, bekannt ist — zugebracht. Viele seiner Gelegenheitsgedichte, sowie die einzelnen Abtheilungen seiner Gedichtsammlung sind Danziger Einwohnern gewidmet. P. ist im siebzehnten Jahrhundert oft citirt worden und scheint ein gelesener Autor gewesen zu sein. Harsdörfer nennt ihn in den Gesprächsspielen mehrere male und druckt daselbst in der neuen Ausgabe ein Gedicht desselben, allerdings verändert, ab. A. Tscherning führt ihn öfter im „Unvorgreiflichen Bedencken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst", Lübeck 1659 (S. 55, 81, 515) an. Seine bei verschiedenen Gelegenheiten bekundete Vorliebe für Diminutiva im Versschluß als bequemes Reimmittel haben ihn unverdient zu einer komischen Figur nach Art des Jacob Vogel in den Poetiken aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht. Von Sacers „Erinnerungen wegen der Teutschen Poeterey", (Alten Stettin 1661 S. 16 f.) bis zu Neumeisters Specimen und Rottmanns Lustigen Poeten (1718) werden die Reime Röselein und Wängelein verspottet. Dabei ist aber P. gerade in Bezug auf technische Fertigkeit im Reimen, Mannigfaltigkeit der Formen und geschickte Handhabung derselben ausgezeichnet. Am schwächsten sind die geistlichen Sonette, von denen er hundert gedichtet hat. Sie sind mehr belehrenden als erbauenden Inhalts. Sie behandeln meistens einen als Aufschrift vorangestellten Spruch aus der christlichen Sittenlehre. Im Ausdruck und ihrer Wirkung auf den Leser bleiben sie weit hinter den auch formell bedeutenderen Sonn- und Feiertagssonetten des Gryphius zurück. Die hier und in seiner Gedichtsammlung eingestreuten lateinischen Verse sind ohne Bedeutung, verrathen aber wie die deutschen eine reichere Belesenheit in der älteren Litteratur, als

viele der zeitgenössischen Dichtungen, die meistens aus zweiten Quellen schöpfen. Seine weltlichen Lieder enthalten jenen Ausdruck heiterer Lebensauffassung, der das Gesellschaftslied jener Zeit auszeichnet. In leicht fließender Rede wird der heitere Lebensgenuß gepredigt. Reminiscenzen an Opitz sind nicht zu verkennen, sie finden sich aber nicht so häufig, daß sie P. als einen geistlosen Nachtreter Opitzischer Art stempeln würden. Er hat sich vielmehr seine eigenartige Individualität gewahrt, die ihm auf einen Platz in der Geschichte der weltlichen Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts volles Anrecht verleiht. Max v. Waldberg.

Pleier: der P., bürgerlicher Dichter aus der Grafschaft Pleien im Salzburgischen, vermuthlich ein fahrender Mann, verfaßte drei langathmige deutsche Romane aus dem Kreise der Artussage, den Garel (über 21 000 Verse), den Meleranz (ungefähr 12 850 Verse), den Tandareis und Flordibel (mehr denn 18 000 Verse): in dieser Reihenfolge sind sie, wie es scheint, entstanden. Genauer bestimmt sich die Zeit des Dichters dadurch, daß er seinen Meleranz dem edlen Herrn Wimar Frumesel widmete, welcher sich von 1262—1296 in Urkunden nachweisen läßt. In allen drei Gedichten beruft sich zwar der P. auf schriftliche Quellen und sowohl im Meleranz wie im Tandareis bezeichnet er ausdrücklich ein wälsches Buch als seine Vorlage; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Angaben unwahr sind. Er hat vielmehr die Begebenheiten seiner Erzählungen frei nach Analogie älterer Artusromane erfunden. Denn den Namen seines ersten Helden, des Garel, hat er Wolframs Parzival entlehnt (wo freilich auf ganz andere Abenteuer angespielt wird, als dann beim P. vorkommen), dessen Beinamen „vom blühenden Thal“ dem Daniel vom blühenden Thal eines österreichischen Poeten, des Strickers. Und letzterem Gedichte ist auch in der Hauptsache die ganze Composition des Garel nachgebildet; daher mag es rühren, daß dies Erstlingswerk des Pleiers einen conciseren und befriedigenderen Eindruck macht als seine späteren, deren Helden sonst in der Litteratur nirgend begegnen. Ueberhaupt haben nach Seiten der poetischen Motive, der Nomenclatur der auftretenden Personen und der Phraseologie Wolframs Dichtungen den allerstärksten Einfluß auf den P. ausgeübt; daneben tritt die stilistische Einwirkung Hartmanns von Aue und Wirnts von Gravenberg entschieden zurück, und die Entlehnungen aus Gottfrieds Tristan, vollends aus dem „Umhang“ des Blicker, welche man beim P. hat wahrnehmen wollen, sind höchst fragwürdiger Natur. Aber nur äußerlich hat der P. Wolfram nachzuahmen verstanden, denn man vermißt in seinen drei Romanen jeden ethischen oder psychologischen Grundgedanken, jede innere Motivirung der Handlungen, jede Abtönung oder Individualisation der Charaktere. Obgleich es sich im Meleranz und im Tandareis um die Gewinnung eines geliebten Mädchens durch den Helden der Fabel handelt, stehen die minniglichen Scenen und Reflexionen durchaus im Hintergrunde und entbehren der lebhafteren Farbengebung. Den Hauptinhalt der Gedichte bilden Kämpfe gegen Riesen, Ungeheuer, Zwerge oder übermenschlich starke Recken; und diese zahllosen Kämpfe, welche fast ohne Ausnahme der erkorene Liebling des Dichters spielend besteht, werden ebenso wie die massenhaften Turniere, Empfänge und Gastmähler immer wieder mit den gleichen stereotypen Floskeln und mit einer stets wachsenden Breite und Monotonie des Ausdrucks geschildert, sodaß das Interesse des Lesers schließlich erlahmt. Indessen haben sich die poetischen Erzeugnisse des Pleier's, trotz dem sehr inferioren Range, welchen sie einnehmen, im ausgehenden Mittelalter dauernder Anerkennung zu erfreuen gehabt. Während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfuhr der Tandareis eine, allerdings auf ein Neuntel seines Umfanges verkürzte Uebersetzung ins čechische; am Schlusse desselben Jahrhunderts lieferte der Garel die Vorwürfe für eine Reihe von Wandmalereien, mit denen das Schloß Runkelstein

in Südtirol geschmückt wurde; und noch bis Ende des 15. Jahrh. waren alle drei Romane bekannt und gelesen.

Vom Garel kennen wir bisher gegen 9000 Verse, welche an verschiedenen Orten veröffentlicht sind: Auszüge aus der einzig vollständigen Linzer Papierhandschrift lieferten J. V. Zingerle, Freskencyclus des Schlosses Runkelstein bei Bozen, herausgegeben vom Ferdinandeum in Innsbruck (1856), S. 6 ff.; derselbe in der Germania 3, 23—41; M. Walz im Jahresbericht des k. k. akad. Gymnasiums in Wien vom Jahre 1881 (dazu vgl. R. M. Werner im Anzeiger für deutsches Alterthum 9, 263—276). Den Inhalt von 18 Blättern einer besseren Pergamenthandschrift aus Meran machten bekannt A. Goldbacher in der Germania 8, 89—97 und J. V. Zingerle in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Classe Bd. 50, S. 449—558 (Wien 1865). — Den Meleranz gab K. Bartsch, Tübingen 1861 (60. Publication des Litt. Vereins), heraus, den Tandareis F. Khull, Graz 1885. — Das beste, was über den Dichter gesagt ist, bietet noch immer die Abhandlung von E. H. Meyer in der Zeitschrift f. deutsches Alterthum 12, 470—514; einzelne Differenzen meiner Auffassung von der seinen habe ich in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1887 Nr. 21 dargelegt.

Steinmeyer.

Plemp: Cornelis Gijsbertszone P., niederländischer Dichter. Geboren 1574 zu Amsterdam, erhielt er seine Erziehung theilweise an der Donau, (bei den Jesuiten in Dillingen?), studirte in Löwen Medicin, in Douai die Rechte und ward in Orleans Licentiat. Nachdem er im Haag eine Zeitlang prakticirt hatte, siedelte er nach Amsterdam über, heirathete und lebte seitdem in behaglicher Muße den Studien; er starb 1638. P. gehörte zu dem Kreise, der sich um Hooft und Vondel versammelte und hat wahrscheinlich auf die Conversion des Letzteren großen Einfluß geübt. Seine niederländischen Gedichte (der Anschlag der Wiedertäufer auf Amsterdam u. a.) werden seinen lateinischen nachgesetzt; auch über diese urtheilt Hofmann Peerlkamp, De vita, doctrina et facultate Nederlandorum qui carmina Latina composuerunt, sehr abschätzig. Es sind „Poematia“, Amsterdam 1617 erschienen, darin Amsterodamum (älteste Geschichte der Stadt), Quisquiliae seu Elegiarum liber I, Emblemata und Tabellae. Mit anderen (Leben des Musius) vermehrt 1630. 1637 veröffentlichte er eine „Orthographia Belgica“. Bemerkenswerth sind seine Versuche, die antiken Strophenformen in die niederländische Dichtung einzuführen.

Van der Aa, Biogr. Woordenboek. Martin.

Plemp: Vopiscus Fortunatus P., am 23. December 1601 in Amsterdam geboren, hatte zuerst in Gent und Löwen Humaniora und Philosophie, später in Leyden, in Padua (unter Adrian Spieghel) und in Bologna Medicin studirt und ist an der letztgenannten Universität zum Doctor promovirt worden. Nach seiner Rückkehr in die Heimath ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, folgte später (1633) aber einem auf Veranlassung der Gemahlin des Statthalters an ihn ergangenen Rufe auf den Lehrstuhl eines Professors der Medicin in Löwen (die Angabe, daß er, um diese Stelle zu erlangen, aus der katholischen Kirche ausgeschieden sei, ist unbegründet), und hat diesen Platz bis zu seinem 1671 erfolgten Tode in würdiger Weise ausgefüllt. — P. war kein großer Gelehrter, aber ein tüchtiger Lehrer, der auf seine Zeitgenossen einen nicht zu unterschätzenden günstigen Einfluß ausgeübt hat, in der Wissenschaft war er ein ehrlicher Mann, der niemals Anstand genommen hat, begangene Irrthümer offen einzugestehen; so war er in der ersten Auflage seiner Fundamente der Medicin gegen die Harvey'sche Lehre vom Blutkreislaufe aufgetreten, erkannte

aber in der 2. Bearbeitung dieser Schrift die ganze Bedeutung dieser Entdeckung im vollsten Umfange an, und ebenso erklärte er sich später (1653) zu der von ihm anfangs bekämpften Lehre von der Anatomie und Physiologie der Milchgefäße und des canalis Pequetii bekehrt. Nur sein Vorurtheil gegen den Gebrauch der Chinarinde hat er nicht aufgegeben und mit Veröffentlichung der unten genannten Streitschrift gegen denselben, bei der Bedeutung, die seine Landsleute seinen Ansichten beigelegt haben, hat er, wie aus mehreren Angaben in den von Bartholin herausgegebenen Epistolae medicinales hervorgeht, in der That die allgemeine Einführung dieses Heilmittels in den Niederlanden verzögert. — Von seinen Schriften sind zu nennen: „Verhandeling der Spieren“ (1630, 1645). — „Ophthalmographia, sive tractatio de oculi fabrica etc.“ (1632, 1648, 1659), in der ersten Auflage nur die Anatomie und Physiologie (diese besonders mit Benützung der optischen Arbeiten von Kepler und Scheiner) des Auges, in den letzten Auflagen auch die Krankheiten des Organs berücksichtigend, juvenis opus, minime tamen inutile“, wie Haller erklärt, ferner „Fundamenta medicinae, seu institutiones medicae. Libri VI“ (1638 u. v. a. A.) — „Animadversiones in veram praxin curandae tertianae“ (1642). — „Antimus Coningius, Peruviani pulveris defensor, repulsus a Melippo Protymo“ (1655) — die oben erwähnte Streitschrift, welche gegen eine Schrift des Jesuiten Honoré Fabri, in der der Gebrauch der Chinarinde bei Malariafieber empfohlen wird, gerichtet ist, — sodann: „Tractatus de affectibus pilorum et unguium“ (1662) — „Loimographia s. Tractatus de peste“ (1664) und „De togatorum valetudine tuenda commentatio“ (1670). — Uebrigens hat P. eine sehr geschätzte lateinische Uebersetzung der ersten beiden Bücher des Canon von Avicenna (1658) geliefert.

Haller, Bibl. anat. I p. 370, Bibl. med. pract. II p. 596. — Haan, Notice sur la vie et les ouvrages de V. F. P. Louvain 1845.

A. Hirsch.

Plenciz: Joseph v. P., Sohn von Marcus v. P., Arzt, ist am 18. August 1752 in Wien geboren. Nach Beendigung seiner Studien an der medicinischen Facultät seiner Vaterstadt, wurde er daselbst 1773 promovirt, 1774 in die Facultät aufgenommen und im folgenden Jahre zum Leibarzte des Grafen von Lichtenstein ernannt. — Im Jahre 1778 erhielt er einen Ruf als Professor ord. nach Prag, dem er folgte, und gleichzeitig übernahm er daselbst den klinischen Unterricht im Spitale der barmherzigen Brüder, sowie die ärztliche Praxis in den neu errichteten Arbeitshäusern und im großen Armenhause, wo ihm auch die Gelegenheit geboten war, gynäkologisch-klinischen Unterricht zu ertheilen. — Seine Leistungen als Arzt und Lehrer hatten ihm alsbald einen großen Ruf verschafft, leider aber führte eine Erkrankung an Typhus, den er sich in Folge längeren Verweilens im Krankenhause zugezogen hatte, frühzeitig seinen Tod herbei; er ist in einem Alter von 33 Jahren am 26. April 1785 gestorben. — Außer einigen Journalartikeln hat er eine Reihe klinischer Beobachtungen, die er während seines Aufenthaltes in Wien als Assistent von de Haën gesammelt hatte, unter dem Titel „Observationes medicae“ (1778) und später eine zweite Sammlung klinischer Fälle aus seiner Thätigkeit in Prag als „Acta et observata medica“ (1780) durch den Druck veröffentlicht.

A. Hirsch.

Plenciz: Marcus Anton v. P., Arzt, am 28. April 1705 in Salcan (bei Görz) geboren, hatte zuerst in Wien, später unter Morgagni in Padua Medicin studirt und hier die Doctorwürde erlangt. Im Jahre 1735 habilitirte er sich als Arzt in Wien, mußte hier aber, um in die Facultät aufgenommen

zu werden, sich von Neuem einer Prüfung unterziehen. Er gehört zu den gelehrteren Aerzten der alten Wiener Schule; mit seiner litterarischen Thätigkeit hat er sich auf die Abfassung einer Reihe kleinerer, die praktische Heilkunde betreffender Schriften beschränkt, welche unter dem Titel „Opera medico-physica“ gesammelt i. J. 1762 im Druck erschienen sind; unter denselben befindet sich der 1780 von ihm in erweiterter Form veröffentlichte „Tractatus de scarlatina“ (deutsch 1779), in Anerkennung dessen P. von der Kaiserin Maria Theresia 1770 in den Adelsstand erhoben worden ist. — Er ist am 25. November 1786 gestorben.

A. Hirsch.

Plenck: Joseph Jakob Ritter v. P., geb. zu Wien am 28. November 1738, † ebendaselbst am 24. August 1807, war zuerst Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe an der Universität zu Ofen, dann seit 1783 Lehrer der Chemie und Botanik an der medicinisch-chirurgischen Militärakademie zu Wien, auch Director der Feldapotheken und Feldstabschirurgus. Er hat eine Reihe chirurgischer, anatomischer und botanischer Schriften verfaßt. Seine zuerst 1769 erschienenen wiederholt neu aufgelegten „Anfangsgründe der Geburtshülfe“ sind ein zu ihrer Zeit an den Universitäten vielgebrauchtes Lehrbuch. 1784 erschien seine „Bromatologia seu doctrina de esculentis et potulentis“, in welcher auf 57 Seiten die eßbaren Producte des Pflanzenreichs behandelt werden. Ein Jahr darauf schrieb er eine: „Toxicologia seu doctrina de venenis et antidotis“. Ein großes Kupferwerk, das in 8 Foliobänden auf 758 colorirten Tafeln die Abbildungen der damals bekannten Arzneipflanzen, nach Linné's System geordnet, bringt, begann er 1788 durch den Druck zu veröffentlichen. Den letzten Band desselben gab nach des Verfassers Tode Joseph Lorenz Kerndl 1812 heraus. Die Tafeln begleitet ein lateinisch und deutsch geschriebener Text. Es führt die Bezeichnung: „Icones plantarum medicinalium secundum systema Linnaei digestarum cum enumeratione virium et usus medici, chirurgici atque diaetetici.“ Eine auch ins Französische und Italienische übersetzte Pflanzenphysiologie und Pathologie erschien 1794 unter dem lateinischen Titel: „Physiologia et pathologia plantarum“ und in 2 deutschen Ausgaben in den Jahren 1795 und 1818. Die italienische Ausgabe folgte 1799, die französische 1802. Endlich verfaßte P. auch eine botanische Terminologie im Jahre 1796: „Elementa terminologiae botanicae ac systematis sexualis plantarum.“ Das Werk erschien 1798 auch in deutscher Sprache und 1802 in einer spanischen Uebersetzung.

Pritzels thesaurus lit. bot. — Meusel, G. T. E. Wunschmann.

Plessen: Leopold Engelke Hartwig v. P. war der bedeutendste Mann aus dem alten mit Helmold von Plessen 1256 zuerst auftauchenden, in die Geschichte Mecklenburgs und der umliegenden Lande tief eingreifenden, zeitweilig im Klützer Ort, der Halbinsel zwischen der Trave und dem Wismarschen Busen, fast selbstherrlichen Adelsgeschlechte. Als dritter Sohn eines Hauptmanns am 21. Januar 1769 auf dem Rittergute Raden bei Güstrow geboren erhielt er den Hauslehrerunterricht seiner Zeit, bezog schon Michaelis 1785 die Universität Rostock, nachher Göttingen bis Michaelis 1789, hörte wesentlich cameralistische, historisch-politische und staatsrechtliche Vorträge und trat dann 1790 in preußisch-brandenburgischen Dienst bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin, den er aber schon im ersten Jahre aufgab. Doch war er noch im Gefolge der preußischen Gesandtschaft bei der Kaiserkrönung Leopolds II. in Frankfurt. Dann reiste er, war eine Zeit lang in Regensburg, um dort am Reichstagssitze praktisch zu lernen, wurde 1793 als Kammerauditor mit dem Titel Drost vom Herzog Friedrich Franz I. in Schwerin angestellt und wurde 1796 Kammerherr. Jetzt aus dem väterlichen Nachlasse in den Besitz des Gutes Vogelsang gelangt, das

er verpachtete, unternahm er bis 1798 größere Reisen durch England, Frankreich und Oesterreich und lebte darnach als Cavalier am herzoglichen Hofe, wo seine weltmännische Gewandtheit, Umsicht und sein praktischer Geschäftsblick ihm zunächst die Gunst, dann die feste Freundschaft des Herzogs gewann. Am 24. Mai 1802 vermählte er sich mit dem Freifräulein Sophie von Campenhausen, der Tochter des russischen Civilgouverneurs in Livland, und ging in demselben Jahre als herzoglicher Comitialgesandter, zugleich auch als Vertreter von Strelitz beim Reichstage, nach Regensburg. Hier vertrat er in der großen Entschädigungsjagd wesentlich die mecklenburgischen Forderungen für zwei dem Fürstenhause im Westfälischen Frieden zuerkannte, aber schon durch die Reunionskammern Ludwigs XIV. ihm abgenommene Straßburger Canonicate. Die beiden darauf bezüglichen heute wenig Interesse weckenden Rechtsdeductionen sind aus den Deputationsprotokollen von 1803 in Regensburg besonders herausgegeben. Auch für die Reichsritterschaft trat er, unmittelbar vor deren völligem Zusammenbruch noch ernstlich ein, so daß das Directorium der „unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken, Orts am Steigerwald“, ihm von Nürnberg aus am 14. April 1803 seinen lebhaften Dank aussprach. Im Reichdeputationshauptschluß vom 25. Februar hatte er für Mecklenburg-Schwerin als Entschädigung eine immerwährende Rente aus den Rheinzöllen von jährlich 10 000 Gulden erwirkt, insofern verhängnißvoll, als Mecklenburg dadurch später an Dalberg und den Rheinbund gekettet wurde. Für Mecklenburg-Strelitz, das bisher nur für das Bisthum Ratzeburg Reichsstand war, erzielte er eine neue Virilstimme für den Kreis Stargard (das eigentliche Strelitz) im Reichsfürstenrath. Der Versuch, den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, als die Franzosen schon Hannover besetzt hatten, auch noch zum Kurfürsten (1803) zu erheben, schlug fehl, trotz seiner Gesandtschaftsreise nach Wien. Die Zeichen der Zeit hatte v. P. nicht erkannt. Das wichtigste Ereigniß für Mecklenburg aus diesem Jahre, die pfandweise Wiedererwerbung von Wismar und Pöl für 1 250 000 Thlr. Hamburger Banko aus schwedischer Hand geschah ohne v. Plessen's Mitwirkung. Er blieb Comitialgesandter in Regensburg bis zur Auflösung des Reichstages am 4. August 1806, welche der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone voranging. In den letzten Zeiten hatte er sich wesentlich mit der Einführung von Papiergeld, einer heiklen Sache nach dem Sturz der französischen Assignaten, beschäftigt, schon 1805 erschien von ihm in Regensburg „Ueber die Circulation des Papiergeldes“, dann concentrirte er diese Studien auf Oesterreich; 1806 erschien „Ueber die reelle Grundlage eines nothwendigen Papiergeldes, mit besonderer Rücksicht auf die österreichischen Staaten“. Die Schrift brachte ihm große Anerkennung seitens der kaiserlichen Regierung in Wien. Die heimischen und die norddeutschen Verhältnisse hatte er indessen nicht aus dem Auge gelassen. Die auf den Güterschwindel der Vorjahre rasch folgende enorme Geldnoth seiner Standesgenossen in Mecklenburg führte ihn zur Abfassung der anonymen „Grundzüge zur Verbesserung des Kreditwesens, insonderheit auf ritterschaftlichen Gütern in Mecklenburg“, 1804, die allerdings in keiner Weise fruchteten. Die auch an Mecklenburg heranziehende Continentalsperre, welche er als unheilbringend wohl erkannte, veranlaßte ihn zu der 1806 bei Perthes und Besser in Hamburg erschienenen Schrift: „Ueber das natürliche Verhältniß und die Beschränkung des Handels zwischen verschiedenen Staaten, in Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse“. Nach der Reichsauflösung wurde er beim Fürsten Primas (Dalberg) wegen der Rheinzollrente accreditirt und blieb in Regensburg bis zum Einrücken der Franzosen in Mecklenburg. Dieses hatte freilich nach der Schlacht bei Jena Neutralitätspfähle an seinen Grenzen aufrichten lassen, aber weder Blücher auf

seinem Rückzuge nach Lübeck, noch die Franzosen beachteten diese, und am 28. November schon war das Land vom Marschall Mortier für den Kaiser der Franzosen in Besitz genommen. P. hatte sich sofort zum Herzog in dieser Noth begeben und begleitete ihn auch, als er am 8. Januar 1807 sich von Ludwigslust aus flüchtig, ein Herr ohne Land, auf dänisches Gebiet begab. Mecklenburg sollte für Napoleon dem verschwägerten russischen Kaiserhofe gegenüber als ein Pfand für die russische Behandlung der Moldau und Wallachei im Pfortenkriege dienen. v. Plessen's Bemühungen für seinen Herrn wandten sich daher an Rußland, und in den Präliminarien des Tilsiter Friedens bedang in der That Kaiser Alexander die Rückkehr des Herzogs Friedrich Franz aus, welche am 9. Juli 1807 erfolgte. Dankbar ernannte dieser v. P. zum wirklichen Geheimen Rath und dritten Minister und übertrug ihm die Direction des herzoglichen Kabinettes. Diese ist ihm auch ständig geblieben, als er 1808 zweiter Minister wurde und später, sobald er im Lande anwesend war. Seine innigfreundschaftliche Verbindung mit dem Herzoge und andererseits seine nie vergessene Zugehörigkeit zur alten eingebornen Ritterschaft lassen für die Folgezeit alles, was an ständischen Dingen in Mecklenburg geschah oder liegen blieb, gerade diesem Minister zu Gunsten wie zu Ungunsten anrechnen. So fällt ihm zu, daß Friedrich Franz mit seiner nunmehr vollen Souveränität nach seinem Beitritt zum Rheinbunde auf dem Convocationstage in Rostock (1. September 1808) die landständische Verfassung des alten landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs bestehen ließ und die Zweifelhaftigkeit der Verhältnisse nur zur Erreichung der Bewilligung bedeutender Summen benutzte. Eben so ist ihm anzurechnen, daß die Friedrich Franz am Herzen liegende Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft wiederholt angerührt wurde, aber auch von der Ritterschaft liegen gelassen werden durfte. Als am 14. März 1813 Tettenborn's erste Kosacken durch Mecklenburg nach Hamburg zu ritten, erklärte Friedrich Franz als erster Fürst seinen Rücktritt vom Rheinbunde, am 25. rief er die junge Mannschaft zu freiwilligem Waffendienst, aber schon am 15. war v. P., der Unterhändler von 1807, um als herzoglicher Bevollmächtigter mit Rußland und Preußen ein Bündniß zu schließen, von Ludwigslust abgegangen; zuerst zu General Graf Wittgenstein nach Berlin, dann nach Kalisch, wo er am 1. April dem Kaiser ein Handschreiben des Herzogs überreichte. Man hatte wohl Ahnung von den einschneidenden Plänen Stein's für die Reorganisation Deutschlands erhalten; für das mecklenburgische Fürstenhaus galt es, wenn es selbständig bleiben wollte, dieselben zu durchkreuzen und auf eine Restitution Oesterreichs hinzuarbeiten. Der Ritterschaft lag noch mehr daran. In Kalisch wurde das versucht durch ein Pactiren als souveräner Staat mit fremden Mächten; die erhaltenen Zusicherungen waren aber nur allgemein gehalten, und daß P. Nachlaß an Truppenstellung und Lieferungen forderte und erlangte, machte die Sache für seine Auftraggeber, trotz deren Freude über die Zusagen, nicht besser. Nach der Schlacht bei Leipzig fielen die Mecklenburg, wie alle kleineren Länder Deutschlands, zunächst der unter Stein stehenden Commission anheim. Am 2. Januar 1814 wurde P. daher in das Hauptquartier der Alliirten abgesandt mit der Vollmacht, mit Rußland, Oesterreich und Preußen Allianztractate unter Garantie der Souveränität und der Besitzungen des Herzogs abzuschließen, der Legationsrath Gumpelzhaimer begleitete ihn; der Vertrag von Ried hatte ja die Wege gewiesen. In Basel schloß sich auch der strelitzische Minister v. Oertzen zu gleichem Zwecke an. v. Plessen's Absichten gelangen, Steins Pläne erscheinen von da an in der Hauptsache begraben: jener schloß die ersehnten Verträge mit Oesterreich am 22. Februar 1814 zu Troyes, mit Preußen am 23. und mit Rußland am 24. Februar, beide zu Chatillon sur Seine. Die Selbständigkeit Mecklenburgs

war garantirt, damit die alte ständische Privilegien-Organisation. Jubelnd äußerte der „Engere Ausschuß von Ritterschaft und Landschaft“ seine dankbare Freude. 1814 ging P. als mecklenburg-schwerinischer Gesandter zum Wiener Congreß; der Herzog wünschte sehnlichst die Herstellung der Präponderanz Oesterreichs und in dieser die Sicherstellung der kleineren staatlichen Existenzen, welche den französischen Sturm überdauert hatten. In diesem Sinne war P. instruirt dahin zu wirken, „daß das gesammte deutsche Reich ein einziges und unzertrennliches Ganze bleibe“. Er wußte dort durch entgegenkommendes, vermittelndes und in Ansprüchen nie sich überstürzendes Wesen großen Einfluß unter den Staatsmännern zu erringen, natürlich zumeist in der deutschen Frage; und diese Geltung verstärkte sich durch seine publicistische Feder; Anfangs 1815 erschienen in Wien seine „Grundzüge zu einem künftigen deutschen Gesammtwesen und einer National-Einheit. Von einem deutschen Congreß-Bevollmächtigten“. So zählte er als einer der einflußreichsten Begründer des deutschen Bundes, nachdem sein Antrag, die deutsche Kaiserwürde in der Person des Kaisers von Oesterreich wieder herzustellen gefallen war, und erwarb in der Wiener Congreßacte den beiden Herzögen von Mecklenburg die großherzogliche Würde. Die Stände aber erklärten ihm auf dem „Allgemeinen Landesconvente“ zu Rostock am 12. December 1815 abermals zu Protokoll ihren Dank wegen der „Fürsorge für die Erhaltung der rechtlich begründeten alt-vaterländischen Verfassung“. Freilich erhoben sich bald Stimmen, und sie tauchten selbst 1866 wieder auf, welche meinten, P. habe mehr für Mecklenburg erreichen können, es sei seine Schuld, daß letzteres nicht Lauenburg oder doch wenigstens das bei Hannover verbliebene lauenburgische Amt Neuhaus rechts der Elbe erhalten habe; daß der Pfandbesitz Wismars nicht in volles Eigenthum verwandelt wäre, sei auch bei den Ländertauschen übersehen. Für die neue Bundesversammlung in Frankfurt wurde v. P. gleich 1815 zum Gesandten und bevollmächtigten Minister für beide Mecklenburg ernannt; hier erzielte er die durch den Freienwalder Schiedsspruch später so verhängnisvoll gewordene bundestägliche Sanctionirung des Uebereinkommens vom 28. November 1817, daß, wenn Verfassungsstreitigkeiten zwischen Fürst und Ständen ausbrächen, ein unabhängiges Schiedsgericht darüber entscheiden solle. An den Ministerialconferenzen 1819, d. h. den unheilvollen „Karlsbader Beschlüssen“, nahm er theil; ebenso als Gesandter beider Mecklenburg 1819 und 1820 an den Wiener Conferenzen über die Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte wegen Einführung landständischer Verfassungen in den Bundesstaaten, welche durch die Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 zum Beschlusse erhoben, die Freiheitsbestrebungen der deutschen Stämme begruben. Für den mecklenburger Rittergutsbesitzer ist es bezeichnend, daß v. P. bei der Gelegenheit die ausdrückliche Erklärung der Conferenz erreichte, daß „die auf Verträgen, bestehenden Einrichtungen und Rechten beruhende landständische Verfassung Mecklenburgs von Bundes wegen eine Abänderung in Bezug auf ihre Grundsätze oder ihren Bestand nicht zu gewärtigen haben könne“. So hatte er seinem Fürsten und dessen Hause der Ritterschaft gegenüber die Arme gebunden. In den Ministerialconferenzen in Wien hatte er an der Spitze der Protokoll-Commission gestanden und sich die besondere Anerkennung der rückläufigen Mächte Oesterreich und Preußen erworben; Kaiser Franz verlieh ihm das Großkreuz des Leopold-Ordens, König Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden 1. Klasse. Kurz zuvor hatte die Universität Rostock bei ihrem 4. Jubiläum 1819 ihn zum Dr. juris ernannt. Ob Friedrich Franz doch innerlich mit dem Gange der Dinge in Karlsbad und Wien nicht übereinstimmte, steht dahin; v. P. berief er jedenfalls zurück, nachdem er ihm sein Ministergehalt auf 4000 Thlr. (Hamburger

Banco) verdoppelt hatte; er schlug sogar die specielle Bitte des Präsidialgesandten v. Buol-Schauenstein, jenen mindestens noch ein Jahr in Frankfurt zu belassen, ab. Der strelitzische Minister von Penz trat 1820 für beide Mecklenburg als Bundestagsgesandter ein. Ganz besonders freute sich die Ritterschaft der Rückkehr v. Plessen's in die heimische Verwaltung und veranlaßte die Stände zu danksagenden Deputationen an den Großherzog und an ihn selber. So bewährt hatte er sich aber in der damaligen rückläufigen Bundespolitik, daß Fürst Metternich ihn am 20. December 1822 von Venedig aus dringend einlud, an neuen Berathungen über dieselbe theilzunehmen, was er auch vom Januar bis März 1823 that. Daß der Kaiser Franz auf Metternich's Veranlassung dem Großherzoge „die tiefe Einsicht und vortrefflichen Gesinnungen" v. Plessen's rühmte, verbreitet über dessen der Reaction und Oesterreich dienende Thätigkeit helles Licht; auch der wiederholte Versuch Metternich's und des preußischen Ministers Grafen von Bernstorff, ihn 1823 zur Annahme der Bundes-Präsidialgesandtschaft zu bewegen, sowie der ebenfalls wiederholte Antrag in preußischen Dienst überzutreten und als preußischer Bundesgesandter zu wirken, welche v. P. fest ablehnte, zeigen die sichere Werthschätzung seiner Leistungen und Richtung in der bekannten Politik der beiden mächtigsten Bundesstaaten in jenen Tagen. Noch einmal erwarb er sich die höchste Anerkennung Metternich's, als nach dem Ebben des revolutionären Stroms von 1830 Oesterreich und Preußen die Chefs der deutschen Cabinette zu einer Conferenz nach Wien zum 13. Januar 1834 berufen hatten, um möglichst sicher in die alten Bahnen zurückzulenken. Als Gesandter beider Mecklenburg hier neben Preußen und Baiern, wie 1820, mit der Protocollführung beauftragt, verdiente er sich den Dank vom Hause Oesterreich. Daß die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg von 1808 bis 1815 vollständig von den Ständen gegen den Wunsch von Friedrich Franz liegen gelassen werden konnte, und gegen den Willen der Ritterschaft erst 1815 von der Landschaft (den Städten) wieder in Angriff genommen werden mußte; daran war die kaum absichtslose Passivität v. Plessen's sicher nicht ohne Schuld. Die Verzögerung der Frage bis zum Sternberger Landtag von 1819 fällt ihm wegen seiner Abwesenheit in Frankfurt nicht zur Last. Erst am 18. Januar 1820 wurde das befreiende Gesetz, zur Inkrafttretung Ostern 1821, erlassen, das dennoch thatsächlich den größten Theil der Abhängigkeit bestehen ließ. 1836 wurde v. P., nach dem Tode des ersten Ministers und Regierungspräsidenten v. Brandenstein († 12. April 1836), erster Minister als Geheimeraths- und Regierungspräsident, und Friedrich Franz I. empfahl ihn schriftlich vor seinem Tode (1. Februar 1837) noch dringend als seinen Freund seinem Enkel und Nachfolger Paul Friedrich. Auch unter dem neuen Großherzog verblieb jener in seiner Stellung, starb aber schon am 25. April 1837. Er wurde auf dem Friedhof zu Doberan neben seiner ihm voraus gegangenen Gemahlin beerdigt. Für Mecklenburg hat er in seiner langen Thätigkeit und innerhalb der Grenzen der von ihm aufrecht gehaltenen alten Ständeverfassung segensreich gewirkt. Das Rittergut Dolgen hatte er zum Familienfideicommiß gestaltet. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter.

A. Bartsch, Nekrolog 2c. im schweriner Freimüth. Abendblatt Nr. 1008 (27. April 1838). Wieder abgedruckt: J. Freih. v. Maltzan, Einige gute Mecklenb. Männer. Wismar 1882. S. 115—132. Zur Controle vergl. E. Boll, Gesch. Mecklenburgs Bd. II, wo mehr Quellen. Ueber die ältere Familie und Wappen vgl. Lisch, Jahrb. Rep. über 1—30. Meckl. Urk.-B. — G. v. Lehsten, der Adel Mecklenburgs seit dem landesgrundgesetzl. Erbvergleiche (1755). S. 197 ff. — (Masch) Mecklenb. Wappenbuch XXXIX, Nr. 144.

Krause.

Plessing: Friedrich Victor Lebrecht P., geb. am 20. December 1749 zu Belleben im damaligen magdeburgischen Saal-, im heutigen mansfelder Seekreise, † am 8. Februar 1806 als Professor der Philosophie in Duisburg. Bis in sein zwölftes Lebensjahr wurde er von seinem frommen, geistig regsamen Vater im Pfarrhause sorgfältig erzogen und vorgebildet, auch wohl auf näheren und weiteren Wanderungen auf die erhabenen Schönheiten der Natur hingewiesen. Schon Michaelis 1762 verließ er zum ersten male das Vaterhaus, um in eine von dem frommen Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode ihm eröffnete Freistelle der Klosterschule zu Ilfeld einzurücken. Die dortigen Lehrer erkannten die guten Anlagen des Knaben, der jedoch seiner zarten Gesundheit wegen schon nach etwas über einem Jahre zu seinen Eltern zurückkehrte. Als sein Vater im Herbst 1764 als Hospitalprediger nach Wernigerode versetzt wurde, folgte er diesem und trat zu Ostern des nächsten Jahres in die dortige Lateinschule ein. Aber der Ruf des trefflichen Rectors der Halberstädter Domschule Struensee zog ihn schon im Herbst 1765 dorthin, wo er auch Gleim als Dichter und Vaterlandsfreund kennen und verehren lernte. War so bereits bis dahin seine Vorbildung eine mehrfach unterbrochene gewesen, so wurde sein weiterer Studiengang ein noch viel mehr wechselnder und zog sich von 1768—1783 hin. Im ersteren Jahre wandte er sich in Göttingen dem Studium der Rechte zu. Da ihm aber dieses zu trocken vorkam und seinem mit glühender Leidenschaft verfolgten Lebensideale nicht genügte, so trat er zu Nimwegen in holländische Kriegsdienste, um eine Laufbahn zu verfolgen, die seinem Ehrgeize mehr zusagte. Aber auch hier sah er sich enttäuscht, und da seinem zarten Herzen auch die Härten des Dienstes zuwider waren, so wandte er sich der Theologie zu, aber nicht einem frommen Zuge des Herzens folgend, sondern von der eiteln Hoffnung getrieben, ein großer Kanzelredner zu werden. Mit nicht genau zu bestimmenden Unterbrechungen besuchte er mehrere Universitäten, darunter Wittenberg, Halle und Leipzig. Jedenfalls wurde er am 20. October 1774 in Halle eingeschrieben und ging dann wieder im Mai des nächsten Jahres nach Leipzig. Da er sich seinem Studium nicht in der rechten Gesinnung hingegeben hatte, so brachte es ihm auch keinen Segen und der fromm erzogene Sohn wurde bald wenigstens mit dem Kopf ein entschiedener Zweifler. Es war freilich auch die Zeit, wo der alte Glaube auf den Hochschulen erschüttert wurde und der Rationalismus Eingang fand. P. suchte aber sein Christenthum mit dem Herzen festzuhalten, trat, wo er Gelegenheit fand, für den angegriffenen Glauben ein und übte und vertrug sein Lebtage keinen Spott mit dem, was andern heilig war. Aeußerlich war er dabei ein lebenslustiger Student mit einem starken Hang zum Ritterlichen und Absonderlichen. So waren ihm Studentenfahrten am Tage etwas zu gewöhnliches und er versammelte wohl seine Commilitonen am späten Abend, um mit dem Glockenschlage zwölf, das Schwert an der Seite, mitternächtige Ritte nach Belleben und Alsleben zu machen und dann, im Dienst einer jungen Schönen ohne Rast nach Halle und abermals mit Aufbietung aller Kräfte und nach allerlei Abenteuern zu dem Edelhofe bei Alsleben zurückzutraben. Aber bald war es mit diesem Jugendmuthe vorüber und dem jungen Manne, der bei sträflicher Vernachlässigung der ernsten Fachstudien wohl Ritterromane und andere schönwissenschaftliche Bücher gelesen hatte, waren die aufregenden und weltschmerzlichen Schriften der Sturm- und Drangperiode und eines Rousseau, besonders aber Werthers Leiden in die Hände gefallen, als dessen Opfer ihn Goethe selbst darstellt. Mit der Kraft seiner Innerlichkeit nahmen die weltschmerzlichen Gedanken, die er selbst aus den Schriften eines Wieland herauszulesen wußte, seine ganze Persönlichkeit ein; seine früheren Hoffnungen und Ideale waren zerstört. Zum großen Kummer seiner Eltern schloß er sich von allem Verkehr ab,

das verzweifelte Hinbrüten raubte ihm den Schlaf und sein ganzes Denken faßte er in das salomonische „Alles ist eitel“ zusammen, aber ohne das salomonische Gegengift. In diesem Jahre lang dauernden Zustande raffte er sich endlich Mitte 1776 zu einem Schreiben, vielmehr längeren Schriftstück, an Goethe auf, und da dieses unbeantwortet blieb, zu einem dringlicheren zweiten, um von da Heilung zu suchen, von wo er den gefährlichsten Krankheitsstoff für seine Seele eingesogen hatte. Goethe, der sich schon viele weltschmerzliche junge Leute aufgehalst hatte und dem Plessing's Klagebriefe lästig waren, fand dieselben doch merkwürdig genug, um, frisch angeregt durch Lavater's Physiognomik, ein Verlangen zu empfinden, den jungen Mann von Angesicht kennen zu lernen, um zu sehen, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Uebrigens trauen wir auf Grund des bekannten Gedichts (Harzreise im Winter) dem Dichter doch mehr edles Mitgefühl zu, als er es später selbst wahr haben will. Den Besuch bei P. in Wernigerode am 3. December 1777 und die dort zu Goethe's großem Ergötzen glücklich durchgeführte Komödie können wir hier nur erwähnen.

Nachdem die Noth des jungen P. und der Kummer seiner Eltern, die auch durch ökonomische Sorgen gedrückt, aber durch die edle Theilnahme und Förderung der Grafen zu Stolberg, auch durch eine Erbschaft etwas erleichtert wurden, aufs höchste gestiegen war, ließ der Vater seinen Sohn im Herbst 1778 zu seinen väterlichen Verwandten nach Konitz reisen, wo er auch am 6. December die Kanzel bestieg, um dann seit Anfang des nächsten Jahres, wenn auch vorläufig noch als „der Gottesgelahrtheit Beflissener“, philosophischen Studien obzuliegen. Seine mit Anhängen in Druck gegebene Predigt zeigt, daß es ihm keineswegs an Sprach- und Redegabe, wohl aber an anderen Eigenschaften eines rechten evangelischen Predigers fehlte. In Königsberg kam er, jedenfalls durch ein unglückliches Liebesverhältniß, nicht ohne seine Schuld in schwierige persönliche Verwickelungen, aus denen er sich nur mit Mühe löste. Einige Zeit unterhielt er auch mit Hamann einen persönlichen Verkehr, der aber bei der völligen Verschiedenheit der Lebensanschauungen nie ein inniger wurde. Da P. seit 1780 ins litterarische und philosophische Schriftstellern kam, so bezeichnete ihn Hamann wol einmal als animal scribax, das sich so blind und leer ausschreiben werde, daß kein Tröpfchen von ihm werde übrig bleiben. Dem gegenüber ist jedoch zu bemerken, daß P. sein litterarisches Herumtappen bald aufgab und einen bestimmten Weg der Forschung ungemein fest und beharrlich verfolgte. Wenn er selbst das Jahr 1782 als die Zeit bezeichnet hat, in welcher eine wichtige Veränderung in ihm vorgegangen sei, da er damals den Glauben gefaßt habe, daß noch etwas aus ihm werden könne, so bestätigen die Thatsachen diese Angabe. Er warf sich mit Eifer auf das Studium der Philosophie und wurde darin am 21. April des nächsten Jahres unter Kants Decanat Doctor. Schon während seines Königsberger Aufenthalts hatte er mit Dohm, dessen Gemahlin, und durch Vermittelung des ersteren, dem er seinen ungedruckt gebliebenen Versuch über den Selbstmord zugesandt hatte, mit dem Oberconsistorialrath v. Irwing zu Berlin einen Briefwechsel angeknüpft. Als er dann im Sommer 1783 in sein Elternhaus nach Wernigerode zurückkehrte, benutzte er in gehobener Gemüthsverfassung diese Rückkehr zu einer längeren litterarischen Besuchsreise. Einen glücklichen Sommermonat verlebte er in Berlin bei Dohm und v. Irwing und wurde durch sie in die litterarischen Kreise der Hauptstadt und Potsdams, bei Teller, Spalding, Büsching, Mendelssohn, Nicolai u. A. eingeführt. Auch Reichardt hatte er seinen Besuch zugedacht, suchte sodann auch Herder und Goethe auf, den er in seiner Gartenwohnung zu Weimar antraf. Hinsichtlich der Zeit des letzteren Zusammentreffens herrscht eine gewisse Schwierigkeit, insofern Goethe dahin die Wiedererkennungsscene des vorher getäuschten Mannes verlegt, während

doch Goethe schon vorher mit ihm Briefe gewechselt und ihm am 26. Juli 1782 erklärt hatte, er wolle sein früheres Verfahren nicht loben, er habe aber so handeln müssen. Darnach könnte jener Besuch nicht füglich anders als im Herbst 1778 stattgefunden haben, als P. nach Westpreußen reiste. Der harmlosen, dem Haß und Groll nicht zugeneigten Natur Plessing's entspricht es ganz, wenn Goethe berichtet, daß dieser beim Wiedererkennen gar keine Klagen und Vorstellungen erhoben habe. Der freundliche Verkehr bestand vielmehr fort, und bei Plessing's Tode war noch ein Packet Goethe'scher Briefe vorhanden, die leider vernichtet wurden. In Wernigerode, wo zwischen Sohn und Eltern ein rührendes Wiedersehen gefeiert wurde, begann nun für ersteren eine fünf- bis sechsjährige Arbeitszeit, die auch unter den strebsamsten Gelehrten ihresgleichen sucht. Mit wüthender Anstrengung erstürmte er, um mit Goethe's Worten zu reden, ohne sich die nöthige Erholung zu gönnen und daher nicht ohne zerrüttenden Einfluß auf seinen ohnehin nicht starken Körper, durch gewaltige Willenskraft gute Sprach- und Geschichtskenntnisse. Besonders bemühte er sich den schmerzlich empfundenen Mangel an Kenntniß des Griechischen zu ersetzen. Auch suchte er in einem gründlichen realen Wissen ein Gegengewicht gegen die ihn beherrschende Einbildungskraft und sein speculirendes Grübeln. Zu statten kam ihm hierbei der freie Zugang zu der ansehnlichen gräflichen Bibliothek, neben welcher er auch die zu Helmstedt, Göttingen und Leipzig benutzte. Die in ziemlich schneller Folge der Oeffentlichkeit übergebenen theilweise umfangreichen Früchte dieser angestrengten Thätigkeit stehen unter einander im engsten Zusammenhang, sie suchen die Anfänge menschlicher Erkenntniß, Glaubens und Dichtens zu ergründen und befassen sich, da solche Bethätigungen des Geistes nur mit der gesellschaftlichen Entwicklung der Völker und Staaten hervortreten konnten, auch mit dieser. Die Anfänge menschlicher Cultur, Philosophie und Gottesverehrung sucht P. in Aegypten, welches Land und Volk eigens dazu organisirt sei. Die Blüthe der Philosophie sieht er in der platonischen Ideenlehre, die nach ihm in ein sehr hohes Alterthum zurückreicht und die keiner vor ihm einer so ausführlichen Untersuchung unterzog. Aristoteles hat nach seiner Ansicht den Plato theils verkannt, theils sich mit dessen Federn geschmückt. Den subjectiven Ausgangspunkt der Plessing'schen Geschichtsphilosophie erkennt man daran, daß er mit Worten, die theilweise Rousseau, Wieland und Werthers Leiden entnommen sind, ausführt, wie Plato die Nichtigkeit des Diesseitigen erkennend, sich in das Reich der Ideen geflüchtet habe (Versuche 1. Bd. S. 127 ff.). So manches in diesen Schriften verfehlt, so sehr in dem unruhigen Stil der bewegliche Geist des in tiefen Wehen ringenden Verfassers zu spüren sein mochte, so eroberten sie sich doch als eigenartige, in manchen Punkten das richtige treffende durchaus selbständige Arbeiten die Anerkennung, theilweise das entschiedene Lob der zeitgenössischen Kritik. Selbst die große Aufregung, in welche eine etwas abfällige Beurtheilung in der Allgemeinen deutschen Bibliothek ihn versetzte, betraf doch mehr den verletzenden persönlichen Ton als den Inhalt. Nach der Zeit des Erscheinens waren seine Hauptschriften: „Osiris und Sokrates." 1783. „Historische und philosophische Untersuchungen über die Denkart, Theologie und Philosophie der ältesten Völker, vorzüglich der Griechen, bis auf Aristoteles." 1785. „Memnonium oder Versuche zur Enthüllung der Geheimnisse des Alterthums." 1787 (Vorrede, Wernigerode 20. September 1786); zweiter Bd. 1787 (Vorrede Wernigerode 27. April 1787). „Versuche zur Philosophie des ältesten Alterthums." 1788; zweiter Bd. 1790 in 2 Abtheilungen. Zu den Verehrern oder günstigen Beurtheilern dieser Schriften gehörten der preußische Minister Graf Herzberg, Dohm und v. Irwing, mit denen er in lebhaftem Briefwechsel stand. So erklärt es sich leicht, daß nach einem so langen Entwickelungsgange P. endlich im 39. Lebensjahre mit dem allerdings

sehr mäßigen Gehalte von 300 Thalern eine feste Anstellung als Professor der Philosophie in Duisburg erhielt, die er am 8. September 1788 antrat. In Duisburg, einer der kleinsten deutschen Universitäten, war P. von der belebten Heerstraße der Gelehrtenwelt möglichst abgeschieden. Das war ganz nach seinem Wunsch, da er gegen den großen Haufen der damaligen leichtfertigen und schreibseligen Litteraten einen Widerwillen hegte. Dagegen trat er mit dem engeren Kreise seiner Collegen in einen sehr freundschaftlichen Verkehr, besonders aber mit den untereinander verschwägerten Theologen Möller und F. A. Krummacher, dem Parabeldichter, und ihren Familien. Durch jenen Familienkreis knüpfte er auch angenehme Beziehungen zu Nachbarorten: Crefeld, Mörs, Elberfeld, Kettwig und Essen an. In diesem Kreise, in welchem ihm von Frauen zumeist die Frau seines Collegen Möller und deren Schwestern nahe traten, verlebt der zuletzt immer mehr vereinsamende Mann seine einzigen glücklichen Augenblicke und Stunden. Durch seinen Tod wurde aber auch diesen Freunden eine schmerzliche Wunde geschlagen. „Wer trug gleich ihm der Freundschaft Feuer im Busen!" war das Urtheil seines treuesten Freundes Möller. P. ist als ein Virtuose der Freundschaft zu bezeichnen. Fragen wir nun, wie P., seitdem er zu Duisburg im Amte war, sich als Philosoph bethätigte und entwickelte, so zeigt er sich auch hier als ganz eigenartige Erscheinung, wie er es sein ganzes Leben hindurch war. Zunächst hatte er sich freilich, um seinem Berufe zu genügen, in dessen Aufgaben und in die logischen, metaphysischen und religionsphilosophischen Collegien einzuarbeiten, da er die Weltweisheit nicht schulmäßig betrieben hatte. Während dieser ersten Periode, die bis zum Jahre 1793 dauerte, besuchte ihn Goethe, der ihn also doch nicht aus dem Herzen verloren, ihm auch einige materielle Dienste geleistet hatte, bei seinem Rückzuge aus der Champagne im November 1792, als seinen einzigen Duisburger Bekannten. Von dem bezeichneten Zeitabschnitte an verfolgte nun aber P. aufs Neue ein großes Ziel. Durch die Philosophie seines großen Lehrers Kant waren die sein Ich zerspaltenden Zweifel und sein Unglaube noch befestigt worden. Er bewunderte die Tiefe und den Scharfsinn, mit welchen jener große Denker die Mängel und Schwächen der bisherigen Philosophie aufdeckte. Aber wenn er die Stärke im Niederreißen bewunderte, konnte das, was er dogmatisch aufbaute, ihm nie Ueberzeugung abgewinnen. So suchte er ein eigenes philosophisches System zu erdenken, um die Räthsel der sittlichen Weltordnung, von Gott, Weltursprung und Unsterblichkeit zu lösen. Das Forschen und Grübeln hierüber regte seinen ohnehin bereits geschwächten körperlichen Organismus so auf, daß ihn oft der Schlummer floh, zumal wenn er in Zeiten der geistigen Verfinsterung an der Erreichung des heiß ersehnten Zieles fast verzweifeln wollte. Ebenso versetzten ihn traurige Nachrichten über den Tod von Angehörigen in solchen Trübsinn, daß er auf ganze Zeiten seine liebsten Freunde mied und sich ihren Besuch ernstlich verbat, während er die Einsamkeit der Wälder aufsuchte, um sich zu einem gewissen Gleichgewicht des Gemüths wieder „durchzudenken", wie er sich ausdrückte. Nach langem Umherirren sah er sich, wie er in einem ausführlichen Schreiben an den Kammerpräsidenten v. Vincke erklärte, seinem Ziele nahe und legte einige Ergebnisse seiner neuen Moralphilosophie in einer für den Minister v. Massow bestimmten Vorlesung nieder. Aber dieses Ziel sollte er nicht erreichen, wie er denn auch keinen Lichtschimmer durch die dunkeln Tage seines heißgeliebten Vaterlandes blicken sah. Jene Vorlesung „Von der Tugend" aber wurde von seinem Freunde Krummacher herausgegeben. Nachdem P. viel an Schlaflosigkeit, Unterleibskrampf, seit 1801 auch an schlagähnlichen Zufällen gelitten, sich dann aber zuletzt wieder bis zum 30. Jan. 1806 körperlich und geistig stärker gefühlt hatte, starb er nach kurzer Krankheit an der Gesichtsrose mit zugetretenem Schlaganfall am 8. Febr. 1806.

A. W. Möller, F. A. Krummacher und seine Freunde. Bremen 1849; sonst zumeist nach handschriftlichen Nachrichten in Familienarchiven. — Dreizehn auf der kgl. Bibliothek zu Königsberg i. Pr. erhaltene Briefe Plessing's an Kant konnten nicht benutzt werden, da eine Herausgabe des Kant'schen Briefwechsels beabsichtigt wird. E. Jacobs.

Plessing: Johann Friedrich P. wurde am 28. October 1720 zu Konitz in dem damals polnischen Westpreußen geboren. Da ihm die Schule seiner Vaterstadt, in der er seine erste Ausbildung empfing, nur einen dürftigen Unterricht ertheilen konnte, wurde er, etwa fünfzehn Jahre alt, auf das altberühmte Gymnasium academicum zu Danzig geschickt, wo mehrere bedeutende Männer, namentlich der Rector und prof. theologiae Albert Meno Ver-Poorten, der prof. philosophiae Michael Christoph Hanov und der prof. eloquentiae Gottfried Lengnich um so mehr einen erheblichen Einfluß auf ihn ausüben konnten, als die damals schon ihrem Verfall entgegengehende Anstalt nur etwa hundert Zuhörer zählte. Dort blieb er bis 1740. Von seinem sich hieran anschließenden Studium auf den Universitäten Jena, Leipzig und Halle ist nichts bekannt geworden, jedenfalls aber ist er in ein näheres dauerndes Verhältniß zu dem Leipziger Theologen Johann Rudolf Kiesling getreten. Im Jahre 1745 wurde er dritter Prediger an der lutherischen Kirche zu St. Agnus in Köthen und Rector der dortigen Gemeindeschule, in welcher Stellung er dem anhaltischen, streng und aufrichtig dem herrschenden Pietismus ergebenen Hofe näher trat, welcher sich um den Fürsten August Ludwig scharte. Wahrscheinlich die zahlreichen Verbindungen dieses Hofes mit den am Mittelrhein angesessenen Dynastengeschlechtern haben den Anlaß dazu gegeben, daß P. schon im Jahre 1747 als Consistorialassessor und Pfarrer nach Wachenheim in der Pfalz berufen wurde. Dort blieb er indessen nur ein paar Jahre; sein Aufenthalt ist wahrscheinlich durch die für die lutherische Kirche höchst trüben Verhältnisse abgekürzt worden, die dort unter Karl Theodor hereinbrachen. Im Januar 1749 vom Fürsten Victor Amadeus von Anhalt zum Pfarrer nach Belleben im damaligen magdeburgischen Saal-, jetzt mansfelder Seekreise berufen, hielt er im April 1749 in Wachenheim die Abschiedspredigt und trat sein neues Pfarramt am 22. Juni d. J. an. Mittlerweile war er am 4. Februar 1748 in Köthen mit Christiana Juliana Maria v. Lampe aus einem alten Adelsgeschlecht, das jedoch seinen Grundbesitz eingebüßt hatte und im Anhaltischen Hofdienste bekleidete, vermählt worden, die ihm sieben Kinder schenkte, von denen nur das älteste und jüngste, ein Sohn und eine Tochter, am Leben blieben. Während seines Aufenthalts in Belleben erscheint 1757 und 1758 sein erstes und bedeutendstes Werk „Versuch vom Ursprung der Abgötterey" in zwei Bänden, eingeführt durch eine warme Vorrede seines väterlichen Freundes Kiesling. Das Werk zeugt von ungewöhnlichen Kenntnissen auf dem Felde der antiken Mythologien, namentlich aber von hervorragender Gelehrsamkeit in Betreff der hebräischen Alterthümer, auch von einer für jene Zeit und für dieses Gebiet hoch anzuerkennenden Kritik. Den ersten Band dieses Buches widmete er, was aus seinen früheren Verhältnissen erklärlich ist, dem Herzoge Victor Amadeus Adolph zu Anhalt-Bernburg, den zweiten dem mit dem anhaltischen Fürstenhause nahe verschwägerten Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, der schon Plessing's Schwiegereltern wie diesem selbst mannigfache Gunst erwiesen hatte. Und das wurde für Plessing's weitere Laufbahn entscheidend. Graf Christian Ernst, dessen vielseitig bedeutendes Wirken wir an anderm Orte gewürdigt haben, berief ihn 1764 in die neugegründete Stelle eines Hospitalpredigers zu Wernigerode, ernannte ihn 1772 zum Diaconus und 1786 zum Oberprediger der Sylvesterkirche und zum Consistorialrath. In diesen Stellen hat er dem Grafen Christian Ernst und dessen beiden

Nachfolgern dreißig Jahre lang bis zu seinem am 31. December 1793 erfolgenden Tode treu gedient und war das eigentlich gelehrt theologische Mitglied der zahlreichen wernigerodischen Geistlichkeit, daneben hoch geachtet wegen seiner großen Rechtschaffenheit und wahren Frömmigkeit. In die Zeit seines dortigen Wirkens fällt auch, und zwar in den Herbst 1777, jener merkwürdige Besuch Goethe's in seinem Hause, der aber nicht ihm selbst, sondern seinem Sohne galt. Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkt sich, abgesehen von seinem oben erwähnten Hauptwerke und von seiner 1779 erschienenen Gedächtnißpredigt auf den Grafen Henrich Ernst zu Stolberg-Wernigerode, auf die Jahre 1785—1789. Dahin gehört außer einigen kleineren Aufsätzen „Die Auferstehungsgeschichte unseres Herrn Jesu Christi", 1785, welche die große Belesenheit und den Forschungsgeist des Verfassers zeigte und 1788 eine zweite Auflage erlebte, deren Brauchbarkeit durch ein angehängtes Register erhöht war. In das Jahr 1786 fällt seine zu Wernigerode erschienene „Geschichte der Gräber, nebst einer Rede von der Heiligkeit der Gottesäcker". Ebendaselbst kam 1789 eine synoptische Darstellung „Harmonische Geschichte der Auferstehung Jesu Christi bis zu seiner Himmelfahrt" heraus. Besonders zu bemerken ist noch „Ueber Golgatha und Christi Grab; ein historisch-kritischer Versuch, mit einem Grundriß von der Gegend und Stadt des heutigen Jerusalems", 1789, welches Buch ein brauchbares Repertorium über alles ist, was bisher über diesen antiquarisch wichtigen Gegenstand zur Sprache gekommen war.

H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert. Neustadt a. d. Orla 1833. — Chr. Fr. Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode. Magdeburg 1856. — E. Jacobs, Johann Friedrich Pl. in der Zeitschr. des Harzver. f. Gesch. u. Alterth.-Kunde. 20. Jahrg. (1887) S. 456—514. E. Förstemann.

Plettenberg: Hunold P., Jesuit, Canonist. Es ist nicht gelungen, über seine Herkunft, Zeit der Geburt und des Todes Angaben zu finden. Aus der Vorrede des erstgenannten Buches geht hervor, daß er bis 1685 (ante septennium) im adeligen Colleg und erzbischöflichen Seminar zu Trier canonisches Recht vortrug, dann zu Hildesheim im Jesuitencolleg lebte. Ohne Zweifel war er in Westfalen geboren. Schriften: „Introductio ad jus canonicum", Hildesheim 1692. Eine für jene Zeit sehr gute Einleitung in die Quellen. Aeußerst interessant durch einzelne Ausführungen. Das weltliche Recht ist nur infolge päpstlicher Zulassung Quelle des kirchlichen, der Papst steht über dem Concil, außer „si papa ut privata persona haereticus fiat", „dubius est", „invalide sit electus et intrusus", unfehlbar nur mit dem Concil. „Notitia congregationum et Tribunalium Curiae Romanae", das. 1693. Auszug aus de Luca, Relatio Curiae Romanae.

De Backer VI 451 (nichts als die Titel). v. Schulte.

Plettenberg: Wolter v. P., Meister des deutschen Ordens in Livland, gewählt am 7. Juli 1494, bestätigt am 9. October 1494, † am 28. Februar 1535 zu Wenden. P. entstammt der westfälischen Familie dieses Namens, welche bereits vor ihm einige ihrer Glieder nach Livland gesandt hatte. So finden wir 1422 einen Comthur von Doblen, Walter v. P. und 1450 einen Landmarschall Godert v. P., später mehrere Brüder des Obigen. Wann Wolter v. P. nach Livland gekommen ist, steht nicht recht fest, doch dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß der oben erwähnte Godert ihn ins Land gezogen hat. Er begegnet uns zuerst als Vogt von Rossiten und hat als solcher einen Angriff der Russen zurückgeschlagen. 1489 ist er Landmarschall, doch unterliegt wol keinem Zweifel, daß er dazwischen auch andere Ordensämter bekleidet hat. Unsere Kenntniß von der Reihe der livländischen Ordensgebietiger ist so lücken-

haft, daß sie keinerlei sichere Schlüsse über das Wo gestattet. Als Ordensmarschall hat P. im Kampf des Ordens mit Riga der Stadt die entscheidenden Schläge beigebracht, die am 30. März 1490 zum Wolmarer Frieden führten. Nach dem Tode Meister Freitags von Lorinkhove wurde er in Wenden einmüthig zum Meister erkoren und nach wenigen Monaten vom Hochmeister Hans v. Tiefen bestätigt. Gleich nach seinem Amtsantritt war er infolge der tückischen Vernichtung des deutschen Hofes in Nowgorod mit Vorbereitungen zu dem unvermeidlichen Kampfe mit Rußland beschäftigt. Er verstand es, ihn so lange geschickt hinzuhalten, bis es ihm am 3. März 1501 gelungen war, ein Offensiv- und Defensivbündniß mit dem Großfürsten Alexander von Litthauen zum Abschluß zu bringen. Auch die wendischen Städte hatten sich zur Unterstützung Livlands verpflichtet und der deutsche Orden in Preußen Beistand an Mannschaft und Geld zugesagt. Aus Deutschland geworbene Knechte und das livländische Aufgebot des Ordens, der Prälaten und Städte, sowie der Troß der Undeutschen (so nannte man das Aufgebot der Esten und Letten) bildeten zusammen eine Kriegsmacht von gegen 80 000 Mann, unter denen jedoch nur 4000 Reiter und 2000 Landsknechte als wirklich brauchbares Material bezeichnet werden können. Da Litthauen gegen die eidlichen Versprechungen Alexanders den Meister in Stich ließ, mußte mit dieser geringen Macht der Angriff der weit überlegenen Russen bestanden werden.

Der Krieg begann Ende August mit glänzenden Erfolgen der Livländer, die bis Ostrow vordrangen, das Ausbleiben der Litthauer nöthigte jedoch den Meister zur Rückkehr. Während er schwer krank darniederlag, fiel ein Heer von 90 000 russischen und tatarischen Reitern in drei Heerhaufen in das nördliche Livland ein, und erst nach erheblichen Verlusten gelang es dem inzwischen wieder genesenen Meister, die Feinde, welche 40 000 Gefangene mit sich führten, aus dem erschreckten Lande hinaus zu manövriren. Zu Ende des Jahres 1501 stand kein Feind mehr auf livländischem Boden. P., der im Schooß des Ordens selbst auf Unbotmäßigkeit stieß, und den Bischof von Dorpat in Verdacht hatte, in verrätherische Umtriebe verwickelt zu sein, dem die Hülfe aus Preußen und von den wendischen Städten nur spärlich zufloß, hatte wieder seinen Kriegsplan auf feste Vereinbarungen mit Litthauen begründet, dessen Streitkräfte sich vor Pleskau mit den seinigen vereinigen sollten. Streifzüge des Comthurs von Reval gegen Jvangorod und des Landmarschalls gegen Krasnogorod drängten die russische Vorhut zurück und Ende August 1502 war er so weit, sein Heer in Kirempä, nahe der pleskauer Grenze, zu sammeln. Es waren Fußvolk, Troß und Bauern, ungerechnet 2000 Reiter, die den zuverlässigen Kern seiner Streitmacht bildeten. So rückte er bis gegen Pleskau vor und hier stieß er an der Smolina auf das von drei Fürsten Schuiski, dem Fürsten Jwan Gorbatoi und dem Tataren Tabat-Ulanow geführte Hauptheer der Russen. Die Litthauer aber waren nicht erschienen und ohne jede Hülfe mußte der Meister am 12. September den Kampf aufnehmen. Ein kühner Reiterangriff, der dreimal das feindliche Heer durchbrach, führte zu einer völligen Niederlage desselben und hatte zur Folge, daß auch die bei Narva zum Einfall ins Esthländische bereiten russischen Truppen eilig den Rückzug antraten. Nur die erbärmliche Kriegführung und — was kaum glaublich scheint — die noch weit erbärmlichere Politik der Litthauer waren Schuld, daß Livland trotz dieses glänzenden Sieges zu einem 6jährigen Beifrieden, der in Nowgorod am 29. Juni 1503 befestigt wurde, sich entschließen mußte. Blieb auch, während Litthauen große Territorialbestände verlor, Livland ungeschmälert, so mußte es doch stets eines russischen Ueberfalles gewärtig sein und bei der völligen Unzuverlässigkeit seiner natürlichen Bundesgenossen in kostspieliger Aufrüstung von Jahr zu Jahr den bösen Frieden hin-

ziehen. Er ist dann 1509, 1521 und 1531 zuletzt auf weitere zwanzig Jahre erneuert worden. Die bekannte Ueberlieferung von dem 1503 errungenen ruhmvollen 50jährigen Frieden Plettenberg's ist eine Fabel. Dadurch wird aber das Verdienst des Meisters in keiner Weise geschmälert. Vielmehr lehrt eingehendes Studium der Zeit, daß gerade in der Art, wie P. den Frieden trotz Allem zu wahren verstand, die staatsmännische Größe des Meisters liegt. Die Lage Livlands wurde besonders schwierig, nachdem am 6. Juli 1511 der Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister deutschen Ordens gewählt worden war. Der feste Entschluß desselben, dem Orden Polen gegenüber seine alte Stellung zurückzuerwerben, brachte die Gefahr eines russisch-polnischen Bündnisses gegen den Orden; darnach, als im J. 1512 der russisch-polnische Krieg ausbrach, mußte Livland sich des Ansinnens erwehren, mit Litthauen-Polen gegen die Russen zu Felde zu ziehen, endlich Stellung ergreifen in dem 1519 nicht mehr zu verdeckenden Bruch zwischen Polen und dem deutschen Orden in Preußen. Zu Anfang des Jahres 1516 hatte eine Zusammenkunft zwischen P. und Albrecht von Brandenburg in Memel stattgefunden. Zwölf Tage lang beriethen die Häupter des Ordens in tiefstem Geheimniß. Albrecht legte dem Meister seinen Kriegsplan vor und bat um bestimmte Zusagen. Nun waren die Berechnungen des Hochmeisters aber nur dann zutreffend, wenn alles nach Wunsch ging. In verhängnißvollem Optimismus rechnete er nur auf Erfolge. Danzig, Elbing und Marienburg dachte er in raschem Ansturm zu nehmen, Thorn müsse ihm dann von selbst zufallen und ein Einfall in Polen sollte durch Mord, Raub und Brand den Feind also verderben, daß ihm Küche und Keller Preußen zu überziehen verbieten. Zugleich rechnete er auf Hülfe von Brandenburg, Unterstützung von Seiten des Deutschmeisters und Dänemarks, endlich auf ein Bündniß mit dem Großfürsten von Moskau. Die Kriegsmacht des Ordens in Preußen schlug er, viel zu hoch, auf 8000 Knechte und 2000 Reiter an. Auch der Papst und die Stände des Reiches würden ihn nicht in Stich lassen. Von P. wünschte er nun Rathschläge und bindende Zusagen für den Kriegsfall. Der Meister aber gab sich über den Erfolg des Unternehmens keinerlei Täuschungen hin; einmal über das Andere wies er auf die Unsicherheit der Combinationen hin, auf welche Albrecht baute, zugleich aber erklärte er seine Bereitwilligkeit zu helfen, wenn es ihm gelinge, die unerläßliche Zustimmung der livländischen Herren und Stände zu erlangen. Seine Zusage war demnach eine bedingte, nur für den Orden konnte er von sich aus Versprechungen thun, das übrige hing von den Gliedern der livländischen Conföderation ab. Die Nothwendigkeit, die Verhandlungen zu Memel streng geheim zu halten, erschwerte dem Meister außerdem ungemein die nöthigen Vorbereitungen zu dem Kampfe zu treffen, der, da der Entschluß Albrechts nun einmal fest stand, unvermeidlich war. Am 10. März 1517 war das russisch-preußische Angriffsbündniß zum Abschluß gelangt, welches dem Orden den Rücken sichern sollte, nicht ohne daß in Livland das Hin- und Hergehen der russischen und preußischen Boten Verdacht erregt hätte. Man fürchtete, daß der Moskowiter die Verhältnisse Livlands allzugenau erkunden könne und im gegebenen Falle zu seinem Vortheil und zum Verderben des Landes ausnützen werde. P. war unter diesen Umständen vor Allem bemüht, die Eintracht zwischen den hadernden Ständen wieder herzustellen und war im September 1518 so weit gediehen, daß er die Sache den Ordensständen d. i. der harrisch-wirischen Ritterschaft und der Stadt Reval vorzulegen beschloß. Die ganze Unternehmung wurde jedoch in Livland wenig beifällig aufgenommen. Als der Krieg zu Ende des Jahres 1519 zum Ausbruch kam, war die thatsächliche Hülfe, die man Albrecht leistete, eine sehr geringfügige. Die Prälaten sowie die stiftischen Ritterschaften verhielten sich, wie P. vorausgesehen hatte,

ganz ablehnend, die Städte lieferten Proviant und nur der Orden mit seiner Mannschaft griff in den Kampf ein; mehr als einige hundert geharnischter Reiter brachte aber auch er nicht auf. Dagegen suchte er diplomatisch zu vermitteln. Ein Bündniß mit Dänemark zur Unterstützung Albrechts gelangte zum Abschluß, an den Deutschmeister und an die Markgrafen von Brandenburg gingen Vorstellungen wegen der ausstehenden versprochenen Hülfe und an den Hochmeister die immer wiederholte Ermahnung, den — wie sich klärlich gezeigt habe — völlig aussichtslosen Krieg abzubrechen und den Frieden mit Polen um jeden Preis zu schließen. Daneben fanden dann sehr beträchtliche Geldunterstützungen statt, für welche sich P. freilich Gegenleistungen ausbedang, die für den deutschen Orden in Livland von höchster Bedeutung sein mußten. Es handelte sich um die endliche Anerkennung und Vollziehung der Urkunde Ludwigs von Erlichshausen, durch welche dieser im J. 1459, unter Verhältnissen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit denen des Jahres 1520 zeigen, auf Harrien und Wirland zu Gunsten Livlands verzichtet hatte. Außerdem sollte die freie Wahl des livländischen Meisters vor allen ferneren Eingriffen Preußens gesichert werden. Beides geschah denn auch durch eine Urkunde Albrechts vom 9. August 1520, die jedoch absichtlich so gefaßt war, daß ihre Rechtsgültigkeit angestritten werden konnte. Es lag ihm daran, in der Frage um Harrien und Wirland einen Hebel zu haben, der jederzeit benutzt werden könne, um livländische Hülfsleistungen zu erzwingen. Reval sowohl wie die harrisch-wirländischen Ritterschaften erklärten denn auch auf Grund dieser Urkunde noch nicht in der Lage zu sein, dem Meister den Huldigungseid zu leisten, dazu bedürfe es erst genügender Entlassungsbriefe von Seiten des Hochmeisters.

Nun hatte Albrecht, wie P. nach Abschluß des polnisch-preußischen Stillstandes von 1521 erfuhr, dem Markgrafen Joachim von Brandenburg für eine Schuld von 35 000 fl. Livland verschrieben. Er drängte jetzt auf Bezahlung der Schuld durch die Livländer, nur unter dieser Bedingung sei der Entlassungsbrief zu haben. Endlich einigte man sich auf 24 000 Horngulden, die P. am 14. Januar 1525 in Grobin auszahlen ließ. Ende März hielt er dann seinen Einritt in Reval, um die Huldigung der Stadt und der harrisch-wirischen Ritterschaft entgegen zu nehmen. Er hätte wahrscheinlich die Zahlung nicht geleistet, hätte er gewußt, daß damals der Handel Albrechts mit Polen bereits so gut wie perfect war. Der Gesandte des Hochmeisters, Michael Drahe, hatte es verstanden, den alten Meister zu täuschen. Nicht volle drei Monate nach Abschluß dieser Verhandlungen um Harrien und Wirland fand dann die Aufhebung des deutschen Ordens in Preußen und die Säcularisation des Ordenslandes durch Albrecht statt, der nunmehr als Herzog von Preußen polnischer Lehnsmann geworden war. Wäre die definitive Lösung des nördlichen Esthland nicht vorher erfolgt, so hätte Polen eine stete Handhabe zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Livlands gehabt. Die Livland gewährleistete Unabhängigkeit war theuer erkauft, aber so, wie die Verhältnisse lagen, nicht zu theuer. Eine Einigung Preußens mit Livland hätte nach der politischen Lage der Zeit einen allgemeinen Krieg in Osteuropa entzündet, dessen Folgen, so weit sich heute in rückschauender Betrachtung ermessen läßt, Livland mit dem Untergang seiner Selbständigkeit und seines Wohlstandes hätte büßen müssen. Herzog Albrecht hat trotzdem diese Vereinigung anzubahnen gestrebt und die auch in Livland zum Durchbruch gelangte Reformation mußte ihm dazu als Handhabe dienen.

Die zuerst in den Städten siegreiche reformatorische Bewegung hatte sowol unter den Ritterschaften als auch im Schooße des Ordens selbst zahlreiche Anhänger gefunden. Auf einen energischen Widerstand stieß ihre Ausbreitung erst, als, nach dem am 24. Juni 1524 erfolgten Tode des alten Erzbischofs Jasper

Linde, der Bischof von Dorpat, Johann Blankenfeld, auch auf den erzbischöflichen Stuhl in Riga erhoben wurde. Sein Bestreben, so weit seine Hand reichte, die Reformation gewaltsam zu unterdrücken, führte zu sehr bedenklichen Verhandlungen zwischen der Stadt Riga und Albrecht von Brandenburg und veranlaßte P., die ihm unter dem unverblümten Hinweis auf ausländische Herren und Fürsten, an welche die Stadt sich eventuell zu wenden gedenke, angebotene Schutzherrschaft über Riga anzunehmen. Er trat dadurch in entschiedenen Gegensatz zum Erzbischof, der jetzt jedes Mittel für erlaubt hielt, um sich die Wiedererwerbung seiner Metropole zu sichern. Die Maßregeln, die er zu diesem Behuf ergriff, grenzten hart an Landesverrath. Bei Kaiser und Papst suchte er um Bann und Acht wider die Anhänger der lutherischen Ketzerei nach und mit Moskau gingen Verhandlungen, von denen es hieß, daß sie den Abschluß eines gegen den Orden gerichteten Bündnisses bezweckten. Nun ließ P. alle Rücksicht fallen. Auf sein Geheiß besetzte die erzstiftische Ritterschaft die Häuser und Burgen Blankenfeld's und nahm ihn selbst am 22. December 1525 in seinem Residenzschloß Ronneburg gefangen. Gleichzeitig traf der Meister alle Vorbereitungen, um sich vor einem etwaigen Angriffe von russischer oder polnischer Seite zu sichern. In Deutschland, Böhmen und Schlesien wurden Reiter und Knechte geworben und die Stände nach Wolmar zu einem Landtage berufen, um zu dem Vorgehen des Erzbischofs Stellung zu nehmen. Auf einer Vorversammlung zu Rujen, an welcher P. selbst nicht theil nahm, wurde von Ritterschaften und Städten die Lage erwogen. Besondere Erbitterung erregte der Umstand, daß Blankenfeld Acht und Bann gegen Livland erwirkt hatte und ohne förmlichen Beschluß einigte man sich dahin, „daß man die Briefträger und Pfaffendiener in sothanen Sachen, wo man ihrer habhaft werde, aus dem Wege schaffen und vor den Thoren der Stadt aufhängen sollte". Schon wegen geringerer Dinge habe man Missethäter vom Leben zum Tode am Galgen geführt und mit dem Rade gerichtet; das sei auch hier in Betracht zu ziehen. Der Gedanke gewann an Boden, sich des Erzbischofs ganz zu entledigen und P. zum alleinigen Herrn der Livlande zu machen.

Unter diesen Auspicien trat am 15. März 1526 der Landtag zu Wolmar zusammen. Auch hier war die Stimmung gegen Blankenfeld aufs Aeußerste erbittert, zumal die von einem Ausschuß der Stände geführte Untersuchung seine Schuld völlig erwiesen zu haben scheint. Blankenfeld, der ursprünglich persönlich zu erscheinen gedachte, um sich zu verantworten, kehrte auf halbem Wege um, als ihm P. sicheres Geleite nur gegen Gewalt und Ueberfall, nicht gegen Recht und rechtliche Erkenntniß zusagte. Trotzdem führte der Landtag nicht zu dem gewünschten Resultate. Das Anerbieten Dorpats, sich ihm in ähnlicher Weise zu unterwerfen, wie es Riga gethan hatte, wies der Meister zurück, da er sich überzeugen mußte, daß Blankenfeld sowol an den Prälaten im Lande, als an Polen und Preußen mächtige Fürsprecher hatte, auch ein Theil der erzstiftischen Ritterschaft, sowie der Dorpater Vasallen trotz Allem zu ihm hielt. Die Thatsache, daß der politische Conflict, sobald er gewaltsam ausgetragen wurde, zu einem religiösen werden mußte und daß dann alle Anhänger des Katholicismus im Lande und außerhalb desselben als Vertheidiger des Erzbischofs aufgetreten wären, ließ sich nicht übersehen. Auch war zu fürchten, daß der Großfürst von Moskau als Rächer seines Freundes erscheinen werde, während andererseits für den Fall, daß der erzbischöfliche Stuhl erledigt werden sollte, in dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg ein P. höchst unbequemer und wegen der Beziehungen Herzog Albrechts zu den livländischen Städten, gefährlicher Prätendent rasch in den vorderen Plan gerückt wäre. Wie immer P. die Sache anfassen mochte, die von einem Theil der Stände gewünschte Säculari-

sation des Ordens und der Bisthümer und die Einigung der Livlande unter dem weltlichen Regimente des Meisters war nicht ausführbar. Bürgerkrieg und eine auswärtige Invasion wäre die unausbleibliche Folge gewesen. Es blieb, recht betrachtet, nur Eines übrig. P. mußte suchen, den Erzbischof dahin zu bringen, daß er sich freiwillig in eine Lage versetze, die ihn unschädlich machte. Die feindselige Stimmung des Wolmarer Landtages ist nach dieser Richtung von ihm ausgebeutet worden, so daß der Erzbischof, nach Verhandlungen, über deren Verlauf nur lückenhafte Aufzeichnungen erhalten sind, schließlich mit folgendem Antrag an P. herantrat: Als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat wolle er auf dem nächsten gemeinsamen Landtage sich dem Orden „mit Rath und Eidespflichten" unterwerfen, seine Suffraganbischöfe in Oesel, Reval und Kurland auch dahin persuadiren und darüber eine Confirmation von Papst und Kaiser in eigner Person aufbringen.

Auf einem zweiten Landtage zu Wolmar, dessen Receß vom 15. Juni 1526 datirt, ist auf dieser Grundlage der Frieden in Livland wieder hergestellt worden. Der Ordensmeister, der um diese Zeit gefürstet worden ist, trat damit in die Stellung eines Schirmherrn aller livländischen Stände und Lande und bei Verlust der Ehre und des Lebens wurde Jedermann verboten, die umliegenden Landschaften, oder ausländische Fürsten anzurufen. Blankenfeld, der unter dem Vorwande, die versprochene päpstliche und kaiserliche Confirmation zu erwirken, Livland verließ, ist nach mancherlei Intriguen am 9. September 1527 in der Nähe von Palencia in Spanien gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde Thomas Schöning gewählt, ein Rigaer Domherr, in dem der Meister einen willigen Genossen zu finden hoffte. Da jedoch das ganze Bestreben Schönings dahin ging, seinem Erzstift die frühere Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und hinter dem Rücken Plettenberg's eine Verständigung zwischen dem Erzbischof und der Stadt Riga zu Stande kam, gingen die Früchte der Wolmarer Einigung wieder verloren. Schöning nahm den Markgrafen Wilhelm von Brandenburg zum Coadjutor und damit beginnt eine neue Phase in den livländischen Wirren, die weit über die Regierungszeit Plettenberg's hinauswirkte. Vergebens suchte der Meister den Markgrafen fern zu halten, die lutherisch gesinnten Städte sahen in Wilhelm nur den Bruder des protestantischen Herzogs von Preußen, die Partei des Erzbischofs glaubte Garantien für die Katholicität des Coadjutors in Händen zu haben und so blieb dem allgemeinen Druck gegenüber, P. nichts übrig als nachzugeben. Das Bündniß von 1526 wurde in aller Form aufgelöst und getilgt, der Erzbischof erhielt die halbe Oberherrlichkeit über Riga zurück und nahm am 14. August 1530 die Huldigung der Stadt entgegen und im October desselben Jahres hielt auch Markgraf Wilhelm seinen Einzug in Livland. In den nun ausbrechenden Fehden und Händeln ist P. erfolgreich bemüht gewesen, den allgemeinen Brand zu verhindern. Das ist ihm denn auch gelungen. Das Resultat der religiösen Bewegung war die politische Gleichberechtigung beider Confessionen in Livland, ein Facit, das in dieser Weise nirgends in Europa durchgeführt worden ist. In den Städten herrschte die lutherische Lehre, auf dem flachen Lande überwog noch, so weit wir sehen können, die katholische. Stets ausgleichend und mit sorglicher Hand die Keime der mehr als einmal von außen her drohenden Gefahren beseitigend, hat P. so bis an sein Lebensende die Zügel nicht fahren lassen. Ihm ausschließlich ist es zu danken, daß Livland noch ein Menschenalter über sein Ende hinaus als deutscher Staat fortbestehen konnte. Ein Fundament für alle Zeiten zu legen war ihm nicht vergönnt. Er mußte auf einem Grunde bauen, der bereits unterhöhlt war. Die Stützen, die er errichtete, konnten nicht für die Ewigkeit halten. In solchen Sorgen ist er am 28. Februar 1535 nach 41jähriger Regierung gestorben.

In Wenden vor dem Altar der Johanniskirche traf ihn der Tod. Dort hat man ihn auch bestattet. Seine Büste, von Schwanthaler in Erz gegossen, steht in der Walhalla bei Regensburg.

Für die innere Entwicklung Livlands bedeutet die Regierung Plettenberg's nach dem ersten schweren Jahrzehnt eine Periode hohen materiellen Aufschwunges. Der russische Handel ging nach der Aufhebung des Nowgoroder Hofes ganz auf die livländischen Städte über, die dadurch ihre Macht und ihren Reichthum wesentlich steigerten. Von den Ritterschaften wurde die Erblichkeit der Lehen auch in weiblicher Linie überall durchgesetzt, zugleich aber die Schollenpflichtigkeit der Bauern gegen den Protest der Städte fast überall zur Geltung gebracht. Die kriegerische Organisation des Landes wurde durch das auch in Livland stets mehr in den Vordergrund tretende Söldnerwesen wesentlich verändert. Nur der entschiedenen Haltung Plettenberg's war es zu danken, wenn die innere Wehrkraft des Landes nicht ganz in Verfall gerieth. Dem wilden Fehdewesen, wie es in den geistlichen Stiftern im Schwange war, vermochte er nicht zu steuern. Namentlich die durch die Ankunft des Coadjutors Wilhelm von Brandenburg entzündeten Fehden haben nach dieser Richtung verhängnißvoll gewirkt.

Plettenberg's Gestalt ist eine entschieden tragische. Er setzte seine ganze Manneskraft Verhältnissen entgegen, die übermächtig waren und erreichte doch nichts als eine Gnadenfrist für die dem Untergange geweihte livländische Selbstständigkeit.

Quellen u. Litteratur siehe bei Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica. Dazu Schiemann, Geschichte Livlands bis zum Tode Wolters v. Plettenberg, in der Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen. Th. Schiemann.

Pletz: Joseph P., katholischer Theologe, geb. zu Wien am 3. Januar 1788, † daselbst am 30. März 1840. Er studierte zu Wien, wurde am 30. August 1812 zum Priester geweiht, bald darauf zum Studienpräfecten im erzbischöflichen Seminar und Adjuncten an der Universität, 1813 zum Director des Seminars ernannt. 1814—1815 las er als Supplent an der Universität Dogmatik. 1816 wurde er Hofcaplan und Studiendirector in dem Frintianeum, 1823 Professor der Dogmatik, 1827 Canonicus von St. Stephan, 1830 Domdechant, 1832 Director der theologischen Studien, 1836 Hof- und Burgpfarrer, auch infulirter Abt von Pagrany. Er hatte noch mehrere andere Titel. Veröffentlicht hat er 1817—1833 eine Anzahl von Predigten und erbaulichen Schriften und Aufsätzen in der von J. Frint (s. A. D. B. VIII, 91) herausgegebenen Zeitschrift; einen Platz in der Geschichte der katholisch-theologischen Litteratur des 19. Jahrhunderts hat er sich aber gesichert durch die „Neue theologische Zeitschrift“, die er von 1828 bis zu seinem Tode herausgab; der Jahrgang 1840 wurde von seinem Freunde und Mitarbeiter Vincenz Seback vollendet, dann ging die Zeitschrift ein.

V. Seback, Dr. J. Pletz. Eine biograph. Skizze. 1841. — N. Nekr. 18 (1842), I, Nr. 125. — Wurzbach, Lexikon 22, 432. Reusch.

Pleydenwurf: Wilhelm P., Maler, vermuthlich der Sohn des 1458—1472 in Nürnberg vorkommenden Malers Hans Pleydenwurf, erscheint in den von Chr. G. v. Murr (Journal zur Kunstgeschichte, II. Band, 1776) mitgetheilten Aufzeichnungen in den Jahren 1490, 1492, 1493 und 1494. Im J. 1495 erscheint Helena Pleidenwurfin; Murr folgert daraus, daß Wilhelm 1494 schon gestorben sei. Er wohnte auf der Sebalder Seite. Leider ist die einzige Notiz, die wir von Pleydenwurf's künstlerischer Thätigkeit haben, so, daß man ihm nichts Bestimmtes zutheilen kann. Er arbeitete an Schedel's Weltchronik (1493) mit, wie sich aus den Worten am Schlusse ergibt: „und auch mit anhangung Michael wolgemuetz unnd Wilhelm pleydenwurffs maler daselbst auch mitburger, die diß werck mit figuren wercklich geziert haben“. Was auf Wolgemut und was auf P. zu vertheilen ist, ist noch vollständig unklar. W. Schmidt.

Pleyel: Ignaz Joseph P., geb. in Ruppersthal bei Wien am 1. Juni 1757, † auf seinem Landgute bei Paris am 14. November 1831. — Stets bietet es hohes Interesse, den Lebensgang bedeutender Künstler zu verfolgen; wenige Musikerbiographieen aber geben dem aufmerksamen Leser eine an Stoff zum Nachdenken und überraschenden Resultaten reichere Ausbeute, als die Pleyel's. Sehr viele unserer hervorragenden Tonsetzer haben sich aus ärmlichsten und beschränktesten Verhältnissen heraus- und oft zu angesehenen Stellungen emporgerungen; aber nur in seltenen Fällen war es einzelnen beschieden, sich, wie P., für eine lange Reihe von Jahren zu erklärtesten Lieblingen ihrer Zeitgenossen zu erheben und sich schon durch ihre frühesten Werke die vollste Anerkennung höchststehender, sonst sehr strenge urtheilender Collegen zu erwerben. Fand dies nun aber auch bei P. unbestreitbar statt, kaum hat ein Anderer so den Wechsel des Glückes und das Eitle und Flüchtige des Ruhmes zu empfinden gehabt, wie er. Alle auf ihn gesetzten künstlerischen Hoffnungen wurden von dem Augenblicke an getäuscht, da er begann, statt wie bisher, höchsten und idealen Zielen nachzustreben, sein schönes Talent in kaufmännischen, nur auf Gelderwerb abzielenden Speculationen zu vergeuden. Leider hat er in dieser Richtung gar manche Genossen, die, nur auf rasche Vermögensmehrung bedacht, den Punkt aus dem Auge verlieren, den jeder echte Künstler als Leitstern festhalten muß. Wie allen diesen erging es auch ihm: er überstürzte sich in immer seichter werdenden Arbeiten, die momentan wol noch glänzenden Absatz fanden und ihn rasch zum reichen Manne machten, die aber auch die Ursache einer stets wachsenden Geringschätzung seiner Leistungen und des völligen Vergessens derselben noch zu seinen Lebzeiten wurden. Der Componist, den Haydn wie einen Sohn und als seinen tüchtigsten Schüler liebte, dem Mozart rückhaltloses Lob zollte, sah seinen einst so geachteten Namen brandmarkend zuletzt allen den Machwerken aufgedrückt, die man als besonders oberflächlich und nichtssagend charakterisiren wollte. Die Compositionen Pleyel's, die durch 20 Jahre fast ausschließlich das musikalische Geschäft beherrschten, sind, da sie, sobald sie ihre Zugkraft verloren hatten, maculirt wurden, beinahe selten geworden und unserer Zeit völlig entschwunden; ein thatsächliches Urtheil über sie ist also nur schwer zu gewinnen. Diejenigen der ersten Periode reihen sich unbestreitbar vielfach ebenbürtig dem besten an, was auf dem Gebiete der Kammermusik geboten wurde. Es sind keine von Genialität und Originalität überströmenden Werke, aber spielbare, klangreiche, vortrefflich gegliederte Tonsätze, und, wenn auch nicht gerade von sehr tiefem Inhalte, doch in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit und Einfachheit anmuthend, geistreich und gewinnend. Man muß bedenken, daß die Zeitgenossen seine Quartette gleich hochschätzten, wie die Boccherini's und Haydn's und dieser selbst neidlos ihre Vorzüge anerkannte. — Pleyel's Vater, Martin P., der sein Leben auf 99 Jahre brachte, war ein armer, jedoch mit Kindern reichlich gesegneter Dorfschullehrer. Er war zweimal verheirathet; zuerst mit einem hochadeligen, wegen dieser ihrer Mesalliance von ihrer Familie verstoßenen und enterbten Fräulein. Als die gute Frau ihr 24. Kind, unsern Ignaz, gebar, mußte sie dabei ihr Leben lassen. Eine zweite Gattin beschenkte ihren Gemahl noch mit weitern 14 Sprossen. Es ist anzunehmen, daß die angesehenen und einflußreichen Verwandten der Mutter unseres Ignaz sich des frühe schon großes Talent bethätigenden Knaben, der mit der Sprache zugleich auch die Musik erlernte, erbarmten und ihn dem Bienenstock, dem das beschränkte elterliche Haus gleichen mochte, entrückten. Er kam nach Wien und dort gleich in gute Hände; der sehr geachtete Clavier- und Violinspieler und durch zahllose Kirchen- und Kammercompositionen bekannt gewordene J. Bapt. Vanhal (eigentlich Van Hal, 1739—1813) wurde sein erster Lehrer. Vielleicht hat gerade die leichte Productionsweise dieses sehr begabten Musikers, der

100 Sinfonien, mehr als 100 Streichquartette und außerdem Werke jeder Gattung in fast unübersehbarer Menge hinterlassen hat (trotzdem es in seinem Kopf oft recht rappelig aussah), nicht gerade günstigen Einfluß auf P. geübt. Dieser muß in seinem 15. Jahre übrigens durch seine Leistungen bereits Aufsehen erregt haben; denn er gewann die Gunst des Grafen Erdödy, der ihn im J. 1772 zu keinem Geringeren als Joseph Haydn, diesem damals berühmtesten Tonsetzer Wiens, brachte, dessen Schüler und Pensionär er nun durch 5 Jahre blieb. Sein Gönner entlohnte seinen Lehrer alljährlich mit 100 Louisdor, damals gewiß ein sehr ansehnliches Honorar. Unter der Leitung dieses Meisters, der den Knaben bald sehr lieb gewann und ihm lebenslang väterliche Geneigtheit bewahrte, konnten sich dessen glänzende Talente aufs glücklichste entwickeln. Das gute Einvernehmen zwischen Lehrer und Schüler drohte nur einmal durch einen schlimmen Verdacht gestört zu werden, den jener auf diesen warf. Haydn, der in dieser Zeit, wie man sagt, sich in großer Herzensnoth befunden haben soll, suchte seinem Kummer in 6, sämmtlich in Moll geschriebenen Quartetten Ausdruck und Lösung zu geben. Gewohnt, jede vollendete Arbeit mehrere Wochen ruhen zu lassen, bevor er sie einer neuen Durchsicht unterwarf, ließ er die neuen Compositionen achtlos auf dem Claviere liegen, vergaß ihrer sogar längere Zeit gänzlich, ward aber dann schmerzlichst überrascht, als er, sich ihrer endlich wieder erinnernd, sie nicht mehr vorfand. Er wähnte nun, P. habe sie ihm entwendet. Nur schwer gelang es den unausgesetzten Betheuerungen des jungen Mannes, diesen unwürdigen Argwohn zu besiegen. Haydn beruhigte sich endlich, aber leider blieben seine Tonsätze für immer verschwunden. In diese Zeit fällt auch folgende Begebenheit. Gluck war nach der Aufführung seiner „Alceste" in Paris, 1776 nach Wien zurückgekehrt. Eines Tages besuchte er Haydn, der ihm sein schönes F-dur-Quartett vorspielte, dem Bewunderung zu zollen, Gluck nicht umhin konnte. Darauf bat ihn Haydn, auch eine Composition seines Lieblingsschülers anhören zu wollen. Der Schöpfer der lyrischen Tragödie belobte Pleyel's Talent, hielt aber die Bemerkung nicht zurück: „Mein junger Freund, Sie haben viele Noten aufs Papier gesetzt; es erübrigt Ihnen nun nichts, als sie wieder auszuwischen." Wie einst schon Vanhal an dem oben genannten kunstsinnigen ungarischen Magnaten einen stets hilfsbereiten, fördernden Gönner gefunden hatte, so verlor derselbe auch jetzt seinen Schützling P. nicht aus den Augen. Als dieser, kaum 20 Jahre alt, Haydn's Haus verließ, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister. So günstig die Lage war, in die der durch die Mildthätigkeit hochherziger Männer bisher allein seine Existenz fristende Jüngling auf diese Weise gelangte, so befriedigte sie dessen Wünsche dennoch nicht. P. war von der Sehnsucht verzehrt, das gelobte Land der Kunst, Italien, besuchen zu können. Vergebens suchte ihn der Graf, der wol vorhersehen mochte, daß wenn sein Capellmeister erst einmal dorthin gekommen, er für ihn verloren sein würde, zurückzuhalten. Widerwillig gab er endlich seine Zustimmung und freigebig, wie er war, versah er den jungen Mann auch noch mit allen Reisemitteln. P. wandte sich zunächst nach Neapel, das durch seine Schule noch immer einen Abglanz seines einstigen Ruhmes bewahrte und noch in jüngster Zeit einige beachtenswerthe Componisten hervorgebracht hatte (Giacomo Tritto, Angelo Tarchi, Gaetano Andreozzi, Fr. Paolo Parenti u. a.). Er brachte seine ersten Werke, darunter 6 Quartette, mit und verschaffte sich dadurch allerwärts Achtung und ehrenvolle Aufnahme. Es ist vorauszusetzen, daß er mit gewichtigen Empfehlungsbriefen an die Königin Maria Karolina, eine Tochter Maria Theresia's, versehen war und daß es ihm also unschwer gelang, bei Hofe vorgestellt zu werden. König Ferdinand IV., sonst ein roher, nur für Jagd und Ringkämpfe eingenommener Herr, hatte eine besondere Liebhaberei für die Lira (Bettlerleier) gefaßt und

es in ihrer Behandlung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. P. schrieb auf seinen Wunsch eine Anzahl Stücke für dies Instrument, darunter Concerte für 2 Liren, die den Auftraggeber sehr befriedigten. Auch Haydn componirte in den folgenden Jahren eine Anzahl ähnlicher Werke für diesen hohen Amateur. — Jedenfalls hatte Haydn seinen talentvollen Schüler nach allen Richtungen hin auszubilden gesucht; man anerkannte in dessen Instrumentalsätzen, als er sie in Italien zu hören gab, eine natürliche Leichtigkeit, eine glückliche melodische Begabung und eine originelle Manier, tadelte jedoch, daß der musikalische Rhythmus und die Regeln der Symmetrie, mit einem Worte, die Kunstform, in ihnen nicht entsprechend beachtet waren. Pleyels musikalischer Instinct hatte ihn zwar auch hier zu gewissen Resultaten gelangen lassen, aber es scheint, daß Haydns Unterricht gerade nach dieser Richtung hin eine Lücke gelassen hatte. Namentlich machten ihn seine welschen Freunde auf einen rhythmischen Fehler in einem Menuett aufmerksam. Nach dieser Seite war also sein Aufenthalt in Italien, der ihn mit den Gesetzen der musikalischen Formen bekannt machte, von großer Wichtigkeit für ihn. Er componirte während seiner viermonatlichen Anwesenheit in Neapel die Oper: „Ifigenia in Aulide“, welche aber erst im Januar 1785 mit der Anna Morichelli-Bosello in der Titelrolle, im Teatro S. Carlo zur Aufführung kam. Die Partitur dieses Werkes, aus der nur ein hübsches Rondo mit vorausgehendem Recitativ veröffentlicht wurde, besaß s. Z. der Verlagshändler André in Offenbach, der überhaupt fast alle Werke Pleyel's edirt hat. Sich in allen bedeutenderen Städten Italiens längere Zeit aufhaltend, fand er Gelegenheit, mit den größten Künstlern des Landes bekannt zu werden und unter ihrem Einflusse seine Studien fortzusetzen. Er gewann die Freundschaft Cimarosa's, Guglielmi's und Paisiello's, dieser leuchtenden Sterne am italienischen Opernhimmel in dieser Epoche; hörte die Sängerin Cattarina Gabrielli (la Cuochettina) und die Sänger Marchesi und Pachiarotti in Mailand, Guadagni in Parma und lernte die Geigenmeister Nardini und Pugnani u. v. a. kennen. Im J. 1781 weilte er für kurze Zeit wieder in Wien, worauf er neuerdings nach Italien zurückkehrte und dort, jetzt vorzugsweise in Rom, bis 1783 verblieb. Sein Name war bereits durch zahlreiche sehr beliebte Instrumentalcompositionen vortheilhaft bekannt geworden. Mozart, der stets streng richtende, schrieb, nachdem kurz vorher Pleyel's zweite, seinem Lehrer Haydn gewidmete Quartettsammlung bei R. Gräffer in Wien erschienen war, am 24. April 1784 aus Wien an seinen Vater: „Dann sind dermalen Quartetten heraus von einem gewissen Pleyel; dieser ist ein Scolar von J. Haydn. Wenn Sie selbige noch nicht kennen, dann suchen Sie sie zu bekommen; es ist der Mühe werth. Sie sind sehr gut geschrieben und sehr angenehm. Gut und glücklich für die Musik, wenn P. s. Z. im stande ist, uns Haydn zu remplaciren.“ Als man um diese Zeit (1783) in Straßburg daran denken mußte, dem verdienstvollen, aber alt und gebrechlich gewordenen ersten Münster-Capellmeister Fr. X. Richter (aus Holleschau in Mähren, 1709—1789) einen Adjuncten beizugeben, ward P. einstimmig dazu ausersehen und rückte auch nach dessen bald erfolgtem Tode in dessen Stellung vor. Er ward nun auch zu Kirchencompositionen aller Art veranlaßt; bevor er aber daran denken konnte, sie zu veröffentlichen, verzehrte eine Feuersbrunst seine sämmtlichen Manuscripte. Die zehn Jahre (1783—1793), welche P. in Straßburg verbrachte, waren die fruchtbarsten und erfolgreichsten für seine compositorische Thätigkeit. Seine Quartette und Claviersonaten gewannen sich einen fast beispiellosen Erfolg. Sie würden überall, in Wien, Berlin, Leipzig, Paris, London, Amsterdam u. s. w. nachgedruckt und mit wahrer Leidenschaft gespielt. Es hatte den Anschein, als wenn nur sein Name den Liebhabern noch bekannt wäre, man wollte nur noch seine Musik hören. Er unternahm es nun auch, Sinfonien zu schreiben; aber

obgleich die größern Proportionen dieser Gattung seinem Talente weniger entsprachen, hatten sie ihrer angenehmen Melodik und leichten Ausführbarkeit wegen, doch nicht mindern Erfolg als seine übrigen Werke. Im J. 1783 wurde in London von kunstsinnigen Männern und reichen Protectoren eine neue Concertgesellschaft gegründet: Professional-Concerts (Hanover square), an deren Spitze Graf Abingdon als Comitévorstand, der Geiger W. Cramer aus Mannheim (1745—1799) als Dirigent und der 1789 mit dem Doctordiplom der Universität Oxford geehrte Augsburger Capellmeister F. Hartm. Graff (1727—1795) als Componist standen. Vergebens war man gleich anfangs bemüht, für dies Unternehmen, das seine wöchentlich stattfindenden Concerte (seit 9. Februar 1783) mit einer Haydnschen Sinfonie eröffnete, Haydn, dessen Compositionen sich von 1765 ab steigender Beliebtheit in London erfreuten, persönlich zu gewinnen. Als derselbe endlich geneigt schien, 1787 einer Einladung zu folgen, scheiterte die Sache wieder an der über Gebühr verzögerten Antwort Cramers. Den Professional-Concerts war von Anfang an ein als Geiger und Dirigent hochangesehener anderer Londoner Musiker fern geblieben: J. Peter Salomon aus Bonn (geb. 1745, † 1815 infolge eines Sturzes vom Pferde und im Kreuzgang der Westminster-Abtei beigesetzt), der Haydn längst befreundet war und von diesem als „liebster Freund“ geehrt wurde. Dieser, sich längst schon mit dem Plane eines neuen Concertinstituts tragend, ging energischer auf sein Ziel los, indem er 1790 selbst nach Wien reiste, um Haydn zu überreden, mit ihm nach England zu gehen. Er wußte ihm so günstige Bedingungen zu machen und eine solche Reise so vortheilhaft darzustellen, daß der alte Herr wirklich überzeugt wurde, am 15. Dec. sich ihm anschloß und mit ihm am 1. Jan. 1791 glücklich in London eintraf. Die Ankunft des gefeierten Compositeurs, der in dem Hause, wo Salomon wohnte, ein niedliches und bequemes, aber auch theueres Logement bezog (Nr. 18 Great Pultney street, golden square), wurde von den Londoner Musikfreunden als segenbringendes Ereigniß gefeiert und sofort sah sich derselbe von den vorzüglichsten der damals daselbst anwesenden Künstler, alle wetteifernd, ihm ihre Hochachtung zu bethätigen, umringt. Andern voran eilte sein junger Landsmann Ad. Gyrowetz (1763—1850), der bereits das musikalische Terrain Londons kannte, ihm die Hand zu drücken und sich ihm mit Wort und That zur Verfügung zu stellen. Von nun ab beschäftigten sich die Zeitungen täglich mit ihm und alle, auch die höchsten Gesellschaftskreise, zeigten sich bemüht, ihn als Gast in ihren Häusern empfangen zu können. Die von Salomon angekündigten 12 Abonnementsconcerte, für welche Haydn gegen ein Honorar von 300 Pfd. Sterling die Composition und Direction von 6 neuen Sinfonien zugesagt hatte, sollten am 11. Februar beginnen, doch mußte das erste Concert erst auf den 25. Februar, dann auf den 11. März verschoben werden. Da die Salomon-Concerte infolge der Anwesenheit Haydn's den Concerten der Fachmusiker eine fast unüberwindliche Concurrenz schufen, mußte man auch auf dieser Seite darauf bedacht sein, einen Tonsetzer ersten Ranges zu gewinnen. Nächst Haydn erfreute sich damals P. durch seine Instrumentalwerke des glänzendsten Rufes. Man wandte sich also an ihn und erhielt seine Zusage. In eigentlich verletzender Weise ward so dem verdienten Lehrer der eigene Schüler, dem 59 jährigen ältern Meister, der in voller Manneskraft wirkende 34 jährige Mann gegenübergestellt. Meister und Schüler suchte man zu verfeinden, aus ihrem Nebenbuhlerkampfe und dem nicht zu vermeidenden Skandal schnöden Gewinn zu ziehen. Die Verhältnisse in Straßburg hatten in letzter Zeit mit der fortschreitenden Revolution unangenehme Aenderungen erfahren. P. mochte sich aus der schwülen hier herrschenden Atmosphäre hinwegsehnen. Möglich auch, daß man dem Arglosen keine Zeit ließ, über die wahre Lage der Dinge Er-

kundigungen einzuziehen. Die verschiedenen Parteien in London sahen seiner noch vor Ablauf des Jahres in Aussicht gestellten Ankunft mit begreiflicher Aufregung entgegen. Er traf denn auch wirklich am 23. December 1791 in London ein, bezog in derselben Straße, in der Haydn wohnte, schräg gegenüber (Nr. 25) eine Wohnung, die musikalische Welt beeilte sich, auch ihm ihre Achtung und Wolgewogenheit zu bezeugen. Sein erster Besuch galt seinem väterlichen Freunde; schon am 24. December, dem Vorabend des Weihnachtsfestes speiste Haydn bei ihm. Auch den 31. December verbrachten beide gemeinschaftlich. Wol mögen sie jetzt beim Jahresschlusse das ganze Gewicht der von ihnen übernommenen schweren Verpflichtungen doppelt gefühlt haben. Vorläufig aber hatte die Kabale keine Macht über sie. Haydn äußert sich über P. in einem nach Wien an seine Freundin, die Frau von Genzinger, gerichteten Briefe, daß sich derselbe bei seiner Ankunft so bescheiden benommen, daß er neuerdings seine Liebe gewonnen habe. „Wir sind oft zusammen und das macht ihm Ehre, und er weiß seinen Vater zu schätzen. Wir werden unsern Ruhm theilen und jeder vergnügt nach Hause gehen.“ Es gelang den durch die streitenden Parteien veranlaßten Hetzartikeln also nicht, die beiden Männer zu veruneinigen. Haydn blieb ein regelmäßiger Besucher der von P. dirigirten Concerte und war stets der erste, der dessen Compositionen lebhaften Beifall spendete, ja er stellte sogar an die Spitze der von ihm gegebenen Concerte nicht selten Sinfonien von P. Allerdings äußerte er sich in einem späteren Briefe: „Die Herren Professionisten suchten mir eine Brille auf die Nase zu setzen, weil ich nicht zu ihnen überging; allein das Publicum ist gerecht. Ich erhielt voriges Jahr großen Beifall, gegenwärtig aber noch mehr. Man kritisirt sehr Pleyel's Kühnheit, unterdessen liebe ich ihn dennoch.“ Uebrigens bewahrte auch dieser seinem Lehrer ungeschmälerte Verehrung und begeisterte Anhänglichkeit. Als der Engländer Faulkner P., nun ein Greis, aber noch sehr lebhaft, mit schneeweißen Haaren und dunkeln, feurigen, durchdringenden Augen, 1826 in Paris besuchte und die Rede auf Haydn kam, funkelten dessen Blicke und in Feuer gerathend, rief er: „Haydn war der Vater von uns allen. Er und Mozart beherrschten den ganzen Genius ihres Zeitalters. Sie waren die letzten Meister, welche fühlten und andere fühlen ließen, daß der Zweck der Musik kein anderer ist, als das Herz zu rühren.“ Faulkner rühmte besonders gegen P. sein in England sehr beliebtes g-moll-Quartett. „Ja, ich habs auch Haydn gewidmet“, war dessen Antwort. Auch P. hatte die Verpflichtung übernommen, für die Professional-Concerte eine Anzahl von Sinfonien zu schreiben. Er hatte außerdem einen ganz mit neuen Compositionen gefüllten Koffer mitgebracht. In der ersten von ihm dirigirten Aufführung (13. Februar 1792) errang seine Sinfonie außerordentlichen Erfolg; er schien sich in dieser Composition selbst übertroffen und auf die Höhe, auf der sein Meister stand, erhoben zu haben. Leider gingen 3 Sinfonien (unter denen insbesondere eine aus Es als vorzüglich gerühmt wurde), deren Manuscripte er ohne Abschrift zu nehmen in London zurückließ, bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Professional-Concerte spurlos verloren. — Er war unter den günstigsten Bedingungen, d. h. gegen ein Honorar von 1000 Pfd. Sterling, eine Summe, welche die Casse der Fachmusiker empfindlich erleichterte, engagirt worden. Kaum aber erkannte er, daß er denselben für den Moment unentbehrlich war, als er auch, seinen Contract verletzend, auf Erhöhung seiner Bezahlung drang. Diese unnoble Handlungsweise zog ihm viele Feinde und Gegner zu, und war auch mit Ursache, daß sich die Begeisterung für ihn merklich abkühlte, während die Verehrung für Haydn täglich wuchs. Er kehrte auch ein zweites Mal nicht nach England zurück. Vielleicht hatte er doch auch erkannt, daß der Kampf, in den er sich eingelassen, ein zu ungleicher war. Haydn's Sinfonien sind heute noch ein Schmuck jedes Con-

certprogramms und die Freude aller Hörer. Was ist aber aus denen von P., Gyrowetz, Reichardt, Raimondi, Pichl, Kozeluch, Rosetti u. a., die neben denen Haydn's und Mozart's damals mit großem Beifall aufgeführt wurden, geworden? Man hat es P. sehr verübelt, daß er sozusagen als Rivale seines von ihm doch so sehr verehrten Lehrers den Ruf nach London annahm und ihn deßwegen des schwärzesten Undankes geziehen. Doch dürfte man bei seiner Verurtheilung nicht alle Momente abgewogen haben, die ins Auge gefaßt werden müssen. Seit 1789, dem Geburtsjahre der großen französischen Revolution war es auch in Straßburg sehr ungemüthlich geworden und in erster Linie hatte P. unter den Maßnahmen zu leiden, die von dem zu wildem Fanatismus angestachelten Volke beliebt waren. Er sah sich, da man jede Cultusübung abzuschaffen strebte, in seiner Existenz schwer bedroht und sich mit seiner Familie förmlich auf die Straße gesetzt. Er trat in London seinem Freunde und Lehrer nicht feindselig entgegen; beide maßen ihre Kräfte; es war vorauszusehen, wer die Oberhand behalten würde. Für P. war der Londoner Antrag eine wirkliche Hilfe in großer Noth. Und dann, wie viele derjenigen, die am ärgsten seine Handlungsweise verdammen, würden in ähnlicher Lage nicht ebenso gehandelt haben? P. hatte sich von dem Honorar, das ihm in London für seine Directionsthätigkeit und für seine Compositionen bezahlt worden war, 1200 Pfd. Sterling erspart. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, erwarb er, wähnend hier ruhig seinen Compositionsarbeiten und seiner Neigung für das Landleben und die Oekonomie leben zu können, ein Landgut in Dorlisheim bei Straßburg. Wie sehr sah er sich aber getäuscht. Statt eine beschauliche, stiller Thätigkeit gewidmete Existenz zu finden, ward er von den wilden Stürmen der Revolution erfaßt und mußte sogar fürchten, in denselben unterzugehen. Die Stellung, die er bisher eingenommen hatte, rangirte ihn unter die verhaßte Classe der Aristokraten; siebenmal ward er i. J. 1793 als Landesverräther denuncirt; nur schleunige Flucht konnte ihn zuletzt vor dem Tode retten. Die Sehnsucht nach seiner Familie aber bewog ihn zu heimlicher Rückkehr; sofort entdeckt, ward er vor die Straßburger Municipalität geschleppt. Mochte er auch hier seine Unschuld und die Aufrichtigkeit seines Bürgersinnes mit den heiligsten Schwüren betheuern, er würde mit heiler Haut nicht davon gekommen sein, hätte er sich nicht erboten, um einen Beweis für die Echtheit seiner Gesinnung zu liefern, zur Feier des 10. August eine große Cantate zu componiren: „La Révolution du 10 Août ou le Toscin allégorique“, deren Text von einem wüthenden Septembriseur verfaßt war. Er bat nach Dorlisheim zurückkehren zu dürfen, um in Ruhe arbeiten zu können und vollendete dort in 7 Tagen und 7 Nächten, bewacht von zwei Gendarmen und dem Poeten, der ihm seine Instructionen gab, sein Werk. — Aus dem Unterelsaß waren damals 900 Glocken verschiedenster Größe ins Straßburger Gießhaus abgeliefert worden, um hier eingeschmolzen zu werden und eine ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz entgegengesetzte Verwendung zu finden. P. ward ermächtigt, aus diesem ungeheuern Vorrath eine für seine Zwecke beliebige Auswahl zu treffen. Er suchte sich 7 Glocken aus, die folgende Stimmung hatten: C, Es, B, tief G, A, F und D. Die Composition, die bestimmt war, ihn zu rehabilitiren, schilderte das Erwachen des Volks, den Sturm auf die Tuilerien, die Verwirrung des Kampfgewühls, die Seufzer Verwundeter und Sterbender, die Erhebung der Royalisten (mit Benützung des bekannten Liedes: „Richard, o mon roi“); darauf neues Schlachtgetümmel (dazu die Melodie: „Ou peut-on être mieux“), Kanonendonner, Sturmgeläute, Trommelwirbel, den endlichen Triumph des Volkes und die Siegesverkündigung durch eine Fanfare von Trompeten und Pauken; zuletzt folgte ein Jubelchor mit vollem Orchester: „La Victoire est à nous, le peuple est sauvé“. Nach den ersten 97 Takten der Composition trat die erste Sturmglocke ein (C),

in der Quinte antwortete dann eine andere, später vervollständigte die Es-Glocke den Mollaccord; vom 12. Takte an schwieg die erstere, im 13. gesellte sich dem Es und G noch B; diesem Es-Accord folgte dann der Quintsextaccord auf F (F, A, C, D). Die Wirkung der in der Kuppel des Münsters aufgehangenen Glocken und die Gewalt dieser Glockenaccorde war so mächtig, daß der Componist, der sein Werk selbst dirigirte, ohnmächtig zusammenbrach. Wie die Partitur dieses Tonstücks in der Familie Pleyel's, wurde auch eine der bei der Aufführung gebrauchten Glocken im Straßburger Archiv aufbewahrt. Die Cantate machte auf die in großer Zahl herbeigeströmte Straßburger Bürgerschaft eine ungeheuere Wirkung und erregte unbeschreiblichen Enthusiasmus. P. hatte sich durch diese Composition von jedem Verdachte gereinigt und die Tadellosigkeit seiner politischen Gesinnung vollkommen dargethan; er sah sich denn auch sofort von jeder polizeilichen Beaufsichtigung befreit. Dennoch ward ihm nach diesem Vorfall der fernere Aufenthalt in Straßburg verleidet. Nachdem er seine Besitzung verkauft hatte, übersiedelte er zu Anfang 1795 mit seiner Familie nach Paris. Der immer wachsende Erfolg seiner Compositionen, von denen, wie es in dergleichen Fällen stets zu geschehen pflegt, bisher nur die Verleger den Löwenantheil des Gewinnes eingeheimst hatten, veranlaßte ihn jetzt, seine Werke selbst zu ediren. Er gründete eine Musikalienhandlung und Notendruckerei, und 1807 auch eine Clavierfabrik, die alle, mit Energie und Sachkenntniß geleitet, bald großen Ruf in der Musikwelt gewannen. Eine seiner verdienstlichsten Unternehmungen war eine in seinem Verlage seit 1801 erscheinende „Bibliothèque musicale“, in der er in einer Prachtausgabe die berühmtesten Werke deutscher, italienischer und französischer Meister publicirte (darunter Haydn's Quartette, mit dem Porträt des Meisters und dem Consul Bonaparte gewidmet, in Partitur und Stimmen, dessen Claviersonaten mit und ohne Begleitung und 5 Sinfonien in Partitur, die Quartette und Quintette Boccherini's u. s. w.). Als die Pariser Tonkünstler 1800 beabsichtigten Haydn's „Schöpfung“ im großen Operntheater aufzuführen, versprach P., den Componisten zur persönlichen Direction seines unsterblichen Werkes zu bestimmen. Er konnte aber nur bis Dresden gelangen; dem französischen Bürger blieb der Eintritt nach Oesterreich (obwol Haydn selbst und der Musikverleger Artaria sich lebhaft für ihn verwandten) versagt. Es übernahm nun Steibelt, der sich die Partitur nach seinem Sinne zurecht gelegt hatte, die Leitung jener denkwürdigen Aufführung am 3 Nivôse (24. December); denkwürdig durch den mächtigen Eindruck, den das Werk hervorbrachte, wie durch das an jenem Abend stattgefundene Ereigniß. Man versuchte nämlich Bonaparte, auf seiner Fahrt zum Opernhause, durch eine Höllenmaschine in die Luft fliegen zu lassen. Nach einer Reihe von Jahren, die er in rastloser geschäftlicher Thätigkeit verlebt hatte (mit Componiren beschäftigte er sich in den letzten Jahrzehnten nicht mehr) vermochte er sich auch in der Nähe von Paris eine Besitzung zu erwerben, auf die er sich, fortan nur noch für die lucrative Bewirthschaftung seines Gutes besorgt, endlich zurückzog und wo er auch, 74 Jahre alt, nach vorausgegangener dreimonatlicher Krankheit, starb. Die letzten Monate des leidenden Mannes wurden durch die Sorge in und nach der Julirevolution sein Vermögen zu verlieren, noch bedauerlich getrübt. Er war seit 1788 verheirathet; mehrere seiner Kinder waren ihm im Tode vorausgegangen. Der fruchtbare, den Geschmack und das musikalische Bedürfniß der Menge völlig beherrschende P., dessen Werke die gangbarste Waare des damaligen Musikmarktes waren, sah sich noch zu Lebzeiten von der musikalischen Welt nahezu vergessen. Er ertrug dies unverdiente Schicksal mit philosophischem Gleichmuthe. Ist auch der geistige Gehalt seiner Compositionen, besonders seit er dieselben ausschließlich als Speculationsobjecte betrachtete und vertrieb, ein weitaus geringerer, als der die Werke seines großen Lehrers erfüllende, unter den Tonsetzern

der Haydn'schen Schule nimmt er dennoch den ersten Rang ein. An Zartheit der Empfindung, Feinheit des Ausdrucks und praktischem Geschick erreichte er nahezu sein Vorbild. In den Werken späterer Zeit wird er allerdings handwerksmäßig philisterhaft; aber seine früheren Quartette und Quintette sind in formaler und technischer Hinsicht vortreffliche Tonsätze, voll liebenswürdiger Anmuth und heiteren Charakters, ja einzelne derselben würden, heute gespielt, den gleichen Anklang finden, als z. B. die Dittersdorf'schen Quartette. Seine Violinduette sind Meisterstücke, von ebenso großem praktischen Werth, wie von gewinnender Melodik. Hätte er sich auf der Höhe gehalten, auf der die Werke seiner ersten Periode stehen, man würde seinen Namen stets mit Achtung nennen, aber er begab sich leider zuletzt ausschließlich in den Dienst der Mode. So lange er in der Mode blieb, hatte er glänzende Erfolge, als die Mode plötzlich wechselte, warf man ihn verächtlich in die Ecke. Er ist kaum zu bedauern; aber da so hervorragende Talente wie das seinige stets selten sind, so dürfen seine Leistungen nicht unterschätzt und übersehen werden und der von ihm so lange Zeit geübte und behauptete außerordentliche, wenn auch nicht gerade segensreiche Einfluß, macht ihn zu einer höchst beachtenswerthen Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst; auch zu einer lehr- und warnungsreichen. Wie ihm ist es allen ergangen und wird es allen ergehen, die, nur nach Geld jagend, die idealen Ziele, die der Künstler sich stecken muß, den Augen und dem Streben entschwinden lassen. — Daß der sanfte P., dessen Sonaten, Kammermusikwerke und Sinfonien wegen ihrer knappen Form, harmonischen Einfachheit und schüchternen Milde der Erinnerung der Musikfreunde längst entschwunden sind, unter Umständen auch Massenwirkungen zu erzielen und Glocken und schmetternde Trompeten, Pauken- und Trommelwirbel geschickt anzuwenden wußte, haben wir oben gesehen. Das vollständigste Verzeichniß seiner Compositionen, findet sich im Gerber'schen alten und neuen historisch-biographischen Tonkünstlerlexikon. Ihre Zahl ist sehr groß, aber nicht genau zu bestimmen, da er alle seine Tonsätze in den verschiedenartigsten Arrangements erscheinen ließ, und man heute sehr oft nicht mehr zu bestimmen vermag, was Original oder Arrangement ist, und weil vieles (sogar von ihm selbst verlegte) nicht von ihm componirt ist. Bei der großen Beliebtheit und Popularität seines Namens suchte er (dem Beispiele so vieler berühmter Maler folgend), wo es irgend anging, aus demselben möglichsten Nutzen zu ziehen. Er veröffentlichte 29 Orchester- und 6 concertirende Sinfonien, 1 Septett (5 Streichinstrumente und 2 Hörner), 1 Sextett (Streichinstrumente), 5 Sammlungen Quintette, 45 Streich- und 6 Flötenquartette, (12 Streichquartette, nach Dusseks und Onslows Urtheil gerade die besten, blieben ungedruckt), je 2 Violin-, Cello- und Clavierconcerte, 4 Hefte Streich-, 10 Sammlungen Claviertrios (die Flötentrios sind wol nur Arrangements?), 6 Lieferungen Violinduetten, Duetten für Violine und Viola, für Viola und Cello, 6 Lieferungen Claviersonaten und sehr vieles Andere. Während seines Aufenthaltes in Italien schrieb er die schon genannte Oper: „Ifigenie"; bei André in Offenbach, seinem Hauptverleger, ist eine Hymne à la nuit (1797), in Hamburg sind 12 deutsche Lieder von ihm erschienen (Op. 47). Am längsten haben sich seine „Anweisung das Fortepiano zu spielen", mit Dussek zusammen, und „Kleine theoretisch-praktische Clavierschule" erhalten. Ein von W. Nutter nach einem Gemälde von T. Hardy gestochenes sehr schönes Portrait Pleyel's zeigt uns eine sehr sanfte, fast kindliche Physiognomie, die auf ein äußerst liebenswürdiges und bescheidenes Wesen schließen läßt. Der Mund ist etwas wulstig, die Perücke fast etwas zu groß für den kleinen Kopf, der sich darin verbergen könnte. Nach dem Portrait zu schließen, dürfte P. von kleinem, schmächtigem und zartem Körperbau gewesen sein. Der älteste Sohn Pleyel's, Camille (geb. in Straßburg 1792, † in Paris am 4. Mai 1855), Schüler seines Vaters, Dusseks und Kalk-

brenners, war ein vortrefflicher Pianist und der Fabrikant der nachmals so berühmt gewordenen Pleyel'schen Pianos und Flügel. Er war mit Marie-Félicité-Denise Moke (geb. in Paris am 4. September 1811, † in St. Josse ten Noode bei Brüssel am 30. März 1875), verheirathet, einer Claviervirtuosin von großem Rufe. Schletterer.

Plieningen: Dietrich v. P. (auch Pleningen und Plenningen, latinisirt Plinius), geb. ca. 1450, † 1520, entstammte dem alten, schon 1142 erwähnten ritterlichen Geschlechte v. P., welches in dem gleichnamigen Dorfe (zwei Stunden von Stuttgart entfernt) seine Heimath hatte. Sein Vater, Diether v. P., wurde 1480 mit der bei Kleinbottwar (Dorf O.-Amts Marbach) gelegenen Burg Schaubeck belehnt, das Familienbegräbniß war seitdem in Kleinbottwar, dessen Kirche zahlreiche Grabsteine des 1641 ausgestorbenen Geschlechts beherbergt; 1471 verlor Dietrich seine Mutter Margarethe v. Venningen. Die überaus dürftigen Nachrichten über seinen Lebensgang lassen uns auch darüber im Stiche, wann und wo er Rechtswissenschaft studirte. 1475 finden wir ihn in Gesellschaft seines jüngeren Bruders Johannes in Pavia, dort soll er Doctor der Rechte geworden sein. Neben seinem Berufsfache zogen den begabten und wohlhabenden Edelmann, der sich, den Briefen seiner Freunde nach zu schließen, durch Liebenswürdigkeit und treue Freundschaft auszeichnete, humanistische Studien an; aufs mächtigste wurde er von den Schätzen des Alterthums angeregt, mit den bedeutendsten Vertretern des Humanismus, der damals seinen Eroberungszug über die Alpen begann, trat er in Freundschaft und Correspondenz, er selbst gehörte zu den eifrigsten Beförderern desselben. Mit Johann v. Dalberg ((s. A. D. B. IV, 701 ff.), mit Rudolf Agricola (s. A. D. B. I, 151 ff.) schloß er die innigste Freundschaft, es war ein gegenseitiges sich Fördern und Unterstützen, und wenn P. den vielseitigen, glänzend begabten Agricola als seinem Lehrer unendlich vieles verdankte (Agricola corrigirte für ihn eine Handschrift der Briefe von Plinius), so suchte P. seinerseits die Thätigkeit des etwas unstäten Freundes festen, seiner Kenntnisse würdigen Aufgaben zuzuwenden. Am 29. Nov. 1475 folgten die Brüder einer Einladung Agricolas nach Ferrara. Mitte 1476 (Juli?) verließ P., dem Rufe seines Vaters folgend, Pavia, wo er sich zuletzt aufgehalten, sein Bruder blieb noch längere Zeit, 1482 war er noch oder wieder in Rom. Nach seiner Rückkehr trat Dietrich in die Dienste des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen von der Pfalz (1486—1508), der ihn 1482 zu seinem Rath ernannte, mit wichtigen Missionen (1490 nach München) betraute, zu Reichstagen z. B. 1487 in Nürnberg mitnahm, eine Zeitlang auch zum Reichskammergericht deputirte. Dem hochgebildeten und kunstsinnigen, für die Hebung seiner Universität Heidelberg eifrig besorgten Fürsten stand P. aufs treueste bei; Heidelberg wurde ein hervorragender Mittelpunkt des deutschen Humanismus, besonders seitdem Joh. v. Dalberg als Bischof von Worms Kanzler der Universität geworden war (1482), mit ihm bewohnte er den Münzhof. Von den italienischen Freunden war es namentlich Agricola, welchen Plieningen's Bemühungen für Heidelberg gewannen; Celtes, Wimpheling, Reuchlin und andere bildeten den schönen bedeutenden Kreis, welcher in Heidelberg eine Blüthezeit wissenschaftlichen Lebens hervorrief. Der angesehene, vielerfahrene schwäbische Edelmann gehörte als ebenbürtiger Genosse demselben an, er stand mit den bedeutendsten Trägern des Humanismus in Correspondenz, war auch eifriges Mitglied der von Celtes gegründeten sodalitas litteraria Rhenania. Sein Bruder Johann, der Canonicus in Worms und Propst in Mosbach geworden war, veranstaltete auf seine Aufforderung eine Sammlung der Werke des früh verstorbenen viel betrauerten Freundes Agricola, derselbe schrieb auch, da Dietrich zu beschäftigt war, eine kurze lateinische Biographie des Freundes und Lehrers. 1493 war er Vciarius von Dalberg als Bischof von Worms, 1495 Reichskammergerichtsassessor

in Frankfurt, 1501 nahm er als Vertreter des Herzogs Albrecht von Baiern, in dessen Dienste er (wann?) getreten war, Theil am Reichsregimentstag in Nürnberg, 1512 war er dessen Gesandter beim schwäbischen Bunde; 1513 finden wir ihn beim Reichstag in Worms, dort vollendete er die Uebersetzung des Sallust. In bedauerlichster Weise schwinden die Nachrichten über ihn zusammen, wir wissen nur, daß er meistens in Landshut sich aufhielt, wo auch seine Schriften erschienen. Sein Bruder Johann starb 1506, seine erste Hausfrau Anna von Memerßwiler 1510, er selbst 1526; sie alle sind in Kleinbottwar begraben.

P. gehörte zu den deutschen Humanisten, welche in der Beschäftigung mit den alten Classikern ihre liebste Erholung fanden und durch die Kenntniß der Alten moralisch auf ihre Landsleute einwirken wollten, dazu sollten die Uebersetzungen und Auszüge aus ihren Werken dienen, durch welche P. sich auch litterarisch bekannt gemacht hat: „Gaij Pliny des andern Lobsagung", Landßhut 1515; „Des hochberomten Latinischen historischreibers Salustii zwo schone historien: von des Catilinen u. Jugurthen kriegen". ibid. eod.; „ain kurtzer außzuge vom Seneca, wye man die Kinder auftziechen soll". ibid. eod.; „Von Klaffern, zway püechlein: das ein Lucianus, das ander Poggius". ibid. eod. „Anntwort auff zwo Fragen". ibid. 1516. Die Uebersetzungen sind etwas ungelenk, reich an Provinzialismen, ihrem praktischen Zwecke entsprechend. Aus seiner Bibliothek kamen einige schöne Handschriften und Incunabeln in die Stiftsbibliothek Comburg und von dort in die königl. öffentliche Bibliothek (Stuttgart, cod. poet. et philos. 36 4° und 77 4°).

Eine würdige Biographie fehlt noch; vgl. über ihn: Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens ꝛc. III, 348. — Geiger, J. Reuchlin, S. 42 f. — Beschreibung d. OA. Marbach, S. 228; besonders Hartfelder, Unedirte Briefe v. R. Agricola und dess. deutsche Uebersetzungen classischer Schriftsteller a. d. Heidelb. Humanistenkreis. Heidelberg 1884. — Morneweg, Johann von Dalberg. Heidelberg 1887. Theodor Schott.

Plieninger: Wilh. Heinr. Theodor P., geb. in Stuttgart am 17. Nov. 1795, † ebenda am 26. April 1879, studirte in Tübingen Theologie, war 1823 bis 1838 Professor am Catharinenstift in seiner Vaterstadt, 1832—48 wissenschaftlicher Secretär der landwirthschaftlichen Centralstelle, seit 1858 ordentliches Mitglied des statistisch-topographischen Bureaus mit dem Titel Oberstudienrath, 1862—73 zugleich Geheimer Secretär der Königin Pauline von Würtemberg. Unter den Männern, welchen Würtemberg eine gründliche wissenschaftliche Landeskunde verdankt, ist P. mit Ehren zu nennen, mit seinen „Beiträgen zur Paläontologie" 1844 (mit H. v. Meyer), seinen „Meteorologischen Jahresberichten" von 1825—64 und „Uebersichten" 1856, 1867; einer „Geschichte der vaterländischen Naturkunde Würtembergs" 1845 und einer „Naturwissenschaftlichen Beschreibung Stuttgarts" 1834. Populären Zwecken dienten, neben der Herausgabe des inhaltreichen „Landwirthschaftlichen Correspondenzblatts" und der „Mittheilungen des Würtemb. Thierschutzvereins", die Schriftchen: „Ueber unzweckmäßige Verfolgung mancher Tiere", 1832; „Ueber den Maikäfer", 1838; „Ueber wohlfeile Nahrungsmittel zur Zeit der Theurung", 1847. H.

Plinganser: Georg Sebastian P., bairischer „Landes-Defensor", geb. 1680 (nicht, wie die gewöhnliche Annahme lautet, zu Pfarrkirchen), Sohn des Imbslandischen Verwalters zu Thurnstein, Hans Georg P., der 1683 ein Gastgebanwesen zu Pfarrkirchen kaufte. Georg Sebastian wurde, nachdem er auf der Universität Ingolstadt die Rechte studirt hatte, als „Mitterschreiber" am Pfleggericht Pfarrkirchen angestellt. Als bald darauf der Aufstand in Baiern losbrach, schloß er sich den Reichenberger Landfahnen an; es klingt nicht glaublich, was er selbst später in einem an Kaiser Josef gerichteten Begnadigungsgesuch behauptete, daß er von den Bauern „under Ansezung des Gewährs an

die Prust" zur Theilnahme gezwungen worden sei. Er wurde „Oberkriegs-Commissarius der Churbayrischen Landt-Defension" und hat als solcher, wie der Propsteiverwalter Stadler gelegentlich der Verhaftung Plinganser's versicherte, „alsbald an alle Gerichter die Ausschreibungen gethan, die Gelter eingehaischt und andere hechst straffbahre Muethwill ausgeibet." Auch der Kriegscommissär Steyrer entwirft in seinem Bericht an die kaiserliche Administration vom 14. Februar 1706 von Plinganser's Thätigkeit ein ähnliches Bild: „Wenn nun dieser Plünganser von der vorgewesten Rebellion die allererste Haubt-Persohn, der nit allein den Paurs-Mann mit allerhand Rhatt und That angestüfft, zum Aufgebot der Leuth und nothwendigen Vivres alle Patenta ausgeferttiget, sondern auch von underschidlichen kheiserlichen Aembtern, Clöstern und anderen Ohrten etliche tausend Gulden aufgeschwöhrt und hierdurch denen Rebellen die Sustentation verschafft." P. spielte ungefähr die nämliche Rolle im bairischen Bauernkrieg wie Baron Hormayr im Tiroler Aufstand von 1809; er ist zwar zu den Häuptern der Landesdefension zu zählen, hat sich aber an der eigentlichen militärischen Führung nicht betheiligt.

Hauptsächlich durch die Härte, womit von den Kaiserlichen nach der Schlacht bei Höchstädt die Rekrutirung durchgeführt wurde, war im Bürger- und Bauernstand Erbitterung wachgerufen worden, und als sich das Gerücht verbreitete, daß die Kaiserlichen damit umgingen, die kurfürstlichen Prinzen von der als Regentin in Baiern zurückgebliebenen Mutter zu trennen und nach Oesterreich zu bringen, nahm die Bewegung einen oppositionellen Charakter an. Die Losungsworte „Kaiser" und „Kurfürst" trennten die ganze Bevölkerung in zwei Lager: der Adel und der Prälatenstand mit wenigen Ausnahmen fügten sich nicht nur ohne Widerstreben, sondern, wie es den Anschein hat, nicht unwillig dem Machtgebot des Kaisers, der Baiern wie eine heimgefallene österreichische Provinz behandelte; Bürger und Bauer aber blieben dem Kurfürsten treu und liehen dem Aufruf zur Erhebung für das angestammte Fürstenhaus gern Gehör. Neben den allgemein patriotischen Beweggründen war auch das sociale Element nicht ohne Bedeutung. Der Bauersmann selbst gab als seine Absicht an, „das ihnen unrecht abgenommene und von den Beambten behaltene Guett wiederumben zu erhaischen, die Obrigkeitten und den meisten Adl zu verjagen und sich ratione der Burdten und Anlagen in den alten Stand wie vor etlich dreißig Jahren zu sezen". Der erste Gewaltstreich ging von ein paar Hundert oberpfälzischen Bauern aus, die unter Leitung des Weißgerbers Sedelmaier zu Kötzting bei Neunburg vor'm Wald ausgehobene Rekruten befreiten und dann offen die Schilderhebung für den vertriebenen Landesherrn proclamirten. Unverweilt erhob sich auch das Volk an Inn und Isar, und beherzte Männer stellten sich an die Spitze, — da ihrer in der A. D. B. bisher noch nicht gedacht wurde, sei in Kürze auf die Episode eingegangen, — in Niederbaiern außer P. der „Student" Johann Georg Meindl (geb. 1682 in Weng bei Mauerkirchen, studirte nicht, wie bisher angenommen wurde, mit P. in Ingolstadt, sondern an der Universität Salzburg — als Joannes Georgius Meindl, Wengensis, Boius. Logicus, ist er unterm 9. November 1699 im Matrikelbuch der Salzburger Universität eingetragen, — betheiligte sich schon am Ueberfall von Burghausen, ist in der „Lista deren theils angeworbenen, theils aufgestandenen bayrischen Rebellen" als „Feld-Marschall und General über ein Regiment Reutter" bezeichnet), der Wirth von Ried (Schweigersreith?), der Bildhauer Schwanthaler, der das Rieder Aufgebot führte, der Wachtmeister Johann Hoffmann, im Oberland einige kurbairische Officiere, die Lieutenants Johann Clanze und Georg Aberle, Hauptmann Matthias Maier aus Zolling bei Moosburg, endlich ein Franzose, Pierre Gauthier, der sich Generalcapitän des Königs von Frankreich nannte und bald eintreffende französische Unterstützung in Aussicht stellte. Auch in der Landeshauptstadt

fehlte es nicht an Freunden der patriotischen Erhebung; insbesondere der Weingastgeb Johann Jäger, Mitglied des äußeren Raths, insgemein der „Jägerwirth“ genannt, stand, selbst aus Tölz gebürtig, mit den Landesvertheidigern aus dem Isarwinkel in Verbindung. Sogar einige Kavaliere und höhere Beamte waren im Einverständniß; der Kurfürst selbst war, wie er seiner Gemahlin versicherte, nicht unmittelbar betheiligt, ließ aber auch die Bewegung nicht völlig unbeachtet; er schickte vorerst einen Vertrauten aus den Niederlanden nach Baiern, um über Charakter und Aussichten des Aufstandes Erkundigung einzuziehen. Binnen Kurzem war der Landsturm auf 30 000 Mann angewachsen. Braunau und Schärding wurden von den Schaaren Meindl's und Plinganser's im Sturm genommen; die Hauptmacht der Landesvertheidiger unter Hoffmann bestand glückliche Kämpfe mit den Kaiserlichen unter Oberst de Wendt, der sich, nachdem er vergeblich Kraiburg und Mühldorf zu behaupten versucht hatte, nach Haag zurückzog und mit General Kriechbaum vereinigte. Kelheim, Vilshofen, Cham und andere Städte machten mit den Verschworenen gemeinsame Sache; obwohl die Kaiserlichen gegen jeden Bewaffneten, der ihnen in die Hände fiel, standrechtlich vorgingen, griff die Bewegung immer weiter um sich. Es war, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, ein unbedachtes Unternehmen, da gleichzeitig die kaiserlichen Truppen in die bairischen Winterquartiere eingerückt und die Aufständischen selbst nur ein bunt zusammengewürfelter Haufen waren, ohne feldmäßige Ausrüstung, ohne Kriegszucht und Uebung, ohne sachkundige Führung. Dennoch war die Hoffnung auf glücklichen Erfolg nicht von vornherein abgeschnitten, ja, wenn sich die Aufständischen längere Zeit hätten behaupten können, so wären, da ja auch Ungarn unter Franz Rakoczy's Führung sich gegen die habsburgische Herrschaft erhoben hatte, die österreichischen Lande in gefährlichste Lage gerathen. Von den Isarwinklern ging der Plan aus, die Hauptstadt München zu befreien; mit ihnen traten die Niederbaiern ins Einvernehmen; am Weihnachtstag sollte die gemeinsame Action ins Werk gesetzt werden. In der Hauptstadt selbst wurde eine Erhebung vorbereitet; Studenten, Bürger und Hofdiener wollten auf ein gegebenes Zeichen die Besatzung entwaffnen und den zum Entsatz heranziehenden Landsleuten die Thore öffnen. Ein glückliches Zusammenwirken der Patrioten wurde aber, wie P. in einem späteren Bericht an den Kurfürsten beklagt, von vornherein dadurch gehemmt, daß ein Theil der Bauernschaft unter Vermittlung der bairischen Landstände zu Anzing mit der kaiserlichen Administration einen Vergleich einging, wodurch u. A. auch ein zehntägiger Waffenstillstand festgesetzt wurde. P. und Meindl protestirten gegen die Anzinger Abmachungen, geriethen aber darüber mit der eigenen Regierung in Conflict, und wie die beiden Führer richtig vorausgesehen hatten, konnte die Waffenruhe zu zweckmäßiger Zusammenziehung und Verstärkung der kaiserlichen Streitkräfte benützt werden. Der bisher in Tirol postirte General Kriechbaum wurde von Prinz Eugen mit der Aufgabe betraut, den Volkskrieg in Baiern zu dämpfen, ehe durch das gefährliche Beispiel auch die bisher noch ruhig verbliebenen Landschaften angesteckt würden und von Osten oder Westen Unterstützung zuflösse. Zunächst war der Verlust der Hauptstadt abzuwenden. Denn der Pflegcommissär Johann Josef Oettlinger von Starnberg hatte inzwischen den Anschlag auf München dem kaiserlichen Administrator Grafen von Löwenstein verrathen; es läßt sich nicht feststellen, ob er in seinem Beamteneifer den „Bauernrummel“ als etwas an sich Schädliches und Strafwürdiges ansah oder von eigennütziger Absicht geleitet war. So konnte noch rechtzeitig die Entwaffnung der Einwohnerschaft angeordnet und die über Haag anrückende Abtheilung Kriechbaum's zu schleuniger Hilfe herbeigezogen werden. Am 22. December kamen die ersten Landfahnen nach Schäftlarn, das zum Sammelplatz ausersehen war. Allmählich fanden sich die „Mannen“ von Reichersbeuern, Tölz, Leng=

gries und aus andren Gebirgsthälern ein; zugleich kam aber eine Absage der Unterländer, die sich durch Abmahnung einflußreicher Adeliger abhalten ließen, am Zug nach München theilzunehmen und eine gemeinsame Action gegen Wasserburg in Vorschlag brachten. Auch die Annäherung des Kriechbaum'schen Corps wurde gemeldet. Nun riethen zwar Viele zur Heimkehr, auch der zum Obercommandanten gewählte Hauptmann Maier, „weilen sie zu schwach seyen, kein Proviant, kein Munition, kein Gewehr hätten, indem die Meisten nur mit Stecken, Gabel und Sensen versehen". Doch der Jägerwirth verwahrte sich gegen jeden Aufschub, und die von ihm aufgestachelten Tölzer drohten, Jeden in Stücke zu zerhauen, der noch ein Wort von Rückzug oder Auseinandergehen spräche. Die Ueberwältigung eines feindlichen Reitertrupps bei Forstenried hob den Muth und steigerte die Unvorsichtigkeit der Bauern. Sie setzten den Hauptmann Maier ab, weil er darauf hinwies, daß ein solcher Vortrab auf die Nähe eines größeren Corps schließen lasse, und deshalb zum Rückzug mahnte, und so wurde der Vormarsch auf München thatsächlich ohne jede militärische Oberleitung fortgesetzt. In der Christnacht langten die Bauern vor München an. Als sie auf das verabredete Zeichen nicht Einlaß fanden, erstürmten sie den sogen. rothen Thurm an der Isarbrücke und beschossen mit ein paar Feldschlangen die Stadtmauer. Während nun aber die Kaiserlichen unter Obristlieutenant Littich aus dem Isarthor einen Ausfall machten, rückte auch schon von Anzing das Kriechbaum'sche Corps herbei, die Aufständischen wurden rasch zurückgeworfen, von allen Seiten umzingelt und gegen Sendling gedrängt. Auf dem Kirchhof dieses Dorfes kam es noch zu verzweifeltem Kampf, der aber rasch mit Niederlage der Bauern und Niedermetzelung von vielen hundert Wehrlosen, welche die Waffen weggeworfen und Pardon erfleht hatten, endete.

Begreiflicherweise wurde diese blutige Katastrophe in der Heimath der gefallenen Patrioten bald durch mannigfache Sagen ausgeschmückt. Als der populärste Held der „Mordweihnacht von Sendling" galt bis vor Kurzem Balthasar Mayer, Schmied von Kochel. Es erregte daher nicht geringes Aufsehen, als Aug. Schäffler nachzuweisen versuchte, daß der gefeierte „Schmiedbalthes" gar nicht unter die historischen Persönlichkeiten zu zählen sei, sondern lediglich der Phantasie eines gewissen Gruber seine Existenz verdanke. Dieser Münchner Litterat habe zuerst, auf eine angeblich in einem Kalender von 1734 gefundene Mittheilung sich stützend, in einem 1832 veröffentlichten Volksbuch jenen Helden in die Geschichte eingeschmuggelt. Gegen solche Annahme ist seither Sepp aufgetreten und hat den historischen Schmiedbalthes zu retten versucht. Er ist nur „in Verlegenheit, von sieben gleichzeitigen Balthasar Maier oder Schmiedbalthes (welche in Taufregistern und anderen officiellen Actenstücken erwähnt sind) den richtigen herauszufinden". Damit ist aber offenbar nicht mehr bewiesen, als daß damals wie heut in jener Gegend der Name Maier nicht ungewöhnlich war, denn durch keine gleichzeitige Nachricht ist festzustellen, daß einer von jenen Sieben am Volkskampf von 1705 mit Auszeichnung theilgenommen habe. Trotzdem ist wohl kaum anzunehmen, daß „der Schmied von Kochel" lediglich eine Erfindung jenes Litteraten sei; man hat es in diesem Falle zwar nicht mit urkundlicher Geschichte zu thun, aber auch nicht mit einer Fälschung, sondern mit lebendiger Sage. In den Thälern des baierischen Hochlandes erhielt sich das Andenken an einen Schmied von ungewöhnlicher Körperstärke, der sich anno 1705 besonders hervorthat und bei Sendling sein Grab fand. Gruber lernte während eines Aufenthalts in Kochel diese Sage kennen und brachte sie in glücklich nachgeahmtem Chronikenstil in die Oeffentlichkeit. Eine nur der Phantasie des obscuren Erzählers entsprungene Novellenfigur wäre nicht in so kurzer Zeit in die Tradition des baierischen Volkes übergegangen; auch ist durch die von Sepp in großer Zahl mitgetheilten Aussagen der ältesten Leute von Kochel und

Umgebung, mag man dergleichen Versicherungen noch so skeptisch aufnehmen, jedenfalls so viel festgestellt, daß die Sage vom Balthes schon vor dem Jahre 1832 verbreitet gewesen ist.

Die Sendlinger Katastrophe hatte noch ein blutiges Nachspiel. Nicht blos wurden die in die Stadt geschleppten Schwerverwundeten „pro terrore lang auf den Gassen liegendt gelassen", auch die Rädelsführer erlitten barbarische Strafe. Die ehemaligen Officiere Clanze und Aberle und drei Münchener Bürger, der Weingastgeb Johann Georg Khidler, der Eisenkrämer Sebastian Senser und der Jägerwirth wurden auf dem Schrannenplatz zu München enthauptet und geviertheilt, viele Andere erschossen oder massakrirt. Hauptmann Matthias Maier wurde gefoltert und zum Tode verurtheilt, aber zu Gefangenschaft im Falkenthurm begnadigt; erst die Rückkehr des Kurfürsten Max Emanuel brachte ihm Befreiung, und am 8. Februar 1716 wurde decretirt, daß er (durch Schwingen der Regimentsfahne über seinem Haupte) wieder als ehrlicher Mann und Officier erkannt werde.

Inzwischen (19. December) war in Braunau ein Landescongreß zusammengetreten, der außer Mitgliedern der „bewaffneten Gemein" auch Deputirte der Landschaft umfaßte; auch sollten von jedem Gericht im Rentamt Burghausen ein Adeliger, ein Pfarrer, ein Bürger und Bauersmann theilnehmen. Hauptquellen für die Geschichte jener Vorgänge sind ein Begnadigungsgesuch, das P. am 1. Juli 1706 aus dem Falkenthurm zu München an Kaiser Josef I. richtete, und ein Memoriale, das er jedenfalls erst nach dem Badener Friedensschluß für den Kurfürsten Max Emanuel schrieb (beide abgedruckt im 8. Bd. der Verhandlungen des histor. Vereins von Niederbayern, S. 111). Nun widersprechen sich aber die beiden Actenstücke in vielen Punkten; während er im Bericht an den Kurfürsten den eigenen Antheil an der aufständischen Bewegung in ruhmrediger Weise hervorhebt, sucht er im de- und wehmüthigen Bittgesuch — Schwäbl glaubt den erbärmlichen Bettelbrief mit den Worten rechtfertigen zu können: „Er war eben kein Fabricius und kein Regulus, er war ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts!" — glaubhaft zu machen, daß er überhaupt nur gezwungen am Aufstand Theil genommen, seiner österreichischen Gesinnung wegen von den Rebellen viel zu leiden gehabt, trotzdem bei jeder Gelegenheit die Kaiserlichen beschützt und begünstigt hätte. Wenn man die beiden Documente unbefangen vergleicht und die anderwärts bezeugten Thatsachen heranzieht, wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß P. mit beiden Behauptungen übertrieben hat, daß er weder der eigentliche Führer war, der die Bewegung im Unterland nach seinem Willen und Ermessen leitete, bis er der Eifersucht des Adels zum Opfer fiel, noch der österreichisch gesinnte Verräther im bairischen Lager, als welchen er sich vor dem Kaiser darstellen will. Jedenfalls zählte er zu denjenigen, die am zähesten an Kampf und Widerstand festgehalten wissen wollten; dies beweist schon seine Enthebung vom Amt eines Kriegscommissärs durch den Braunauer Congreß. Denn hier gewann, seit die Nachricht von der Niederlage bei Sendling und dem blutigen Ende so vieler Landsleute eingetroffen war, die zur Verständigung mit dem kaiserlichen Regiment geneigte Adelspartei die Oberhand. Der ehemalige kurbairische Oberst Baron d'Ocfort wurde zum Commandanten von Braunau ernannt. P. sollte nur noch „Secretaridienst" versehen. Unter energischer, einheitlicher Leitung hätten die Streitkräfte der Landesdefensoren noch immer der kaiserlichen Verwaltung ernste Schwierigkeiten bereiten können, allein davon war unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr die Rede. Das Zaudern des Gegners gestattete der kaiserlichen Heeresführung, genügende Reichstruppen zu Deckung der Hauptstadt und Besetzung des Oberlandes zusammenzuziehen und das Corps Kriechbaum mit den gefürchteten Panduren und Kroaten

gegen die noch unter Waffen stehenden Unterländer zu verwenden. Am 8. Januar 1706 wurden die bei Aidenbach in der Nähe von Vilshofen stehenden Bauernschaaren aufs Haupt geschlagen. Auch hier gewannen die regulären Truppen gegen die nur nothdürftig bewaffneten und — da Commandant Hoffmann bald Alles verloren gab und die Flucht ergriff — führerlosen Bauern leichten Sieg, nach einstündigem Treffen bedeckten die Leichen von viertausend Landesvertheidigern die Wahlstatt. Meindl, dem der Braunauer Congreß die Obristenstelle über die Schützen verliehen hatte, traf zu spät ein; Baron d'Ocfort war, da er den Widerstand von schlecht bewaffneten und undisciplinirten Bauern gegen regulirte Truppen für aussichtslos ansah, nicht zu bewegen gewesen, Braunau zu verlassen. Hoffmann schlich sich glücklich durch Baiern und ließ sich bei Prinz Eugens Armee in Italien anwerben; nach zwei Jahren wurde er jedoch erkannt, in Braunau vors Kriegsgericht gestellt und enthauptet. Unmittelbar auf die Niederlage der Bauern bei Aidenbach folgte der Fall von Burghausen und Schärding, ja, die stärkste Festung, Braunau, wurde schon am 17. Januar 1706 durch d'Ocfort selbst den Kaiserlichen ausgeliefert. Umsonst versuchte P., wie er wenigstens im Bericht an den Kurfürsten versichert, mit den „yber die Brucken in 4000 Mann starck gestandtenen Landtestrouppen" die Uebergabe zu verhindern. Oberst d'Ocfort, „vorgebent, das er zwar die Soldaten, nit aber die Paurn zu commandiren gelernt habe", wollte nichts mehr von Widerstand wissen; vielleicht handelte er nach geheimem Befehl, jedenfalls nach der Intention des Kurfürsten, dessen Sache durch längere Fortdauer des hoffnungslosen Aufstandes nur geschädigt werden konnte. Nun löste sich die Landesdefension gänzlich auf, und „ein ieder (hat), so guet er geköndt, nach der sicherheit sich umbsehen mießen". Nur Meindl lieferte noch am 22. Januar den Kaiserlichen bei Kling unweit Wasserburg ein letztes, glückliches Gefecht, zog sich aber dann nach den Weilharter Waldungen zurück. Durch kaiserliches Patent vom 25. Januar wurde er für vogelfrei erklärt und auf seinen Kopf ein Preis von 100 Speciesducaten gesetzt. Es gelang ihm aber, nach Salzburg zu entkommen. Hier trat er in die Leibgarde ein, wo er bis zum „hochfürstlichen Carabinierkorporal und Lieutenant" vorrückte und erst am 9. März 1767, 85 Jahre alt, starb. P. fand ein Versteck im Franciscanerkloster zu Eggenfelden und entwich später glücklich ins Salzburgische Gebiet. Im Mai schlich er sich nach Altötting zurück. Hier ließ ihn aber der kurfürstliche Propsteiverwalter Stadler, wie er in seinem Bericht an die kaiserliche Administration zu München hervorhebt, mit Rücksicht auf die „Französischen Progressen," die „gar leichtlich ein neues verdambliches Rebellionsfeuer aufgehen" lassen könnten, festhalten und der kaiserlichen Behörde ausliefern. Der Verhaftete soll geäußert haben, daß er „nicht förchte, das ihme an dem Leben was geschehe, woll aber vill Gelt begerth werden mechte"; dagegen wolle er, „weil es nimmer anderst sein kan, vile Große in das Spill bringen". Er wurde in Burghausen verhört, dann in den Falkenthurm zu München verbracht. Daß er vom Schicksal des Jägerwirths und anderer Rädelsführer verschont blieb, verdankte er vermuthlich der Fürsprache einflußreicher Männer, die durch ihn compromittirt zu werden befürchteten. Er wurde sogar nach dreijähriger Haft freigelassen und erhielt noch unter österreichischem Regiment das Amt eines Verwalters in Mengkofen bei Dingolfing. Auch vor dem zurückgekehrten Landesherrn vertheidigte er sich mit Glück, so daß er 1716 als Hofgerichtsadvocat zugelassen wurde. 1723 siedelte er als erster Rath und Kanzler des Reichsstifts St. Ulrich nach Augsburg über, wo er am 7. Mai 1738 starb. Wie sich das Volk der baierischen Berge seinem Ideenkreis entsprechend den „Schmied von Kochel" nach Belieben formte, so wurde der Liebling des Unterlands der in Volksbüchern und Dramen verherrlichte „Student von Pfarrkirchen".

Man ging in neuerer Zeit mit dem Gedanken um, dem „vollendeten Patrioten“ ein Denkmal zu setzen, allein auf Betreiben der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften wurde davon Umgang genommen. —

Rastlos (Christoph von Aretin), Die Oesterreicher in Baiern (1805). — Hormayr, Die Mordweihnachten von Sendling; Taschenbuch für vaterländische Geschichte, Jhgg. 1835, 178. — Schäffler, zur Geschichte der oberbairischen Landeserhebung, in Sybel's histor. Zeitschr., Jhgg. 1861, 287, und Die oberbairische Landeserhebung im Jahre 1705 (1880). — Destouches, Münchener Bürgertreue (1880). — Morawitzky und Alois Schels, Beiträge zur Geschichte des Volksaufstandes in Niederbaiern; Verhandlungen des hist. Ver. f. Niederbaiern, Jhgg. 1862, 89. — Otto Schels, zur Geschichte über Georg Plinganser, Vhdl. d. hist. Ver. f. Niederb., Jhgg. 1881, 265. — Schwäbl, Georg Sebastian Plinganser, Vhdl. d. hist. Ver. f. Niederb., Jhgg. 1883, 185. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, 8. u. 9. Bd. — Sepp, der baierische Bauernkrieg mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach (1884). — Konrad Meindl, Schützenoberst Johann Georg Meindl und der bair. Bauernaufstand im Rentamt Burghausen; Vhdl. d. hist. Ver. f. Niederb., Jhgg. 1887, 363. Heigel.

Plitt: Gustav Leopold P., protestantischer Kirchenhistoriker, wurde am 27. März 1836 zu Genin, einem Lübeck'schen Dorfe, in welchem sein Vater Pfarrer war, geboren. Seine Schulbildung empfing er zuerst im elterlichen Hause, dann auf dem Gymnasium zu Lübeck; die Universitätsjahre (1854—58) verbrachte er zu Erlangen und Berlin. Im Januar 1862 habilitirte er sich in Erlangen als Privatdocent in der theologischen Facultät; 1867 wurde er außerordentlicher, 1875 ordentlicher Professor der Theologie. Er starb am 10. September 1880.

Der erste Mann, welcher einen nachhaltigen Einfluß auf P. übte, war der Director des Gymnasiums in Lübeck, Classen; er wußte den Zug zu geschichtlichen Studien, der seinem Schüler angeboren war, zu nähren und zu fördern. Für die Bildung der theologischen und kirchlichen Anschauungen Plitt's war die Berührung mit J. Chr. K. v. Hofmann ausschlaggebend. Zwar einen Schüler Hofmann's kann man ihn nicht nennen; Hofmann war Exeget, P. aber ließ sich durch ihn nicht für die biblischen Studien gewinnen; seine Neigung zog ihn zur Kirchengeschichte, er hat in der ersten Zeit seiner Privatdocententhätigkeit das Gebiet der Exegese höchstens gestreift, bald ganz darauf verzichtet. Was er Hofmann verdankte, war das Ideal einer kirchlichen Wissenschaft, das ihm während seines ganzen Wirkens vorschwebte. Hofmann legte Werth darauf, von Gesinnungsgenossen und Gegnern als confessionell lutherischer Theologe anerkannt zu werden; aber der Buchstabe des lutherischen Bekenntnisses galt ihm nicht als Lehrgesetz: er nahm das Recht in Anspruch „alte Wahrheit auf neue Weise zu lehren“. Man weiß, welchen Anstoß man gerade im confessionellen Lager an der Freiheit nahm, mit welcher er sich auf dem dogmatischen Gebiete bewegte. P. lernte frühzeitig diesen Standpunkt theilen: Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung und Treue gegen die Kirche, der er angehörte, galten ihm nicht als widersprechend. Sein Ziel war: als Historiker der Kirche zu dienen, wie ihr Hofmann als Bibelforscher diente. Die Berliner Studienzeit war für Plitt's Entwickelung nicht von derselben Bedeutung wie die Erlanger Jahre. Es ist seltsam, daß er L. v. Ranke ferne blieb, während ihn Niedner anzog. Doch war die Weise dieses speculirenden Kirchenhistorikers der schlichten, ich möchte sagen, sachlichen Geistesart Plitt's zu fremd, als daß er ihn auf die Dauer hätte festhalten können. Weder in den kirchenhistorischen Vorlesungen noch in den Werken Plitt's findet sich eine Spur von Niedner'schem Einfluß. Nahe

schloß er sich an Trendelenburg an: doch fesselte ihn mehr die Persönlichkeit des feinsinnigen Philosophen, als daß er zum Schüler seiner Philosophie geworden wäre. Auch Piper's Begeisterung für eine „monumentale Theologie“ fand an ihm einen manchmal zweifelnden, im Ganzen jedoch zustimmenden Hörer.

Seine litterarische Thätigkeit begann P. mit der Herausgabe der Festpredigten des h. Bernhard, 1860. Es folgte seine Dissertation „De autoritate articulorum Smalcaldicorum symbolica“, 1862. Zu diesem Gegenstand führte ihn der Gegensatz gegen Heppe's bekannte Hypothese über die confessionelle Entwickelung der altprotestantischen Kirche Deutschlands. Heppe hatte, um seine Ansicht zu stützen, sich darauf berufen, daß die Schmalkaldischen Artikel in der altprotestantischen Kirche des symbolischen Ansehens entbehrten. P. meinte diesen Satz widerlegen zu können. Das ist ihm meines Erachtens nicht gelungen; im übrigen aber war sein Widerspruch gegen Heppe sehr begründet. Für die Richtung der litterarischen Thätigkeit Plitt's ist die Wahl dieses ersten Themas bezeichnend. Es lag ihm nicht nur an der Erschütterung einer, wie er überzeugt war, unrichtigen Fassung der Reformationsgeschichte, sondern eben so sehr daran zu verhüten, daß die Geltung eines kirchlichen Bekenntnisses wankend zu werden scheine. Bei der Reformationszeit ist P. geblieben. Zunächst veröffentlichte er ein Paar kleinere Arbeiten, 1863 einen Vortrag über Friedrich den Weisen als Schirmherrn der Reformation, 1864 eine Ausgabe und Erläuterung der loci communes Melanchthons. Seine Absicht war, durch das erstere Schriftchen die Annahme zu widerlegen, daß die Reformation nur durch thätige Mitwirkung der weltlichen Gewalt zu Stande gekommen sei. Er erblickte darin einen Vorwurf gegen die evangelische Kirche, der, wenn er wahr wäre, für ihren Bestand bedenklich machen müßte. Deshalb lag ihm daran, ihn zu entkräften. Friedrichs Verdienst fand er mehr im Gewährenlassen als im Handeln, wie er sagt: in dem unparteiischen Schutz eines gewissenhaften Fürsten, der allen seinen Unterthanen die Freiheit des Gewissens sichern wollte. Man wird an der Richtigkeit des letzteren Satzes zweifeln dürfen. Die Fassung der Aufgabe charakterisirt aber wieder Plitt's Standpunkt. Nach einer anderen Seite geschieht das durch die Ausgabe der loci. P. wollte Melanchthon's Werk nicht als ein Lehrbuch für die Gegenwart betrachtet haben, denn er hielt ein bloßes Reproduciren der reformatorischen Lehre für ganz unberechtigt, daran werde die Kirche ihren Halt nimmermehr finden können. Aber er wünschte, daß die Kenntniß der reformatorischen Theologie bei den Dienern der Kirche ausgebreiteter sei, als es der Fall ist; denn er lebte der Ueberzeugung, daß ein gesunder Fortschritt nur möglich sei bei stetem Rückblick: das Vergangene sei nicht einfach normativ, aber jede rechte Weiterbildung müsse an das Vergangene anknüpfen. In diesem Gedanken ließ er die 1. Auflage der loci wieder abdrucken und versah sie mit zahlreichen Erläuterungen. Besonderen Werth verleiht dem Werke die ausführliche geschichtliche Einleitung.

In den Jahren 1867 und 1868 erschien Plitt's Hauptwerk, seine zweibändige Einleitung in die Augustana. Das Werk bietet mehr als dieser Titel erwarten läßt; denn der erste Band enthält eine eingehende Geschichte der deutschen Reformation bis zum Augsburger Reichstag, der zweite eine genaue dogmengeschichtliche Erläuterung der Augsburger Confession. Die allzu bescheidene Fassung des Titels war ohne Zweifel für die Verbreitung des Buches hinderlich, sie entspricht aber durchaus Plitt's kirchlichen Ueberzeugungen. Das Bekenntniß als für die Gegenwart unmittelbar bedeutend war ihm wichtig, sein Verständniß suchte er durch sein Werk zu fördern. Denn er urtheilte, daß in der Gegenwart mehr noch als vordem das Studium der kirchlichen Bekenntniß-

schriften für den Theologen nothwendig sei: es beginne die Verbindung zwischen Kirche und Staat sich zu lösen. Falle für die Kirche die äußere Stütze hinweg, die in dieser Verbindung liege, so werde vor allem das Bekenntniß es sein, das die Glieder der evangelischen Kirche einige. In diesen Gedanken arbeitete er. Daraus erklärt es sich, daß er unternahm, die Geschichte der evangelischen Kirche bis zum Augsburger Reichstag darzustellen, also bis zu einem Punkte, den man schwerlich als eine Epoche abschließend bezeichnen kann. Der praktische Zweck des Werkes erwies sich hier als hinderlich. Sieht man von ihm ab und betrachtet man das Buch als solches, so wird man ihm volle Anerkennung nicht versagen können. Wol erweiterte P. unsere Kenntniß der Vorgänge nicht wesentlich, er arbeitete, so viel ich sehe, nur mit gedrucktem Materiale: aber er besaß eine ausgebreitete Kenntniß der gedruckten Quellen, ihm eignete die Gabe einfach und anschaulich zu erzählen, er war unbefangen und gerecht in seinem Urtheile. Eine Fortsetzung dieses Werkes erschien 1873 unter dem Titel „Die Apologie der Augustana geschichtlich erklärt". Daß das spätere Buch an Interesse hinter dem früheren einigermaßen zurücksteht, liegt an dem Stoff. An diese Arbeiten schließt sich eine Anzahl kleinerer Schriftchen an: „Luther vor Kaiser und Reich", 1869; „Die vier ersten Lutherbiographen", 1876; „Jodocus Trutfetter", 1876; „Gabriel Biel als Prediger", 1879. Aus seiner akademischen Lehrthätigkeit erwuchs seine „Geschichte der lutherischen Mission" 1871, und sein „Grundriß der Symbolik" 1875. Unmittelbar praktischen Zweck hatte seine Studie über die Albrechtsleute oder die evangelische Gemeinschaft, 1877: er wollte dem Vordringen des Methodismus in das evangelische Deutschland wehren. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zur Familie Schellings — er war mit einer Enkelin des Philosophen vermählt — führten ihn zur Herausgabe des Briefwechsels Schellings (Aus Schellings Leben. In Briefen. 3 Bde. 1869—70).

Während seiner letzten Lebensjahre beschäftigte ihn vor allem die Herausgabe der 2. Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Auf den Wunsch des Begründers dieses Werkes, seines Collegen Herzog, und des Verlegers entschloß er sich zum Eintritt in die Redaction. Die Grundsätze für die neue Auflage sind von ihm aufgestellt; er entwarf auch einen ziemlich eingehenden Plan für die Ausarbeitung im einzelnen; ebenso ist die im Vergleich mit der ersten Auflage etwas geänderte kirchliche Haltung des Werkes auf ihn zurückzuführen. Er nahm das lebhafteste Interesse an dieser Arbeit: daß er scheiden mußte, ohne ihre Vollendung zu erleben, gehörte zu dem, was ihm das Sterben bitter machte. Bis zu den letzten Wochen vor seinem Tode hat er von der Redactionsthätigkeit nicht gelassen. Die selbständige Production hörte dabei nicht auf. Nicht nur bearbeitete er für die Realencyklopädie, sowie auch für die allgemeine deutsche Biographie eine große Anzahl von Artikeln, zumeist über Personen der Reformationszeit: er faßte den Gedanken zu einem neuen größeren Werke. In seinem Schriftchen über die Lutherbiographen äußerte er den Wunsch, es möchte als reife Frucht tiefer und umfassender Forschung eine Lutherbiographie erwachsen, die auch durch eine den Forderungen des jetzigen Geschmackes entsprechende Darstellung geeignet wäre, ein Volksbuch für die evangelische Christenheit Deutschlands in unseren Tagen zu werden, wie es Mathesius' Predigten für die vorigen Jahrhunderte gewesen sind. Der Wunsch sprach den letzten litterarischen Plan seines Lebens aus: er wollte die Geschichte Luthers für einen weiteren Leserkreis darstellen; das sollte seine Gabe zum Lutherjubiläum werden. Ohne viel davon zu reden, hat er die Arbeit begonnen: aber er konnte sie kaum zur Hälfte vollenden. Das Buch ist, von seinem Freunde, Hauptpastor Petersen in Lübeck, zu Ende geführt, im J. 1883 erschienen.

Hand in Hand mit der litterarischen Arbeit ging bei P. die Thätigkeit als

akademischer Docent. Er wurde gerne gehört, und das mit Recht. Zwar mangelte ihm das die Jugend leicht bestechende Pathos, aber er war lehrhaft im besten Sinne des Wortes. Dies zeigte sich gerade in der Beschränkung auf das, was er für nothwendig und nützlich hielt.

Daß ein Mann, der auch die wissenschaftliche Arbeit unter einem praktischen Gesichtspunkt betrachtete, sich dem Leben nicht entfremdete, ist selbstverständlich. P. betheiligte sich rege an der Politik: wie Hofmann, so gehörte auch er der baierischen Fortschrittspartei an. Ebenso lebhaft beschäftigten ihn die kirchlichen Fragen: wie selbständig er in seinem Urtheil war, beweist sein energisches Eintreten für die preußische Maigesetzgebung (vgl. die Broschüre „Ein Wort für die preußische Kirchengesetzgebung“ 1873). Er war Jahre lang Vorstand eines freiwilligen Armenvereins, stand an der Spitze des bairischen Vereins für Judenmission, machte sich im Jahre 1870 verdient um die Einrichtung der Felddiakonie. In diesen verschiedenen Beziehungen und Thätigkeiten bewies er sich immer als der gleiche: ein Mann, einfach, klar und bestimmt im Reden und Handeln, ohne alles Prunkende und Prahlerische, von entgegenkommender Freundlichkeit, reizbar nur wenn ihm anspruchsvolle Phrasenhaftigkeit gegenübertrat, billig urtheilend auch wenn ihm Unrecht geschah.

Vgl. die Lebensskizze von Frank, Prot. Real-Encykl. XII, S. 69 ff.

A. Hauck.

Plitt: Johann Jakob P., lutherischer Theologe, geb. 27. Februar 1727 zu Wetter bei Marburg, † 7. April 1773 zu Frankfurt a. M. Nachdem er die Gymnasien von Lippstadt und Soest besucht hatte, bezog er 1744 die Universität Marburg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. In Halle, wohin er sich 1745 wandte, schloß er sich dann besonders dem gelehrten und frommen, aber im Gegensatze zu den dortigen Pietisten nüchternen und besonnenen Joh. Sieg. Baumgarten an. Mit Eifer besuchte er ferner die Vorlesungen des Philosophen Christian Wolff, der auch auf seinen theologischen Lehrer nicht ohne Einwirkung geblieben war. Im Jahre 1748 erwarb er sich zu Marburg die Magisterwürde, in der Absicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; aber trotz anfänglichen Widerstrebens wurde er bereits am Ende des Jahres zum Prediger in Cassel gewählt. Im Jahre 1755 wurde er wieder zu wissenschaftlicher Thätigkeit berufen, da er Professor der Theologie zu Rinteln wurde, was ihn veranlaßte, die theologische Doctorwürde sich zu erwerben; außerdem hatte er übrigens bald auch eine Pfarrstelle daselbst zu verwalten. 1762 wurde er Nachfolger des Seniors Joh. Pil. Fresenius zu Frankfurt a. M. und erster Prediger an der Barfüßerkirche daselbst. Während man anfangs dem erst 35jährigen Mann nicht mit viel Vertrauen entgegenkam, entfaltete er bald eine gesegnete seelsorgerliche Thätigkeit. Im Jahre 1764 hielt P. die Krönungspredigt gelegentlich der von Goethe beschriebenen Krönung Joseph's II. Sein Tod erfolgte 1773.

Plitts zahlreiche Abhandlungen, die am vollständigsten in Strieders Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, der Quelle der übrigen bisherigen Darstellungen, verzeichnet sind, legen Zeugniß von einer sehr vielseitigen gelehrten Bildung ab. Sowohl in den theologischen Arbeiten als in den Predigten tritt der Einfluß der Wolff'schen Philosophie zu Tage. Besonders gilt dies in formaler Hinsicht, da P. selbst auf der Kanzel die Definitionen und Beweisführungen des Meisters wörtlich vorbrachte und streng auf Deutlichkeit und Durchsichtigkeit der Begriffe hielt; aber auch in materieller Hinsicht läßt sich die Abhängigkeit bis zu einem gewissen Grade nachweisen. Er verfaßte u. A. eine Schrift „von den falschen und wahren Vortheilen des Krieges in der

besten Welt"; ferner eine Abhandlung: „Beweis, daß in dieser als der besten Welt eine Auferstehung der Todten zukünftig sei" u. s. f. Dabei lag ihm jedoch nichts ferner als die Absicht von den Bekenntnißschriften seiner Kirche abzuweichen; auch betont er in der Vorrede zu seinen beiden größeren Predigtsammlungen: „Von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion" und „Von der Wahrheit der christlichen Religion" (Frankfurt, Garbe 1763 und 1769) auf das Entschiedenste, daß die christlich Religion vor allem auf der Lehre von dem Versöhnungsopfer Christi (im Sinne Anselms) beruhe: und so doctrinär und nüchtern uns manche seiner Kanzelreden erscheinen, so versichert er doch aufs Nachdrücklichste, in allem die Sprache des Herzens zu reden. Wie die meisten Kanzelredner jener Zeit hat er nicht sowohl den Text auszulegen gesucht, als vielmehr demselben ein einzelnes Motiv entnommen, das er in seiner Weise weiter ausführte — ein bei der Strenge des Perikopenzwangs allerdings begreiflicher Umstand! Goethe, der ein Vierteljahr lang als Knabe seine Predigten nachgeschrieben hat und ihn in Dichtung und Wahrheit als einen großen, schönen und würdigen Mann schildert, bemerkt mit Recht, daß er vom Katheder (aus Versehen läßt er ihn von Marburg kommen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht habe, und zeigte sich wenig befriedigt von dem Religionscursus, den P. in seinen didaktischen Predigten darbot, deren Hauptaufgabe er in der Vertheidigung des christlichen Glaubens gegenüber den deistischen Angriffen erkannte. Seine Grundsätze über die rechte Führung des geistlichen Amts hat P. in einer Pastoraltheologie (Frankfurt, Garbe 1766) niedergelegt, die er zunächst für das theologische Seminar in Frankfurt gefertigt hat. Hier ist besonders der Abschnitt „Vom Verhalten eines Predigers gegen offenbar Ungläubige" instructiv. Aus der Rücksicht auf den Deismus erklären sich auch die oft recht wunderlich klingenden Titel seiner Abhandlungen, in denen besonders einzelne schwierige Fragen der biblischen Theologie oder Exegese behandelt sind, z. B. über die Herkunft der Wasser bei der Sündfluth, über die Personen, welche auferstanden sind und dann zum zweiten Male starben, über die Vortheile der übrigen Planeteneinwohner an dem Mittleramt Christi und dgl. Die Abhandlungen finden sich meist in seinen theologischen Untersuchungen (3 Bände. 1763 bis 1769 bei Garbe erschienen), zu deren Herausgabe ihn theils das Vorbild von Fresenius, theils die Thätigkeit an der Saltzwedel'schen Stiftung, in der er den Candidaten Vorträge zu halten hatte, veranlaßte. Er erbot sich auch, Anfragen aus der Gemeinde in jener Zeitschrift zu beantworten. Er wandte sich übrigens nicht nur gegen Deisten, sondern auch gegen die Separatisten, denen gegenüber er die Kindertaufe vertheidigte, nicht ohne selbst manchen Angriff dafür zu erfahren. Er griff auch ein in den langen Streit, der nach dem Tode des lutherischen Theologen Heumann über dessen nachgelassene Schrift: „Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche von dem heiligen Abendmahl die rechte und wahre sei" mit Heftigkeit entbrannte, und vertheidigt das lutherische Dogma. Bei allem redlichen Eifer für reine Lehre steht er mit seiner Ueberzeugung von der verstandesmäßigen Beweisbarkeit der christlichen Wahrheit und der genauen Uebereinstimmung der von falschen Meinungen gereinigten Vernunft mit der auf das Blut Christi gegründeten Religion bereits, wie sein theologischer Lehrer Baumgarten, mit einem Fuße auf dem Boden des Supranaturalismus, der wie sein Nebenbuhler, der Rationalismus, die Bedeutung der innern Erfahrung für das religiöse Leben nicht genug zu würdigen wußte.

Ein Sohn von ihm war Johann Ludwig Christian P., lutherischer Theologe, geb. zu Cassel am 6. Mai 1753, † zu Frankfurt am 17. Febr. 1800. Er wurde frühzeitig in das Pfarramt berufen. 1775 erhielt er bereits die zweite Pfarrstelle zu Friedberg und wurde 1778 Oberprediger und Consistorialrath.

Im J. 1797 wurde er nach Frankfurt a. M. berufen, konnte jedoch sein neues Amt wegen Geistesstörung nicht antreten. In einem Gartenhause zu Frankfurt verbrachte er die letzten Jahre bis zu seinem Lebensende. P. war ein tüchtiger Orientalist und hat von dem (Paris 1753 erschienenen) lateinischen Commentar des Oratorianers Franz Houbigant zu sämmtlichen Büchern des A. T. eine neue Auflage besorgt, bei der es ihm besonders darauf ankam, die kritischen Grundsätze dieses Gelehrten darzulegen und im Uebrigen das Werk durch Kürzung für weitere Kreise brauchbar zu machen.

Genaueres über die Bearbeitung des Houbigant'schen Commentars siehe bei Hirsching, historisch-litterarisches Handbuch.

H. Dechent.

Plönnies: Luise von P. wurde am 7. November 1803 zu Hanau als die Tochter des Obermedicinalrathes Dr. Johann Philipp Leisler geboren, der als Mensch, Arzt und Naturforscher gleich ausgezeichnet war, und der auch von Goethe in seiner Reise am Rhein, Main und Neckar als „geistvoller" Mann bezeichnet ward. Ihre Mutter Sophie, eine Tochter des vormaligen Mainzer Professors und späteren großherzogl. hessischen Leibarztes Dr. Georg Wedekind in Darmstadt, starb bereits 1807; doch erhielt Luise durch die zweite Ehe des Vaters mit Julie Düpre, einer jungen Anverwandten, eine treue Stiefmutter, bei der sie auch verblieb, als ihr Vater 1813 infolge großherziger Aufopferung in seinem Berufe gestorben war. Vierzehn Jahre alt kam Luise zur Vollendung ihrer Erziehung in das Haus ihres mütterlichen Großvaters nach Darmstadt. Hier lernte sie den jungen Hofmedicus Dr. August von P. kennen, dem sie im Sommer 1824 ihre Hand reichte. Die ersten 15 Jahre ihrer Ehe, welche mit 9 Kindern gesegnet war, lebte sie nur ihren häuslichen und mütterlichen Pflichten, nur hin und wieder durch ein Lied bekundend, daß ihr die Gabe heiliger Poesie nicht fremd sei. Dann aber wandte sie dieser holden Muse mehr Zeit zu. Sie bildete ihre Sprache und ihr Talent an den Engländern, deren Dichtungen sie schon früher liebgewann und in Uebersetzungen nachdichtete. Der würdige Ernst, der begeisterte Schwung, die lichtvolle Klarheit, die Einfachheit der Form, die ihre eigenen Schöpfungen charakterisiren, sind zum Theil eine Frucht dieser Studien, die sie in mehreren Sammlungen veröffentlichte („Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen", 1843; „Ein fremder Strauß", 1844; „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts", 1864). „Durch diese Uebersetzungen, welche meist nur Vortreffliches mittheilen und die Urtexte mit großer Sprachgewandtheit und tiefem Verständniß wiedergeben, hat sich die Dichterin ein hochzuschätzendes Verdienst erworben." Einem längeren Aufenthalt in Belgien, wo sie sich dem Studium der vlämischen und niederländischen Sprache und Litteratur widmete, entsprangen die Uebersetzung von „Joost van den Vondels Luzifer" (1845), „Die Sagen Belgiens" (1846) und die „Reise-Erinnerungen aus Belgien" (1845), worin besonders die Mittheilungen über die vlämischen Litteraturbestrebungen sehr interessant sind. In Anerkennung dieser Arbeiten wurde Luise von P. zum Mitgliede der königlichen Akademie von Brüssel und der litterarischen Akademieen von Gent und Antwerpen ernannt. Im J. 1847 hatte die Dichterin das Unglück, ihren Gatten durch den Tod zu verlieren. Sie zog nun auf eine kleine Besitzung in Jugenheim an der Bergstraße, um sich in stiller Landeinsamkeit ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Poesie zu widmen. Leider wurden ihre Tage hier durch das lange Leiden und den Tod ihres als Gelehrten rühmlich bekannten Schwiegersohnes Dr. Johann Wilhelm Wolf bitter getrübt. Seit dem Jahre 1860 lebte sie wieder in Darmstadt, wo sie am 22. Januar 1872 starb, nachdem ihr ihr Sohn Wilhelm P. wenige Monate vorher im Tode vorangegangen war. — Die eigenen Poesien der Dichterin („Ge-

dichte", 1844; „Ein Kranz den Kindern", 1844; „Neue Gedichte", 1851), so sehr sie auch von dem Geiste der englischen Poesie durchdrungen sind, tragen doch alle den Stempel der größten Selbstständigkeit. Von sinniger Naturanschauung, lebendiger und reiner Empfindung, Feinheit und Tiefe eines echt weiblichen Geistes zeugend, lenkten sie bald die Aufmerksamkeit auf die Dichterin hin. Ein ansprechendes beschreibendes Talent ist ihr eigen, das über die Sprache und Form mit großer Sicherheit gebietet; dies tritt besonders auch hervor in ihren Sonettenkränzen „Abälard und Heloise" (1849) und „Oskar und Gianetta" (1850). Zu ihren Romanzen und epischen Dichtungen („Maryken van Nimwegen", 1853; „Sawitri", 1862; „Die sieben Raben", 1862) nimmt sie den Stoff gern aus der Mythen- und Sagenwelt, aber auch von der wirklichen Lebensbühne; ihr Interesse rankt sich selbst um Fragen der Zeit und Wünsche der Gegenwart. Ihre letzten poetischen Schöpfungen schlossen sich vorwiegend biblischen Stoffen an. Zuerst erschienen „Lilien auf dem Felde" (1864), eine Reihe von religiösen Dichtungen, die bei ihrem tiefen Gehalt und ihrer wohllautenden Sprache zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören. Dann folgte eine Reihe epischer Gedichte „Ruth. Biblische Dichtung" (1864); „Joseph und seine Brüder. Epische Dichtung" (1866); „Maria von Bethanien. Neutestamentliches Gedicht" (1867); „Die heilige Elisabeth. Episches Gedicht" (1870) und als Nachlese aus ihrer Hinterlassenschaft „Sagen und Legenden, nebst einem Anhang vermischter Gedichte" (1874). Selbst das dramatische Gebiet betrat sie mit „Maria Magdalena. Ein geistliches Drama in 5 A." (1870) und „David. Ein biblisches Drama in 5 A." (1874). Reinheit und Leichtigkeit der Sprache und des Versbaues zeichnen auch diese Dichtungen aus und sichern der Dichterin einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteratur.

Otto Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. Gütersloh 1879, S. 385. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, IV. Bd., S. 218. — J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, II. Bd., S. 357.

Franz Brümmer.

Plönnies: Wilhelm von P., großherzoglich hessischer Major, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete der Handfeuerwaffentechnik, wurde am 7. September 1828 zu Darmstadt als der Sohn eines Arztes und der Dichterin Luise von P. geboren, trat in den Infanteriedienst seines Heimathstaates, machte als Lieutenant im 2. Infanterieregiment die Feldzüge von 1848 und 1849 in Baden mit, wo er im letzteren Jahre in dem Gefechte bei Hemsbach schwer am Arme verwundet wurde, focht im October 1850 als Freiwilliger in den Reihen der Schleswig-Holsteiner vor Friedrichstadt, wurde aber durch körperliches Leiden schon 1862 gezwungen, den Militärdienst ganz zu verlassen. Gicht und Rheumatismus waren die Uebel, welche ihn für den Stand des Soldaten untauglich machten; er trug sich nun mit dem Gedanken, sich der Gottesgelahrtheit zu widmen, zu welcher sein frommer, strengkirchlicher Sinn ihn zog; ein Augenleiden verhinderte indessen die Ausführung und so blieb seine Thätigkeit hervorragend den Verbesserungen im Bereiche der Handfeuerwaffen zugewendet. Sie umfaßte von anfang an die Praxis wie die Theorie. Thatsächliche Früchte seiner Bestrebungen waren besonders eine Maschine zur Herstellung von Zündhütchen, ein Distanzmesser, Zielmaschinen, Derivationsvisire und Expansionsgeschosse, welche alle in mehr oder minderem Umfange bei deutschen und außerdeutschen Truppen zur Einführung gelangten; auf theoretischem Gebiete hat er durch eine Anzahl von Schriften gewirkt, deren Endziel die Annahme eines Hinterladungsgewehrs mit Einheitspatrone und möglichst kleinem Caliber war. Die bedeutendste derselben ist betitelt „Neue Studien über die

gezogene Feuerwaffe der Infanterie" (2 Bände, Darmstadt 1862—64), mit zwei Supplementen: „Das Zündnadelgewehr" (1865) und „Neue Hinterladungsgewehre" (1867); den Schluß bildet die von ihm mit dem Major Weygand gemeinsam bearbeitete, nach seinem Tode (1871) erschienene Schrift „Die deutsche Gewehrfrage", welche allgemeine Einführung der baierschen Werderwaffen empfahl. Auch nichtdeutsche Staaten suchten aus Plönnies' Kenntnissen Nutzen zu ziehen: 1857 war er längere Zeit in Rußland, 1866 in der Schweiz thätig; für andere Staaten und für größere Fabriken arbeitete er vielfach Gutachten aus; mehrere seiner litterarischen Erzeugnisse sind in fremde Sprachen übersetzt. Daneben war er, zum Theil auf den Erwerb durch die Feder angewiesen, auf vielen anderen Gebieten militärwissenschaftlichen Schaffens schriftstellerisch thätig; die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Cotta'sche Vierteljahrsschrift, die Darmstädter Allgemeine Militär-Zeitung, deren Redactionsausschusse er längere Zeit angehörte, der Spamer'sche Verlag (namentlich das „Buch der Erfindungen") rc. enthalten Beiträge seiner Feder; drei nebeneinander stehende Sterne zwischen zwei liegenden Strichen waren sein Zeichen (—* * *—). In allen seinen Arbeiten tritt ein deutsch-patriotischer Sinn zu Tage, so in der Schrift „Das deutsche Wehr- und Schutzwesen" (Darmstadt 1862), doch begegneten seine militärischen Ansichten, namentlich die in Beziehung auf Länge der Dienstzeit und auf Ausbildung in stehenden Lagern von ihm vertretenen, manchem Widerspruche. Daneben war er Dichter, sein „Leben des General von Knopf" (2. Auflage, Darmstadt 1867) ist eine Satyre auf das Soldatenspiel der Kleinstaaterei; die „Immortellen des Schlachtfeldes", welche dem Kriege 1870/71 ihren Ursprung verdanken, athmen wahren Dichtergeist. Andere Gedichte sind 1874, als Manuscript gedruckt, veröffentlicht, schon in ganz jungen Jahren schriftstellerte er auf germanistischem Gebiete, versuchte sich als Dramatiker rc. Gelähmt und fast erblindet starb er am 21. August 1871 zu Darmstadt.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1871, Nr. 50, 51. — Zernin, Aus der Geschichte der Allgemeinen Militär-Zeitung, Darmstadt 1877.

B. Poten.

Plössl: Simon P., geb. am 19. September 1794 in Wien, † ebendaselbst am 29. Januar 1868, war ein ausgezeichneter Präcisionsmechanikus und Optikus. Nach seiner Ausbildung in der Werkstatt von F. Voigtländer, in welcher er von 1812—1823 gearbeitet hatte, begründete er im letzteren Jahre ein eigenes Geschäft, aus welchem viele vorzügliche Instrumente hervorgingen. P. verfertigte zuerst aplanatische und achromatische Lupen, die er auch bei seinen großen Mikroskopen und Fernröhren verwendete. Seine Mikroskope waren zur damaligen Zeit, in den Jahren 1830—1840, zu den besten dieser Instrumentengattung gehörend. Den Werth seiner Mikroskope erhöhte P. durch seine vorzüglich ausgeführten Schraubenmikrometer (bis ein Hunderttausentel Zoll Ablesung) und Glasgitter (bis 2000 Linien auf einen Zoll). Allgemeine Anerkennung fanden die von ihm erfundenen Feldstecher, von denen er schon bis 1829 über 500 Stück in allen Ländern abgesetzt hatte. Ebenso hat sein dialytisches Fernrohr eine große Verbreitung gefunden. Wegen der Trefflichkeit seiner optischen Instrumente und der sorgfältig gearbeiteten Mikrometer war Encke von Plössl's Leistungen so befriedigt, daß er ihn einen würdigen Nachfolger Fraunhofer's nannte. Als Schriftsteller ist P. nicht thätig gewesen, aber seine Instrumente sind nach seinen Mittheilungen in verschiedenen Zeitschriften beschrieben.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handw. II, 473. — Baumgartner, Zeitschr. IV, 1837. — Zeitschr. für österr. Gymnasien 1868. — Wurzbach, Biogr. Lexikon Oesterreichs.

K.

Plotho: Erich Christoph Edler Herr von P. entstammte einem in dem Herzogthum Magdeburg begüterten altadeligen Hause. Er war geboren am 23. September 1707 als Sohn des nachmaligen preußischen Justizministers Ludwig Otto von P., des Vorgängers von Samuel v. Cocceji. Unter Anleitung des Vaters widmete sich P. der Rechtswissenschaft und vollendete seine Studien auf der Universität zu Frankfurt a O., einem Specialbefehl König Friedrich Wilhelm's I. folgend, hatte er sich dabei vornehmlich „auf die Reichssachen appliciret". Diesem Studiengange und der angesehenen Stellung, welche der 1731 gestorbene Vater innegehabt, verdankte es Erich Christoph, wenn er schon 1734 (30. März) von den Ministern des auswärtigen Departements dem Könige als Legationsrath für die Gesandtschaft zu Regensburg in Vorschlag gebracht wurde, und der König diesen Vorschlag ohne weiteres durch eine eigenhändige Marginalentscheidung annahm. Am 3. April erfolgte die Bestallung Plotho's, er ward gehalten, „zu seiner desto besseren Habilitirung" unter der „Direction und Anführung" des brandenburgischen Comitialgesandten Freiherrn von Danckelmann in den Reichssachen zu arbeiten. Schon nach wenigen Monaten wurde ihm für die Dauer eines Jahres ein selbständiger Auftrag zu theil, er ging als preußischer Unterhändler in das Erzstift Salzburg, um die sehr verwickelten Vermögensverhältnisse der ausgewanderten Salzburger Protestanten zu ordnen (Creditiv vom 22. Juni 1734). Im Sommer 1737 (20 August) erbat P. den Abschied von dem Regensburger Posten, da seine dauernde Anwesenheit auf den heimischen Gütern erforderlich geworden war; der König willigte ein, doch mit dem Vorbehalt, „daß bei einer sich ereignenden Gelegenheit selbiger zu fernerer Employ vorgeschlagen werden solle". Ein Gesuch Plotho's am 6. Juli 1739, ihn „in Berlin in dem Tribunal gnädigst zu placiren", fand umgehend Berücksichtigung. P. hatte über seine juristischen Kenntnisse eine Proberelation den Räthen des Tribunals vorzulegen, man „approbirete sie wol", da „er nicht allein eine deutliche und ordentliche Facti speciem cum extractu actorum prämittiret, sondern auch das Votum nach dem Reichsstylo verfertiget, also daß er anfänglich Formalia durchgegangen". Durch königlichen Erlaß vom 16. September wurde P. zum geheimen Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath mit einem Tractament von 700 Thalern ernannt. Abermals nach zwei Jahren, im Frühjahr 1741, wechselte P. seine Stellung von neuem; er ward zum zweiten Male im diplomatischen Dienste verwendet. König Friedrich sandte ihn, unter Beibehaltung des Titels eines Geh. Justizraths, nach Hannover als bevollmächtigten Minister. In der Zeit der Annäherung zwischen Preußen und Frankreich im Sommer 1741, war die Vertretung in Hannover, mit welchem Staate Friedrich nicht zu brechen wünschte, eine besonders schwierige und verantwortliche. P. wußte dem Könige manchen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten, zugleich aber wurde er am kurbraunschweigischen Hofe in dem Maße persona grata, daß man daran dachte, P. im Gefolge Georg's II., „der ihn gern sah, und bei dessen Ministerium er in sehr gutem Geruche stand", nach England zu senden. Der König entschied sich anders, P. nahm im Herbste seine Beschäftigung als Richter in Berlin von neuem auf.

Nach dem Ableben des Magdeburger Regierungspräsidenten von Dacheröden wurde der 35jährige P. zu dem höchsten Justizamte seiner Heimathprovinz auserkoren; am 5. November 1742 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Magdeburg. In dieser Stellung verblieb P. bis zum Jahre 1748. Noch einmal, nach Abschluß des Dresdener Friedens, war er nahe daran, den Justizdienst für eine gewisse Zeit mit dem auswärtigen Dienst zu vertauschen. Die Minister, unter denen besonders Podewils ihm gewogen erscheint, hatten dem Könige gerathen, daß P. eine Rundreise an die deutschen Höfe unternehmen

möge, um die Stimmen der einzelnen Fürsten für die Reichsgarantie des Dresdener Friedens zu gewinnen. 1748 erhielt P. zum zweiten Male auf sein Gesuch die Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst „in gnädigen terminis“. Er zog sich auf die Güter seiner Frau zurück und lebte mehrere Jahre im Hessischen auf Schloß Arnstein oder auch im Fränkischen auf den in Ansbach und Baireuth gelegenen Besitzungen seiner Frau Charlotte Wilhelmine Eleonore, einer geborenen Freiin von Bodenhausen. Durch die Heirath war P., dessen Privateinkommen früher nicht erheblich gewesen zu sein scheint, ein anerkannt reicher Mann geworden.

Dieser Wechsel in den Vermögensverhältnissen zeigte sich von entscheidendem Einfluß, als P. zum dritten Male in den preußischen Staatsdienst gezogen wurde. Der kurbrandenburgische Comitialgesandte von Pollmann war am 29. November 1753 gestorben, und es hielt schwer, einen allseitig geeigneten Nachfolger ausfindig zu machen. Das Gesandtengehalt von 1200 Thaler wurde für den Regensburger Posten als bei weitem nicht ausreichend angesehen, mehrere Persönlichkeiten lehnten aus diesem Grunde ab. König Friedrich aber wollte durchaus nicht die Summe erhöhen, er äußerte, es sei „nicht ein Mann nöthig, der große Figur mache, sondern einer, der des juris naturae und dabei der Gesetze, Herkommen und Gewohnheiten des Reichs sehr kundig sei, auch die Civilrechte verstehe“. Alle diese Kenntnisse fanden die Minister des auswärtigen Departements in dem ehemaligen Magdeburger Regierungspräsidenten und Regensburger Legationsrathe vereinigt, außerdem wiesen sie darauf hin, daß Plotho's bedeutendes Vermögen, welches jetzt außerhalb Preußens verzehrt würde, ihn in Stand setzen könne, den überaus großen, in Regensburg nothwendigen Aufwand aus seinen Privatmitteln zum Nutzen des preußischen Staates zu bestreiten; als Entschädigung beantragten sie für den Gesandten den Titel eines Wirklichen Geheimen Etats- und Kriegsministers. Diese Vorstellungen verfehlten bei dem Könige ihre Wirkung nicht. Am 19. Februar 1754 ward P. zum brandenburgischen Comitialgesandten und zum preußischen Staatsminister ernannt, am 22. April empfing er seine Instructionen, im Juli 1754 traf er in Regensburg ein.

Zwei Jahre hatte P. Muße, in den verwickelten Geschäftsgang seines neuen Amtes während des Friedens sich einzuleben. Dann brach der siebenjährige Krieg aus, und mit diesem traten an den preußischen Vertreter am Reichstage Aufgaben heran, welche die größten Fähigkeiten eines Diplomaten erforderten. P. hat das Vertrauen seines Königs glänzend gerechtfertigt. Den großen Feldherrn wie Winterfeldt, Schwerin, Prinz Heinrich und Seydlitz tritt der gleich energische, gleich unerschrockene, gewandte und kenntnißreiche Diplomat ebenbürtig zur Seite, seine Verdienste um die glückliche Durchführung des schweren Kampfes sind kaum geringere als diejenigen der Männer des Schwertes auf dem Schlachtfelde. P. hatte einen sehr harten Stand gegenüber dem maßgebenden Einfluß, welchen Oesterreich und die Anhänger des Kaisers auf viele Mitglieder der deutschen Reichsversammlung ausübten. Er zeigte sich stets auf dem Platze: kein Vorgehen der kaiserlichen Partei, kein Erlaß des Reichshofraths, kein von den Gegnern durchgesetzter Beschluß blieb ohne Entgegnung, ohne Protesterklärung. Durchaus vertraut mit der wechselvollen Geschichte der Reichsversammlung, eingeweiht in alle Irrgänge des Reichsrechts, ein tüchtiger Jurist und ein gewandter, erfahrener Diplomat in einer Person, war P. niemals in Verlegenheit ob der Wahl der geeigneten und wirksamen Kampfesmittel; unermüdlich blieb er im Angriff wie in der Vertheidigung. In seiner scharfen Gegnerschaft wider Oesterreich und wider die nichtigen verknöcherten Formen des Reichstagswesens vereinigten sich bei dem begeisterten Anhänger Preußens,

bei dem eifrigen Lutheraner, bei dem lebhaften, durchaus praktischen, nur das reale achtenden Manne zu gleicher Zeit politische, religiöse und persönliche Motive. Wie vor 130 Jahren der junge Goethe und seine Frankfurter Freunde dem schneidigen Auftreten Plotho's gegen den kaiserlichen Abgesandten, den Notarius Aprill, zugejubelt haben, so ist die Erinnerung an jenen drastischen Vorgang im Gedächtniß des preußischen und deutschen Volkes haften geblieben als ein sprechendes Zeugniß für die Ohnmacht der alten, glücklich überwundenen Staatsformen. Der Notarius Aprill überbrachte die kaiserliche Citation für den mit der Reichsacht zu bestrafenden Markgrafen von Brandenburg. Als P. das Actenstück gelesen hatte, ist er, wie der arme Notarius in einer langen Schrift erzählt hat, „mit zitternden Händen und brennenden Angesicht, beide Arme in die Höhe haltend, gegen mir aufgefahren und in diese Formalia wider mich ausgebrochen: Was, Du Flegel, insinuiren?“ er „stoßete und schube sothane Citation benebst dem Opponendo vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, druckete mich bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinaus und ruffete zu den zweien Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter“. Als die Reichsacht über den König von Preußen verhängt werden sollte, setzte es P. durch, daß von dem corpus Evangelicorum ein Beschluß über die Ungültigkeit dieser Acht gefaßt wurde, und dies unter dem Directorium und mit Zustimmung des kursächsischen Vertreters, d. h. des Vertreters gerade jenes Staates, auf dessen Klagen hin der Reichshofrath sein Verfahren gegen Friedrich eingeleitet hatte.

König Friedrich nahm persönlich an den Fragen der Reichspolitik sehr geringen Antheil. Nur selten griff er durch seine Kabinetsbefehle in diese ihm gleichgültigen und, wie er oft versichert, ganz unbekannten Verhältnisse ein. Er ermuntert wol hin und wieder den Gesandten „herzhaft zu schreien und sich zu bewegen und die Termes nicht zu menagiren“; er sieht es nicht ungern, wenn dieser öffentlich vor dem gefahrdrohenden Bunde der katholischen Großmächte warnt; im Anfang des Jahres 1757 macht P. den Vorschlag, mit der gegen den Reichskrieg stimmenden Minorität von der Regensburger Versammlung sich loszusagen und in Goslar oder Nordhausen einen Gegenreichstag zu versammeln, bereitwillig geht der König auf solche Pläne ein; als man 1758 mit der Reichsacht droht, da weist er seinen Gesandten an, „den kaiserlichen Thron nunmehr als vacant und den Kaiser solcher Würde für unfähig zu declariren“ und die Kurfürsten zu einer Neuwahl aufzufordern. Von solchen einzelnen Fällen abgesehen, überließ Friedrich II. die Leitung der Reichspolitik den Ministern des auswärtigen Departements. In der mit P. geführten Cabinetscorrespondenz treten andere Fragen in den Vordergrund. Es sollte P. nach des Königs Absicht nicht bloß die Vertretung am Reichstage selbst führen, er sollte auch den Vermittler spielen für den diplomatischen Verkehr mit allen jenen deutschen Fürsten, an deren Höfen besondere preußische Gesandte nicht beglaubigt waren. So brachte P. 1756 einen Ausgleich mit Mecklenburg zustande, als über preußische Werbungen Differenzen ausgebrochen waren; durch ihn gingen Besprechungen über einen zwischen dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Preußen-Hannover abzuschließenden Subsidienvertrag; auf den Schwager des Königs, den Markgrafen von Ansbach, mußte P. durch einen directen Briefwechsel einzuwirken suchen, um ihn von der Zustimmung zum Reichskriege abzuhalten; nach der Schlacht bei Prag sollte P. die Neutralitätsconvention mit Baiern zum Abschluß bringen; mit den unzufriedenen Protestanten in Württemberg und den in großen Schaaren desertirenden württembergischen Soldaten knüpfte er Verbindungen an; 1758 und dann wiederum 1762 und 1763 führte er mit den süddeutschen Staaten, mit Baiern, Würzburg, Bamberg

die Verhandlungen zur Annahme der Neutralität. Es war keine bedeutende Stadt im Süden, in der nicht P. während des Krieges seine Agenten gehabt hätte; in Basel beispielsweise wirkte für ihn der bekannte Philosoph und Politiker Isaak Iselin (s. A. D. B. XXIII, 772). Als ein höchst geschickter Unterhändler und ein trefflicher Menschenkenner wußte P. allenthalben Beziehungen anzubahnen, von allen Seiten politische und militärische Nachrichten einzusammeln. Auch über des deutschen Reiches, seines eigentlichen Wirkungskreises, Grenzen hinaus gingen Plotho's Bemühungen. So versuchte er, ähnlich wie die Markgräfin von Baireuth, mit einflußreichen Persönlichkeiten in Frankreich Verhandlungen einzuleiten, um einen Sonderfrieden zwischen Preußen und Frankreich zustande zu bringen. Den Hauptnachdruck aber legte der König auf Plotho's Verbindungen in Oesterreich. Mit der Thätigkeit, welche Plotho's Agenten in den habsburgischen Erblanden entfalteten, beschäftigt sich ein großer Theil der Cabinetscorrespondenz. Fortdauernd sandte P. seine werthvollen Mittheilungen über die kriegerischen Absichten der Oesterreicher, über Veränderungen im Militärwesen, über den Zustand des Finanzwesens, die Stimmungen am Wiener Hofe und in der Bevölkerung; mehr als einmal haben gerade Plotho's Nachrichten entscheidend auf die strategischen und diplomatischen Entschließungen des Königs eingewirkt. P. war es auch, durch den gewisse Beziehungen König Friedrich's zu den Unzufriedenen im österreichischen Staate unterhalten wurden, vor allem zu den Protestanten in Ungarn. Von hohem Interesse ist in dieser Hinsicht ein in Plotho's Nachlaß neuerdings zum Vorschein gekommenes Cabinetsschreiben (wird veröffentlicht Polit. Correspondenz XV, 170. 171) unmittelbar vor der Koliner Schlacht; unter den wenigen Aeußerungen über die Absichten des Königs nach einem etwaigen Siege bei Kolin vielleicht die merkwürdigste. Friedrich plante, einen Theil seiner Armee durch Mähren bis an die Grenzen Ungarns vorzusenden und mit den Protestanten Ungarns zum Kampfe wider Habsburg sich zu vereinigen; er verspricht den ungarischen Glaubensgenossen, nicht eher Frieden zu schließen, „als bis daß ihnen in solchem Frieden ihre beständige Religionsfreiheit nach ihren Rechten und Privilegiis zugestanden und versichert worden wäre“. Diese Unterhandlungen, welche allerdings durch die Niederlage bei Kolin vereitelt wurden, waren von P. eingeleitet worden; er allein wußte um dieselben, er allein hatte sie weiter führen sollen.

König Friedrich war mit der Haltung Plotho's außerordentlich zufrieden und verfehlte nicht, bei verschiedenen Anlässen sein Wohlwollen zu erkennen zu geben. Gern und willig gewährte er die hohen Geldbeträge, welche für Plotho's vielfache Wirksamkeit, für die Unterhaltung der Agenten nothwendig wurden. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges aber sandte P. eine neue, sehr bedeutende Gesammtrechnung für die Zeit des Kriegs ein; Friedrich war über diese „Apothekerrechnung“ höchst verdrossen, er wies auf die bereits gezahlten Summen hin und verweigerte die Anerkennung der neuen Forderungen. In dem Bestreben, nach den großen Verlusten des Krieges allenthalben auf das Aeußerste zu sparen, ist der König seinem Princip zu Liebe in dieser Sache gegen P. nicht ganz gerecht aufgetreten. Die Forderungen Plotho's waren, wie die weit besser als der König unterrichteten Minister anerkannten, durchaus berechtigt, und P. hatte aus seinen Privatmitteln bereits sehr hohe Zuschüsse gemacht. Andererseits aber war ein Mißtrauen des Königs gegen P. in solchen Geldfragen doch nicht ganz unbegründet. Als auf Grund eines Uebereinkommens mit dem Salzburger Erzbischof in den Jahren 1756 und 1757 der Rest der rückständigen Emigrantengelder an die preußische Gesandtschaft in Regensburg ausgezahlt worden war, da hatte P. einen Theil dieser Gelder, 18 427 Thaler 8 Ggr., nicht der Gumbinnenschen Kammer abgeliefert, sondern zurückbehalten zur Bestreitung der großen Kosten,

die sich aus seiner vielseitigen Thätigkeit im Interesse des Königs ergaben. Zur Rechtfertigung führte P. an, die königlichen Kassen in Berlin hätten während des Krieges keine Zahlungen ihm leisten können, zudem sei der Verkehr, besonders der Geldverkehr zwischen Berlin und Regensburg zeitweise gänzlich unterbrochen gewesen; daher habe er zunächst fast sein ganzes eigenes Vermögen und einen Theil des Vermögens seiner Frau zugesetzt, und als auch dieses nicht ausreichte, da habe er sich so gut wie möglich zu helfen gesucht, und „gleich wie David die Schaubrode“ so habe er die bereit liegenden Salzburger Gelder angreifen müssen. Der König nahm auf die Darlegungen Plotho's keine Rücksicht, er äußerte sich mit sehr scharfen und heftigen Worten, gleich als habe P. Staatsgelder für seine Privatzwecke unterschlagen. Der Gesandte erbat den Abschied, am 26. April 1766 wurde ihm dieser zutheil. Der König befahl, „den Weg der Justiz einzuschlagen“, er ließ die Execution verhängen. Da sich ergab, daß der Gesandte ein eigenes Vermögen nicht mehr besaß — er scheint in der That während des Krieges alles verloren oder zugesetzt zu haben — so wurden die ihm jährlich zustehenden Zinsen (392 Thaler) von den Besitzungen des Bruders auf Parey seitens des preußischen Staates einbezogen. Die Minister des Generaldirectoriums und des auswärtigen Departements vereinigten sich zu einer gemeinsamen Vorstellung bei dem Könige (30. April 1770), sie baten, das Verfahren gegen P. einzustellen, indem sie auf des ehemaligen Gesandten große Verdienste hinwiesen und erklärten, es sei „zwar nicht juridice, jedoch höchst wahrscheinlich nachgewiesen“ worden, daß die Salzburger Gelder von P. allein zu nothwendigen dienstlichen Ausgaben verwendet worden seien. Dem ungeachtet beharrte der König hartnäckig auf seinem Willen, die jährliche Einziehung der Zinsen aus Parey nahm ihren Fortgang und erst nach Plotho's Tode im J. 1788 ist die ganze Summe abgetragen worden. P. verlebte diese traurigen letzten 20 Jahre auf den Gütern seiner Gemahlin in den Markgrafschaften Ansbach und Baireuth; außerhalb seines Vaterlandes starb er am 27. Januar 1788.

Das Andenken Plotho's ist für alle Zeiten gesichert durch die ehrenden Worte mit welchen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ des tapferen Mannes Erwähnung thut. Als brandenburgischer Abgesandter erschien P. im Frühjahre 1764 zur römischen Königswahl in Frankfurt a M. Obschon er „durch eine gewisse Spärlichkeit sich auszeichnete“, so wurden doch alle anderen in Reichthum prunkenden Gesandten in Schatten gestellt durch diesen „diplomatischen Helden“. „Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte“. „Lebhaft und munter“, unter all den steifen Perrücken das Ceremoniell verachtend „ward er von uns als ein würdiger Abgesandter Friedrichs II. bewundert“.

Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin. (Correspondenz des Königs mit P. in den Cabinetsacten, Rep. LXXXXVI; Correspondenzen des Ministeriums aus der Regensburger Zeit in Rep. X; aus der hannoverschen Zeit, Rep. XI, 140; Personalacten über den diplomatischen Dienst in Rep. IX, über die Stellung als Tribunalsrath, Rep. XVIII; als Regierungspräsident in den Magdeburger Acten, Rep. LII; Plotho'sche Familienacten in Rep. XXII; die Salzburger Angelegenheiten in den Salzburger Colonistenacten des Generaldirectoriums, Abth. Ostpreußen.) — Acten des königlichen Hausarchivs. (An das Hausarchiv ist durch Kauf ein Theil des Plotho'schen Nachlasses und des Regensburger Gesandtschaftsarchivs aus der Zeit des siebenjährigen Krieges gelangt.) — Acten und Drucksachen des Plotho'schen Familienarchivs in Parey. (Mittheilungen des Herrn Ritt-

meisters Freiherrn von Plotho auf Parey.) — Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, Bd. I, V, X, XI, XII, XIII, XIV (Berlin 1878—1886); weitere Correspondenzen zwischen dem Könige und P. in den in Vorbereitung begriffenen Bänden. — Klaproth-Cosmar, Preuß. Staatsrath, S. 434 ff. (402 der Vater; über diesen auch Isaacsohn, Preuß. Beamtenthum III, 26—28, 409, 410). — Schäfer, Siebenjähr. Krieg in I, IIa und IIb (vgl. das Gesammtregister am Schlusse). — Huschberg-Wuttke, die drei Kriegsjahre 1756—1758 passim. — Preuß, Friedrich der Große, II, 25. 27. 338. 397 ff. — Einzelnes aus dem siebenjährigen Kriege in den verschiedenen Bänden der gleichzeitigen Sammelwerke „Teutsche Kriegskanzlei“ und „(Danziger) Beyträge zur neueren Staats- und Kriegsgeschichte“. — Droysen, Preuß. Politik V, 1 u. a. S. 291. 298. — Beheim-Schwarzbach, Hohenzollern'sche Colonisationen, S. 213. 214; ders., Friedrich Wilhelms Colonisationswerk in Litthauen, 222. 225. 226. 397. — Goethe, Sämmtl. Werke (1851, Cotta. 30 Bde.) Bd. XVII, S. 164. 170. — Ein Bildniß P.'s in Oncken, Zeitalter Friedrichs des Großen II, 175.

Naudé.

Ploetz: Karl Julius P., der Verfasser der Lehrbücher der französischen Sprache, ward in Berlin als Sohn eines Wachtmeisters bei den Garde-Ulanen am 8. Juli 1819 geboren. Der Vater erlangte für den geistig begabten und strebsamen Knaben eine Freistelle im Alumnat des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, dessen Director damals Meineke war. Hier legte P. in den 6 Jahren von 1833—39 den soliden Grund seiner classisch-humanistischen Bildung. Er verließ das Gymnasium, von einem unbestimmten Triebe ins Weite geleitet, mit dem damals ganz ungewöhnlichen Plane, moderne Sprachen zu studiren, indem er sich die Mittel dafür durch Unterrichtgeben erwarb. Nach einem Jahre der Vorstudien in Berlin zog er im März 1840 nach Paris. Bald fand er Freunde, Gönner und Beschäftigung, so daß er mit deutschen Stunden und Correspondenzen für Berliner Zeitungen die Mittel des Unterhalts erwerben konnte. Er studirte an der Sorbonne, sein Hauptstudium aber blieb die französische Sprache. Im April 1843 übernahm er die Begleitung eines reichen Amerikaners durch Deutschland, löste jedoch in Leipzig dies Verhältniß wieder und kehrte nach Berlin zurück. Hier beendigte er nun seine philologischen Studien, ward zugleich Hauslehrer beim Grafen Königsmarck, erwarb 1845 den philosophischen Doctor, bestand im Jahre danach das Oberlehrerexamen und absolvirte sein Probejahr beim französischen Gymnasium. Im März 1848 als Collaborator und französischer Lehrer an das Lübecker Gymnasium berufen, gründete er zugleich einen eigenen Hausstand in glücklicher Ehe, aus der drei Söhne und eine Tochter entsproßen. Inzwischen war bereits 1847 bei Herbig das erste seiner französischen Schulbücher erschienen: das „Vocabulaires ystématique“ (1879 in 16. Auflage gedruckt); 1884 folgten das „Elementarbuch der französischen Sprache“, die Schulgrammatik, das „Petit vocabulaire français“ und 1851 die Chrestomathie. Der Erfolg überstieg all seine Erwartungen. Ueberall an den Schulen wie in Privatkreisen durch ganz Deutschland fanden seine in der That ausgezeichneten Arbeiten Eingang. Es war zum ersten Male, daß die Methode des französischen Unterrichtes mit dem Geiste classisch-philologischer Schulung durchdrungen und doch dabei der Fehler vermieden wurde, die Methode des Unterrichtes der alten Sprachen äußerlich auf die moderne anzuwenden. Sein Ziel ist nicht die formale Schulung des Geistes am Sprachstoff, sondern die Einführung in das innerste Wesen der Sprache zum Zweck des Sprechens aus dem Geiste der Sprache heraus. Seine Methode folgt der Analogie des Unterweisens in der Kunst. So sehr er dadurch in der That der Regenerator

des Unterrichtes in den lebenden Sprachen und ohne Frage der erste französische Sprachmeister seiner Zeit geworden ist, so nahm doch er selbst bescheidener Weise nur das Verdienst in Anspruch, die Seidenstücker'sche Grammatik vervollkommnet zu haben. Er arbeitete unausgesetzt fort an seinem Werke; jede neue Auflage eines Buches brachte eine neue Durcharbeitung des Stoffes. Auch ließ er es sich nicht verdrießen, bei erkannten Mängeln älterer Werke sie durch vollständig neue zu ersetzen. So sind allmählich 28 Werke in zahlreichen Auflagen erschienen. Das Lehrbuch der französischen Sprache z. B. erschien 1880 in 33. Auflage und ist in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet.

Als Bericht über eine im J. 1852 unternommene Reise nach Paris veröffentlichte P. seine oft aufgelegte „Voyage à Paris". In den Jahren 1857 und 1858 machte er eine längere Reise über Paris, Rom, Süditalien, Athen, zurück über Italien nach Paris, London und in die Schweiz. Im J. 1852 als vierter Lehrer ans französische Gymnasium in Berlin berufen, rückte er 1858 mit dem Titel Professor in die dritte Lehrerstelle vor. Ein Streit jedoch mit dem Consistorialrath Fournier, welcher den Religionsunterricht am Gymnasium gab und dem gegenüber P. seiner Ansicht nach nicht volle Genugthuung erlangte, veranlaßte ihn 1859, seinen Abschied zu nehmen. Stets thätig fortarbeitend, indem er seine Methode jetzt auch auf lateinische und geschichtliche Lehrbücher anwandte, lebte er nun zuerst in Charlottenburg, dann seit 1864 — doch mit Ausnahme der Kriegszeit von 1870 und 1871 — in Paris. Auf einer Reise in Wiesbaden 1879 von einem schweren Schlaganfall betroffen, siedelte er noch mit der Familie nach Görlitz über, erlag aber hier am 6. Februar 1881 einem zweiten Schlaganfall.

G. v. Loeper, Professor Karl Ploetz, Berlin 1881. v. L.

Plotze: Borchard P., auch Plocze geschrieben, war einer der ältesten Magister in der Rostocker Artistenfacultät. Er war aus Stralsund gebürtig, wo seine Familie und darin derselbe Vorname im 14. Jahrhundert im Rath vorkommt. Am 15. März 1368 wird Borchardus Plotze als Stralsunder Rathsherr in Rostock genannt, am 16. März ward er mit zwei anderen zum Hauptmann der Stralsunder im Waldemarischen Kriege gegen die Dänen gewählt, 1369 war er mit Gherard Kannemaker deren Führer vor Helsingborg, und am 2. Juli 1370 urkundet er namens der Hansestädte mit in Bohus über den fünfjährigen Stillstand mit Norwegen. Nach der damals üblichen Art der Namengebung war der Gelehrte sein Enkel. 1406 wurde er Baccalarius in arte und in jure in Prag, bei der Auswanderung der Universität zog er mit nach Leipzig und wurde da Magister, 1420 wurde er vom ersten Decan Hermann von Hamme (s. A. D. B. X, 479) in Rostock in die Artistenfacultät aufgenommen, im Sommer 1421 war er schon Decan, 1422 Rector. Hier wurde er auch Magister in jure canonico. Als nach des Kaisers Acht und Aberacht und dem Interdicte über Rostock die Universität auf Befehl des Baseler Concils im März 1437 nach Greifswald auswanderte, war P. unter den fortziehenden Gelehrten, in dieser Verbannung promovirte er zum Doctor der Theologie und kam als solcher 1443 mit der Universität nach Rostock zurück, wo er 1451 zum zweiten Male Rector wurde. Neben seiner Professur war er Lector am Dom zu Hamburg, der vierte seit der Begründung im J. 1408. Obschon er in Hamburger Urkunden erst 1449 genannt wird, ist er doch der unmittelbare Nachfolger des am 29. Mai 1432 verstorbenen Lectors (Domherren) Johannes Holt, der ebenfalls Rostocker Professor war. 1452 starb er und hinterließ der Lecturbibliothek eine „Manipula Florum" und zwei Lecturen oder Quästionen des berühmten Hinricus Toke („Deus primus meorum et dominus me" und „Sicud (!) Deus patrem meorum"), mit dem er befreundet gewesen zu sein scheint.

Sein Nachfolger in der Lectur wurde der Erfurter Professor der Theologie M. Johannes Langediderik aus Wismar (auch Johannes Lange de Wismaria oder Johannes de Wismaria genannt), inscribirt in Erfurt Ostern 1425, Rector der Universität daselbst Ostern 1450; der 1455 die Lectur resignirte und am 1. Mai 1462 zu Lübeck starb.

Krabbe, Univ. Rostock (wo P. im Register fehlt). — Krause, Zur Gesch. der ersten Jahre der Univ. Rostock im Gymn. Progr. 1875, S. 16 ff. — Ed. Meyer, Gesch. des Hamburg. Unterrichtswesens im M.-A., Hamb. 1843. — Ueber den älteren Borchard P. vgl. Hanserecesse.

Krause.

Ploucquet: Gottfried P., geb. am 25. August 1716 in Stuttgart, † in Tübingen am 13. September 1790, Sohn eines Gastwirthes, dessen Eltern bei Aufhebung des Edictes von Nantes Frankreich verlassen hatten, machte seine Vorbereitungsstudien am Gymnasium seiner Vaterstadt und trat (1732) in das theologische Stift zu Tübingen ein, woselbst ihn besonders Isr. Gottl. Canz (s. A. D. B. III, 768 f.) anregte, die Schriften Wolff's zu studiren. Nachdem er (1737) die theologische Prüfung auf Grund einer „Dissertatio, qua Varignonii demonstratio possibilitatis transsubstantiationis enervatur“ (gedruckt 1740) bestanden hatte, wirkte er als Vicar in Sachsenheim, Laichingen, Derdingen und Pfeffingen, dann einige Zeit als Hauslehrer bei Freiherrn v. Hiller in Gärtringen (im Schwarzwald), worauf er (1743) die Pfarrei in Röthenberg (ebd.) erhielt, von wo er (1746) als Diaconus nach Freudenstadt kam. Hier errang er durch Bearbeitung einer Berliner Preisaufgabe den Erfolg, daß seine Abhandlung „Primaria monadologiae capita“ (1748), welche sich ganz an Leibniz anschloß, das Accessit erhielt und ihm die Ehre brachte, in die Berliner Akademie aufgenommen zu werden. In gleicher Richtung bewegte sich sein „Methodus tractandi infinita in metaphysicis“ (1748), sowie „De corporum organisatorum generatione“ (1749). Durch diese Schriften hatte er das Augenmerk des Ministers Hardenberg (s. A. D. B. X, 560), sowie des Herzogs Karl Eugen auf sich gezogen, und durch die persönliche wärmste Fürsprache des letzteren kam es, daß P. im J. 1750 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der Universität Tübingen erhielt, wobei er als Antrittsprogramm „De materialismo cum confutatione libelli L'homme machine“ (gegen Lamettrie) schrieb. Seine mit Eifer und Erfolg ausgeübte Lehrthätigkeit fand eine kurze Unterbrechung, als er (1778) während eines Jahres aushilfsweise an der Militärakademie zu Stuttgart docirte. Im Februar 1782 wurde durch einen Schlaganfall seine Geisteskraft dauernd gelähmt, so daß er die letzten acht Jahre seines Lebens in völligster Zurückgezogenheit verbrachte. Seine vier systematischen Schriften „De substantiis et phaenomenis“ (1752, 2. Aufl. 1764), „Fundamenta philosophiae speculativae“ (1759), „Institutiones philosophiae theoreticae“ (1772) und „Elementa philosophiae contemplativae“ (1778, 2. Aufl. 1782) bieten in der Hauptsache sämmtlich den gleichen Inhalt dar und unterscheiden sich wie verschiedene Auflagen nur durch fortschreitende Erweiterungen einzelner Theile. P. hatte sich allmählich von Leibniz bezüglich der Monadenlehre, wie er selbst bekennt, abgewandt und bekämpfte nunmehr auch die prästabilirte Harmonie, aber in dem Probleme der Theodicee und der sittlichen Selbstvervollkommnung lehnte er sich noch immer an Leibniz an; die Frage über den influxus physicus zwischen Leib und Seele glaubte er durch einen in das Wesen der Seele selbst zurückverlegten Dualismus des Sinnlichen und Geistigen beseitigen zu können. So gehört er, der immer in der mathematischen Methode Wolff's schrieb, als ein Hervorragender zur Schule der

Leibniz-Wolff'schen Eklektiker, indem er neben einer Wolff'schen Metaphysik auch dem damals auftauchenden psychologischen Subjectivismus einen Einfluß gestattet und zuweilen selbst an Berkeley erinnert. Dies zeigt sich auch in seiner Schrift „De origine sermonis“ (1770), d. h. einer Bearbeitung jener Berliner Preisaufgabe, bei welcher Herder gekrönt wurde. Ein eigenthümliches Verdienst glaubte P. sich durch seine Lehre vom „logischen Calcul“ erworben zu haben, welche er in „Methodus tam demonstrandi directe omnes syllogismorum species quam vitia formae detegendi“ (1763) und in „Methodus calculandi in Logicis praemissa commentatione de arte characteristica“ (1764) darlegte und gegen ein ähnliches Unternehmen Lambert's (s. A. D. B. XVII, 556) durch die Schrift „Untersuchung und Abänderung der logikalischen Construction Herrn Prof. Lambert's“ (1765) vertheidigte. Während P. hierbei dasjenige, was Leibniz in der characteristica universalis beabsichtigte, als zu weit gehend ablehnte, knüpfte er doch im Grunde an desselben ars combinatoria an (ebend. Bd. XVIII, S. 173 u. 182); ausgehend von der anfechtbaren Annahme, daß jedes bejahende Urtheil eine Identität zwischen Subject und Prädicat ausspreche und sonach den Sinn einer Gleichung habe, glaubte er, durch Buchstabenzeichen zu algebraischen Operationen zu gelangen, durch welche die ganze Syllogistik überflüssig werde. Als Ordinarius der theoretischen Philosophie hatte er die Pflicht, die damals üblichen Promotionsprogramme zu verfassen, und so erschienen von ihm zwischen 1752 und 1781 nicht weniger als 58 Abhandlungen, von welchen er später 26 in eine Sammlung unter dem Titel „Commentationes philosophicae selectiores“ (1781) vereinigte (durch die Nummern 21, 23 u. 25 dieser Sammlung ist das von Balth. Haug, das gelehrte Würtemberg, S. 143 ff. gegebene Verzeichniß zu ergänzen); er besprach in denselben zahlreiche Einzelfragen der Philosophie und rationellen Theologie, führte den Kampf gegen Locke, Helvetius, Robinet und Bayle, und lieferte mancherlei Beiträge zur Geschichte der antiken Philosophie.

Andenken Gottfr. Ploucquet's (1790 anonym). — Aug. Friedr. Böck, Sammlung der Schriften, welche den logischen Calcul Herrn Prof. Ploucquet's betreffen (1766).

Prantl.

Ploucquet: Wilhelm Gottfried P., Arzt, ist am 20. December 1744 in Röthenberg (Würtemberg) geboren. Er hatte in Tübingen Medicin studirt und war daselbst auf Grund einer Dissertation „de vi corporum organisatorum assimilatrici“ 1766 promovirt worden. Im J. 1782 wurde er zum Prof. ord. der Medicin an der Universität in Tübingen ernannt und in dieser Stellung ist er bis zu seinem am 12. Januar 1814 erfolgten Tode verblieben. — P. ist durch zwei litterarische Arbeiten bekannt, durch eine kleine Schrift „nova pulmonum docimasia“ (1782, in erweiterter Form unter dem Titel „Commentarius medicus in processus criminales supra homicidio, infanticidio et embryotomia“ 1787 erschienen), in welcher er die von ihm gelehrte Methode der Lungenprobe zur Constatirung des verbrecherischen Todes von Neugeborenen mitgetheilt und mit derselben einen äußerst wichtigen Beitrag zur forensischen Medicin geliefert hat, und durch sein großartig angelegtes, leider aber wenig vollständiges und nicht verläßliches bibliographisches Werk „Initia bibliothecae medico-practicae realis, sive Repertorium med.-practicum et chirurgicum reale“, das zuerst in 12 Bänden und 4 Supplementbänden 1793—1800, und als Fortsetzung desselben: Litteratura medica digesta“ in 4 Bänden und einem Supplementbande. 1808, 1809, 1814 erschienen ist. Außerdem hat P. zahlreiche kleinere medicinische Abhandlungen, Lehrbücher und andere, die verschiedensten Gebiete der Medicin

und auch die Thierheilkunde betreffende Schriften veröffentlicht, denen eine größere Bedeutung nicht beigelegt werden kann.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften P.'s findet sich in Biogr. méd. Tom. VI, pag. 450—54. A. Hirsch.

Plücker: Julius P., geb. am 16. Juli 1801 zu Elberfeld, † am 22. Mai 1868 zu Bonn, war der älteste Sohn des Kaufherrn Joh. Julius P. in Elberfeld. Da es in dieser Stadt damals keine höhere Schulanstalt gab, wurde P. auf das unter der Leitung von Kortum stehende Gymnasium zu Düsseldorf geschickt. Nach beendeter Schulzeit studirte er in Bonn, Berlin und Heidelberg Mathematik und Physik. Im J. 1824 reiste er zu einem längeren Aufenthalte nach Paris, um sich mit der Methode und den Arbeiten der französischen Mathematiker vertraut zu machen. Die hier erhaltenen Anregungen wurden für Plücker's mathematische Arbeiten von entscheidendem Einflusse und es entstanden auch in Paris Plücker's ersten Arbeiten auf dem Gebiete der analytischen Geometrie. 1825 habilitirte sich P. als Docent der Mathematik in Bonn; 1829 wurde er daselbst außerordentlicher Professor. In gleicher Stelluug wirkte er dann 1833 in Berlin, wo er zugleich Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium war. 1834 erhielt er eine ordentliche Professur an der Universität Halle, verblieb aber daselbst nur bis 1836, in welchem Jahre ihm die gleiche Stellung in Bonn übertragen wurde. 1837 verheirathete er sich mit Frl. Altstätten, welche ihn, nebst einem einzigen Sohne, überlebt hat. In Bonn war bald nach der Berufung Plücker's der Professor der Physik, von Münchow, gestorben (30. April 1836) und wurde an P. die Leitung der physikalischen Sammlung übertragen. Da er bis dahin als Gelehrter nur auf dem mathematischen Gebiete thätig gewesen war, so entstanden Ränke, um ihn aus seiner Stellung als Professor der Physik zu verdrängen. Dies wurde Veranlassung, daß er sich von 1847 ab bis zu seinem Lebensende mit großem Eifer und glänzendem Erfolge physikalischen Untersuchungen widmete. In seinem letzten Lebensjahre litt P. an einer schmerzhaften Krankheit, der er nach qualvollen Leiden am 22. Mai 1868 erlag.

P. ist auf den beiden, zwar verwandten, aber doch sehr verschiedene Anlagen und Behandlungen erfordernden Gebieten der Mathematik und Physik in gleich hervorragender Weise thätig gewesen. Zur Charakteristik der die erste Lebensepoche Plücker's ausfüllenden mathematischen Arbeiten kann die folgende kurze Schilderung nach der Dronke'sche Biographie Plücker's dienen. Zunächst wandte sich P. der analytischen Geometrie zu. Bereits 1829 führte er in einem Aufsatze in Crelle's Journal eine neue Coordinatenbetrachtung ein, die sogenannten homogenen Coordinaten, indem er zur Bestimmung der Lage eines Punktes die Abstände von drei beliebig gewählten Graden in der Ebene in die Formeln einsetzte. Man erhält hierdurch homogene, bezw. symmetrische Formen, was häufig von großem Vortheil ist. Dies beweisen sowol Plücker's eigene Untersuchungen („Analytisch-geometrische Entwickelungen“ 2 Bde., Essen 1829—31), als diejenigen Anderer, wie z. B. das Werk von Salmon über die Kegelschnitte auf diese Methode gegründet ist. Die von Bobillier zuerst eingeführten abgekürzten Bezeichnungen, Symbole, wendete P. in ausgedehnter Weise an. Sofort ergab sich auf doppeltem Wege höchst einfach der Beweis für den von Steiner ohne Beweis angegebenen Pascal'schen Satz, ferner wurden die Theorien der Taction, der Osculation u. s. w. in fruchtbarster Weise ausgeführt. Im zweiten Bande des genannten Werkes ging P. von den Liniencoordinaten aus, deren Idee auch von Möbius ausgesprochen war. Die Gerade wird in ihrer Lage durch zwei Constanten, welche der Homogenität der Gleichungen wegen auf drei vermehrt werden können, bestimmt. Hieran knüpften sich die Theorien der Taction und

Osculation, die allgemeinste Erklärung des Brennpunktes einer Curve als des reellen Schnittpunktes imaginärer Tangenten. Diesem Werke folgte 1835 das „System der analytischen Geometrie" (Berlin 1835). Ausgehend von der allgemeinsten Auffassung der Coordinatenbestimmung begründet P. die Verwandtschaft geometrischer Constructionen und der sich daran anschließenden Uebertragungsprincipien, die Collineation, Reciprocität u. s. f. und behandelt dann die Curven zweiter und dritter Ordnung. Von den Letzteren giebt er ein vollständiges Verzeichniß von 219 Arten. 1839 erschien Plücker's Schrift über die höheren algebraischen Curven, 1842 sein „System der Geometrie des Raumes in neuer analytischer Behandlungsweise (Düsseldorf, 2. Aufl. 1852). Ebenso wie er in der Geometrie der Ebene die Liniencoordinaten einführte, so begründete er die Geometrie des Raumes auf die Plancoordinaten und gibt eine Reihe von Sätzen über die Flächen beliebigen Grades, die den Sätzen über Schnittpunktssysteme in der Ebene entsprechen. Vielfach wird mit Unrecht die Entdeckung jenes ganzen Gebietes von Sätzen Jacobi zugeschrieben.

Der Umstand, daß P. und Steiner, wenn auch auf verschiedene Methoden gestützt, dasselbe wissenschaftliche Feld bebauten und dieselben Probleme zu lösen suchten, brachte große Mißhelligkeiten hervor und veranlaßte, daß P. seine mathematischen Abhandlungen meist in ausländischen Zeitschriften veröffentlichte. Der großen Anerkennung, welche P. namentlich in England fand, steht wenig erfreulich gegenüber die Aufnahme seiner Arbeiten in Deutschland. Cayley äußert sich über P.: his discovery of the singularities of a plane curve is, it appears to me, the most important one beyond all comparison in the entire subject of modern geometry and which would alone be sufficient, to place the author of it in the first rank among the geometers of theire time. Und Sylvester sagt: P. may be said to have reformed geometry in its relation to analysis. There comes none between him and Descartes in this line. Theils die geringe Beachtung seiner Leistungen in Deutschland, theils die schon oben erwähnten Versuche, P. aus seiner physikalischen Stellung zu verdrängen, waren, wie wir jetzt sagen dürfen, die glückliche Veranlassung, daß sich P. von 1847 an, fast ausschließlich der Physik zuwendete. Zwar hatte P. bereits 1839 eine in die Physik fallende Abhandlung veröffentlicht, „Ueber die allgemeine Form der Lichtwellen". Aber diese Arbeit, sowie die 1847 erschienenen Abhandlungen „Ueber die Zurückwerfung des Lichtes von Oberflächen zweiter Ordnung" waren doch noch rein theoretische, an seine mathematischen Untersuchungen anschließende Arbeiten. Mit einer Abhandlung über das Ohm'sche Gesetz, 1847, betrat P. zuerst ein andres physikalisches Gebiet, und nun folgten vom Jahre 1848 ab eine Reihe glänzender physikalischer Entdeckungen, durch welche sich P. als ebenso ausgezeichneten Experimentator wie Theoretiker erwies. Bei der Wiederholung der Experimente Faraday's über die Einwirkung kräftiger Electromagnete auf alle Körper kam P. zur Entdeckung der eigenthümlichen Beziehung des Magnetismus zur Structur der Krystalle. Er zeigte, daß die Krystalle sich gegen die magnetischen Kräfte rücksichtlich ihrer krystallographischen Axen als entweder magnetische oder diamagnetische Körper verhalten. Ferner wies er den Einfluß nach, welchen die einen Körper umgebende Substanz bezüglich der Wirkung magnetischer Kräfte ausübt. Damit gelangte er zum Nachweise des magnetischen Verhaltens der Gase.

Diese Versuche führten ihn weiter zu theoretischen und experimentellen Untersuchungen über die Ursache des Magnetismus und Diamagnetismus, welche er mit einer großen Experimentalarbeit „Ueber das Gesetz der Induction bei paramagnetischen und diamagnetischen Substanzen" abschloß. Für diese Versuche bediente er sich in origineller und erfolgreicher Weise zur Messung der Größe des inducirten Magnetismus, einer Prägungsmethode, indem die zu inducirende

Substanz auf einer äußerst empfindlichen Waage angebracht und der Wirkung des Magnetismus ausgesetzt wurde. Diese erste Reihe von Plücker's Experimentalarbeiten schloß mit dem Jahre 1855. In diese Periode fallen aber noch einige andere, wenn auch nicht gleich bedeutende physikalische Arbeiten. Hierher gehören seine interessanten Versuche über das von Boutigny in neuer und überraschender Form nachgewiesene Leidenfrost'sche Phänomen, wonach Flüssigkeiten in der unmittelbaren Nähe sehr hoch erhitzter Körper nur in geringem Grade erwärmt werden. Wichtiger waren Plücker's Arbeiten über Thermometrie und über Dämpfe und Dampfgemenge 1852 und 1854. Die erstere Untersuchung behandelt die Ausdehnung des Wassers bei Temperaturen nahe der größten Dichtigkeit desselben. P. erfand hierfür ein eigenthümliches „compensirtes Thermometer", d. h. ein solches, welches die wahre Ausdehnung der Flüssigkeit unabhängig von der Ausdehnung des dieselbe einschließenden Gefäßes zu messen gestattet. Die zweite Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage über die Spannkraft der Dämpfe, welche sich aus gemischten Flüssigkeiten (Wasser und Alkohol) entwickeln. Hierzu wurde ein von Geißler erfundenes und von ihm Vaporimeter genanntes Instrument verwendet, nachdem P. dasselbe verbessert hatte. Die beiden letztgenannten Untersuchungen sind leider nicht, wie in Aussicht gestellt war, fortgesetzt worden. Bei Gelegenheit dieser Arbeiten hatte P. die außerordentliche Geschicklichkeit des Dr. H. Geißler in der Herstellung der feinsten Glasbläserarbeiten kennen und schätzen gelernt, was für die zweite Gruppe der hervorragenden Experimentaluntersuchungen Plücker's von besonderer Wichtigkeit wurde. Als Geißler die nach ihm benannten Röhren für die Lichterscheinungen elektrischer Entladungen im luftverdünnten Raume construirt hatte, entdeckte P. den Einfluß des Magnetismus auf das Lichtphänomen. Gleich bei den ersten Untersuchungen, 1857, bediente er sich zum Studium der besonderen Eigenthümlichkeiten des unter verschiedenen Umständen erzeugten Lichtes der spectralanalytischen Methode. In einer größeren Reihe von Abhandlungen zeigte er, daß die Natur des Lichtes einzig durch die innerhalb der Geißler'schen Röhren in äußerst geringen Mengen enthaltene Gasart bedingt wird, also die Spectra des elektrischen Lichtes in verschiedenen Gasen verschieden sind. Ferner legte er in einer gemeinschaftlich mit Hittorf veröffentlichten Arbeit dar, daß in demselben Gase das Spectrum des Lichtes von der bei der Erzeugung desselben vorhandenen Temperatur abhängig ist. Nach diesen Untersuchungen muß P. unzweifelhaft als der Begründer der modernen Spectralanalyse bezeichnet werden, welche dann später von Kirchhoff und Bunsen in so glänzender Weise verallgemeinert wurde. England ehrte die großen physikalischen Entdeckungen Plücker's 1866 durch die Ertheilung der an Ausländer höchst selten verliehenen Copley-Medaille, dem höchsten Ehrenzeichen Englands für wissenschaftliche Leistungen. Die Zahl von Plücker's Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften deutscher, englischer und französischer Sprache ist eine sehr große; ein ziemlich vollständiges Verzeichniß findet sich in der Dronke'schen Biographie.

A. Dronke, Julius Plücker, Professor der Mathematik und Physik an der Universität in Bonn. Bonn 1871. — Poggendorff's biogr.-litter. Handw. II. 475. — Proc. Roy. Soc. 1868/69 Vol. XVIII p. LXXXI.

Karsten.

Plüddemann: Hermann Freihold P., Historienmaler, geboren am 17. Juli 1809 in Colberg, † am 24. Juni 1868 in Dresden, war der Sohn eines angesehenen Colberger Kaufmanns und Schiffsrheders und begann, nachdem er 1819—1822 Zögling der Erziehungsanstalt in Gnadenfeld, 1824—1828 Schüler eines Gymnasiums in Magdeburg gewesen war und an letzterem Orte auch bereits bei dem Maler Sieg einigen Unterricht in der Kunst empfangen

hatte, seine Laufbahn unter der Leitung des Malers Karl Begas in Berlin. Drei Jahre verblieb er hier und fand in Friedrich Drake, Franz Kugler und Robert Reinick treffliche, seinen Bestrebungen förderliche Freunde. Dann begab er sich mit Reinick zusammen nach Düsseldorf und vollendete auf der dortigen Akademie während eines sechsjährigen Zeitraums seine künstlerische Ausbildung. Mehrere Bilder entstanden daselbst schon während dieser Jahre des Studiums: 1833 eine „Loreley", 1834 „Kaiser Karl mit Erzbischof Turpin bei der Leiche Rolands", 1836 das Gemälde „Columbus Land erblickend", welches in die Wagenersche Sammlung und von da in die Berliner Nationalgalerie gelangte. In der nächstfolgenden Zeit fand P. Gelegenheit zur Ausführung größerer Wandgemälde, von 1839 an in des Grafen Spee Schlosse zu Heltorf, wo er Kaiser Barbarossa's Tod und nach Karl Friedrich Lessing's Composition die Erstürmung von Iconium malte, 1843 in Elberfeld, wo er im Fries des großen Rathhaussaales „Das Mittelalter" darstellte. Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens, die er in Dresden verbrachte, mehrten sich die von P. ausgeführten Bilder noch ferner und bis zu einer stattlichen Anzahl, doch beschäftigte ihn in der Zeit von 1852—1856 fast ausschließlich die Arbeit für zwei Illustrationswerke, das von Georg Wigand herausgegebene deutsche Balladenbuch und die bei Meinhold in Dresden erschienene deutsche Geschichte in Bildern. Anschaulichkeit und sorgsamer Fleiß ist, was man an seiner Darstellungsweise lobend hervorhebt; die Gegenstände, welche von ihm mit besonderer Vorliebe und zum Theil wiederholt behandelt worden sind, gehören dem Zeitalter der Hohenstaufen (wie dies seinem schon in frühester Jugend durch seinen Verkehr mit Friedrich Ludwig Jahn angeregten, lebhaften patriotischen Sinne entspricht) und der Geschichte des Columbus an. Mehrere seiner Werke fanden Platz in öffentlichen Sammlungen. Sein der Nationalgalerie gehöriges Bild wurde bereits erwähnt; das Oelgemälde „Tod des Kaisers Barbarossa" vom Jahre 1846 wird in der Kunsthalle zu Hamburg aufbewahrt, in der Dresdener Galerie „Barbarossa schlichtet auf dem Reichstage zu Besançon 1157 den Streit der Parteien" vom Jahre 1859, im Stettiner Museum „Conradin von Schwaben auf dem Blutgerüst" vom Jahre 1863, in der Lutherhalle zu Wittenberg „Luther auf dem Reichstage zu Worms" vom Jahre 1864. Den 1838 gemalten „Conradin von Schwaben auf dem Blutgerüst" erwarb Kaiser Alexander II. von Rußland; das zu Irland in Privatbesitz befindliche Bild „Heinrich IV. büßend vor Canossa" vom J. 1861 hat als Vorlage für einen Thürvorhang gedient, der in das Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck in Varzin gekommen ist.

Nach handschriftlichen Mittheilungen und einem von Professor Karl Ludw. Adolf Ehrhardt in Dresden verfaßten Nekrolog (mit Porträt), welcher für die Gartenlaube bestimmt war, in dieser jedoch nicht zur Veröffentlichung gelangte, sondern von dem Drucker der Zeitschrift, Alexander Wiede in Leipzig, nur in wenigen Exemplaren vervielfältigt wurde. Vgl. auch Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrh. Bd. IV. Leipzig 1870, S. 228 ff. und Max Jordan, Katalog der K. National-Galerie zu Berlin, 5. Aufl., Th. 2, 1880, S. 151. F. Schnorr von Carolsfeld.

Plüschke: Johann Gottlieb P., geb. am 20. August 1780 zu Rohnstock bei Schweidnitz, war eine Zeit lang Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig, seit 1818 Professor der Theologie und Director des theologischen Seminars zu Amsterdam, † ? — (Winer, Hdb. d. th. Litt. II, 711). Winer führt a. a. O. I, 121 eine Schrift Plüschke's „De radicum linguae hebr. natura nominali" von 1817 an, die uns unzugänglich geblieben und über welche auch sonst wir nirgends Aeußerungen gefunden haben. — Diestel, Geschichte des A. T. S. 601

gibt an, daß P. (1837) zu Genes. 1 u. 2 Emendationen aus der LXX versucht habe, wobei er den Fehler begangen habe, aus den Parallelübersetzungen auf andere hebräische Lesarten zu schließen. Da aber Diestel keinen Titel dieser Schrift anführt, ist es uns unmöglich gewesen, dieselbe ausfindig zu machen. — 1835 erschien die Schrift: „De psalterii Syriaci Mediolanensis a Caietano Bugato editi peculiari indole eiusdemque usu critico in emendando textu psalterii Graeci LXX interpretum". In demselben Jahre also, in welchem Middeldorpf (s. A. D. B. XXI, 710) seinen Codex Syriaco-hexaplaris herausgab, untersuchte P. insbesondere den syrischen Psalmtext, der aus der hexaplarischen LXX hervorgegangen war. Nach einer kurzen Beschreibung der Handschrift und der Edition des Bugatus († 1816) von dem in Rede stehenden Psalmtexte (Cap. I, p. 12—16) geht der Verfasser zunächst zu einer allgemeinen Untersuchung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer Uebersetzung über (p. 16 bis 27), wobei allerdings manche Dinge angeführt werden, welche eben nichts besonders Eigenthümliches sind, sondern dem allgemeinen syrischen Sprachgebrauch angehören; eher erregen einige der S. 23—25 angeführten lexikalischen Bemerkungen Interesse. In einem zweiten Capitel stellte dann der Verfasser specimina lectionum memorabilium zusammen. Er führt den 13. Psalm vollständig im syrischen und im griechischen Texte stichisch geschrieben auf, um dem Leser eine allgemeine Vergleichung des Verhältnisses der beiden Texte zu ermöglichen, S. 28—38; dann folgt eine Anzahl einzelner merkwürdiger Beispiele von Lesarten S. 39—72, mit deren Hülfe nach der Meinung des Verfassers der recipirte LXX Text verbessert werden könne. C. Siegfried.

Poach: Andreas P., streng lutherischer Theolog, geb. 1516 zu Eilenburg, † 1585 zu Utenbach. — Andreas P. gehört zu den Personen, welche erst neuerdings durch die Forschungen auf dem Gebiete der Reformationszeit ans Licht gezogen worden sind. Die Angaben über seinen Geburtsort und sein Geburtsjahr waren längere Zeit schwankend. Er stammt ohne Zweifel aus Eilenburg, wie der eigenhändige Zusatz Ileburgensis zu seinem Namen in den Büchern seiner Bibliothek beweist. Fälschlich ist eine Zeitlang Nordhausen für Poach's Geburtsort gehalten worden. Betreffs seines Geburtsjahres haben wir den einzigen Anhalt in der von P. am 17. Februar 1572 gethanen Leichenpredigt Silberschlags (s. u.), in deren Eingang er erklärt, daß er „nu das sechs- und Fünfftzigste Jar erreicht". Demnach wäre P. im J. 1516 geboren. Von 1530—1541 hielt er sich in Wittenberg auf, wo er zum Magister promovirte. Er war einer der begeistertsten Schüler Luther's, mit dessen Geist er verwandt war. Die Reformatoren, die in ihm eine tüchtige Kraft erkannten, schickten ihn im J. 1541 mit Justus Jonas nach Halle, um dort das Evangelium zu predigen. Eine alte handschriftliche Chronik von Halle berichtet darüber: „Uf dem grünen Donnerstag (14. April) kommen zween prediger von Wittenberg (Dr. Justus Jonas und M. Andreas Poach) und ziehen bey Doctor Milden am alten marckt zur Herberge ein. Solches ist die gemeine erfreuet worden, do es aber die Burgermeistere und die uf der Hern seite gehoret, seindt sie sehr erschrocken, den sie waren alle papisten, jedoch do es ihnen von dem Ausschuß angezeiget wardt, konten sie wegen ihrer zusage nicht vorüber und mußten ihr jawort dazu geben, domit nicht ein aufruhr wurde unter der gemeine. Derwegen hatt der Rath die frembden praedicanten (sc. am anderen Morgen) mitt zweien Rathsherren beschicket und sie zu sich uf das Rathauß bitten lassen, do hatt sie der Rath gantz ehrlich empfangen und wegen des Raths und gantzer gemeine gebetten, sie wolten zwischen hier und pfingsten das wortt Gottes predigen . . . welches die praedicanten zu thun zugesaget." Entweder ist nun P. ununterbrochen bis zum Jahre 1547 als Geistlicher an der Marienkirche geblieben, oder er ist 1542

als Archidiakonus nach Jena und von dort wieder nach Halle berufen worden, da, wie die an ihn gerichteten Briefe ausweisen, er 1546 noch bez. wieder an der Marienkirche in Halle angestellt war. Allerdings weisen die Disticha, welche M. Andreas Beier (s. u.) unserm P. setzte:

Andreas Poach nondum tellure reposto
Luthero Jenae dogmata pura docet.
Ergo Capellanos inter sit Primus in urbe
Jenensi, populum qui erudiere probum

auf einen Aufenthalt Poach's in Jena vor Luther's Tod hin.

P. predigte in Halle das Evangelium offen gegen die Päpstischen vorgehend, bis das Jahr 1547 ihn mit seinen Amtsbrüdern aus Halle vertrieb. Wir lassen darüber als die beste Urkunde die oben erwähnte Chronik erzählen: „Am Sonnabend nach Cantate (14. Mai) zu abend umb 8 Uhr kahm Ein italienischer Herr Johan Baptista de Insula mitt zweyen Trommetern vor das Steinthor neben 8 oder 9 pferden, die wechter liessen sie uf bevehl des Raths, weil sie sich vor des keysers Commissarien und leutte außgaben, ein und kehreten zum güldenen Ringe ein. Die Trommeter aber ritten vor das Rathauß, gaben einen auffordeungsbrief des Duca de Alba von sich dieses inhalts", daß die Stadt, welche soeben erst (6. Mai) dem Herzog Moritz zu Sachsen hatte huldigen müssen, sich Angesichts dieses dem Kaiser ergeben, durch ihre Gesandten die Huldigung leisten und gewärtig sein solle, was ihnen vom Kaiser zu thun auferlegt werden würde. Den in dieser Folge in das kaiserliche Lager bei Wittenberg geschickten Deputirten wurde unter anderem vorgehalten, daß die Hallischen Prädikanten „ihre keys. Majest. und andere obrigkeit uf der Cantzel unvorschemet geschmehet hetten" und seien „derwegen die praedicanten in ernste Straffe zu nehmen, dorauß zu spüren, das es auch des Raths gemütt und ernst wehre und sie daran keinen gefallen trügen. Den in verbleibung wolte keys. Majest. den Rath undt gemeine Stadt selbst in straffe nehmen". Obgleich die auf den Bericht der zurückgekehrten Deputirten aufs Rathhaus geforderten Geistlichen es als eine Verleumdung bezeichneten, daß sie jemals den Kaiser und andere hohe Obrigkeiten geschmäht haben sollten und im Laufe der mit ihnen gepflogenen Vorstellungen erklärten, daß, wenn man sie nicht leiden könne, sie ganz von Halle sich entfernen wollten, so gelobten sie doch endlich dem Rathe an, dem Befehle dem Kaisers zufolge den ihnen auferlegten Hausarrest zu halten und begaben sich in ihre Häuser. „Unter ihnen aber ist allein M. Benedictus Schumann zu St. Ulrich ins Haus bestricket, der doch ungeachtet er am meisten eingelappet, am bescheidensten sich in seinen predigten gehalten". Ohne Zweifel war P. mit unter den eifrigsten Vorkämpfern gegen die römische Kirche gewesen. Er forderte thatsächlich seine Entlassung und verließ Halle.

Bald folgte P. einem Rufe als Pfarrer zu St. Blasii in Nordhausen. Dort verband ihn innige Freundschaft mit dem Hauptpastor M. Antonius Otho und dem bekannten Arzte Matthäus Ratzeberger. In Nordhausen wurden P. von seiner Frau Susanna zwei Söhne, Andreas und Petrus, geboren. Bereits im Juli 1548 aber strebte P., aus welchen Gründen, wissen wir nicht, aus Nordhausen wieder wegzukommen. Sein Wunsch sollte erst zwei Jahre später erfüllt werden, als es sich um die Neubesetzung der Pfarrstelle an der Augustinerkirche zu Erfurt handelte. Man hatte Jonas oder Major für dieselbe in Aussicht genommen, entschied sich aber schließlich für P., welcher im J. 1550 mit seinem Freunde Ratzeberger Nordhausen verließ, um nach Erfurt überzusiedeln. Am Trinitatisfest des genannten Jahres (1. Juni) trat P. sein Amt an.

In Erfurt wurde P. im Laufe der Zeit (nach den Einen bereits von 1550, nach Anderen erst von 1561 ab; ersteres unmöglich, letzteres fraglich, da noch

am 15. December 1561 Georg Ingweiler sich als Senior bezeichnet; cf. unten Buchwald, Poachs Sammlung I, 1, S. 1) Senior des geistlichen Ministeriums. Welch Ansehen er auch in gelehrten Kreisen genoß, geht daraus hervor, daß er, als der Rath im J. 1566 „die Professionem Augustanae Confessionis stifftete, der erste war, dem selbige aufgetragen wurde". Zwanzig Jahre hindurch hatte P. in Frieden zu Erfurt gewirkt, als sich Streitigkeiten entspannen, die schließlich zu seiner Verbannung führten. Am 18. October 1569 war M. Johann Gallus, seit 1567 Pfarrer an der Regulerkirche zum Rector der Universität erwählt worden. Als M. Gallus von seiner Wahl Kenntniß erhalten hatte, meldete er dies P. als seinem Senior. Bereits am 20. October fand auf Poach's Einladung eine Versammlung statt, welche über die Frage berieth, ob eine öffentliche Procession der Evangelischen mit den römischen Amtsbrüdern an der Universität zu gestatten sei oder nicht. Ein ähnlicher Fall lag schon aus dem Jahre 1559 vor. Damals hatte der neuerwählte Rector Domprediger M. Gotfried Bergmann das ganze evangelische Ministerium zum Rectoressen eingeladen. „Aber", sagt P., „wir schlugens abe, und blieben nicht allein vom Prandio, sondern überschickten ihm auch eine Schrifft, in welcher wir ursachen anzeigten, warumb wir seiner Bitte nicht stat geben künden, Nemlich, weil wir durch offentliche Religion und Bekenntnis der Lere, Sacrament und Gottesdiensts von ihme gescheiden weren. Denn wir das Euangelium Christi offentlich predigten und dagegen des Bapsts Lere, Pfafferey, Müncherey, Messen und andere Grewel strafften und verdampten, Sie aber des Bapsts Lere, Pfafferey, Müncherey, Messen und ander Abgötterey lereten und vertheidigten, So kunden wir, on vermeidung Göttlichs zorns, on verletzung unser Gewissen, und on Anstos und Ergernis unser Gemeine zum Rectoressen nicht komen, noch mit ihm Gemeinschaft haben". Ob solcher Beschluß einstimmig zu Stande kam, ist wohl zu bezweifeln. Ein Verkehr zwischen Evangelischen und Römischen scheint wenigstens bestanden zu haben. Denn ungefähr 1560 wurde P. ein Brief gezeigt, in welchem die evangelischen Prediger Erfurts beschuldigt wurden, vermengte Religion zu haben. P. gab damals zu, daß Evangelische auch in römische Kirchen gingen, leugnete aber, daß ein Verkehr zwischen den evangelischen und päpstlichen Geistlichen bestehe, und erklärte, daß sie denen, die in evangelischen Kirchen das Abendmahl genössen, verboten hätten, „Bepstischer Abgötterey, Messen und anderer gottlosen Ceremonien sich theilhaftig zu machen".

Die Verhandlungen im J. 1569 bez. der Theilnahme an den Feierlichkeiten beim Rectoratswechsel sollten zu einem anderen Ergebnisse führen, als die vor zehn Jahren. Man kam zu dem Beschlusse, „es sey ein öffentlicher Umgang mit denen Catholischen Geistlichen bey dem gemeinen Mann ärgerlich, und also solte Gallus entweder das Rectorat abschlagen, oder durch Hülffe des Raths es auszuwürken suchen, daß es ihm in Collegio Majori ohne Beyseyn jener übergeben würde". In einer zweiten Versammlung erklärte Gallus, daß letzteres unmöglich sei, er aber aus wichtigen Ursachen die Uebernahme des Amtes nicht abschlagen dürfe, auch sähe er keinen Grund ein, warum ein äußerlicher Umgang mit den römischen Collegen anstößig sei. Jetzt spalteten sich die Meinungen des Ministeriums. M. Aurifaber, Pfarrer an der Predigerkirche, und M. Hahn, Pfarrer zu St. Andreä, traten Gallus' Ansicht bei. Alle übrigen blieben auf Seite Poach's. Dieser nebst seinem Anhang berief sich auf Bibelstellen, wie Ps. 94, 20; 2. Cor. 6, 14—18; 2. Thess. 3, 6; Tit. 3, 10; 2. Joh. 10, 11; Offenb. 18, 4 und zog das Verfahren Johannes' gegenüber Cerinth, sowie das des Polykarp gegenüber Marcion an. Die Gegner wiesen die Berechtigung, solches als Beispiel für den vorliegenden Fall anzuführen, zurück und hatten bereits unter dem ersten November von der theologischen Facultät zu Jena ein

Gutachten eingeholt, welches unterzeichnet von Wigand, Heßhusius und Cölestin ihnen beistimmte. Da außerdem der Rath zu Erfurt auch auf Gallus' Seite stand, wurde die feierliche Einführung des neuen Rectors auf Dienstag, den 22. November anberaumt. Am Sonntag vorher brachte die Partei des Gallus die Angelegenheit auf die Kanzel, nicht ohne sie den Zuhörern als recht und billig zu vertheidigen. Am festgesetzten Tage fand also die Inauguration des M. Gallus statt. An dieselbe schloß sich ein solenner Rectoratsschmauß an, zu welchem Gallus, da die eigene Pfarrwohnung zu klein war, ein anderes Haus miethen mußte. Beim Empfange der Gäste nahm er Geschenke entgegen. So gab ihm der Exrector Domdechant Buhemeiger zwei Thaler, der Domprediger M. Bergmann einen Thaler mit den Worten: „Dieser Thaler in meiner Hand ist papistisch, kommt er in eure Hand, so wird er lutherisch." Der Letztgenannte hatte bei dieser Gelegenheit öffentlich anschlagen lassen, es wären in Luthers Schriften Antilogiae und Hyperbolae enthalten. Das alles war für die streng Lutherische Partei, an deren Spitze P. stand, genügende Veranlassung, gleich am nächsten Sonntag, den 1. Advent, auf der Kanzel gegen die ihrer Meinung nach Abtrünnigen zu eifern. Das Urtheil der Anhänger Poach's über das Vorkommniß wird damals nicht anders gewesen sein, als wie es P. in der unten erwähnten Silberschlagschen Leichenpredigt ausspricht: „Haben mit des Bapsts Meßpfaffen, Thumbdechant, Thumbprediger und andern Procession gehalten öffentlich, durch die Gassen der Stad, ihnen die Hende gegeben, sie ad solenne prandium, zum herrlichen Mahl zu Gast geladen. Und haben solchs gethan eben denen, die unsere Lehre auffs greulichste lestern und verdammen. Ja, deren etliche, eben in demselben actu D. Martini Lutheri Lehre und Schriften durch offentliche angeschlagene Zeddel, Antilogias und Hyperbolas gescholten haben." Seitdem hörte das Streiten und gegenseitige Verdammen auf den evangelischen Kanzeln Erfurts nicht auf. Zwar gelang es zunächst einer vom Rathe zu diesem Zwecke eingesetzten Commission, bestehend aus dem Syndicus D. Schürer und den beiden Schloßherren M. Georg Ziegler und Jeremias Sultzer, die beiden Parteien einander so weit zu nähern, daß sie versprachen, fernerhin die Kanzel nicht mehr zum Schauplatz ihres Kampfes zu machen. Als aber am 3. Advent, den 11. December, durch die Partei des Gallus, wohl in gutgemeinter Absicht, von der Kanzel eine Erklärung über die Veranlassung, den Verlauf und die Beilegung der Streitigkeiten vorgelesen wurde, hielt Poach's Partei dies für einen Bruch des geschlossenen Vertrags und seitdem begann das Streiten von Neuem. Neue Commissionen wurden behufs der Versöhnung der Parteien eingesetzt. Es war vergebens. Schließlich berief man zwei Hallesche Geistliche, den Superattendent Sebastian Boetius und den Ulrichspfarrer Caspar Cantengieser nach Erfurt, um den Streit beizulegen. Sie brachten dann auch einen Vergleich zu Stande, des Inhalts, „daß dies Theil, so den Rector gescholten, davon abstehen solte, weil sie zu ferne gefahren wären, und das andere Theil, ob ihm wohl zu viel geschehen, allen Unwillen solte fallen lassen, und beiderseits einträchtig Gottes Wort reine lehren". Von Neuem störte den Frieden der unversöhnliche Aurifaber, welcher, nach Poach's Urtheil, „nicht dabei sein wolt, da der vertrag solt beschlossen werden". Der Streit erreichte seine Spitze nach dem Tode des M. Georg Silberschlag, eines der bedeutendsten Männer von Poach's Partei, dem P. als Senior am 17. Februar 1572 die Leichenrede hielt. Er wählte dazu als Text Hosea 4, 1—5. Ohne Schonung entwirft P. in dieser Predigt ein düsteres Sittenbild von Erfurt. Ganz besonders dringt er darauf, das Papstthum aus der Stadt zu beseitigen. „In dieser Stadt", klagt er, „stehet noch das Bapstumb, dadurch geschicht gros Gotteslestern mit falscher Lere und Gottlosen Ceremonien, Münche und Pfaffen creutzigen Christum täglich

mit Messen, halten Begengnisse, Vigilien, Seelmessen und allerley Heiligendienst. — Und das ich der greulichen Unzucht der Bepstischen Meßpfaffen geschweige, welche nicht allein ihre Concubinen die sie bey sich haben, lassen ausspacieren offentlich auff den Markt und allenthalben, zu ehren ihrem geistlichen Stande, und großen Keuscheit und Heiligkeit, Sondern auch manchem Manne sein Eheweib abspannen und wider alle Recht vorhalten. Man findet nicht allein hin und wider Fündeling, Sondern auch, welchs schrecklich zu hören ist, todte Kinder hingeworfen auff der Gassen, im Keller, in Wassern." Offen macht P. aber auch Front gegen die „Brüderlein", welche kurz vorher gegen Silberschlag und seine Parteigänger „scheußlich auff den Cantzeln auch mit viel Schmehung und Lesterung seiner Person geblitzet und gedonnert" hatten. Der Rath zog P. wegen dieser Predigt zur Verantwortung. P. soll damals Schweigen gelobt haben. Aber in der Mittwochspredigt, am 26. März, über 1. Kön. 18, 1 erneuerte P. den Angriff auf seine Gegner. In einer Nachschrift ward die Predigt zugleich mit einer Klagschrift auf das Rathhaus gebracht. Sechs der Gegner verlangten ihre Entlassung, falls P. nicht entfernt werde. In der mit ihm angestellten Untersuchung erklärte P., daß, weil seine Gegner ihr „ärgerliches Exempel vertheidigen, seine gegründete Lehre aber verdammen" wollten, weil der Rath gegen ihn gesinnt wäre, „anbey aber Fried und Einigkeit im Amt haben wolte, so wolle er lieber weichen, und seinen Pfarrkindern sagen, daß sie auff einen anderen Seelsorger bedacht sein möchten". Es war damals Poach's Absicht, sein Amt bis zum Ostermontag noch zu verwalten, an diesem Tage aber seine Pfarrkinder im Kreuzgang zu versammeln und seinen Rücktritt zu erklären. Der Rath faßte aber Poach's Erklärung als ausgesprochenen Verzicht auf sein Amt auf und gab ihm noch vor dem Palmsonntage die angeblich erbetene Entlassung. Eine Abschiedspredigt hat P. nicht halten können. Wenn einige behaupten, er habe eine solche über Psalm 35 gehalten, so beruht dieser Irrthum darauf, daß P. Psalm 35 am Schlusse jener beiden von ihm edirten Predigten abdrucken ließ. Seine Gemeinde bildete aber einen Ausschuß, welcher beim Rathe mit der Bitte einkam, man möge P. noch „die Marterwoch und das Osterfest über zu predigen" gestatten. Da die Antwort auf sich warten ließ, ging P., veranlaßt durch das Volk, welches „mit hauffen in der kirchen wartete", und der Meinung, daß der Rath dem Wunsche seiner Gemeindemitglieder nicht widerstrebe, wie gewöhnlich zur Kirche und hörte Beichte. Da erschienen die schon genannten M. Georg Ziegler und Jeremias Sultzer, um ihn im Auftrage des Rathes an weiterer Ausführung seines Amtes zu verhindern. — Poach's Anhänger gaben sich alle Mühe, die Handlungsweise des Rathes als ungerechtfertigt zu erweisen. Der Rath behauptete, P. habe freiwillig sein Amt niedergelegt, P. hingegen hielt sich für seines Amtes gewaltsam entsetzt. Er hatte sich gleich nach seiner allgemeines Aufsehen erregenden Entsetzung nach Vippach-Fiedelhausen begeben, wo er bei dem Junker Ernst Göttfart liebevolle Aufnahme fand. Er hatte die Aeltesten seiner Erfurter Gemeinde um ein Zeugniß über seine Amtsführung und Amtsentsetzung ersucht. Schon Mittwoch nach Palmarum wurde ihm dasselbe ausgestellt und darin erklärt, daß P. „sich in seinem Predigtamt und andern der Kirchen Obliegen anders nicht denn christlich, treulich und fleißig erzeiget", und daß man ihn wohl länger hätte behalten mögen. Da er aber „etzlicher Ursachen halben" seinen Abschied gefordert habe, habe man ihn „an seiner Besserung ungerne hindern wollen" und „solcher seiner Bitte stattgegeben". Daß auch seine Gemeinde die Auffassung des Erfurter Rathes theilte, verdroß P. derart, daß er unter dem 13. April dieses Zeugniß mit einem geharnischten Briefe zurücksandte. Er verlangt ein bestimmtes Zeugniß darüber, ob er „Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Falschheit gepredigt, ob er im Leben

böslich und ärgerlich oder aber christlich und unärgerlich sich gehalten habe". Auf das Entschiedenste aber weist er die Behauptung zurück, er habe seine Entlassung gefordert. „Darumb", schließt er sein Schreiben, „warne ich euch, das ir euch mit frembden handeln nicht beladen wollet und bitte nu wollet der warheit zeugnis geben, was ich gepredigt und wie ich mich im leben bey euch gehalten habe, damit Gottes Gerichte nicht über euch kome".

P. stand ganz allein da. Sein Sohn Andreas war wohl schon in geistlichem Amte, da der Vater sich damals als „der Elter" bezeichnet. Sein Sohn Petrus war Student. Seine Frau Susanne war bereits 1567 gestorben. Von Findelhausen begab sich P. nach Mühlhausen zu seinem Freunde M. Ludwig Helmbold, der seit einem reichlichen Vierteljahr als Diakonus an der Marienkirche wirkte. Die Quellen über Poach's weiteres Leben fließen sehr spärlich. So lange die Specialforschung nicht mehr Licht in dasselbe bringt, wissen wir nur, daß er sich von Mühlhausen nach Weimar begab. Dort suchte er um eine Anstellung nach, wurde aber nach Jena gewiesen. Schließlich wurde er Pfarrer zu Utenbach, einem Dorfe in der Nähe von Jena. Er steht als „Andreas Boach" mit unter den Unterzeichnern der Concordienformel aufgeführt. Er starb wahrscheinlich am 2. April 1585.

Poach's Name bleibt dauernd mit dem Luther's verbunden. Er hat ein hervorragendes Verdienst um die Erhaltung der homiletischen Werke des großen Reformators, dessen begeisterter Schüler und unwandelbarer Anhänger er war. Poach's schriftstellerische Thätigkeit bestand fast ausschließlich in der Bearbeitung Lutherischer Predigten, die er zum Theil selbst noch herausgegeben, zum Theil im Manuscript hinterlassen hat. Wir haben demnach seine schriftstellerischen Erzeugnisse in drei Gruppen zu theilen, deren erste die persönlichen Schriften, die zweite die von ihm edirten, die dritte die handschriftlich von ihm hinterlassenen Predigten Luther's bildet.

I Vom Christlichen Abschied aus diesem sterblichen Leben des lieben thewren Mannes Matthei Ratzenbergers der Artzney Doctors Bericht durch Andream Poach Pfarrherrn zun Augustinern in Erffurdt vnd andere, So dabey gewesen, kurtz zusamen gezogen. Anno Domini M. D. LIX. Mense Januario. Gedruckt zu Jhena durch Thomam Rebert. — Eine Predigt aus dem Propheten Hosea, Cap. 4. Vber der Leiche M. Georgii Silberschlags, Neunpredigers und Pfarrers zu Kauffmannskirche, vnd Hebraicae linguae publici Professoris, in der Vniuersitet zu Erffurdt, gethan durch Andream Poach, Pfarrer zun Augustinern am Fastnacht Sontag, welcher war 17. Februarii, Anno Domini 1572. — Ein ander Predigt, Vber den Spruch Eliae I. Reg. 18. gethan durch Andream Poach, in der Kirchen zun Augustinern, Mitwoch nach Mariae verkündigung, welcher war der 26. tag Martii. 1572. (Beide Predigten zusammen im J. 1572 herausgegeben.) — Bekenntniß und Grund der Lere vom heiligen und hochwürdigen Sacrament des Leibs und Bluts unsers Herrn Jhesu Christi, aus Apostolischer Schrift und Lutherischen Büchern zusammenbracht durch Andream Poach, Exulem, zu dieser Zeit nöthig und nützlich zu lesen und zu wissen. Mülhausen. A. 1572. —

II. Poach's Hauptwerk auf diesem Gebiete ist die im J. 1559 erschienene Hauspostille Luthers, welche auf Grund der Nachschriften Georg Rörers (1525 als der erste evangelische Prediger von Luther ordinirt, † 1557) bearbeitet war. Rörer und Veit Dietrich hatten die Predigten nachgeschrieben, welche Luther in den Jahren 1530—1534 in seinem Hause gehalten hat. Dietrich hatte bereits im J. 1544 diese Predigten als Luther's Hauspostille, von Luther autorisirt, erscheinen lassen. In der Widmungsschrift an den Nürnberger Rath hatte der Herausgeber erklärt, behufs Vervollständigung des Werkes einige Predigten hinzu-

gesetzt zu haben. „Durch diese Aeußerung mochten nach Luther's Tode Zweifel gegen die Echtheit der Dietrich'schen Hauspostille entstanden sein, indem man aus Dietrich's eigenem Geständnisse glaubte schließen zu müssen, er habe zu Luther's Predigten seine eigenen hinzugethan." So gab denn P. aus Rörer's Nachschriften, die die Herzöge von Sachsen um schweres Geld gekauft hatten, nochmals Luther's Hauspostille heraus. Ein längerer Streit über den Werth beider Editionen schloß sich daran. Nur so viel sei hier gesagt, daß der Vergleich der Poach'schen Bearbeitung mit den in der Zwickauer Rathsschulbibliothek von Unterzeichnetem aufgefundenen Copien Rörer'scher Nachschriften einen engen Anschluß an das Gegebene aufweist. — Auch sonst hat P. aus Rörer's Nachschriften manche einzelne Predigten Luther's durch den Druck veröffentlicht, von denen wir nur eine, weil in den bisherigen Lutherausgaben vergessene, hervorheben: „Von Jhesu Christo warem Gott und Menschen und von seinem Amt und Reich, so er führt in der Christenheit, zwo Predigten D. Martini Lutheri, aus der Epistel S. Pauli Col. 1 geprediget zu Wittenberg A. 1537, vor nie im Druck ausgangen, itzt aber aus den Verzeichnissen, wie sie zu der Zeit aus dem Munde Lutheri aufgefangen sind, zusammenbracht und im Druck verfertiget durch Andr. Poach, Pfarrern zu Utenbach bey Jhena. A. 1578. Mülhausen. A. 1759."

III. Poach's hauptsächliche und hervorragende Bedeutung liegt entschieden auf dem Gebiete der Textkritik und Vervollständigung der Predigten Luther's, die uns durch die Auffindung seiner Manuscripte in der Zwickauer Rathsbibliothek und der fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Bibliothek zu Mayhingen ermöglicht worden ist. In diesen Manuscripten sind uns nahezu vollständig Luther's Predigten von Weihnachten 1528—1536 und 1536—1546 erhalten, zum Theil noch in der Gestalt der Nachschrift, zum Theil schon zur Herausgabe bearbeitet. Durch dieselben haben wir eine Handhabe, die vornehmlich von Aurifaber bearbeiteten, zum Theil von demselben herausgegebenen, zum Theil handschriftlich in Heidelberg und Wolfenbüttel aufbewahrten Predigten Luther's textkritisch zu behandeln, sowie bez. chronologisch zu bestimmen. Andererseits aber erhalten wir durch dieselbe eine chronologisch feststehende Vervollständigung der uns überlieferten Predigten Luther's, die zum Theil auch über die angegebene Zeit hinausgreift. So finden sich in einem der betreffenden Bände von Poach's Hand eingetragen zwei Predigten Luther's, die ohne Zweifel zu dem ältesten gehören, was uns von dessen Predigtthätigkeit überliefert ist. P. hatte sie im Erfurter Augustinerkloster aufgefunden. Poach's handschriftliche Hinterlassenschaft wird, soweit dies noch nicht geschehen, für die Weimarer Lutherausgabe verwerthet.

Hundorph, Encomium Erffurtinum. 1651. — Kindervater, Northusa illustris. 1715. — Motschmann, Erfordia literata. 3. Sammlung. 1730. — vom Hagen, Die Stadt Halle. 1867. — Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. 1749. I, 978 f. — Weller, Altes und Neues. I, 21 ff., 126; II, 68 ff. — Kawerau, Briefwechsel des Justus Jonas. II. — Buchwald, Andreas Poachs handschriftliche Sammlung ungedruckter Predigten D. Martin Luthers. I. Einleitung. Vgl. Weimarer Lutherausgabe IV, 587. Buchwald.

Pocci: Graf Franz P., Dichter, Zeichner, Componist, wurde am 7. März 1807 zu München geboren, wo sein aus Viterbo stammender Vater Fabricius Graf P., welcher 1781 als Edelknabe an den kurfürstlichen Hof kam und in den baierischen Militär- und Hofdienst trat, als Generallieutenant und Oberst-hofmeister der Königin am 1. Februar 1844 starb. Seine Mutter war eine Baronin v. Posch (geb. 1778 zu Dresden, † 1849 zu München), welche ein feines Talent für Landschaftsmalerei besaß und mit großem Schönheitsgefühle

zeichnete, radirte und in Oel malte. So erhielt das frühzeitig hervorstechende Ingenium des mit südlicher Lebhaftigkeit begabten Knaben die richtige Pflege; den ersten Unterricht im Zeichnen ertheilte der nachmals berühmt gewordene Medailleur und Erzgießer J. B. Stiglmayr, später der wackere Joseph Schlotthauer, welche mit der Ungeduld ihres Schülers zu kämpfen hatten, der immer Neues verlangte, ohne sich an die Durchbildung und Ausführung der Aufgaben zu halten, eher bereit, seine eigenen Einfälle zu Papier zu bringen. Schlotthauer führte seinen Scholaren regelmäßig in das Handzeichnungs- und Kupferstichcabinet und wies ihm alte Meister. Dadurch erhielt P. seine historische Richtung und blieb seinem Lehrer zeitlebens dafür dankbar und in innigster Freundschaft zugethan. Seltsamer Weise enthält ein frühzeitiges Blatt des kleinen Franz schon das ganze Programm des Künstlers, indem er „Jäger, Hanswurst, Tod und Teufel“ in einer Gruppe zusammenstellte: Man denkt unwillkürlich dabei an seine späteren „Jägerlieder“, seine Kinderherz-erfreuenden „Casperl-Theater“, an seinen „Gevatter Tod“ und die tiefsinnigen „Todtentänze“, welche sich durch die ganze Reihe seiner Bilder und Dichtungen hinziehen.

Auf der Universität zu Landshut, wo sich ein schöner Kreis gleichgesinnter Jünglinge zusammenfand, oblag Graf P. dem Studium der Jurisprudenz; dazwischen wurde fleißig gezeichnet, musicirt und componirt. Noch wird z. B. das uralte „Wenn ich ein Vöglein wär'“ noch der damals von P. neu untergelegten Melodie gesungen. Nachdem P. zu Starnberg und Dachau nach Absolvirung der Jura prakticirt hatte, nahm er den Acceß bei der Regierung zu München, häufig andern, schöngeistigen Studien zugethan. Damals entstand durch Freiherr v. Bernhard und Friedrich Hoffstadt gegründet (am St. Georgentag 1831) die „Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde zu den drei Schilden“. In einem, eigens zu diesem Zwecke in der damaligen Lerchen- (nun Schwanthaler-)straße durch Freiherr v. Bernhard gekauften Häuschen that sich eine Anzahl vielseitig begabter herrlicher Jünglinge aus den verschiedensten Berufskreisen in beispielloser Begeisterung zusammen „zur Erforschung unserer deutschen Vorzeit“. Dazu gehörte Dr. Friedrich Freiherr v. Bernhard (geb. am 22. Juli 1801 zu Düsseldorf, † als königl. geh. Hofrath und Universitätsprofessor a. D. am 24. Januar 1871 zu München), welcher mit mehreren Abhandlungen (z. B. über „Die zwei Schwerter Gottes“) als Vorkämpfer der deutschen Rechtswissenschaft auftrat; Friedrich Hoffstadt (geb. 1802 zu Mannheim, † am 7. September 1846 als Appellationsgerichtsrath zu Aschaffenburg), welcher beinahe gleichzeitig mit dem Engländer Pugin die Gesetze des Spitzbogenstiles erforschte und in seinen „Grundregeln“ sich ein unvergängliches Denkmal stiftete. Dann Dr. Friedrich Beck (geb. am 20. Juni 1806, zur Zeit der einzige noch lebende, leider erblindete Ueberrest dieses Kreises), welcher mit seinen philosophisch-speculativen Aufsätzen zu einer tiefer begründeten „Geschichte der Kunst“ wesentlich beitrug und außerdem noch die „Geschichte eines deutschen Steinmetz“ (München 1833, neuestens in Reclam's Universal-Bibliothek, Nr. 1377), dichtete — ein Roman, welcher ebenso wie Wackenroder's „Franz Sternbald“ und Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ das artistische Glaubensbekenntniß dieser jungen Romantiker enthält. Ferner Dr. Heinrich Hofstetter, welcher bald darauf die Jurisprudenz mit der Theologie vertauschte († 1875 als Bischof von Passau). Dazu gehörten der treffliche Dominik Quaglio, welcher nicht allein als Architekturmaler sich hervorthat, sondern (z. B. mit dem Schlosse Hohenschwangau) auch als praktischer Baumeister sich bewährte; die Maler Joseph Schlotthauer, Ludwig Zenker, Hermann Keim, der biedere Karl Ballenberger (s. A. D. B. II, 21) und Hans Freiherr von Aufseß, der diese Ideen, welche die Gesellschaft damals hegte,

späterhin mit dem „Germanischen Museum“ in einen großartigeren Maßstab übertrug, indeß die Genossenschaft „zu den drei Schilden“ (so genannt nach dem angeblichen Dürer-Wappen) sich mit dem ansehnlichen Inventar aller ihrer Sammlungen schon 1838 in den heute noch florirenden „Historischen Verein für Oberbaiern“ concentrirte.

In dieser ritterlichen Tafelrunde „zu den drei Schilden“ wurde gemalt in Oel und auf Glas — auch Sulpiz Boisserée ging ab und zu und ließ durch Böllinger und Jos. Scherer allerlei Aufträge vollführen — da wurde gemeißelt und gezeichnet (denn es schwebte den Jünglingen auch der Gedanke vor, eine neue deutsche Bauhütte zu gründen, aus welcher die Regeneration der „Gothik“ hervorgehen sollte in alle Welt), da wurden alte Sigille und Stiche, altdeutsche Gemälde und Holzsculpturen gesammelt, die Copien alter Bildwerke zusammengeschleppt, es war eine Ameisen- und eine Bienenrührigkeit sondergleichen. Aber es wurde auch gedichtet, gesungen, musicirt und pokulirt. Hoffstadt gab seine geistreichen, in Stein radirten Gedenkblätter als wiederkehrende Neujahrsgabe, P. und der feurige phantasievolle Ludwig Schwanthaler zeichneten an großen Prachtblättern um die Wette, so z. B. einen an 10 Meter langen „Turnierzug“, welchen hundert berittene Trompeter eröffnen, worauf erst noch die Ritter im prächtigsten Wechsel der Rosse einhersprangen. Damals entstanden Pocci's „Blumen-“ und „Minne-Lieder“, die „Trifolien“ und „Bildertöne“, insgesammt mit Arabesken und Randzeichnungen ausgestattete Clavierstücke; auch begann er damals schon die dann zeitlebens beibehaltene Sitte, alljährlich zu Weihnachten ein auf die heilige Zeit bezügliches Bild zu zeichnen, welches, bisweilen auch von Melodien und einigen Versen begleitet, durch Steindruck, Radirung und Holzschnitt, später am liebsten durch Photographie, als Festgabe großmüthig unter die Freunde vertheilt wurde. Auf solche Weise entstanden auch größere Krippenbilder, meist im naiven Stile Memling's oder Benozzo-Gozzoli's gedacht, wo die drei Könige auf Kameelthieren und Dromedaren einherritten mit großem Gefolge von Rittern und Pagen, reiche, biderbe, schnabelschuhige Degen, in Pelzröckelein und perlenbestickten Goldbrokat gewandet, zierliche Schappel und Rosenkränzel in den langfliegenden Flachsen. Eines dieser Blätter gab den Anstoß zu dem mit Guido Görres publicirten „Festkalender“ (München 1834—1837 in 15 Heften oder drei Bänden; eine neue, frei umgezeichnete Auflage in 2 Bänden mit einer Auswahl von 169 Blättern erschien 1885 und 1887 in Freiburg bei Herder), womit ein rascher Umschlag zu Gunsten der — vordem ebenso arg vernachlässigten, wie jetzt an erschreckender Ueberproduction leidenden — Jugendlitteratur erfolgte. Die besten Namen, wie W. Kaulbach, Feodor Dietz, Settegast, Eduard Steinle, Kaspar Braun, Alexander Straehuber und viele Andere, die damals theilweise noch in der Garderobe verweilten, um allmählich erst auf den Schauplatz ihres Ruhmes zu treten, lieferten dazu ihre Erstlinge. Man muß, wie Unsereiner, mit diesen, in der ersten Originalausgabe jetzt schon zur bibliographischen Seltenheit gewordenen Heften (die lithographirten Steine wurden inzwischen aus Ersparniß von der Verlagshandlung abgeschliffen) aufgewachsen sein, um zu wissen, mit welchen Freuden diese harmlose Vereinigung von Bild, Wort und Musik — denn auch Liederbeigaben fehlten selten — von Jung und Alt aufgenommen wurde. Sehr richtig sagte damals schon Graf Raczynski (Geschichte der Kunst, 1840, II, 294): Man könnte finden, daß P. in gewisser Hinsicht nächste Aehnlichkeit mit Neureuther und Schwind zeige, „aber im Grunde gehört sein Talent keiner anderen Richtung an; er ganz allein bildet eine für sich“. Und Ludwig Richter bekannte seither bei jeder Gelegenheit, wie er gerade durch Pocci's Vorbild angeregt und auf jenes Genre geführt worden sei, in welchem er der Liebling des deutschen Volkes geworden.

Es war eine dankenswerthe That König Ludwig I., daß er den Grafen P. den Händen der Jurisprudenz entnahm — hätte doch ein gleich glücklicher Stern auch über Fr. Hoffstadt geleuchtet! Denn als der König sich dieses seltenen Künstlers erinnerte und ihn ganz der Ausübung der Architektur zurückgeben wollte, trug Hoffstadt schon den sicheren Todeskeim in seiner Brust — und zum Ceremonienmeister am k. Hofe ernannte, obwol gerade Niemand weniger „Ceremonien" liebte und „machte" als unser ritterlicher Graf, welcher durchweg Aristokrat und voll Courtoisie, doch jeder Unnatur entgegentrat und durch seine Freimüthigkeit oft genug bittere Erfahrungen erleben mußte. Gleichzeitig erhielt P. das kleine Ritterlehen „Ammerland" am Starnbergersee. So behielt er genug freie Muße, sein universelles Talent in Musik, Zeichnen und Dichten zu entfalten. P. trieb diese Künste abwechselnd, je nach obwaltender Stimmung, am liebsten aber in vorgeschilderter, gleichvereinter Weise, freilich immer als Dilettant, aber geistreich und einzig in seiner Art. Auch eine Oper: „Der Alchymist" entstand (vielleicht angeregt durch Mendelssohn-Bartholdy's Gegenwart, welcher 1832 einige Zeit zu München concertirte) und kam bei Hofe zur Aufführung, ebenso einige Singspiele; leider verlor P., obwol ein vorzüglicher Theoretiker und Kenner des Generalbaß, über dem Ausarbeiten der Partitur immer den ausdauernden Muth. Dagegen liebte er am Clavier im freiesten Fluge der Phantasien sich zu wiegen; noch in den letzten Tagen nahm er gern zu seinem Aeolodikon die Zuflucht, um seine Stimmungen auszuströmen und in Harmonie zu bringen. Die Originalität seiner Ideen überraschte jeden Zuhörer. Das klang oft so minnesingerlich, im vollen Zauberhauch verschollener Romantik — ein Freund nannte diese Tonweisen einmal „spitzbogige" Musik — dann wogten die Töne mild und elegisch, oft voll verzehrender Melancholie oder im echtesten Tempo des Holbein'schen Todtentanzes, um schrill aufschreiend und klagend, wie um ein verlorenes Paradies, im nächsten Augenblick in den zartesten Accorden den Schmerz wieder zu lösen und zu versöhnen. Im J. 1834 schloß P. mit der Reichsgräfin Albertine Marschall auf Burgholzhausen (aus Wien) eine Ehe; von seinen drei Kindern wendete sich die Tochter mit eminenter Begabung für die Farbe zur Oelmalerei, der älteste Sohn, gleichfalls musikalisch veranlagt, fand als kaiserlicher Oberförster im Reichsdienst, der zweite in der baierischen Armee eine geachtete Stellung.

Seit der Mitte der dreißiger Jahre nahm Pocci's Thätigkeit, begünstigt durch seine sorglose Stellung, getragen von Glück, ausgezeichnet durch die Huld seines Monarchen, einen neuen Aufschwung. Rasch folgten drei Bände „Geschichten und Lieder mit Bildern", dann die köstlichen „Märchen vom kleinen Frieder mit seiner Geige", von „Hansel und Gretel" und „Schneewittchen", das wir, noch nicht beirrt durch eine fast pfadlos gewordene Wildniß der sogen. Jugendlitteratur, kaum oft genug lesen und sehen konnten; besondere Freude bot die Schlußvignette mit den im vollen Golddruck über einem Feuerchen glühenden Pantoffeln, in welchen sich die böse Stiefmutter zu Tode tanzen mußte! Daran schlossen sich zwei Hefte „Fliegende Blätter" mit Radirungen zu L. Bechstein's und Franz v. Kobell's Gedichten, dann die „Legende von St. Hubert", die Illustrationen zu dem von Guido Görres ganz im Stile von Brentano's „Märchen" gedichteten „Schön Röslein" (1837). Weiter kamen die „Rosengärtlein", Sprüchlein und Spruchbüchlein mit Bildern, in allerlei für die kleinen Hände tauglichem Format und bei verschiedenen Verlegern, welche sich bald um den Zeichner bewarben. Inzwischen gingen neue Radirungen zu den Märchen von Rudolf Schreiber und der Gebrüder Grimm, welch' letztere P. später auch in den „Münchener Bilderbogen" illustrirte. Ein Bändchen eigener „Dichtungen" mit Balladen und Romanzen, Wald- und Kinderliedern in Ernst und Scherz,

erschien 1843 bei Hurter in Schaffhausen. Geradezu epochemachend aber zündeten die mit Franz v. Kobell herausgegebenen, mit Holzschnitten und Singweisen ausgestatteten „Alten- und Neuen Jägerlieder" (Landshut 1843), in welchen sich auch jener im Jägerhütlein und Jagdrock mit geschultertem Gewehr dahinschreitende, Hühner stibitzende Meister Reinecke findet, welcher alsbald auf Krugdeckeln und Pfeifenköpfen, in Porzellan, Gyps, Metall und Bisquit, in malerischen und plastischen Nachbildungen ersehen und eine fabelhafte Popularität erfuhr. Ebenso freundliche Aufnahme fanden in gleicher Ausstattung die „Kinderlieder", die „Alten und neuen Studentenlieder" (neue Ausgabe mit L. Richter und G. Scherer. Leipzig 1876) und herausgegeben mit A. Jürgens (Leipzig 1842) ein ähnlicher Cyclus „Soldatenlieder".

Eine ganz erstaunliche Thätigkeit entfaltete P. als Illustrator; doch gelangte hiervon kaum der zehnte Theil in die Oeffentlichkeit. Wir erwähnen nur die Holzschnitte zu Kobell's „Schnadahüpfeln" (1845), zu Andersen's „Märchen" (Uebersetzung in's Englische von Charles Boner 1847 und in der späteren deutschen Ausgabe), zu Boner's eigenen Dichtungen („Boner's Book" und „The little Tuk", London 1848), die Zeichnungen zu Güll's „Kinderheimath" (1845 bis 1846) und Löschke's „Kinderreimen". Dazwischen entstanden „Schattenspiele" und „Dramatische Spiele" (1850); von Pocci's Hand sind auch die Zeichnungen zu G. Scherer's „Osterhaas" (1850) und theilweise zu dessen „Kinderliedern" und „Deutschem Kinderbuch" u. s. w.

Schon früher wurde Graf P. vom König für den damaligen Kronprinzen Maximilian als Reisebegleiter nach Italien gewählt; ebenso ging er ein paar Mal im Gefolge König Ludwig I. über die Alpen. Jedesmal brachte er reiche künstlerische Ausbeute in seinen Skizzenbüchern zurück, aus denen er manches mit der Radirnadel verarbeitete. P. besaß, ebenso wie Moriz von Schwind oder Joseph Knabl, das Talent des künstlerischen Schauens und im Gedächtnisse Festhaltens; das in flüchtigster Wahrnehmung gesehene Bild blieb im sicheren Umriß in der Erinnerung haften; so konnte P. das Porträt eines Mannes nach zehn Jahren noch mit frappantester Aehnlichkeit hinzaubern. Aber gerade die neidenswerthe Leichtigkeit des Producirens und die gaukelnde Fülle der sich drängenden Phantasien hinderten ihn beim Dichten und Zeichnen an der zur künstlerischen Durchbildung unerläßlichen Feile und Glättung; eine unzähmbare Hast trieb ihn immer weiter. In diesem verschwenderischen Hinwerfen der Ideen, mit dieser unversiegbaren Productionskraft in Witz, Laune, Heiterkeit und Humor schien P. dem Dichter Clemens Brentano vergleichbar, blieb aber auch wie dieser von Stimmungen abhängig und darum ebenso leicht erregbar wie zeitweise, insbesondere in mittleren Jahren, von einer Melancholie gequält, die neben auflodernder Lustigkeit sein Leben beinahe gefährdete. Auch der Besuch eines Nordseebades (im Sommer 1856; bei dieser Gelegenheit kam P. zum ersten Male an den Rhein) gewährte nicht völlig die gewünschte Hülfe. Die Plage wich, ebenso wie eine ziemlich regelmäßig wiederkehrende Migräne, nur allmählich und mit den Jahren. Aus diesen Stimmungen entstanden, vermischt mit einem echt mittelalterlichen Humor, Pocci's durch alle möglichen Tonarten fugirten, häufig mit neuen zeitgemäßen Motiven vermehrten „Todtentänze", gleich originell in Bild und Wort, wovon jedoch nur der geringste Theil in die Oeffentlichkeit trat, da, wie leicht begreiflich, Verständniß und Theilnahme des Publicums wenig darauf passionirt waren. Daraus erblühte aber die von jeder Ironie abgeklärte und ruhige Auffassung der Gegensätze des Lebens, welche den edlen Grafen in den späteren Jahren nimmer verließ: sie spiegelt sich wohlwollend in der „Herbstblätter" (1867) überschriebenen, freilich im Ausdrucke oft

stark prosaischen, Sammlung, welche indessen doch als ein wahres Laien-Brevier gelten mag.

Im J. 1847 erhielt Graf P. die Stelle der königl. Hofmusikintendanz, welche er auch unter König Max II., der ihn gerne zu seinen poetischen Symposien zog, behielt. P. erwarb in kürzester Zeit die vollste Verehrung, Hochachtung und Liebe seiner Untergebenen. König Ludwig II. ehrte die seinem höchstseligen Vater und Großvater geleisteten Dienste durch Verleihung des Oberstkämmereramtes (27. April 1864). So war Graf P. wirklich, um mit Walther von der Vogelweide zu reden, „drîer Künege getriuwer Kameraere“. Was die Welt an Ehren zu bieten vermag, wurde ihm redlich zu Theil; aber auch ihre Kehrseite lernte er hinreichend kennen. Er blieb sich, treu seiner Devise „Semper idem!“ immerdar gleich. Denn das gute Herz wird, wenigstens nach Andersen's Ausspruch, niemals stolz. Die erfreulichste Anerkennung erwies die Ludwig-Maximilians-Universität, welche unter dem Rectorate von Ludwig v. Arndts, wobei Justus Freiherr v. Liebig das Decanat der philosophischen Facultät vertrat, den Grafen P. am 11. December 1854 der höchsten akademischen Auszeichnung für würdig erkannte und einstimmig zum Ehrendoctor der Philosophie ernannte.

Schon bei Gründung der „Fliegenden Blätter“ (1845) versprach Franz P. dem Unternehmen seine Beihülfe mit Rath und That. Er lieferte eine Reihe heiterer, sarkastischer und jovialer Beiträge, unter denen — es war die harmlose Zeit, wo Eisele und Beisele's Reiseabenteuer die Welt erfreuten — seine (1857) auch in Buchform abgedruckten Erlebnisse des „Staatshämorrhoidarius“ den lautesten Beifall fanden. Der Traum desselben von dem „juristischen Himmel“ mit dem justinianeischen Festaufzug und den verknöcherten Typen des Byzantinism, muß jeden Beschauer zum gesundesten Lachen reizen, ebenso die Suite der Hofmandarinen beim Cortege des chinesischen Kaisers in der „Lustigen Gesellschaft“. Für die „Münchener Bilderbogen“ zeichnete er über ein Viertelhundert Nummern, darunter die Märchen vom „Fundevogel“ und „König Drosselbart“, das große „Alphabet“ und „Einmaleins“, die „Kindersprüche“ und „Sprichwörter“. Im gleichen Verlag bei Braun & Schneider gab er heraus ein „Allerneuestes Spruchbüchlein“, sein „Lustiges Bilderbuch“ (1853) und das schönste von Allen „Was du willst“ (1854) betitelt, wo Scherz und Ernst, Verse und Prosa mit Bildern und Schattenspielen in Kinderherz-erfreulichster Reihe wechseln. Dazu folgte 1867 die „Lustige Gesellschaft“ voll Drachen, Riesen, Rittern, wilden Männern, Türken, Zauberern, Chinesen und Zwergen; der auf seinem Schlitten prächtig dahin kutschirende Winter ist ein Holzschnitt, flott und frisch, wie von Jost Amann's Hand. Auch im Drama versuchte sich Graf P. mit einem „Gevatter Tod“ (München 1855 bei Braun & Schneider), welcher bei der Aufführung am 10. December 1858 und an den folgenden Tagen einen vollständigen succès d'estime erlangte, sonst aber ob des ungewöhnlichen Stoffes, als zu gruselig befunden ward; 1860 kam der nach Hebel dramatisirte „Karfunkel“ als Volksstück, dann „Der wahre Hort oder die Venediger Goldsucher“, denen als eigene Erfindung die „Giovannina“ folgte, ein Stück, welches unter fremdem Namen und anderem Titel seither öfters mit Glück über die Bretter ging. Indessen fehlte ihm zum Drama die Ruhe der Durchführung, indem der ungeduldige Dichter mit allzu fühlbarer Hast auf einen überraschenden Schluß losstürmte, sobald der Knoten ihm genügend geschürzt schien. Dagegen gelang ihm der Wurf, mit einer Anzahl heiterer Spiele, welche anfänglich nur für die Jugend berechnet, durch das Münchener „Puppentheater“ auch ein weiteres Publicum eroberten und heute noch ein dankbares Auditorium sammeln. Sie belaufen sich auf nahezu vierzig Stücke, welche unter dem Titel „Lustiges Komödienbüchlein“

1859—1877 bei Fr. Lentner (E. Stahl) zu München gedruckt erschienen. Den meisten liegt ein ethischer Kern zu grunde, welcher, ohne sich aufdringlich bemerkbar zu machen, vom Zuschauer leicht erfaßt wird. Er geißelt Thorheiten und Leidenschaften, wie sie im Volk schlummern und lehrt eine gesunde Lebensansicht. In dieser Methode, wie er eine tiefe Wahrheit mit der heitersten Fülle von Schwänken überkleidet, zwischen denen doch immer wieder die ursprüngliche Idee in poetischer Feinheit durchklingt, gemahnt er häufig an Raimund. Als stehend komische Figur erscheint in allen möglichen Verkleidungen der alte „Kasperl Larifari", der verkörperte Volkshumor mit specifisch-altbaierischer Färbung.

Von Pocci's übrigen Schriften verzeichnen wir die meisterhafte Bearbeitung von Joubert's „Gedanken; Versuche und Maximen" (München 1851) und als Muster einer populären Schreibweise das „Bauern ABC" (1856), während das mit Reding von Biberegg redigirte „Altes und Neues" (Stuttgart 1855 und 1856 in zwei mit Holzschnitten illustrirten Bändchen) für das weitere Publicum ein zu alterthümlich-litterargeschichtliches Gepräge trug. P. gab dazu eine Ueberarbeitung von Jörg Wickram's „Der jungen Knaben Spiegel" unter dem Titel „Wilibald der Sackpfeifer"; die kräftigen „Handwerks- u. Gesellen-Lieder"; etliche (auch im Separatabdrucke edirten) „Todtentänze" und das wohlkingende „Lied vom armen Sängerlein". Bei allen Werken der Charitas war P. immer bereit, seine thatkräftige Hand zu bieten. So sendete er regelmäßig zu dem Berliner Bazar für die Kaiserswerther Diakonissenanstalt eine sorgfältig gefertigte Handzeichnung; zum Besten des von der edelsinnigen Prinzessin Alexandra gegründeten Waisenstiftes gab P. das „Münchener-Album" (1856) heraus, welches eine nicht unerhebliche Summe abwarf. Ueberhaupt bewährte der wackere Mann in allen Fällen, wo er einer Sache oder einem Menschen nützen und helfen konnte, eine rücksichtslose Aufopferung und rührende Humanität, unbekümmert um den meist sicher zu erwartenden Undank. Nicht zu vergessen sind die im echtesten, kerndeutschen Charakter gehaltenen „Landsknechtlieder" (1861). Für die Kunsthandlung von Hermann Manz zeichnete P. eine Serie von einhundert, in Photographie vervielfältigte „Namenbilder" und an zwanzig „Buchzeichen"; sie sind ein vollgültiges Zeugniß einer unermüdlichen Phantasie, welche mit dem geringen Apparat von wenigen Spruchbändern und Arabesken doch eine überraschend neue Wirkung erzielte. Ebenso bewunderswerth ist die Unzahl seiner Burgen und Schlösser, welche er meist in reizender, landschaftlicher Umgebung mit immer neuen Motiven auf das Papier warf. Auch Briefpapier-Vignetten und niedliche Correspondenzkarten (in Farbendruck bei Prantel) entstanden in Fülle. Zu Ende des Jahres 1875 erschien Pocci's „Viola tricolor" (New-York 1876, bei Ströfer; auch mit deutschem Text) — ein heiteres Capriccio. P. machte nämlich eines Tages, in seinem Garten zu Ammerland lustwandelnd, die überraschende Wahrnehmung, daß die bescheidenen „Tag- und Nachtschatten" eine verblüffende Fülle von menschlichen Gesichtern repräsentiren; demgemäß begann der Entdecker einen ziemlichen Vorrath solcher Blumen zu sammeln, zu pressen und zu diesen getrockneten Visagen die gehörigen Körper zu zeichnen! So entstand eine Collection der seltsamsten, schnurrigsten Gestalten und Gruppen, die wieder zu allerlei Genrebildern, Festzügen und Schnickschnack Anlaß gaben. Eine kleine Auswahl der tollsten Art enthält das genannte Buch.

Außer seinen Berufsgeschäften, welche, so mild man davon auch denken mag, doch nicht als Sinecuren anzuschlagen sind, lieferte P. noch Jahre lang Correspondenzen über Musik und Kunst in die Augsburger „Allgemeine Zeitung", legte allerlei culturhistorische Studien in der „Neuen Münchener Zeitung" nieder

und blieb ein treuer Berather und Mitarbeiter der von Isabella Braun (geb. am 12. December 1815, † am 2. Mai 1886) redigirten „Jugendblätter“. Daneben entstanden hunderte von leicht aquarellirten großen und kleinen Zeichnungen, oft sehr ausgeführte, meist mit Versen und Reimen ausgestattete Blätter, die großmüthig an Freunde und zu wohlthätigen Zwecken verschenkt wurden. So besitzt die Gesellschaft der „Zwanglosen“ und „Alt-England“ einen Schatz von Handzeichnungen, in welchen eine gewisse Schalkhaftigkeit eine vorwiegende Rolle spielt. Für diese im langjährigen Verkehr zusammengewachsenen Freunde entstanden die muthwilligen Caricaturen, chronicalen Burlesken und lächerlichen Sprühregen, welche bei den Tafelfreuden der „Zwanglosen“ und „Alt-Englands“ als immer erwünschtes und bejubeltes Dessert die großen Kinder erfreuten. Pocci's neidenswerthes Talent gipfelte darin, daß der Betroffene den Scherz niemals übelnehmen, sondern aus hellem Halse mitlachen konnte; sein Witz war nie giftig und ätzend, zog niemals Beulen und Geschwüre, obwohl er die besten Freunde am liebsten damit tractirte, wobei er aber seine Person freilich auch am wenigsten schonte. Was seinen Umgang überhaupt so angenehm machte, war die feine Sitte, der gute Ton, der politische Anstand in allen Fragen. Dieser ächte Takt, selbst in heiterster Fröhlichkeit, der immer eine gewisse Grenze zu wahren wußte, that an ihm unendlich wohl. So konnte er mit allen Parteien und Ansichten verkehren, ohne sich einer ganz hinzugeben. In diesem Sinne war P. Aristokrat und wahrte doch das heilige Feuer der Freiheit; er blieb in wahrer Weise liberal, da er jede auf Ueberzeugung gegründete Ansicht achtete, aber deshalb auch den gleichen Anspruch für sich erhob. Eben weil er voll wahrer Ehre war und auf solche hielt, konnte weder Stolz noch Eitelkeit bei ihm Wurzel fassen. Leicht beweglich, entzündbar und von energischer Heftigkeit, lenkte er doch schnell wieder ein; seine weichen Empfindungen barg er gern hinter scurrilen Einfällen. Er war ein guter, wohlwollender, unerschütterlich treuer, selbstloser Freund, der das Gute, jeden Eigennutzes baar, aus reiner Freude des Wohlthuns übte.

Seinen Tod erwartete P. mit besonnenem Gleichmuth lange voraus und zwar in der Weise, wie er am 7. Mai 1876 als Schlaganfall beinahe plötzlich eintrat. Sein Haus war bestellt und Alles geordnet.

Vgl. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen u. s. w. 1859. II, 105 ff. — Nekrolog in Beilage 144 Allgemeine Zeitung vom 23. Mai 1876 und die Studie über „Franz Graf Pocci als Dichter und Künstler“ im XXXVI. Bd. des Oberbayer. Archivs, 1877. S. 281—331, wo der erste Versuch gemacht wurde, alle seine Schriften und Werke bibliographisch zusammenzustellen. Die Zahl der im Druck, Lithographie, Holzschnitt, Radirung und Photographie erschienenen Schöpfungen beläuft sich auf 526 Nummern, welche gewiß noch namhaft durch neue Nachweise und Funde verstärkt werden dürften.

Hyac. Holland.

Pockels: Karl Friedrich P., geb. am 15. November 1757 zu Wörmlitz bei Halle, † 1814, war der Sohn des Pastors Joh. Gottlieb P.; seine Mutter Christiane Sophie war die Tochter des Pastors Chr. Fr. Hübner. Zu Ostern 1776 bezog P. behufs Studiums der Theologie die Universität Halle und blieb hier bis Ostern 1779. Von besonderem Einflusse auf den Jüngling waren die Professoren A. H. Niemeyer und J. A. Eberhard, welche gerade in jener Zeit ihre akademische Wirksamkeit begannen. So eingeführt in die philanthropischen Ideen der Aufklärung jener Zeit, deren eifriger Anhänger und Verkündiger er wurde, lernte P. den bekannten Philanthropen Fr. E. v. Rochow auf Rekahn kennen. Auf dessen Empfehlung übertrug ihm der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig und Lüneburg schon im J. 1780 die Erziehung und

den Unterricht seiner beiden jüngsten Söhne, der Herzöge August und Friedrich Wilhelm. Ersteren, der schon damals sehr schwachsichtig war und später gänzlich erblindete, begleitete er im November 1787, wo er in hannoversche Militärdienste trat, als Secretär nach Northeim, theils um in verschiedenen Fächern den Unterricht noch fortzusetzen, theils um dem Haushalte des Prinzen vorzustehen. Am 7. Juli 1790 wurde ihm der Charakter als Rath verliehen, bald nachher, am 12. September 1790, vermählte er sich mit Margarethe Dorothea Niemeyer, der ältesten Tochter des hannoverschen Oberstlieutenants J. K. Niemeyer in Einbeck. Schon früher war ihm für den Fall, daß seine Aufgabe bei den Prinzen erfüllt wäre, eine etwa erledigte philosophische Professur zu Helmstedt oder am Collegium Carolinum zu Braunschweig zugesagt worden. Doch blieb P., der 1800 den Titel eines Hofraths erhielt, in der Gesellschaft des Prinzen, der mit großer Liebe an seinem früheren Lehrer hing. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand präsentirte ihn unterm 11. Febr. 1805 zu einem Canonicate im Stifte St. Blasii zu Braunschweig, das er aber erst im Juli 1807 antrat, als die Franzosen bereits das Herzogthum Braunschweig dem Königreiche Westfalen einverleibt hatten. Während Herzog August sich vor dem Andringen dieser nach Norden flüchtete, blieb P. in Braunschweig, behielt jedoch die alten Beziehungen zu dem Fürsten aufrecht, welcher für den Fall seines Todes „seinem geliebten alten Freunde“ wie auch seiner Wittwe eine feste Pension aussetzte. P. lehnte daher den ihm von Johannes v. Müller gestellten Antrag, westfälische Dienste zu nehmen, ab. Nach der Rückkehr des angestammten Fürstenhauses trat er wieder beim Herzoge August in die alte Stellung eines Gesellschafters und Haushaltungsvorstandes ein; Herzog Friedrich Wilhelm übertrug ihm unterm 2. April 1814 die Oberaufsicht über die Presse. Doch schon kurze Zeit darauf machte ein Schlagfluß in der Nacht vom 28.—29. October 1814 seinem Leben ein Ende. Seine Wittwe, eine sehr tüchtige Frau, welche die große Kinderschaar — 7 Söhne und 4 Töchter überlebten den Vater — wohl zu erziehen verstand, ist ihm erst am 27. Juni 1850 im Tode nachgefolgt. — P. war nicht so sehr ein tiefsinniger Gelehrter, als ein Mann von weltmännischer Bildung, gesundem Urtheil und guter Beobachtungsgabe, dabei frohem Lebensgenusse keineswegs abhold, ja den Freuden des Mahles mehr, als seiner Gesundheit gut war, zugethan. Er ist hier und da als Dichter, besonders aber als populär-philosophischer Schriftsteller hervorgetreten. Seine Neigung zu psychologischen Beobachtungen und Arbeiten führte ihn auch in das Gebiet der Pädagogik, wo er die damals herrschenden philanthropischen Grundsätze vertrat. Einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte hat er durch sein 1809 anonym erschienenes Werk „Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ein biographisches Gemälde“ geliefert, das um so werthvoller ist, als es auf guten Quellen beruht und die Acten jenes Fürsten so überaus lückenhaft erhalten sind. Verzeichnet sind Pockels' Schriften in Schiller's „Braunschweigs schöne Literatur“ S. 129 ff., wo jedoch manche der Lebensnachrichten Pockel's nach Obigem zu berichtigen sind.

P. Zimmermann.

Podbielski: Eugen Anton Theophil v. P., preußischer General der Cavallerie und Generalinspecteur der Artillerie, ward am 17. October 1814 zu Köpenick bei Berlin geboren und trat, auf dem Pädagogium zu Züllichau und auf der Ritterakademie zu Liegnitz erzogen, am 1. Mai 1831 beim 1. Ulanenregiment, bei welchem auch sein Vater stand, in den Dienst. Am 9. Februar 1833 wurde er, nachdem er das Examen „mit Allerhöchster Belobigung“ bestanden hatte, Secondlieutenant, besuchte von 1836—1839 die Allgemeine Kriegsschule und kam durch seine 1841 erfolgte Ernennung zum Brigadeadjutanten in die Adjutantur, welcher, bezw. dem Generalstabe, er ununterbrochen bis zum

12. Januar 1858 angehörte, wo er zum Commandeur des thüringischen Husarenregiments Nr. 12 in Merseburg befördert wurde. Als im December 1863 eine zur Ausführung der Bundesexecution in Holstein bestimmte Armee aufgestellt ward, wurde P., seit kurzem Commandeur der 16. Cavalleriebrigade mit dem Stabsquartier Trier, zum Oberquartiermeister bei dem zunächst dem Feldmarschall v. Wrangel, später dem Prinz Friedrich Karl übertragenen Obercommando ernannt und machte in dieser Stellung den Krieg von 1864 gegen Dänemark mit; nach Beendigung desselben trat „der blaue Oberst", wie er nach seiner Uniform in den Elbherzogthümern hieß, als Chef des Stabes zu dem unter dem Commando des Generals v. Manteuffel in Schleswig verbleibenden preußischen Truppencorps über. P., seit dem 18. Juni 1865 Generalmajor, war erprobt und hatte sich bewährt; als der Krieg von 1866 ausbrach, erfolgte seine Ernennung zum Generalquartiermeister der Armee, eine Stellung, welche ihm den nächsten Platz an der Seite des Chefs des Generalstabes, General v. Moltke, anwies; gleich diesem hat er an den Ereignissen des böhmischen Feldzuges theil gehabt. Nach der Rückkehr in das Friedensverhältniß übernahm er von neuem die Geschäfte als Director des Allgemeinen Kriegsdepartements, welche ihm bereits am 9. März 1866 übertragen gewesen waren. Diese Stellung, die wichtigste nächst der des Kriegsministers im Kriegsministerium, weil die Sorge für die Schlagfertigkeit des Heeres in erster Linie ihrem Inhaber obliegt, war in diesem Augenblicke von höchster Bedeutung: es galt die preußische Armee erheblich zu vermehren und sie zum Norddeutschen Bundesheere zu erweitern, sowie die Einrichtungen der ersteren in größerem oder geringerem Maße auf die übrigen deutschen Truppen zu übertragen. „Der Abschluß der Militärconventionen, die Errichtung von drei neuen Armeecorps, eine anderweite Formation der Cavallerie, die Herstellung einer Reihe von neuen Gesetzen, Verordnungen und Entwürfen, bestimmt die Schlagfertigkeit der Armee zu erhöhen, Mobilmachung und Concentration zu beschleunigen, stellten an die Arbeitskraft außergewöhnliche Anforderungen", sagt eine eigenhändige Aufzeichnung des Generals, dessen Geschäftslast außerdem mehrfach durch die Vertretung des erkrankten Kriegsministers v. Roon vermehrt wurde. Dazu kam, daß die Zeit drängte. Der Entscheidungskampf mit dem westlichen Nachbar konnte nicht lange ausbleiben. Das Jahr 1870 brachte denselben. Es berief P. wiederum als Generalquartiermeister der Armee an die Seite Moltke's, des Generalstabschefs, dessen nächster und treuester Gehülfe er von neuem wurde. Bei der Entscheidung aller wichtigen Fragen hatte er mitzuwirken und das Wort, welches er sprach, war ein gewichtiges. Diese Stellung hat damals veranlaßt, daß Podbielski's Namen in der ganzen gesitteten Welt bekannt wurde: „v. Podbielski" waren die Kriegstelegramme unterzeichnet, welche, von Berlin aus veröffentlicht, die Kunde von den Ereignissen beim deutschen Heere in Frankreich mit Blitzesschnelle nach allen Himmelsgegenden bis in die entlegensten Winkel der Erde verbreiteten; Knappheit der Form und lautere Wahrheit waren ihre kennzeichnenden Merkmale; auch die oft wiederkehrende Wendung „Nichts Neues" hatte ihre Bedeutung. Nach Friedensschluß trat General v. P. zum zweiten Male in seine Stellung als Director des Allgemeinen Kriegsdepartements zurück; die Ausdehnung der preußischen Heereseinrichtungen auf Alldeutschland und die Nothwendigkeit, die im Kriege gemachten Erfahrungen zu verwerthen, brachten neue Arbeit. Aber nicht für lange Zeit. Denn bald berief das Vertrauen seines Kriegsherrn den General auf einen anderen, seinem bisherigen Dienstbereiche fernliegenden Posten, auf den des Generalinspecteurs der Artillerie. Seitdem er als Lieutenant, nach Beendigung seiner Lehrzeit auf der Allgemeinen Kriegsschule, bei der Gardeartillerie Dienst gethan hatte, war er der Waffe fern geblieben. „Hätte ich sie, als ich Director

im Kriegsministerium war, so gekannt, wie ich sie jetzt kenne, so würde ich für sie ebenso gesorgt haben, wie ich es für die Cavallerie gethan habe", sagte er später. Es waren wichtige Fragen, namentlich organisatorischer Natur, deren Lösung durch seine Berufung an die Spitze der Waffe ihm auferlegt war. Die bedeutendste und einschneidendste war die Zerlegung in zwei getrennte Bestandtheile, in Feld- und Fußartillerie, von denen jene hauptsächlich für die Verwendung im Feld-, diese für den Gebrauch im Festungskriege bestimmt ist. Unbefangenen Sinnes, mit klarem Kopfe und offenem Auge, praktisch und willenskräftig, trat er am 3. Februar 1872 in den neuen Wirkungskreis, welcher ihm zunächst vorläufig, am 31. December des nämlichen Jahres aber endgültig übertragen wurde, und glänzend hat er sich in demselben bewährt. Die Durchführung jener Trennung und die Ausrüstung der Artillerie mit neuem, den Fortschritten der Waffentechnik entsprechendem Material waren die hervorstechendsten äußeren Merkmale seiner Thätigkeit. Wesentlichen Einfluß äußerte sie auch auf die Zusammensetzung und Ergänzung des Officiercorps. Mancher ward dadurch hart getroffen und an Angriffen auf den Generalinspecteur hat es nicht gefehlt. Aber diesem stand seine Pflicht höher als alles Andere. Des ihm anvertrauten Amtes nach Recht und Gewissen zu walten, war sein einziges Streben; „Gnade zu üben", äußerte er, „sei dem Kriegsherrn vorbehalten". Und daß sein Ziel und seine Mittel den Beifall und die Zustimmung seiner Untergebenen gefunden hatten, bewies die allgemeine Trauer, als am 31. October 1879 zu Berlin ein Herzschlag seinen jähen Tod herbeiführte. Kurz vorher hatte er sich seines neuerworbenen Besitzes, des Gutes Dalmin, bei Perleberg in der Prignitz gelegen, erfreut, wo er dereinst seinen Lebensabend zu verbringen gedachte. Daß es einer solchen Laufbahn an Gnadenbeweisen seines Monarchen und an äußeren Ehren nicht gefehlt hat, ist selbstverständlich.

Militär-Wochenblatt Nr. 90, Berlin 1879. B. Poten.

Podewils: Heinrich v. P., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer General-Feldzeugmeister und Geheimer Kriegsrath, wurde am 5. Mai 1615 auf dem Stammhause seiner Familie bei Demmin in Pommern geboren und in der Ritterakademie zu Soröe, deren Director, Heinrich v. Ramel, sein Oheim von mütterlicher Seite war, erzogen, machte in Leyden und zu Paris fernere Studien, deren Gegenstand besonders Mathematik und Befestigungskunst waren, und nahm dann zuerst im Dienste des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, nach dem Tode desselben aber unter Frankreichs Fahnen, am dreißigjährigen Kriege theil. Als der Westfälische Friede geschlossen war, ging er in seine Heimath, kehrte aber bald, von seinem Gönner Turenne gerufen, nach Frankreich zurück, errichtete auf Grund einer am 9. Juli 1651 ihm ertheilten Bestallung ein Reiterregiment, welches seinen Namen führte, und befehligte dasselbe mit vielem Ruhme in den Jahren von 1652—1656 auf dem nordfranzösischen und flandrischen Kriegsschauplatze. Als am 8. Juli 1657 die Stellung eines Brigadiers der Cavallerie geschaffen wurde, erhielt auch P. eine solche; an der Spitze einer Brigade nahm er nun 1657 und 1658 in den nämlichen Gegenden an den Feindseligkeiten theil. Im J. 1659 drohte den französischen Waffen durch Truppen Gefahr, welche der Kaiser dorthin den Spaniern zu Hilfe senden wollte. Um denselben entgegenzutreten, verbündete Frankreich sich mit den Kurfürsten von Mainz und von Köln und mit dem Herzoge von Pfalz-Neuburg. P., damals General der ausländischen Reiterei, erhielt am 9. April 1659 die Bestimmung, den Befehl der Hülfstruppen, welche diese Fürsten stellen würden, zu übernehmen. Die ihm für diesen Fall am 10. jenes Monats ertheilte Dienstanweisung ist in der Handschrift Le Tellier, Bd. 27, Folio 44 abgedruckt. Infolge des im Mai abgeschlossenen Waffenstillstandes unterblieb die Ausführung

jedoch und am 18. April 1661 ward sein Regiment aufgelöst; eine Compagnie wurde ihm indessen belassen. Als 1664 die Türkengefahr drohte, entsandte König Ludwig XIV. ein Corps zum Beistande des zunächst gefährdeten Oesterreich; Coligny erhielt den Oberbefehl und P. ward ihm am 12. März als Generalmajor zugetheilt; am 13. erfolgte seine Ernennung zum Maréchal de Camp. Mit ausgezeichneter Tapferkeit kämpfte er am 1. August in der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab. „Der Graf von Coligny mit Budwils trug mit seinem Corps sehr viel zum guten Ausgange der Schlacht bei", berichtete Montecuccoli an Kaiser Leopold I. Nach der Heimkehr naturalisirte der König P. als Franzosen und schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Quand on fait des grâces de cette nature à des personnes comme Vous, c'est plus acquérir que donner." Dann diente er zunächst unter Saint-Luc in Guyenne (Bestallung vom 2. Juli 1665) und darauf wieder im nördlichen Frankreich und in den Niederlanden; 1667 war er bei den Belagerungen von Tournay, Douay und Lille thätig; 1668 befand er sich unter Turenne in Flandern. Nach Friedensschluß wurde sein Regiment am 30. Mai 1668 von neuem aufgelöst. Der König schrieb ihm damals: „Vos actions m'ont confirmé une verité, que j'ai déjà bien reconnue, qu'il y a grand plaisir de mettre dans les emplois des personnes comme Vous qui savent si bien s'y acquitter et en rendre si bien compte."

Bei aller seiner Tüchtigkeit und anerkannten Brauchbarkeit stand seinem weiteren Fortkommen sein protestantisches Glaubensbekenntniß im Wege, von welchem er nicht lassen wollte; der König und Turenne empfahlen ihn daher Frankreichs Verbündetem, dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, welcher in Hannover residirte, und dieser nahm ihn daraufhin 1672 als Generallieutenant mit Beilegung der Geheimeraths- und Gouverneurscharge in seine Dienste, zugleich erhielt er das in der Stadt Hannover garnisonirende rothe Infanterieregiment. Er schied jedoch aus dem französischen Heere nicht endgültig aus; König Ludwig behielt sich vielmehr vor, wenn es P. in Deutschland nicht gefiele oder wenn der König selbst seiner bedürfen würde, ihn wieder zu „accomodiren". Er bezog daher mit Genehmigung des Herzogs eine französische Pension. Ob dieses Verhältniß auch dann noch fortbestanden hat, als P. die Waffen gegen Frankreich trug, vermag der Unterzeichnete nicht zu sagen. Die erste Aufgabe, welche P. in Hannover zu lösen hatte, war die Organisation der dortigen Truppen, da Herzog Johann Friedrich sich am 10. Juli 1671 im Geheimen verbindlich gemacht hatte, 10 000 Mann, nach französischer Weise „gedrillt", aufzustellen, wogegen König Ludwig XIV. ihm sofort Werbegelder und demnächst jährlich 480 000 Thaler zu zahlen versprach; in Wirklichkeit hatte der Herzog in der nächsten Zeit 15 000 Mann unter den Waffen, welche P. in einen guten Stand brachte, und bei denen er namentlich eine straffe Mannszucht einführte. Als im Jahre 1673 Turenne den Rhein überschritt und die Franzosen die Lande des Kurfürsten von Brandenburg bedrohten, zogen Herzog Johann Friedrich und sein Bruder Herzog Georg Wilhelm von Celle ihre Truppen an der Weser zusammen; P. erhielt den Befehl über die bei Hameln vereinigten Hannoveraner. Von hier aus ging er über den Fluß und besetzte die lippeschen Lande, unter dem Vorgeben, daß es zum Schutze des eigenen Gebietes geschähe, in der That aber, um Turenne die Hand zu bieten. Sein Vorgehen war eine Hauptveranlassung für Brandenburg, den Frieden von Vossem zu schließen. König Ludwigs Bestreben ging unausgesetzt dahin, den Herzog Johann Friedrich zu thätiger Parteinahme für Frankreich zu bewegen, und P. mit seinen Truppen zur Verfügung zu erhalten; der Herzog war aber vorsichtig und zog die Armee unter dem Vorwande, daß er den Brandenburgern den

Durchmarsch durch sein Land verwehren wolle, in das Göttingen'sche zurück, von wo sie, als dort die Vorräthe aufgezehrt waren, auf Grund der dem Herzoge im September jenes Jahres vom Kaiser zugestandenen Neutralität, Quartiere bezogen, welche letzterer ihnen im nördlichen Thüringen und auf dem Eichsfelde „assigniret“ hatte. Sie lebten hier, ihre Requisitionen weit ausdehnend, wie in Feindesland. P. hatte sein Hauptquartier in der freien Reichsstadt Mühlhausen und wurde in dieser Zeit vielfach bei den Unterhandlungen gebraucht, welche eine, namentlich gegen das drohende Uebergewicht Brandenburgs in Norddeutschland gerichtete nähere Vereinigung der welfischen Herzoge mit Kursachsen zum Zweck hatten. Schon 1677 hatte er Zusammenkünfte mit den sächsischen Ministern, 1678 kam zu Kindelbrück ein Bündniß zu Stande, darauf trat P. mit Kurfürst Johann Georg II. in Moritzburg zusammen und zuletzt schloß er namens der herzoglichen Brüder von Hannover, Celle und Osnabrück mit Sachsen den Tractat von Eisleben. In Dienste des Kaisers und des Königs von Dänemark zu treten, welche ihm angeboten waren, lehnte er ab. Der Friede von Nymwegen machte den obigen Verhältnissen im J. 1679 ein Ende. Zu kriegerischen Ereignissen war es während der Zeit nicht gekommen; 1676 hatte P. gegen den Landgrafen von Hessen-Homburg bei Greußen „Tete gemacht“ und 1679 nahm er gegen Crequi, als dieser an die Weser vordrang, eine Aufstellung, um ihm den Zugang zu den herzoglichen Landen zu verwehren. Nach Friedensschluß lag ihm die Abdankung der überflüssigen und die Neuordnung der beibehaltenen Truppen ob. — Am 18./28. December 1679 starb Herzog Johann Friedrich auf einer Reise nach Italien zu Augsburg; P. nahm nun sofort die Truppen für dessen Nachfolger Herzog Ernst August, den bisherigen Bischof von Osnabrück, in Eid und Pflicht und dieser beließ ihm die Leitung der militärischen Angelegenheiten auch ferner; sie nahmen um so mehr Zeit und Mühe in Anspruch, als der Bestand an Truppen sofort ansehnlich vermehrt wurde und die damalige Art der Aufbringung, verbunden mit vielfacher Verwendung zu kriegerischen Unternehmungen, fortwährende Arbeit erforderte. Auch diplomatisch war P. wiederum thätig, als im October 1681 ein weiterer Vertrag mit Kursachsen zu Langensalza geschlossen wurde. 1688 fielen Händel zwischen Dänemark und Hamburg vor, welche die Entsendung hannoverscher Truppen unter P. an die untere Elbe veranlaßten; von da rückte er mit denselben, unter dem Oberbefehl seines Herzogs, an den Rhein und den Main, wohnte auch, zum Feldzeugmeister ernannt, im folgenden Jahre, wo die hannoverschen Truppen an den Belagerungen von Mainz und von Bonn betheiligt waren, dem Feldzuge bei und machte 1690, obgleich halbblind und gebrechlich, unter dem Erbprinzen, später König Georg I. von England, den Krieg in Brabant mit. Dann erschien er nicht mehr im Felde, führte jedoch 1693, als nach dem Aussterben der Herzoge von Sachsen-Lauenburg Streitigkeiten wegen der Erbfolge entstanden waren, nochmals hannoversche Truppen an die Elbe. 1696 unternahm er eine Reise nach Hamburg, „allwo er sein Gemüth in etwas von der Arbeit zu erleichtern gewohnt war“ (Vanselow, S. 384, s. unten) und starb hier am 16. Juli desselben Jahres. Es wird ihm der Grundgedanke zum Plane eines angriffsweisen Vorgehens gegen Paris zugeschrieben, welcher für die im J. 1792 zu diesem Zwecke getroffenen Anordnungen maßgebend gewesen sein soll (Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, Hannover 1838, S. 384).

Pinard, Chronologie historique et militaire, contenant l'histoire de la création de toutes les charges etc. VI, Paris 1763. — Pommersches Heldenregister von A. C. V(anselow), Colberg 1745. — L. v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, I, Hannover 1866. — Bei seinem Tode erschienen vier Gedächtnißschriften, welche sich im 44. Bande der Sammlung von Leichen-

predigten der Hofbibliothek in Bückeburg finden. Sie sind betitelt: Description générale de la vie de Mr. le Maréchal de P.; Ausführliche Nachricht von Hochwohlseeligen Herrn pp.; Inscriptio monumenti in Mausoleo Podewilsiano Templo Crangensi (Gut in Pommern); A la gloire immortelle etc.; alle ohne Druckort und Jahr; nur die zweite bringt nennenswerthes über Podewils' Leben. B. Poten.

Podewils: Graf Heinrich v. P., geboren am 3. October 1695. Als dieser Staatsmann 1760 starb, wußten die Nekrologe in der zeitgenössischen Presse nur die nackten Thatsachen beizubringen, daß er den Breslauer und den Dresdener Frieden unterzeichnet habe. Heute, wo ein überreiches Material zur Würdigung seiner amtlichen Thätigkeit an die Oeffentlichkeit gelangt ist, wo sein Name fast auf jeder Seite der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“ begegnet, kennen wir P. als einen der verdientesten Minister, welche Preußen gehabt hat, und als einen Charakter von seltener Hingebung, Selbstbescheidung, Lauterkeit und Liebenswürdigkeit. Freilich, er zählt nicht zu den schöpferischen Geistern, die dem Zeitalter ihren Stempel aufdrücken und in die Ferne wirken, noch auch nur zu denjenigen Staatsmännern, welche der Politik ihres Staates selbständig die Aufgaben stellen, die Ziele weisen; wohl aber hat P. an der Seite eines gewaltigen Genius die Wege zu einem gesteckten Ziele zu finden und zu ebnen verstanden und in bewegtester und entscheidendster Zeit, bald mit größerem, bald mit geringerem Geschick für die diplomatische Inscenirung der politischen Actionen gesorgt; er hat die Schritte seines Souveräns nie gelenkt, aber nicht selten geregelt und im Gleise erhalten, ihr anfänglich so ungestümes Tempo mehr als einmal gemäßigt.

P. begann seine Beamtenlaufbahn 1720 als Geheimer Kriegsrath im Generalcommissariat, der obersten Steuerbehörde, welcher sein Oheim und Schwiegervater, der vielgeltende General und Minister Friedrich Wilhelm v. Grumbkow vorgesetzt war. Schon 1722 empfahl der König in seinem Vermächtniß für den Kronprinzen P. auf den Fall von Grumbkow's Ableben zum Nachfolger im Vorsitz des Commissariats, „da er ziemliche Connoissance von den Affairen hat und ein verständiger Kerl ist; Ihr müßt ihm Vertrauen erweisen, so wird er gerade durchgehen.“ Als Friedrich Wilhelm I. das Jahr darauf das Generalcommissariat mit dem Generalfinanzdirectorium zu einem General-Ober-Finanz-Krieges- und Domänen-Directorium vereinigte, wurde P., wie die anderen Räthe des Commissariats, als Geh. Finanzrath der neuen Behörde zugewiesen, blieb derselben aber nicht lange erhalten. Nach zweimaliger vorübergehender Thätigkeit als Diplomat, im J. 1720, wo er an den Kurfürsten Max Emanuel von Baiern gesandt wurde, und 1724, wo er an dem erzbischöflichen Hofe zu Bonn unterhandelte, wurde ihm 1728 der ständige Gesandtschaftsposten zu Kopenhagen und 1729 der zu Stockholm übertragen. Das Jahr 1730 brachte seinem Oheim Grumbkow den heißersehnten Sieg über die politischen und persönlichen Gegner in der Umgebung des Königs. In die Katastrophe des Kronprinzen Friedrich verwickelt, der Sympathie für den englischen Hof verdächtig, wurde der Minister v. Knyphausen seines Amtes entlassen und vom Hofe verwiesen; sein Nachfolger in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten oder Cabinetsministerium wurde P., als zweiter Chef dieser seit Ilgen's Tode (1728) collegialisch organisirten Behörde an der Seite des Generals Adrian Bernhard v. Borcke, welchem der König am 28. October seinen Entschluß mit den Worten mittheilte: „Weil Ich den bisherigen Geh. Finanzrath v. P. von aufgeweckten und munteren Kopfe und zu Affairen capabel befunden, so habe Ich solchen zum würklichen Etatsrath ernennet und will, daß er unter Euch arbeite und Ihr ihn bei publiquen Sachen und Affaires étrangères anziehen

sollet". Wenn im nächsten Herbst noch ein dritter Minister des Auswärtigen, der bisherige erste Rath des Cabinetsministeriums v. Thulemeier, ernannt wurde, so hat P. den neuen Collegen anfänglich, wie es scheint, mit mißgünstigen Blicken betrachtet. Wie Grumbkow sah P., ohne daß er sich wie sein Oheim den Oesterreichern verkauft hätte, die Hauptaufgabe der preußischen Politik in der Pflege des in den Verträgen von 1726 und 1728 zum Ausdruck gelangten Einvernehmens zwischen seinem Hofe und dem Wiener, und wurde deshalb auch auf der kaiserlichen Gesandtschaft zu den Gutgesinnten gezählt, während Thulemeier dort als doppelzüngig, der alte Borcke aber als allzunachgiebig gegen jede Anwandlung des Königs galt. Als 1734 der schroffe Wechsel in der Haltung des kaiserlichen Hofes gegen Preußen eintrat, wandte sich auch einem Grumbkow die Gnadensonne ab, derselbe hieß in Wien jetzt ein Undankbarer, so sehr er und P. sich bemühten, Alles zwischen den beiden Höfen zum besten zu kehren. Das Mißtrauen, welches Friedrich Wilhelm I. zuletzt gegen Grumbkow († 1739) zeigte, übertrug sich auf P. nicht; als der König zum Sterben kam, beschied er P. zu sich nach Potsdam, wo derselbe am 28. Mai 1740 Zeuge der denkwürdigen Ansprache wurde, in welcher der König seinem Sohne die politischen Interessen des Staates darlegte und welche P. dann zu Papier gebracht hat.

Dem Minister Thulemeier war vorausgesagt worden, er würde einst die „politische Triebfeder" der neuen Regierung sein. Als Th. jetzt bald nach Friedrich Wilhelm I. starb, betrachteten manche seinen Verlust als unersetzlich, „weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war"; um so mehr überraschte es, daß die Stelle des Verstorbenen unbesetzt blieb, denn nun lag, da Borcke durch Alter und Krankheit dienstunfähig geworden war, die ganze Last der Geschäfte des Ministeriums auf P. In die Gesammtheit der politischen Verhandlungen aber wurde P. keineswegs eingeweiht; die Weisungen, welche die drei von Friedrich II. mit der Notification der Thronbesteigung nach Wien, Hannover und Versailles entsandten Obersten erhielten, blieben dem Minister unbekannt. P. mochte sich zu politischer Bedeutungslosigkeit, zu einer Handlangerthätigkeit verurtheilt glauben, da führte die große Kunde von dem Tode Kaiser Karls VI. die völlige Veränderung seiner bisherigen Stellung herbei. Der Minister wurde des Königs Vertrauter. Am 28. October eröffnete Friedrich zu Rheinsberg ihm und dem Feldmarschall Schwerin seinen Entschluß zur Besitznahme von Schlesien und verlangte Beider Rath für die Mittel und Wege zur Ausführung. Man erörterte die Alternative, von welcher Podewils' große Denkschrift über die Rheinsberger Verhandlung ausgeht: gewaltsame Eroberung im Anschluß an Frankreich, oder friedliche Erwerbung auf dem Wege der Verhandlung und unter der Vermittelung Englands. P. hat noch ein Drittes in Vorschlag gebracht: man warte ab, ob der Kurfürst von Sachsen in Böhmen oder in Schlesien einrückt; geschieht dies, so wird eine Besetzung von Schlesien durch Preußen zur Wahrnehmung des eigenen Interesse gerechtfertigt sein, und dann wird die Verhandlung über eine bereits besetzte Provinz ungleich größere Aussichten haben, als eine gewöhnliche Verhandlung. Ein Vorschlag, welcher, insofern er keine Initiative erheischte, dem innersten Wesen von P. entsprach. Man kann sagen, daß dieser Mangel an Initiative, die Scheu vor durchgreifenden Entschlüssen und vor dem Einlenken in ungewohnte Bahnen jeder Zeit die Rathschläge dieses Staatsmannes gekennzeichnet hat, der in einem in dem letzten Jahrzehnt in Berlin zusammengetretenen geselligen Club den Beinamen „der Fürsichtige" führte und den ein französischer Diplomat nach fast zwanzigjähriger Bekanntschaft einen „Zitterer von Natur" genannt hat. Gewiß war es eine günstige Fügung, daß just ein so gearteter Minister König Friedrich in seiner stürmischen Jugendperiode zur Seite stand, um das hellauflodernde Feuer mit

kaltem Strahl zu dämpfen und um mit einer Casuistik, die kein Wenn und kein Aber unberücksichtigt ließ, allzu sanguinischen Voraussetzungen seine Fragezeichen entgegenzuhalten. Nur daß bei einer Politik, die jeden Einsatz scheute, sich nichts gewinnen ließ. Und der junge König wollte viel gewinnen, mußte darum hoch einsetzen. Von Podewils' drittem Wege war nicht weiter die Rede, und jenes Bedenken, daß eine Verhandlung ohne Besitzergreifung wenig Erfolg verspreche, hob Friedrich dadurch, daß er sich für eine bewaffnete Unterhandlung, für die sofortige Besetzung des von ihm beanspruchten Landes entschied. Für die Einleitung und Durchführung des diplomatischen Feldzuges ließ er dem Minister ziemlich weiten Spielraum; er mag jetzt mit seiner „Charlatanerie", denn so schilt der junge Feldherr wegwerfend das Diplomatenhandwerk, sein Meisterstück ablegen. „Adieu mein lieber Charlatan", so schreibt er an P. aus dem schlesischen Feldlager (31. December 1740), „seid der geschickteste Charlatan der Welt, und ich Fortunas glücklichstes Schoßkind, und unsere Namen sollen nie in Vergessenheit gerathen." Nicht überall hat P. damals eine ganz glückliche Hand gezeigt. Der friedlichen Verständigung nicht durch gereizte Auseinandersetzungen in Wien Schwierigkeiten zu bereiten, geschah es, daß zunächst, in der von P. concipirten Instruction für den Gesandten v. Borcke, lediglich von dem Convenienzstandpunkte aus, im eignen Interesse des Wiener Hofes, die Abtretung von Schlesien gefordert und empfohlen wurde, während die beiden Punkte, welche der König selber scharf betonte, unberührt blieben: Die alten Rechtsansprüche auf große Theile von Schlesien und die Verletzung des Berliner Tractats von 1728 durch Karl VI., welche dem König von Preußen in Sachen der pragmatischen Sanction jetzt völlig freie Hand gab. Indem die unter Podewils' Aufsicht entstandenen und veröffentlichten preußischen Staatsschriften, die auf lange Zeit hinaus die einzige zugängliche Quelle für die Beurtheilung des damaligen Standpunktes Preußens blieben, über das Verhalten des Wiener Hofes gegen Preußen während des vorangegangenen Jahrzehnts schwiegen, konnte es geschehen, daß noch zu unserer Zeit die Meinung ausgesprochen wurde, Friedrich II. habe 1740 von den Vorgängen, die österreichischerseits den Bruch des Vertrages von 1728 involvirten, noch nichts gewußt.

Nach der Abweisung der preußischen Anträge durch Maria Theresia war es fort und fort P., der den König zu bestimmen suchte, seine Sache auf die Vermittelung Englands zu stellen und sich den Lockungen der Franzosen zu versagen. Auch hatte der Minister die Freude, daß sein Gebieter, der Ende März auf die Nachricht von den gegen ihn gerichteten Allianzverhandlungen der Höfe von Wien, Dresden, London und Petersburg den Anschluß an Frankreich als unerläßlich und unaufschiebbar bezeichnet hatte, nach dem Siege von Mollwitz noch einmal die englische Vermittelung anrief, freilich ohne Podewils' Vertrauen auf dieselbe zu theilen. Der Ausgang der Verhandlung gab der Voraussicht des Königs Recht, und nun mußte P. schweren Herzens das Bündniß mit Frankreich unterzeichnen (5. Juni 1741). Wenn ein Brief des Königs aus den Tagen nach dem Abschluß in einer augenblicklichen Aufwallung einem Zweifel an der Zuverlässigkeit des Ministers Ausdruck gab, der seine Bedenken gegen den nunmehrigen Verbündeten vorher allerdings laut genug erhoben hatte, so durfte P. in einer würdig und bestimmt gehaltenen Antwort (17. Juni) solchen Verdacht weit von sich weisen. P. war in diesem Sommer in Breslau, während ihn in Berlin für die laufenden Geschäfte des Auswärtigen Amtes der inzwischen ernannte zweite Minister Caspar Wilhelm v. Borcke vertrat, von einer ganzen Schaar fremder Gesandter umgeben; schon träumte er von einem europäischen Congreß, der im nächsten Winter in der Hauptstadt Preußens und dann also unter seinem Vorsitz sich versammeln würde, um den allgemeinen Frieden herzu-

stellen. Sehr schnell aber sah sich der König durch die Umstände auf Sonderverhandlungen hingewiesen. In der nicht ungegründeten Befürchtung, daß Frankreich seine vertragsmäßigen Verpflichtungen allzuleicht nehmen werde, ertheilte er dem Minister schon im Juli 1741 den Auftrag, für alle Fälle mit dem Vertreter Englands in Fühlung zu bleiben. Doch vollzog sich das Abkommen von Klein-Schnellendorf (9. October), das jenen so eigenartig verclausulirten Waffenstillstand festsetzte, ohne Podewils' Mitwirkung, ja die ganze Verhandlung blieb für ihn vorerst Geheimniß; ohne Zweifel würde der Minister, um seinen Rath gefragt, den König auf das Bedenkliche dieser Verhandlung hingewiesen haben. Nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten folgte P. im Februar 1742 dem preußisch-sächsischen Heere nach Olmütz und empfing am 22. März 1742 zu Selowitz aus den Händen des Königs eine Instruction für neue Friedensverhandlungen, welche der nicht mehr hinwegzuleugnende Mißerfolg des mährischen Winterfeldzuges geboten erscheinen ließ. Obgleich nach seiner persönlichen Neigung und seiner politischen Grundanschauung mit seinem Auftrage sehr einverstanden, hielt er es doch für seine Pflicht, diesmal immer von neuem die Gründe, die für das Verharren in dem französischen Systeme sprachen, zur Geltung zu bringen. Wochenlang verhandelte P. zu Breslau mit dem englischen Vermittler, Lord Hyndford; aber erst der Tag von Chotusitz überwand die Abneigung Maria Theresia's gegen den Vergleich mit Preußen, während ihrem Gegner der letzte Zweifel, ob er nach seinem Siege den Kampf fortsetzen solle oder nicht, durch die klägliche Kriegführung der Franzosen abgeschnitten wurde: am 9. Juni sandte er an P. den gemessenen Befehl, den Frieden binnen vierundzwanzig Stunden abzuschließen und P. kam der Weisung am 12. Juni pünktlich nach.

Für die Politik der mittleren Linie, die der König jetzt einhalten zu können glaubte, war P. eben der geeignete Mann. Verdrießlich überzeugte sich der englische Gesandte, daß er für sein Bestreben, Preußen zu Gunsten Oesterreichs und Englands aus seiner Neutralität herauszuziehen, bei P. keine Unterstützung fand und daß die Guineen, die er sich nach dem Brauche jener Zeit behufs einer Einwirkung auf den Minister aus London schicken ließ, nicht an den Mann zu bringen waren. Gleichwohl war der König noch geneigt, P. „unbegreifliche Vorliebe für diese infamen Engländer" vorzuwerfen, und ob der Langmuth, mit der P. die Herausforderungen der Höfe von Wien und London gegen das Kaiserthum Karls VII. ansah, schalt ihn Friedrich mehr als einmal eine „poule mouillée" und zürnte: „Sie haben diese schöne Bedachtsamkeit von Ilgen furchtsamen Angedenkens geerbt". So blieb denn auch P. von der folgenschweren diplomatischen Action des Frühjahres 1744 ausgeschlossen. Er hatte die Befürchtungen für die Sicherheit der schlesischen Erwerbung, die dem König anläßlich des Wormser Vertrages zwischen Oesterreich, England und Sardinien aufstiegen, nicht theilen wollen; der König würdigte seine Argumente einer eingehenden schriftlichen Widerlegung, theilte ihm dieselbe aber erst mit (1. Juli 1744), als das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich unterzeichnet und als schon das Manifest unter der Feder war, welches die Schilderhebung für Karl VII., den Einmarsch der Preußen in Böhmen, verkündigen sollte.

Der unglückliche Ausgang des böhmischen Feldzuges von 1744 ließ den Minister an dem Schicksal des Staates fast verzweifeln. Der König zeigte ihm jetzt rückhaltloses Vertrauen und überlegte jeden einzelnen politischen Schritt mit ihm. Man rief die Vermittelung Englands, die Vermittelung Rußlands an. Beide Höfe lehnten ab. Schon war der König in das Feldlager zurückgekehrt (März 1745); seine Briefe an P., das schönste Zeugniß für das persönliche Verhältniß zwischen beiden, setzten in ihrer heroischen Entschlossenheit den Em-

pfänger immer mehr in Schrecken. P. warnte, Alles auf eine Karte zu setzen, die Entscheidung einer Hauptschlacht zu suchen, denn nicht bloß Schlesien, sondern der beste Theil des alten preußischen Besitzes stehe schon auf dem Spiele; von Land und Thron vertrieben, werde der König verwegene Entschlüsse zu spät bereuen. „Ihr denkt als sehr ehrenwerther Mann“, antwortete Friedrich (27. April), „und wenn ich Podewils wäre, würde ich eben so denken.“ Er rieth dem getreuen Eckart, ein ebenso guter Philosoph zu werden, als er guter Politiker sei. „Stärkt Euren Muth, mein lieber Podewils, und gebt den andern davon und wenn ein Unglück eintritt, davon ich sicherlich am meisten leiden werde, dann tragt es mit Hochherzigkeit und Muth; das ist alles, was Cato und ich euch sagen können“ (29. April). Schärfere Accente schlugen Friedrichs Briefe an, als P. auch nach dem Tage von Hohenfriedberg immer noch nur schwarz sah: „Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich keine größere Poule mouillée kenne“; solche Furchtsamkeit sei „gar nicht erlaubt“ (12. August). Der Ungläubigkeit, welche P. im November, nach der Schlacht bei Soor und dem Schluß des böhmisch-schlesischen Feldzuges, der Nachricht von dem Plan der Oesterreicher und Sachsen zu einem Einfall in die Mark entgegensetzte, gilt die beißende Bemerkung in Friedrichs Memoiren: „Er glaubte, daß alle Welt so furchtsam wie er selbst sei, und traute Brühl einen so kühnen Anschlag nicht zu“. Am 19. December traf P. in der Tags zuvor von den Preußen besetzten sächsischen Hauptstadt ein; es war der Glanzpunkt seiner Diplomatenlaufbahn, als die Gesandten der Besiegten von Kesselsdorf bei ihm erschienen, um die Friedensbedingungen zu erfahren. Am ersten Weihnachtstage zu Mittag war der Doppelfriede unterzeichnet.

In dem nun folgenden Friedensjahrzehnt wurde die Correspondenz, die der König aus seinem Cabinet mit den Gesandtschaften führte und dem Ministerium nur ausnahmsweise zur Kenntniß gab, immer ausgedehnter und regelmäßiger. Doch hat Friedrich sehr häufig vor wichtigen Entscheidungen das Gutachten von P. eingeholt und in verwickelten Fällen gern auch dessen mündlichen Vortrag entgegengenommen; insonderheit für die Fragen der Reichspolitik, für die er weder Interesse noch Verständniß zu haben erklärte, verließ er sich im Wesentlichen auf P. Freilich überwachte er auch für den Theil der Geschäfte, der dem Ministerium zufiel, die Ausführung bis ins Einzelne, und als P. einmal, gegen seine sonstige Behutsamkeit, bei der Abfassung einer Note sich nicht ganz im Rahmen der Anweisung des Königs gehalten hatte, traf ihn die strenge Rüge: „Worte ändern oder einen neuen Sinn hineinbringen, sind sehr verschiedene Dinge, die ich Sie ernstlich auseinanderzuhalten bitte, wenn Sie wollen daß wir Freunde bleiben“ (1. November 1750). Und bereits bei einer früheren Gelegenheit hatte sich der Minister die Zurechtweisung gefallen lassen müssen: „Wenn ich nach Ihrer Ansicht über eine Sache frage, so wird es Ihnen gestattet sein, sie frei zu äußern; aber ohne das werden Sie immer gut thun, das was ich Ihnen befehle, buchstäblich auszuführen“ (5. November 1746). Auf der anderen Seite erfreute ihn der König, der ihm schon 1741 bei der Huldigung von Niederschlesien den Grafentitel verliehen und 1745 das Gehalt beträchtlich erhöht hatte, fort und fort durch Gunstbeweise und durch huldvolle Antheilnahme an seinen persönlichen Geschicken, so 1748 und 1749 während wiederholter Erkrankungen des Ministers und 1750 bei dem Tode seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen Gräfin Schulenburg-Lieberose. Im Juli 1754 leistete P. dem Könige auf eine schmeichelhafte Einladung vierzehn Tage lang in Sanssouci Gesellschaft. Das dem „arbeitsamen Freund“, „deß friedeselger Geist der Barke unsres Staats die Bahn und Richtung weist“ gewidmete poetische Sendschreiben aus dem December 1749 (Œuvres 10, 153) zieht eine dem Empfänger sehr vortheil-

hafte Parallele zwischen ihm und den Brühl und Bestuschew und verheißt ihm einen Platz in der Unsterblichkeit zwischen „den schaffenden Geistern, den Schriftstellern, Königen und Kriegern“. Ein Auszeichnung, auf die P. stolz sein durfte, war es auch, daß ihn Friedrich im April 1746 aufforderte, sich ein Stück aus der in Arbeit befindlichen Histoire de mon temps von dem Verfasser „nach der Gepflogenheit schlechter Schriftsteller“ vorlesen zu lassen: „um Sie zu amüsieren oder vielmehr zu ennuyiren“. Bei der Sammlung und Zurüstung des archivalischen Materials zu Friedrich's historischen Arbeiten hat sich P. sehr verdient gemacht, indem er, unterstützt durch den Legationsrath v. Hertzberg, dem königlichen Schriftsteller umfangreiche Auszüge und Ausarbeitungen lieferte, an welche die Darstellung nachher sich zum Theil eng anschloß. Hier wie überall bewährte sich die große Schreibfertigkeit des Ministers, die staunenswerthe Leichtigkeit seiner Production. Von den Berichten des Ministeriums an den König, von den Erlassen an die Gesandten, den Noten an die fremden Regierungen entwarf er einen sehr beträchtlichen Theil eigenhändig bis in das Detail; für den Theil aber, dessen Bearbeitung er seinen Räthen überließ, pflegte er entweder sehr eingehende, oft ganze Bogen füllende „Ingredienzien“, wie sein Ausdruck ist, zu Papier zu bringen, die dann fast nur noch stilistisch zu überarbeiten waren, oder er gab auf winzigen Zetteln kurze, aber die wesentlichen Gesichtspunkte klar und scharf hervorhebende Anweisungen. In jedem Falle unterwarf er die Concepte seiner Mitarbeiter einer aufmerksamen, mitunter sehr eingehenden Revision. Sein französischer Stil zeigt nicht selten störende Härten, der Mangel straffer Concinnität macht seine langen Perioden oft undurchsichtig, aber andererseits sind seine Darlegungen meist höchst anziehend durch überraschende Wendungen und ihre drastische, häufig sehr gelungene Ausdrucksweise, ja, wo es galt, durch gesunden und leichten Witz, der auf das Sprühfeuer der eigenhändigen Briefe des Königs einzugehen verstand. Von seiner unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit mag es eine Vorstellung geben, daß er in den Decembertagen von 1740, als wahrlich sein Tagewerk kein kleines war, noch Zeit erübrigte, demjenigen seiner Räthe, der die französische Uebertragung der umfangreichen Deduction der preußischen Ansprüche auf Schlesien in Angriff genommen hatte, diese Arbeit zur Hälfte abzunehmen: dem ihm zur Begutachtung vorgelegten Anfange des Manuscriptes fügte er zur großen Ueberraschung des ersten Uebersetzers flugs die Schlußcapitel hinzu. Für die deutschen Ausfertigungen hielt P. bei seinen Untergebenen, den guten Ueberlieferungen der Berliner Staatskanzlei entsprechend, auf Reinheit des Ausdrucks und Bündigkeit des Satzbaues; als einst der König für einen bestimmten Zweck eine diplomatische Note vage und obscur, „in dem wienerischen Reichsstylo“ abgefaßt wünschte, da haben sich die, wie P. rühmt, an einen kurzen, präcisen, nachdrücklichen Stil gewöhnten Beamten des Ministeriums vergeblich abgemüht, bis der Minister selbst die Feder ergriff und nun in einem monströsen Gallimathias (Polit. Corresp. Friedrichs d. Gr. 11, 362) den „österreichischen Stylus“ so täuschend nachzuahmen vermochte, daß der Auftraggeber voll zufrieden war. Als Vorgesetzter war P. auch gegen den geringsten Kanzlisten von gewinnender Urbanität, und der Freimuth, mit dem er bei Gelegenheit sich eines der Kanzleisecretäre gegen einen ungegründeten Verdacht des Königs angenommen hat, wird ihnen Allen in dankbarer Erinnerung geblieben sein. Das rühmten auch solche Mitglieder des diplomatischen Corps, die ihn sonst recht abfällig beurtheilten, ihm nach: daß er Jedermann einen leichten Zutritt bei sich verstatte, niemalen mit Verdrossenheit oder Ungeduld einen Vortrag anhöre, solchen geschwinde und ohnmangelhaft begreife und einnehme, auch treulich befördere und weiter ausrichte. Fügen wir hinzu, daß P. im mündlichen diplomatischen Verkehr ein Meister der Kunst,

mit vielen Worten nichts zu sagen, war und auch durch diese Eigenschaft seinem Gebieter, der selber der persönlichen Berührung mit den fremden Ministern thunlichst aus dem Wege ging, von unschätzbarem Werthe wurde.

„Graf P. ist von einer Rechtschaffenheit, die jede Probe verträgt. Er behandelt die Geschäfte schlichtweg und mit Einfachheit. Obgleich er das Vertrauen des Königs von Preußen besitzt, hat er doch wenig Einfluß und wird sogar oft von diesem Fürsten über viele Dinge in täuschender Unkenntniß gelassen. Er ist ganz davon überzeugt, daß das System des Einvernehmens mit dem König von Frankreich das allein dem Ruhm und dem Vortheil seines Königs zuträgliche ist. Er ist außerordentlich furchtsam, wenn es gilt, Sr. Preuß. Maj. Dinge, welche Sie zu ihrem Nachtheil gethan hat, vorzustellen. Durchgreifende Entwürfe erschrecken ihn, und er zittert bei dem bloßen Worte Krieg". So wurde der preußische Staatsmann, auf Grund der übereinstimmenden Berichte der bisherigen Vertreter Frankreichs in Berlin, dem 1756 dort hin abgehenden Herzog von Nivernois in seiner Instruction geschildert. „Bei dem bloßen Worte Krieg zitternd", hat P. den entscheidenden Entschluß seines Königs in diesem Jahre 1756, wie so Viele damals in dessen Umgebung, nicht gebilligt. Hören wir seinen eignen Bericht an den ihm seit langen Jahren durch gemeinsame Arbeit, gemeinsame Sorgen und persönliche Freundschaft nahe gerückten königlichen Cabinetssecretär, den Geheimrath Eichel, über die denkwürdige Audienz, die er am 21. Juli in Sanssouci erhielt. Friedrich eröffnete ihm, daß er seinen sicheren Nachrichten zu Folge für das nächste Frühjahr den Angriff der beiden Kaiserhöfe zu gewärtigen habe und deshalb jetzt sofort zur Abwehr schreiten müsse, falls man ihm in Wien auf die dort gestellte Anfrage (denn von der Antwort auf dieselbe machte Friedrich, was noch jüngst ungerechtfertigter Weise in Zweifel gezogen werden wollte, seinen Entschluß abhängig) nicht Bürgschaften für seine Sicherheit gebe. Des Ministers Gegengründe liefen darauf hinaus, den Wiener Hof jetzt angreifen, das heiße Frankreich und Rußland gleichsam an die Mauer drücken, sie zum Bruche zwingen; er meinte, man müsse das „beneficium temporis", die Frist von zehn Monaten bis zur nächstjährigen „Operationssaison" benutzen, um durch Verhandlungen die augenblickliche Lage zu bessern. „Allein alles dieses", so klagt er, „wurde gänzlich verworfen, vor einen Effect von gar zu großer Timidité gehalten, und ich zuletzt ziemlich sèchement mit denen Worten congediiret: Adieu, Monsieur de la timide politique." Wir wissen heute, daß Friedrichs Nachrichten über den ihm für 1757 drohenden Ueberfall durchaus zutreffende waren und daß sein kühner Entschluß, dem Angriff der Feinde zuvorzukommen, ihm zur rettenden That wurde.

Podewils' politische Rolle war jetzt ausgespielt. Alle wichtigeren amtlichen Weisungen, die der König seit Beginn des Krieges nach Berlin ergehen ließ, sind regelmäßig an den zweiten Cabinetsminister, den Grafen Finckenstein, den Nachfolger der Minister C. W. v. Borcke († 1747) und Axel v. Mardefeld († 1749) gerichtet. Ohne Frage hat Friedrich demselben ein größeres Maß politischer Spannkraft zugetraut; dazu mag Podewils' Alter, seine zunehmende Kränklichkeit in Betracht gekommen sein. Auch die berühmte geheime Instruction, die der König am 10. Januar 1757 für den Fall seines Todes vollzog, wurde nebst einer Art dictatorischer Vollmacht für den Fall eines feindlichen Angriffs auf die Hauptstadt in Finckenstein's Hände gelegt und den treuen, rücksichtsvollen Eichel beschlich ein peinliches Gefühl, wenn er an die Kränkung dachte, welche im gegebenen Augenblicke die Vorweisung dieser Vollmacht durch den jüngeren Collegen dem alten verdienten P. bereiten würde. Im März 1758 schien ein unerwarteter Schlaganfall den Vierundsechzigjährigen der Sprache berauben zu wollen, die sich aber schnell wieder einfand. „Des Königs Maj.",

versichert Eichel dem Grafen Finckenstein, „seind gewiß von diesem so ganz ohnvermutheten Zufall recht sehr gerühret gewesen und haben alles Dero Mitleiden darüber bezeuget“; Friedrich sandte dem Genesenden einen Brief, in welchem er ihn bat, ohne Rücksicht auf seine Amtsobliegenheiten seiner Gesundheit zu warten. Die kurze Spanne Zeit, die ihm noch zu leben beschieden war, wurde ihm verdunkelt durch die immer stärkeren Unglücksschläge, die den Staat, dessen Größe er hatte ausbauen helfen, zermalmen zu müssen schienen. In Magdeburg, wohin der Hof und die Behörden geflüchtet waren, ist P. in den bangen Tagen vor der Liegnitzer Schlacht, da Friedrich selbst an dem Schicksal Preußens verzweifeln wollte, gestorben (29. Juli 1760). Der König, der die Trauernachricht am 1. August, im Begriff, aus Sachsen abzumarschiren, erhielt, schrieb an Finckenstein: „Ich bedaure sehr den armen Grafen Podewils. Er war ein Ehrenmann und ein guter Staatsbürger; aber inmitten aller der Verluste, die uns treffen, wird man, wie es scheint, unempfindlich gegen Alles.“ Tags darauf beklagte er in einem zweiten Briefe nochmals „den Minister, dessen Hingebung und Eifer für meine Interessen beständig meinem Andenken empfohlen bleiben werden; der Verlust, der mich in der Person eines so würdigen und treuen Dieners trifft, wird mir stets eine traurige Erinnerung sein“.

Polit. Correspondenz Friedrichs des Großen. Bd. I ff. — Miscellaneen zur Geschichte Friedrichs d. Gr. (Berlin 1878). — Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs d. Gr. Bd. I, II. — Neue Genealogisch-hist. Nachrichten, Theil XII, S. 424. — Journal secret du baron de Seckendorff. — Isaacsohn, Gesch. des preußischen Beamtenthums, Bd. III. — Droysen, Gesch. der preuß. Pol. Theil IV, Abth. 3; Theil V, Abth. 1—4. — Ranke, Zwölf Bücher preuß. Gesch. — Grünhagen, Gesch. des ersten schles. Krieges. Dazu handschriftliches Material aus den Archiven zu Berlin und Paris. Koser.

Podewils: Graf Otto Christoph v. P., preußischer Diplomat, Neffe des Cabinetsministers, aus Pommern, geboren am 16. April 1719, ging im December 1739 als Legationssecretär nach Petersburg, kehrte im März 1741 von dort zurück, folgte seinem Oheim für den Sommer dieses Jahres nach Breslau, ward zugleich mit demselben am 6. November 1741 in den Grafenstand erhoben und unmittelbar darauf als Gesandter im Haag beglaubigt, wo der jugendliche Diplomat durch sein gewandtes und sicheres Auftreten im Verkehr mit den holländischen und englischen Staatsmännern das Vertrauen des Königs rechtfertigte. Auf der Reise in das Aachener Bad nahm Friedrich II. am 26. August 1742 in einer Audienz zu Cleve, die P. sehr anschaulich geschildert hat, einen mündlichen Bericht seines Gesandten entgegen, und beschied denselben auch im Mai 1744 während des Badeaufenthaltes in Pyrmont zu sich, wo P., wie der Cabinetssecretär Eichel bezeugt, „sehr gracieux“ aufgenommen wurde: „und möchten ihn des Königs Majestät wohl noch einige Tage hier arretiren, zumalen er bongré malgré heute (25. Mai) den hiesigen Brunnen mitzutrinken anfangen müssen“. Der König beabsichtigte damals, den Grafen nach Polen auf den Grodnoer Reichstag zu schicken, da er „wegen seines guten Exterieurs und insinuanter Manieren“ besonders geeignet erschien „sich bei Frauenzimmern zu insinuiren und beliebt zu machen“, „welches in Polen sehr viel thäte“; doch wurde bei Beginn des zweiten schlesischen Krieges die Rückkehr auf den haager Posten erforderlich. Nach dem Friedensschluß ernannte Friedrich den Siebenundzwanzigjährigen zum Etatsminister (9. Mai 1746) und stellte ihn auf den heikelsten diplomatischen Posten, der damals zu besetzen war: er schickte ihn nach Wien. P. ist über die unlösbaren Schwierigkeiten seiner dortigen Aufgabe nie hinweggekommen. „Ihr seid bei den Eisenfressern von Deutschland akkreditirt,

wundert Ihr Euch, daß sie Fanfarons sind?“ so schreibt ihm sein Auftraggeber gleich in den Anfängen seiner Mission in einem eigenhändigen Zusatz unter einem Erlaß, von dem man wußte, daß er in Wien heimlich geöffnet und gelesen werden würde. Eine andere dieser im Grunde an die Adresse des Wiener Hofes selbst gerichteten Nachschriften prägt dem Gesandten das geflügelte Wort eines ehemaligen Gouverneurs von Berlin ein, der einer Ordonnanz den Auftrag mitgab: „Unterofficier, ist der Bürger ein Ochse, seid Ihr auch einer; ist der Bürger höflich, seid Ihr es auch“. Bald war der preußische Gesandte der Kaiserin-Königin ebenso verhaßt, wie sein Gebieter. In den Charakteristiken der Wiener Hofgesellschaft, des Kaiserpaares, der Minister u. s. w., welche er auf Befehl seines Herrn entwerfen mußte, zeigt sich P. als ein überaus feiner Beobachter und farbenreicher Porträtist; in unseren Tagen an die Oeffentlichkeit gelangt, haben diese Schilderungen, welche den Vergleich mit den glänzendsten venetianischen Mustern nicht zu scheuen brauchen, seitens der Darsteller der Epoche die gebührende Beachtung gefunden. Schon seit 1748 dachte P., der sich in Wien sehr unbehaglich fühlte und körperlich angegriffen war, an seinen Rücktritt; doch näherte er sich der Erfüllung seines Wunsches erst nach einem Schlaganfall, der ihn am 30. Juli 1750 traf. Maria Theresia entließ ihn in der Abschiedsaudienz am 14. Januar 1751 mit den spitzen Worten, er möge es der politischen Lage und den wenig angenehmen Verhandlungen, die er zu führen gehabt, zuschreiben, wenn sein Aufenthalt in Wien für ihn keine Annehmlichkeiten gehabt habe. Bei dem Könige galt er jetzt zu Ende seiner Laufbahn nicht mehr dasselbe wie früher; er lebte von nun an auf seinem Gute Gusow in der Neumark, das einst dem alten Derfflinger gehört hatte, und ist dort am 12. März 1781 gestorben.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen I—VIII. — Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1850. — A. v. Arneth, Maria Theresia III, IV. — Droysen, Gesch. der Preuß. Pol. V, 1—4. — Bielfeld, Lettres familières, II. — Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Koser.

Podewils: Philipp Freiherr v. P., geboren am 14. März 1809 zu Amberg, † am 25. November 1885 ebenda als baierischer Generallieutenant und Director der Gewehrfabrik. Im J. 1825 als Cadett bei der Artillerie eingetreten, blieb P. im Frontdienste bis 1839, in welchem Jahre er zur Gewehrfabrik übertrat. Von dieser Zeit an widmete er sich unausgesetzt und mit hervorragendem Verständniß der Technik der Handfeuerwaffen. Die großen Verdienste, welche er sich um die zeitgemäße Verbesserung der Handfeuerwaffen, insbesondere durch Erfindung des von den baierischen Fußtruppen in den Kriegen 1866 und 1870/71 geführten Gewehres erwarb, sichern ihm in der Geschichte der Waffentechnik wie auch im Besonderen in der Geschichte des baierischen Heeres ein ehrendes Andenken.

Allgem. Milit.-Ztg. 1885. — Glasenapp, Die Generale der Deutschen Armee. Berlin 1876.

Landmann.

Poel: Egbert van der P., Landschaftsmaler, getauft am 9. März 1621. Sein Vater war Goldschmied; wer sein Lehrer gewesen, ist unbekannt, wie überhaupt die Nachrichten über seine Lebensschicksale sehr sparsam sind. Im J. 1650 (10. October) wurde er als Meister in die Lucasgilde zu Delft aufgenommen. Nachdem er hier 1654 die ebenda stattgehabte Sprengung des Pulverthurms gemalt hatte, welches Bild er hernach noch einigemale wiederholte, zog er nach Rotterdam, wo er bis zu seinem Tode blieb. Am 29. Juli 1664 wurde er begraben. Er malte Landschaften bei Tag- und Mondbeleuchtung,

Marinen, Dorfansichten und das Innere von Bauernhäusern, auch Küchenstücke. Die Bauernwohnungen sind mit allerlei Hausrath in malerischem Durcheinander angefüllt, so im Amsterdamer Museum ein solches Interieur, in dem ein Weib das Geschirr rein macht (1646). In St. Petersburg sind drei Küchenstücke von ihm, in Brüssel ebenfalls das Innere einer Bauernstube (1646), im Louvre Landleute vor der Hausthür. Außer Amsterdam besitzt auch Brüssel eine Darstellung der Delfter Explosion. Insbesondere malte er mit Vorliebe Feuersbrünste, die er sehr naturtreu mit allen Schrecken derselben darzustellen verstand. Schwerin besitzt eine solche Feuersbrunst im Dorfe (1658) und eine in der Stadt (1664). Solche Bilder von ihm wurden sehr geschätzt. Auch in Wien finden sich Werke von seiner Hand. Besonders glücklich war er in der Beleuchtung der Gegenstände und er verstand es, frei und geistreich alles anzuordnen. Schlotterbeck hat nach ihm ein brennendes Dorf in Aquatinta ausgeführt, das den Künstler sehr gut charakterisirt.

s. Immerzeel. Wessely.

Poelenburg: Arnold P., ausgezeichneter Theolog und Professor am remonstrantischen Seminar, war 1628 zu Hoorn geboren und studirte zu Amsterdam das Lateinische und Griechische unter Vossius. Dort schloß er sich den Remonstranten an und wünschte sich für ihren Predigtdienst vorzubereiten. Infolge wirksamer Empfehlung des damaligen Professors Curcellaeus studirte er auf Kosten der remonstrantischen Societät Theologie an den Universitäten zu Leyden, Utrecht und Franeker und trat, nach vollendeten Studien, 1654 die Predigerstelle zu Hoorn an. Seine große Gelehrsamkeit und besondere Predigtgaben verschafften ihm 1658 einen Ruf an die Gemeinde zu Rotterdam. Schon im folgenden Jahre wurde er von den Curatoren des remonstrantischen Seminars zum Nachfolger des verstorbenen Curcellaeus erwählt und verwaltete dieses Amt mit hohem Lob, bis er, nur 38 Jahre alt, am 30. October 1666 starb. P. hatte nicht nur als Orientalist, sondern besonders auch als Vertheidiger der remonstrantischen Ansichten große Verdienste. Wider Johann Hoornbeek, der in seiner „Summa controversiarum“ auch die Remonstranten bekämpft hatte, trat er auf mit einer „Epistola ad C. Hartsoekerum, in qua liber octavus summae controversiarum Joannis Hoornbeekii, qui est adversus Remonstrantes, refellitur“, Amst. 1655. Ebenso versuchte er den Friedrich Spanheim zu widerlegen mit einer „Confutatio Fr. Spanhemii disputationis inauguralis de quinque articulis controversiis“, Amst. 1658. Von seiner Hand erschien weiter eine „Dissertatio epistolica, qua demonstratur non posse Remonstrantes, integra conscientia, cum Contraremonstrantibus vel congregationis vel s. synaxeos communione colere“, Amst. 1658, wie auch eine „Controversiarum in Belgicis ecclesiis hodie ferventium hypotyposis dialogistica“, Horn. 1659, eine „Paraenesis ad Scotos disciplinae Genevensis zelotas“, Horn. 1659 und die „Oratio funebris in mortem Curcellaei“.

Pacquot, Mém. litér. XIII, 227—232. — Tideman, de Remonstr. broederschap, passim und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Poelenburg: Kornelis P., Historien- und Landschaftsmaler, geboren zu Utrecht 1586, † daselbst 1667. Er war ein Schüler des Abr. Bloemaert, fand aber die Kunstrichtung, die ihn berühmt machte, in Italien. Wie viele seiner Landsleute, glaubte er nicht, ein tüchtiger Künstler zu werden, wenn er nicht in Rom seine Studien gemacht habe. Im J. 1617 lebte er in Rom, fand aber das Vorbild, das seinem Naturell zusagte, nicht in der italienischen Kunst, son-

dern in Elzheimer, dessen Kunstweise er sich anzueignen bemühte. Man sagt zwar, daß er mit Vorliebe Raphael's Werke studirt habe, aber in seiner Kunst ist keine Spur dieses Studiums wahrzunehmen. Er malte gern kleine Cabinetsstücke auf Holz oder Kupfer, stellte italienische Landschaften mit Ruinen, auch Berglandschaften mit großer Feinheit dar und belebte diese mit zierlichen Figuren, zumeist nackten Frauen. Das Colorit ist sehr schön, die Beleuchtung ausgezeichnet. Die reichen Kunstfreunde wurden bald auf ihn aufmerksam und P. machte in Rom eine reiche Ernte. Auch Florenz, wo er sich auf dem Heimwege eine Zeit aufhielt, brachte ihm großen Gewinn von seinen Bildern. Der Großherzog suchte ihn zu fesseln, aber der Künstler empfand Heimweh und widerstand allen Lockungen. Als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, mußte er bald wieder den Wanderstab ergreifen, da ihn Karl I. nach London berief, wo er dessen Porträt malte und sonst an die Großen des englischen Hofes viele seiner Cabinetsstücke theuer verkaufte. Auch hier wieder konnte ihn die Gunst eines Hofes nicht zurückhalten, er kam nach Utrecht zurück, wo er bis zu seinem Tode blieb und noch manches bewunderte Werk schuf. Houbraken läßt ihn 1660 sterben, aber noch 1664 war er Decan der Gilde; er wurde am 12. August 1667 mit großem Pomp begraben. Utrecht besitzt von ihm ein Götterbankett. Um Ursache zu haben, nackte Figuren in seinen Landschaften anzubringen, benützte er die Fabeln der Mythologie; die Göttinnen vor Paris, die Nymphen des Waldes und der Fluren, die vor Satyrn flüchten, das Bad der Diana oder Callisto, oder auch nur badende Frauen gaben ihm Gelegenheit, seine Vorliebe für diese Kunstweise zu befriedigen. Paris besitzt ein Dianenbad, ähnliche Bilder auch Haag, Amsterdam, Dresden. Als Ausnahme muß das Bild in Gotha gelten, das ein Männerbad zum Gegenstande hat. In Berlin ist eine Scene aus Guarini's Pastor Fido. In London, Brüssel und St. Petersburg befinden sich auch Bilder mit badenden Nymphen. Seine Bilder sind in der Welt zerstreut, in öffentlichen wie in Privatsammlungen aufbewahrt. Es haben auch sehr viele Kupferstecher uns seine Compositionen durch den Stich vermittelt, wie Le Bas, Blacker, Bronkhorst, Guttenberg, Lorieux, Morin, W. Vaillant, Levasseur u. a. m. Auch hat der Meister einige Blätter selbst radirt, so namentlich eine römische Ruine. P. de Jode stach des Meisters Bildniß für A. van Dyck's Iconographie; auch Waumans hat es gestochen. Er hatte viele Schüler, unter denen Jan Lys, D. Vertangen, F. Verwilt zu erwähnen sind.

s. Houbraken. — R. van Eynden. — Kramm. — Immerzeel.

Wessely.

Poelgeest: Aleid (Adelheid) v. P., die Tochter des holländischen Edlen Johann v. P., der in der Nähe von Leiden sein Stammschloß und ansehnliche Güter besaß, ward im vorletzten Decennium des 14. Jahrhunderts die Maitresse des damals verwittweten Herzogs Albrecht von Baiern, Grafen von Holland. Es gelang ihr, den Herzog vollkommen von der Partei der Hoeks nach der der Kabeljaus, denen ihr Vater und sein Geschlecht angehörte, hinüberzuziehen und so veranlaßte sie das Wiederaufflammen des kaum gestillten Parteikampfes in Holland. Durch ihren Einfluß wurde der mächtige Johann v. Arkel 1389 Statthalter des Herzogs, während der junge Graf Wilhelm von Ostervant, Albrechts ältester Sohn, allen Einfluß bei Hofe verlor. Bald standen zwei Adelsverbindungen, denen auch einige Städte beitraten, unter dem Vater und dem Sohn einander gegenüber. Diesem Zustand ein Ende zu machen, schritten ein Paar Hoek'schen Ritter zum Morde. Sie überfielen die Dame am Abend des 21. September 1392 im Vorhof des Haager Grafenschlosses und machten erst den Hofmarschall Wilhelm Kuser und dann sie selbst vor der Gefangenpforte nieder, an der Stelle, wo fast drei Jahrhunderte später die Brüder de Witt er=

mordet wurden. Ihr Tod und noch mehr der des Marschalls, des Meester Knaap van Holland, wie er in den Urkunden genannt wird, veranlaßte einen großen Rachekrieg, der dem Hoek'schen Adel einen argen Schlag versetzte und den Grafen Wilhelm aus dem Lande trieb. Der kaum geheilte Bruch der Parteien ward von jetzt an unheilbar; die späteren Fehden stehen alle mit jenem Ereignisse in Verbindung, denn die Rache der Kabeljaus rief neue Erbitterung und damit neue Fehden hervor. Eigentlich ist bloß dadurch Adelheid's Auftreten in der holländischen Geschichte von Wichtigkeit. Das Geschlecht der Poelgeest's zählte noch lange Jahre zu den mächtigsten Adelsfamilien Hollands. Im Kampfe gegen Spanien zeichnete Gerard v. P. sich als einer der einflußreichsten Edelen des Landes aus. Er hat die Utrechter Union 1579 zu Stande bringen helfen.

Vgl. außer den Chroniken des Johannes von Leyden und Beka und dem Charterbuch von van Mieris namentlich Löher, Jacobaea von Baiern, Bd. I. — Blok, Eene Hollandsche Stad in de Middeleeuwen und die Werke von Wagenaar, Bilderdyk, Arend. — Kok, Vaderl. Woordenboek 2c.

P. L. Müller.

Poelmann: Theodor P., meist Pulmannus genannt, Philologe des 16. Jahrhunderts. Er wurde 1510 in Cranenburg im Herzogthum Cleve an der niederländischen Grenze geboren, erlernte die Tuchweberei in Antwerpen, wurde hier aber dem Studium der alten Sprachen zugeführt und fand dann eine Stellung als Corrector in den von Christoph Plantin 1550 in Antwerpen und Leyden gegründeten Buchdruckereien. Theils in diesen, theils in Basel, ließ er von 1551 an eine große Reihe von kleinen Handausgaben alter Schriftsteller erscheinen, die freilich jetzt nur noch historisches Interesse haben, ihrer Zeit aber viele Verbreitung fanden und vielfach aufgelegt wurden, u. A. auch den Virgil und Horaz. Um 1580 ging er nach Spanien und ist dort bald nachher, wahrscheinlich in Salamanca, gestorben.

Jöcher, Gel.-Lex. III, S. 1810 und Rotermund VI. S. 1043 f., wo sich auch ein allerdings wohl nicht vollständiges Verzeichniß der Ausgaben Poelmann's findet. Vergl. auch L. Müller, Geschichte der klass. Philologie in den Niederlanden, S. 1—5. R. Hoche.

Poconius: Martinus P. heißt nach Goedeke (vgl. unten) der Dichter eines Liedes „Vom hochwürdigen Sacramente des Leibes und Blutes Jesu Christi", das mit den Worten „Verleih uns Gnad, Herr Jesu Christ, von dir herzlich zu singen" beginnt, dreizehn zehnzeilige Strophen (nach der Melodie: Durch Adams Fall u. s. w.) umfaßt und in einem undatirten Einzeldruck aus der Mitte des 16. Jahrhunderts vorliegt. Auf einem anderen Einzeldruck, wie wenigstens anzunehmen ist, wenn Goedeke's Angabe richtig ist, heißt der Dichter Martinus Poconius; dieser letztere Druck befindet sich auf der Berliner Bibliothek (vgl. auch Heyse's Bücherschatz S. 68, N. 1089). Dasselbe Lied mit sehr wenigen Abweichungen befindet sich (ohne die dreizehnte Strophe) in Johan Schönbrun's Liedern, gedruckt Erfurt 1557, und ist deshalb von Wackernagel in seinem „Deutschen Kirchenlied" (Bd. 3, S. 849, No. 1000) als ein Lied Schönbrun's mitgetheilt. Sechs Strophen des Liedes (nämlich die 1., 2., 3., 5., 6. und 7.) sind als besonderes Lied anonym in einem Drucke von drei Liedern Erfurt 1544 erschienen (gedruckt von Merten Dolgen, vgl. Wackernagel a. a. O. S. 827 und 850). Auf den Einzeldrucken (jedenfalls auf dem in Berlin vorhandenen) wird der Verfasser (Poeonius oder Poconius) bezeichnet als Pastor zu Road an der Regnitz, was (vgl. unten) darauf hinweist, daß sie vor 1550 erschienen sind. Wahrscheinlich ist er auch derjenige, von welchem eine in böhmischer Sprache erschienene Disputation darüber, daß den Laien auch der Kelch zu reichen sei,

ins Deutsche übersetzt ist; wenigstens nennt v. d. Hardt zwei Drucke dieser Uebersetzung aus den Jahren 1523(?) und 1546, in welchen der Uebersetzer Martinus Poeonius heißt; Goedeke nennt ihn Peonius; auf der Berliner Bibliothek sind fünf Drucke dieser Schrift, auf denen er zweimal Paonius, zweimal Boeonius und einmal Boenius heißt. Diese verschiedenen Drucke sind meistens ohne Jahresangaben; die datirten sind aus den Jahren 1546 und 1558. Im J. 1550 erschienen zu Nürnberg, gedruckt durch Johann Daubman, drei Trostbriefe an Martin Arnoldt zu Bayreuth in seiner Gefängnuß „von der Kraft des göttlichen Wortes und des Glaubens" durch Martinum Paeonium, Prediger daselbst (d. h. also in Bayreuth). Rotermund, der den Verfasser Paeon nennt, führt auch eine im J. 1548 zu Nürnberg von demselben als Pfarrherrn zu Road an der Rednitz (so!) herausgegebene Osterpredigt an, wodurch die Identität mit unserm Poeonius erwiesen ist. Die Namensform Paeonius erinnert uns nun aber daran, daß am 2. Januar 1543 zu Wittenberg gratis inscribirt wurde Martinus Paeonius Tirnawer Carinthius, nach welcher Angabe unser P. aus Tirnawer (Tirnava?) in Kärnthen stammt. Ob sich nun diese verschiedenen Einzelangaben noch einmal zu einem genügenden Lebensbilde werden vervollständigen lassen, muß zunächst dahingestellt bleiben.

Rotermund zu Jöcher hat zwei Artikel, einen Martin Paeon Bd. V, Sp. 1376, und einen Martinus Poenius Bd. VI, Sp. 464; die letztere Form scheint, wie sich aus der Stellung des Artikels in der alphabetischen Folge ergiebt, Druckfehler für Poeonius zu sein. — (Von der Hardt), Autographa Lutheri III, S. 95 und I, S. 508. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 187, N. 50 und S. 274, N. 77. — Foerstemann, Album academiae Vitebergensis, p. 204a. — (Martin Arnoldt hatte nach Rotermund seine Frau ermordet.) l. u.

Pogge: Friedrich P. war geboren am 12. Mai 1791 zu Roggow als ältester Sohn des um die mecklenburgische Landwirthschaft, Pferde- und Schafzucht verdienten damaligen v. Walmoden-Gimborn'schen Pächters, späteren Besitzers von Roggow, Domänenraths Karl Johann August Peter P. (geb. am 21. October 1763, † am 12. October 1831), welcher mit dem berühmten Johann Heinrich v. Thünen eng befreundet war. Durch Hauslehrer mit seinem Bruder Johann herangebildet lernte er bei seinem Vater die Landwirthschaft und studirte dann in Rostock unter dem Nationalökonomen Franz Christ. Lorenz Karsten. Wieder auf seines Vaters Gute verzichtete er nach Ausbruch der Befreiungskriege nach schwerem innern Kampfe auf den Eintritt unter die Freiwilligen, um seinem jüngern Bruder die Theilnahme am Feldzuge zu ermöglichen, da der Vater unerbittlich einen der Söhne zu Hause behalten wollte. Im väterlichen Auftrage besorgte er aber 1813 die Pferdelieferungen für den General Graf Walmoden-Gimborn, und dieses brachte ihn auf die Idee, die Vollblut-Pferdezucht einzuführen, worin ihn Baron Georg v. Biel auf Weitendorf bestärkte. 1814 bereiste er England und Holland, darnach Hannover, wo er die freiherrlich Grote'sche Merinoheerde untersuchte, um alsbald nach dem Frieden mit seinem Bruder daran zu gehen, mit angekauften Grote'schen Böcken, unter denen der Bock Napoléon in der mecklenburgischen Schafzucht berühmt wurde, und mit einem Stamm der Lichnowsky'schen Heerde eine Merino-Stammschäferei in Roggow zu begründen. Von dort ist die mecklenburgische Edelschafzucht ausgegangen. 1816 verheirathete sich P. und übernahm die Pachtung Dehmen. Hier legte er sich auf die Vollblut-Pferdezucht, zu deren Aufblühen er mit dem Baron v. Biel die Einführung der mecklenburgischen Pferderennen betrieb. 1820 zum Director der Neubrandenburger Feuer- und Hagelversicherungs-Gesellschaft erwählt, brachte er diese durch seine Energie trotz vieler Anfeindungen, nament-

lich von einem Herrn v. Dewitz, zu hoher Blüthe. In der Landwirthschaft hat er durch sein Streben für Ausbreitung des Mergelns und für geordnete Berieselung („Beetenberieselung") sich große Verdienste erworben, namentlich nachdem er 1831 von seinem Vater die Rittergüter Zierstorf und Bartelshagen ererbt hatte, von denen er nun den Namen Pogge-Zierstorf führte. Seine Culturen hatten bedeutenden Erfolg, 1835 konnte er allein für 10 000 Thaler Raps verkaufen. Als Nachfolger seines Vaters im Directorium des „Patriotischen" (eines wesentlich landwirthschaftlichen) Vereins im Districte Teterow warf er sich mit Nachdruck auf die Hebung des früher leibeigenen und damals kaum schon zum Bewußtsein der Freiheit gekommenen Bauernstandes und wurde, unter lebhafter Zustimmung des Großherzogs Paul Friedrich, der Begründer der Bauernversammlungen, welche zuerst ein regeres Streben und eine Theilnahme am öffentlichen Leben in die Reihen dieses gedrückten Standes hineintrugen. Seine eigene, nie erlahmende Opferwilligkeit neben fast fürstlich gentilem Auftreten half ihm dabei wesentlich das allgemeine Vertrauen zu gewinnen. Auf der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Doberan 1841 hielt er eine Rede über die Ausbildung der Bauern, die ihn bei der Schilderung ihres Looses selbst in Thränen ausbrechen ließ. Landtagsfähig durch den Besitz seiner Rittergüter besuchte er doch den mecklenburgischen Landtag erst seit 1836 und empfand bitter die Zurücksetzung der bürgerlichen Gutsbesitzer gegenüber denen vom „eingebornen und recipirten mecklenburgischen Adel", welcher die reichen nutzbaren Mittel allein für sich behielt, wie noch heute, und die bürgerlichen Virilstimmen-Besitzer trotz ihrer bedeutenden Zahl ausschloß. So verfügte der ritterschaftliche Adel allein zum Nutzen seiner unverheiratheten Töchter über die bedeutenden Hebungen der sog. „Landesklöster" Dobbertin, Malchow und Ribnitz; nur seine Mitglieder können die einflußreichen Landrathsstellen und das geldbringende Amt der Klosterhauptleute erhalten, und ihm allein stand die rothe ritterschaftliche Uniform zu, obwohl jene Bürgerlichen der Ritterschaft angehören. Die gedrückte Rolle der letzteren hat P. humoristisch genug im Schweriner Freimüthigen Abendblatt (Nr. 1140 u. 1141) geschildert, die Absonderlichkeiten einer Reihe der unter ihnen befindlichen Emporkömmlinge freilich auch Fritz Reuter in der drastischen Figur seines „Pomuchelskopp". P. unternahm es 1838, diesen buntgemischten Haufen zur Erlangung der Gleichheit mit dem Adel in Bewegung zu setzen, angeregt wahrscheinlich durch die in den hannoverschen Verfassungskampf gehörende, in demselben Jahre in Zürich erschienene Broschüre von F. B. „Was verlangen die Bürgerlichen?" P. führte den Kampf mit zäher Energie, selbst gegen die offene Parteinahme der Großherzoge. Aber trotz der stets wachsenden Zahl der Rittergüter in bürgerlicher Hand, 1841 schon 288 gegen 279 im Besitz des berechtigten Adels, vermochte er seinen buntgemischten Heerbann nicht zum Siege zu führen, obgleich selbst ein Georg Beseler ein damals anonym gebliebenes, geharnischtes Gutachten zu seinen Gunsten abgegeben hatte, und eine Agitation entstand, welche weit über Mecklenburg hinaus wiederhallte. Der Adel vermehrte seine Stimmen durch Nobilitirung und sofortige Recipirung einer Anzahl bürgerlicher Gutsbesitzer und durch Theilung bisher vereinter Güter zwischen Vätern und Söhnen und schuf ein Aufgebot, wie P. es nicht haben konnte, nämlich die Verpflichtung auf Ehre, bei jedem Aufruf zum Kommen sofort unter allen, selbst den böseſten Umständen ungesäumt auf dem Landtage zu erscheinen. Dieser interne ritterschaftliche Streit brachte politisches Leben auch in die städtischen Massen. Am 23. October 1843 starb P. auf Zierstorf, tiefbeklagt, namentlich auch von dem seinem Streben nahe verwandten v. Thünen, der seine Freundschaft von dem Vater auf dessen Söhne übertragen hatte. Von Pogge's zwei nachgelassenen Söhnen erhielt in der

späteren Theilung der väterlichen Güter Georg Joachim Friedrich P. (aus erster, 1834 durch den Tod gelöster Ehe) Bartelshagen, Dr. Paul Friedrich Johann Moritz P. (aus zweiter, 1836 geschlossener Ehe, geb. am 27. December 1839) Zierstorf; er ist der spätere Afrikareisende.

Friedrich Pogge's jüngerer Bruder, Johann Daniel Georg, geboren am 22. März 1793, der von seinem Vater 1831 die Rittergüter Roggow und Krassow erbte, und nun Pogge-Roggow hieß, war wohl noch bedeutender als Friedrich, „eine vortreffliche, ja in vieler Weise unübertroffene Persönlichkeit" nach einem Ausdrucke des preußischen Generallieutenants Joh. Leo Karl Grafen Schlieffen-Schwandt. Erzogen wie sein Bruder trat er nach der Heimkehr aus den Befreiungskriegen, und nachdem jener 1816 seine eigene Wirthschaft begonnen, an dessen Stelle auf dem väterlichen Hofe. Fast in Zurückhaltung und anscheinend nur im Gefolge seines Bruders dessen Bestrebungen unterstützend, aber mit großer Energie begabt, erregte er das allgemeinste Aufsehen, als er 1847, angeregt durch die preußischen Vorgänge, auf dem Landtage zu Sternberg in einem sog. Dictamen die Einführung einer constitutionellen Verfassung für Mecklenburg beantragte. Nur der Vertreter des Magistrats von Schwerin trat ihm bei, der nicht anwesende v. Thünen auf Tellow jubelte dem kühnen Schritte zu, ebenso die P. gleichgesinnten Dr. Samuel Schnelle auf Buchholz und Theodor Ernst Stever auf Klein-Wustrow; im übrigen folgte Lachen, und man ließ den Antrag liegen, der gewissermaßen die Schwelle des Jahres 1848 war. In Mecklenburg begann man dieses seitens der Radicalen noch zum Theil mit Verspottung der bürgerlichen Gutsbesitzer als Jäger nach Sonderinteressen. Johann P. hatte aber, wie seine Freunde, die rechte Ahnung gehabt. Jetzt als der Sturm hereinbrach, klammerten sich die Conservativen an ihn, er wurde mit Adressen überschüttet. Der Adel und die Stadtmagistrate, die eben noch in höhnender Verblendung die so nothwendige Steuerreform im Trotz auf ihre Privilegien abgelehnt hatten, sahen auf ihn als einen Retter, denselben Mann, der, als der Landmarschall 1846 des mecklenburgischen Adels Vorrechte aus der goldenen Bulle herleitete, ihm auf dem Landtage die goldene Bulle in drei Sprachen überreicht hatte mit der Bemerkung, es stehe nichts darin von einem mecklenburgischen Landmarschall. Im März 1848 war P. fraglos der einflußreichste Mann in Mecklenburg, auch der Großherzog Friedrich Franz II. erkannte das an und schenkte ihm volles Vertrauen. Die Idee der constitutionellen Verfassung schlug durch, und v. Thünen meinte schon „der mecklenburger Götze: Verfassung und Landesvergleich" werde auf immer erliegen. Am 26. April trat der außerordentliche sog. Convocationslandtag in Schwerin zusammen, und die erschreckten Privilegieninhaber beschlossen einen aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Landtag, der über eine neue Verfassung beschließen sollte. Pogge's Ziel war zunächst erreicht. Er wurde zum Frankfurter Parlament vom VI. mecklenburgischen Wahlkreise gewählt, doch stand er der deutschen Bewegung etwas kühler gegenüber als seine Freunde und legte schon im Juni sein Mandat nieder, als er vom 55. schweriner Wahlkreise in die neue Abgeordnetenkammer gewählt war, die am 31. October zusammentrat. Hier gewann die mehr doctrinäre als radicale Linke die Ueberhand, und die Berathung und Beschlußfassung ging nicht nach Pogge's Wunsch, da die Verfassung namentlich lange verzögert und verschoben wurde. P. gehörte daher zur Minorität, behielt aber auch hier seine eiserne Zähigkeit und Beharrlichkeit, wie nachher im Abgeordnetenhause nach dem am 10. October für Mecklenburg-Schwerin allein publicirten Staatsgrundgesetze. Als das letztere auf das Andrängen der Ritterschaft unter Führung des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz durch den Freienwalder Schiedsspruch vom 12. September 1850 umgestoßen und der alte Landtag nach dem

„landesgrundgesetzlichen Erbvergleich“ von 1755 wieder hergestellt war, führte P. nun wieder den alten Kampf unentwegt weiter bis zu seinem Tode, am 11. Januar 1854.

Drei seiner fünf Söhne traten als liberale Vorkämpfer im politischen Leben Mecklenburgs und des deutschen Reichs in die Fußtapfen des Vaters und des Oheims, und sind dadurch, namentlich auch im Reichstage, hier als Mitglieder der nationalliberalen Partei, bekannt geworden. Nach der Sitte, den Namen des Gutsbesitzes dem eigenen anzuhängen, haben deren zwei nach Vererbungen und Besitztausch ihren Namen scheinbar verändert. August Pogge-Jaëbitz, geb. am 4. November 1825, † am 30. November 1884, hieß, nachdem ihm Pölitz zu Jaëbitz und Marienhof zufiel: Pogge-Pölitz; Franz Pogge-Blankenhof, nach seinem Gute im Strelitzischen genannt, wurde am 24. Juli 1827 geboren; Hermann Pogge, geb. am 28. Mai 1832, führte zuerst den Beinamen Pölitz, ist aber nach Ererbung von Roggow und Krassow allgemein bekannt geworden unter dem Namen seines Großvaters und seines Vaters als Pogge-Roggow.

Die Biographie Friedrich Pogge's von K. Fr. Deiters im Meckl. Volksbuch 1845, S. 12—58 ist unbrauchbar. Vgl. „Friedr. Pogge auf Zierstorf“ von N. (seiner Wittwe) im Freimüth. Abendbl. 17. November 1843. — E. Boll, Gesch. Mecklenb. II, S. 390—393. — Spottlieder auf die bürgerl. Gutsbes.: W. Raabe, Meklenburg. Ein Jahrb. für alle Stände. 1848. — Johann Heinrich v. Thünen. Ein Forscherleben (von H. Schumacher). — Familiennachrichten. — E. Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe, Bd. 3, S. 16 ff.

Krause.

Pogge: Karl Friedrich P., Numismatiker, 1752 zu Greifswald geboren, von 1786—92 Rathsherr und Altherr der Schonenfahrercompagnie († 1840), gehörte zu einer angesehenen, in Pommern und Mecklenburg ansässigen Familie, und erwarb sich durch seinen über die ganze Provinz ausgedehnten Großhandel und mehrere reiche wohlthätige Stiftungen ein hohes Verdienst. Neben dieser praktischen Thätigkeit widmete er sich mit gleichem Eifer der pommerschen Geschichte und namentlich der Münzkunde. Durch seine Handelsverbindungen gelangte er in den Besitz einer großen numismatischen Sammlung, welche, nebst dem von ihm selbstgeschriebenen sorgfältigen Katalog, zur Zeit im Stralsunder Provinzialmuseum aufgestellt ist. Dieselbe hatte im J. 1827 einen Umfang von 1039 pommerschen, 959 antiken und 4923 mittelalterlichen Münzen, sowie 1043 Nachbildungen, unter jenen 409 goldene und 5456 silberne Stücke, sodaß sie unter den Sammlungen dieser Art eine hervorragende, unter den pommerschen jedoch den ersten Rang einnimmt, und mehrere Unica enthält. Auch die Sammlung des rüg.-pom. Geschichtsvereins verdankt P. ihre werthvollsten Münzen.

Pom. Geschichtsdenkmäler, IV, S. VII. — Jahresbericht 41—44, S. 65.

Pyl.

Pogge: Paul P., Afrikareisender, geboren am 27. December 1839 auf Gut Zierstorf in Mecklenburg, † am 17. März 1884 zu St. Paul de Loanda. P. entstammte einer angesehenen mecklenburgischen Familie (s. o.). Sein Bildungsgang entsprach dem Herkommen: die Schule entließ ihn in die praktische Laufbahn des Landwirthes. Nachdem er zwei Jahre auf mecklenburgischen Gütern als Volontär thätig gewesen, studirte er von 1858—60 in Berlin, Heidelberg und München Jura. 1860 machte er den juristischen Doctor und beschloß damit sein akademisches Leben, das ihm, dem allbeliebten Heidelberger Guestphalen, ein sehr heiteres gewesen war. Er hatte erst einige Jahre sein väterliches Gut verwaltet, als er 1865 eine Reise nach dem Caplande und Natal antrat, um süd-

afrikanisches Hochwild zu jagen. 1866 kehrte er zurück und übernahm, da er vor der Abreise Zierstorf verpachtet hatte, die große Pachtung Sarow, welche er indessen nach einigen Jahren wieder aufgab. Ende 1872 bildete sich in Berlin die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas, welche hauptsächlich von der Westküste her die Inangriffnahme des centralafrikanischen Problems versuchen wollte. Die lange Reihe der Mißerfolge dieser Vereinigung durch einen vollkommen gelungenen Entdeckungszug, der wie ein Treffer ins Schwarze wirkte, abgeschlossen zu haben, ist das große Verdienst Pogge's. Mit eigenen Mitteln ausgerüstet, die Reise bis Loanda selbst vergütend, mit der letzten Stelle als Volontär und Jäger der Homeyer-Lux-Soyaux'schen Expedition sich begnügend, trat P. bescheidener, anspruchsloser als die meisten seiner an der Westküste damals thätigen Genossen in die Laufbahn der Afrikareisenden ein, um in kurzer Zeit einen Erfolg zu ernten, der alles in den Schatten stellte, was diese an großgeplanten, schon im Beginne gescheiterten Unternehmungen, an schwachen Anfängen geleistet hatten. An der Loangoküste saß unter Güßfeldt's Leitung das Gros der deutschen westafrikanischen Expeditionen und konnte nicht ins Innere vordringen, am Ogowe mühte sich zwei Jahre lang vergebens Lenz um das gleiche Ziel. Auch die von Loanda aus in östlicher Richtung auf den seit geraumer Zeit sehr selten beschrittenen Handelswegen der Pombeiros ins Innere dirigirte Expedition, der P. sich angeschlossen hatte, schien ergebnißlos zu verlaufen. Der Führer, Major von Homeyer, wurde noch innerhalb der portugiesischen Grenzen so krank, daß er zurückkehren mußte, und dasselbe Schicksal ereilte bald auch zwei seiner Gefährten. Lieutenant Lux kam in Kimbundo, dem letzten portugiesischen Handelsposten so schwach an, daß er den Vorangegangenen folgte. P., der Volontär, war nun allein übrig geblieben. Auch der portugiesische Händler Saturnino, mit dem er bis Kimbundo gereist war, ging nicht weiter. Dem „schlichten Landmann und Jäger", wie P. sich sehr bezeichnend, aber etwas zu bescheiden in dem Vorwort zu seinem Reiseberichte selbst nennt, lag es nun ob, allein im fremden Lande über das Schicksal einer mit großen Erwartungen begonnenen Expedition zu entscheiden. P. war durch vorangegangene Krankheit (Fieber, Dysenterie und Skorbut!) so geschwächt, daß, als er am 16. September 1875 von Kimbundo aufbrach, er nicht im Stande war, ohne Hilfe sich in den Sattel seines Reitochsen zu schwingen. Und doch schien es ihm nicht zweifelhaft, daß er, allein, wie er war, vorzugehen habe. Es lag nicht in seinem Wesen, über seine Empfindungen und die Motive seiner Handlungen große Worte zu machen. Aber er fühlte ohne Zweifel, daß nach so vielen verunglückten Unternehmungen seiner Landsleute, der deutsche Afrikareisende die Pflicht habe, sein letztes aufzubieten, um nicht vor dem Ziele umkehren zu müssen. Mit der Ruhe der Ueberlegung, welche ihm in hohem Grade eigen war, zeichnete er sich die östlich von Kimbundo im ungleicheren und wasserreicheren Terrain wachsenden Schwierigkeiten vor, er erwog, daß das Reisen in der Tipoja von nun an kaum möglich sei, er machte sich klar, daß es sich um eine Reise von vielen Monaten handle und daß er sich einem mächtigen und gefürchteten Herrscher in die Hand gebe. Er erzählt einfach, daß er aufbrach, daß Saturnino ihm bis zum Tschikapa das Geleite gab, und daß er sich von da an mit seinen Trägern und der Kimbundo-Karawane, mit der er reiste, allein befand. P. hat in seinem Tagebuche die Ereignisse der im Ganzen wenig Neues bietenden Reise nach der Mussumba Tag für Tag verzeichnet. Verfolgt man diese schmuck- und anspruchslose Darstellung, so ist man gefesselt durch die Art, wie die Eigenschaften eines tüchtigen Karawanenführers bei dem sich selbst überlassenen Reisenden mit jeder Prüfung, der die Bewohner des Landes oder seine eigenen Leute ihn aussetzen, immer mehr hervortreten. Die Entschlossenheit, mit

der er die Aufwiegelungsversuche seiner Begleiter aus Kimbundo niederschlug, als es sich darum handelte, ob der nördliche oder südliche Weg von Schamkanda aus gewählt werden solle, gab ihm für den Rest der Reise eine unerschütterliche Autorität. Seine wiedergewonnene Gesundheit (am 8. October: „Ich befinde mich jetzt trotz aller Strapazen immer wohl und kräftig; das letzte kleine Fieber habe ich in Kapinga gehabt") gab ihm frischen Muth, die durch wenige Jagdabenteuer belebte Reise über die im Ganzen sehr einförmige Hochebene der oberen Kasailäufe bis zum 9. December fortzusetzen, an welchem Tage die Mussumba des Muata Jammo erreicht ward. Den Wunsch, der ihn so weit geführt hatte, nach Norden oder Osten durchzudringen, sah P. sich nicht erfüllen. Er sollte später darin glücklicher sein. Nur ein kleiner Ausflug nach Inschibaraka wurde ihm gestattet. Beargwöhnt, belästigt, endlich nahezu ausgeraubt, weilte P. bis zum 17. April in der Mussumba. An diesem Tage trat er den Rückweg nach der Küste an, welchen er wesentlich auf derselben Route, auf welcher er gekommen, indessen mit größerem Aufenthalte, in 6 Monaten durchführte. Am 30. Juli war Kimbundo erreicht worden. Die Aufzehrung seiner Vorräthe, die stellenweise Armuth und Verödung des von ihm jetzt in der Trockenzeit durchwanderten Landes bereiteten ihm einige Schwierigkeiten, größere seine erneut sich einstellenden körperlichen Leiden, welche indessen in Kimbundo, wo Saturnino ihn mit neuen Vorräthen versah, und gründlicher in Malange gehoben wurden. Als P. deutschen Boden wieder betrat, fand er dankbare Anerkennung für seine hervorragende Leistung zunächst bei den Kennern der Schwierigkeiten der Afrikaforschung. Welche Bedeutung diese Reise als Erschließung des südlichen Kongobeckens von Westen her besaß, das lehrten weiteren Kreisen erst die zweite Reise Pogge's und die wesentlich von Deutschen durchgeführten Explorationen, welche sich an dieselbe anschlossen. Es ist wahr, daß Pogge's Weg nach der Mussumba von portugiesischen Händlern schon gemacht worden war, und daß der Mangel einer gründlichen geographischen Vorbildung es dem Reisenden nicht gestattet hatte, allen den wissenschaftlichen Nutzen aus seinen Beobachtungen zu ziehen, welcher möglich war. Seine Reise war keine wissenschaftliche Großthat, wie die planvollen Forschungsexpeditionen eines Barth oder Schweinfurth. Aber das Tagebuch, welches P. 1880 herausgab, enthält wichtige Beiträge zur Kenntniß des Naturcharakters und des Völkerlebens der von ihm besuchten Gebiete. Ist dasselbe auch kein gelehrtes und kein formvollendetes Werk, so fesselt es doch durch die Fülle des gesunden Menschenverstandes, welcher in der Beurtheilung und Behandlung der Eingeborenen sich kundgibt. Seine Angaben über Geschichte und Ethnographie der Kalunda boten großentheils Neues und Ueberraschendes. Als Landwirth und Jäger hat P. werthvolle Mittheilungen über Pflanzenwuchs, Boden, Ackerbau, Thierleben und Jagd gegeben. Ein trockener Humor würzt die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse. Dies Werk ist, da Pogge's wissenschaftlich und litterarisch so viel besser geschulter Nachfolger Max Buchner keine Beschreibung seiner an die Reise Pogge's (von 1878—82) sich anschließenden Lundaexpedition geliefert hat, das beste Buch in deutscher Sprache über die binnenwärts von Loanda gelegenen Länder. P. lebte nach seiner Rückkehr in der Heimath und in Berlin. Unter den sehr spärlichen Mittheilungen, welche in dieser Zeit aus seiner Feder flossen, ist der 1880 erschienene Aufsatz „Ueber die in Mussumba zu begründende deutsche Station" (Mitth. d. Afr. Ges. II, 3) als Programm seiner ferneren Thätigkeit auf afrikanischem Boden von besonderem Interesse. P. entwickelt hier den Plan einer wissenschaftlichen, durch Landwirthschaft sich selbst erhaltenden Station in der Mussumba, zu deren Begründung er mit, wie der Erfolg zeigte, trefflich gewählten Begleitern noch in demselben Jahre nach Afrika sich begab.

Am 18. November 1880 reisten P. und Lieutenant Wißmann von Hamburg ab, trafen im Beginn des folgenden Jahres in S. Paul de Loanda ein, waren am 25. Januar bereits in Malange, wo sie mit Buchner und Mechow zusammentrafen, und traten ihren Marsch nach der Mussumba des Lundaherrschers am 2. Juni an. Als sie aber Ende Juli Kimbundo, jenseits der Grenzen der portugiesischen Besitzungen, erreicht hatten, lagen die Verhältnisse günstig für ein unmittelbares Vordringen nach Norden in das Land der freundlichen, friedlich gesinnten Tuschilange. Der Mißerfolg Max Buchner's hatte gezeigt, daß, einmal in die Maschen des Spinnwebes der Lundamacht hineingerathen, ein Ausweg in anderer Richtung als derjenigen der Küste sehr schwer möglich sein werde. Der Dolmetscher Germano, der in Kaschilange wohlbekannte Ambakist Johannes Biserra, der Kioko Kamba-Guschi und 69 Träger begleiteten sie. Es waren vorzügliche Umstände, unter denen diese Expedition im Spätsommer 1881 in das unbekannte Nordland aufbrach, um, dem Laufe des Tschikapa folgend, ohne wesentliche Hindernisse am 2. October nach 44 Marschtagen Kikassa am Kasai zu erreichen. An dieser Stelle 300—350 Meter breit wurde der Strom am 3. October auf acht Kanoes überschritten. P. trennte sich einige Tagereisen vor dem gemeinsamen Ziele von Wißmann, um direct den Häuptling Mukenge aufzusuchen, während Wißmann mit einem Tuschilangehäuptling Kingenge sich zunächst nach dessen Dorf begeben hatte, um anfangs December gleichfalls bei Mukenge einzutreffen, wo P. bereits den Grund zu einer festen Station gelegt hatte. Mit wenig eigenen Trägern, aber geleitet von 200 Tuschilange unter Befehl des Mukenge verfolgten beide Reisende ihren Weg nach Osten, erreichten Mitte December den Mukambasee, überschritten den Lubi und durchzogen die Gebiete der Baschilange und Bassonge, um am 14. Januar in der Residenz des Häuptlings Katschitsch, der das Reich Kotto beherrschte, einzutreffen. Dies war der äußerste Punkt, der bisher von Westen her (durch einige Kioko) erreicht worden war. Unter großen Schwierigkeiten nur gelang es den Reisenden, ihre wankend gewordenen Begleiter zur Weiterreise zu bewegen. Der Sankuru (hier Lubilasch genannt) wurde am 29. Januar überschritten, und nachdem die Gebiete der Bassonge und Benecki durchzogen waren, bei den Kalebue die Westgrenze arabischen Einflusses erreicht, dann führte der Weg über den Lomami und an den Lufubu, von wo auf einigen rasch hergestellten Kähnen der Wasserweg genommen ward, auf welchem am 17. April 1882 Nyangwe erreicht wurde. Bei den Arabern fanden die Reisenden Credit und gute Aufnahme. P. kehrte mit den Tuschilange und den Trägern, welche müd und nach ihrem Heim sich sehnend, den gleichen Weg möglichst rasch zurücklegen wollten, nach dem Lulua und überließ Wißmann die leichtere Hälfte der rühmlichen Aufgabe, die Ostküste zu erreichen. Nachdem er seinen Waarenvorrath ergänzt, verließ er Nyangwe am 5. Mai. Auf dieser Rückreise fand P. Gelegenheit, seine Kaltblütigkeit zu bewähren, als die Anwohner des Lomami sechs Tage lang die Ueberschreitung ihres Flusses verwehrten und er am Lubilasch allein mit dem Gewehr in der Hand, aber ohne einen Schuß zu thun, seine Tuschilange gegen einen Ueberfall von 80 bis 100 Bena Koto schützte, bis jene sich geordnet hatten. Zweimal hatte er gegen spätere Angriffe der N'gongo Feuer zu commandiren, was er immer nur mit Widerstreben that. Als er den Lubi hinter sich hatte, konnte er stolz sein, mit 24 Steinschlössern und 4 Hinterladern den Weg durch einen der dichtest mit großentheils feindlich gesinnten Menschen bevölkerten Striche Afrikas ohne nennenswerthe Verluste zurückgelegt zu haben. Am 21. Juli zog er in Mukenge's Dorf ein. Wir fühlen die Freude mit, welche P. im Anblick des in seiner Abwesenheit von Germano erbauten wohnlichen Hauses, der Bananenpflanzungen um dasselbe, der Ziegenheerden erfüllte. P. legte dazu eine Reispflanzung an

und begann Kaffeesträucher, Melonensträucher und Guayaven zu ziehen. Diese landwirthschaftlichen Versuche waren für P. mehr als eine Liebhaberei. Die Station ist gediehen und hat alle Erwartungen, welche er auf sie setzte, erfüllt. Er verwirklichte hier den Plan, welchen er früher für die Errichtung einer deutschen Station in der Mussumba Muata Jamvos entworfen hatte (Mitth. d. Afr. Ges. II, S. 134). P. hat stets an der Ansicht festgehalten, daß weiße Männer auf dem Hochlande Innerafrikas Landwirthschaft zu treiben vermöchten. Er nahm eben deshalb bei seiner zweiten Reise die verschiedensten Sämereien mit und hatte auch an Verbesserung der Viehzucht gedacht. Er legte dabei den Maßstab seiner Gesundheit, Anpassungsfähigkeit und Genügsamkeit an und hat daher den Vorwurf des Optimismus über sich ergehen lassen müssen. Nur die Zukunft kann entscheiden, ob Pogge's Urtheile über weiße Arbeit im hochgelegenen Innern des südlichen Kongobeckens zu günstig waren. Thatsache ist, daß seine Station, seitdem Luluaburg getauft, aufgeblüht ist. P. blieb einige Monate auf der Station, um Nachrichten und vor allem neue Mittel von der Afrikanischen Gesellschaft zu erwarten und machte einige Recognoscirungen, so im August 1883 zu den Luluafällen im Land der Bena Katende. Der Tod des deutschen Consuls in Loanda hatte die Creditverhältnisse in unliebsamer Weise gestört. Von Husten geplagt, der in Mosuka sich zu Bluthusten steigerte, brach er endlich, als Germano ohne directe Nachrichten und Weisungen von der Afrikanischen Gesellschaft aus Malange zurückgekehrt war, am 9. November 1883 auf, um in Loanda sich Klarheit zu verschaffen, er traf in Malange mit seinem alten Reisegefährten Wißmann zusammen, der ihn sehr nervös fand, während Lieutenant Müller, Wißmann's Reisegefährte ihn „sehr angegriffen und furchtbar mager" nannte. P., der auf der Station und auf seinen großen und kleinen Ausflügen sich nie eigentlich krank befunden hatte, litt jetzt unter dem Klima der Küstenregion. Er hatte die Absicht, mit Station in Madeira nach Europa zurückzukehren, traf am 28. Februar in Loanda ein und fiel am 17. März im holländischen Haus dieser Stadt einer Lungenentzündung zum Opfer. Trotz seiner großen Schwäche und Nervosität hatte er jeden Arzt ausgeschlagen, sich mit Lebhaftigkeit bis zum Tage vor seinem Tode bewegt und kaum einige Tagesstunden sich aufs Lager bannen lassen. Er wurde am Abend des 17. März auf dem protestantischen Kirchhof beerdigt. „Alle Civil- und Militärbehörden Loandas und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet" schrieb der stellvertretende deutsche Consul in seiner Todtenmeldung. Aus seinen hinterlassenen Tagebüchern hat v. Danckelman in Bd. IV der Mitth. der Afrik. Gesellschaft in Deutschland einen Auszug gegeben, während W. Erman nach demselben eine Karte der letzten Reise Pogge's von der Station nach Kikassa construirte. Was von eigenen Mittheilungen Pogge's außer dem oben genannten Werke über die Lundareise gedruckt war, findet man in Bd. I bis IV derselben Zeitschrift. Die großen Erfolge, welche P. in seiner kurzen, nicht auf Jahre der Vorbereitung zurückblickenden Thätigkeit als Forschungsreisender verzeichnen durfte, verdankte er seiner Einfachheit, Besonnenheit, Standhaftigkeit und Klugheit. P. lebte unter Negern bedürfnißlos wie sie selbst. Er verachtete das Zelt und andere europäische Bequemlichkeiten. Sein Bedarf an Speise und Trank war gleich einfach. Nur Tabak war ihm unentbehrlich. Des Morgens trank er vor dem Aufbruch eine kleine Tasse Thee, zündete dann sogleich seine Pfeife an und genoß sein Essen erst am Abend. Als er von Mukenge's Dorf den Dolmetscher Germano an die Küste sandte, bestellte er zum Erstaunen seiner Geschäftsfreunde in Loanda weiter nichts als Tabak und etwas Branntwein. Der zu weit getriebenen Anspruchslosigkeit in Bezug auf Obdach, Kleidung und Ernährung schrieben Diejenigen, welche in

Afrika ihm näher traten, seinen frühen Tod an einer aus einem vernachlässigten Bronchialkatarrh entstandenen Lungenschwindsucht zu. Wenn seine Nachfolger es unmöglich fanden, sich seiner zu weit getriebenen Einfachheit anzubequemen, so lernten sie um so mehr von seiner Behandlung der Eingeborenen. Wißmann, der im Anfang an der Möglichkeit verzweifelt war, jemals mit Negern auskommen zu können, lernte bei P. die Kunst, zur rechten Zeit nachgiebig und standhaft zu sein, und schreibt seinem Beispiele die Erfolge zu, welche er später erntete. Dr. Wolf, der Sankuruforscher, ist derselben Meinung. Diese jüngere Generation von deutschen Afrikaforschern bewunderte an P., um ein Wort Dr. Wolf's zu gebrauchen, „daß er immer dahin kam, wo er hinwollte". Wenn mit dem Auftreten Pogge's ein Umschwung von Jahren unfruchtbarer Bemühungen zu solchen reicher Ernten stattfindet, so liegt ein Hauptgrund darin, daß jene seinem Beispiele folgten. Pogge's Bescheidenheit, die in einer Weise, welche ihm überall Ehre und Sympathie erwarb, bei seiner Rückkehr von Nyangwe nach der einsamen Station Mukenge hervortrat, wo er ruhig ein Jahr auf neue Befehle wartete, während sein Begleiter den Continent querte und Europa erreichte, hat glücklicherweise nicht gehindert, daß man seine Bedeutung voll würdigte und man wird von der deutschen Afrikaforschung der ersten 80er Jahre niemals reden, ohne P. an erster Stelle zu nennen.

Quellen: Das Werkchen Pogge's über die Lundareise. Seine Berichte und Tagebuchaufzeichnungen in den Mitth. d. Afrik. Ges. in Deutschl. Bd. I bis IV. — Nekrolog von W. Erman in Bd. IV ders. Zeitschr.

Friedrich Ratzel.

Poggendorff: Johann Christian P., geboren am 29. December 1796 in Hamburg, † am 24. Januar 1877 zu Berlin. P. hat in seinem biographisch-literarischen Handwörterbuche über seinen eignen Lebenslauf nur wenige Worte gesagt. Das Folgende ist dem Nekrologe entnommen, welchen der langjährige Freund Poggendorff's, Dr. W. Barentin, dem letzten Bande der Annalen, dessen Redaction von P. herrührt, vorausgeschickt hat. P. war der Sohn eines Fabrikanten in Hamburg, welcher während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen fast sein ganzes Vermögen verlor, weshalb er seinem Sohne nicht die Mittel zu einem rein wissenschaftlichen Studium gewähren konnte. P. trat nach empfangenem Unterrichte in Hamburger Schulen und in der Fiedler'schen Erziehungsanstalt in Schiffbeck bei Hamburg im J. 1812 als Lehrling in die Hasse'sche Apotheke in Hamburg und ging nach beendeter Lehrzeit als Apothekergehülfe nach Itzehoe. Dr. Runge in Berlin, welcher mit P. die Fiedler'sche Anstalt besucht hatte, ermunterte P., seiner Neigung zur Wissenschaft zu folgen und P. gab infolge dessen 1820 seine Stellung in Itzehoe auf, um sich Ostern desselben Jahres in Berlin immatriculiren zu lassen. Sein Fleiß und seine Begabung fanden schnell Anerkennung und schon 1823 erhielt er den Auftrag für die Akademie der Wissenschaften, die bis dahin von Tralles angestellten meteorologischen Beobachtungen fortzusetzen. Um diese Zeit trug er sich mit der Absicht, eine chemisch-physikalische Zeitschrift zu gründen. Als nun ganz unerwartet am 7. März 1824 Gilbert, der Herausgeber der nach ihm benannten Annalen der Physik starb, trat P. mit dem Verleger der Annalen, Joh. Ambr. Barth in Verbindung, was dahin führte, daß P. die Redaction der Annalen übernahm und dieselben als „Annalen der Physik und Chemie" nach einem erweiterten Plane herausgab. Durch die geschickte Leitung der Annalen, sowie durch seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten erwarb sich P. bald in der gelehrten Welt einen weithin angesehenen Namen. 1830 wurde ihm der Professortitel verliehen; 1834 ernannte ihn die Universität Berlin zum Dr. phil. hon. und gleichzeitig wurde er außerordentlicher Professor an der Universität; 1839

ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin; 1844 ernannte ihn die Universität Königsberg zum Dr. med. hon. Zahlreich sind die Anerkennungen gelehrter Gesellschaften, welche P. zu Theil wurden. Berufungen zu ordentlichen Professuren lehnte P. wiederholt ab, um sich ganz der Herausgabe der Annalen und seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können.

Poggendorff's wissenschaftliche Thätigkeit ist eine so erstaunliche gewesen, daß nur wenige Gelehrte namhaft gemacht werden möchten, welche es ihm gleichgethan haben. Schon die Herausgabe der Annalen, 160 Bände und 11 Ergänzungsbände, stellt eine außerordentliche Arbeitsfähigkeit dar, wenn man bedenkt, daß es sich dabei nicht um mechanische Aneinanderreihung eingelieferter Manuscripte handelte, sondern vielfach um kritische Uebertragung von Abhandlungen aus fremden Sprachen und überhaupt um eine sorgfältige Auswahl für die Aufnahme der Arbeiten in den Annalen. Für diese Sorgfalt zeugen die berühmt gewordenen — und gefürchteten kurzen Bemerkungen, welche in eckiger Klammer und mit P. bezeichnet, oft den Abhandlungen als treffende Kritik beigefügt sind. Sodann ist der Inhalt einer sehr großen Zahl von Aufsätzen in den Annalen das Ergebniß von Poggendorff's eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Mit Ausnahme einzelner Aufsätze hat P. seine sämmtlichen Untersuchungen, auch wenn dieselben theilweise an andern Stellen, z. B. in den Sitzungsberichten der Akademie bekannt gemacht sind, doch noch in den Annalen und zwar häufig in erweiterter Ausführung veröffentlicht. Dadurch erhält man bei der Durchsicht der Annalen ein Bild von den sowohl umfassenden als wissenschaftlich bedeutsamen Forschungen Poggendorff's. In der von Barentin gemachten Zusammenstellung werden 156 Abhandlungen aus allen Zweigen der Physik und der Chemie aufgezählt, welche zum großen Theile mühsame und umfängliche Experimentaluntersuchungen enthalten. Sind auch Poggendorff's Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen mehr oder minder vollständig als Eigenthum der Wissenschaft in die Lehrbücher übergegangen, so mag doch Einzelnes hier hervorgehoben werden, weil es scheint, daß Poggendorff's Urheberschaft nicht allgemein bekannt ist. P. theilt mit Schweigger die Ehre der Erfindung des Multiplicators, den er in seiner ersten, 1821 in Oken's Isis veröffentlichten Arbeit: „Physisch-chemische Untersuchungen zur näheren Kenntniß des Magnetismus der voltaschen Säule“ angegeben hat. Im J. 1827, Annalen Band VII, hat P. die Methode der Spiegelablesung beschrieben und dasselbe Instrument angegeben, welches einige Jahre später von Gauß unter dem Namen Magnetometer benutzt wurde. Von andern Arbeiten aus dem Gebiete der Electricität, welche von nachhaltigem Einfluße geworden sind, wären etwa zu nennen: die Erfindung des Silbervoltameters 1838, die Verbesserung der Sinusboussole 1842, seine Methoden zur Bestimmung der Constanten der Ketten, der Stromstärke, der Polarisation.

Die langjährige Thätigkeit Poggendorff's als Herausgebers der Annalen brachte es mit sich, daß er in der Geschichte und Litteratur der Physik ungewöhnlich tiefen Einblick gewann, zumal er bei seinen Arbeiten eine streng methodische Ordnung befolgte, um sofort bei jedem in den Annalen vorkommenden Gegenstande über die Vorgeschichte unterrichtet zu sein. P. hat seine reichen Kenntnisse auf diesem Gebiete zum Nutzen der Wissenschaft in verschiedener Weise verwerthet. Gewissermaßen als eine Vorarbeit zu einer Geschichte der Physik gab er 1853 die „Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften“ heraus, worin die Lebensdauer und Angaben über die Hauptleistungen von 150 Gelehrten des 16. bis 19. Jahrhunderts enthalten sind. Epochemachend ist aber das große biographisch-literarische Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, welches in zwei Bänden 1863 bei Barth in Leipzig erschien und

mehr oder weniger vollständige Angaben über die Lebensverhältnisse und Schriften von über 8400 Schriftstellern aller Zeiten und Völker enthielt. Wenn ein solches Werk einerseits als Litteraturquelle von unschätzbarem Werthe ist, so stellt es andererseits die gewaltige Arbeit dar, welche erst geleistet werden mußte, damit eine vollständige Geschichte der Physik geschrieben werden konnte. Leider ist noch kein P. wieder gekommen, um dies wichtige Werk bis auf die jetzige Zeit fortzuführen. Es ist sehr zu bedauern, daß P. nicht mehr selbst dazu gelangte, eine Geschichte der Physik zu schreiben, was gewiß in seiner Absicht gelegen hat, da er sich mit besonderer Vorliebe mit historischen Forschungen beschäftigte. Hat er doch viele Jahre hindurch an der Universität über Geschichte der Physik Vorlesungen gehalten, welche als Vorarbeiten für ein umfassendes Werk betrachtet werden können. Diese 1879 nach Poggendorff's Tode von W. Barentin veröffentlichten Vorlesungen bilden für spätere Bearbeiter der Geschichte der Physik, namentlich bis zur Newton'schen Epoche einen werthvollen Anhalt. Zur Charakteristik Poggendorff's darf der Hinweis auf die Liebenswürdigkeit seiner Person nicht fehlen. Jüngeren Gelehrten war P. trotz der seine Zeit völlig in Anspruch nehmenden Thätigkeit ein stets bereiter Helfer und Rathgeber. Sein gastliches Haus bildete einen geselligen Mittelpunkt für ältere und jüngere, einheimische und fremde Gelehrte. Es waren, wie Barentin sagt, gewissermaßen naturwissenschaftliche Gesellschaften, die P. um sich versammelte, und zwar in der denkbar angenehmsten Form, denn auch die Frau des Hauses verstand es meisterhaft, die Unterhaltung stets anmuthig zu beleben und einen heiteren ungezwungenen Geist in dem Ganzen zu erhalten. So gestaltete sich denn auch das Jubiläum Poggendorff's am 28. Februar 1874, zu welcher Zeit er 50 Jahre die Annalen redigirt hatte, zu einer besonders schönen Feierlichkeit. Von Mitarbeitern an den Annalen war ein „Jubelband" herausgegeben worden, welcher dem Jubilar überreicht wurde. An dem Festmahle dieses Tages nahmen über 200 Personen Theil, welche von fern und nah herbeigekommen waren, um dem alten Freunde und Meister ihre Anerkennung zu zollen. In der Antwort auf die ihm dargebrachten Wünsche äußerte P. „alt werden will Jeder, alt sein Niemand". Er war damals mit 77 Jahren in der That nicht alt, sondern hat noch mit jugendlicher Rüstigkeit zwei Jahre hindurch gearbeitet, bis ihn 1876 ein schmerzhaftes Leiden ergriff, dem er, bald nach vollendetem 80. Lebensjahre, erlag.

Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch II, S. 480. — Dr. W. Barentin, Nekrolog in Poggend. Ann. CLX (1877).

Karsten.

Poglietti: Alessandro P. gehörte der neuvenetianischen Tonschule an, welche nach des Verfassers Illustr. Musikgeschichte (W. Spemann) I, S. 483 bis 496 die zweite Epoche der Blüthe der kirchlichen Tonkunst in Venedig umfaßt, deren Entwickelung hauptsächlich in das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt und die unter ihre Großmeister Männer wie Frescobaldi, Legrenzi, Lotti, Caldara und Marcello zählt. Poglietti's Lebensumstände sind nicht näher bekannt; mit Sicherheit ist nur nachzuweisen, daß er von 1661 bis 1683 als kaiserlicher Hoforganist in Wien lebte. Ricercaten von P. befinden sich in der Privatbibliothek des Königs von Sachsen. Dieselben sind enthalten in einem, von der Hand des späteren kursächsischen Kammermusikus Zelenka († 1745) herrührenden, Copien fugirter Tonsätze umfassenden Notenbande. Als der Verfasser zuerst Einsicht von den Ricercaten Poglietti's gewann, überraschte ihn deren Aehnlichkeit mit den derselben Gattung angehörenden fugirten Tonsätzen Seb. Bach's dermaßen, daß er, ehe er den in jenem Manuscript nur ein paarmal oder unvollständig vorkommenden Namen P. auffand, den großen

Cantor von St. Thomas in Leipzig für den Componisten der Ricercaten halten mußte. Nähere Nachforschungen, deren Resultate der Verfasser in Nr. 35 u. 36 der Neuen Berliner Musikzeitung vom Jahre 1875 zum ersten Mal veröffentlichte, ergaben erstens, daß P., wie oben gesagt, in Wien angestellt gewesen, woselbst der berühmte Theoretiker Fux († 1741) seine nachgelassenen Werke kennen gelernt und seine Schüler, zu denen Zelenka gehörte, auf dieselben aufmerksam gemacht hat Zweitens brachten die erwähnten Nachforschungen dem Verfasser Sicherheit darüber, daß Bach die Ricercaten Poglietti's gekannt hat und daß dieselben nicht ohne Einfluß auf seinen fugirten Stil geblieben sind, wie dies auch besonders deutlich aus den vom Verfasser in der genannten Zeitung in Notenbeispielen mitgetheilten Proben aus Poglietti's Orgelstücken zu ersehen ist.

Bach ist bei seinen wiederholten Ausflügen von Leipzig nach Dresden (später vielleicht auch durch Vermittlung seines von 1733—1747 als Organist der Sophienkirche in der sächsischen Hauptstadt wirkenden Sohnes Friedemann) jedenfalls in ein näheres Verhältniß zur kurfürstlichen Capelle getreten, wie dies schon aus dem Umstande hervorgeht, daß dieselbe vollzählig seinem Orgelconcert am 14. Septbr. 1731 in der vorhin genannten Kirche beiwohnte. Daß Bach bei diesen Beziehungen zur ganzen Genossenschaft auch den einzelnen Capellmitgliedern und vor Allem einem Manne von der Bedeutung Zelenka's nicht fremd gegenüber gestanden, kann man wohl annehmen, selbst wenn man dabei Rochlitzens (Für Freunde der Tonkunst) Mittheilung über die hohe Werthschätzung, welche Bach dem Zelenka als Componisten habe zu Theil werden lassen, gar nicht in Betracht zieht. Durch Zelenka nun hat Bach jedenfalls Kenntniß von Poglietti's Ricercaten erhalten und von ihrer tiefen Wirkung auf ihn kann sich Jeder überzeugen, der dieselben mit fugirten Tonwerken Bach's vergleicht. Unsere Einordnung Poglietti's unter die Jünger der neuvenetianischen Schule gründet sich auf die, dem Stil der berühmtesten Lehrer derselben innig verwandte Art der Behandlung und Fugirung der Themen seitens Poglietti's. Auch ward uns auf unsere Anregung hin von Wien aus ein nicht in Zelenka's Codex enthaltenes Thema Poglietti's mitgetheilt, was auf die musikalische Factur und Manier der Organisten der Neuvenetianer hindeutet. Jedenfalls bleibt es von einem, die gesammte Tonkunst angehenden großen historischen Interesse, daß wir in Alessandro P. einem Meister begegnen, der dadurch, daß er ausschließlich Organist und deshalb auch vorwaltend Fugist war, unter den von jenseits der Alpen her auf Bach wirkenden Meistern einen bedeutenderen Platz einnimmt, als Legrenzi, Albinoni und Vivaldi. Bei P. kann man nicht bloß mehr von zufälligen und vereinzelt, oder sehr allgemein gebliebenen Einwirkungen auf den deutschen Großmeister, sondern mit Recht schon von einem Vorläufer desselben und seines Stils sprechen. Emil Naumann.

Pohl: Friedrich P., Professor der Oekonomie und Technologie an der Universität Leipzig, geb. 1768 in der Niederlausitz, † am 19. October 1850 in Leipzig. Von Jugend auf nahm er an dem Gewerbe seines Vaters, der ein kleines Landgut besaß, theil, conditionirte schon in seinem 16. Jahre als Wirthschaftsverwalter, ging dann nach Burgstädt als Hauslehrer, 1798 nach Penig, wo er Unterricht im Zeichnen gab und den „Botanischen Kinderfreund“, 2 Bdch. 1797, schrieb, sowie mit Dienemann den „Heirathstempel“ herausgab. Seit 1800 nahm er Antheil an der Verwaltung des Stadtgutes in Penig, kam hierauf zum Grafen Hohenthal als Oekonomieinspector, studirte dann in Leipzig Cameralia und wurde wieder dienender Oekonom. Zufällige Verwicklungen mit Gelehrten seines Faches, wie Thaer, André, Sturm, veranlaßten ihn zur Schriftstellerei. Die ihm zugewendete Redaction der „Oekonomischen Hefte“, deren

Firma er in „Archiv der deutschen Landwirthschaft“ (1810—44) umwandelte, zog ihn 1810 nach Leipzig, wo ihm 1816 die ordentliche Professur der Oekonomie und Technologie übertragen wurde. Hier gründete er auch die „Cameralistische Gesellschaft“. Die Verdienste Pohl's um die landwirthschaftliche Litteratur bestanden vornämlich in der Erläuterung der Landwirthschaft durch die Naturkunde. Vorzügliches leistete er in der Darstellung minder bekannter Feld- und Wiesenpflanzen. Er schrieb „De Oeconomia pastoralis rationibus“ 1815; „Beschreibung des Stein- und gebogenen Klees“, 1800; „Ueber Steuerfreiheit der Rittergüter“ (anonym), 1808; „Das Verjüngen der Wiesen“, 1810; „Der fleißige und fröhliche Wirthschaftsmann“, 1811—12; „Anleitung zum Kochen und Braten in Wasserdampf“, 1812, erlebte 5 Aufl.; „Das Hermannsbad bei Lausigk“, 1822; „Die Hypotheken in gewerbsmäßiger Hinsicht erwogen“, 1824; „Lehrbuch der landwirthschaftlichen Technologie“, 1826, 2. Aufl. 1843; „Das Neueste in der Fischerei“, 1829; „Die Stubenheizung nach Erfahrungsgrundsätzen“, 1830; „Die beste Benutzung erfrorener Früchte“, 1830; „Ueber das Studium der Gewerbswissenschaften auf Universitäten“, 1831; „Ueber die Mängel und Beschwerden der Landwirthschaft im Königreich Sachsen“, 1831; „Die Kunst, grüne Bohnen zu trocknen“, 3. Aufl. 1830; „Beiträge zur neuesten Geschichte der Landwirthschaft“, 7 Bdch. 1824—29; „Beschreibung der Abbildung eines Stubenheiz- und Kochofens“, 3. Aufl. 1837; „Die Runkelrübe“, 1836; „Die Kartoffeln“, 1841; „Die 100jährige Feier des Kartoffeljubiläums“, 1840; bearbeitete „Germershausen's Ganzes der Schafzucht“, 3. Aufl., 2 Thle. 1818; „Spitzner's Bienenzucht“, vermehrte Aufl. 1818; „Christ's Korbbienenzucht“, vermehrte Aufl. 1818; „Vollständiges Handbuch der Gärtnerei“, 7. Aufl. 1821; gab außer dem „Archiv“ heraus „Hauswirthschaftliche Neuigkeiten“, 1829—33.

Löbe.

Pohl: Georg Friedrich P., geboren am 24. Februar 1788 in Stettin, † am 10. Juni 1849 in Breslau, studirte 1805—1808 in Halle und Frankfurt a. O. neben der Theologie zugleich Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Die letzteren Wissenschaften trieb er aus Neigung und in der Ueberzeugung, daß in ihnen der Schlüssel zu gründlicher philosophischer Erkenntniß enthalten sei, während er bei dem theologischen Studium mehr die Begründung einer gesicherten Lebensstellung im Auge hatte. Durch den Einfluß von Steffens wurde er aber ganz für die Naturphilosophie gewonnen und beschloß, sich dem wissenschaftlichen Lehrfache zu widmen. Daher trat er 1809 in das Gymnasiallehrer-Seminar in Stettin ein und wurde schon 1810 als Lehrer am dortigen Gymnasium angestellt, woselbst er bis 1813 blieb. Seine Absicht, in diesem Jahre dem Aufrufe zur Theilnahme am Befreiungskampfe zu folgen, wurde durch eine Augenkrankheit vereitelt. Da er nicht wieder in seine Stellung in Stettin zurückkehren konnte, trat er in Berlin als Hülfslehrer in das Werder'sche Gymnasium und das Plamann'sche Institut ein. 1820 ward er Professor der Mathematik und Physik am Friedrich-Wilhelmsgymnasium und benutzte zugleich diese Zeit, um noch bei Hegel Philosophie und bei S. Weiß Mineralogie zu hören. 1829—32 war er, unter Beibehaltung seiner Lehrerstellung am Gymnasium, zugleich prof. extraord. an der Universität. In diese Zeit des Berliner Aufenthaltes fallen Pohl's ersten wichtigeren Arbeiten über Electromagnetismus, welche 1826 die Universität zu Erlangen veranlaßten, ihn zum Dr. phil. hon. zu ernennen. 1832 wurde P. ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Breslau, wo er 1849 an der Cholera starb.

P. hat sich hauptsächlich durch eine Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete der Electricitätslehre bekannt gemacht, welche in Gilbert's Annalen, Oken's Isis, Kastner's Archiv und Poggendorff's Annalen veröffentlicht sind.

Die geistige Richtung Pohl's war mehr der Naturphilosophie und der philosophischen Speculation überhaupt als der Physik zugewendet. Aber wenn er auch in der Anwendung seiner naturphilosophischen Speculationen auf die Physik wenig Anklang fand, so hat er doch auch eine Reihe trefflicher exacter Experimentaluntersuchungen durchgeführt, welche ihm in der Geschichte der Physik einen bleibenden Namen sichern. So gab er 1823 einen electromagnetischen Rotationsapparat an, der zugleich zum Nachweise der erdmagnetischen Strömung diente. 1825 erfand er das Gyrotrop. Die Herstellung eines der ersten, wenn nicht überhaupt des ersten, Inductionsapparates, 1835, rührt von P. her. Verzeichnisse der zahlreichen Schriften Pohl's, theils selbständige Werke, theils Abhandlungen, finden sich in Poggendorff's biogr.-literarischem Handwörterbuch und im neuen Nekrolog der Deutschen.

Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, 6. Heft, 1843. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1849, Bd. I, Nr. 133, S. 416 flg. — Poggendorff's biogr.-liter. Handw. II, 484.
Karsten.

Pohl: Johann Baptist Emanuel P., Botaniker und Forschungsreisender, geb. am 23. Februar 1782 zu Böhmisch-Kamnitz, † am 22. Mai 1834 zu Wien. P. wuchs bei seinem Oheim in dem nahen Politz auf und empfing von diesem, einem eifrigen und sachkundigen Dilettanten, die Anregung zum Studium der Pflanzenwelt, welchem er sich schon auf der Schule mit ganzem Herzen hingab. Als Prager Student legte er sich bereits ein werthvolles Herbarium an und seit 1803 begann er die Ergebnisse seiner Excursionen in der Regensburger Botan. Zeitung zu veröffentlichen; auch bemühte er sich schon in jungen Jahren um die Herstellung von Pflanzenabdrücken nach Kniphof'scher Manier. Wesentlich gefördert wurde P. in seinen Arbeiten durch den Umstand, daß ihm die Fürstin Kinsky die Aufsicht über ihre Bücher- und Naturaliensammlung anvertraute. Im J. 1808 promovirte P. als Doctor der Medicin und bald darauf wurde er zum Supplenten der Lehrkanzel für Technologie und allgemeine Naturgeschichte an der Prager Universität ernannt. Schon damals trug er sich mit den Plänen zur Abfassung großer pflanzengeschichtlicher Werke, allein weder die „Flora Pragensis“ noch die „Flora ruralis“ kamen, obwohl die Materialien für beide bereits gesammelt waren, wirklich zustande, theils materieller Hindernisse halber, theils auch, weil der junge Gelehrte sein ärztliches Wissen in jener Zeit immerwährender Kriege vielfach in den Spitälern zu verwerthen veranlaßt war. Einige Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften stammen gleichwol aus jener Periode; sodann ließ er bald nach dem Abschlusse des Friedens zwei Bände von „Tentamen Florae Bohemiae“ (Prag 1814; mehr ist nicht herausgekommen) erscheinen, und auch auf mineralogischem und zoologischem Gebiete bethätigte er sich als Schriftsteller, wie die strenge nach Werner gearbeitete Schrift „Systematischer Ueberblick der Reihenfolge der einfachen Fossilien“ (Prag 1816) und die „Expositio generalis anatomica organi auditus per classes animalium“ (Wien 1819) darthun. Einen Wendepunkt in Pohl's Leben bezeichnet das Jahr 1817. Damals freite der brasilianische Kronprinz Dom Pedro die Erzherzogin Leopoldine, und deren kaiserlicher Vater Franz II. ordnete an, daß die Braut von einer wissenschaftlichen Expedition nach ihrer neuen Heimath begleitet werden solle. P. erhielt in dieser Expedition fürs erste nur die Vertretung des mineralogisch-geologischen Faches, mußte sich aber später auch der Botanik annehmen, nachdem deren ursprünglicher Vertreter, Professor Mikan (Prag), mit einem ersten Transporte gesammelter Naturgegenstände nach Oesterreich zurückgereist war. Fünf Jahre lang, 1817—21, verweilte P. in Südamerika, leider durch andauernde Kränklichkeit

an der Lösung mancher Aufgabe behindert; er durchforschte insbesondere die Provinzen Minas Geraes und Rio bis zum Districte von Ilha Grande. Als er 1821 seine Rückreise antrat, begleiteten ihn die ersten Repräsentanten des viel besprochenen Botokudenstammes, welche indessen das gemäßigte Klima nicht lange zu ertragen vermochten. Nach seiner Heimkehr wurde P. zum Custos der botanisch-mineralogischen Abtheilung an dem wesentlich durch seine aufopfernde Thätigkeit begründeten „Brasilianischen Museum“ in Wien ernannt und beschloß in dieser Stellung seine Tage.

Die Resultate der Reise legte P. in dem von den Fachmännern hoch geschätzten Werke „Plantarum Brasiliae hucusque ineditarum icones et descriptiones“ (8 Hefte, Wien 1827—31), sowie in der „Reise im Innern von Brasilien in den Jahren 1827—31“ (Wien 1832) nieder. Allein diese Reisebeschreibung ist nach mehrseitigem Urtheile Pohl's mindest gelungene Leistung; er war zu sehr systematischer Naturforscher alten Stiles, als daß er sich zu jenen großartigen zusammenfassenden Naturanschauungen hätte erheben können, wie wir sie etwa bei L. v. Buch, A. v. Humboldt, M. Wagner, F. v. Richthofen bewundern, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Thätigkeit der Oesterreicher in Brasilien nicht in gleichem Maße fruchtbringend für die vergleichende Erdkunde sich erwiesen hat, wie diejenige der beiden ihr erst nachträglich noch beigegebenen baierischen Expeditionsmitglieder, Martius und v. Spix. Pohl's Arbeitsfeld war die rein naturwissenschaftliche Specialforschung, wo er noch später wirkliche Triumphe errang; so ward z. B. von der Züricher Naturforschenden Gesellschaft seine Schrift: „Ueber die Lebensdauer der Insekten“ mit dem Preise gekrönt. P. war auch Mitglied sehr vieler gelehrter Gesellschaften, so u. a. der kaiserl. leopold.-karolin. Akademie mit dem Beinamen „Marggraf“. Sehr zu beklagen ist, daß ein im Manuscripte hinterlassenes Lexikon der Pflanzen bei der Versteigerung von Pohl's litterarischer Hinterlassenschaft verschleudert wurde und verloren ging.

Weitenweber, Biographische Skizzen böhmischer Naturforscher, Lotos, 3. Jahrgang (1853). — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 23. Theil, Wien 1872, S. 28 ff.

Günther.

Pohl: Karl Ferdinand P., verdienstvoller Musikschriftsteller, geb. am 6. September 1819 zu Darmstadt, † am 28. April 1887 zu Wien, entstammte einer deutschen Musikerfamilie aus Kreibitz in Böhmen. Hier war sein Großvater, der Tischler Ferdinand P., Begründer einer Glasharmonikafabrik. Sein Vater, Karl Ferdinand P., Virtuos auf der Glasharmonika, war als junger Mann nach Darmstadt gezogen und kurfürstlich hessischer Kammermusiker geworden. Seine Mutter war eine Tochter des Capellmeisters und Claviercomponisten Beczwarzowski aus Berlin. Nach absolvirten Elementar- und Gymnasialstudien kam P. zu Jacob Felsing in Darmstadt, bei dem er in der Absicht sich zum Kupferstecher auszubilden Optik, Perspective und Freihandzeichnen lernte. Felsing, der in späteren Jahren Professor, Hofkupferstecher und Mitglied der königlichen Akademie der bildenden Künste in Berlin wurde, ließ ihn unter Anderem den aus seiner Officin hervorgegangenen Stich „die Aussetzung Moses“ nach dem Gemälde von Chr. Köhler in Düsseldorf ausführen. Da P. in diesem Berufe keine Befriedigung fand, reiste er 1841 nach Wien und widmete sich hier mit großem Eifer ernsten Studien in der Theorie der Musik unter Simon Sechter. Nach einem Jahre hatte er bereits alle einschlägigen Disciplinen überwältigt und lebte fortan als Musiklehrer in Wien. Im J. 1848 erhielt er die Organistenstelle an der neu erbauten protestantischen Kirche in der Vorstadt Gumpendorf, welche er bis zum J. 1853 innehatte. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn

dieselbe aufzugeben und seine Thätigkeit auf den Unterricht und, da es für den Ruf eines Musiklehrers vortheilhaft war, auf die Composition zu beschränken. Aus dieser Zeit stammen seine Compositionen für Orgel, für Clavier, für Gesang, von denen einzelne, namentlich Lieder, eine gewisse Beliebtheit erlangten und des öfteren zu öffentlicher Aufführung kamen. Gedruckt wurden: 12 Präludien und ein Postludium für die Orgel, op. 1; zwölf Präludien für die Orgel (S. Sechter gewidmet), op. 2; sechs Lieder (G. Meyerbeer gewidmet), op. 3; Trauermarsch für Clavier zu vier Händen, op. 4; Waldlied, op. 5; Serenade für Clavier zu vier Händen (J. Moscheles gewidmet), op. 6; Caprice über ein Nachtwächterlied, für Clavier (Pohl's bekannteste Composition), op. 7; „An die Heimathberge“ (ein der Sängerin Betty Bury gewidmetes Lied), op. 8; Nocturne für Clavier, op. 9; „Der tolle Wilm“, Ballade von Pfeiffer (L. Spohr gewidmet), op. 10; „Nacht am See“, Lied von Leibke (J. Staudigl gewidmet), op. 11; Erinnerung an Gmunden, op. 12; zwei Lieder: „Wenn die Reb' im Safte schwillt“ von Geibel und „Märzveilchen“ von Anderson (Fr. Lachner gewidmet), op. 13; drei Clavierstücke: „Gondellied“, „Bei der Wiege“, „Rhapsodie“, op. 14; „die Braut“, Lied von Bowitsch (für das Album Ihrer Majestät der Kaiserin). Von den Arrangements für Clavier zu vier Händen, deren P. eine ziemlich große Anzahl geliefert hat, erschienen fünf Fugen aus den Claviersuiten von Händel. Ungedruckt blieben die gleichartigen Arrangements von J. S. Bach's sechs Orgelpräludien und Fugen, J. S. Bach's Passacaglia für Orgel, W. Fr. Bach's acht Clavierfugen, Eberlin's Es-moll-Fuge, Mozart's Fuge aus der C-dur-Phantasie für Clavier und Mozart's Fuge für zwei Claviere. Von den ungedruckten Compositionen Pohl's sind zu erwähnen: eine Messe für Männerstimmen a capella in C-moll, in Wien aufgeführt 1851; zwei Männerchöre: „Herbstlied“ von Geibel und „der Spaziergang im Walde“ (ein komisches Gedicht aus den „Fliegenden Blättern“), vier Choralvorspiele für die Orgel, sieben zweistimmige Fughetten für Clavier, endlich die Lieder „Vorfrühling“ von Scheurlin, „Wiegenlied im Herbste“ von Reinick, „Goldene Brücken“ von Geibel und „Verrufene Stelle“. Pohl's Lieblingsinstrument war zu jener Zeit die Glasharmonika, auf welcher er sich in Wien, wie auch anderwärts öffentlich hören ließ. Alljährlich unternahm er im Sommer Erholungs- oder Studienreisen, nach Deutschland und Italien oder in die Alpenländer. 1858 war er zum ersten Mal in London, welches in der Folgezeit so wichtig für ihn werden sollte; er schrieb hier zwei englische Lieder: „British Feeling“ und „Infants Prayer“ und das Impromptu für Clavier „Moment serein“. Er kehrte über Brüssel nach Wien zurück. Im darauf folgenden Jahre besuchte er Italien. Die Londoner Industrieausstellung vom J. 1862 veranlaßte ihn zu historischen Studien über die Glasharmonika, deren Ergebniß er in der Broschüre „Zur Geschichte der Glasharmonika“ 1862 (Cursory Notices on the Origin and History of the Glass Harmonica, London 1862) niederlegte. So ausgerüstet, besuchte er mit seinem Instrumente die genannte Ausstellung, ohne jedoch besondere Erfolge erreichen zu können. Diesmal kehrte er über Paris nach Wien zurück. Bald machten sich aber seine Londoner Verbindungen fühlbar. Durch E. Pauer bewogen, nahm er im Januar 1863 seinen ständigen Aufenthalt in London, wo er Musikunterricht ertheilte und als Correspondent deutscher Musikzeitungen eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit begann. Der Schwerpunkt seiner Bestrebungen lag aber in den Nachforschungen über Händel's, Haydn's, Mozart's und Weber's Aufenthalt in London, die er im British Museum anstellte. Dadurch kam er in Verbindung mit Otto Jahn, der seine Arbeiten mit großem Interesse verfolgte und ihn zur Veröffentlichung derselben ermunterte. Nach deren Vollendung wurde er auf

Jahn's, Köchel's und seines Freundes Karajan Verwendung nach Wien zurückberufen und im Januar 1866 zum Archivar und Bibliothekar der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Hier gab er als Frucht seiner Londoner Studien heraus: „Mozart und Haydn in London" 1867, zwei Bände; ein Werk, das an Genauigkeit und Detailreichthum in der Musiklitteratur seines Gleichen sucht. Durch das Erscheinen dieses Buches veranlaßt, wandten sich die Buchhändler A. E. Glücksberg und M. Bahn (Chefs der Firma Sacco) in Berlin an P. mit dem Antrage, für ihren Verlag ein biographisch-kritisches Werk über Haydn zu schreiben. Nach Abschluß des Contractes ging P. mit wahrem Feuereifer an die Ausführung der ihm lieb gewordenen Idee. Er unternahm zahlreiche Reisen in Oesterreich und Ungarn um Haydn's Wegen nachzugehen und an den Orten seiner Thätigkeit Forschungen anstellen zu können. Nach jahrelanger Arbeit erschien endlich der erste Band seiner Haydn-Biographie: „Joseph Haydn", Berlin, A. Sacco Nachfolger, 1875; im J. 1878 ging das Werk in den Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig über, in welchem auch der zweite Band erschien, 1882. Nicht ohne Grund verzögerten sich Pohl's Arbeiten an diesem Werke. Seine Stellung als Archivar nahm seine litterarische Thätigkeit auch in Anspruch. Für die Jahresberichte des Conservatoriums der Gesellschaft der Musikfreunde (1867—70) schrieb er eine Biographie J. Weigl's, eine Biographie S. Sechter's, einen Aufsatz „Beethoven" und eine Studie: „Zur Geschichte der Gründung und Entwickelung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und ihres Conservatoriums". Die letztere war ein Vorläufer seines ausführlichen Werkes: „Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und ihr Conservatorium", welches 1871 erschien. Als Ergänzung dazu schrieb P. 1872 die Broschüre: „Gebäude und Kunstsammlungen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und ihres Conservatoriums". Aber nicht nur für die Gesellschaft, in deren Diensten er stand, war der emsige Archivar thätig; auch andere Vereinigungen nahmen, wenn es ihnen auf eine litterarische Kundgebung ankam, seine bewährte Kraft in Anspruch. So entstanden drei Gelegenheitsschriften Pohl's, welche für die Geschichte des Musiklebens der Kaiserstadt nicht weniger wichtig sind, als die bereits genannten, nämlich die „Denkschrift aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Tonkünstler-Societät, im J. 1862 reorganisirt als „Haydn, Wittwen- und Waisen-Versorgungsverein der Tonkünstler in Wien" 1871, im Selbstverlag des Haydn; ferner die „Denkschrift aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Singvereins der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien" 1883, im Selbstverlage des Vereins; endlich die „Festschrift aus Anlaß der Feier des 25jährigen ununterbrochenen Bestandes der im J. 1842 gegründeten philharmonischen Concerte in Wien" 1885. Gleichzeitig war P. Mitarbeiter mehrerer deutschen und englischen Musikzeitungen, so des „Monthly Musical Record" und der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", insbesondere aber der Leipziger „Signale", für welche er durch 24 Jahre Berichte über das musikalische Leben Wiens lieferte. Für die „Neue Freie Presse" schrieb er die historischen Studien: „Zur Geschichte der Vorstadttheater Wiens" (1869) und „Maria Theresia im Schloß Eßterház" (1872); für die „Grenzboten" die Artikel: „Zur C-dur-Messe von Beethoven" (1868) und viele Musikberichte; für die „Wiener Abendpost" Nekrologe über den Componisten Dessauer (1876) und den Musikforscher Köchel (1877). Außerdem war P. Mitarbeiter an der „Allgemeinen Deutschen Biographie" und in hervorragender Weise an George Grove's „Dictionary of Music and Musicians", für welches er nicht weniger als 169 biographische Artikel lieferte, die alle auf Quellenstudium beruhen, und sich durch Gewissenhaftigkeit und durch die Beseitigung vielfach verbreiteter Irrthümer über

manche deutsche und italienische Tonkünstler auszeichnen. Bei so ausgedehnter, nach vielen Richtungen hin zerstreuter Thätigkeit war es kein Wunder, daß P. sein Hauptwerk, die erwähnte Biographie von Joseph Haydn, nicht vollendete. Der das Werk abschließende dritte Band gedieh nur bis zu den Vorarbeiten, während welcher der Autor von seiner rastlosen Thätigkeit abberufen wurde. P. zeichnete sich im Leben durch unermüdlichen Fleiß, ängstliche Gewissenhaftigkeit und übertriebene Bescheidenheit aus. Güte, Freundlichkeit und Wohlwollen bildeten den Grundzug seines Charakters. Er war stets bereit für Andere zu arbeiten, ohne immer den besten Dank geerntet zu haben. Sein ausgedehntes Wissen, seine reichen Kenntnisse, insbesondere über das alte Wien und dessen künstlerische, litterarische und gesellschaftliche Verhältnisse, machten ihn zu einer lebendigen musikalischen Chronik, die von in- und ausländischen Künstlern und Körperschaften vielfach in Anspruch genommen wurde. Seit 1878 war er Mitglied der k. k. Staatsprüfungscommission für Musik (Abtheilung Musikgeschichte). P. war einer jener seltenen Männer, die Allen sympathisch sind, welche sich ihres Umganges erfreuen. Als er starb, sagte man mit Recht von ihm dasselbe, um das man ihn Zeit seines Lebens beneiden konnte: er hatte keinen Feind.

Mandyczewski.

Pohlenz: Christian August P. wurde am 3. Juli 1790 in Sallgast in der Niederlausitz geboren. Ueber seinen Lebens- und Bildungsgang, welcher sehr einfach gewesen zu sein scheint, berichtet am ausführlichsten A. Dörffel in seiner trefflichen „Geschichte der Gewandhausconcerte zu Leipzig“ (Leipzig 1884, S. 66 flg.). Dort heißt es: Um das Jahr 1814 bezog er die Leipziger Universität, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Mehr als zu diesem fühlte er sich jedoch zu dem Studium der Musik hingezogen, dem er schließlich auch den Vorzug gab. Aus Leipzig scheint er nicht wieder hinausgekommen zu sein. Im J. 1817 erhielt er die Organistenstelle an der Paulinerkirche, im J. 1821 die der Thomaskirche als Nachfolger Friedrich Schneider's. Er leitete interimistisch das Cantorat an der Thomasschule und die damit verbundene Aufführung der Kirchenmusik nach Schicht's und nach Weinlig's Tode; 1823 wurde er Dirigent des Musikvereins, 1827 Dirigent der Singakademie. Im Gewandhausconcert trat er am 11. December 1817 mit einem Concert von Eberl auf, als Dirigent dieses Unternehmens vertrat er Johann Christian Philipp Schulz während dessen Krankheit im J. 1826 und verwaltete das Amt interimistisch bis zum Schluß des Winters 1827. Als Componist wurde er später durch einige gute Treffer von Liedern bekannt, die (wie das „Matrosenlied“, „Der kleine Tambour Veit“) allgemeine Verbreitung fanden. Am hervorragendsten war er jedoch als Gesanglehrer. Als solcher verstand er, die Gesangstalente zu entdecken und sie so gut aus- und durchzubilden, daß er zu bedeutendem Rufe gelangte. Viele seiner Schüler und Schülerinnen, die er der Bühne zugeführt, sind schnell zu glänzenden Erscheinungen geworden, so Eduard Mantius und Louise Schlegel; viele andere, die nicht die Kunst zum Lebensberuf erwählten, hat er doch zu wahrhaft künstlerischen Leistungen erhoben. Für eine Schülerin wird ihm Leipzig besonders dankbar bleiben müssen, die während seiner Directionszeit in die Oeffentlichkeit trat und die der Ruhm seines Namens geworden ist: für Livia Gerhardt.

P. wurde der Nachfolger von Schulz († am 30. Januar 1827) als Director der Gewandhausconcerte in Leipzig. In den beiden ersten Jahren erhielt er von der Direction einen jährlichen Gehalt von 250 Thlrn., wofür er die Gesangsproben abzuhalten und die Vocalmusik im Concerte zu unterhalten und zu leiten hatte; in den übrigen Jahren erhielt er jährlich 300 Thlr. Den Gehalt hatte man anfänglich in Rücksicht darauf zurückgesetzt, daß von nun an nur noch 20 Concerte in jedem Winter gegeben wurden; erhöhte ihn die Direc-

tion wieder auf die frühere Summe, wie sie Schulz erhielt, so darf man wohl schließen, daß sie mit P. zufrieden war. Gleichwohl läßt sich aus den Berichten, welche Fink in der Allg. Musik. Zeitung über die Concerte giebt, herauslesen, daß nach und nach die Lage Pohlenzens schwieriger wurde, sei es, daß die Ansprüche des Publicums immer größere wurden, sei es, daß P. doch nicht Energie genug sich erhalten hatte, um sein Amt so auszufüllen, wie die Direction billigerweise beanspruchen konnte. Ausführlicheres über diese Vorgänge bringt Dörffel (a. a. O. S. 67 flg.). Wenn die Concertdirection nicht immer mit Pohlenzens Thätigkeit zufrieden war, so dürfte dies sich weniger auf die Wahl der Compositionen, als auf die Ausführung derselben bezogen haben, die in ihrer Vorbereitung, um stets sicher und im Einzelnen genau zu sein, gewiß einer durchgreifenden Energie bedurfte. Schließlich führten die Verhältnisse am 16. April 1835 zur Kündigung seiner Stellung. Sein Nachfolger wurde F. Mendelssohn-Bartholdy. Unter der Direction von P. fand die 50jährige Jubelfeier des Gewandhausconcertes (24. November 1831) und die erste Aufführung einer Sinfonie in C-dur von R. Wagner am 23. Februar 1832 statt. P. starb in den Frühstunden des 10. März 1847. Am 27. März dirigirte Mendelssohn ein Concert zum Besten der Hinterbliebenen des Verstorbenen.

Fürstenau.

Pohlmann: Hinrich P., Licentiat der Rechte. — Geboren in Hamburg, angeblich der Sohn eines aus Westfalen eingewanderten Kaufmanns Lorenz P., gehörte er, seit er 1659 als Licentiat der Rechte heimgekehrt war, der damaligen Oppositionspartei an, welche bald darauf unter ihren Führern Snitker und Jastram ihrer ordentlichen Obrigkeit, dem Rathe der Stadt, das Leben sauer und das Regiment streitig machte. Durch den von seiner Partei und ihren Führern ausgeübten Druck wurde er dem Senate als Syndicus aufgedrängt, ohne deshalb die Fahne der Oppositionspartei zu verlassen, welcher er vielfach den Inhalt der Senatsverhandlungen mitgetheilt haben soll; jedenfalls wußte er um alle Pläne Snitker's und Jastram's, als deren „Praeceptor“ man ihn zu betrachten Ursache hatte. Vielleicht um ihn fern zu halten und „kalt zu stellen“ übertrug der Senat ihm eine Mission an den kurfürstlichen Hof zu Berlin, von wo aus er indessen nach wie vor mit Jastram und Consorten conspirirte, bis 1686 der Senat ihn ab- und zur Verantwortung zurückberief. Ungehorsam, blieb er zuerst in Berlin, wo er sich heimlich (und gegen seinen Syndicats-Eid) einen kurbrandenburgischen Rathstitel zu verschaffen gewußt hatte. Jedoch entzog der Kurfürst ihm seine Protection, sobald er über den Charakter, sowie über den unsittlichen Lebenswandel Pohlmann's unterrichtet worden war. Er kam nun nach Hamburg, nachdem er auf sein Amt verzichtet hatte, trat aber alsbald, um dem wider ihn heraufziehenden Ungewitter zu entgehen, auf holsteinisches Gebiet über, indem er sich dem offenbaren Feinde Hamburgs, dem König von Dänemark, zur Verfügung stellte. Von demselben zum königlichen Regierungs- und Justizrath beim Oberappellationsgericht zu Glückstadt ernannt, fand er hier Sicherheit gegen die Folgen des abs. Hamburgs wider ihn erhobenen fiscalischen Processes. Er soll erst im J. 1720 in Glückstadt verstorben sein, angeblich, aber nicht wahrscheinlich, freiwillig.

Hamburger Schriftstellerlexikon VI, 91. — Moller, Cimbria literata I, 500. — Dr. Otto Sperlings Hamb. Chronik, MS in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen.

Beneke.

Pöhls: Meno P., Rechtsgelehrter, geboren zu Hamburg am 9. Februar 1798, eines geachteten Maklers Sohn, studirte die Rechtswissenschaften, wahrscheinlich zu Heidelberg, woselbst 1821 seine erste Druckschrift erschienen ist. Doctor der Rechte und Bürger seiner Vaterstadt geworden (1820), wurde er

daselbst als Advocat zur juristischen Praxis zugelassen. Gleichwohl beschäftigte er sich fortwährend mit theoretisch-wissenschaftlichen Studien, aus welchen zunächst seine 1821 zu Heidelberg erschienene (vorzüglich gegen die Doctrin des Prof. Ed. Gans gerichtete) Darstellung der Lehre von Innominat-Contracten hervorging, deren Inhalt den Verfasser als einen gründlichen und scharfsinnigen Juristen erscheinen ließ, dessen kritisches Talent unverkennbar. Ebenso fanden seine ferneren Schriften über Havarie grosse vielfachen Beifall, wenn auch theilweisen Widerspruch. Sein Hauptwerk war die seit 1828 erschienene vielbändige Darstellung des gemeinen deutschen und hamburgischen Handelsrechts für Juristen und Kaufleute. Dies zum Theil im Jahre 1843 neugedruckte Werk, welches die meisten der bisherigen Lehr- und Handbücher des Handelsrechts in den Hintergrund drängte, erwarb dem Verfasser in juristischen wie in andern Kreisen einen ehrenhaften Ruf, brachte auch wohl den philosophischen Doctorgrad, der honoris causa ihm ertheilt wurde, zu Wege. Dies Werk blieb dann lange Zeit in hohem autoritativen Ansehen und allgemeiner Anwendung, — bis es wiederum durch die bekannten Codificationen des Deutschen Wechsel-, Handels- und Seerechts in Schatten gestellt wurde. Auffallend genug war Pöhls, ungeachtet seiner anerkannt eminenten Rechtskenntnisse, als Advocat niemals ein Stern erster Größe, vielmehr verhältnißmäßig wenig beschäftigt, was vielleicht seinen nicht Jedermann ansprechenden äußern Formen oder vielmehr Formlosigkeiten, und einem ihm eigenen ungeselligen Wesen zuzuschreiben ist. Unverheirathet und vereinsamt versank er in Gemüthskrankheit, und starb zu Elmshorn in Holstein am 18. Juli 1849.

Hamburger Schriftstellerlexikon VI, 77—78. Beneke.

Poiret: Peter P., geb. 1646 zu Metz, ist seiner Nation nach Franzose, hat aber seit 1664 in Basel, dann in Hanau (1667), Heidelberg (1668), wo er 1669 zum Predigtamt geweiht ward, in Otterberg, Frankenberg, Mannheim und zu Anweiler in Pfalz-Zweibrücken (1672) gelebt und gewirkt. Durch seine Schriften hat er auf deutsche Mystiker, wie Gottfried Arnold und Gerhard Tersteegen eingewirkt. Seiner Denkweise nach war er extremster mystischer Individualist, so daß er sein (reformirt-kirchliches) Pfarramt zu Anweiler aufgab, sich nach Holland begab und dort bis zu seinem Tode fast als Einsiedler lebte. Er starb 1719 zu Rheinsburg unweit Leyden. Da nach seiner Ansicht der göttliche Geist sich unmittelbar in dem Herzen des einzelnen Frommen offenbart, so daß die Offenbarung eine fortgehende ist, ignorirte er gelegentlich den Wortlaut der Bibel und folgte neuen Offenbarungen, am liebsten denen, die angeblich eine fromme mystische Jungfrau Anna Bourignon hatte. Dieser schwärmerischen Person folgte er, bis sie starb. Nach ihrem Tode gab er auch ihre zahlreichen Werke heraus. Sein Hauptwerk ist „L'économie divine“ (Originalausgabe französisch, Amsterdam 1687, 7 Bde. 8°, später auch lateinisch erschienen), ein wissenschaftlich consequentes System seiner individualistisch-mystischen Theologie. Sie zeigt P. als einen hochbedeutenden Denker, der vor keiner Folgerung zurückschreckt. Stelle man sich Schleiermacher's Glaubenslehre in lateinischer Uebersetzung vor, dann hat man etwa einen Maßstab, um zu beurtheilen, wie schwierig Poiret's Oeconomia divina zu verstehen ist. Das nächstwichtigste Werk aus der Feder dieses Sonderlings dürfte sein: „Les principes solides de la religion et de la vie chrétienne, appliqués à l'éducation des enfants.“ Amsterdam 1705, 12° (auch lateinisch). Die meisten seiner Schriften sind in mehreren Sprachen, lateinisch, französisch, holländisch und deutsch erschienen. Er selbst aber war eine gänzlich isolirt stehende Persönlichkeit, die wieder nur auf einzelne mystische Sonderlinge gewirkt hat. Tschackert.

Poirters: Adriaen P., brabantischer Dichter. Geboren 1606 zu Oosterwyk bei Antwerpen, war er als Jesuit in Antwerpen, Lier und Mechelen thätig, und starb in der letztgenannten Stadt 1675. Als Dichter ahmte er Cats nach, und erwarb eine große Leichtigkeit in Reim und Versbau, eine verständliche, wortreiche Ausdrucksweise. Seine Absicht ist, entweder die menschlichen Schwächen blos zu stellen, oder die religiösen Vorstellungen vom Kind Jesus u. s. w. spielend und überschwänglich auszumalen. Sein Hauptwerk ist „Het masker van de Wereldt afgetrocken“, Antwerpen 1646 und seitdem oft erschienen; mit Bildern versehn. Außerdem verfaßte er „Den allerheyligsten naem I. H. S. voor een nieuwjaargift“ 1647, „Het Duyfken in de Steenroetse“, „Het leven van de h. Rosalia“, „Het heyligh herte“, „De Ydelheit der wereldt“, „De Spiegel van Philagia“, alle zu Antwerpen erschienen; endlich auch „Het heyligh hof van den keyzer Theodosius“, nach seinem Tode zu Yperen 1696 erschienen.

Witsen Geysbeek, Biogr. Woordenboek. Martin.

Poißl: Johann Albert P., volksthümlicher Dichter, geboren zu München 1621 als Sohn eines kurfürstlichen Truchseß, erhielt im J. 1634 Aufnahme in dem Klosterseminar zu Baumburg und trat 1640 daselbst in den Augustinerorden. Nachdem er eine Zeitlang die Stelle eines Seminarpräfecten versehen, verwaltete er in den Jahren 1681—1687 die Stiftspfarrei Truchtlaching, während welcher Zeit er den einsamen Pfarrhof zu Poing an der Alz bewohnte. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit entstand die Mehrzahl seiner Gedichte, von denen jetzt noch eine beträchtliche Sammlung auf der königlichen Staatsbibliothek zu München handschriftlich vorhanden ist. Eine Auswahl derselben wurde von F. W. Ditfurth veröffentlicht. Sie zeigen meist politische Färbung, feiern die Siege über die Türken, betonen das Zusammengehen mit Oesterreich und warnen ernst vor dem gallischen Hahne. Andere Lieder schildern das Jäger- und Soldatenleben und das Glück des Bedürfnißlosen. Der ächte Volkston, der sie durchzieht, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie wirklich gesungen wurden. Ihre weite Verbreitung bekundet eine Handschrift aus Neresheim im heutigen Würtemberg, in der mehrere derselben enthalten sind. P., auch verdient als Verfasser einer Chronik des Klosters Baumburg, soll nach Ernest Geiß am 20. December 1688 gestorben sein, doch deuten die Ueberschriften einiger seiner Lieder auf etwas späteren Hingang.

F. W. Dietfurt, deutsche Volks- und Gesellschaftslieder S. 98 u. ö.
Gg. Westermayer.

Poißl: Johann Nepomuk P., einem, von Kaiser Leopold I. 1697 in den Freiherrnstand erhobenen alten baierischen Adelsgeschlechte entstammend, wurde auf dem Familiengute zu Hauckenzell im baierischen Walde am 15. Februar 1783 geboren und starb in München 1853. Er war k. baier. Kammerherr, von 1824 bis 1833 Hoftheaterintendant und weiter bis 1848 auch Hofmusikintendant (interimistisch zwischen dem Frhr. v. Fraiss und dem Grafen Pocci, dann nochmals Intendant), Comthur und Capitularherr des St. Georgsordens und Comthur des großherzoglich hessischen Ludwigsordens u. s. f. P. hatte im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung und nachher auf der Landshuter Universität seine wissenschaftliche Ausbildung genossen. Zu jener Zeit wurde in Landshut viel Musik getrieben und so erhielt denn auch die Neigung für diese Kunst in dem für sie besonders talentirten jungen Manne, der jetzt schon als ein guter und geschmackvoller Sänger sich bewährte, wünschenswerthe Nahrung und Anregung. In das väterliche Haus zurückgekehrt, betrieb er seine musikalischen Studien eifrigst weiter, so daß er, als er 1806 nach München über-

siedelte, seine erste Oper: „Die Opernprobe“, nahezu fertig mitbringen und deren Aufführung veranlassen konnte. In München fand er nun auch Gelegenheit, gründlichere musikalische Studien zu machen. Der nachmalige Freund Weber's, Capellmeister Fr. Danzi, wurde sein Lehrer. P. machte so auffallende Fortschritte, daß er in unserner Zeit erfolgreich mit ihm und dem berühmten Operncomponisten, dem alten P. v. Winter, concurriren konnte. Seinem ersten Versuche ließ er im Laufe der nächsten Jahre eine ganze Reihe von Opern folgen, welche nicht nur in München, sondern auch in Weimar, Darmstadt, Wien, Kassel, Braunschweig, Dresden, Stuttgart u. s. w. beifällig aufgenommen wurden. Trotzdem nun P. zu den fleißigsten Tonsetzern seiner Zeit zählte und seine Bühnencompositionen, wie seine Kirchenwerke, einst weite Verbreitung gewannen, ist er heute, kaum 30 Jahre nach seinem Tode, fast bis auf den Namen, schon vergessen. Welch' eine Lehre liegt darin für alle unsere, mit allen Mitteln nach Bühnenerfolgen strebenden Tonsetzer. Als P. nach München kam, stand dort, wie an andern Hofbühnen, die italienische Oper im Vordergrunde. Dem herrschenden Geschmacke sich anbequemend, schrieb auch er, der Weise Paërs und S. Mayrs folgend, zunächst eine Anzahl italienischer Opern. Er besaß Geist, vielseitige Bildung, schönes Talent und bemerkenswerthes technisches Geschick, wie man es bei Dilettanten nur selten antrifft. Außerdem konnte er sich einer sehr beachtenswerthen poetischen Begabung rühmen, die es ihm gestattete, nicht allein als Theaterdichter überhaupt sich zu versuchen, sondern auch die Texte zu seinen Opern und Cantaten sich meist selbst zu schreiben. Man muß gestehen, daß die von ihm verfaßten Libretti besser waren, als die von andern ihm zur Verfügung gestellten und darf ihm den Ruhm eines geschickten Dichtercomponisten nicht vorenthalten. Einen Beweis für seine musikalische Gewandtheit lieferte er in den nachcomponirten, von ihm in 23 Tagen geschriebenen Stücken zu Nasolini's „Merope“. Allerdings rief man ihm jetzt schon zu: „Eile mit Weile!“ Dem heiter-gefälligen, durchsichtig(fadenscheinig)-klaren Italiener wußte er sich jedoch nicht anzupassen, da er ihm mit überreichem Aufwand kühner Fortschreitungen, gesuchter Modulationen und der gesammten Macht aller Instrumente zur Seite trat, wodurch selbstverständlich eine curiose Stilverschiedenheit in dieser Oper erzeugt wurde.

Bei Beurtheilung der künstlerischen Qualitäten Poißl's sieht man sich allein auf die oft sehr widersprechenden Berichte gleichzeitiger Referenten angewiesen, denn seine Compositionen sind, wie schon gesagt, völlig verschollen und da auch nur die wenigsten im Drucke erschienen, jetzt überhaupt nicht mehr zugänglich. Er wurde von den Anhängern der älteren Richtung als Meister ersten Ranges gefeiert, von denen, welche für Weber, Spohr u. a. begeistert waren, nur geringschätzend beurtheilt. Während z. B. die Oper „Nitettis“ ihm nach ihrer wiederholten Aufführung in Darmstadt die größten Ehren einbrachte (der musiknärrische Großherzog Ludwig I., dem sie gewidmet war, überreichte ihm eigenhändig nach der Aufführung das Comthurkreuz des Verdienstordens), berichtete man von München aus, wo sie gar nicht gefiel: „Sie ging zu ihren verblichenen Schwestern über“. Immerhin tritt er uns als ein beachtenswerther, seinerzeit vielgenannter Tonsetzer gegenüber. Er nahm bald eine angesehene Stellung in München ein und besonders seit er dort Intendant der Hofmusik und Hoftheaterintendant geworden war, fanden seine Werke allmählich Verbreitung auf andern deutschen Bühnen. Eine Hand wäscht die andere. Einer componirenden Excellenz sind die Wege zu Erfolgen geebneter, als gewöhnlichen Musikern. Mag jener, wie es auch bei P. geschah, trotz guter Leistungen, der Vorwurf der Dilettantenhaftigkeit seitens der zünftigen Tonsetzer auch nicht erspart bleiben, sie verfügt über Mittel und kennt Wege, welche es ihr ermöglichen, die Situation

mehr oder minder zu beherrschen. P. boten sich zudem zahlreiche Gelegenheiten, mit glänzend ausgestatteten Festopern, zunächst in München, hervorzutreten. So gleich, nachdem er seine Stelle angetreten hatte. Das kurz vorher (1811 bis 1818) erbaute Theater war am 14. Januar 1823 bereits wieder abgebrannt. Bald aber konnte das prachtvoll aus den Trümmern erstandene neue Hoftheater schon eröffnet werden (2. Januar 1825). P. schrieb für diese Veranlassung ein Nationallied und eine Feenoper: „Die Prinzessin von Provence". Und als nach des Königs Max I. Tode der Hof zum ersten Male das Theater wieder besuchte, ward das von E. v. Schenk gedichtete, von ihm componirte Festspiel „Ludwigs Traum" aufgeführt u. s. w. — Sein „Ottaviano in Sicilia" wurde s. Z. mit einem kaum erlebten Beifalle von dem Münchener Publicum aufgenommen. Die später erstandene „Athalia" überholte diesen Erfolg. Sie gilt allgemein als seine beste und gelungenste Oper. Faßt man das, was über ihn und seine Werke von Zeitgenossen geurtheilt wurde, zusammen, so rühmen die Einen seinen Reichthum an lieblichen, schönen und faßlichen Melodien, die Kraft und Kühnheit seiner Harmoniefolgen, die Richtigkeit der Declamation, namentlich in den Recitativen, sinnreiche und originelle Wendungen, edlen Stil, einsichtsvolle Anordnung der künstlerischen Effecte, Vermeidung aller Längen, leichte und gewandte und doch nicht oberflächliche Arbeit, großes technisches Geschick, insbesondere auch im strengen Satz und in Fugensätzen, ein glückliches Bestreben, eigene Wege einzuschlagen und seine Musik der dramatischen Situation immer anzupassen, die verständige Beherrschung und sinnvolle Vereinigung aller Kunstmittel, ein rastloses Streben nach Vervollkommnung u. s. w. Er wußte für die Sänger sehr dankbar zu schreiben und seine vielen concertmäßig gehaltenen Arien wurden von ihnen s. Z. gerne zu Solovorträgen benutzt. Ebenso verstand er die Kunst, effectvoll zu instrumentiren in besonderem Grade. Dagegen fanden Andere wieder wenig erbauliches in seiner Musik. Sie tadelten besonders die einen empfindlichen Mangel an origineller Erfindung verrathenden häufigen Anklänge und Reminiscenzen an bekannte gute Tonsetzer, die alltäglichen Modulationen, die harten und schroffen, das Ohr verletzenden Tonfolgen, zu viel Lärm in den Orchestersätzen, absichtliche Anhäufung großer Schwierigkeiten, die wenn auch vollkommen besiegt, die Wirkung nicht erhöhten, ein ängstlich-unsicheres Herumtreiben auf dem Meere der Modulation, was namentlich in den Recitativen unangenehm berührte, eine zu düstere Färbung in heiteren Situationen, zu einfache und wenig neue Motive u. s. f. Neben manchen gelungenen, wirkungsvollen und charakteristischen Nummern, fanden sich wieder triviale und flüchtige Stellen. Seine vielfach aufgeführte große Messe, obwol man ihr Melodie und fließenden Gesang nicht absprechen konnte, entbehrte doch des eigentlichen kirchlichen Geistes. Dagegen fanden seine 6- und 8stimmigen a capella-Gesänge allerwärts günstige Beurtheilung. „Als Intendant entwickelte P. anfangs ungemeine Emsigkeit, allein von ersprießlicher Thätigkeit konnte kaum bei ihm die Rede sein. Zu gutmüthig, um die nöthige Disciplin einzuführen, zu unerfahren, um ein Ensemble herzustellen, verwendete er nur auf einzelne Werke große Summen, während bei allen übrigen an Stelle stilvoller Ausstattung nüchterne Aermlichkeit trat." (Grandaur.) Die Grundübel, an denen die Münchener Bühne zufolge unbegreiflicher Indolenz des einheimischen Publicums litt — München besaß damals noch nicht wie heute seine herrlichen Kunstsammlungen und berühmten Gelehrtenschulen, seine jetzt alle Kunstbestrebungen der Residenz fast allein tragende und stützende Fremdencolonie und war noch nicht ein Knotenpunkt aller süddeutschen Eisenbahnen —, vermochte auch P. nicht zu beseitigen: Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, erwies sich als fruchtloses Bestreben (trotz jährlichen Zuschusses von 78 000 Gulden

hinterließ auch P. seinem Nachfolger eine Schuldenlast von 45 000 Gulden); dem trefflichen, seiner künstlerischen Aufgabe sich wol bewußten Personale fehlte eine entsprechende Oberleitung; an Stelle verständiger Disciplin herrschte übel angebrachte Nachsicht und noch übleres Protectionswesen. Dazu schrieben die Theaterleiter, um die Verwirrung noch zu vermehren, mit Vorliebe polemische Broschüren; so auch P. gegen seinen Vorgänger Stich und seinen Nachfolger Küstner. Wie sollte unter solchen Verhältnissen der bequeme P., der in seinem eigenen, überdem von schweren Heimsuchungen betroffenen Hause, keine Ordnung herzustellen vermochte, zu erwünschtem Resultate in seiner Bühnenführung gelangen können? Trotzdem geschah unter seiner Leitung vieles zur Hebung des ihm anvertrauten Instituts, aber das war verhältnißmäßig damals eine unschwere Aufgabe. Man besaß die unsterblichen Werke Gluck's, Mozart's, Beethoven's, Shakespeare's, Calderon's, Goethe's, Schiller's und an zeitgenössischen Tonsetzern und Dichtern lebten und wirkten: Weber, Spontini, Meyerbeer, Spohr, Lindpaintner, Chelard, Mehul, Auber, Boieldieu, Rossini, Bellini u. a. Uhland. v. Schenk, Raupach, Holtei, M. Beer, H. v. Kleist, Töpfer, Raimund u. s. f.; Euryanthe, Oberon, Macbeth, Spohr's Faust, Maurer und Schlosser, Stumme von Portici, Gott und die Bajadere, Fra Diavolo, Zampa, Moses, Barbier, Belagerung von Corinth gelangten auf der Opernbühne, Iphigenie, Götz, Faust von Goethe, viele Schiller'sche und Shakespeare'sche Stücke im Schauspielhause unter seiner Theaterleitung zu erstmaliger Aufführung. Auch an vortrefflichen Sängern und Schauspielern, die zudem nicht das ganze Jahr auf Gastspielreisen waren, herrschte ebenfalls kein Mangel. Die Damen Clara Metzger-Vespermann und Katharine Sigl-Vespermann, Nanette Schechner-Waagen, Betty Spitzeder geb. Vio, Ant. Viol, Carol. Stern, Aug. Hölken, Carol. Deisenrieder; die Herren Lanius, Loehle, Schimon, Lenz, Bayer, Pellegrini (und seine Frau Clementine, geb. Moralt), Ed. Sigl, Staudacher und Mittermayer, welch letzterer tiefste Baß- und höchste Tenorpartien (z. B. Rocco und Florestan) zu übernehmen vermochte, wurden mit Recht den vorzüglichsten Gesangskünstlern ihrer Zeit zugezählt; im Schauspiel wirkten: Josepha Flerx, Adelheid Fries-Spitzeder, Charl. Stenzsch, Charl. Birch-Pfeiffer, Charl. v. Hagn, Marianne Lang, Am. Stubenrauch, Sophie Schröder; Ferd. Eßlair, W. Vespermann, A. Heigel, L. Hölken, W. Urban, H. Moritz, X. Mayr, F. Augusti, Ferd. Lang u. a. Das Ballet unter Horschelt war zahlreich besetzt und vermochte vortreffliches zu leisten; nicht minder der Chor. Ebenso zählte das Orchester unter Stunz und Moralt Künstler ersten Ranges unter seinen Mitgliedern und war ausgezeichneter Leistungen fähig. Die an den Intendanten gestellten Forderungen waren damals noch nicht erdrückender Art. Gute Kräfte standen in reicher Auswahl zur Verfügung, die Wünsche des Publicums, die Gagen der Künstler waren noch nicht ins Maßlose gesteigert. Es wurden regelmäßig nur an zwei Abenden in der Woche Opern, an dreien Schauspiele aufgeführt. Diese Aufgabe hätte sich leicht bewältigen lassen, wenn der Sinn für gute Werke in München entwickelter gewesen wäre. Der Bürgerstand zog immer noch aus Mangel an Cultur und aus Gewohnheit handgreifliche und consumtible Ergötzlichkeiten den selbst mit außerordentlichster Pracht ausgestatteten Opern (die daher nicht selten nur 1—2mal aufgeführt werden konnten) und den ergreifendsten Dramen vor. Die besten Stücke, z. B. die Schiller'schen und andere der größten Dichter, gingen spurlos an den Münchenern von dazumal vorüber. So kam man im Theater trotzdem nicht zur Ruhe und zu keinem Behagen, denn unausgesetzt mußten neue Werke studirt und vielfach ohne genügende Vorbereitung und Durcharbeitung vorgeführt werden. Die Theilnahmlosigkeit des Publicums machte jede Berechnung zu schanden. Da war es nun allerdings für den fleißig

componirenden und gewissenhaft und strenge auf einen regelmäßigen Tarok haltenden Intendanten eine große Hülfe, daß es in Oper, Schauspiel und Ballet nie an vorzüglichen Gästen fehlte, für die Zwischenacte Gesangs- und Instrumentalvirtuosen stets ihre Mithülfe anboten und, meist mit bestem Erfolge für die Casse, indianische Gaukler und russische Feuerfresser, Athleten, Wunderkinder, Taschenspieler, Fechtmeister, Improvisatoren, Natursänger, von denen einer einst auch Variationen pfiff u. s. w. ihre Künste zeigten.

P. war zweimal verheirathet; sieben Kinder gingen ihm im Tode voran. Einer seiner Söhne trat mit geringem Erfolge als Sänger auf. Poißl's Werke sind folgende: „Die Opernprobe", 1806; „Antigono", 1808; „Ottaviano in Sicilia", 1811; nachcomponirte Stücke zu „Merope" von Nasolini, 1812 und zu „Doctor und Apotheker" von Dittersdorf, 1824; „Aucassin und Nicolette", 1813; „Athalia", 1814; „Der Wettkampf zu Olympia" oder „Die Freunde", 1815; „Dir wie mir", 1815; „Nitettis", 1816; „Issipile", 1818 (beide letztere für Darmstadt componirt); „La Rappresaglia", 1820; „Die Prinzessin von Provence", 1825; „Ludwigs Traum", Festspiel von E. v. Schenk, 1826; Eingangsmusik, Frauenchor und Märsche zu dessen „Belisar"; Doppelchor zu Kleist's „Hermannsschlacht"; „Der Untersberg", 1830; „Vergangenheit und Zukunft", dramat. Gedicht in 6 Scenen, 1833; „Zaide", 1843. — Zwei große Messen; Stabat mater, zweichörig; zwei Miserere für 6 und 8 Stimmen; ein „Salve regina" für Soli und Chor, Psalm 93 nach Mendelssohn's Uebersetzung. „Nationallied" von Jac. Sendter; „Ein Sommertag", Cantate; „Die Macht des Herrn", große Cantate von F. Bruckbräu, 1826 (Groß ist der Herr); „Der Erntetag", Oratorium. Viele Ouverturen, Concerte (darunter ein in Leipzig gedrucktes Celloconcert), Arien u. s. w. — Eine ausführliche Biographie Poißl's findet sich im 5. Bande des Schilling'schen Universal-Lexicons der Tonkunst. Neuere Encyclopädien erwähnen kaum seines Namens, oder gehen auch, ohne denselben nur anzuführen, an ihm vorüber.

Schletterer.

Pol: Nikolaus P., schlesischer Chronist, † 1632, ward zu Breslau am 1. December 1564 geboren, wo sein Vater als Diakonus an der Kirche zu St. Maria Magdalena wirkte, aber bereits 1568 der damals grassirenden pestähnlichen Epidemie erlag. Nikolaus bezog, nachdem er in Breslau das Gymnasium besucht hatte, 1583 die Universität Wittenberg, wo er 10 Jahre verweilte, in den letzten Jahren dort auch als Docent thätig. 1593 erlangte er in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Ecclesiast bei St. Salvator und zugleich als Lehrer beim Elisabethanum. 1594 zum Diakonus bei St. Bernhardi in der Neustadt berufen, vertauschte er diese Stellung 1596 gegen die gleiche Stellung an der Magdalenenkirche, welche einst sein Vater bekleidet hatte, und in der er bis an seinen Tod am 16. Febr. 1632 geblieben ist. Im J. 1612 hat er ein „Hemerologium Silesiacum Vratislaviense" herausgegeben, welches nach Art der im 16. Jahrhundert zu Wittenberg vielfach aufgelegten Eber'schen Kalendarien für jeden Tag im Jahr ein Blatt darbietet, versehen mit auf diesen Tag treffenden historisch denkwürdigen Begebenheiten, bei deren Auswahl natürlich P. vorzugsweise auf Breslau und Schlesien Bezug genommen hat. Mehrfach ist dann auf den Folioblättern noch Raum für etwaige handschriftliche Zusätze der Besitzer gelassen. Das Buch ist offenbar sehr verbreitet gewesen, und noch jetzt haben sich in Schlesien über 20 Exemplare erhalten, fast sämmtlich auch mit handschriftlichen Aufzeichnungen versehen, von denen manche nicht ohne Werth sind (vgl. die Untersuchungen B.'s von Prittwitz hierüber in der schlesischen geschichtlichen Zeitschrift Bd. XIII). Von untergeordneter Bedeutung ist dann die 1629 im Druck erschienene „Historia incendiorum in Silesia oder historischer

Brand- und Feuerspiegel“. Dagegen sind sehr werthvoll die von P. verfaßten Zeitbücher der Stadt Breslau von 965—1623, von denen sich das von Pol's Hand sauber geschriebene Manuscript auf der Breslauer Stadtbibliothek befindet. Vermuthlich ward diese Abschrift für den Druck vorbereitet, den aber dann die schwere Kriegsnoth der damaligen Zeit verhindert zu haben scheint. Aus dieser Handschrift hat Büsching von 1813 an die Zeitbücher in 5 mäßigen Quartbänden herausgegeben. Dieselben bilden namentlich für die spätere Zeit eine höchst werthvolle Quelle für die Geschichte nicht nur von Breslau, sondern auch ganz Schlesiens. P. hat ein sehr umfangreiches, vielfach auch handschriftliches Quellenmaterial benutzt, darunter auch selbst für die ältere Zeit Einiges, was uns nicht mehr erhalten ist; und immer wieder wird man ihm nachrühmen müssen, daß er ungleich vielen seiner Zeitgenossen niemals fabulirt, sondern für Alles, was er bringt, seine Gewährsmänner hat, unter ihnen allerdings auch Manche, denen ein kritisch geschulter Historiker sich anzuvertrauen Bedenken getragen haben würde.

H. Palm, Quellen und Werth von N. Pol's Jahrbüchern. Schles. geschichtl. Zeitschr. VI, 297.

Grünhagen.

Polack: Johann Friedrich P., Jurist und Mathematiker, geboren am 25. November 1700 in Bernstadt (Oberlausitz), † am 22. April 1772 in Frankfurt a. d. O., woselbst er 1730—33 außerordentlicher Professor der Jurisprudenz, 1733—52 ordentlicher Professor der Mathematik, 1752—58 ordentlicher Professor der Rechte, endlich seit 1758 ordentlicher Professor der Oekonomie, Polizei- und Cameralwissenschaften war. P. hat sich hauptsächlich als Verfasser einer „Mathesis forensis“ bekannt gemacht, die 1743 in erster, 1770 in vierter Auflage erschien und durch die weite Verbreitung, welche sie genoß, für die Genügsamkeit ihres Leserkreises zeugt.

Vergl. Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterb. z. Gesch. der exacten Wissensch. II, 491.

Cantor.

Polanus: Amandus P. von Polansdorf, hervorragender reformirter Theologe, geboren zu Oppeln in Schlesien am 16. December 1561, † als Professor der Theologie zu Basel am 17. Juli 1610. Einem adeligen Geschlecht entsprossen wuchs P. in lutherischen Traditionen auf, kam aber schon auf dem Gymnasium zu Breslau unter den Einfluß des sog. Philippismus, vertheidigte zu Tübingen die calvinische Prädestinationslehre gegen Jakob Andreä und studirte sodann von 1583 an in Basel, Genf und Heidelberg. In Basel erhielt er 1590 die theologische Doctorwürde und 1596 die Professur des alten Testaments, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. Doch galt die hauptsächliche Arbeit seines Lebens der reformirten Dogmatik, in deren Geschichte seine Werke, namentlich das „Syntagma theologiae christianae“, erste Auflage 1609, eine hervorragende Stelle einnehmen. Als kurz vor seinem Tode von Seiten der lutheranisirenden Elemente der baslerischen Kirche gegen ihn und seinen Schwiegervater, den Antistes Joh. Jak. Grynäus, der Vorwurf erhoben wurde, man lehre an der Universität, wie man es öffentlich nicht predigen dürfte, veröffentlichte er in deutscher Sprache eine kraftvolle Apologie der reformirten Lehrweise. In derselben beruft er sich nicht mit Unrecht darauf, daß Luther selbst Prädestinatianer gewesen, und weist seinen Gegnern nach, daß die Form und Art auf der Universität zu lehren, eine andere sein müsse, als die, deren sich der Prediger auf der Kanzel bedient. P. hatte in Basel ein solches Interesse für die dogmatischen Fragen geweckt, daß nach seinem Tode ein besonderer Lehrstuhl für systematische Theologie errichtet wurde.

Vgl. Hagenbach, Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer, 1860. — Athenae rauricae p. 37. — Gaß, Geschichte der protest. Dogmatik, S. 396 ff. — Dorner, Geschichte der protest. Theologie, S. 439. — Tholuck, Das akadem. Leben des XVII. Jahrh., S. 326.

Bernhard Riggenbach.

Pole: Zacharias P. (Poleus), deutscher Dramatiker, Stadtschreiber oder, wie er sich nennt, Stadtkanzler zu Frankenstein, schrieb 1603 eine Tragödie „von dem großen, schrecklichen und erbärmlichen Hunger, Teurung und Belägerung der Stadt Samariä durch den syrischen König Benhadad". Den Schwerpunkt bildet die Errettung der Stadt durch den Propheten Elisa. Obwohl an dem biblischen Bericht festhaltend, verwebte er doch die Beziehungen zur Gegenwart in ansprechender Weise, indem er Bauern über den zunehmenden Wucher und Kleiderluxus sich unterreden läßt. Gegen die Irrlehren Calvin's, Schwenkfeld's u. a. wird Luther's Lehre als allein richtig hingestellt. Die Sprache ist ungewandt und hart, die Charakteristik äußerst schwach. Das Titelblatt zeigt ein Bild, auf welchem die Belagerung der Stadt mit Kanonen und Mörsern erfolgt.

Jöcher 3, 1659. — Goedeke 2, 407. — Palm, Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Lit. d. 16. u. 17. Jahrh. Breslau 1877, S. 121.

H. Holstein.

Polemann: Erdwin Hermann P., geb. zu Wildeshausen im Bremischen am 21. December 1663, empfing seine Vorbildung in Bremen, Osnabrück und Celle, studirte in Jena Theologie, trieb ein Jahr lang Orientalia unter Leitung Edzard's (s. A. D. B. V, 650) in Hamburg, ward später Lehrer, seit 1699 Rector des Bremer Gymnasiums; † am 23. October 1733. Zahlreiche exegetische und archäologische Abhandlungen von ihm zum Alten und Neuen Testament, die jetzt werthlos sind, findet man verzeichnet bei Jöcher. C. Siegfried.

Polentz: Georg v. P., Bischof von Samland. Von sächsischem Adel, 1478 im Meißnischen geboren, nahm P., in Italien humanistisch und juristisch gebildet, schon mit jungen Jahren am päpstlichen Hofe die Stellung eines Geheimschreibers ein. Aus dieser Umgebung sich losmachend, that er unter Kaiser Maximilian Kriegsdienste; bei der Belagerung von Padua 1509 trat er zu dem jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg in ein Freundschaftsverhältniß. Als dieser 1511 zum Hochmeister des deutschen Ordens erwählt wurde, ließ auch P. in die Zahl der Ordensritter sich aufnehmen. Noch vor dem Hochmeister traf er in Preußen ein und verhandelte im Auftrag desselben mit dem Heermeister des Schwertbrüderordens in Livland über dessen Lehnspflicht; durch ihn brachte der Hochmeister sein Gesuch, als deutscher Reichsstand dem Reiche einverleibt zu werden, an den Kaiser. Seine treuen Dienste wurden ihm gelohnt durch Ernennung zum Hauscomthur von Königsberg. Da wurde 1518 der bischöfliche Stuhl von Samland erledigt; keinen treueren, ihm ergebeneren Mann konnte der Hochmeister in diesen schwierigen Zeiten für denselben finden als den Hauscomthur. War P. auch nicht Priester, so konnte er doch nach der Sitte der Zeit dazu rasch geweiht werden und für die bischöfliche Verwaltung kam ihm die juristische Bildung mit dem Grad eines Licentiaten der Rechte zu gut. An den Papst zahlte der Neuernannte durch das Bankhaus Fugger 1488 Ducaten. Am Aschermittwoch 1519 bei der Todtenfeier für des Hochmeisters Schwester, Markgräfin Elisabeth von Baden, hielt der Bischof seine erste Messe; 14 Tage später leitete er eine Procession, an welcher der Hochmeister und andere Fürstlichkeiten theilnahmen; es war die letzte, welche in Königsberg stattgefunden hat. — Im December 1519 brach der Krieg mit Polen los, der ohne große Schlachten fast nur durch Mord, Brand und Verwüstung geführt wurde. Die letzten Kräfte des Ordens wurden angestrengt, auch eine Vermögenssteuer von den Städten erzwungen;

aus den Bleidächern der Thürme wurden Kugeln, aus den Glocken Geschütze gegossen; des Hochmeisters Silbergeschirr verpfändet, die goldenen und silbernen Kirchengeräthe, 12 800 Mark an Werth, mit Bewilligung des Bischofs eingeschmolzen. Auch der Stab des Bischofs, 38 Mark Silber schwer, wanderte in die Münze. Der Bischof schrieb damals an den Hochmeister: „E. F. G. lassen mit Freuden dreinhauen. E. F. G. wird wahrlich erfahren und inne werden, Gott im Himmel und unsre liebe Frau und der heilige Patron Sanctus Albertus werden den Unsern sichtlich Beistand thun und helfen." Er versprach: „Was mir bei Tag oder Nacht zur Kundschaft zukommt, will ich E. F. Gnaden nicht verhalten und mich, ob Gott will, bei meinem Hause lebendig oder todt finden lassen, als einem frommen Pfaffen vom Adel zusteht." Am 7. April 1521 wurde in Thorn ein Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen. Der Hochmeister begab sich ins Reich, um Hülfe zu suchen; für seine Abwesenheit ernannte er den Bischof zu seinem Stellvertreter, der sich nun unterschrieb: „itzo Regent und oberster Kantzler dieser Lande Preußen". — Es waren die Frühlingstage der Reformation, auch in Preußen fand sie Eingang; der Verfall des Ordens hat ihr den Boden bereitet. Im polnischen Preußen, in Danzig und Thorn, hatte die reformatorische Bewegung schon 1518 begonnen. Der Hochmeister selbst war in Nürnberg vom Geist der Reformation durch Osianders Predigten ergriffen worden. Durch Luther wurde ihm Briesmann, ein ehemaliger Franciscanermönch empfohlen, der am 27. September 1523 im Dom zu Königsberg seine erste Predigt im evangelischen Geiste hielt. Am Weihnachtsfest 1523 trat auch der Bischof selbst öffentlich für die Reformation ein mit der Engelsbotschaft, daß Christus von neuem der Welt geboren sei. In dieser in dem Dom gehaltenen und sofort im Druck ausgegebenen Predigt mahnt der Bischof zum persönlichen Glauben und Erfahren der seligmachenden Heilsthatsache der Menschwerdung Gottes in Christo, er warnt vor lügenhaftigen Lehren und Menschentrug und gelobt: „darum ich auch mit göttlicher Hülfe über Gottes Wort und dem Evangelio halten will, sollt ich gleich Leib und Leben, Gut und Ehre und Alles, was ich habe, daran setzen." Bereits am 15. Januar 1524 erließ der Bischof ein Mandat, daß fortan in allen Kirchen in der Landessprache gepredigt und getauft werden solle, „denn was nützt das Sacrament ohne Wort und Glaube". Auch denen, welche littauisch, altpreußisch oder polnisch redeten, solle es künftig nicht an christlichem Unterricht mangeln. Eine Buchdruckerei, die erste in Preußen, wurde eingerichtet und der erste Druck, welcher aus ihr hervorging, war ein Vaterunser. Um selbstständig in der Bibel forschen zu können, erlernte der Bischof von Briesmann, der außer seinen Predigten im Dom Vorlesungen über den Römerbrief im Remter hielt, die hebräische Sprache. Neuerdings haben eingehende und scharfsinnige Studien des Professor Tschackert wahrscheinlich gemacht, daß sowohl die Weihnachtspredigt, als auch zwei spätere Predigten, welche P. zu Ostern und am Pfingstfest 1524 im Dom gehalten hat, nach Gedankeninhalt wie im Ausdruck mit Schriften Briesmann's große Aehnlichkeit haben. Mag der gelehrte Theologe dem rechtskundigen Bischof das Material zu diesen Predigten zubereitet haben oder nur im Gedankenaustausch der Bischof die Gedankengänge und Ausdrucksweise des Theologen sich angeeignet haben, das Glaubenszeugniß des Bischofs in immerhin sehr individueller Form behält seinen Werth. In seinem Titel ließ P. fortan den Zusatz: „aus des heiligen apostolischen Stuhles Gnaden" weg und nannte sich: „allein aus göttlicher Gnade Bischof von Samland". Erfreut schrieb Luther: „Wie wunderbar ist Christus! Auch ein Bischof giebt endlich dem Namen Christi die Ehre und predigt das Evangelium, damit auch Preußen anfange, dem Reich des Satans den Abschied zu geben." Dem Hochmeister meldete P., daß gottlob das Evangelium Christi und

Wort Gottes gewaltiglich überhand nehme und bei Menschengedenken solcher Zulauf zu den Predigern nicht gewesen sei. Eine Reihe von Feiertagen, das Fasten wurde abgeschafft, die Nebenaltäre in den Kirchen in der Stille abgedeckt oder ganz beseitigt. Als ein Volkshaufe das Barfüßerkloster erstürmte, ließ der Hochmeister den Anstifter, Prediger Amandus, aus dem Lande weisen. Dem Bischof gab er übrigens zu erkennen, daß die Restitution der Mönche, da sie seines Erachtens in Königsberg nichts nutz wären, unterbleiben könne. — Die lutherischen Neigungen des Hochmeisters waren in Rom nicht unbekannt geblieben, der Papst ließ den Hochmeister an seine Pflicht erinnern als ein Hauptmann der Kirche zum Schutz und Schirm des christlichen Glaubens erwählt und drohte mit Parteinahme für Polen. Als diese Drohung nur eine Mahnung des Hochmeisters an den Bischof zur Vorsicht zur Folge hatte, erging durch den päpstlichen Legaten von neuem die Aufforderung, den verbrecherischen und meineidigen Bischof von Samland, der in Preußen die lutherische Ketzerei begünstige und verbreite, zum Geständniß zu zwingen oder ihn seines Amtes zu entsetzen. Der Hochmeister, der damals in Preßburg auf eine günstige Lösung seiner politisch bedrängten Lage hoffte, half sich mit einer Ausflucht; er zeigte dem Legaten ein Schreiben, in welchem er dem Bischof sein Befremden aussprach über die ohne sein Vorwissen angenommenen Neuerungen und befahl, alle bereits eingeführten unchristlichen Gebräuche von Stund an wieder abzustellen; nebenher ging ein geheimes Schreiben, in welchem er dem vertrauten Freund mittheilte, daß er jenen Befehl nur zum Schein habe ausstellen müssen; der Bischof möge nur mit Vorsicht und in der Stille auf dem betretenen Wege weitergehen und seine Antwort so stellen, daß sie durch das Wort Gottes und die Wahrheit bestätigt werde; dabei wolle er den Bischof so lange schützen, als er von Gott selbst in Gnaden erhalten werde. — Im Jahre 1525 kam der Friede zu Krakau zu Stande, nach Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit kehrte der Herzog im Mai nach Königsberg zurück. Noch in demselben Monat wurden die Stände versammelt; bei der Huldigung am 30. Mai entsagte Bischof P. aller weltlichen Herrschaft, welche nach dem Rechte des Ordens jeden Bischof in einem Drittheil seines Bisthums zum souveränen Herrn machte und trat die Hoheitsrechte mit Landen und Leuten an den Herzog ab, dieweil nach christlicher Ordnung und evangelischer Freiheit einem Bischof nicht gebühre so viel Herrlichkeit zu haben; für sich selbst bedingte er sich nur die standesgemäße Versorgung. Unter rühmender Anerkennung, daß solcher Verzicht frei und ungezwungen geschehen, verlieh der Herzog dem Bischof als Wohnsitz die Ordensburg Balga am frischen Haff, welche P. im Herbste 1525 bezog und bis an sein Ende bewohnt hat; später kam, weil der Bischof dem Herzog mit einer tapfern Summe Geldes sich hülfreich erwiesen, durch Verschreibung noch Grundbesitz im Kreise Rosenberg, seit 1542 auch der noch heute in Königsberg dem Generalsuperintendenten zustehende sogenannte Bischofshof in der Nähe des Doms dazu. Noch im J. 1525 vermählte sich der Bischof, fünf Tage früher als Luther, mit Catharina Truchseß von Wetzhausen, die aber bereits im folgenden Jahr im Wochenbett starb mit Hinterlassung einer Tochter, welche später den Oberburggraf Christoph von Kreutzen auf Domnau heirathete. Um dieser kleinen Tochter willen vermählte sich P. 1527 zum zweitenmal mit Anna Freiin zu Heydeck, bisher in einem versperrt Jungfrauenkloster bei Bamberg, das heilige Grab genannt, welche ihm einen Sohn gebar und ihren Gatten überlebte. Auch der Herzog vermählte sich 1526 mit einer dänischen Prinzeß; als er von P. die Trauung mit einer Messe nach katholischem Brauch, wohl der größeren Feierlichkeit wegen, wünschte, anwortete P. mit Freimuth, daß er sich vorgenommen habe mit Gottes Beistand nie wieder eine Messe zu feiern und nimmer die päpstliche

Tracht als Kapsel, Chorkappen oder dergleichen mehr zu tragen; dazu solle weder Papst noch Kaiser ihn vermögen; worin er sonst nach seinem Vermögen dem Herzog dienen könne, solle F. G. ihn ganz bereitwillig finden. — Seines bischöflichen Amtes wartend hat P. im Auftrag des Herzogs fleißig Kirchenvisitationen gehalten; der herzogliche Erlaß an die Bischöfe von Samland und Pomesanien vom 24. April 1528 wegen jährlich abzuhaltender Kirchenvisitation ist vermuthlich von P. selbst verfaßt. An der Revision der Kirchenordnung von 1525, welche auf der ersten preußischen Landessynode im Februar 1530 vorgenommen wurde und aus welcher die constitutiones synodales hervorgingen, hatte er gewiß Antheil. Ende 1531 betheiligte er sich an dem Colloquium, welches zu Rastenburg mit den von Friedrich v. Heydeck begünstigten Wiedertäufern gehalten wurde. Auf Veranlassung des Herzogs erließ er 1539 ein biblisch begründetes Mandat, durch welches er den Geistlichen seiner Diöcese verbot, unter dem Vorwand der evangelischen Freiheit Personen in zu nahem Verwandtschaftsgrad zu trauen. Auf seine Befürwortung zu Gunsten des Bischofs von Pomesanien, Paul Speratus, erging mit Bewilligung der Stände unter dem 18. Nov. 1542 die „Vernottelung wegen der Bischöfe“, welche den Wirkungskreis und die Einkünfte der beiden Bischöfe von Samland und Pomesanien für die Zukunft festsetzt. Auch bei Gründung der Universität Königsberg 1544 wirkte P. mit, abgesehen davon, daß zur Stiftung und Dotirung auch die von ihm abgetretenen Ländereien mit benutzt worden sind. Der Herzog ernannte ihn zum Conservator und übertrug ihm die Oberaufsicht über den Rector, Kanzler und die übrigen akademischen Behörden, den Vorsitz im Senat und die Jurisdiction über Professoren und Studirende. Eine Einmischung in die bald darauf entstehenden theologischen Streitigkeiten der Professoren hat er abgelehnt; er sei nicht Theologe. Durch Kränklichkeit und Alter behindert zog er sich immer mehr von den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Bereits 1546 hatte er, aufgefordert seinen Wohnsitz von Balga nach Königsberg zu verlegen, statt dessen seinen Freund Briesmann mit Bewilligung des Herzogs zum Administrator und Präsidenten des Bisthums Samland ernannt. Einen Dienst konnte er seinem Herzog noch erweisen. Die Herzogin Dorothea war im J. 1547 gestorben; die Stände drängten zur Wiederverheirathung. P. hat die Braut, eine Prinzessin von Braunschweig, an der Grenze empfangen und am 16. Februar 1550 die Trauung vollzogen. Im März sandte der Herzog dem alten Freund nach Balga eine halbe Tonne leichten rheinischen Weines mit dem Wunsch, er möge solches mit Gesundheit austrinken. Bereits im folgenden Monat, am 28. April 1550 ist der Bischof 72jährig in Balga gestorben. Die Leiche wurde im Beisein des Herzogs und des Hofes im Dom zu Königsberg beigesetzt. Im alten Herzogthum Preußen ist das Gedächtniß an diesen ersten evangelischen Bischof noch heute lebendig. — Ein Sermon — gepredigt am Christtag, gedruckt zu Königsberg im Anfang des XXIV. Jahres. — Ein Sermon am Ostertag gepredigt im Jahre 1524. — Des Erwürdigen — Sermon am Pfingsttag — im Jahr 1524. — Zahlreiche Manuscripte und Briefe im Staatsarchiv zu Königsberg.

Rhesa, Vita Georgii a Polentis (Königsb. Univ.-Programm, 1825 und 1827). — Gebser und Hagen, Der Dom zu Königsberg. 1835. — Gebauer, Preuß. Prov.-Bl. B. 23, S. 541 u. f. 1840. — G. v. Polenz, Georg v. Polentz, der erste evang. Bischof. Halle 1858. — Hase, Herzog Albrecht ꝛc. 1879. S. 14 u. f. — Tschackert, G. v. Polentz, Bischof von Samland, ein Charakterbild (Abdruck aus den kirchengeschichtlichen Studien) mit einer Auswahl ungedruckter Briefe des Bischofs. 1888.

Carl Alf. v. Hase.

Polenz: Karl Gottlob Ferdinand v. P., geb. am 9. August 1792 in Mewes (Westpreußen), † am 21. April 1870 in Halle, stammte aus einem, schon im 12. Jahrhundert ursprünglich in Meißen vorkommenden, in Sachsen und Preußen begüterten adeligen Geschlechte. Trotz angestrengter vielfacher Nachforschungen war es mir unmöglich über seine Jugend, überhaupt über seinen Lebensgang ausführliche Nachrichten zu erhalten; das Folgende umfaßt alles, was ich in Erfahrung brachte. Der Donner der Schlacht von Jena ergriff den feurigen Knaben so sehr, daß er der Schule entlief und unter das Volk auf das Schlachtfeld lief. Er trat dann in die sächsische Armee ein und machte die Feldzüge derselben im Regiment Prinz Clemens mit, dabei wurde er (wann?) verwundet, sodaß er Zeitlebens etwas hinkte. 1821 verließ er als Major den activen Dienst der sächsischen Armee und lebte fortan als Privatmann; einer Notiz nach soll er eine Zeitlang Redacteur des „Freimüthigen" gewesen sein. Religiöse und theologische Fragen beschäftigten ihn von seinen Mannesjahren an ganz besonders; der bekannte Pfarrer Stephan soll tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, weit tieferen aber hatte die Brüdergemeinde, welcher er seit der Verheirathung mit einer Wittwe geb. Zezschwitz (am 28. September 1827 fand die Trauung in Niesky statt) näher trat. Am 15. Februar 1834 starb diese, wie er selbst sie schildert, durch Bildung, Klarheit und Erkenntniß ausgezeichnete Frau, am 22. December folgte das einzige Töchterlein der Mutter im Tode nach, in demselben Jahr verlor P. auch seine Mutter. Am 18. März 1836 heirathete er Adèle Simon aus Lignières in Neuenburg, die fromme, begabte und feingebildete Tochter eines Uhrmachers dort (geb. am 18. März 1807); sie war 1827 als Lehrerin der französischen Sprache nach Gnadenfrei (Niederschlesien) gekommen. 1834 trat sie als Erzieherin in das Haus von P. ein; nach dem Tode der Frau hatte sie die Erziehung des Töchterchens bis zu deren Tod geleitet. 4 Kinder entsproßten der Ehe, 2 Söhne und 2 Töchter. Sommer 1847 zog die Familie nach Halle; mit den dortigen theologischen Kreisen, besonders mit Tholuck, den P. schon früher kannte, trat er und seine Frau in enge Verbindung, die reichen Bildungsmittel der Universität waren ihm bei seinen litterarischen Studien ganz unentbehrlich. P. hatte durch Tiecks bekannte Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen" angeregt, die Geschichte dieser merkwürdigen Bewegung zu schreiben begonnen, als ihn das unterdessen erschienene Buch von J. C. H. Hofmann, Geschichte des Aufruhres in den Sevennen unter Ludwig XIV., Nördlingen 1837, zu dem Entschlusse brachte, eine umfassende Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung 1789 zu schreiben. Ein längerer Aufenthalt in Paris erschloß ihm viele, auch handschriftliche Quellen und brachte ihn in Verbindung mit den bedeutendsten französischen Protestanten, welche sich der Erforschung der Geschichte ihres Glaubens widmeten, z. B. den Coquerel, Charles Read, den Gebrüdern Haag und Andern. Das Werk, von Anfang an ziemlich großartig angelegt, blieb die Arbeit seines Lebens, auf welche er alle Sorgfalt und unendlichen Fleiß verwandte; auch bedeutende Opfer an Geld brachte er für sie. 1857 erschien der erste Band: „Geschichte des französischen Calvinismus in seiner Blüthe bis 1560"; 1869 der fünfte und letzte, den Faden der Erzählung bis zum Gnadenedict von Nîmes 1629 fortführend; noch auf seinem Todtenbette beschäftigte ihn der Gedanke, daß er das Werk, zu dessen Fortsetzung er viele Materialien schon bereit hatte, als Bruchstück zurücklassen müsse. Das Werk gibt, der Eigenart des Verfassers entsprechend, neben der Schilderung der äußeren Ereignisse, besonders eine solche der verschiedenen Parteien und des Geistes, der in ihnen herrschte, es fehlt nicht an philosophischen und theologischen Reflexionen, oft von ziemlichem Umfange; es ist eine großartige, doch nicht einseitige Apologie des Calvinismus und trotz stilistischer Schwächen das bedeutendste deutsche Werk

über diesen Gegenstand. 1861 verlieh deßwegen die evangelisch-theologische Facultät in Breslau dem Verfasser die theologische Doctorwürde h. c. Von sonstigen Schriften von ihm ist mir nur bekannt: „Georg Müller, ein hallischer Student, und der englische A. H. Francke", Halle 1865, die warm geschriebene Biographie des bekannten Menschenfreundes. Manche Beiträge seiner Feder enthält Marriott's Zeitschrift „Der wahre Protestant", ebenso die evangelische Kirchenzeitung (z. B. Jahrgang 1846 die Camisarden und die Kirchen der Wüste, 1860 die Brüdergemeinde von „einem Idioten" unterzeichnet), ferner die reformirte Kirchenzeitung (Jahrgang 1864). Schwere Schicksalsschläge trafen den älter werdenden Mann, am 30. August 1858 starb seine innigst geliebte Frau, am 31. August 1864 folgte die jüngste Tochter, die mit ihm seine Studien getheilt, in demselben Jahr starb auch der einzige noch lebende Sohn Georg, welcher durch eine ansprechende Biographie eines bekannten Ahnen, des Bischofs Georg von Polentz (Halle 1858) sich litterarisch bekannt gemacht hatte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte P. im Hause des Professors Bindseil zu, als er am 21. April 1870 starb, überlebte ihn nur eine Enkeltochter. P. war eine interessante eigenthümliche Natur, offen und gerade, ein uneigennütziger und treuer Freund; bis ins hohe Alter bewahrte er eine große Lebhaftigkeit des Geistes und Gefühls, die sich hier und da in etwas wunderlicher Weise kund gab. Eine tiefe innerliche Natur war er in seinen religiösen Ueberzeugungen dem Formalismus in der Kirche ebenso abhold, wie einer starren Orthodoxie; durch die Erziehung Lutheraner, war er durch seine Studien den Reformirten sehr nahe getreten, aber sein Herz hing an der Brüdergemeinde.

Quellen: Kurze Nekrologe in der Evangelischen und Reformirten Kirchenzeitung. — Adèle von Polenz, als Manuscript für Wenige.

Theodor Schott.

Polenz: Hans v. P., niederlausitzischer Edelmann in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Aus ursprünglich meißnischem Geschlecht scheint er anfangs in kursächsischen Diensten gestanden zu haben, in welche er auch später (1428) wieder eingetreten ist. Seine ausgedehnten Besitzungen aber lagen in der damals zu Böhmen gehörigen Niederlausitz, woselbst er Senftenberg, Finsterwalde und Solgast besaß. Auch in der Oberlausitz hat er Güter (Pulsnitz, Königsbrück ꝛc.) erworben und veräußert. Im J. 1414 erscheint er zum ersten Male als Landvogt der Niederlausitz; diesem Amte hat er in sturmvoller Zeit ununterbrochen bis zu seinem Tode vorgestanden. Gegen den Erzbischof von Magdeburg, den Markgrafen von Meißen und vor allem gegen die Hussiten hat er wiederholt mit wechselndem Erfolge im Felde gelegen. Dem Kaiser Sigismund war er in seinen Kämpfen um die böhmische Krone ein beständiger und wirksamer Beistand. Wir finden ihn im Jahre 1420 an der Spitze eines königlichen Heeres auf der Prager Burg, welche er mit Erfolg gegen die hussitischen Belagerer vertheidigte. Nach einer Urkunde von 1421, in welcher ihm der Kaiser seinen zum Theil angefochtenen niederlausitzer Besitz bestätigte, war er Münzmeister (nicht Milizmeister) Sigismunds zu Kuttenberg in Böhmen, und überhaupt befand er sich in so vortheilhaften Vermögensumständen, daß es ihm möglich war, im J. 1422 die gesammte Niederlausitz für eine Summe von 7859 Schock böhmischer Groschen von Sigismund pfandweise zu erwerben. Von dieser Zeit ab hat er, wenn schon widerruflich und unter gewissen Beschränkungen, im Grunde doch als Landesherr die „Markgrafschaft Lasitz" im Besitz gehabt. Zwei Jahre später (1424) wurde ihm auch die Landvogtei über die Sechslande übertragen, und obgleich sie ihm schon im folgenden Jahre wieder entzogen wurde, riefen ihn die Oberlausitzer doch wieder in den Hussitennöthen neben ihrem eigentlichen Landvoigt, dem Albrecht v. Colditz, an die Spitze der Verwaltung. Im

J. 1427 nennt er sich selbst „Verweser der Sechslande und -Städte gegen die Ketzer". Er führte in diesen Gegenden die Landesvertheidigung gegen die Hussiten und eine theilweise unsichere Tradition beweist wenigstens, daß man in ihm einen der vortretendsten unter den damaligen Kämpfern erblickte. Sicher ist, daß er die Hussiten in einem nicht unbedeutenden Gefechte bei Cratzau in Böhmen (1428) geschlagen hat. Dagegen erlitt im Jahre 1430 die Vorhut des großen sächsischen Heeres unter seiner und des Haubold v. Schleinitz Führung eine Niederlage zwischen Grimma und Wurzen. Schließlich fand sich auch Hans v. P. genöthigt mit den Hussiten zu pactiren (1432); doch ist unbekannt, unter welchen Bedingungen es ihm möglich geworden ist, die Böhmen von seinen Besitzungen fern zu halten. Im Jahre 1437 erscheint er zum letztenmal in Urkunden, er muß in diesem oder dem Jahre darauf verstorben sein. Den pfandschaftlichen Besitz über die Niederlausitz hinterließ er seinen zwei unmündigen Söhnen, welche beide Jacob hießen. Die Vormundschaft über diese führte sein Vetter Nikolaus v. Polenz, welchem auch die Landvogtei übertragen wurde.

Vgl. Neumann, Versuch einer Gesch. der niederlausitzischen Landvögte, II, 1833, p. 52—83. — Derselbe in Ledeburs Archiv für preuß. Geschichtskunde, V, 1831, p. 111 f. — Kotelmann, Gesch. der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz, 1864. — Knothe, Gesch. des oberlausitzer Adels, 1879, p. 421 f. — Scheltz, Gesammtgesch. der Ober- und Niederlausitz, II, 1882 (1845). Schwabe.

Poliander: Johann P. (gräc. Graumann, eigentl. Gramann), evangelischer Pfarrer zu Königsberg i. Pr., Dichter geistlicher Lieder, geb. 1487 zu Neustadt in der Oberpfalz, studirte in Leipzig Theologie, wurde Magister, später Baccalaureus und Doctor der Theologie. In den Jahren 1516—1522 war er zuerst Lehrer, dann Rector der Thomasschule in Leipzig, welche unter ihm einen neuen Aufschwung nahm. Petrus Mosellanus widmete ihm seine damals berühmte und zur Bildung eleganter Latinität in Schulen vielgebrauchte Paedologia. In diese Zeit seines Rectorats der Thomasschule fällt sein Bruch mit der römischen Kirche. Als er 1519 der Leipziger Disputation als Eck's Amanuensis beiwohnte, machte die Ueberzeugung Luther's einen tiefen Eindruck auf ihn und gewann ihn für die Reformation. Er legte sein Amt an der Thomasschule nieder und ging nach Wittenberg. Zahlreiche Nachschriften Luther'scher Predigten und Wittenberger theologischer Vorlesungen, sowie eine Harmonie der Passionsgeschichte finden sich in seinem handschriftlichen Nachlaß. In den Jahren 1523 und 1524 wirkte P. als Prediger in Würzburg, wo er entschieden und doch maßvoll der abergläubischen Heiligenverehrung entgegentrat. Der Bauernaufstand vertrieb ihn. Wie er über die Wirren und Gräuel desselben urtheilte, zeigt sein Brief an den ihm befreundeten Mansfeldischen Kanzler Kaspar Müller. welcher von ihm ein Urtheil über Luther's heftig angefochtene Schrift wider die aufrührerischen Bauern (Mai 1525) gefordert hatte, in welchem er Luther in Schutz nimmt gegen den Vorwurf unchristlicher Härte. Während der Fastenzeit 1525 predigte P. in Nürnberg. Hier kam ihm das Anerbieten nach Preußen zu ziehen, um dort die bisher von Amandus verwaltete Pfarrstelle an der altstädtischen Kirche zu Königsberg zu übernehmen. Im August war er auf der Reise, predigte in Eisleben und besuchte Luther und Melanchthon in Wittenberg. In Königsberg gewann er bald die besondere Gunst des Herzogs Albrecht, dessen fränkischer Landsmann er war. Wiederholt ließ sich der Herzog auf Reisen von P. begleiten. Als Schwenkfeld 1526 mit einer Schrift für seine schwarmgeistige Richtung sich an den Herzog wandte, übergab dieser die Schrift den drei Predigern Briesmann, Poliander und Speratus zur Begutachtung. Aus der Zeit des englischen Schweißes 1529 sind eine Reihe Predigten Poliander's er-

halten; sie sind gehalten, ehe er selbst von der Krankheit befallen wurde. An den Verhandlungen mit den von Friedrich von Heydeck begünstigten Sectirern, welche in Schwenkfelds Sinne das Aeußere der kirchlichen Handlungen verachteten, auch die Kindertaufe verwarfen, hat P. nächst dem Bischof Speratus hervorragenden Antheil gehabt. Auch zu der „freundlichen stillen brüderlichen Unterredung", welche der Herzog 1531 in Rastenburg selbst eröffnete, ist er hinzugezogen worden. Freybergk in seiner Chronik sagt: „unser treuer Poliander, der einige Mann widerlegte dieselbigen Schwärmer, wie klug Ding sie vorgaben, Alles mit Gottes Wort und Hülfe. Wenn Gott und der einige Mann Poliander solches nicht gethan, dies Preußen wär ganz und gar mit der Schwärmer Lehr vergiftet und verführt worden; der andern Prediger halber wär es wohl geschehn". Einen Haufen Wiedertäufer, der 1535 in das Land kam, hat er mit Briesmann verhört und zu einem, wol nur simulirten, Widerruf bewogen. In einer ähnlichen Controverse befand er sich 1539 mit dem herzogl. Bibliothekar Felix Rex Polyphemus, obwol damals tiefgebeugt durch den Tod seiner Frau. Nicht lange hat er dieselbe überlebt; im Alter von 54 Jahren ist er am 29. April 1541 in Königsberg gestorben. — Von seinen Kirchenliedern, um deren willen er „der preußische Orpheus" genannt worden ist, sind nur zwei auf die Gegenwart gekommen (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 821). Das eine Lied: „Fröhlich will ich sing'n, keiner Traurigkeit mehr pfleg'n; Zeit thut Rosen bring'n, die Sonne kommt nach dem Reg'n" ist zuerst gedruckt in „News Gesang — durch Joh. Kugelmann gesetzt" Augsburg 1540; das andere Lied ist eine Bearbeitung des 103. Psalms auf Anregung des Herzogs Albrechts 1530 gedichtet, dazu Kugelmann, der Herzogl. Kapellmeister, die Melodie gemacht hat unter einem freudigen Tenor, welcher, eben wie die Worte lauten, auch durch den Gesang das Herz erwecken und aufmuntern mag. Während einer Reise, welche der Herzog 1549 an den polnischen Hof machte, hat sein neuer Günstling Joh. Funck diesen Psalm nach dem Lied Polianders in einer Reihe von Predigten ausgelegt, welche für das rechte Verständniß mehrerer dunkler Stellen in dem Liede von Wichtigkeit sind. (Hase, Herzog Albrecht und sein Hofprediger, S. 125.) Noch auf dem Sterbebett war dies Lied Herzog Albrechts Trostpsalm. Auch der Friedensschluß des dreißigjährigen Krieges ist unter den Klängen des Liedes: „Nun lob mein Seel den Herren" verkündet worden.

Polianders Predigtmanuscripte in zwei starken Quartanten (S. 21 und 22) auf der Königsberger Stadtbibliothek. — Das erleuterte Preußen, Königsberg 1724. — Preuß. Archiv 1790. — W. E. Rost, Memoria J. Poliandri repraesentata. Lips. 1808. — Rhesa, vita Poliandri (Akad. Osterprogramm) Regiom. 1824. — Koch, Kirchenlied S. 73, 1847. — Cosack, Paulus Speratus, 1861.

Carl Alf. v. Hase.

Poelitz: Karl Heinrich Ludwig P., ein überaus fruchtbarer Schriftsteller namentlich auf dem Gebiete der Geschichte, des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften. Geboren am 17. August 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen als Sohn des dortigen Predigers, genoß er schon durch seinen Vater eine sorgfältige Erziehung, welcher sich dann die weitere Ausbildung durch das Lyceum zu Chemnitz (1786—1791) anschloß. 1791 bezog P. die Universität in Leipzig und beschäftigte sich daselbst mit philosophischen, historischen und theologischen Studien; 1793 erlangte er die philosophische Magisterwürde. 1794 an der philosophischen Facultät in Leipzig habilitirt, erhielt er im folgenden Jahre auf die Empfehlung Reinhard's, des Theologen und gefeierten Kanzelredners, hin die Professur der Moral und Geschichte an der Ritterakademie, dem Cadetteninstitute, zu Dresden. 1803 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig, 1804 ordentlicher Professor des Natur- und Völkerrechts in Witten-

berg, 1815 ordentlicher Professor der Geschichte und Statistik von Sachsen in Leipzig; seit 1820 bekleidete er daselbst die durch den Tod Arndt's erledigte Professur der Staatswissenschaften und starb als beliebter akademischer Lehrer und im Besitze mehrfacher Titel und Würden am 27. Februar 1838. Schon von früher Jugend auf hatte er der Vervollständigung seiner Büchersammlung besondere Aufmerksamkeit zugewendet; gemäß testamentarischer Verfügung fiel diese der Leipziger Stadtbibliothek zu, hat jedoch dort eine selbständige Aufstellung einzunehmen und den Namen des Stifters zu führen. Der 1839 in Druck erschienene „Katalog der Poelitzischen Bibliothek" weist 13360 Werke aus; hauptsächlich vertreten sind die von P. selbst mit Vorliebe litterarisch gepflegten oder lehramtlich behandelten Fächer: Philosophie und Theologie, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften, Staatswissenschaften. — Die litterarische Thätigkeit Poelitz' war eine sehr umfassende und vielseitige. Der erwähnte Katalog der Poelitzischen Bibliothek zählt auf: 104 unter des Verfassers Namen und 43 anonym erschienene Bücher (zum Theil mehrbändig), dann 22 Abhandlungen und Aufsätze, 9 Schriften Anderer, deren Herausgabe P. besorgt hatte, endlich 6 Zeitschriften und Journale, von P. geleitet. Zum guten Theile Veranlassung zu dieser erstaunlichen Productivität war der Umstand, daß P. schon sehr frühzeitig, als er nämlich noch die Universität besuchte, durch Schriftstellerei Erwerb zu suchen genöthigt war (seine erste Schrift, betitelt: „Religionsvorträge für die Bedürfnisse unseres Zeitalters" erschien anonym 1794); dazu kam ein eiserner Fleiß und die natürliche Anlage, gewonnene Eindrücke oder Einsichten sofort zu fixiren und zu verarbeiten. Im Anfange sind seine Schriften, entsprechend seiner Lebensstellung, überwiegend religiösen, philologischen oder philosophischen Inhalts, später treten die Geschichte und Staatswissenschaften mehr hervor; immer jedoch hatte P. im Auge, für weitere Kreise und nicht blos für ein engeres Fachpublicum zu schreiben, und fand bei diesem Streben Unterstützung durch einen gewandten, schon durch die Menge seiner litterarischen Arbeiten geschulten Stil, sowie durch eine fünfzigjährige Lehrthätigkeit, die zu Chemnitz mit dem Ertheilen von Privatunterricht begann, als er selbst noch im Knabenalter stand, und mit dem Wirken als akademischer Lehrer endete.

Unter den zahlreichen Publicationen, welche sehr verschiedenartige Fächer betreffen, nehmen die Schriften kirchlich-moralischen Inhalts eine ansehnliche Stelle ein. Der Umgang mit Reinhard — für P. gleichzeitig Freund und Lehrer — war bei deren Abfassung von großem Einfluß und ferner unmittelbarer Anlaß zu mehreren Veröffentlichungen, darunter „Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze des Oberhofpredigers Dr. F. V. Reinhard" (4 Bde., 1801 bis 1804), „Grundriß der Reinhardischen Dogmatik" (1802 — ein Auszug aus dem vorstehenden größeren Werke), dann: „Dr. F. V. Reinhard, nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (2 Thle., 1813 und 1815); auch besorgte er die Herausgabe von Reinhard's Opuscula academica (1808—1809). Deutsche Sprache, Litteratur und Verwandtes betreffen vornehmlich: „Versuch eines Systems des teutschen Styls" (4 Bde., 1800 u. fg.), „Allg. teutsche Sprachkunde" (1804), „Die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt" (1820), „Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt" (4 Thle., 1825) — P. versuchte hier nicht ohne Originalität die Ableitung von drei Hauptgattungen des Stils, der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, aus den drei geistigen Vermögen, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen. — Unter den geschichtlichen Werken sind etwa hervorzuheben: Die „Weltgeschichte" (3 Bde., 1. Aufl. 1806, 6. Aufl. in 4 Bdn. 1830, bei seinem Tode in über 12000 Exemplaren verbreitet),

„Kleine Weltgeschichte" (1. Aufl. 1808, 7. Aufl. 1834), „Geschichte der souveränen Staaten des Rheinbundes" (2 Bde., 1811 u. 1812) und dazu gehörig als Ergänzung die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates und der preußischen Monarchie (als die ersten zwei Abtheilungen eines „Handbuches der souveränen Staaten des teutschen Bundes" (1817 u. 1818), „Die Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem Jahre 1783, geschichtlich-politisch dargestellt" (3 Thle., 1826), „Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen" (2 Bde., 1830 — von der Kritik als gewissenhaft gearbeitetes Quellenwerk gelobtes Buch); außerdem liegt noch eine Reihe von Unterrichtsbehelfen und anderes vor. — Die Philosophie und Pädagogik betreffen namentlich: die „Erziehungswissenschaft" (2 Bde., 1806), „Encyklopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems einer neutralen Philosophie" (2 Bde., 1807, 1808). — Die Staatswissenschaften werden in folgenden Schriften behandelt: Die „Staatslehre" (2 Bde., 1808), „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (5 Thle., 1. Thl.: Natur- und Völkerrecht, Staats- und Staatenrecht, Staatskunst, 2. Theil: Volkswirthschaft, Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft, 3. Theil: Geschichte des europäischen u. amerikanischen Staatensystems aus dem Standpunkte der Politik, 4. Theil: Staatenkunde und positives Staatsrecht, 5. Theil: Praktisches Völkerrecht, Diplomatie, Staatspraxis, 1823 fg., 2. Aufl. 1827, 1828 — das Hauptwerk auf staatswissenschaftlichem Gebiet), „Grundriß für encyklopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften" (1825 — eine Art Auszug aus dem vorhergenannten großen Werke), „Das constitutionelle Leben nach seinen Formen und Bedingungen dargestellt" (1831), „Staatswissenschaftliche Vorlesungen für gebildete Leser in constitutionellen Staaten" (3 Bde, 1831—1833), „Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg vom 29. April 1831" (1831), „Votum über den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung des Herzogthums Braunschweig" (1831), „Beleuchtung des am 15. Novbr. 1831 erschienenen Entwurfs eines Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover" (1831), „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit" (4 Bde., 1. Aufl. 1817—1825, 2. Aufl. 1832 — mit geschichtlichen Einleitungen und Bemerkungen über deren Charakter). — Endlich gab P. heraus die „Vermischten Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst und Litteratur überhaupt" (2 Bde., 1831) und redigirte die Monatsschrift „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst", seit 1837 „Jahrbücher der Geschichte und Politik" genannt, ferner die „Kritische Uebersicht der neuesten Litteratur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften" (2 Bde., 1835). — Was seine staatswissenschaftlichen Leistungen anbetrifft, so hatte sich P. mannigfacher Erfolge und weitgehender Anerkennung zu erfreuen; seine Autorität ist aber gegenwärtig als geschwunden zu betrachten. Die Sammlung der europäischen Verfassungsurkunden, ein verdienstliches Unternehmen für seine Zeit, ist heute natürlich als gänzlich veraltet anzusehen. Seine dogmatischen Schriften entsprachen zwar den Bedürfnissen und dem Geschmack ihrer Zeit, sie trafen zusammen mit gewissen Regungen im öffentlichen Leben, mit einem wachsenden Interesse an staatlichen Dingen auch in weiteren Kreisen und mancherlei gute Seiten der Poelitz'schen Schriften — z. B. eine gewisse freimüthige Kritik veralteter Institutionen und Regierungsmaximen, ein warmer Sinn für Verfassungswesen —, aber auch schlimme Eigenschaften — eine oberflächliche Behandlung wissenschaftlicher Probleme, welche jede Vertiefung ausschloß, ein doctrinärer und seichter Liberalismus — wirkten günstig auf die Aufnahme und Verbreitung derselben ein; so kam es auch, daß z. B. das fünfbändige encyklopädische Werk rasch eine neue Auflage erforderte. Auf die Länge der Zeit konnte jedoch dieses Werk, ge-

schrieben ohne Systematik und schöpferische Kraft, ja voll von Flachheiten und Irrthümern, nicht genügen, und P. ist heute für die Litteraturgeschichte von Belang nicht etwa infolge dauerhafter Anregung oder Bereicherung der Wissenschaft, sondern vielmehr als charakteristisches Symptom jener Zeit, welcher er gefiel und in der er als angesehener, gern gelesener Schriftsteller gelten konnte.

Die Autobiographie, abgedruckt im Katalog der Poelitzischen Bibliothek (Leipzig 1839). — Die Lebensbeschreibung von Hasse in den Jahrbüchern für Geschichte und Politik, Jahrgang 1838. — Ferner Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang XVI (1840) S. 241—277. — Die biographischen Notizen in Meyer's Conversationslexikon und in Holtzendorff's Rechtslexikon (III, 1, S. 66 der 3. Aufl.) — Ueber Poelitz's Stellung in der Litteratur s. namentlich Mohl, Geschichte der Litteratur der Staatswissenschaften, insbesondere I, S. 141 fg., (vgl. übrigens das Register), dann Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland (1874, S. 841—843) und Kaltenborn, Kritik des Völkerrechts (1847, S. 137 fg.) Mataja.

Polledro: Giovanni Battista P., berühmter Violinspieler, war geboren zu Casalmonferato alla Piova bei Turin am 10. Juni 1781. Sein Vater, ein Kaufmann, bestimmte ihn ursprünglich für den Handelsstand, doch entschied er sich bei dem sich früh zeigenden musikalischen Talente des Knaben bald, ihn der Tonkunst, insbesondere dem Violinspiele zu widmen. Polledro's erste Lehrer waren der geschickte Geiger Mauro Calderara und der Concertmeister Gaetano Vai zu Asti, später nahm er Unterricht bei einem gewissen Paris in Turin. Im Alter von 14 Jahren machte er seine erste Kunstreise durch Oberitalien, auf welcher er das Interesse des berühmten Pugnani erregte, der ihm während sechs Monaten Unterricht ertheilte und dem Orchester des königlichen Theaters in Turin einverleibte. 1804 wurde er als erster Violinist an der Kirche St. Maria Maggiore in Bergamo angestellt. Die Kriegsunruhen zwangen ihn bald, Italien zu verlassen und eine größere Kunstreise anzutreten, die ihn bis nach Rußland führte, wo er in Moskau fünf Jahre in Engagement beim Fürsten Tatischtscheff stand. 1816 kam er zum zweiten Male nach Dresden und wurde dort als Concertmeister bei der königlichen Capelle angestellt. Diesen Posten bekleidete er bis 1822, worauf er als Generaldirector der königlichen Instrumentalmusik nach Turin ging. 1844 wurde er von einem Nervenschlag getroffen, infolge dessen er nach neunjährigen Leiden am 15. August 1853 in seiner Vaterstadt verschied. Von seinen Compositionen sind einige Concerte (op. 6, 7, 10), mehrere Hefte Variationen (op. 3, 5, 8), drei Trios (op. 2, 4, 9) und Duette (op. 11), sowie Etuden für Violine gedruckt worden, die jedoch so gut wie verschollen sind. Die „Allgemeine musikalische Zeitung" vom Jahre 1807 beurtheilt sein Violinspiel wie folgt: „Herr P. zeigte sich als ein wirklich großer Violinspieler, der den Ruf, der ihm vorherging, vollkommen rechtfertigte. Sein Spiel ist in der That groß zu nennen. Er verachtet alle kleinlichen, dem Concerte nicht angemessenen Verzierungen und verbindet Empfindung mit Kunstfertigkeit. Das Staccato scheint indessen aus seinem Spiele ganz verbannt zu sein. Seine Compositionen sind eben nicht tief eindringend. P. ist der letzte Schüler Pugnani's, und wenn es wahr ist, daß der Meister in seinen Schülern fortlebe, so muß es den älteren Verehrern der Kunst einen doppelten Genuß gewähren, Pugnani und P. zugleich zu hören. Er spielte zweimal mit einem Erfolge, dessen sich hier, außer Mozart, kein Tonkünstler rühmen kann. Der Zauber seines Tones, die höchste Reinheit, die großen riesenmäßigen Schwierigkeiten, welche er lächelnd gleich einem Kinderspiel überwand, und dabei auch sein zarter, feiner delicater Vortrag mußten entzücken." „Wir halten Herrn P. unter allen italienischen Violinisten, die nach Viotti zu

uns gekommen sind, durchaus für den vorzüglichsten. Seine Compositionen und sein ganzes Wesen, noch weit mehr aber sein Spiel, zeugen von ungewöhnlichem Geist, Talent, feiner Ausbildung und Geschmack überhaupt, alles dieses in trefflicher Schule und mit großem Fleiß auf seine Kunst, aber auch ganz im Sinne seiner Nation gewendet. Sonach ist das Ernste und Gehaltene der besten deutschen Violinisten so wenig, als das Glänzende und Ausgearbeitete der besten französischen sein Vorzug: wohl aber hinreißende Leichtigkeit und Fertigkeit, Anmuth und Zierlichkeit, Heiterkeit und Laune. Und was die Künstlichkeit seines Spieles betrifft, so haben wir besonders in Sprüngen und vollgriffigen Sätzen so viel Sicherheit, Reinheit, Leichtigkeit und Galanterie noch nirgends gefunden."

Wasielewski, Die Violine und ihre Meister. 2. Aufl. Leipzig 1883. S. 156 flg. Fürstenau.

Pollich: Johann Adam P., geboren zu Kaiserslautern am 1. Jan. 1740; † ebendaselbst am 24. Febr. 1780, hat sich durch die botanische Erforschung der Rheinpfalz und die Herausgabe einer Flora derselben, sowie durch einige entomologische Arbeiten bekannt gemacht. Nach Absolvirung seiner medicinischen Studien in Straßburg und nach erlangter Promotion prakticirte er zunächst kurze Zeit, widmete sich aber schon vom Jahre 1764 an ausschließlich naturwissenschaftlichen, vorzüglich botanischen Untersuchungen, zu welchem Zwecke er sein heimathliches Ländchen nach allen Richtungen hin und zu jeder Jahreszeit bereiste. Als Frucht seiner zwölfjährigen Sammlerthätigkeit veröffentlichte er dann eine „Historia plantarum in Palatinatu electorali sponte nascentium incepta secundum systema sexuale digesta", deren erster Band 1776 und deren zweiter und dritter Band 1777 erschienen sind. Wegen der musterhaften Pflanzenbeschreibungen, die das Werk enthält, hat es unter den Specialfloren jener Zeit sich einen wohlverdienten Ruf erworben. Von seinen zoologischen Studien legen zwei Abhandlungen Zeugniß ab, deren erste: „Beschreibung einiger Insecten, die noch dem Linné'schen System fehlen und um Weilburg vorkommen", in den Bemerkungen der Kurpfälz. ökonom. Gesellschaft vom Jahre 1779 abgedruckt ist, während die zweite „Descriptio insectorum Palatinorum" in den Acten der Leopoldina Tom. VII erst nach seinem Tode, 1783 erschien. Er starb zu früh, um die Früchte seines Fleißes auch durch äußere Anerkennungen belohnt zu sehen.

Meusel, Schriftstellerlexicon, Band 10 und 11.

E. Wunschmann.

Pollich: Martin P. aus Mellrichstadt in Franken, daher Mellerstadtius, auch Dr. Mellerstadt genannt, Leibarzt Friedrichs des Weisen, Doctor in den drei obersten Facultäten, Mitglied der durch Celtis 1490 ins Leben gerufenen sodalitas litteraria Rhenana, zeichnete sich durch seine vielseitige Gelehrsamkeit aus. Sie erwarb ihm bei seinen Zeitgenossen den Beinamen „lux mundi". Den sogenannten codex (des Plautus) vetus Camerarii. den Camerarius von Veit Werler erhielt, hatte diesem P. geschenkt. Sein Einfluß vermochte Kurfürst Friedrich zur Gründung der Universität Wittenberg (1502.) Er bekleidete an der Universität, deren erster Rector er war, den Lehrstuhl der scholastischen Theologie und der Medicin und ist am 27. Decbr. 1513 gestorben. — Er ist in Deutschland einer der ersten gewesen, der die arabistischen Anschauungen unter den Aerzten s. Z. bekämpfte und für die Grundsätze von Hippokrates und Galen Propaganda gemacht hat. Am bekanntesten ist er in dieser Beziehung durch seinen gelehrten Streit über den Ursprung der Syphilis mit Pistoris (vergl. den Art. oben S. 195) geworden. Derselbe gab ihm Veranlassung zur Veröffentlichung von drei Gelegenheitsschriften: „Defensio Leoniceniana" (1498), „Castigationes in declarationes D. S. Pistoris" (1500) und „Responsio ad superadditos errores

Simonis Pistorii de malo franco" (1501); alle drei abgedruckt in Fuchs, die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1494—1510. Gött. 1843. S. 169, 241, 401. A. Hirsch.

Pollio: Lucas P., geboren am 10. Juli 1536 zu Breslau, in dessen Nähe sein Vater Albrecht Pollach eine Pulvermühle hatte. Nach Abschluß seiner Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt besuchte er, unterstützt vom Rath und den vornehmen Bürgern der Stadt die Universitäten zu Frankfurt a. O. (immatriculirt daselbst im Sommersemester 1554) und Wittenberg, woselbst er sich vornehmlich dem Studium der Philosophie und griechischen Sprache widmete und ein Schüler Melanchthons war. Im Jahre 1562 als Stipendiat vom Rathe nach Breslau zurückberufen, wurde er neben Johann Fersius zweiter Präceptor der vierten Classe am Elisabethanum und gleichzeitig Prediger an dem Kirchlein zu Hieronymi. Hier erregte er durch seine vorzüglichen Predigtgaben solches Aufsehen, daß ihn der Rath der Stadt von neuem mit Stipendien unterstützte, um in Leipzig Theologie zu studiren. Dort befaßte er sich hauptsächlich mit der hebräischen Sprache, erwarb 1565 die Magisterwürde, wurde ordinirt und noch in demselben Jahre von dem Rath zu Breslau als vierter Diakonus an die Elisabethkirche berufen, welches Amt er am 19. October antrat. Aber nur sieben Vierteljahre blieb er in dieser Stellung; denn der in der Lehre eifrige, im Lebenswandel untadelige Mann hatte durch seine hervorragenden Kanzelgaben sich in kurzer Zeit eine solche Anerkennung erworben, daß er bereits im Alter von 31 Jahren mit Uebergehung aller Amtsgenossen als der Nachfolger des Adam Curäus in das erste Pastorat zu Maria Magdalena berufen wurde, in welchem er am Pfingstfest, 18. Mai 1567 seine Antrittspredigt hielt. In seine Amtszeit fällt auch die Errichtung des, namentlich durch seine kunstvolle Vergitterung als ein Meisterstück deutscher Renaissance bekannten Taufsteins der Magdalenenkirche, der am 9. Juli 1576 errichtet wurde, sowie die Erbauung der weißen Marmorkanzel, die P. am 23. December 1580 weihte. Die bei dieser Gelegenheit von ihm gehaltene Predigt kennzeichnet seinen, der damals maßgebenden Orthodoxie entsprechenden Standpunkt, den er in dem „Kirchenwunsch" zusammenfaßt: „Der allmächtige Sohn Gottes behüte unsere und andere Tempel sampt unserem lieben Vaterlande vor Jüdischem, Türkischem, Arianischem, Schwenkfeldischem, Sacramentirischem, Bäpstischem und anderem Rottengeschmeiß." Im übrigen war er friedliebend und ein Feind dogmatischen Schulgezänks, wie Diakonus Vierling in der am 4. August 1583 ihm gehaltenen Leichenpredigt bezeugt: „Er hat gelehret in veritate et pace die klare Wahrheit, in guttem Fried, und die Kirchengezenck und disputationes, die außerhalb diesem Land in Kirchen und Schulen eingerissen seind, als unnöthig, gefehrlich und sehr ergerlich auff die Kantzel nicht gebracht." Davon zeugen auch seine Predigten, die in großer Anzahl gedruckt worden sind. Die Hauptsammlung derselben führt den Titel: „Jährlicher Kirchen-Cron-Crantz", Leipzig, bei Lambert 1620, enthält in zwei großen Foliobänden fortlaufende Predigten über die Sonntagsevangelien, und befindet sich in einem sehr schönen Exemplar in der Stadtbibliothek zu Breslau. Sehr verbreitet waren „Sechs Predigten vom jüngsten Gericht", Breslau 1602; „Zwo Fastenpredigten von der Hölle", ebenda 1602; „Geistliches Betglöcklein christlicher Kirchgänger"; endlich „sieben Predigten vom ewigen Leben der Kinder Gottes", Breslau 1582, die auch in das Lateinische übersetzt 1604 erschienen und in Leipzig noch 1720 neu aufgelegt wurden. Seine, durch vielseitige Gelehrsamkeit gekennzeichneten Kanzelreden sind beachtenswerthe Zeugnisse der damaligen homiletischen Theologie, und heute weniger in dieser Rücksicht werthvoll, als vielmehr in ihrer praktischen und drastischen Application für die Culturgeschichte der damaligen Zeit von Bedeutung. In sprachlicher Beziehung sind

sie eine wahre Fundgrube originaler, derber Provinzialismen. Seinem unermüdeten Fleiße und der rastlosen Anstrengung erlag sein ohnedies schwächlicher Körper frühe. Er starb am 31. Juli 1583 nach achtzehnjähriger, höchst einflußreicher und von allseitiger Anerkennung getragener Amtsführung. Verheirathet war er mit Martha, des Senators Joachim Georgius in Breslau Tochter, aus welcher sechszehnjährigen Ehe zwei Söhne entstammten: Joachim Pollio, seit 1618 Amtsnachfolger seines Vaters an der Magdalenenkirche zu Breslau und Lucas Pollio, welcher bereits 1598 zu Berlin als kurfürstlicher Leibarzt starb. Weigelt.

Pollio: Symphorian P., einer der Straßburger Reformatoren, hieß ursprünglich Altbiesser, wurde vom Volke „Herr Zymprian“ genannt. Er war zu Straßburg geboren und begegnet uns zum ersten Male im Jahre 1507 als Priester an der Straßburger Stiftskirche St. Stephan und Mitarbeiter Wimphelings. Später wurde er Leutpriester zu St. Martin in Straßburg. Obwohl sein Lebenswandel ein überaus anstößiger war, erwählte ihn doch das Domcapitel zum Münsterprediger, in der Erwartung, daß der beliebte Volksredner von der Kanzel gegen die Reformation eifern werde. Kaum aber hatte P. sein neues Amt angetreten, so wurde er ein eifriger Verkündiger der neuen Lehre. Als solcher hat er — wie Johannes Sturm berichtet — „den Mehrerntheil seiner alten Bekannten an sich gezogen und durch sein Exempel von ihrem alten Leben abzutreten bewegt und bekehret“. Als sich nun das Straßburger Domcapitel in der auf P. gesetzten Hoffnung getäuscht sah, nahm es ihm die Stelle als Münsterprediger und versetzte ihn zurück an die Martinskirche. Nachdem P., von seinem Gewissen gedrungen, mit seiner Köchin, seiner langjährigen Concubine, in die Ehe getreten war (1524), suchte ihn das Domcapitel auch von der Martinskirche zu verdrängen. Vorerst stellte jedoch der von der Gunst des Volkes getragene Reformator seine Predigten nicht ein, sondern setzte kühn seinen Namen unter die Bittschriften, welche die der evangelischen Lehre zugethanen Prädicanten 1524 an den Rath um Abhaltung einer Disputation und um Abstellung der kirchlichen Mißbräuche richteten. Wie aufgeregt das Wesen Pollio’s, wie stürmisch sein Vorgehen war, zeigt seine an die Gemeinde gerichtete Aufforderung, „auf das Chor zu laufen und die Pfaffen todtzuschlagen“. Als 1529 die baufällige Martinskirche abgebrochen wurde, kam der greise P. als Pfarrer in die vor der Stadt gelegene Kirche zu den guten Leuten. Das Jahr seines Todes läßt sich nicht feststellen. P. hat sich auch als Dichter evangelischer Kirchenlieder in Straßburg einen Namen gemacht.

Johannes Sturm, Commonitio oder Erinnerungsschrift, Neustadt a. d. H. 1581, S. 10 f. — Schadaei Münsterbüchlein, S. 90. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 1. Liefrg., 1. Theil, Straßburg 1830. — Jung, Geschichte der Reformation der Kirche in Straßburg, 1. Bd., Straßburg 1830. — J. W. Baum, Capito und Butzer, Elberfeld 1860. — A. Baum, Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529, Straßburg 1887.

R. Zoepffel.

Pollius: Johannes P., deutsch Pollen, Polhen oder Polhenne, wurde gegen das Jahr 1490 in Bielefeld geboren, studierte in Münster unter Timan Kemner, wurde dann in Minden zunächst unter Bartholomäus von Köln Conrector, später Rector der Schule. 1521 ging er nach Osnabrück, wurde aber wegen seiner reformatorischen Tendenzen bald wieder von den Kanonikern verdrängt und folgte einem Rufe des Grafen Konrad v. Tecklenburg an dessen Hof in Rheda. Dort wirkte er eifrig für die Protestantisirung der tecklenburgischen Lande, war zugleich aber auch in politischen Dingen als Geschäftsträger des

Grafen thätig. Er scheint schon damals ein Mann von Ruf gewesen zu sein, denn 1533 erbat ihn der Soester Rath vom Grafen, damit er in den zerrütteten kirchlichen Verhältnissen ihrer Stadt wieder Ordnung schaffe. Er scheint an der Lösung seiner Aufgabe mit Ernst und Erfolg gearbeitet zu haben, und wenn es ihm auch nicht gelang die katholische Partei für sich zu gewinnen, — in den Satiren des sog. Daniel von Soest wird er scharf mitgenommen — so milderte seine persönliche Liebenswürdigkeit doch manchen scharfen Gegensatz, weshalb der damals noch keineswegs ächt lutherische Rath seinen Weggang (Ostern 1534) auf das lebhafteste bedauerte. Ob der Grund des Wegganges in dem Willen des Grafen oder in einem Zerwürfnisse mit dem streng lutherischen Soester Superintendenten Brune, dessen Coadjutor er war, lag, mag dahingestellt sein, ohne Zweifel ist es, daß seine theologischen Ansichten vermittelnder Natur waren und er den täuferischen Ideen gegenüber sich nicht durchaus ablehnend verhielt. Bis zum Jahre 1543 blieb er dann dauernd oder abwechselnd wieder in Rheda, in jenem Jahr wurde er als Superintendent und Pastor an St. Katharinen nach Osnabrück berufen, von wo ihn das Interim auf zwei Jahre, die er wieder beim Grafen Konrad verbrachte, vertrieb. Er starb in seiner Stellung 1562. Sein Bildniß in der Katharinenkirche ist unzweifelhaft die Copie eines echten Portraits, das ihn als einen Mann von 60 Jahren darstellt. Die Schilderung des Daniel v. Soest stimmt zu diesem Bilde. — P. ist auch als lateinischer Dichter aufgetreten und hat sich als solcher bei seinen Zeitgenossen hoher Achtung erfreut. Seine Gedichte erschienen bei Froschower in Zürich unter dem Titel: „Johannis Pollii Westphali poetae lepidissimi opuscula piissima et eruditissima in primis autem nostrae aetati appositissima“, s. a. 72 Bl. in 12⁰ (Exemplare in Berlin, München und Zürich). Diese Gedichte sollen zum Theil schon früher bei C. Egenolph in Marburg erschienen sein. — Krafft hat in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Band IX, S. 162 eine prosaische Schilderung der kirchlichen Verhältnisse in Westfalen und am Niederrhein veröffentlicht und dem P. zugeschrieben; meiner Ansicht nach kann er der Verfasser nicht sein.

Vgl.: Spiegel, J. P. Erinnerung an einen Verschollenen, in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie von Hilgenfeld 1864, S. 337 ff. und 1866, S. 316 ff. — Jostes, Daniel v. Soest, S. 34 ff.

Franz Jostes.

Pollman: Adam Heinrich v. P. aus Westfalen, preuß. Diplomat, vollendete 1707 im 21. Lebensjahre seine juristischen Studien zu Gießen und hielt sich seit 1709 in Köln auf, erst als Vertreter des gräflichen Hauses Lippe beim westfälischen Kreise, später als kurpfälzischer Rath, ersetzte seit 1712 seinen Vater als fürstlich schwarzenbergischer Landrichter zu Gimborn, lehnte 1720 eine ordentliche Professur der juristischen Facultät zu Gießen ab und trat 1727 auf Empfehlung des Ministers v. Ilgen als Geheimer Justizrath in den preußischen Staatsdienst. Zuerst Directorialminister im Westfälischen Kreise, übernahm er am 2. November 1736 als brandenburgischer Vertreter am Reichstage den schwierigen Posten, auf welchem er bis an seinen Tod ausgeharrt hat. Sein kampflustiges Auftreten, vorbildlich für das seines bekannteren Nachfolgers Plotho, machte ihm viele Feinde und verwickelte ihn in immer neue, oft sehr ärgerliche Streitigkeiten mit den anderen Comitialgesandten, zumal während des preußisch-hannöverischen Conflictes wegen der ostfriesischen Nachfolge zu Anfang der fünfziger Jahre. Ein verletzendes Schreiben des hannöverischen Gesandten v. Behr, aus welchem er eine Forderung herauslas, beantwortete (4. November 1752) er mit dem Trumpfe: „Soll es ein Cartell sein, so dienet zur Nachricht, daß ich in meinen Studentenjahren wohl einen tollen Junker für meine Fuchtel gehabt, in meiner gegenwärtigen Situation

aber muß ich Ew. Exc. das zu Gemüthe führen, was der holländische Minister von Gallieris Seel. Ihrem Antecessoren von Hugo Seel. in solchem Fall für Antwort gegeben: Unsere Herren haben uns nicht hieher geschickt, uns einander todt zu schlagen". Die Gegner blieben ihm nichts schuldig; der kaiserliche Concommissarius schrieb ihm einst: „Der heidnische Horatius hat selbst gesungen: Vis consilii expers mole ruit sua." Auch Pollman's weitschichtige, aber höchst lehrreiche Depeschen vom Reichstage sind durchweg sehr drastisch gehalten. In Berlin stand P., obgleich er am 28. Juni 1740 in den Adelstand erhoben wurde, anfänglich in geringer Gunst; doch gewann er sich die Zufriedenheit Friedrich's II. in dem Maße, als dieser sich überzeugte, daß Streitbarkeit und unbeirrte Haltung für einen brandenburgischen Comitialgesandten unentbehrliche Eigenschaften waren. Wiederholt versicherten in den letzten Jahren die bündigsten Cabinetserlasse den früher oft hart getadelten Diplomaten der königlichen Genugthuung über sein energisches Auftreten. P. starb zu Regensburg am 30. November 1753 und wurde in der Dreifaltigkeitskirche daselbst beigesetzt.

Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II. Bd. I, II. — Polit. Corresp. Friedrichs des Großen. Bd. I—V, VIII—X.

Koser.

Pöllnitz: Karl Ludwig Freiherr v. P., geb. am 25. Februar 1692 zu Issum im Kurkölnischen, stammte aus einer thüringischen Adelsfamilie, welche mit seinem Großvater Gerhard Bernhard v. P. († 1679 als kurfürstlicher Oberstallmeister, vermählt mit Leonore v. Nassau, natürlicher Tochter Wilhelms I. von Oranien) nach Brandenburg gekommen war. Der Vater, Wilhelm Ludwig v. P., starb 1693 als brandenburgischer Oberst; er war mit dem Kurprinzen Karl Emil zusammen unterrichtet worden, wie demnächst sein Sohn Karl Ludwig der Spielgefährte und Mitschüler des Thronerben Friedrich Wilhelm wurde; so ist K. L. v. P., soweit seine Erinnerungen zurückreichten, am Berliner Hofe heimisch gewesen. Mit dem Jahre 1710 begannen dann für ihn die bewegten Wanderjahre, aus deren erster Periode (bis 1723) er in seinen Schriften viel erzählt hat, ohne daß es möglich wäre, die Dichtung von der Wahrheit streng zu sondern. Sicher ist, daß P., ein wahrer πολύτροπος, vieler Menschen Städte gesehen hat; nach London und dem Haag, nach Warschau und Wien, an die meisten kleineren Höfe Deutschlands, nach Venedig und Rom, nach Sicilien und Spanien ist er gekommen, zumal aber Paris übte immer von neuem seine Anziehungskraft auf ihn aus. Gewöhnlich erscheint er um eine Anstellung zu erhaschen, sein Glück am Spieltisch und in Liebeshändeln zu erproben, heute bei diesem und morgen bei jenem zu borgen und schließlich seine Gläubiger um ihr Geld und seine Wirthe um ihre Zeche zu prellen. „Cavalier von Geist und feiner Lebensart, aber Abenteurer ersten Ranges, ein richtiger Proteus: Höfling, Spieler, Schriftsteller, Colporteur, Protestant, Katholik, Kanonikus, was weiß ich weiter" — so das Selbstporträt, das er in einer seiner Schriften entwirft. Laut eines Zeugnisses aus späterer Zeit, das allerdings so wenig wie Pöllnitz's eigne Angaben vollen historischen Werth hat, ist er an den Höfen von Berlin, Versailles und Braunschweig Kammerherr gewesen, hat dem Herzog von Weimar als Fähndrich, dem Kaiser als Rittmeister, dem König von Spanien als Oberst, dem Papst als Kämmerling gedient. Seine Bemühungen, in der Heimath wieder eine Unterkunft zu erlangen, waren Anfang 1718, nachdem Friedrich Wilhelm I. bereits ein Kammerjunker-Tractament für ihn angewiesen hatte, daran gescheitert, daß sein 1717 in der Hoffnung auf ein Kanonikat erfolgter Uebertritt zum Katholicismus zu des Königs Ohren kam. Mit dem Jahre 1723 versiegt für die Geschichte der Kreuz- und Querzüge des fahrenden Glücksritters auch die trübe Quelle der autobiographischen Berichterstattung, jede Spur von P. geht also ver-

loren, bis im nächsten Jahrzehnt die betriebsame Massenproduction des Schriftstellers P. einsetzt, die demselben einen europäischen Ruf verschaffte. Offenbar war es die Sorge um das tägliche Brod, die den verschuldeten Baron auf die Entdeckung seiner glücklichen litterarischen Ader führte. Zuerst erschien anonym sein historischer Roman über die unglückliche, 1727 gestorbene Herzogin von Ahlden („Hist. secrète de la duchesse d'Hanovre", 1732), für welche der Stoff der Römischen Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig entlehnt wurde; es folgten 1734 die gleichfalls anonymen „Amusements des eaux de Spaa" und noch in demselben Jahre gleichzeitig: die „Saxe galante", die pikante Verherrlichung der Liebesheldenthaten des starken August, gleichsam der Nekrolog auf den eben Verstorbenen, begreiflicherweise auch anonym, und, unter Pöllnitz's Namen, eine vor Ehrfurcht ersterbende Schilderung des neuen sächsischen Hofes („Etat abrégé de la cour de Saxe sous le règne d'Auguste III"). Den größten Erfolg aber hatten die auch noch 1734 veröffentlichten Memoiren, die binnen fünf Jahren fünf Auflagen erlebten: Reisebriefe über eine Rundtour durch Europa, welche in die Jahre 1729 bis 1733 verlegt wird, mit einer sehr geschickt zusammengesetzten Mosaik von Notizen über die Merkwürdigkeiten der bedeutendsten Städte, ihre Baulichkeiten und Kunstsammlungen, ihre vornehme Gesellschaft: „für die Cavaliere jener Zeit, das was der Baedeker für die heutigen Touristen". Itinerar und Datirung der Briefe historisch zu nehmen, verbieten die denselben nachgewiesenen kleinen historischen Unmöglichkeiten; die Füllung für das willkürliche chronologische Gerüst gaben die Erinnerungen der früher wirklich gemachten Reisen. 1737 folgten die „Nouveaux Mémoires", wieder in der Form, die so großen Beifall gefunden hatte: in Briefen an eine Dame gab P. eine Darstellung seiner früheren Reisen und sonstigen Erlebnisse, besonders aber der Vorgänge am Berliner Hofe von 1688—1710. Die neue Veröffentlichung gab vor, ohne Wissen des Verfassers an die Oeffentlichkeit zu treten, eine Vorsicht, die durch den Umstand geboten wurde, daß P. inzwischen an den preußischen Hof zurückgekehrt war.

Am 2. Febr. 1735 wurde er, soeben aus Wien angekommen, in der Tabagie Friedrich Wilhelms I. gesehen, am 9. ernannte ihn der König zum Kammerherrn mit dem dürftigen Gehalt von 250 Thalern. Der alt gewordene Jugendgefährte wurde jetzt im Tabakscollegium als lustiger Rath gern gelitten, den Höfen von Wien und Dresden diente P. gleichzeitig gegen ein Erkleckliches als Spion. Hier in Preußen war P. wieder Protestant. Nach dem Thronwechsel von 1740 ernannte ihn der neue König, der als Kronprinz dem „satyre boiteux" das Zeugniß: „divertissant beim Essen, nachher einsperren" ausgestellt hatte, zum Oberceremonienmeister, erhöhte seine Einkünfte auf 1400 Thaler und deckte 6000 Thaler Schulden; aber P. verscherzte die Gunst seines Wohlthäters ein erstes Mal schon 1742: „ce garçon n'a que d'esprit et pas pour un sous de conduite", schrieb Friedrich damals. Wieder zu Gnaden angenommen, gab P. schnell neues Aergerniß; es war im Frühjahr 1744, als der verlebte Fünfziger bei einer reichen Nürnbergerin mit seiner Werbung kein Glück gemacht hatte und nun mißmuthig und an seinem Beruf als Spaßmacher für die Zukunft verzweifelnd, die Entlassung erbat. Der König, dem das Wort seines Kammerherrn, er wolle lieber den Schweinen, als den großen Herren dienen, zugetragen war, ertheilte ihm den Abschied in einem mit grausamer Satire abgefaßten Schriftstück auf Pergament mit Siegel und Unterschrift (1. April 1744). Vier Monate später war P. als reuiger Sünder wieder da und erhielt seine Stellung unter demüthigenden Bedingungen und mit einem um 200 Thaler verkürzten Gehalte zurück. Seitdem gab der einst so Ungebundene alle Selbständigkeitsgelüste auf. Die beschauliche Seßhaftigkeit seiner bescheidenen Existenz wurde nur durch die Stürme des siebenjährigen Krieges auf einige Zeit unterbrochen; mit dem Hofe flüchtete er 1757 nach Spandau, „mehr

Bettler als Sancho Pansa", wie er mit seinem glücklichen Galgenhumor scherzte, und später nach Magdeburg. Dienstliche Mühewaltungen wurden von dem „inutile de la cour", denn so nannte der König jeden Kammerherren, nur noch in besonderen Ausnahmefällen verlangt, wie etwa bei dem Empfang des türkischen Internuntius im Herbst 1763. Der König, welcher noch immer seinen Spaß an dem „alten Baron" hatte, erfreute ihn gelegentlich durch kleine Aufmerksamkeiten; als er ihm 1765 zur Erwiderung für die Ueberreichung eines feisten Truthahnes einen lebendigen Mastochsen, zwischen den Hörnern als Frontispiz die doppeldeutige Widmung: „Pöllnitz, un boeuf", in den Pferdestall treiben läßt, gelobt P. in seinem Dankschreiben, das unter dem Jubel der Berliner Bevölkerung an seinem Bestimmungsorte eingetroffene Thier zwar nicht wie den Gott Apis anzubeten, wol aber als Dankopfer für den größten der Monarchen mit dem Freudenruf „Vive le Roi" zu verspeisen. P. starb zu Berlin am 23. Juni 1775, von Niemandem betrauert, wie Friedrich an Voltaire schrieb, als von seinen Gläubigern.

In Pöllnitz's Nachlaß fanden sich verschiedene Handschriften eines Memoirenwerkes unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse", deren eine der Professor Brunn vom Joachimsthalischen Gymnasium 1791 herausgegeben hat. Der Verfasser hatte den Gegenstand, unter Erweiterung der die brandenburgisch-preußische Geschichte betreffenden Abschnitte seiner gedruckten Memoiren, schon vor dem zweiten schlesischen Kriege in seiner beliebten Briefform behandelt, mit der Arbeit damals aber den Beifall des Königs nicht zu gewinnen vermocht; Friedrich fand die Gesichtspunkte kleinlich und äußerlich und tadelte außerdem die Briefform, auf welche der Verfasser dann auch in der dem Druck von 1791 zu Grunde liegenden Redaction, wie er sie im wesentlichen 1753 abschloß, verzichtet hat. Die Darstellung, in welcher die Benutzung der brandenburgischen Memoiren des Königs, der Memoiren der Markgräfin von Bayreuth und zeitgenössischer Druckwerke erkennbar ist, erstreckt sich im Widerspruch mit dem Titel nur auf die Regierungen der drei vorletzten Monarchen; die Fortsetzung für das erste Jahr Friedrich's II., nach zwanzig Jahren aus der Erinnerung niedergeschrieben, befindet sich als handschriftliches Fragment im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. „Man wird wohlthun", sagt J. G. Droysen über Pöllnitz's preußische Geschichtschreiberei, „in dem geistreichen Geplauder dieses immer lächelnden Höflings die verstohlenen Absichtlichkeiten, die heimlichen Bosheiten und Giftstiche nicht unbeachtet zu lassen, mit denen er seiner Erzählung den nöthigen hautgoût giebt. Das ist, wenn man will, die Satisfaction, die er sich im Schreiben bereitet; für so manche Beschämung, Mißachtung, moralische Demüthigung, die er hinnehmen muß, ist es seine Genugthuung, von andern übel zu reden, von denen, die ihm immer wieder verziehen und wohlgethan, am übelsten. Das médire ist seine Virtuosität".

Droysen, Baron von Pöllnitz (Geschichte der Preuß. Politik, Theil IV, Abth. 4). — Œuvres de Frédéric le Grand XX. — Märkische Forschungen Bd. XX, 162. Koser.

Pöls: Karl P. wurde am 20. Januar 1815 zu Elberfeld als der Sohn eines dortigen Bürgers und Klempners geboren. Seine Jugendzeit wurde durch die Nachwehen des Krieges, durch Noth- und Theuerungsjahre mannigfach getrübt. Als der älteste unter fünf Geschwistern wurde er bei der steten Kränklichkeit des Vaters von vornherein zum einstigen Nachfolger desselben im Geschäfte bestimmt, um dadurch zugleich der Versorger der Familie zu werden, und so begann denn nach dem frühen Tode des Vaters für den Sohn ein arbeitsvolles, gedrücktes Leben, in welchem ihm nur seine, damals noch heimlich gepflegte, poetische Gabe eine zeitweise Erheiterung und Erquickung bot. Aus dem

Gesangbuche der Kirche, das schon in der Jugend sein liebstes Lesebuch war, schöpfte P. seine genaue Kenntniß der Kirchenlieder und ihrer Singweisen, ihm verdankte er die erste Anregung zur Dichtung geistlicher Lieder, ja schließlich wurde es auch die Veranlassung, daß er bei tieferer Einsicht und Erkenntniß der diesem Buche anhaftenden Mängel auf eine Verbesserung desselben drang (1847). In die zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission gewählt, der auch Philipp Wackernagel angehörte, hat P. unverdrossen zehn Jahre lang an dem neuen Gesangbuche gearbeitet, auch den Druck desselben überwacht, bis er 1857 seine Einführung begrüßen konnte. Nach dem Tode seiner Mutter (1855), der auch bald die Schwester in die Ewigkeit nachging, gab P., der nun einsam und allein im Leben dastand, sein Geschäft auf, um in stiller Zurückgezogenheit seine ferneren Tage der Poesie und dem Dienste kirchlicher Ehrenämter in der lutherischen Gemeinde Elberfelds zu widmen. Als Archivar der Gemeinde (seit 1866) hat er sich um ihre Geschichte durch Herausgabe der interessanten Schrift „Die lutherische Gemeinde in Elberfeld. Ein Beitrag zur Elberfelder Stadtgeschichte" (II, 1868 bis 1873) große Verdienste erworben. P. starb am 15. Juli 1884. — Als Dichter ist P. erst spät an die Oeffentlichkeit getreten. Seine erste Sammlung von Gedichten und Liedern, die alle in der stillen Frühe des Sonntagsmorgens entstanden sind, erschien 1855 unter dem Titel: „Klänge aus der Sonntagsfrühe". Ihr folgten die „Kirchhofblüthen" (1858), Poesien, die zur Zeit des Absterbens seiner Lieben entstanden, „Klänge aus der Vesperzeit" (1860), „Aus dem Stillleben, Gedichte in drei Tönen" (1866) und zuletzt „Veilchenblau und Tannengrün" (1876). Alle diese Sammlungen enthalten vorwiegend religiöse Gedichte, daneben auch manche sinnigen und ansprechenden Bilder aus der Natur, die P. mit gläubigem aber poetischem Blick zu betrachten versteht. Ueberhaupt ist bei ihm eine ursprüngliche Begabung nicht zu verkennen, und besonders, wenn er in seiner lyrisch-religiösen Stimmung bleibt, ist der Eindruck, den er hervorbringt, stets ein reiner und wohlthuender.

O. Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrh. Gütersloh 1879, S. 395. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs. Bd. VII, S. 125. — Frdr. Roeber, Litteratur und Kunst im Wupperthale. Iserlohn 1886, S. 54. — Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Polsterer: Adalbert Johann P., historisch-topographischer Schriftsteller und Gelehrter, geboren am 18. Juni 1798 zu Geißenfeld in Bayern, verließ in früher Jugend mit seinen Eltern den Geburtsort und erhielt seine erste Ausbildung in Salzburg und Brünn. Da sein Vater gestorben war, übersiedelte die Mutter nach Graz und wechselweise an verschiedene Orte, bis sie 1811 nach einem letzten Aufenthalte in Holland wieder nach Graz zurückkehrte, wo P. das Studium der Rechte zu betreiben begann, jedoch, von seinem Oheim im J. 1820 nach Padua berufen, in jener Stadt fortsetzte. Er lernte in den nächsten Jahren Italien, dessen Kunstschätze den begabten jungen Mann besonders anzogen, bis Neapel hinab kennen. Wieder auf den Wunsch der Mutter nach Graz zurückgekehrt, setzte er seine juridischen Studien fort, wandte aber auch dem Studium der Geschichte und Kunstgeschichte, sowie den modernen Sprachen besondere Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1823 supplirte P. die Lehrkanzel der Geschichte an der Hochschule in Graz und wurde später provisorisch als Professor der Welt- und österreichischen Staatengeschichte, sowie der historischen Hilfswissenschaften daselbst angestellt. Seine Stelle verließ er jedoch bald wieder, durchreiste neuerdings Italien und begab sich 1827 nach Wien, wo er eine Anstellung beim k. k. Central-Bücherrevisionsamte bekleidete. Im Jahre 1828 finden wir P. als Erzieher S. Thalbergs, des nachher berühmt gewordenen Componisten, als dessen

Begleiter er Deutschland, die Schweiz, Frankreich und auch wieder Italien durchreiste. Im Jahre 1835 nöthigte ihn Kränklichkeit, das ruhige Leben zu suchen, er begab sich nach der Steiermark, hielt im Jahre 1837 neuerlich Vorlesungen an der Grazer Hochschule, mußte jedoch, da seine Gesundheit dadurch noch mehr angegriffen wurde, dieselben aufgeben. Um dieselbe Zeit vermählte sich P. und übernahm die redactionelle Leitung der „Grätzer Zeitung", sowie des Blattes „Der Aufmerksame", welches damals zu den besten belletristischen Zeitschriften Oesterreichs gehörte. Auch diese Thätigkeit währte jedoch nicht lange, denn schon am 6. Mai 1839 starb er. Von Polsterer's Schriften sind viele insbesondere auf kunstgeschichtlichem Gebiete nur als Manuscripte zurückgeblieben, darunter ein historisch-biographisches Lexicon von Italien. Sein Buch „Grätz und seine Umgebungen" (Graz 1827) ist trotz der veralteten Partien heute noch die beste historisch-topographische Arbeit über die steiermärkische Hauptstadt, es basirt durchweg auf gründlichen Quellenstudien und bietet auch in geschichtlicher Beziehung die genaueste Auskunft, weshalb dieses reichhaltige Buch auch von allen ähnlichen nachfolgenden Arbeiten selbst als Quelle benutzt wurde. Noch seien von seinen Schriften angeführt: die Anthologie „Chariton" (1827) und „Hyères in der Provence" (1834). Auch erschienen Aufsätze und Gedichte Polsterer's in verschiedenen österreichischen Zeitschriften.

Biographie in der Zeitschrift „Der Aufmerksame" (Graz) 1839, Nr. 59 verfaßt von Polsterer's Freunde M. Vehovar, darnach auch bei Wurzbach, Biogr. Lex. XXIII. A. Schlossar.

Poltzmacher: Johann P., Canonist. Von den Lebensumständen dieses Mannes wissen wir nur, daß er aus der Diöcese Passau stammt, Doctor des canonischen Rechts, an der Universität zu Wien im J. 1436 Professor der Rechte (doctor juris regens), in den Jahren 1436, 39, 41, 42, 45, 47 daselbst Decan der juristischen Facultät, vom 17. April bis 12. October 1438 Rector der Universität war, im J. 1442 in Gemeinschaft mit dem Professor der Theologie Narcissus Herz von der Universität an den ungarischen Landtag zu Preßburg auf Ansuchen der Wittwe des Königs Albrecht II. entsandt wurde zur Ausgleichung mit dem König Wladislaus von Polen wegen des letzteren Ansprüche auf Ungarn, ein erfolgloser Versuch. Von Schriften ist nur bekannt die in der Handschr. I. D. a 1 (Papier, fol.) der Schottenbibliothek in Wien aufbewahrte Lectura super quinto libro decretalium, eine nach der Ueberschrift (L. magistri Johannis Poltzmacher, ordinarii juris canonici in generali studio wiennensi, pataviensis dioecesis, pro annis 1439 et 1442 secundum Cardinalem et Panormitanum) von ihm 1439 und 1442 gehaltene Vorlesung über das 5. Buch der Decretalen, welche wenig über einen Auszug der Lectura des Cardinal Zabarella und Nicolaus de Tudeschis hinausgeht. Sie ist interessant als einer der wenigen von der Wiener Universität erhaltenen Commentare und zeigt, mit welcher Ausführlichkeit man verfuhr, indem ein einziges Buch den Gegenstand einer Jahresvorlesung bildete. — Aschbach, Geschichte der Wiener Universität I, 205, 308, 580 ff., 602. v. Schulte.

Polweil: Wolfgang P. s. u. die Nachträge zu P.

Polycarpus: Martin P., aus Hradisch in Mähren, ist Herausgeber der im J. 1606 erschienenen Ausgabe der „Kirchengesänge" der böhmisch-mährischen Brüder. Er hat 32 neue, von ihm selbst verfaßte Lieder hinzugefügt. Kurze Zeit, nachdem die Ausgabe erschienen, starb er zu Trebitsch in Mähren. Wackernagel hat 24 seiner Lieder in sein „Deutsches Kirchenlied" aufgenommen.

Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, I, S. 727 u. 730; IV, S. 467 bis 485. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl., 2. Bd., S. 413. l. u.

Pomarius: Christian P. (vor der Latinisirung: Baumgarten) verdienter Beamter, später evangelischer Pfarrer, † 28. August 1565. 1534—1539 stand derselbe im Dienste seiner Vaterstadt Bistritz in Siebenbürgen und bekleidete das Amt des Notarius (Schriftführer des Rathes). In den Jahren 1546—1547 ist er in gleicher Stellung in Hermannstadt und 1552—1553 in Kronstadt. Bald darauf wurde ihm vom Bistritzer Rath als Patron der Kirche zu Lechnitz bei Bistritz die dortige Pfarre übertragen, auf welchem Posten P. starb. — P. hat sich nach zwei Richtungen hin Verdienste erworben. Als Beamter ordnete er die wichtigeren Urkunden der reichhaltigen Archive zu Bistritz, Hermannstadt und Kronstadt. Er legte die Urkunden ihrem Inhalte nach in Bündel zusammen, so daß alle jene Stücke mit einem bestimmten Buchstaben oder einer Ziffer bezeichnet in ein Bündel zu liegen kamen, welche einen bestimmten Gegenstand, einen Besitz oder ein Recht betrafen. Die Urkunden des Bistritzer Archives zerfielen nach seiner Weise in die Abtheilungen A bis Z und AA bis CC, die des Hermannstädter Archives in die Abtheilungen A bis V, 1 bis 8 und AA bis GG, endlich die Urkunden des Kronstädter Archives in die Abtheilungen A bis S. Jedes Stück erhielt auf dem Rücken den betreffenden Buchstaben, unter welchem das zugehörige Regest im Repertorium eingetragen ist. An allen drei Orten blieb die, von P. natürlich allein vom Gesichtspunkte des Bedürfnisses der Verwaltung getroffene Anordnung der Urkunden und damit auch die handschriftlichen Repertorien durch mehr als 200 Jahre bestehen, beziehentlich in Gebrauch. P. war mit Gelehrten seiner Zeit, darunter Anton Verantius, später Erzbischof von Gran, in Briefwechsel, aus welchem u. A. hervorgeht, daß P. eine Situationskarte von Bistritz angefertigt hat, welche aber nicht im Druck erschienen ist. Aus einem seiner Briefe erfahren wir, daß die Reformation wenn nicht 1542, so sicher in den ersten Tagen des Jahres 1543 in Bistritz Eingang gefunden hat, und er war selbst ein Förderer der Reformationsbewegung. Schon als Beamter im J. 1543 war er in reformatorischer Richtung thätig, und 1561 unterschrieb er mit anderen Amtsbrüdern die zu Mediasch am 6. Februar festgesetzten „Propositiones de coena domini“, welche durch die Synode der evangelisch-sächsischen Pfarrer angenommen worden waren.

Vgl. Trausch, Schriftsteller-Lexikon III, 68 ff. — Wittstock, Beiträge zur Reformationsgeschichte des Nösnergaues (Wien 1858) 21 ff. — G. D. Teutsch, Urkundenbuch der evangel. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen II, 35 ff. — Friedr. Teutsch, Vereinsarchiv N. F. XVI, 241 ff. — Fr. Teutsch, Vereinsarchiv N. F. III, 196 ff. — Handschriftlich: Pomarius' Repertorien über die Archive von Bistritz, Hermannstadt und Kronstadt.

F. Zimmermann.

Pomarius: Johannes P., † 18. März 1578, vgl. Johann Baumgart, A. D. B., Bd. II, S. 158.

Ueber Pomarius' Betbüchlein wider die Pestilenz und seine geistlichen Lieder vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 88 f. bei dem Liede „Mir ist ein geistlich Kirchelein erbauet in dem Herzen mein.“ — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 362 f.

Pommer: Christoph Friedrich von P., Professor der Physiologie und Pathologie an der Hochschule zu Zürich, wurde am 22. October 1787 als Sohn eines Wundarztes in Calw im Württembergischen geboren. Nachdem er bis zum 14. Lebensjahre die lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, beschloß er sich dem Berufe des Vaters zu widmen, erlernte seit 1801 die Chirurgie, bezog 1804 die von Dr. med. J. H. Rahn in Zürich gegründete medicinisch-chirurgische Privatanstalt, welche von der Schweizer Regierung zu einem Cantonal-

institut erhoben worden war, ging 1806 an die Universität zu Tübingen, wo er u. a. Vorlesungen bei Bohnenberger, Ploucquet, Autenrieth, Hiller, Kielmeyer, F. Gmelin und Froriep hörte und seit 1808 ein jährliches Staatsstipendium unter der Bedingung erhielt, nach beendigter Studienzeit sich beim Militär anstellen zu lassen. Kurz vor seiner Promotion 1809 mußte er infolge des Krieges mit Oesterreich als Oberarzt in die würtembergische Armee eintreten, machte 1812 den Feldzug gegen Rußland bei der großen französischen Armee mit, diente in dem eigens für die württembergischen Truppen eingerichteten Lazareth in Wilna, wo er namentlich eine schwere Typhusepidemie zu beobachten Gelegenheit hatte, erkrankte selbst schwer am Typhus und gerieth nach seiner Genesung in russische Gefangenschaft, in der er bis 1814 bleiben mußte. Hierauf fungirte er als Arzt an den Hospitälern zu Mühlhausen und Tettnang in Würtemberg, machte 1815 den Feldzug in Frankreich als Regimentsarzt mit, war drei Jahre lang als Stabsarzt in den Hospitälern zu Hagenau und Straßburg thätig und trat 1818 nach der Rückkehr aus Frankreich als Oberarzt bei einem in Heilbronn garnisonirenden Infanterieregiment ein, wo er ausreichende Muße und Gelegenheit zu zahlreichen litterarischen Arbeiten fand. 1833 nahm P. seine Entlassung aus dem württembergischen Staatsdienst und folgte einem Ruf als Professor der Physiologie, allgemeinen Pathologie und Therapie, sowie der Staatsarzneikunde nach Zürich. Hier entfaltete er eine höchst segensreiche Thätigkeit als Lehrer, Mitglied des Gesundheitsraths (seit 1835), der pharmaceutischen Section und Vaccinationscommission, Examinator für die Staatsprüfungen bis zu seinem am 11. Februar 1841 erfolgten Tode. Um das Züricher Medicinalwesen hat sich P. durch Herausgabe dreier inhaltreicher Sanitätsberichte für die Jahre 1836—1838 außerordentlich verdient gemacht. Von seinen sonstigen litterarischen Leistungen, deren genaues Verzeichniß in dem medicinischen Schriftstellerlexikon von Callisen (in Band XV, S. 148 und Band XXXI, S. 269) einzusehen ist, sind namentlich seine statt einer Inauguralabhandlung erschienenen, vortrefflichen „Beiträge zur näheren Kenntniß des sporadischen Typhus und einiger mit ihm verwandten Krankheiten, gegründet auf Leichenöffnungen" (Tübingen 1821) zu erwähnen. Auch gab er in Verbindung mit mehreren Gelehrten die „Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde" (6 Bde. 1834—1841; der 6., erst nach Pommer's Tode als Nachtrag herausgegebene Band, enthält die Verhandlungen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons Zürich von 1839—41) heraus.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgeg. von Hirsch, Bd. 4, S. 606. Pagel.

Pommeresch: Johann P., Rechtsgelehrter, geb. zu Greifswalde am 29. Juni 1624, † zu Lübeck am 24. Januar 1689. Johann verlor schon frühzeitig seinen Vater Heinrich, der Advocat am Wolgaster Hofgerichte, zuletzt Generalauditor der schwedisch-pommerischen Armee war, und am 2. August 1630 das Zeitliche segnete. Die Mutter, Emerentia Levenstohn, eine Greifswalder Kaufmannstochter von schottischer Abkunft, übergab den Sohn ihrem Schwager, Andreas Helwig, Rector am Gymnasium zu Stralsund, welcher die reichen Fähigkeiten des Knaben rasch zu entwickeln verstand; Peter Lauremberg, Polyhistor der Rostocker Hochschule, fand an dem Knaben solches Gefallen, daß er ihn sofort zu sich nahm und nicht blos zu Hause unterrichtete, sondern sogar an den öffentlichen Vorträgen und Disputationen theilnehmen ließ, wobei die Studenten das reife Urtheil des jungen Zuhörers bewunderten. Als Lauremberg 1639 mit Tod abgegangen, kam Johann wieder nach Greifswalde unter die Leitung seines Vetters, des Universitätsprofessors Franz Stypmann, der wie ein zweiter Vater für ihn sorgte. P., der später Stypmann's Nachfolger wurde, hat selbst in der

nach des Letzteren Tode verfaßten Oratio parentalis (Lugd. Batav. 1650. 4°) jener theilnahmsvollen Sorgfalt Worte des wärmsten Dankes gezollt. Nach dem Besuche des Greifswalder Gymnasiums, bezog er die Universitäten Rostock und Greifswalde, um dort die Rechte zu studiren, worauf er 1647 in Danzig bei einigen angesehenen Familien die Stelle eines Hofmeisters übernahm. 1649 ging er nach Holland und verweilte längere Zeit in Leiden, wo er mit mehreren Professoren in freundschaftlichster Weise verkehrte. Eben im Begriffe nach Frankreich abzureisen, erhielt er am 22. März 1650 von Wrangel, dem Statthalter von Schwedisch-Pommern an Stypmanns Stelle einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Greifswalde, traf infolge dessen im August 1650 dort ein, und las im nächsten Jahre Rechtsalterthümer und Tyrocinium juris universi. Mit Rücksicht auf letzteres Colleg hatte er kurz vorher für die Zuhörer ein praktisches Hilfsbuch verfaßt, das er „Examen Institutionum Justin. et annotationes in easdem“ benannte. Es erschien 1649 zu Danzig, 1661 und 1666 zu Jena in 12°, dann wesentlich vermehrt und neu bearbeitet in zwei Theilen unter dem Titel: „Tyrocinium juris primum atque plenius supra IV Institut. Justin. libros, in duas partes distinctum“ 1672, 77 und 84 gleichfalls zu Jena. Der erste Theil ist ein bündiger Institutionen-Commentar nach der Institutionen-Ordnung, wobei jedem Titel eine Reihe von Fragen (Examen) zur Beantwortung durch die Schüler angefügt ist. Der zweite Theil enthält die von P. bereicherte Synopsis juris von J. Fehr nebst 365 auserlesenen Quaestionen aus dem Civil- und canonischen Rechte. Die Vorrede verbreitet sich in eingehender Weise über den dem ganzen Werke zu Grunde liegenden Plan und die beobachtete Methode. Jacob Georg, Pommeresch's jüngster Sohn (Secretär und Erzieher bei Friedrich Christian Freiherr von Kielmannsegge in Hamburg) veranstaltete 1690 zu Leipzig eine neue, zweckmäßiger eingetheilte Ausgabe – mit Zusätzen (additionibus juris practici Caesarei et Saxonici) von Joh. Christ. Noßwitz — welche Ausgabe 1695, 1699 und 1702 drei weitere Auflagen erlebte, und hat somit das Werk im Laufe von fünfzig Jahren in verschiedener Gestalt zehnmal die Presse verlassen. — Als extraordinarius vertheidigte P. am 6. Februar 1651 seine Disputation „de restitutione spoliatorum“ (Gryphisw. 1651 in 4°), erlangte am 12. August 1652 den juristischen Doctorgrad und wurde schon einen Monat später (am 17. September) zum ordentlichen Professor ernannt. Während seiner 27jährigen Lehrthätigkeit wurde er öfters zum Rector, zehnmal zum Decan gewählt, und dreimal, 1661, 1670 und 1673, als Abgeordneter der Hochschule nach Stockholm zu König Karl XI. gesandt, um diesem die Wünsche und Anliegen der Universität vorzutragen. P. entfaltete in seinen Vorträgen einen sehr reichhaltigen Lehrstoff; denn er las nicht blos Civilrecht (de regulis juris, Institutionen, Pandekten und controversias juris), sondern auch Lehen- und Kirchenrecht nebst Civilproceß. Als Mitglied der Facultät (in welcher er zuletzt zum Senior und Primarius, Antecessor vorrückte) saß er auch im Spruchcollegium, das zu Beginn seiner Professur außergewöhnlich beschäftigt, – im Jahre durchschnittlich über 100 Sentenzen und Responsa erließ, deren Zahl 1653 sogar bis auf 143 stieg. Zu den vorerwähnten akademischen Auszeichnungen gesellten sich auch mehrere von Seiten der Krone. 1660 wurde er zum Assessor, 1668 zum Director des Consistoriums, außerdem zum Generalanwalt der früheren Königin Christine und zum obersten Hofrichter der Provinz ernannt. Gegen das Ende seiner Wirksamkeit auf der Hochschule um 1678 geriethen er, Friedr. Gerdesen und Peter Maskow, gleichfalls Professoren der Rechte, mit ihrem Facultätsgenossen Konrad Friedlieb, der von sämmtlichen Professoren nicht blos hochgeschätzt, sondern geradezu verehrt wurde, in

heftige wissenschaftliche Streitigkeiten, welche leider einen entschieden persönlichen Beigeschmack hatten, und nach damaliger Gepflogenheit zu einem erbitterten Schriftenwechsel führten. An diesem betheiligte sich zur Vertheidigung des Vaters auch der älteste Sohn, Johann Heinrich P., mit drei Streitbriefen „ad incomparabilem antecessorem C. Friedlibium“ (Lübeck 1679 4°), welche Letzterer nach seinem Abgange von der Universität Greifswalde von Hamburg aus (1679 und 1680) scharf erwiderte. Die Titel der Streitschriften und Einzelnheiten dieser gelehrten Fehde (welche indessen für uns keinerlei Interesse mehr bietet), finden sich in J. Molleri Cimbria literata. Th. II, p. 655 und 656. Die kriegerischen Unruhen in Pommern, unter denen namentlich Stadt und Universität Greifswalde schwer litten, machten bei P. den Wunsch nach Ortsveränderung rege. Zwar hatte er einen schon 1676 aus Altorf ergangenen Ruf abgelehnt, nahm dagegen das ihm 1677 angetragene Syndicat von Riga unter ausdrücklichem Vorbehalte der Rückkehr nach gewonnenem Frieden an. Da er jedoch weder vom Dänenkönige noch vom Kurfürsten von Brandenburg die zu einer Seereise nach Riga damals unentbehrlichen Geleitsbriefe zu erlangen vermochte, ließ er den ganzen Plan fallen, und wandte sich 1678 nach Güstrow, wo ihm Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg im September desselben Jahres die Stelle eines Justiz- und Kanzleirathes verlieh unter gleichzeitiger Uebertragung des juristischen Unterrichtes seines einzigen Sohnes, des Prinzen Karl. Doch schon im Herbste des folgenden Jahres finden wir P. an der Spitze des Syndicates in Lübeck, welche reich dotirte Stelle ihm von dort angeboten worden war. Vom Herzog ungern entlassen, war ihm auf dem Umzuge von Güstrow nach Lübeck zum Schutze gegen vagabundirende Soldateska eine Abtheilung Reisiger beigegeben worden. Als erster Stadtsyndicus führte er auch Processe gegen Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg wegen Rückgabe der Ortschaften Bergerdorp und Ripenborg, aus welchem Anlasse er nicht nur einige in deutscher Sprache verfaßte Streitschriften durch den Druck veröffentlichte (Lübeck 1684 4°), sondern auch zum Reichskammergerichte in Speyer und zu dessen Vorstand, dem Kurfürsten von Trier reiste. 1688 besuchte er noch einmal sein trautes Heimathsland Pommern und begrüßte in Greifswalde seine alten Freunde. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr, am 11. Januar 1689, erlitt er während der Gerichtssitzung heftige asthmatische Anfälle, welche sich in den nächsten Tagen steigerten und am 24. desselben Monats seinen Tod herbeiführten. Das in deutscher und lateinischer Sprache geschriebene „Programma funebre“ hat den Lübecker Rector Enoch Swanten zum Verfasser (Lübeck 1689 fol.). P. heirathete im Jahre seiner Ernennung zum Ordinarius, am 4. October 1652, Sophia Eleonore Braunjohann, Protonotarstochter in Lübeck. Nach deren Tode (October 1672) schritt er am 9. November 1674 zur zweiten Ehe mit Anna von Ohnstädt, Wittwe des Greifswalder Bürgermeisters J. Chr. Sturz, welche Ehe kinderlos blieb, während aus der ersten vier Söhne und fünf Töchter hervorgingen.

Unter den Söhnen ist des Erstgeborenen Johann Heinrich P. kurz zu gedenken. 1653 in Greifswalde geboren, studirte er dort unter Anleitung seines Vaters die Rechte, wanderte mit diesem 1679 nach Lübeck, und richtete von dort (wie bereits erwähnt, 1679 u. 1680) drei Streitschriften (zwei epistolae und eine Refutatio) gegen Konrad Friedlieb, der schlagfertig antwortete. 1689 wurde er am Gerichtshofe zu Güstrow von Herzog Gustav Adolph als Geheimsecretär angestellt, reiste nach dessen Tode behufs weiterer juristischer Ausbildung nach Wien (1697), besuchte dortselbst das Leopoldinum und wurde im nächsten Jahre von Friedrich Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin unter die Zahl

der herzoglichen Hofräthe aufgenommen. Einige Angaben über ihn sind in Fr. Thomas' appendix Analectorum Güstroviensium (pag. 108) zu finden.

Die zahlreichen Werke des Vaters, Johannes, sind am vollständigsten zusammengestellt in J. Mollers Cimbria literata T. II, pag. 654—55 und Dähnert's Greifswalder Bibliothek. Die große Mehrzahl der meist in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften besteht aus Disputationen, an welche sich einige orationes reihen. Auch der biographische Stoff ist bei Moller a. a. O. am besten bearbeitet, während die Mittheilungen in Vanselow's gelehrtem Pommern an Unvollständigkeit leiden und häufiger Berichtigung bedürfen. — Siehe auch Kosegarten, Gesch. der Universität Greifswalde.

Eisenhart.

Pommer-Esche: Johann Friedrich von P., preußischer Generalsteuerdirector und Wirkl. Geh. Rath, geb. am 10. Februar 1803 in Stralsund, † 18. April 1870 in Berlin. Er besuchte in Stralsund, wo sein Vater als schwedischer Regierungsrath angestellt war, das Gymnasium und studirte von Herbst 1822 an bis Ostern 1826 in Göttingen und Berlin die Rechte. Die praktische Laufbahn wünschte er in der Heimath zu beginnen, es war aber nicht möglich, weil damals die Gerichtsverfassung Neuvorpommerns in Umgestaltung begriffen war. So wurde er nach vorzüglich bestandener Auscultatorprüfung von April 1826 bis Ende 1827 beim Stadtgerichte in Berlin beschäftigt. Da er im Winter 1827—28 die Referendarprüfung und Ende 1830 die dritte Prüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, so suchte der Director der Handelsabtheilung, Beuth, ihn für die Verwaltungslaufbahn zu gewinnen. Anfangs lehnte er dies aus Vorliebe für die Justiz ab, aber schon bald, nach seiner Ernennung zum Assessor beim Kammergericht, änderte er den Entschluß und wurde auf seinen Antrag am 14. Juni 1831 der Regierung in Frankfurt a O. zur Beschäftigung überwiesen, dann zur Provinzial-Steuerdirection in Breslau versetzt (22. December 1831). Am 25. Juni 1832 wurde er zum Regierungsassessor, am 23. Juli 1833 zum Regierungsrath befördert und 1834 als Justitiar an das Regierungscolleg in Stettin versetzt. Die Freude, nun der Heimath näher zu sein, dauerte jedoch nicht lange, denn wegen seiner Tüchtigkeit wurde er schon am 7. Juni 1835 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen, worauf am 31. December 1836 die Beförderung zum geheimen Finanz- und vortragenden Rath im Finanzministerium und am 27. October 1839 die Ernennung zum geheimen Oberfinanzrath erfolgte. Im J. 1842 war er thätig als Bevollmächtigter bei der Rheinschiffahrts-Centralcommission, 1847 als Ministerialbevollmächtigter im ersten Verein. Landtage. Nachdem der Generalsteuerdirector Kühne Ende 1848 die einstweilige Leitung des Finanzministeriums übernommen hatte, wurde P. zunächst dessen Vertretung und am 3. März 1849 diese Stelle übertragen. In dieser leistete er Preußen und Deutschland die wichtigsten Dienste durch seine Thätigkeit für die zeitgemäße Fortbildung des deutschen Zollvereins. Seiner Mitwirkung ist zu verdanken der Abschluß der Verträge Preußens vom 7. September 1851 mit Hannover, vom 1. März 1852 mit Oldenburg, vom 19. Februar 1853 mit Oesterreich, vom 2. August 1862 mit Frankreich, vom 22. Mai 1865 mit Belgien und vom 30. Mai 1865 mit Großbritannien. Für die durch diese Verträge erworbenen Verdienste wurde ihm die ehrenvollste Anerkennung zu theil. Am 4. Februar 1854 wurde er zum Wirkl. Geh. Oberfinanzrath, am 25. Mai 1854 zum Mitglied des Staatsraths und am 10. August 1857 in diejenige Commission desselben berufen, welche wichtige grundsätzliche Fragen der Finanzverwaltung für die Entscheidung des Königs vorzubereiten hatte. Die Beförderung zum Wirkl. Geh. Rath erfolgte am 27. Januar 1865. Nach Einverleibung der neuen Provinzen 1866 erweiterten sich Pommer-Esche's Geschäfte

dermaßen, daß vom 1. Januar 1867 an die Verwaltung der directen Steuern von der Generaldirection getrennt wurde. Es lag ihm die Organisation der Steuerverwaltung in jenen Ländern ob und daneben wurde er durch die Arbeiten seit 1867 des Bundesraths des Norddeutschen Bundes, seit 1868 des Bundesraths des Zollvereins sehr in Anspruch genommen. Insbesondere ging von ihm der Entwurf zu dem Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869 aus. Er hielt dasselbe mit den zugehörigen Regulativen für den würdigen Schlußstein seines langjährigen, erfolgreichen Wirkens. Bald hiernach wurde er von einem bedenklichen Leiden befallen, gegen welches er in Soden und in der Schweiz vergeblich Heilung suchte. Ende October 1869 nach Berlin zurückgekehrt, widmete er gleichwol seine Thätigkeit den Arbeiten in den Ausschüssen des Bundesraths und gedachte auch mit 1870 die Leitung der Generalsteuerdirection wieder zu übernehmen, aber die Krankheit trat wieder heftiger auf und am 18. April machte ein Lungenschlag seinem Leben ein Ende. In der Begräbnißrede gab der Geistliche ein sehr lebhaftes Bild von Pommer Esche's umfassender Thätigkeit zur einheitlichen Gestaltung Deutschlands auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs, sowie seiner Fähigkeit zur Umgestaltung und Ordnung unter veränderten Verhältnissen.

L. A. v. Jordan, Gedenkblatt an den 2. Januar 1875 als 50jähr. Jubelfeier der Provinzialsteuerdirection in Magdeburg (als Manuscr. gedr.).

Wippermann.

Pondo: Georg P. (Pfundt), ein fruchtbarer Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts. Aus Eisleben gebürtig trat er 1574 als Musicus in den Dienst des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, wurde 1585 Bürger zu Cölln an der Spree und ist bis 1610 als Mitglied (Küster) des dortigen Domstiftes, welches 1614 reformirt wurde, nachweisbar. Außer einigen Gelegenheitsgedichten verfaßte er etwa 14 Schauspiele, von denen fünf noch erhalten sind, darunter drei Bearbeitungen fremder Stücke: 1590 Isaacs Heirath (nach Petrus Prätorius) und Walther und Griselde, 1596 Speculum puerorum (nach Wickram's Knabenspiegel), 1601 König Salomo, 1605 Susanna (nach Heinrich Julius von Braunschweig). Ferner hören wir von Aufführungen des verlorenen Sohnes 1579, des Damon und Pythias (wohl nach Omichius) 1580, der drei Männer im feurigen Ofen 1584, von einer 1593 gedruckten Hildegarde (nach Frischlin?) und einer 1605 erschienenen Komödie vom Engel Raphael (Tobias). P. ist ein bürgerlich hausbackener Dichter und nicht mit Theologen wie P. Prätorius und Philipp Agricola oder Satirikern wie Stricerius und Ringwald, sondern eher mit B. Krüger und Rollenhagen, hinter denen er allerdings zurücksteht, zusammenzuhalten. Am besten gelingen ihm die häufigen Bauernscenen in verschiedenen Mundarten, auch das Leben und Treiben am Hofe hat er gut beobachtet und versteht manches hinter der Scene geschehen zu lassen. Dagegen ist Sprache und Metrik — in der Susanna hat er die Prosa des braunschweiger Herzogs in Verse umgesetzt — oft platt und roh. Sein Narr, Nabal, Stocktor Droll oder Markolf geheißen, erinnert bisweilen an den Clown der englischen Komödianten. Bekannte Figuren des 16. Jahrhunderts sind die alte Zauberin, der Hof-, Ehe- und Hurenteufel; Eulenspiegel und Pfaff von Kalenberg werden citirt. Der von Spruchweisheit überfließende Hofprediger des Salomo ist eine Schmeichelei für den Berliner Hofprediger S. Gediccus, der ein empfehlendes Vorwort zu dem Stücke schrieb; sehr häufig ist das Motiv der Vorbereitung auf kommende Ereignisse durch Träume. Allgemein hat man P. auch ein 1589 am Berliner Hofe aufgeführtes Weihnachtsspiel, welches G. Friedländer 1839 nach der Handschrift herausgab, zugeschrieben, indes ist die Sache mindestens zweifelhaft. Das Spiel ist aus mehreren älteren mühselig zusammengeflickt, aber durch die darin ent-

haltenen und noch heute in der lebendigen Ueberlieferung fortlebenden Brocken alter Volkspoesie von Interesse.

Goedeke, Grundriß [2], 2, 349. — Acten des Berliner Staats- und Magistratsarchivs und der Spandauer Nicolaikirche. — Ueber das Weihnachtsspiel vergl. Bolte, Niederdeutsches Jahrbuch 9, 94—104. Bolte.

Ponheimer: Kilian P., der Aelt., Kupferstecher in Wien, geb. am 26. April 1757, Sohn eines Hofmusikers, wurde 1774 Schüler der Akademie und erhielt 1784 den großen Preis dieser Schule für eine nach seinem Lehrer Chr. Brand gestochene Landschaft. Aber auch Schmutzer hatte wohlthuenden Einfluß auf seine Technik. Neben verschiedenen Stichwerken für wissenschaftliche Zwecke, — so eine große strategische Arbeit für den Erzherzog Karl, und den 1786 für Prof. Barth gefertigten Tafeln zu einer Muskellehre — hat P. sehr viel nach älteren und modernen Meistern geliefert, darunter zu dem Haas'schen Belvedere-Werk 7 Bl., Landschaften nach Brand, Schmutzer, Hunglinger, Janscha, Hackert, Braun, Molitor, Weirotter u. A. Auch in dem bekannten Wiener Kaufruf sind einige Blätter von seiner Hand. Er scheint in nicht glänzenden Verhältnissen gegen 1840 in Wien gestorben zu sein. Seine delicat ausgeführten Arbeiten haben noch Werth. — Der Sohn Kilian P. in Wien, geb. am 12. November 1788, hatte einen ganz ähnlichen Lebenslauf. Nach dem Besuch der Akademie, seit 1803, übte er Miniaturmalerei, Schab- und Stecherkunst, besonders durch die Künstler Kininger und Maurer, auch Schmutzer, angeregt. Im genannten Galeriewerk finden sich ebenfalls Blätter von ihm, das schönste ist ein Blumenstück nach de Heem. Außerdem lieferte er Porträts von Zeitgenossen.

Ilg.

Poniatovska: Christine P., auch Ponicowskin und lateinisch Poniatovia genannt, war eine Tochter des Julian Poniatovski von Duchnik, eines polnischen Emigranten aus dem bekannten Adelsgeschlechte, welcher zu der böhmischen Brüderkirche übertrat und ihr als Geistlicher diente. Sie war 1610 in Preußen geboren und kam mit ihren Eltern 1615 nach Böhmen, von wo sie 1627 wieder vertrieben wurden. Indessen gelang es dem Vater, seiner Tochter bei einer Baronin von Engelburg auf Schloß Braun, nahe bei dem Ursprung der Elbe in Böhmen, eine Stelle zu verschaffen. Hier verfiel sie am 12. November 1627 zum ersten Male in einen ekstatischen Zustand, welcher bis zum Anfang des Jahres 1629 sich öfter wiederholte, und in ihrer Verzückung hatte sie mancherlei wunderbare Gesichte. Nach einem besonders heftigen Anfall am 27. Januar 1629 hielt man sie für todt und machte bereits Anstalten zu ihrem Begräbniß, als sie sich wieder erholte und fortan von dergleichen Zuständen nicht mehr heimgesucht wurde. Im J. 1632 verheirathete sie sich mit dem Prediger Daniel Vetter, wurde in dieser Ehe Mutter von zwei Kindern und starb 1644. „Zeiten der Verfolgung sind immer auch Zeiten ekstatischer Zustände, das sieht man wie an den Camisarden zur Zeit nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, so auch an der Unität nach der Schlacht am weißen Berge." Was die P. in ihrer Ekstase gesehen und gehört hatte, das hatte sie selbst aufgezeichnet, und obwohl es im Wesentlichen nur in der Ausführung von Reminiscenzen aus dem Buche Daniel und der Offenbarung Johannis bestand, so machte es doch in der Aufregung jener Zeit des Martyriums auf die Unterdrückten und Verfolgten einen gewaltigen Eindruck. Schon 1629 erschienen ihre Offenbarungen in Verbindung mit verwandten Mittheilungen Anderer im Druck, unter dem Titel: „Göttliches Wunderbuch, darinnen aufgezeichnet stehen, 1. himmlische Offenbarungen und Gesichte einer gottseligen Jungfrau aus Böhmen vom Zustand der christlichen Kirche, deren Erlösung und dem schrecklichen Untergang ihrer

Feinde" u. s. w. Drei Jahre nachher, als Gustav Adolph siegreich in Deutschland vorgedrungen war und Tilly bei Leipzig geschlagen hatte, wurde ein merkwürdiges Buch veröffentlicht: „Deß mitternächtigen Post-Reutters adeliches und untadeliches dreifaches Paßport, darinnen seine bißher unterschiedliche abgelegte Frewdenposten mit mehr als hundert und zwantzig, theils uhralten über dreytausend Jährigen, theils alten etlich hundert Jährigen, theils aber gantz spannewen und fast weltkündigen göttlichen Weissagungen und Wunderzeichen außführlich beglaubet und bestärcket werden. Gedruckt in der erlöseten Magdeburg." Hier werden unter Nr. 78, 79, 80, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 90, 92, 93 und 96 nicht weniger als dreizehn Weissagungen dieses „böhmischen Mägdleins" angeführt. Sie alle sind eigentlich nur Variationen ihres ersten Gesichtes vom 12. November 1627, in welchem sie über dem Schloßhofe zu Brann eine blutige Ruthe am Himmel schaute, deren Stiel gegen Mitternacht, deren Aeste aber gegen Mittag gekehrt waren, und deuten in sehr allgemeinen Bildern und Ausdrücken auf eine Macht hin, welche von Mitternacht kommt und die von Mittag herandringenden Feinde, den römischen Kaiser und den Papst, besiegen und vernichten werde, und so konnte man damals in den Erfolgen Gustav Adolphs wenigstens den Anfang ihrer Erfüllung erblicken. Am merkwürdigsten aber ist der Poniatovska Auftreten gegen Wallenstein. Sie erhielt in einem Gesichte den Auftrag, „einen Brief, welchen ihr der Herr dictiren würde, an den damaligen kaiserlichen General und bekannten Tyrannen, den Fürsten von Wallenstein, zu schreiben, ihn mit drei Siegeln zu versiegeln und selbst nach Gitschin zu bringen und entweder ihm oder seiner Frau zu übergeben". In der That überreichte sie dieses Schreiben am 25. Januar 1628, da Wallenstein selbst nicht zu Hause war, der Fürstin, vernahm aber während eines ekstatischen Anfalles, welcher sie in Gitschin befiel, die Weisung des Herrn, „eilends wieder weg zu gehen, weil dieses Haus seiner Gegenwart nicht werth wäre." Wallenstein scherzte über die Sache: „Mein Herr, der Kaiser, kriegt allerlei Briefe von Rom, Konstantinopel, Madrid u. s. f., ich aber gar aus dem Himmel." Am 12. December aber sah die P. in einem Traume, „wie Wallenstein in einem blutigen Talar spazieren ginge und bald auf einer Leiter in die Wolken steigen wollte, aber nach Zerbrechung derselben auf die Erde fiele. Da er denn ausgestrecket gelegen und aus dem Munde gräuliche Flammen gespyen, aus dem Hertzen aber Blut, Pech, Gifft und dergleichen ausgeschüttet, biß bei einem schrecklichen Gebrülle ein Pfeil vom Himmel herabgeflogen und sein Hertz getroffen. Hierzu habe ein Engel gesagt: „Diß ist der Tag, davon der Herr gesaget hat, daß er diesem Bösewicht zum Ziel gesetzet sei, in welchem, wo er sich nicht bekehre, er umkommen solle, ohne alle Barmhertzigkeit." Der Mitternächtige Post-Reutter von 1632 führt diese Weissagung noch nicht an; als aber zwei Jahre nachher Wallenstein zu Eger ermordet worden war, verfehlte man nicht, darin ihre Erfüllung zu erkennen. Eine größere Bedeutung gewannen diese Weissagungen dadurch, daß der berühmte Amos Comenius (s. A. D. B. IV, 431) infolge theils des ihm einwohnenden mystischen Zuges, theils seiner Zugehörigkeit zur Brüdergemeinde ihnen ein besonderes Interesse zuwandte und dadurch zugleich eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Comenius berichtet, daß er sechszehn solche Visionäre persönlich gekannt habe, und als die drei wichtigsten galten ihm Kotter, Drabik und die P. Das Kleeblatt ihrer Weissagungen hat er zuerst in Amsterdam 1657 unter dem Titel Lux in tenebris herausgegeben, dann auszugsweise in seiner 1659 gedruckten Historia revelationum Christopheri Kotteri, Christinae Poniatoviae, Nicolai Drabicii und endlich am vollständigsten 1665 unter dem Titel Lux e tenebris, novis radiis aucta cet. Kotter war ein nicht zur Brüdergemeinde gehörender Gerber zu Sprottau in Schlesien. Da man in

seinen Weissagungen eine Majestätsbeleidigung gegen den Kaiser fand, so wurde er auf Befehl des kaiserlichen Fiscals 1627 zu Glogau drei Monate lang in schwerem Gefängniß gehalten und dann durch Ausstellung am Pranger und Ausweisung aus den kaiserlichen Landen bestraft. Er lebte dann unter dem Schutze einiger ihm zugethanen Edelleute in der kursächsischen Lausitz, wo er im J. 1647 starb. Drabik, früher Pastor in Straznice in Mähren, wurde wegen seiner gegen das Haus Oesterreich gerichteten Weissagungen 1671 zu Preßburg in Ungarn gefangen genommen, und nachdem ihm auf kaiserlichen Befehl am 16. Juli die Hand und das Haupt abgeschlagen worden waren, wurde sein Leichnam sammt dem Buche Lux in tenebris unter dem Galgen verbrannt. Comenius wurde durch seine Vertheidigung dieser Visionäre in verschiedene sein Leben verbitternde Streitigkeiten verwickelt, über welche er sich in seinem litterarischen Testament, dem Unum necessarium, cap. 10, § 7 schließlich also ausgesprochen hat: „Außer den pansophischen Bestrebungen bin ich nach dem Willen Gottes in einen ungewöhnlichen Labyrinth geführt worden, indem ich die göttlichen Offenbarungen, die zu unserer Zeit geschehen sind, unter dem Titel Lux in tenebris oder lux e tenebris herausgegeben habe. . . . Was soll ich thun? Ich weiß nichts Anderes, als daß ich die ganze Sache Gott befehle! Mir wird mit dem Jeremia genug sein, daß ich die aufgezeichneten Plagen Babylons nach Babel zu lesen geschickt, sodann einen Stein daran gebunden und in den Euphrat geworfen habe (Jerem. 51, 63). Wenn etliche Weissagungen nicht erfüllt sind, will ich mich hüten, darüber zornig zu werden, angesehen, daß solches dem Jonas nicht wohl gelungen ist (Jon. 4). . . . Es steht denen frei, welche die alte Art, die Gott gebraucht, da er nichts thut, er offenbare denn sein Geheimniß den Propheten, seinen Knechten, ihm nicht mehr zulassen wollen, daß sie seinen Knechten und ihren Worten und Werken widersprechen; doch wird auch mir erlaubt sein mit David zu schweigen und meinen Mund nicht aufzuthun, so oft ich sehe Gott Etwas thun oder höre ihn Etwas reden, das ich nicht verstehe (Ps. 39, 9)."

Vgl. besonders Gottfried Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie, Frankfurt a. M. 1700, wo im 22. und 24. Capitel des 3. Theiles die Visionäre der damaligen Zeit ausführlich besprochen sind, die P. insbesondere im 22. Capitel § 15 bis 22; außerdem H. F. von Criegern, Johann Amos Comenius als Theolog, Leipzig 1881, S. 67 ff.

G. Baur.

Ponickau: Johann August von P. auf Klipphausen wurde am 2. September 1718 zu Dresden geboren. Sein Vater, der meißnischen Linie des viel verzweigten Geschlechts angehörig, war der königlich polnische und kurfürstlich sächsische Kammerherr Johann August von P. Die Mutter, welche schon 1720 starb, war eine geborene von Miltitz. Seine Jugendbildung hat P. auf der Schule zu Meißen erhalten. Sicher hat er auch eine Universität besucht; wir wissen nur, daß es nicht die von Wittenberg war. Nach dem am 16. April 1747 erfolgten Tode seines Vaters kam der junge Mann, der nie in den Staatsdienst eingetreten war und sich, wie scheint, auch nicht verheirathet hat, in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens. Dasselbe verwendete er auf die Begründung einer Sammlung von Büchern, Gemälden und Siegeln, die er in Dresden aufstellte. Sein Hauptbestreben war auf die Sammlung von Schriften zur sächsischen Geschichte gerichtet. Es ist ihm auch gelungen, eine Bibliothek von 11—12000 Bänden Bücher und Handschriften hierzu zusammen zu bringen, obwol ihm bei der Eroberung Dresdens durch Daun 1759 ein großer Theil der bis dahin gesammelten Schätze verbrannt ist. P. war ein menschenfreundlicher, nur seinen Studien lebender Gelehrter. Jedem Adels-

stolze schon seit seiner Jugend abhold, sammelte er nicht nur für sich, sondern auch für seine Freunde, d. h. alle die, welche sich für die mit seinen Studien verwandten Fächer interessirten. Die „Sammlungen vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte", welche 1767 bis 1777 in zwölf Bänden von Grundig und Klotzsch herausgegeben haben, sind größtentheils mit Hülfe des von P. gesammelten Materiales ausgearbeitet. Wie der Gelehrte zu dem Titel eines kurfürstlich sächsischen geheimen Kriegsrathes gekommen ist, ist nicht näher bekannt. Vielleicht, daß die große Schenkung, welche er der Landesuniversität Wittenberg machte, ihm denselben eingetragen hat. Denn schon im J. 1762 theilte er dem Professor Dr. Langguth in Wittenberg mit, daß er seine Sammlungen der dortigen Universität überlassen werde. Jede Danksagung hierfür verbat er sich „im ganzen Ernste". Da der fleißige Mann seine Augen zu sehr angestrengt hatte und gegen 1788 fast ganz erblindete, beschloß er, die Universität schon bei seinen Lebzeiten in den Besitz seiner Bibliothek zu setzen und ließ dieselbe auf seine Kosten von 1789 bis 1791 nach Wittenberg schaffen und dort aufstellen. Auch nachdem dieses geschehen war, vermehrte er die Sammlung noch durch die Zuwendung nicht vorhandener Bücher und durch wiederholte Geldgeschenke zu Neuanschaffungen. In seinem Testamente setzte er zu gleichem Zwecke die Summe von 3000 Thalern aus, von deren Zinsen auch ein Custos der Bibliothek mit einem jährlichen Gehalt von 50 Thalern bezahlt werden solle. Am 26. Februar 1802 starb zu Dresden der große Bücherfreund. Die Sammlung, die er Wittenberg hinterließ, bestand im Ganzen aus ungefähr 16000 Bänden Bücher und Handschriften. Dazu kommen noch ungefähr 30000 Brochüren, Flugblätter u. s. w., die dem 16. bis 18. Jahrhundert angehörig, einen ganz besonderen Werth haben. Nach der Verschmelzung der Universität Wittenberg mit der zu Halle ist die Bibliothek, welche 1813 vor der Belagerung Wittenbergs durch die Preußen nach Seußlitz bei Meißen gebracht worden war, und hierbei mancherlei Verluste erlitten hatte, nach Halle übergeführt, wo sie einen Annex der Universitätsbibliothek bildet und im Sinne ihres Stifters fortgeführt wird.

Vgl. Ed. Böhmer, Bericht über die von Ponickau'sche Bibliothek der Universität Halle-Wittenberg, Halle 1877, in 4° und die hier angezogenen Quellen.
O. Hg.

Pönitz: Karl Eduard P., königlich sächsischer Hauptmann und Oberpostrath, geb. am 24. Januar 1795 zu Döbeln in Sachsen, † am 27. September 1858 zu Pillnitz, gehört zu den hervorragendsten Militärschriftstellern Deutschlands. Anfänglich für die kaufmännische Laufbahn bestimmt, trat er bei Ausbruch der Freiheitskriege im Mai 1813 als Freiwilliger in die sächsische Cavallerie und machte die Feldzüge in Sachsen, Frankreich und den Niederlanden mit. In den kommenden Friedensjahren rastlos an seiner militärwissenschaftlichen Ausbildung arbeitend, fand er 1822 zuerst als Fechtmeister, im April 1825 unter Ernennung zum Officier, als Hilfslehrer der Militärwissenschaften Verwendung am Cadettenhause zu Dresden. Hatte P. bis zu diesem Zeitpunkte nur Beiträge für wissenschaftliche Zeitungen und eine Anzahl Artikel zum Militärconversationslexikon geliefert, so trat er nunmehr mit größeren, abgeschlossenen Werken hervor. 1838 erschien die „Taktik der Infanterie und Cavallerie", 1840 „Recognoscirung und Beschreibung des Terrains", 1842 „Die Eisenbahnen und ihre Benutzung als militärische Operationslinie", 1845 endlich sein Hauptwerk, „Die militärischen Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde". Im April 1846 als Oberpostrath in den Civildienst übergetreten, verließ er den Staatsdienst definitiv nach länger als 40jähriger Dienstzeit im März 1854. Sein letztes Werk, „Kriegerische und friedliche Träumereien", erschien im J. 1857.
Winkler.

Pontanus: Georg Barthold P. von Breitenberg, Dompropst zu Prag, geb. um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Brüx in Böhmen (daher der Name Pontanus), † am 20. Februar 1616. Seine Studien machte er an der hohen Schule zu Prag, wo er sich in der Dichtkunst, in der deutschen und lateinischen Beredsamkeit, in der Geschichtskunde und Gottesgelehrtheit auszeichnete, aber auch durch gewandte und annehmliche Umgangsformen bemerkbar machte. Kaum zum Priester geweiht, glänzte er als vortrefflicher Prediger und gesuchter Gelegenheitsdichter. Seine Talente und Verdienste wurden bald durch Ehrentitel und geistliche Pfründen belohnt. Im J. 1588 krönte ihn Kaiser Rudolph II. zum Dichter, erhob ihn in den Adelstand und legte ihm ein adeliges Wappen bei, kurz nachher erhielt er den Titel eines Comes palatinus und kaiserlichen Rathes; früher schon war er Canonicus an mehreren Kirchen, als auf dem Wyschehrad, zu Olmütz und Bautzen geworden, im J. 1582 Domherr an der Prager Metropolitankirche, seit 1586 daselbst Dechant und Generalvicar. Vier Erzbischöfe (Martin Medek, Zbinko Berka von Duba, Karl von Lamberg und Johann Lohelius) bedienten sich seines Rathes. Obwol eifriger Vertheidiger der katholischen Religion, war er doch auch von den Protestanten ob seiner Redlichkeit und Klugheit geschätzt. Im J. 1594 erhielt er die Würde eines Dompropstes. Er baute auf seine Kosten die Gruft für die Prager Domherren und führte in seiner Vaterstadt Brüx zu Ehren der heiligen Anna eine zierliche Capelle vor der Stadt auf. Ein Freund der Wissenschaften, sammelte er eine ansehnliche Bibliothek, die an vielen und seltenen Handschriften reich gewesen sein soll und von ihm dem Domcapitel vermacht, im J. 1648 aber von den Schweden geplündert wurde. Sein Bildniß befindet sich in der Hauptkirche zu Brüx an der linken Seite des Altars mit folgender Inschrift:

Pontanum
Pontani
Pontanæ
Posteritati
P. P.
Roma et Praga tibi referat, quos debet honores,
Patria vult isthoc te statuisse loco.
Altior astrifero restat tibi gloria coelo,
Cernitur in terris quantus es atque polis.

Da ein genaues chronologisches Verzeichniß seiner Werke sonst schwer zugänglich ist, so möge es hier folgen: „Vita Hroznatæ, fundatoris monasterii Teplensis in Bohemia“ 1586. 4°. (In Versen). — „Die Erstlinge der geistlichen Dichtkunst“. München 1589. — „Jiriho Bartholda z Praitenberku, žiwot sw. Iwana, jehozto tělo w kostele sw. Jana w Skále pochowané w pánu odpočiwá. Wyt. w Praze a Jir. Nigrina“. 1592. 4°. (Das Leben des heiligen Einsiedlers Iwan). — „Brixia, Bohemiæ civitas, carmine delineata“. Pragæ, Nigrinus, 1593. 4°. — „Lobgedicht auf Kaiser Rudolph II. nach Eroberung der Stadt Raab.“ (in I. Franci relatt. hist. 1595, pag. 31). — „Dialogus de statu Hungariæ“ Francof. 1596. 4°. — „Historia rerum Turcicarum“. Francof. 1597. 4°. — „Die Erhebung der geistlichen Krone in Böhmen“. 1599 (Gedicht). — „Geistliche Hymnen auf die heiligen Landespatrone des Königreiches“. 1602. — „Triumphus podagræ in hexametris scriptus.“ Francof. 1605. 4°. — „Synodal-, Kirchen- und Feldpredigten“. Prag 1606. 4°. — „Bohemia pia.“ Francof. 1608. Fol. — „Bibliotheca seu theatrum concionum“. Fol. Coloniæ 1608; wieder mit Porträt 1625 2 Vol. — „Scanderbegus, h. e. vita et res strenue feliciterque gestae Georgii Castriotæ“. Hanoviae 1609. 8°. (Ein versificirter Auszug aus des Marinus Barletius historia de vita et gestis Scanderbegi). — „Diurnale concionatorum“. Colon. 1611.

Vgl. Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler (herausgegeb. von Voigt und Pelzel). Prag 1775. 2. Theil, S. 22. — Bohuslai Balbini e S. J., Bohemia docta. Opus posth. editum . . . ab Raph. Ungar. Pragæ 1778—80. P. II, pag. 82. — Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen. Prag und Wien 1785—91. 7. Theil, S. 218.
Ant. Weis.

Pontanus: Gregor P., s. Brück, Bd. III, S. 388.

Pontanus: Jacob P., Philologe und Jesuit des 16. und 17. Jahrhunderts, hieß eigentlich Spanmüller und war im J. 1542 in Brüx in Böhmen geboren. Nach diesem seinen Geburtsorte nahm er den Namen P. an. Seine Bildung genoß er im Convict in Prag; 1564 trat er trotz des Widerstrebens seiner Familie in den Orden S. J. und wurde bereits 1566 mit den Ordensbrüdern nach Baiern geschickt, um dort als Lehrer thätig zu sein. So wirkte er 27 Jahre lang in Ingolstadt, vielleicht auch an anderen Orten, als Lehrer der Grammatik, Poesie und Rhetorik. In seinen späteren Jahren beschäftigte er sich noch immer eifrig mit classischen Studien und gab eine große Zahl von Büchern heraus; er starb 84jährig in Augsburg am 25. November 1626. Seine Schriften sind theils theologischen Inhalts (Parthenometrica i. e. meditationes, preces et laudes in Virginem matrem; Colloquia Sacrorum u. A.), vornehmlich aber philologischer Natur. Das vierbändige Werk „Progymnasmata purae latinitatis", welches 1588—94 erschien, ist noch bis in das vorige Jahrhundert hinein im Schulgebrauch gewesen und immer wieder aufgelegt; vielen Beifall fanden auch seine Commentare zu Vergil und Ovid und die „Attica bellaria s. literatorum secundae mensae ad animos relaxandos", zuerst 1615. Außerdem gab er eine Reihe von Uebersetzungen spätgriechischer Schriftsteller heraus.

Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrter I, 53 f. — Pelzel, Jesuiten, S. 4. — Jöcher III, S. 1688. — Rotermund VI, S. 610—612, wo auch ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Schriften zu finden ist.
R. Hoche.

Pontanus: Johannes Isacius P., niederländischer Historiker, wurde am 21. Januar 1571 auf dem Meere (daher der Name P.) unweit Elsenoer geboren, als seine aus Harlem stammenden Eltern vor der Inquisition nach Dänemark flüchteten, wo der Vater als diplomatischer Agent Oraniens gewirkt zu haben scheint. Doch kehrten dieselben später nach Holland zurück, wo P. in Franeker und Leiden studirte. Der gewiß sehr fähige Jüngling scheint sich schon früh den verschiedensten Wissenschaften zugewandt und sich auf seinen ungewöhnlich langen Reisen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz an verschiedenen Universitäten aufgehalten zu haben. Sehr oft kehrte er nach Dänemark zurück, wo er bei Tycho Brahe selbst, mit dem er in fortwährendem Verkehr blieb (wie er überhaupt mit einer außerordentlichen Zahl von Gelehrten des In- und Auslandes freundschaftliche Verbindungen anknüpfte und, was mehr sagen will, fortwährend lebendig erhielt) seine Ausbildung als Mathematiker erhielt. Ueberhaupt war Dänemark ihm ein zweites Vaterland, wie ihm denn auch einer seiner Freunde den Namen eines Dano-Belga beilegt. 1606 zum Professor der Mathematik und Philosophie an der damals noch nicht zur Universität erhobenen Schule zu Harderwijk in Gelderland ernannt und verheirathet, verblieb er jedoch daselbst bis zu seinem Tode im J. 1639, alle Rufe an andere Universitäten, welche ihm zukamen, ablehnend. Der herumschweifenden Jugend folgte ein äußerst ruhiges Alter. Darum aber ein nicht weniger fleißiges, denn P. entwickelte noch wie vor eine erstaunliche namentlich schriftstellerische Wirksamkeit. Als Mathematiker und Mediciner hat er nur wenig und nicht

selbständig geschrieben, aber als Lateiner besorgte er Ausgaben einer nicht geringen Zahl von Dichtern und Historikern, von welchen einige, wie z. B. die des Macrobius, seiner Zeit hoch geschätzt wurden. Nicht wenige derselben waren den Studenten bestimmt und mit erklärenden und kritischen Noten ausgestattet. Bei Weitem bekannter jedoch ist P. als Historiker. Als solcher schrieb er: „Origines Francicae“ (Harderwijk 1616); „Historia urbis et rerum Amstelodamensium“, Amst. 1611, übersetzt ins Holländische 1614, ein Buch, das vielen Streit hervorrief, namentlich von Seiten der Katholiken; „Disceptationes chorographicae de Rheni divortiis et ostiis“, Amst. 1617, gegen Cluverius und Scriverius gerichtet; und namentlich die zwei großen Werke: „Historia rerum Danicarum“ (Amst. 1631) und „Historiae Geldricae libri XIV“ (Amst. 1639), seine letzte und wichtigste Arbeit. Wenn P. auch im erstgenannten Buche und in mehreren anderen theilweise polemischer Natur durch Mangel an Kritik und Methode die Resultate seiner großen Gelehrsamkeit wesentlich beeinträchtigt und den Gegnern öfters Veranlassung zu allzunahen Widerlegungen bot, so hat er doch in den beiden letzteren der Geschichte große Dienste geleistet. Längere Zeit blieb Pontanus' Arbeit das vornehmste Werk über ältere dänische Geschichte; der zweite Band, die Geschichte des oldenburgischen Königshauses bis zum J. 1588 fortführend, ist nicht absonderlich erschienen, sondern später in den Monumenta rerum Germanicarum von Westphalen gedruckt. Seine Geschichte Gelderlands, im J. 1654 von Slichtenhorst ins Holländische übersetzt und umgearbeitet, bleibt noch immer eine Quelle der Geschichte jener Länder. Dennoch hat Mangel an Kritik ihn auch da manches Fabelhafte mit aufnehmen lassen. Wo er aber nach guten Quellen arbeitete, hat er in seiner Art Vortreffliches geleistet; wenn auch das Quellenstudium einer späteren Zeit seine Arbeit mehrfach überholt hat, eine neuere Geschichte Gelderlands ist nie vollständig erschienen. Seinen meisten historischen Arbeiten fügte P. die Beschreibung der Länder, über welche er handelte, hinzu, wie auch seine erste historische Leistung ein Itinerarium des südlichen Frankreichs mit historischen und linguistischen Beilagen war. Ebenso gehört er mit zu den ersten, welche die Reisen nach Indien und dem hohen Norden beschrieben, in seiner Beschreibung Amsterdams, wodurch er mit in den Streit um das Mare liberum hineingezogen wurde, in welchem er Grotius mit mehr Eifer als Erfolg gegen Selden beistand. Unter den niederländischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts nimmt P. gewiß eine hohe Stelle ein, wenn auch seine Vielseitigkeit die Gründlichkeit seiner Arbeiten vielfach beeinträchtigte.

Vgl. de Wind, Bibliotheek der Nederlandsche Geschiedsschrijvers, I. 434 und Bodel Nyenhuys in Nijhoff's Bydragen voor Vaderlandsche Gesch. en Oudheidkunde II. Der Artikel P. in van der Aa ist jenen beiden entnommen. In Bodels Artikel sind auch die älteren Quellen über P. und seine Werke angeführt. P. L. Müller.

Pontpietin: Jacques d'Amproux du P., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer General en Chef der Cavallerie, 1668 in der Bretagne geboren, wanderte seines evangelischen Glaubensbekenntnisses wegen aus Frankreich aus, ward auf einer vom letzten Herzoge von Celle, Georg Wilhelm, errichteten Pagenschule für den militärischen Beruf vorgebildet und am 20. März 1690 zum Fähnrich beim Infanterieregiment la Motte ernannt, trat aber, nachdem er am 1. April 1695 zum Capitän befördert war, seiner Neigung zum Reiterdienste folgend und begünstigt durch den Feldmarschall Chauvet, zur Dragonergarde über, indem er mit seinem älteren Bruder d'Amproux, gestorben 1738 zu Lüneburg als Brigadier und Chef des 9. Infanterieregiments, tauschte. Als nach dem Frieden von Ryswyk sein Truppentheil vermindert wurde, erhielt er als Rittmeister eine Compagnie beim Reiterregiment Boisdavid, später Saint Laurent,

und 1706, nachdem er, als Celle 1705 an Hannover fiel, in den kurfürstlich hannoverschen Dienst getreten war, war er Oberstlieutenant beim Cavallerieregiment Pentz, welches er, nachdem er an vielen Ereignissen des spanischen Erbfolgekrieges theilgenommen hatte und von einer am 23. Mai 1706 bei Ramillies erhaltenen schweren Wunde hergestellt war, mit großer Auszeichnung am 11. Juli 1708 bei Oudenarde führte. Unter den Augen des Kurprinzen, später König Georg II. von England, griff er, zur Vorhut unter Lord Cadogan gehörend, mit großem Nachdruck an und warf des Feindes Fußvolk und Reiterei. Er wurde hier von Neuem verwundet, focht aber bei Malplaquet und nahm am Kriege bis zuletzt theil. 1715 erhielt er ein eigenes, das 8. Cavallerieregiment, Dragoner. Als dann im J. 1734 Hannover ein Corps von 6000 Mann zu dem unter Prinz Eugen von Savoyen aus Anlaß der polnischen Thronfolge zum Kriege mit Frankreich am Rhein vereinigten Heere stellte, übertrug der König dem Generalmajor P. das Commando desselben. Das Jahr 1734 verging meist im Lager von Heilbronn, wo P. weniger gegen den Feind als gegen die Uebergriffe der verbündeten Generale zu kämpfen hatte, welche vielfach bestrebt waren, die Kreistruppen bei Vertheilung der Quartiere, der Verpflegung und sonst sich bietender Gelegenheit zu benachtheiligen. Namentlich die kaiserlichen Generale Seckendorf und Schmettau, welche das Ohr des alt und schwach gewordenen Oberbefehlshabers hatten, zeichneten sich darin aus; P. aber, gestützt auf den mächtigen Rückhalt, welchen ihm die Stellung seines Kurfürsten als Königs von England bot, trat ihnen mit Nachdruck entgegen und setzte durch, daß seinen Truppen ihr Recht wurde. Des dänischen Generals Mörner hatte er sich in gleicher Weise zu erwehren. 1735 machte sein Corps einen Theil der Heeresabtheilung aus, welche im Herbst unter jenem kaiserlichen Generalfeldmarschall Graf Seckendorf an die Mosel entsandt wurde und am 13. October bei Kloster Clausen am Palmbache im Trier'schen glücklich focht. Auf dem Rückmarsche in die Heimath erhielt er Befehl in der Grafschaft Lippe Halt zu machen, um von der Regierung in Detmold, welche einen beurlaubten hannoverschen Soldaten ergreifen und nach Bielefeld an Preußen hatte ausliefern lassen, Genugthuung zu verlangen. Nachdem er letztere in Gestalt von zwei Mann, welche er aus dem dortigen Militär auswählen lassen durfte, erhalten hatte, marschirte er ab. 1741 versammelte der König, in der Absicht für die Sache von Maria Theresia thätig Partei zu ergreifen, seine hannoverschen Truppen in zwei Lagern; das größere derselben, welches bei Hameln bezogen wurde, befehligte P.; die Maßregeln, welche Preußen und das mit diesem verbündete Frankreich ergriffen, ließen Georg II. indessen von einem Appell an die Waffen zunächst absehen. Erst im folgenden Jahre that er weitere Schritte, indem er im October 16 500 Mann unter P. aus Hannover nach Brabant rücken ließ. Dieselben traten in englischen Sold und standen unter dem Befehl des Feldmarschall Earl of Stair, bezogen aber für das erste Winterquartier; 1743 marschirten sie an den Main, wo es am 27. Juni zur Schlacht bei Dettingen kam. Georg II., welcher seine hannoverschen unter P. stehenden Truppen durch das Heranziehen der zunächst im Lande verbliebenen Regimenter auf 23 000 Mann verstärkt hatte, führte das Commando der aus Engländern, Holländern, Oesterreichern und Hannoveranern zusammengesetzten sogenannten „pragmatischen Armee“ in eigener Person und erfocht einen glänzenden Sieg. Nach Beendigung des Feldzuges marschirten die hannoverschen Truppen zum Theil an den Rhein, zum Theil kehrten sie in das eigene Land zurück, mit den letzteren P., welcher nun mit Rücksicht auf sein hohes Alter um seine Entlassung bat. Dieselbe wurde ihm jedoch nur in der Weise gewährt, daß er von der Verpflichtung entbunden wurde, in das Feld ziehen zu müssen, im Uebrigen aber

führte er die Geschäfte als General en Chef der Cavallerie auch dann noch weiter, als er nicht mehr im Stande war seinen Namen zu schreiben, sondern sich statt dessen eines Stempels bedienen mußte; er blieb jedoch bis zu seinem am 4. December 1756 im Alter von 88 Jahren und 5 Wochen zu Hannover erfolgten Tode in vollem Besitze seiner geistigen Fähigkeiten. Er starb unvermählt und ward in der Garnisonkirche beigesetzt. P. besaß großes Verständniß für den Reiterdienst und war namentlich ein Gegner der dickgefütterten Pferde und der Vorliebe für große Leute.

Neue genealogisch-historische Nachrichten, 85. Theil, Leipzig 1757, Heinsius. — Annalen der braunschweig-lüneburgischen Churlande, 6. Jahrgang, 4. Stück, Hannover 1792. — L. v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, 2. und 3. Band, Hannover 1870.

B. Poten.

Popma: Ausonius de P. (Popmen), Grammatiker und Rechtsgelehrter. Die P., welche zu den ältesten und angesehensten Adelsgeschlechtern Frieslands zählen, und um 1460 im Besitze der Insel Ter Schelling, später von Ylst und Warrega standen, liefern das in der Geschichte der Wissenschaften wohl seltene Beispiel, daß vier Brüder (Cyprian, Titus, Sixtus und Ausonius) gleichzeitig als namhafte Gelehrte und gefeierte Schriftsteller sich auszeichneten. Der berühmteste unter den Vieren war der jüngste, Ausonius, welcher seine Brüder an Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch übertraf. Zu Alst im Friesischen geboren, verlor er seinen gleichnamigen Vater (Ausonius v. P.) schon frühzeitig. Die Mutter, Ymcka van Hettinga, ein hochgebildete, thatkräftige Frau, verwendete auf die Erziehung ihrer Söhne große Sorgfalt. Die ersten humanistischen Lehren empfingen sie zu Gröningen, durch Rector Nikolaus Neupagus, welcher ihnen Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache ertheilte; von da zogen sie mit ihrer Mutter zum Studium der Philosophie und Mathematik nach Köln, wo sie in der Bursa Laurentiana wohnten, und wo die drei Aelteren Magister der freien Künste, Ausonius Baccalaureus wurde, dann wandten sie sich als Hörer der Rechte nach Löwen und kehrten nach längerem Aufenthalte dortselbst zur Wahrung ihrer bedrohten häuslichen Angelegenheiten mit Ausnahme des Sixtus in die Heimath zurück. Ausonius war ein tüchtiger Rechtsgelehrter und schrieb: „De ordine et usu judiciorum". Arnheim 1617, 2 Theile, 4° mit Vorrede von Winsemius und Gedichten von Hector Bouricius. Vornehmlich aber beschäftigte er sich mit Philologie, insbesondere mit der Grammatik, und verließ eine größere Anzahl von Schriften dieser Gattung die Presse. Sein vielverbreitetes Hauptwerk: „De differentiis verborum libri quatuor" (Antw. 1606), erläutert in alphabetischer Reihenfolge unter Anführung von Belegstellen aus Classikern mit großer Feinheit Sinn und Bedeutung der namentlich gleichlautenden Worte (synonyma) und verdient als einer der ersten Versuche dieser Gattung vollstes Lob, weil der Verfasser große Umsicht und gediegene Kenntnisse der Litteratur der Alten an den Tag legt. Das Buch fand auch sofort lebhaften Beifall und großen Absatz. Ein paar Jahre später erschien gewissermaßen als zweiter Theil des ebengenannten Werkes „De usu antiquae locutionis libri duo." Lugd. Bat. 1608, dann Argent. 1618, ebenfalls eine treffliche Arbeit, welche mit der vorerwähnten zur Begründung seines Rufes wesentlich beitrug. Die differentiae verborum wurden zum 2., 3. und 4. Male in Marburg (1635, 1646, 1673), zum 5. Male in Gießen (1670) aufgelegt. Sodann wurden sie vereint mit dem usus antiquae locutionis zu Leipzig, 1690 und 1708 in einer von J. V. Heckelius besorgten Ausgabe gedruckt, ebenda 1741 „cum augmentis Ad. Dan. Richteri", welcher in der Vorrede eine Lebensbeschreibung Popma's versprach. In der That gab er auch 1746 in Annaberg ein „Programma de

vita et scriptis Ausonii P." heraus. Nach der Richter'schen Ausgabe besorgte J. Chr. Messerschmidt zu Dresden noch 1679 eine neu durchgesehene, und J. Chr. Strodtmann lieferte in der Sammlung der lateinischen Gesellschaft zu Jena (Acta soc. lat. Jen. t. 2, pag. 51—103) eine Ergänzung von 100 Synonyma, welche P. nicht oder doch nicht genügend besprochen hatte. Ein vielgelesenes Buch unseres Gelehrten waren dessen „Fragmenta Historicorum veterum Latinorum collecta, emendata et scholiis illustrata", welche fünfmal aufgelegt (Amsterd. 1620 und 1661. 12°. Cantabrid. 1710. 4°. Lipsia 1724. 4°. Amsterd. 1742) und von Vossius, Curtius und Haverkamp ihren Sallustausgaben angefügt wurden. Unter den übrigen philologischen Werken sei noch erwähnt: „M. Porcii Catonis de agricultura sive de re rustica liber", Antv. 1590. Lugd. 1598 (Ed. 2), Franeq. 1620. Adjecto libro de instrumento fundi (Ed. 3). Ausonius bekleidete kein öffentliches Amt, und starb zu Jjlst an der Auszehrung (nach Michaud, biogr. univers.) 1613 im 50. Lebensjahre, nach Gabini de Wal (oratio de claris Frisiae Ictis) und van der Aa's Woordenboek 1621. Er war mit Jel von Galama verheirathet, aus welcher Ehe eine Tochter hervorging, die nachmalige Gattin des Lollus von Exema. Suffridus Petri (in den Scriptoribus Frisiae Decas XV, 6), Lyclama (in Membran L. VIII. Eccl. 23, pag. 291), Bartius (Adv. L. XVI cy, pag. 883), Siccama (Epist. pag. 162), Pierius Winsemius (Beschreibung von Bolsward) u. A. wetteifern in rühmender Anerkennung des Ausonius, letzterer beklagt es tief, daß ein Mann von solch wissenschaftlicher Bedeutung keinen Ruf auf einen Catheder erhalten habe (Epist. ad senat. in Frisia ordinem).

Sixtus von P. nach Suffridus Petri, Gabini de Wal und Michaud der älteste, nach van der Aa der jüngste der Brüder, ist nach ersterer Annahme vor, nach letzterer nach 1550 zu Alst geboren, machte denselben Bildungsgang wie seine Brüder, besuchte jedoch, indeß erstere nach Friesland zurückkehrten, behufs weiterer Ausbildung in der Jurisprudenz die Rechtsschule in Douay (nach Anderen in Dole), wo er den Doctorgrad erwarb. Heimgekehrt, besorgte er als Senior der Familie deren Geschäfte, war in politischen Angelegenheiten thätig und verheirathete sich mit Hanik Härsmea, die ihm einen Sohn (Ausonius) und eine Tochter schenkte. Er starb um 1611 zu Alst und liegt in der dortigen Martinskirche begraben. Sixtus erläuterte des Cornelius Celsus Buch „De arte dicendi" (Colon. 1569) und hinterließ handschriftlich einen „Commentarius in libros quatuor Instit. Imperialium".

Titus von P., vor 1550 zu Alst geboren, gleich seinen Brüdern gründlich gebildet, trieb neben dem Studium der Classiker mit Vorliebe Mathematik, Rechtswissenschaft und Philosophie und verfaßte als Privatgelehrter einige gediegene Werke. Im J. 1586 gründete er seinen Hausstand, indem er auf Anrathen seiner Freunde Frouck van Boytsma heimführte, die reichbegabt aus vornehmem Hause stammte. Allein binnen Jahresfrist wurde ihm die erst 20jährige Gattin zu Leuwarden am 28. März 1587 durch den Tod entrissen und zu Husem bestattet. In zweiter Ehe lebte er mit Anna von Feitsma und wurde Vater dreier Kinder, die beiden Söhne (Renicus und Hessel) starben unverheirathet. Titus selbst verschied (gleich seinem Bruder Ausonius) im J. 1621. Titus und Sextus wurden von Gallius Supcanus in „Frisia nobilis" pag. 65 sehr ehrenvoll besungen. Titus veröffentlichte: „Tabulae in Sphaerum et prima astronomiae elementa" (Colon. 1569. 4°). „Castigationes in Ciceronis epistolas ad Familiares" (Antv. 1672. 12°). „Notae in G. Asconium Pedianum", Colon. 1578. Sein vorzüglichstes Werk führt den Titel: „De operis Servorum liber singularis", Antw. 1608, Amsterd. 1672. 12° und in Thesaurus Poleni T. III, pag. 1319 u. ff.

Cyprian von P., gleich seinen Brüdern in Alst geboren (1550), und gleich diesen in Gröningen, Köln und Löwen gebildet, beschäftigte sich hauptsächlich mit classischer Litteratur und Geschichte. Seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit erwarb ihm den Beinamen einer Säule des Vaterlandes. Mit His von Boytsma verheirathet, war er Vater von zwei Kindern, welche vor ihm das Zeitliche segneten. Er selbst starb an seinem Geburtsorte am 2. October 1582 in einem Alter von nur 32 Jahren. Er gab heraus: „Henrici Mediolanensis libri de controversiis hominis et fortunae, cum commentariis“. Colon. 1570. „Sallustii opera emendavit et emendationum rationes adjecit“. Lov. 1572. Seine „Historia motuum civilium, qui in Frisia sunt post annum 1570“ ist wahrscheinlich verloren.

In van der Aa's Woordenboek sind des Ausonius und seiner Brüder Schriften (Bd. 15, S. 418—22) sehr vollständig aufgezählt; auch ist dortselbst die Litteratur über die Popma's am sorgfältigsten zusammengestellt. — Siehe ferner über Ausonius und Sixtus Michaud, biogr. univ. sub voce Popma.

Eisenhart.

Poppe: Johann Heinrich Moritz von P., Mathematiker und Technologe, geboren am 16. Januar 1776 in Göttingen, † am 21. Februar 1854 in Tübingen. Von Jugend auf durch seinen Vater, der die Stelle eines Universitätsmechanikers bekleidete, für die praktische Mechanik begeistert, besuchte P. das Lyceum seiner Vaterstadt und trat nach der Confirmation als Gehilfe seines Vaters in dessen Werkstätte ein, da die Mittel zum akademischen Studium sich nicht aufbringen zu lassen schienen. Der Umstand jedoch, daß 1794 sämmtliche junge Hannoveraner, einzig die Studirenden ausgenommen, zum Waffendienste herangezogen wurden, trieb ihn schließlich doch der schon aufgegebenen Laufbahn zu, und mit Eifer betrieb er nun unter Kästner mathematische, unter Lichtenberg physikalische, unter Beckmann technologische und staatswirthschaftliche Studien; zumal dieser letztere Lehrer hat auf Poppe's ganze spätere Richtung den nachhaltigsten Einfluß geübt. Die stete Geldnoth veranlaßte ihn, mit kleinen schriftstellerischen Versuchen hervorzutreten, und als er für seine 1797 gedruckte „Geschichte der Uhren“ das Honorar von 24 Thalern erhielt, fühlte er sich äußerst glücklich. Der erste Erfolg ermuthigte ihn, zwei Jahre später sein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst“ erscheinen zu lassen, eine gute Compilation, die auch durch ihre Rücksichtnahme auf die in Deutschland noch wenig bekannten hervorragenden Leistungen der französischen Feinmechaniker verdienstlich war. Wissenschaftlich höher steht entschieden seine 1800 von der philosophischen Facultät Göttingens mit der großen Medaille ausgezeichnete Preisschrift, welche ursprünglich lateinisch geschrieben war, in den Buchhandel (Nürnberg 1802) aber in deutscher Sprache unter dem Titel gelangte: „Ausführliche Geschichte der Anwendung aller krummen Linien in mechanischen Künsten und in der Architektur“. Diese Monographie, die ihrem Autor u. a. auch die Würde eines schwarzburg-sondershausischen Rathes eintrug, ist dem Fürsten Primas gewidmet, der denn auch die Dedication annahm, in einem uns noch erhaltenen Briefe aber in feinsinniger Weise den Verfasser auf die Mängel hinwies, welche dessen Behandlung des Gegenstandes nach anhafteten. Auch die um eben diese Zeit entstandene „Ausführliche Geschichte der theoretisch-praktischen Uhrmacherkunst“ darf als eine gediegene Arbeit gelten. 1803 promovirte P., habilitirte sich bald darauf an der heimischen Hochschule und hielt vor einem großen Auditorium Vorträge über mathematische Geographie.

Von 1804—1818 wirkte P. in Frankfurt a. M. als „Lehrer“ und, etwas später, als „Professor“ der Mathematik, Physik und Naturgeschichte am dortigen Gymnasium. Seit 1805 verheirathet, wurden ihm während seines Frankfurter

Aufenthaltes vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn, geboren, welch letzterer ebenfalls Mathematiker ward und noch heute in hohem Alter zu Frankfurt lebt. P. rechnete diese Jahre seines Lebens zu seinen glücklichsten und erfolgreichsten; er begründete das gewerbliche Schulwesen, welches noch jetzt den Stolz der alten Reichsstadt bildet und wirkte sehr viel gutes als ständiger Secretär der gleichfalls durch seine Anregung entstandenen „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste". Nur die Zeit der Befreiungskriege erwies sich als eine für solch friedliche Bestrebungen sehr ungünstige, und einmal, als während der Hanauer Schlacht die Baiern von Sachsenhausen aus das rechte Mainufer beschossen, wäre durch eine in Poppe's Studirzimmer eingedrungene Kugel dessen Thätigkeit beinahe ein frühes Ziel gesetzt worden. Einen Ruf nach Wien als Vorstand des technologischen Cabinets lehnte er ab, den Ruf nach Tübingen dagegen nahm er an und wirkte daselbst von 1818—1841, indem er über Technologie, Maschinenkunde, Mathematik und Experimentalphysik las. Im genannten Jahre trat er, hauptsächlich durch die zunehmende Schwäche des Gehörs hiezu bewogen, in den Ruhestand, wenige Jahre zuvor hatte ihm die bezügliche Ordensdecoration noch den Personadel gebracht. Seine Feder ließ P. auch nach seinem Rücktritt vom Lehramte nicht feiern, vielmehr gingen gerade noch aus dieser Ruhezeit des geschäftigen Mannes viele umfangreiche Werke hervor.

Wissenschaftlich bedeutendere Leistungen hat allerdings die Tübinger Periode nicht mehr zu Tage gefördert, vielmehr gehören diejenigen Arbeiten von P., welche auf wirklichen Gehalt Anspruch machen können, ausschließlich der Göttinger und Frankfurter Zeit an. Der Aufforderung Dalbergs, ein „deutscher Montucla" zu werden, ist P. leider nicht nachgekommen, seine wackere Preisschrift über die Curven blieb ohne Nachfolger, und die „Geschichte der Mathematik" (Tübingen 1828) wäre sogar besser ungeschrieben geblieben. Wohl aber lieferte er in jüngeren Jahren noch zwei tüchtige Concurrenzschriften; seine Anleitung, bei Unglücksfällen Hilfe zu leisten und solche zu vermeiden, ward von einem österreichischen Philanthropen hoch belohnt und auf dessen Anordnung in sieben neuere Sprachen übersetzt, und die „Commentatio de incremento et progressibus literarum mechanicarum seculo duodevigesimo" erhielt 1805 den Preis der Jablonowskischen Societät in Leipzig. Seine „Volksgewerbelehre" erlebte 1850 noch eine sechste, 1856 eine siebente Auflage und documentirte allein schon durch diesen Umstand ihre große Brauchbarkeit, wie denn der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Böhmen das Werkchen, ins Tschechische übersetzt, an alle Handwerksmeister, die darnach Verlangen trugen, unentgeltlich vertheilen ließ. Aehnlichen Zwecken suchte die mehrfach aufgelegte „Volksnaturlehre" mit gutem Erfolge zu entsprechen. Auch die „Geschichte der Technologie seit der Wiederherstellung der Wissenschaften" (3 Bände, Göttingen 1811) ward von den Zeitgenossen beifällig aufgenommen. Allein mehr und mehr verlor P. die Fühlung mit der aufstrebenden Wissenschaft; in Tübingen fehlte ihm, der nur ungerne Reisen unternahm, jede auf Autopsie beruhende Kenntniß der Fortschritte, welche gerade damals die Maschinentechnik machte, und seine Theilnahme als Jurymitglied bei den von der landwirthschaftlichen Centralstelle bewirkten Preisvertheilungen vermochte nur ungenügenden Ersatz zu bieten. Auch war das technologische Cabinet der Hochschule nur mit einer ganz geringen Dotation versehen. Auf diese Weise isolirt, widmete sich P. zuletzt ausschließlich der populärwissenschaftlichen Schriftstellerei, und so mußte es kommen, daß nach dem übereinstimmenden Urtheile von Volz und Karmarsch nur wenige unter den 149 Bänden, die P. allmählich producirte und auf deren Einzelaufführung wir uns hier selbstverständlich nicht einlassen können, über das Niveau des Ephemeren sich erhoben. Aber es ist wol zweifellos, daß an diesen Verirrungen des rast-

losen Litterators mehr die Umstände die Schuld trugen, die ihm eine Wirksamkeit an der richtigen Stelle versagt hatten, und wenn man der geistigen Frische seiner Jugendarbeiten sich erinnert, wird man es immerhin begreiflich finden, daß Poppe's Name durch lange Jahre mit Ehren in Deutschland genannt, und daß dessen Träger im Laufe der Jahre Mitglied von nicht weniger als 15 gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften wurde.

Autobiographie in Heydens Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter, Frankfurt a. M. 1861, S. 244 ff. — Nekrolog von Volz in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 10. Jahrgang, S. 373 ff. — Karmarsch, Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, München 1872, S. 873 ff. — Private Mittheilungen aus Tübinger Universitätskreisen. Günther.

Pöppelmann: Mathäus Daniel P., geb. 1662 zu Dresden, † daselbst am 17. Jan. 1736 als erster Architekt des Königs August II. von Polen, Oberlandbaumeister und Geh. Kämmerer. P. begann im J. 1696 seine Laufbahn als Conducteur am Landbauamte zu Dresden, erscheint 1708 als Landbaumeister und 1718 als Oberlandbaumeister. Im J. 1710 errichtete P. das K. Palais am Taschenberge zu Dresden und schuf sich zugleich durch bürgerliche Bauten daselbst bedeutenden Ruf. Eine große Reihe von Bauten folgt: 1711—20 der Zwingerhof zu Dresden, 1715—17 ein Palais für den Grafen Flemming, welches der Meister, nachdem es der König August II. erworben, in Gemeinschaft mit J. von Bodt und Z. Longuelune durch Vergrößerung zu dem jetzigen Japanischen Palais umwandelte, 1722 war P. mit Knöffel thätig am Schloßbau und der Gartenlage zu Großsedlitz bei Dresden, 1724—31 errichtete er die Kirche zu Friedrichstadt-Dresden, zugleich erfolgte die Erweiterung des Jagdschlosses Moritzburg bei Dresden und 1727—31 die Ausschmückung der Augustusbrücke zu Dresden. P. war ferner thätig für die Errichtung der Dreikönigskirche zu Dresden, Schlösser in Polen und die Umbauten der Schlösser zu Pillnitz, Pretzsch, Elsterwerda u. a. Mit Longuelune schuf P. die baulichen Anlagen für das militärische K. Lustlager zu Zeithain und erfüllte in mannigfachster Weise die prächtigen Anforderungen des Königs, für welchen er auch neben dem gewaltigen, nicht mehr vorhandenen Weinfaß auf der Festung Königstein Pläne für Theater, Cirken u. s. w. entwarf. Eine große Anzahl von bezüglichen Plänen P.'s sind erhalten, die Forschungen aber noch nicht abgeschlossen. P.'s schöpferische Kraft und künstlerische Eigenart architektonischer Durchführung offenbart sich in dem fragmentarischen Bauwerk des Zwingerhofes zu Dresden, welches als etwa der 5. Theil eines außerordentlich weiten Neubaues des Dresdner Schlosses aufzufassen ist. Verschiedenartige Entwürfe P.'s für diesen Zweck sind erhalten. In der Grundrißlegung wie dem Ausbau des Zwingers zeigt sich P. als meisterhafter Beherrscher und Anwender der italienischen Renaissance-Formen, welche er, seiner künstlerischen Eigenart gemäß, mit den Schmuckformen des Barockstiles je nach der Bestimmung der einzelnen Theile des Baues reicher oder einfacher umkleidete. P.'s künstlerisches Denken und Können kam den repräsentativen Zwecken, welchen König August im Zwinger Ausdruck geben wollte, auf das glücklichste entgegen und mit Recht wird dieser Bau als die großartigste und eigenartigste Schöpfung seiner Zeit geschätzt. Während der Bauausführung besuchte P. wesentlich Rom, Neapel und Paris, um die Garten- und Schloßanlagen dieser Städte kennen zu lernen. P.'s künstlerische Richtung zeigt nicht die majestätische Wucht der Schlüter'schen Gestaltungsweise (Schloßbau Berlin), sie neigt sich dem Lieblichen, Fröhlich-Sinnlichen zu, ohne sich der ausschweifenden Barock zu ergeben, wie diese sein Zeitgenosse Paul Decker ausbildete. Dem Einflusse, welchen P. auf gleichzeitige Künstler ausübte, konnte sich auch G. Bähr bei Ausführung

der Eckbauten der Frauenkirche zu Dresden nicht entziehen. Die oben erwähnten kirchlichen Bauten P.'s zeigen nichts von seiner eigenartigen künstlerischen Gestaltungsweise. Ein Bildniß des großen Künstlers, dessen Liebenswürdigkeit und allgemeine Bildung seine Zeitgenossen andeuten, ist wie sein Grab nicht erhalten. — P.'s Sohn Karl Friedrich widmete sich dem militärischen Ingenieursache, wurde 1740 geadelt, Obrist des K. Ingenieurcorps, 1743 Accisbaudirector und Director über die K. Gebäude zu Warschau; starb 1750.

R. Steche.

Pöppig: Eduard Friedrich, Reisender und Naturforscher, geb. am 16. Juli 1798 zu Plauen, † den 4. September 1868 zu Wahren bei Leipzig. Pöppig's Vater war ein begüterter Handelsherr der voigtländischen Hauptstadt, seine Mutter gehörte dem Patriciat derselben Stadt an. Nach dem frühen Tode des Vaters sorgte diese für die Erziehung ihres Sohnes in Leipzig, wohin sie übergesiedelt war, erst durch Privatunterricht und auf der Thomana, dann besuchte derselbe die Landesschule zu Grimma, in deren Matrikel wir ihn unterm 3. Mai 1810 eingetragen finden. Er verließ dieses Gymnasium am 18. März 1815 und bezog die Universität Leipzig, um Medicin zu studiren und daneben Naturgeschichte zu treiben. Den Grund zu seinen botanischen Kenntnissen hatte er vor dieser Zeit schon zu legen begonnen und erweiterte dieselben auf einer Reihe von Fußreisen, welche sich immer weiter ausdehnten, indem sie ihn erst nach dem Rhein, dann nach Oesterreich und Ungarn, nach Südfrankreich bis zu den Pyrenäen, in die Schweiz, nach Tirol und Kärnthen führten. Mit dem bekannten Botaniker Karl Schubert, der später schöne Reiseschilderungen aus Norwegen herausgegeben hat, bestieg er den Großglockner. Im Anfang des Jahres 1822 erlangte er die Doctorwürde der Universität Leipzig und schiffte sich schon im April desselben Jahres in Hamburg nach Cuba ein, wo er am 1. Juli landete und volle zwei Jahre dem Studium der Pflanzenwelt der damals trotz Humboldts Essai sur l'île de Cuba noch wissenschaftlich fast unbekannten Insel widmete. Freunde der Naturwissenschaften und Sammler seiner Heimath, unter ihnen besonders Professor Schwägrichen in Leipzig, unterstützten ihn mit Instrumenten und Geldmitteln und erhielten dafür die gesammelten Naturalien zugesandt. P. war botanisch vorgebildet, scheint auch in den ersten Jahren nur botanisch gesammelt zu haben und konnte als ein vorzüglicher Pflanzenzeichner gelten. Pöppig's erster Versuch im Zeichnen für Reproduction sind die Tafeln, welche er für seinen Freund Justus Radius zu dessen Dissertation De Pyrola 1821 auf Stein zeichnete. P. verließ Deutschland im Frühling 1822. Der Paß, welchen er auf seiner ganzen Reise mit sich trug, war Februar 1822 in Merseburg ausgestellt. Vermuthlich begab sich der Reisende nicht direct nach Cuba. Daß er aber am 1. Juli 1822 auf der Rhede von Matanzas lag, geht aus einer Notiz in seiner Schilderung dieses cubanischen Platzes in den „Landschaftlichen Ansichten" hervor. Aus der Erwähnung der Fahrt in der Nachbarschaft der Bahama, welche man in derselben Schilderung findet, scheint hervorzugehen, daß P. das „rührende Interesse" selbst empfunden hat, mit welchem nach seiner schönen Darstellung der die Bahamas Vorbeisegelnde in der Erinnerung an die merkwürdige Nacht erfüllt wird, die der Entdeckung Amerikas vorherging. Der Weg aus den atlantischen Häfen Nordamerika's nach Cuba führt an den Bahamas vorüber. Es ist wenig, was P. über Cuba hinterlassen hat: eine „Schilderung der Insel und ihrer Bewohner" im Amerikanischen Correspondent von Philadelphia für 1825, die Beschreibung von Matanzas in den Landschaftlichen Ansichten, endlich die später näher zu erwähnenden Bruchstücke über Cuba im Ausland von 1839. Hauptsächlich ist zu bedauern, daß die reichen Sammlungen zur cubanischen Flora nicht eine zusammenfassende Verarbeitung fanden. Vom 24. April 1824

datirt Pöppig's Paß für die Reise von Matanzas nach Philadelphia. Ueber sein Verweilen in Nordamerika fließen die Nachrichten spärlich. Froriep's Notizen Nr. 233 (August 1825) bringen eine Correspondenz aus Conelsburgh im südlichen Pennsylvanien, wo P. den Winter 1824/25 verbrachte, der durch seine Milde im Norden und die bis Jamaica sich ausdehnenden Schneefälle im Süden Nordamerika's ausgezeichnet war. Befreundet mit dem Buchhändler Ritter aus Reutlingen, dem Herausgeber des damals in Philadelphia erscheinenden Wochenblattes „Amerikanischer Correspondent für das In- und Ausland" schrieb er in dessen Spalten im Winter 1825/26 eine maßvoll gehaltene und geistreiche Uebersicht der Geschichte des Jahres 1825 und einige Erinnerungen an Cuba. Er scheint in dieser Zeit fleißig gesammelt zu haben, denn im Sommer 1825 konnte sein Freund Dr. Radius in Leipzig das Eintreffen von 12000 getrockneten Pflanzen, cubanische und nordamerikanische Arten, welche P. gesandt hatte, ankündigen. Dieselben wurden je 200 Exemplare zu 18 Th. sächs. abgelassen. P. weilte in Baltimore, das durch seine für die ganze Geschichte der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe so folgenreiche Stellung als Ausgangspunkt zahlreicher Munitions- und Provianterpeditionen nach der südamerikanischen Westküste, der günstigste Ort für den Antritt einer Reise in diese damals wenig besuchten Gebiete genannt werden durfte, als im August 1826 Briefe eintrafen, deren Inhalt eine früher geplante größere Reise in das Innere von Südamerika ermöglichte. Er verließ diesen Hafen am 26. November. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hatten ihm die Natur noch einmal in ihrem schönsten Gewande, dem des farbenreichen Indian Summer gezeigt, mit dessen kaum übertroffener Beschreibung das erste Capitel seiner Reiseschilderung in der anziehendsten, versprechendsten Weise anhebt. Am 9./10. Januar 1827 wurde der Aequator gekreuzt, bei stürmischem Wetter die Magelhaensstraße durchfahren und am 15. März bei Valparaiso die Westküste gesichtet. Den Aufenthalt in dem erst aufblühenden, damals mehr als heute reizlosen Valparaiso verschönerte das Zusammentreffen mit den deutschen Naturforschern von Kittlitz und Mertens, die an Bord des „Seniavin" auf jener Reise um die Welt begriffen waren, deren Schilderung durch den erstgenannten in Bezug auf Vielseitigkeit und Thatsachenfülle, keineswegs aber an stylistischer Feinheit mit derjenigen Pöppig's wetteifert. P. war glücklich, im Spätsommer 1827, dem Frühling dieser Halbkugel, die für den Sammler wenig ergiebige nächste Nachbarschaft Valparaiso's gegen das vom Rio de Aconcagua durchströmte Thal von Quilota vertauschen zu können, welches sich ein paar Meilen nördlich von Valparaiso öffnet. Als er Ende September eine erste Sendung seiner Sammlungen persönlich in Valparaiso zu Schiff gebracht hatte, trat er rasch die Reise in die Anden auf der vor ihm schon mehrfach beschriebenen Route über San Jago und Sa. Rosa de los Andes nach Mendoza an. Er fand Gelegenheit in S. Jago und unterwegs seine, wie die Schilderungen des 3. Capitels zeigen, schon sehr gründlichen Kenntnisse Chile's zu vertiefen und zu erweitern. Pöppig's Beschreibung des jungen Freistaates und seiner gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse stehen nur an Ausführlichkeit hinter denen der Zeitgenossen und jüngsten Vorgänger, wie besonders Miers, zurück, übertreffen dieselben aber alle an Plastik und Durchdachtheit. In unserer Litteratur fanden sie ihresgleichen zwar in Humboldts Essais politiques über Neuspanien und Cuba, welche indessen beide, litterarisch betrachtet, hinter Pöppig's höchst abgerundeter, sicherer Darstellung noch zurückbleiben. P. verweilte zum Zweck des Sammelns, nachdem er den Cumbre überschritten, längere Zeit in einer Hütte nahe bei S. Felipe de Aconcagua und verließ erst in den ersten Tagen 1828 seinen stillen Aufenthalt, um die Reise nach Mendoza fortzusetzen. Der Verlust eines

Theiles seiner wissenschaftlichen Ausrüstung beim Versuch der Kreuzung eines reißenden Bergbaches zwang ihn jedoch schon nach dem ersten Reisetag zu schleuniger Umkehr und Aenderung der Route. Am 14. Januar in Valparaiso angekommen, begab er sich schon nach zwei Wochen nach dem südlichen Chile, um auf neuem Boden und doch nicht zu fern vom Ausgangspunkt weiterer Reisen die Erneuerung seiner Ausrüstung abzuwarten. Nachdem er den chilenischen Winter in Talcahuano verbracht, ging er Ende October in das gebirgige Hinterland, wo die Anden von Antuco ein dem Sammler jungfräuliches Gebiet verhießen. Mitten in den Fehden zwischen Indianern und Weißen und friedlichen und wilden Indianern, welche nur schwer bewaffnete Expeditionen zuließen, gelang es P., reiche Sammlungen anzulegen und die erste wissenschaftliche Ersteigung des Vulkans von Antuco durchzuführen. Pöppig's Angaben über das Vorhandensein einer Gletscherhülle an diesem 2700 m hohen Berge ist eine der ersten bestimmten Hindeutungen auf Gletscher der Anden, denen wir in der südamerikanischen Reiselitteratur begegnen. Als der erwartete Ersatz an Instrumenten und Büchern angekommen war, fuhr P. am 13. Mai 1829 von Valparaiso nach Callao. In Lima angekommen, ergab sich die Unausführbarkeit des schönen Planes, über Guayaquil nach Choco und Esmeraldas zu reisen. Ohne langes Zaudern wurde daher gegen Huanaco vorgedrungen, die Inka-Ruinen auf der Hochebene von Diezmo untersucht, der Bergbau von Cerro de Pasco und das Leben der Indianer in der Puna genau studirt, die Gegend von Huanaco sammelnd durchstreift und endlich mitten im Urwaldgebiet des Ostabhanges in der Hacienda von Pampayaco ein höchst ergiebiger Aufenthalt genommen, der vom Juli 1829 bis zum April 1830 dauerte. Hier entstanden die reichsten Sammlungen, hier die herrlichen Schilderungen der Tropennatur, welche das 4. Capitel des 2. Bandes des Reisewerkes zum glänzendsten des ganzen Buches machen. Im Mai 1830 wurde auf drei kleinen Flößen aus dem korkleichten Holze der Ochroma die Thalfahrt auf dem Huallaga angetreten, welche nach dem verlassenen Missionsdorf Tocache führte, wo P. allein mit seinem Diener mehrere Monate zubrachte. Die Weiterreise, immer durch die Gebiete der halbwilden oder wieder verwilderten Cholones, führte dann auf Kähnen nach der Jibitos-Mission Sion und dem damals in unfriedlichen Zuständen befindlichen Juanjuy. Auf einsamen Waldwegen wurde am 6. December das erste Maynadorf Yurimaguas erreicht, welches ein neuer Mittelpunkt von Sammelexcursionen bis in den Juli 1831 ward. Das ganze 6. Capitel des 2. Bandes ist der an Einblicken in tropisches Natur- und Menschenleben reichen Schilderung dieses zweiten längeren Aufenthaltes in südamerikanischer Urwaldwildniß gewidmet. Am 31. Juli 1831 schiffte sich P. zu seiner letzten Reise auf einem Floß ein, das ihn durch das Gebiet der Aguanos an die Ucayalemündung und von da an ohne langen Aufenthalt nach Para brachte, welches am 22. April erreicht ward. Die Reise war durch die politischen Unruhen in Nordbrasilien zuletzt noch in unangenehmer Weise erschwert und bald zu fluchtartiger Schnelligkeit beschleunigt, bald verzögert worden, und wir ahnen, daß P. in hohem Maße reisemüd war, als er im Spätjahr desselben Jahres europäischen Boden in Antwerpen wieder betrat.

Die ersten Originalberichte über Pöppig's Reisen hatten vom März 1828 bis November 1832 Froriep's Notizen gebracht. Dieselben beginnen wie das Reisewerk mit der Abfahrt von Baltimore und schließen mit der Schilderung der Anarchistenkämpfe, die 1832 auch die Gegend des unteren Amazonenstroms erschütterten. Ihnen fügte Froriep die Note bei, daß im October 1832 P. zurückgekehrt sei, einige Tage in Weimar sich aufgehalten habe und glücklich dann in Leipzig eingetroffen sei. Diese Berichte enthalten manche vorübergehende Beobachtung, welche in dem großen Reisewerke (s. u.) keine Aufnahme fanden, da-

neben auch Vieles, was in mehr oder weniger erweiterter und veränderter Form dort aufgenommen ist. Man begegnet Mittheilungen über zeitgeschichtliche Ereignisse, kritischen Bemerkungen über die damals zur Verfügung stehenden litterarischen und kritischen Hilfsmittel, praktischen Winken über Colonisation u. dgl. und dabei sind diese Berichte zwar flüssig und oft schwungvoll, aber doch natürlich viel mehr aus der unmittelbaren Erfahrung heraus als das Reisewerk geschrieben. Auch über die anziehenden persönlichen Momente der Reise und über Pläne, die leider nicht ausgeführt wurden (darunter ein vergleichendes Werk über die Urbarmachung des Bodens in tropischen und gemäßigten Gegenden, über die dabei zu berücksichtigenden Pflanzen, über die den Culturen auf Neuboden schädlichen Pflanzen, die sog. Unkräuter), findet man Angaben. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reisen Pöppig's sind mannigfaltiger Art. Man muß sie zunächst hauptsächlich in den Sammlungen suchen, welche er mitbrachte, denn der Wunsch, ausgedehnte Sammlungen von Naturerzeugnissen anzulegen, hatte ihn ja in die Weite geführt. Dieselben wanderten zum größten Theile bald in die verschiedensten Herbarien und Museen, wo sie nun zerstreut liegen. Die reichste, vollständigste Sammlung Pöppig'scher Pflanzen, die noch kaum ganz ausgebeutet ist, besitzt das Herbarium der Universität Leipzig. Nur die chilenischen Pflanzen hat P. gemeinsam mit Endlicher monographisch bearbeitet. Nach eigener Angabe hatte P. 17 000 getrocknete Pflanzen, viele Hunderte von ausgestopften Thieren, 3000 an Ort und Stelle gemachte Pflanzenbeschreibungen, 30 Tafeln ausgeführter landschaftlicher Ansichten, 70 Zeichnungen im größten Format von Aroideen und Orchideen, Samen, welche die botanischen Gärten mit neuen Pflanzen bereicherten, und endlich „eine botanische Privatsammlung von dem außerordentlichsten Umfang" mitgebracht.

Sollen einzelne Beobachtungen hervorgehoben werden, die allerdings P. auch leider niemals eingehender behandelt, sondern immer etwas zu aphoristisch im Text seiner Reisebeschreibung gegeben hat, so würden seine Mittheilungen über die Hebung der chilenischen Küste, vor Darwin angestellt und veröffentlicht, seine von A. von Humboldt besonders gewürdigten Angaben über die eigenthümlichen Wasserergüsse bei Eruptionen des Antuco, seine genauere Bestimmung der Palmen- und Araucariengrenzen im südlichen Südamerika zu nennen sein. Zahlreiche kleine zerstreute Angaben zur physikalischen Geographie und Ethnographie zeigen, daß P. ein scharfer Beobachter von vielseitigem, beständig regem Interesse war. Zu den hervorragenden Funden Pöppig's gehört die Euryale amazonica, welche er 1832 in Froriep's Notizen, S. 131, nachdem er sie im Solimoes-Gebiet an der Mündung des Teffé entdeckt hatte, eingehend beschrieb. Wahrscheinlich hat 1837 Schomburgk dieselbe Pflanze als Victoria regia beschrieben.

P. war noch nicht lange zurückgekehrt, als er den ihm erwünschten Lohn so angestrengter opfervoller Thätigkeit in der Ernennung znm Professor an der Universität Leipzig empfing. Mit einem „Fragmentum Synopseos Plantarum Phanerogamarum", welches die von 1827—29 in Chile gesammelten Pflanzen beschreibt, lud P. zu dem am 18. October 1833 stattfindenden Antritt seiner außerordentlichen Professur ein. Im folgenden Jahre wurde er zum Director des zoologischen Museums ernannt (Min.-Rescr. vom 29. November), welches damit zum ersten Male einen ganz der Sache sich widmenden Leiter erhielt. P. verachtfachte die Zahl der hier aufgestellten Arten in dem Zeitraum von 1836 bis 1857. Außerdem verwaltete er zeitweilig das Herbarium, welches ihm wesentliche Bereicherung verdankt, die pharmakognostische und mineralogische Sammlung. Bald nach seiner Rückkehr hatte P. mit Erfolg öffentliche Vorlesungen in Leipzig und Dresden gehalten, welche er bis zu seinem Tode an der Universität Leipzig fortsetzte, an welcher er 1846 zum Ordinarius vorrückte.

P. neigte von seiner nicht sonnigen Knabenzeit an zur Einsamkeit. Er hatte die meisten seiner Reisewege einsam zurückgelegt und hegte nur einige innige Freundschaften, diese aber sein Leben lang. So zog er sich frühe schon in den engen Kreis der Familie, in welchem er sehr glücklich war, und einiger Freunde zurück und verzichtete gern auf eine nach außen glänzende, aber aufregende Thätigkeit. Leider dehnte er diese Zurückhaltung auch auf den Charakter seiner wissenschaftlichen Thätigkeit aus und ließ manche Ergebnisse seiner Reisen unveröffentlicht. Die dadurch geschaffene Lücke ist bis heute nicht ausgefüllt. Er trug sich mit dem Plane, die Pflanzenzonen Chile's, die Eigenthümlichkeiten der peruanischen Flora zu schildern, die Ergebnisse zahlreicher hypsometrischer und meteorologischer Beobachtungen nebst geologischen Fragmenten, u. a. eine Arbeit über die Temperatur der Dämpfe des Antuco, eine Karte zu seinen Reisen zu veröffentlichen. Nichts von alledem kam zur Verwirklichung. Die große „Illustrirte Naturgeschichte des Thierreichs" (1851), trug zwar zur Popularisirung der Naturgeschichte Erhebliches bei, enthält jedoch wenig vom Eigensten Pöppig's.

P. arbeitete in den letzten 30er und den ersten 40er Jahren an Ersch und Gruber's Encyclopädie mit, für welche er die größeren Artikel Insel Panama, Para, Paraguay, Pasco, Peru schrieb. Der Artikel „Peru" gehört bei aller Gedrängtheit zum Besten, was über dieses Land gesagt worden. Er ist in der Darstellung des Pflanzen- und Thierlebens und besonders der Kämpfe um die Unabhängigkeit und später mit Columbien, deren Zeuge P. noch gewesen ist, von besonderem Werth. Eine eingehende Darstellung des Handels von Chile und Peru von Pöppig's Hand brachte „Das Ausland" 1837 in den Nummern 145—51 und in demselben Jahre in den Nummern 213—15 eine ungemein treffende, in die Tiefe der Schäden spanisch-amerikanischer Gesellschaft gehende Vergleichung des ehemaligen und jetzigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts im spanischen Amerika. Einem älteren Bericht über cubanische Zustände, der im „Amerikanischen Correspondent" 1825 erschienen war, folgten im Jahre 1839 in den Nummern 186 bis 196 des Ausland die geistvollen, schön geschriebenen „Bruchstücke über Cuba. Aus den Papieren eines deutschen Reisenden". Unsere Litteratur über Cuba hat nur in dem cubanischen Abschnitt der Humboldt'schen Reise, der übrigens nie in deutscher Sprache erschienen ist, eine hervorragende Arbeit über Westindien aufzuweisen. Ihren statistischen und wirthschaftsgeographischen Charakter ergänzt Pöppig's farbenreiche und stimmungsvolle Darstellung der Landschaft aufs Glücklichste, während er in der Schilderung der wichtigsten Culturen, unter welche damals noch der Kaffee gehörte, genauer verfährt und die Bevölkerung, besonders auch die Sclaven, schärfer charakterisirt als sein großer Vorgänger. Freilich hatte P. zwei Jahre auf Cuba verlebt, während A. von Humboldt dieser Insel nur flüchtige Besuche abgestattet hat. Wenn das Nichterscheinen irgend eines Buches lebhaft zu bedauern ist, so ist es dasjenige der eingehenden Darstellung der Perle der Antillen, welche P. hätte entwerfen können und sollen.

Von kleineren Arbeiten absehend, die in Froriep's Notizen, im Journal für praktische Chemie, in Clarus' Beiträgen zur Klinik u. a. erschienen, möchten wir noch auf die Besprechungen bedeutenderer Reisewerke hinweisen, welche in den Blättern f. litt. Unterhaltung und in der Leipziger Litteratur-Zeitung zwischen 1833 und 42 erschienen sind. Es sind keine leeren Kritiken, sondern größere abgerundete Aufsätze; kleine Essays könnte man sie nennen. P. benutzte die Werke, deren Mängel er in milder, versöhnlicher Sprache rügt und deren Vorzüge er sehr warm hervorhebt, um eigene Gedanken, oft in breiter Ausführung, in den Bericht über das Werk eines Andern einzuflechten. Ein heute verschollenes Buch, wie Ludecus' Reise durch Tumalipas und Coahuila bietet ihm den

Anlaß zur Entwickelung sehr interessanter Ansichten über die im tropischen Amerika zu findenden populären Unterscheidungen und Benennungen der Höhenzonen und an Renggers Fragmente über Paraguay knüpft er den Entwurf eines Naturgemäldes der Uebergangszone zwischen tropischem und gemäßigtem Südamerika an, welcher durch Ideenreichthum und Formvollendung fesselt. Der schönste dieser Aufsätze, die Selbstanzeige des ersten Bandes seines Reisewerkes (Blätter f. litterarische Unterhaltung 1835 Nr. 72 f.) ist leider Fragment geblieben, indem vom zweiten Bande P. eine ähnliche Anzeige nicht geschrieben hat. Mit dem Jahre 1842 hört diese kleine Schriftstellerei für welche P. eine unverkennbare Begabung besaß, ganz auf. P. vertiefte sich immer mehr in die Arbeiten, welche sein Museum ihm auferlegte und denen er, bei beschränkten Mitteln jeder bezahlten Hülfskraft beraubt, nothwendig einen großen Theil seiner Zeit opferte. Sein früher fleißig geübtes Zeichentalent bewährte sich nun nur noch in der Anfertigung großer Wandtafeln für den zoologischen Unterricht.

Pöppig's Reisebeschreibung ist jedenfalls diejenige seiner Arbeiten, welcher der größte innere, vom Stoffe unabhängige Werth innewohnt. Wenn man einst der Entfaltung der Kunst der Naturschilderung in der deutschen geographischen Litteratur mehr Beachtung zuwendet, wird man P. neben A. von Humboldt als Muster eines classischen Styles der Naturschilderung aufstellen. Das ist eine Kunst, in welcher man schwer Schule machen kann; dennoch haben die zwei Bände der Reisebeschreibung Pöppig's besonders unter den jüngeren Naturforschern und Reisenden der 30er und 40er Jahre, wir nennen nur Moritz Wagner, der uns öfter den tiefen Eindruck geschildert hat, welchen er aus der Lectüre dieses Werkes empfing, und Junghuhn, den Sinn für sachlich richtige und schöne Schilderung wesentlich belebt; und kein anderes Werk dieser Gattung hat neben den A. von Humboldt'schen Reise- und Naturschilderungen soviel beigetragen, die Reisebeschreibungen aus der dumpfen, niederen Sphäre des handwerksmäßigen Registrirens auf die Höhe zu heben, wo die der ganzen Nation gehörigen Werke tiefen Gehaltes und schöner Form stehen, als diese zwei Bände. P. hat nicht bloß auf Grund seiner naturgeschichtlichen Beobachtungen Schilderungen von wissenschaftlichem und künstlerischem Werthe entworfen, er verstand es noch besser als A. von Humboldt, in der Seele seiner Leser die feinsten Saiten anzuschlagen, welche zu den Schicksalen und Stimmungen des einsamen oder in Bewunderung versunkenen oder vor dem Erhabenen großer Naturschauspiele sich beugenden Reisenden mitklingen. Seine Darstellung der Gefühle „fröhlicher Unruhe" des nach langer Seefahrt Landenden, oder die Stimmung dessen, der aus einer Zone in eine andere übertritt und dem es ist, „als trete er mit dem Eintritt in eine neue Welt auch in ein neues Leben, als könne ihm die verlassene Welthälfte nur noch in der Erinnerung etwas sein", werden auf den gemüthvollen Leser seiner Reisebeschreibung eine tiefe Wirkung nie verfehlen. Spricht er einer neuen Landschaft gegenüber „von dem scharfen Blicke, den man gern anwendet, wenn man auf immer Eindruck einer neuen und ungewöhnlichen Scene zu erlangen wünscht", so blicken wir mit ihm schärfer zu, und wenn er uns die Zerstreutheit kleiner bewohnter Oasen in dem Hügelgewirr des Landes hinter Valparaiso dadurch andeutet, daß er die seltenen Rauchsäulen zeichnet, welche da und dort über öden Bergrücken aufschweben, so steht das Bild einer merkwürdigen Verbreitung der Cultur greifbar vor uns. Die große Wahrheit der Grundgedanken dieser Mittheilungen wirkt in Verbindung mit der schönen Form der Rede, in welcher sie gegeben sind, zugleich überzeugend und fesselnd. P. verräth gleich allen seinen naturschildernden Zeitgenossen unter den Reisenden in einer gewissen weichen Hingabe und in der Getragenheit der Aussprache noch immer die Schule St. Pierre's und Georg Forster's, aber er steht schon viel weiter ab von

der wortreichen Gefühlsseligkeit beider, als A. von Humboldt, von dessen Stil derjenige Pöppig's durch größere Einfachheit, bei viel mehr plastischer Kraft sich vortheilhaft abhebt, oder als der pompöse Martius. P. verfällt nie in die Manier, durch gehäufte Beiwörter den Leser zu bedrängen und die Schilderungen durch eine Menge fremdartig klingender und zugleich unverständlicher Pflanzen- und Thiernamen aufzuputzen. O. Peschel hat seltsamerweise in dem großen Quartformat der P.'schen Reisebeschreibung den Grund sehen wollen, weshalb er als vorzüglicher Stilist nicht ebenso wie A. von Humboldt ein Liebling der Nation geworden sei. Wir glauben, daß ein triftigerer Grund in der eigenen Zurückhaltung Pöppig's gelegen sei, der zu früh sich aus der Oeffentlichkeit der Litteratnr zurückzog und daher zu bald schon zu den Halbvergessenen gehörte. Mit seinem großen Vorgänger in der Erforschung Südamerika's, der ihn gern als den „geistreichen" auszeichnete, theilt P. das vielseitige Interesse, den weiten Blick. Die Grenzen seiner Theilnahme nnd seines Verständnisses reichen von den Einzelnheiten der Wirthschaft und der Politik bis zu den Abstufungen der Farben der sinkenden Sonne und den Tönen und Düften, die stimmungerregend aus der Landschaft aufsteigen, sie gleichsam einhüllen. Eine vielseitige Bildung, der die litterarische Vollendung nicht fehlen durfte, ist Vorbedingung solch umfassenden Verstehens, dem dann eine weite Erfahrung zu Hilfe kam. Hauptsächlich muß aber in vieljähriger Sammelthätigkeit P. sich eine noch viel reichere Summe von Beobachtungen über die Formen und Lebensvorgänge in der Natur, besonders in der Neuen Welt, erworben haben, als in seinen späteren Arbeiten zu Tage tritt; denn so kann nur schildern, wer vieles genau gesehen und dazu auch treu empfunden hat. — Hauptwerke sind: „Fragm. Synops. Plantarum Phanerogamarum ab auctore a. 1827 ad 29 in Chile lectarum." Diss. 1833. — „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome w. d. Jahre 1827—32." 2 Bde. Mit Bilder-Atlas 1835/36. — Pöppig u. Endlicher, Nova genera ac species plantarum, quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra Amazonica legit. 1835—45. — „Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde." 1835. — „Illustr. Naturgeschichte des Thierreichs." 4 Bde. 1851.

Familienpapiere und mündliche Mittheilungen. — Froriep's Notizen, Bd. 20 u. f. — Die Reisebeschreibung Pöppig's. — Nekrolog von Dr. Whistling in der Illustrirten Zeitung vom 10. October 1868. — Mittheilungen des Vereins für Erdkunde, Leipzig 1887. Ebendaselbst Bildniß.

Friedrich Ratzel.

Poppius: Eduard P., remonstrantischer Prediger, um 1577 zu Enkhuizen geboren, vollendete als Alumnus des Staaten-Collegiums seine theologischen Studien zu Leiden und trat 1599 das Predigeramt zu Amstelveen an. Im J. 1607 folgte er dem Rufe der Gemeinde zu Gouda und trat bald in den Arminianischen Streitigkeiten hervor, nachdem er 1610 die bekannte Remonstrantie mit unterzeichnet hatte. Mit bedeutender Gelehrsamkeit und großem Eifer vertheidigte er von jetzt an die remonstrantische Sache und war daher in gleichem Maaße bei den Glaubensgenossen geschätzt wie bei den Gegnern verhaßt. Besonderen Anstoß gab er ihnen durch die Abfassung einer merkwürdigen Schrift „de enghe poorte", welche 1616 erschien und seine Ansichten klar und scharf aussprach. Es trat nun Jacob Trigland wider ihn auf mit dem Versuch einer Widerlegung der remonstrantischen Ansichten in seiner „Cracht der Godtsaligheyt". Darauf folgten von Poppius' Hand mehrere kleinere Schriften, wie „de crachteloosheyt der godsaligheyt van de leere J. Triglandii," „de crachte der godsaligheyt vermorst door J. Triglandii crachtelooze antworden" und „De ware religie ofte de verwarde, valsche u. redenlooze religie Jacobi Triglandii", welche aber erst nach seinem Tode zwischen 1632 und 1634 ans Licht

gekommen sind. Als nun 1618 die nationale Synode zusammengerufen war, befand sich auch P. unter den Geladenen und wurde mit den Uebrigen am 6. Juli 1619 nach Waalwyk deportirt. Bald trat er zu Antwerpen als Mitdirector der neu errichteten remonstrantischen Societät auf und es wurde ihm die Organisation der Kirchen anvertraut. Daneben ließ er mehrere Schriften zum Trost und zur Ermunterung seiner Glaubensgenossen ausgehen, wie ein „Gebedt der bedrukte en bedroefte gemeente J. C. in de vereende Nederlanden“ 1619, „Trostelyk Nieuwjaar.“ 1620, „Antwoord op de malicieuse calumnien der Contra-Remonstranten,“ 1620 und „Nieuwjaar, vervattende stoffen tot goede en vreedzame bedenkingen“, 1621. Am Ende dieses letztgenannten Jahres wagte er es nach Holland zurückzukehren und amtirte trotz des scharfen Verbots des Magistrats zu Gouda, welcher für seine Verhaftung einen Preis von 300 Gulden aussetzte, heimlich in seiner Gemeinde. Im Januar 1623 fiel er aber mit Niellius vermöge des Verraths zu Haarlem, in die Hände seiner Gegner und wurde im März zu lebenslanger Haft im Schlosse Loevestein verurtheilt. Dort starb er schon am 9. März 1624. Sein Tod war für die remonstrantische Sache ein bedeutender Verlust, denn trotz seiner Verhaftung blieb er unermüdet thätig für sie, wie sich aus mehreren Schriften erweisen läßt. Dazu gehören: „Brief uit zyne gevangenis te Haarlem aan zyn huisfrouw.“ 1623, „Aanhangsel van de enghe poorte,“ 1624, „Siekentroost.“ 1626, u. A. m.

Glasius, Godg. Nederl. — van der Aa, Biogr. Woordenb. — Brandt, Gesch. der Hervorm. passim.

van Slee.

Popplau: Nikolaus von P., ein Schlesier, Reisender und Diplomat. Unternahm in den Jahren 1483 bis 1490 große Reisen nach dem westlichen und weiterhin nach dem nordöstlichen Europa. Aus einem seit Ende des 14. Jahrhunderts zuerst in Liegnitz und bald nachher auch in Breslau auftretenden patricischen Geschlecht, das durch Großhandel und Familienverbindungen zu bedeutendem Reichthum und Ansehen gelangte, stammend, wurde Nikolaus als erstes Kind des Breslauer Handels- und Rathsherrn Johann P. († 1455) und der Hedwig (Hese) geb. Ungeraten a. d. H. Gnichwitz, muthmaßlich innerhalb der Jahre 1435—1440, geboren. Urkundlich erscheint P. zum ersten Male unter den Erben des Caspar Ungeraten von Gnichwitz, seines mütterlichen Großvaters. Ueber seine frühere Jugendzeit sind wir nicht näher unterrichtet. Daß P. eine sorgfältige körperliche und geistige Ausbildung genossen hat, ist den über ihn aus späterer Lebenszeit erhaltenen Nachrichten zufolge sicher anzunehmen. Seine Beredsamkeit und seine Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache, durch welche er nachmals auf seinen Reisen allerorten Aufsehen und Bewunderung erregte, setzen gründliche Universitätsstudien voraus. Zudem war ihm eine außerordentliche Körperstärke eigen, welche sich insbesondere in der Handhabung einer gewaltigen Turnierlanze äußerte; letztere hat P. auf seiner ganzen ersten Reise mit sich geführt und erstaunliche Leistungen mittelst derselben ausgeübt. 1473 im Juni finden wir N. v. P. in seiner Vaterstadt so ernstlich erkrankt, daß er sich mit seinem einzigen jüngeren Bruder Caspar, gestorben 1499 als einer der reichsten Kauf- und Rathsherren daselbst, wegen des gemeinsamen Vermögens auseinandersetzte und letztwillige Verfügungen traf. Wiedergenesen trat P. späterhin, wann ist unerwiesen, in Hofdienste bei Kaiser Friedrich III., in denen er bis zu Anfang d. J. 1483 verblieb. Daß er die Zufriedenheit seines Gebieters sich zu erwerben verstand, beweisen urkundlich festgestellte Auszeichnungen, wie die Verleihung des Palatinats an P., mit dem Rechte zur Ernennung von zehn sogen. Doctores bullati; die „Besserung“ des ererbten Wappens

und das Privileg, mit rothem Wachs siegeln zu können. Daß P. auch den Ritterschlag erhalten, läßt sich durch das ihm damals schon beigelegte Prädicat eines gestrengen Ritters wohl mit Sicherheit folgern. Der offenbare Grund zur Quittirung des Hofdienstes lag in dem Entschluß des reichbemittelten und gebildeten Schlesiers, große Reisen zu unternehmen. Mit Empfehlungsschreiben des Kaisers versehen verließ P. in Begleitung mehrerer Diener am 2. Februar 1483 Wien. Quer durch das Reich über den Rhein ziehend und an einzelnen Fürsten- und Herrenhöfen zeitweiligen Aufenthalt nehmend, begab sich der Ritter alsdann nach Burgund. Hier war es, wo er am Hofe Maximilians I., Herzogs v. B., durch seine Fertigkeit und Eleganz im Lateinsprechen, sowie durch seine ritterlichen Künste allgemeinste Bewunderung fand. Von da aus, im Aprilmonat (1483), richtete P., in Middelburg das Schiff besteigend, sein Ziel nach England. Vom englischen Hofe wohlempfangen und hochgeehrt, begab sich der schlesische Landsmann nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte im Britenreiche auf dem Seewege direct nach der Iberischen Halbinsel. Nach äußerst gefahrvoller Schifffahrt an die galizische Küste verschlagen, durchzog er das portugiesische Königreich und traf um Mitte August in Lissabon ein und verweilte am Hofe des Königs Johann II. in Setubal bis Anfang September. Hierauf ging er nach Spanien und besuchte im October das in Granada residirende Königspaar. Erst Neujahr 1485 verließ er Spanien und gelangte am Lichtmeßtage in Perpignan an. Den jungen König Frankreichs, Karl VIII., traf der Ritter am 18. April in Rouen an. Im Mai finden wir diesen in Paris. Den Heimweg über Brabant nehmend, machte P. am Hofe des Pfalzgrafen in Heidelberg längere Rast. In Ulm fand er den Kaiser vor, der ihn gnädig aufnahm, über die bereisten Länder und besuchten Höfe befragte und ihm den rückständigen Jahresgehalt von 380 Reichsgulden auszahlen ließ. Nachdem P. noch den Markgrafen Albrecht Achilles und den böhmischen König Wladislaw besucht hatte, gelangte er endlich im Frühsommer 1486 in seiner schlesischen Heimath wieder an. Die über diese erste mehrjährige Reise erhaltenen tagebuchförmigen Berichte Popplau's, deren Original sich nicht nachweisen läßt, sind auf Grund bedeutend jüngerer Abschriften, wenn nicht Uebertragungen eines lateinischen Urtextes ins Deutsche, in Schlesien wiederholt, zuerst 1792, veröffentlicht worden. Die früheste ausführlichere Nachricht über den schlesischen Reisenden und seine Aufzeichnungen verdanken wir Joh. Sinapius, dem verdienstvollen Verfasser der 1720 erschienenen Schlesischen Curiositäten.

Die besprochenen Reiseberichte nun lassen ihren Verfasser als einen hochgebildeten Touristen von Geschmack und scharfsinnigen Beobachter erkennen. Die Blicke desselben sind nicht nur hauptsächlich auf religiöse Dinge gerichtet, sondern vornehmlich auch auf Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise und Eigenthümlichkeiten der durchwanderten Länder und ihrer Bewohner. Knappe Schilderungen des Charakters einzelner Völker, so namentlich desjenigen der Engländer, lassen gewisse Nationalzüge als unwandelbar, noch gegenwärtig wie vor vier Jahrhunderten beobachtet erscheinen. Bemerkenswerth sind u. A. auch die von P. aufgestellten Vergleiche ausländischer Städte mit solchen in den heimathlichen Ländern hinsichtlich ihres Umfanges, ihrer Einwohnermenge und ihres Reichthums an kirchlichen und anderen Gebäuden.

Nach einem nur mehrmonatlichen Aufenthalte im Vaterlande schickte sich der unternehmungslustige Ritter von Neuem zu einer großen Wanderung an und zwar diesmal nach dem damals noch fast gänzlich unbekannten nordöstlichen Europa; nicht aber ohne zuvor neue testamentarische Bestimmungen getroffen und Stiftungen zum Besten des eignen Geschlechtes und weiterhin auch für wür-

dige Arme, die in den „ehelichen Orden“ zu treten gewillt seien, gemacht zu haben. Dies war Anfangs September (1486) geschehen. Noch vor Jahresschluß erreichte P. mit seinem Gefolge Moskau und erlangte den erbetenen Zutritt am Hofe des Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch. Die über diese und die zweitfolgende russische Reise vorhandenen Nachrichten sind, so viel bis jetzt bekannt, beinahe ausschließlich russischen Ursprungs. Ihnen zufolge hätte nun P. lediglich von Reiselust und Wißbegierde erfüllt und keineswegs in speciellem, ihm höheren Ortes ertheilten Auftrage die moskowitische Hauptstadt als Ziel dieser seiner ersten Reise gewählt gehabt. Die Rückkehr des kühnen, mit gewissem Argwohn am großfürstlichen Hofe behandelten Touristen erfolgte anscheinend in den ersten Monaten des Jahres 1487. Bald hierauf, bei einer Zusammenkunft Popplau's mit dem Kaiser in Nürnberg, muß die zweite, folgenreiche Reise des Ritters nach Moskau, die nunmehr aber den Charakter einer diplomatischen, von Kaiser Friedrich III. veranlaßten Sendung behufs Anbahnung politischer und freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem großfürstlichen Hofe und der Wiener Hofburg erhielt und mit welcher unser schlesischer Ritter betraut wurde, geplant worden sein. Dadurch, daß P. noch in Nürnberg schwer erkrankte und viele Monate hindurch reiseunfähig blieb, schob sich die Ausführung der Gesandtschaft bis gegen Neujahr 1489 hinaus. Mit kaiserlichem Creditiv d. d. Ulm 26. December 1488 ausgerüstet, traf der Abgesandte mit seinem der Wichtigkeit des Auftrags entsprechenden Gefolge gegen Ende des Januars in Moskau ein und verweilte daselbst wahrscheinlich bis zum März. Das Resultat der Mission Popplau's war die Absendung eines eignen Vertreters des Großfürsten Iwan Wassiljewitsch an K. Friedrich III. in der Person eines von ersterem in den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchten Griechen, Georg Trachaniotes. Letzterer erschien, nach dem Berichte deutscher Geschichtsquellen, am 25. Juli 1489 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. vor dem Kaiser und eröffnete diesem, unter Ueberreichung kostbarer Geschenke, mit Bezugnahme auf die neuliche Sendung Popplau's, daß sein Herr bereit sei, das gewünschte Freundschaftsbündniß einzugehen und proponirte weiter eine Heirath zwischen einer der großfürstlichen Töchter und dem Kaisersohn, dem römischen Könige Max I. Wie bekannt, ist letzterer Vorschlag nicht verwirklicht, wol aber von da an der staatliche Verkehr zwischen den beiden Großmächten ohne Unterbrechung bis auf die Gegenwart fortgesetzt worden. Insofern es nun N. v. P., dem schlesischen Edelmann, beschieden war, die erste Vermittelung dieser diplomatischen Beziehungen glücklich durchzuführen, gebührt ihm die Anerkennung als würdiger Vorgänger Sigmund von Herberstein's, des berühmten österreichischen Staatsmannes. Leider haben sich eigenhändige Aufzeichnungen Popplau's über seine russischen Reisen weder in den Wiener Archiven, wie zu vermuthen war, noch sonst wo auffinden lassen; wir sind und bleiben anscheinend auf die einschlägigen russischen Ueberlieferungen angewiesen.

Ueber das fernere Leben Popplau's wissen wir nur noch, daß er nach Beendigung seiner diplomatischen Geschäfte im Frühjahr Moskau verlassen und seine Rückreise, jedenfalls aus der ihm eigenen Reiselust, auf großen Umwegen über Finnland, Schweden und Dänemark genommen hat. Seine Ankunft auf deutschem Boden erfolgte in Lübeck, woselbst er bald neuerdings erkrankte. Nach seiner Genesung siedelte er von Lübeck nach Nürnberg über und von hier erhalten wir das letzte urkundliche Lebenszeichen von ihm durch ein am Mittwoch nach Frohnleichnam (16. Juni) 1490 datirtes Schreiben für seinen Diener Johann Saëder, welches letzterer dem Großfürsten überbringen sollte. Nach einer in schlesischen Geschichtswerken, die übrigens von den russischen Reisen Popplau's auch nicht das Mindeste wissen, mitgetheilten Tradition soll der reiselustige Schlesier in Aegypten auf der Rückreise von Palästina gestorben sein. Das könnte nun allerdings

nicht schon 1489, möglicherweise aber doch nach dem Frühsommer 1490 erfolgt sein, da die Ausführung einer Wallfahrtsreise nach dem gelobten Lande N. v. P. sehr wohl zugetraut werden darf und die erste schriftliche Bestätigung eines seiner Erben über den richtigen Vollzug der ihn betreffenden testamentarischen Anordnung erst vom 27. October 1494 datirt. Schließlich werde mitgetheilt, daß Magdalena, die ältere Schwester Nicolaus', frühzeitig in das Benedictiner-Jungfrauenstift zu Liebenthal eingetreten ist und noch 1527 letzterem als Aebtissin vorgestanden hat. Katharina, die jüngere Schwester, verheirathete sich an den königlich böhmischen Rath und Landeshauptmann von Breslau Lucas Eigenreich. Nikolaus v. P. selbst scheint niemals verheirathet gewesen zu sein. Das Geschlecht der Popplau oder Poppel, nachdem es bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in großer Blüthe gestanden, verarmte späterhin, wie es heißt, in Folge übler Wirthschaft und verschwand aus dem Kreise der Vornehmen Schlesiens. Der Umstand, daß das alte Familienheiligthum, die Grabcapelle bei St. Peter und Paul zu Liegnitz noch im Laufe des dreißigjährigen Krieges in fremde Hände überging und umgebaut wurde, beweist zur Genüge, daß der altberühmte Name der Popplau schon damals der Vergangenheit angehörte.

Sinapius, Schlesische Curiositäten. Th. I, S. 718. — Streit, Schles. Monatsschrift, Breslau 1792. S. 94 ff. — Oelsner u. Reiche, Schlesien ehedem und jetzt. Breslau 1806. Bd. I, S. 27 ff. — S. B. Klose, Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau v. J. 1458 bis z. J. 1526 in Stenzel, Scriptores rer. Silesiacarum. Bd. III, S. 361—374. — Chmel, Reg. chron. dipl. Friderici IV., Abth. 2, p. 710. — Adelung, Friedr. v., Kritisch-litterärische Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700. Petersb. u. Leipz. 1846. Bd. I. S. 149 ff. — Karamsin, Gesch. des russ. Reichs. Bd. VI (1824), S. 165 ff. — Strahl im Pertz'schen Archiv, Bd. VI, S. 528 ff. und Fiedler, Joseph, in den Sitzungsberichten der k. k. Akad. der Wissensch. in Wien. Bd. XXII (1857), S. 187—220. — Eine ins Spanische übersetzte Schilderung der Reise Popplau's durch Spanien nach der Publication v. Oelsner u. Reiche ist enthalten in Anonymi Viajes de Extranjeros por España y Portugal en los siglos XV., XVI. y XVIII. por F. R. Madrid. s. a.

Paul Pfotenhauer.

Poppo: Erzbischof von Trier, 1016—1047, war ein jüngerer Sohn des Markgrafen Liutpold von Oesterreich aus dem Hause der Babenberger, ein Bruder des älteren Herzogs Ernst von Schwaben und Oheim des in Sage und Dichtung vielgefeierten jüngeren Herzogs Ernst. Er wurde in Regensburg erzogen und scheint früh schon mit dem späteren Kaiser Heinrich II. bekannt geworden zu sein, dessen besondere Gunst er sich erwarb. Denn zum Throne gelangt, machte ihn dieser einige Zeit vor dem Jahre 1015 zum Dompropst in dem neugestifteten Bisthum Bamberg; und als es sich nach dem Tode des Erzbischofs Megingaud von Trier Weihnachten 1015 für Heinrich II. darum handelte, diesen wichtigen erzbischöflichen Stuhl mit einem ihm ergebenen angesehenen Manne zu besetzen, bestimmte er hierzu P. Ob derselbe bereits am 1. Januar 1016 die Weihen empfangen hat, wie bestimmt versichert wird, bleibt zweifelhaft; sicher aber ist, daß diese Handlung, die in Gegenwart der beiden Suffraganbischöfe, Heimo von Verdun und Dietrich von Metz, auf Befehl des Kaisers von dem Erzbischof Erkanbald von Mainz vorgenommen werden sollte, Veranlassung zu einem Streit gab, da der Bischof von Metz als sein Recht beanspruchte, die Weihe zu ertheilen. Der Kaiser indessen beachtete die Forderung nicht, sondern ließ die Consecration in der von ihm angeordneten Weise durch den Mainzer vornehmen. Kurze Zeit darauf soll P. eine Reise an den päpstlichen Hof gemacht haben; doch steht nur so viel fest, daß Papst Benedict VIII.

ihm bereits am 8. April 1016 das Pallium verlieh. Der neue Erzbischof war nicht nur von vornehmer Abkunft und im Besitze weitreichender Familienverbindungen, sondern war auch durch Kraft und Stärke seines Willens ausgezeichnet und darum besonders geeignet, in die zerfahrenen Verhältnisse des Erzstiftes Trier wieder Ordnung zu bringen. Sein Vorgänger Megingaud war in Coblenz gestorben und hatte seine Metropole Trier kaum zu sehen bekommen, in der sich ein Schwager des Königs und ehemaliger Prätendent auf den erzbischöflichen Stuhl, Adalbero, Propst vom Stifte St. Paulin, aus dem Hause der Lützelburger Grafen, festgesetzt hatte, um von hier aus fast das ganze obere Erzstift zu beherrschen. Zwar hatte derselbe dem Erzbischof Megingaud kurz vor dessen Tode den größten Theil des besetzten Landes zurückgegeben, aber noch behielt er sich den Palast in Trier und eine Reihe von Burgen vor. Es bedurfte, wie es scheint, eines gewaltsamen Vorgehens, ehe er sich zur Herausgabe des Restes entschloß. Erst als er die Ueberzeugung gewann, daß er sich gegen P. nicht würde halten können, gab er die noch in seinem Besitz befindlichen Orte heraus und zog sich in das Stift St. Paulin zurück. Freilich scheint es, daß der Verzicht auf seine Stellung nicht bedingungslos erfolgte. Wir hören, daß im J. 1017 Kaiser Heinrich II. dem von ihm abgesetzten Herzoge Heinrich von Baiern das Herzogthum zurückgab, weil er dies P. versprochen. Nun hatte der Herzog, der, wie Adalbero, aus dem Lützelburger Hause stammte, sein Land verloren, weil er sich an einer Empörung Adalbero's und der Lützelburger gegen den Kaiser betheiligte. Man hat daher wohl nicht mit Unrecht in der Wiedereinsetzung des Herzogs die Gegenleistung für den Verzicht Adalbero's auf das Erzstift Trier gesehen. Indessen auch nach dem Rücktritt des letzteren war P. noch nicht sogleich seines Erzstiftes Herr. Räuberisches Volk aus dem Dienste Adalbero's hatte sich der Burg Berncastel bemächtigt. Ein anderes Schloß, Skiva und das Castell bei Trier hielt ein gewisser Adelbert besetzt, der namentlich von dem Castell aus den Erzbischof beständig belästigte. Berncastel und Skiva wurden nun erobert und zerstört, das Castell von Trier fiel gleichfalls in Poppo's Hände. Auch was außerdem an festen Orten dem Erzstift abwendig gemacht worden, gewann er allmählich zurück. — Wie hier von seiner weltlichen, so machte P. auch von seiner geistlichen Gewalt nachdrücklichen Gebrauch. Besonders ließ er sich angelegen sein, die stark gelockerte Zucht der Klöster wiederherzustellen, und eben hieraus wird man abnehmen dürfen, daß er der strengeren kirchlichen Richtung seiner Zeit angehört hat. In das Benedictinerkloster St. Mariae ad martyres zu Trier, aus dem die Mönche verjagt worden waren, um Kanonikern Platz zu machen, führte er die Mönche wieder zurück. Das Nonnenkloster Pfalzel, dessen Insassen sich ihm nicht fügen wollten, soll er aufgelöst und die Nonnen theilweise in andere Klöster untergebracht haben. Mit dem Gute der oft sehr reichen kirchlichen Stiftungen schaltete er ziemlich willkürlich. Er scheute sich nicht, Besitzungen von St. Paulin und Pfalzel an sich zu reißen und an diejenigen auszugeben, auf deren Hülfe er bei seinen kriegerischen Unternehmungen angewiesen war, während er freilich anderseits auch bedürftige Klöster durch Landschenkungen bereicherte. Welchen Antheil P. an den Reichsangelegenheiten genommen, entzieht sich unserer Kenntniß. An Gelegenheit dazu kann es ihm umsoweniger gefehlt haben, als ihm Kaiser Heinrich II. neben dem Erzstift Trier auch die Vormundschaft über den jungen Herzog Ernst übertrug, nachdem sich dessen Mutter Gisela mit dem Herzog Konrad von Franken vermählt hatte. Noch im J. 1024 besaß er die vormundschaftliche Regierung, ohne daß man von seinem Wirken etwas Näheres wüßte. Im J. 1017 begleitete er den Kaiser bis zur Elbe auf dessen Zuge gegen Polen. Auch in der Umgebung der Nachfolger Heinrich's II., der Kaiser Konrad II. und Heinrich III., finden wir

ihn zuweilen, doch scheint er unter ihrer Regierung ebensowenig thätigen Antheil an den Reichsgeschäften genommen zu haben, wie unter Heinrich II. Er gehörte zu den Wählern Konrad's II. auf der Versammlung zu Kamba im J. 1024 und begleitete 1027 den König auf dem Zuge nach Italien, wo er in Rom Zeuge der Kaiserkrönung war. Ebenso nahm er an dem zweiten Römerzuge Konrad's 1037 theil. Sehr bezeichnend für den willensstarken und die Rechte seines Amtes, wie seiner Kirche eifrig vertretenden Mann ist sein Verhalten 1027 bei der Weihe des Bischofs Bruno v. Toul, des späteren Papstes Leo IX., eines Vetters des Kaisers. Konrad hatte gewünscht, daß die Handlung von Papst Johann XIX. am selben Tage, an dem er die Kaiserkrone empfing, vollzogen würde. Dem aber widersprach P. als Metropolitan des Bischofs, indem er das Recht in Anspruch nahm, seinen Suffragan selbst zu weihen. Bruno erkannte die Berechtigung dieses Anspruches an und suchte, nachdem er vom Kaiser die Erlaubniß hierzu erhalten, die Weihe bei P. nach. Bevor sie ihm dieser jedoch ertheilte, verlangte er die Ablegung des Gelöbnisses, daß Bruno in allen Dingen seinen Rath einholen und nichts ohne denselben unternehmen werde. Die Forderung war unerhört, und Bruno darum nicht gewillt, sich ihr zu unterwerfen. Es bedurfte erst der Vermittelung des Kaisers, bevor P. davon Abstand nahm. Er begnügte sich dann mit dem Versprechen des Bischofs, sich wenigstens in geistlichen Dingen seines Rathes zu bedienen, worauf letzterer am 9. September 1027 die Weihe empfing. — Durch seine Beziehungen zu den Kaisern war P. im Stande, seinem Erzstift einige nicht unwesentliche Zuwendungen zu verschaffen. Die wichtigste davon ist die Schenkung des bisherigen Königshofes Coblenz und der Abtei St. Florin daselbst durch Heinrich II. im J. 1018. Konrad II. verlieh 1031 dem Erzbischof die Grafschaft Marivelis im Einrichgau, die Heinrich III. 1039 ihm bestätigte. — Mit vielem Eifer scheint P. seines kirchlichen Amtes gewartet zu haben. Wir hören öfters, daß er Kirchen und Capellen in- und außerhalb seines Sprengels weihte, so 1018 die Allerheiligen-Capelle im Kloster St. Maximin bei Trier, im selben Jahre das Kloster Burtscheid und 1031 die Abteikirche zu Echternach. Kirchlicher Eifer und frommer Sinn trieb ihn auch, es ist ungewiß, in welchem Jahre, 1028/29 oder 1032/34, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Zum Begleiter und Führer auf dieser Reise hatte er einen Einsiedler Simeon, der einst mit den aus Palästina heimkehrenden Aebten Richard von Verdun und Eberwin von Tholey, später von St. Martin zu Trier, in das Abendland gekommen war. Ihm bot P. nach der Rückkehr Aufenthalt in dem Erzstifte an. Simeon wählte Trier, wo er sich in dem alten, aus römischer Zeit stammenden Thorbau, der Porta nigra, einschließen ließ und hier angeblich nach 7 Jahren, am 1. Juni 1035, starb. Das exemplarische Leben des Einsiedlers hatte in Trier solches Aufsehen erregt, daß P. veranlaßt wurde, die Heiligsprechung desselben in Rom zu beantragen, die durch Papst Benedict IX. am 25. December 1041 erfolgte. Zum Gedächtniß des Heiligen errichtete darauf P. in der Porta nigra das St. Simeonsstift, das er mit Kanonikern besetzte und dessen Kirche er am 17. November 1042 weihte. Schon vorher hatte er den langjährigen Freund Simeons, den Abt Eberwin von St. Martin, veranlaßt, eine Lebensbeschreibung des Heiligen zu verfassen. — Ein noch heute sichtbares Andenken an seine Regierung weist der Dom von Trier auf, der beim Antritt seines bischöflichen Amtes einzustürzen drohte, da sich eine der vier Säulen, auf denen die alte römische Basilika ruhte, gesenkt hatte. P. ließ sie unterfangen und mit den übrigen in Pfeiler einmauern, so daß das Gebäude neue Festigkeit erhielt. Darauf begann er nach Westen und Osten hin den Dom zu erweitern, der da-

durch um ein Drittel seines Umfanges vergrößert wurde. Noch heute ist der P.'sche Theil an dem gewaltigen Bau deutlich zu unterscheiden. Vollendet wurde der Umbau wohl erst im 12. Jahrhundert, doch bleibt P. das Verdienst, den Plan hierzu gefaßt und die erste Ausführung veranlaßt zu haben. Nachdem das Gebäude für den Gottesdienst wieder eingerichtet worden war, weihte er es (1037?) von neuem ein und übertrug hierher aus dem Kloster S. Matthias die Gebeine des in Trier vielgefeierten h. Maternus. Er selbst fand jedoch, als er am 16. Juni 1047 starb, nicht hier seine Ruhestätte, sondern wurde in der Stiftskirche zu St. Simeon, zu Füßen des von ihm hoch verehrten Einsiedlers, beerdigt. Hier fand man seinen Körper, als der Sarkophag auf Veranlassung Kaiser Maximilian's I. am 8. Januar 1512 geöffnet wurde, noch unversehrt vor, angethan mit den Gewändern und allen Zeichen seiner erzbischöflichen Würde. Bei der Aufhebung des St. Simeonsstiftes wurden die Gebeine des Erzbischofs mit denen des h. Simeon zusammen in die Gervasiuskirche übergeführt und bei dieser Gelegenheit auch der ihm ins Grab mitgegebene Ring, sowie ein Kelch und eine Patene wiederaufgefunden. — An die Person Poppo's knüpfen sich eine Menge von Fabeln und Legenden, so die Geschichte von der Nonne aus dem Kloster Pfalzel, die dem Erzbischof Caligen anfertigen mußte, bei deren Anlegung seine Sinnenlust angeregt wurde, ferner die Erzählung von dem Nagel vom Kreuze Christi, der während Poppo's Pilgerreise den diebischen Bischof von Metz verwundete, oder die Legende von der Mildthätigkeit Poppo's, der, um die Noth der Hungrigen zu lindern, sein eigenes Roß schlachten ließ. Entstanden in Trierer Klöstern, sind sie in die Gesta Trevirorum aufgenommen und von dem ersten Fortsetzer derselben in aller Breite erzählt worden. Sie beweisen wenigstens so viel, daß die Person Poppo's einen nachhaltigen Eindruck bei seinen Zeitgenossen hinterlassen und ihre Phantasie vielfach angeregt hat. So wird es auch erklärlich, daß gerade an seine Geschichte angeknüpft werden konnte, wenn man in den Klosterschulen Stilübungen mit Zugrundlegung geschichtlicher Stoffe machen wollte, wie der von dem Fortsetzer der Gesta aufgenommene Briefwechsel zwischen P. und Papst Benedict IX. wegen der Ernennung eines Coadjutors und der Heiligsprechung des Simeon zeigt, dessen Unechtheit neuerdings nachgewiesen worden ist. Besser freilich beweisen die Aussagen glaubwürdiger Schriftsteller, welche ehrenvolle Beurtheilung P. bei seinen Zeitgenossen und noch im folgenden Jahrhunderte erfuhr. Wipo nennt ihn einen frommen und demüthigen Mann, und die Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk führt ihn mit an erster Stelle unter denjenigen Bischöfen auf, von denen sie hervorhebt, daß sie sich durch Weisheit und Wissen, durch Sorge um ihre Unterthanen und um das Reich auszeichneten. Einen besonders interessanten Ausdruck aber hat die Stimmung wenigstens der geistlichen Kreise seines Erzstiftes für ihn gefunden in der dichterischen Zuschrift, die unzweifelhaft ein Kleriker an ihn richtete. In fast rührender Weise wird er darin gebeten, sich der verwahrlosten Diöcese anzunehmen, indem der Verfasser das Vertrauen ausdrückt, daß sie durch ihn zu neuem Glanze emporsteigen werde.

Gesta Trevirorum. — Thietmar. — Vita S. Simeonis. — Browerius et Masenius, Antiquitates et annales Trevirenses I. — Goerz, Mittelrh. Regesten I. — Marx, Gesch. d. Erzstifts Trier IV. — Hirsch, Heinrich II. — Breßlau, Konrad II. — Steindorff, Heinrich III. — Harttung, Bemerkungen über Erzb. Poppo von Trier und St. Simeon in Pick's Monatsschrift III. — Aus'm Werth, Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters. I, 3. — Jaffé, Cambridger Liederhandschrift in Haupt's Ztschr. IV.

P. Wagner.

Poppo: P., Abt v. Stablo, geb. 978 im franz. Flandern, † 25. Jan. 1048 in Marchiennes. Sohn des Tizekin, eines angesehenen und tapferen Kriegsmannes, den er aber schon bald nach seiner Geburt verlor, widmete auch P. sich einem ritterlichen Leben und enthielt sich auch nicht der Frevelthaten, welche in der damaligen Kriegsweise üblich waren. Bald aber fühlte er sein Gewissen beschwert und pilgerte nach Jerusalem, wo er viele Gefahren und Drangsal auszustehen hatte; kaum heimgekehrt machte er eine neue Pilgerfahrt nach Rom. Er stand in hohem Ansehen bei dem Markgrafen Balduin IV. von Flandern, und Frumold, ein sehr vornehmer und mit P. eng befreundeter Herr, wollte ihm seine Tochter zur Ehe geben, aber P. fühlte sich übermächtig zum Mönchsleben hingezogen: er brach das Verlöbniß und wurde Mönch in St. Thierry bei Reims, wo er schon früher einen kranken Freund gepflegt hatte. Hier lernte ihn der Abt Richard von Verdun kennen und nahm ihn mit sich in sein Kloster; als er im J. 1008 zur Reform des entarteten Klosters St. Vaast bei Arras berufen wurde, übertrug er P. die weitere Durchführung der von ihm eingeführten Reform. Bald hatte dieser Gelegenheit, die Aufmerksamkeit Kaiser Heinrich's II. auf sich zu ziehen, indem er bei einem Hoffeste unerschrocken gegen die Rohheit der damals üblichen Belustigungen auftrat; nicht lange nachher, 1020, verlieh Heinrich ihm die erledigten Abteien Stablo und Malmedy. Von nun an sehen wir ihn in immer weiteren Kreisen thätig und einflußreich als Führer der reformatorischen Richtung des strengsten Mönchswesens; St. Maximin, Echternach, Weißenburg, St. Gallen, Hersfeld, Limburg u. a. Klöster wurden ihm zur Reform untergeben, und theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern verwaltet. Auch des erbittertsten Widerstandes wußte er Herr zu werden, doch hat die strenge, mehr äußerliche, dem praktischen Leben und wissenschaftlichen Studien abgewandte lothringische Zucht im eigentlichen Deutschland sich nicht zu behaupten vermocht. In Lothringen war Poppo's Einfluß sehr groß; nach Konrad's II. Wahl wird ihm besonders das Verdienst zugeschrieben, die offene Auflehnung der Gegner Konrad's verhindert zu haben, und 1033 wird er neben Bischof Bruno von Toul als Vermitteler des Friedensbündnisses mit Frankreich genannt. Daß auch Konrad II. ihm so gewogen war, verdankte er wesentlich seiner künstlerischen Begabung; Konrad übergab ihm den Bau seiner Stiftung Limburg, und in vielen der ihm untergebenen Klöster entstanden unter ihm Kirchenbauten, welche ihm einen hohen Platz in der Kunstgeschichte sichern. In Stablo selbst wurde die unter seiner Leitung erbaute Kirche in Gegenwart Heinrich's III., der ihn sehr verehrte, am 5. Juni 1040 mit großem Gepränge eingeweiht. Ohne Zweifel war er ein Mann von bedeutender Geisteskraft und reinstem Streben, welcher mit Ernst und Nachdruck dem sittlichen Verderben unter seinen Zeitgegenossen zu wehren und den Frieden aufrecht zu erhalten bestrebt war. Noch als 70jähriger Greis wurde er von Balduin V. beredet, mitten im Winter nach Arras zu kommen, um in St. Vaast einen neuen Abt einzusetzen; auch die Abtei Marchiennes übergab er ihm; hier aber erkrankte er und starb, tief betrauert, am 25. Januar 1048. Sein Leben beschrieb bald nach seinem Tode Onulf, ein Mönch im Kloster Blandigny bei Gent, auf den Wunsch des Abtes Everhelm von Hautmont, welcher das Werk überarbeitet und mit einer größeren Zahl von Wundergeschichten ausgeschmückt hat. Es ist eine unserer reichhaltigsten und lehrreichsten Heiligenlegenden.

Vita Popponis ed. Wattenbach, Mon. Germ. SS. XI. p. 291 ss. — Ladewig, Poppo von Stablo und die Klosterreform unter den ersten Saliern. Berlin 1883. — Breßlau und Steindorff in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs.

Wattenbach.

Poppo: Ernst Friedrich P., classischer Philologe und Schulmann, geb. in Guben am 13. August 1794, † in Frankfurt a. O. am 6. November 1866. Schon sein Großvater († 1769, Verfasser der „Zuverlässigen Nachrichten das Kirchen- und Schulwesen zu Guben betreffend") und dessen Bruder hatten Schul- und Kirchenämter in dem damals zu Sachsen gehörigen Guben bekleidet; sein Vater ist daselbst 1822 als Archidiaconus gestorben; er selbst besuchte bis Ostern 1811 das dortige Lyceum unter dem Rector Wilhelm Richter und begab sich alsdann nach Leipzig, um Theologie und Philologie zu studiren. Bald jedoch ward er durch Gottfr. Hermann, der ihn in seine Griechische Gesellschaft, wie Daniel Beck in das philologische Seminar aufnahm, ganz für die classischen Studien gewonnen. Er widmete sich denselben vier Jahre lang (von denen er nur kurze Zeit sich in Berlin aufhielt, um Boeckh's Seminar kennen zu lernen) mit solchem Eifer, daß er bald nach seiner Doctorpromotion (2. März 1815) auf Grund seiner „Observationes criticae in Thucydidem" (Lips. 1815, 263 pp.) sich als Privatdocent in Leipzig habilitirte und Vorlesungen über Thucydides, sowie die Bukoliker begann. Bereits in jener Erstlingsschrift bezeichnete P. mit kundiger Hand den Weg, welchen demnächst die Arbeiten an Thucydides einzuschlagen hätten, indem er erneute Vergleichung der Handschriften, welche er auf ihren Werth prüfte, streng grammatische Interpretation, rationelle Orthographie und Interpunction des Textes forderte. Denn seit der Ausgabe des H. Stephanus von 1588 war, trotz der nicht geringen Zahl jüngerer Bearbeiter, für die Erklärung des Autors, besonders die sachliche, zwar mancherlei, für die Recension des Textes aber wenig Ersprießliches geleistet worden, wie P. dies an einer Reihe von Stellen nachwies. Nicht blos von Hermann und Beck wurden die Observationes (in der Jenaischen und Leipziger Litteratur-Zeitung) sehr günstig recensirt. Auch der mit P. fast gleichaltrige Eduard Gerhard (A. D. B. VIII, 760), ein begeisterter Anhänger Boeckh's, obwohl kurz vorher von G. Hermann durch eine scharfe Abfertigung seiner Lectiones Apollonianae in der Leipz. L.-Z. 1815 zu heftigen Angriffen gegen dessen Schule in den kurzlebigen „Philologischen Blättern" (1817) gereizt, sprach sich in diesen über Poppo's Schrift im wesentlichen anerkennend aus, mit dem Wunsche, die Absicht des Verfassers, eine neue Ausgabe des Thucydides zu besorgen, bald verwirklicht zu sehen. — Aber die Ausführung ließ zunächst auf sich warten. Schon Ostern 1816 übernahm P. das Conrectorat am Gubener Gymnasium, im November desselben Jahres das Prorectorat in Frankfurt a. O., und als hier der Director Kalau aus seinem Amte schied, ward P. im Mai 1818 zu dessen Nachfolger ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis Ostern 1863, wo ihm der erbetene Abschied in der ehrenvollsten Weise bewilligt wurde. — P. fand bei seinem Amtsantritt das Frankfurter Gymnasium in einem Uebergangsstadium begriffen, denn es war erst 1813 aus dem Zusammenschluß zweier Anstalten, des städtischen lutherischen Lyceums und der ursprünglich reformirten Friedrichsschule erwachsen, denen keine gesondert den durch das Abiturienten-Prüfungsreglement von 1812 gestellten Zielen genügen konnte. Aber noch hatten sich die verschiedenen Elemente nicht organisch verbunden, und nur ein Zusammentreffen günstiger Umstände schaffte Wandel in diesen unhaltbaren Zuständen. Die Stadt, durch Verlegung der Universität nach Breslau (1811) und die letzten Kriegesnöthe in ihrer Entwickelung schwer geschädigt, begann sich wieder zu heben, als sie 1815 zur Hauptstadt des neugebildeten Regierungsbezirkes und zum Sitz eines Oberlandesgerichtes ausersehen ward. So bewilligten die Behörden auch die erforderlichen Mittel zu einer Erweiterung des Gymnasiums, dessen Frequenz schon in den Jahren von 1818—25 sich fast verdoppelte, von 89 auf 180 Schüler steigend. In die neu gegründeten und schnell nach einander erledigten Stellen wurden junge mit P. gleichstrebende

Lehrer gewählt — auch Leopold Ranke, ihm schon aus Leipzig befreundet, wirkte von 1818—25 an der Anstalt —, und bei der lernenden Jugend selbst ließ sich, nach Poppo's Ausspruch, der geistige Aufschwung, welchen die Nation durch die Freiheitskriege erhalten hatte, verspüren und spornte zu energischen Anstrengungen. Mit jugendlicher Begeisterung lenkte nun der neue Director die Hauptthätigkeit der Schüler, nach dem Vorbild der altsächsischen Landesschulen, auf die philologischen Studien, und bald berichteten die Programme jener Jahre aus den oberen Classen über die Schul- und Privatlectüre der alten Classiker von überraschendem Umfang, sowie über die schriftlichen und mündlichen, auch metrischen Uebungen nicht blos im Lateinischen, sondern auch im Griechischen, „denn was in Pforta geschehen kann, ist auch in Frankfurt zu bewirken". Aber dabei behielten auch die andern Unterrichtsfächer ihr Recht, ja selbst das Englische, für welches P. eine besondere Vorliebe bewies, ward von ihm, wenn auch nur facultativ, neu in den Lectionsplan eingefügt und der Unterricht darin aus freien Stücken während seiner ganzen Amtsführung von ihm übernommen und selbst als Emeritus noch fortgesetzt. — Erfreute sich P. während einer Reihe von Jahren an dieser Blüthe der philologischen Studien, so schien sie ihm bereits für das Griechische gefährdet, als im J. 1828 durch ministerielle Verordnung die Gymnasien angehalten wurden, von den schriftlichen Uebungen in dieser Sprache die freien Ausarbeitungen und Reden, sowie von der Lectüre gewisse Schriftsteller, wie Aristophanes, Aeschylus und Pindar, auszuschließen; noch mehr aber, als das neue Abiturienten-Prüfungsreglement von 1834 nur die Uebersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche, nicht aus diesem in jenes beibehielt. Dazu kam dann 1836 die bekannte Abhandlung des Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen", welche zunächst den Privatfleiß der Schüler zu schwächen geeignet erscheinen mußte. Daß aber P. als Mitglied der 1849 vom Minister v. Ladenberg nach Berlin berufenen Commission zur Berathung über die Reorganisation der höheren Schulen sich nicht der Majorität anschloß, welche eine größere Annäherung des Gymnasiums und der Realschule anstrebte, ergiebt sich aus dem bisher Gesagten. Seine Befürchtung jedoch, es möchte diesen Wünschen an entscheidender Stelle Folge gegeben werden, zerstreuten die 1856 publicirten Ergänzungen zum Reglement von 1834, welche u. a. auch ein kurzes griechisches Scriptum wieder an die Stelle der Uebersetzung ins Deutsche setzten. So wurde P. mit neuer Freude zu seinem Amt erfüllt und erst beginnende Kränklichkeit veranlaßte den bisher rüstigen Greis, dasselbe niederzulegen und sich größere Ruhe zu gönnen.

Wir haben noch über seine schriftstellerische Thätigkeit zu berichten und vor allem über seine weiteren Arbeiten am Thucydides. Man kann sagen, es hätten Poppo's Observationes criticae den Eifer für die Beschäftigung mit jenem Schriftsteller neu angefacht, nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, wo sie 1819 von Priestley seiner Thucydides-Ausgabe als Anhang einverleibt wurden. Denn bereits 1820 erschien in Leipzig die von Poppo's Schrift beeinflußte commentirte Ausgabe Haacke's und im folgenden Jahre, gleichzeitig in London und Berlin, Imm. Bekker's neue Textrecension mit kritischem Apparat und dem alten Scholien. Dann erst folgte allmählich in vier Abtheilungen (partes) Poppo's Ausgabe. Und zwar enthielt die erste Abtheilung (2 Bde. Leipzig, Fleischer. 1821—23) die Prolegomena über die historische Kunst und den Sprachgebrauch des Thucydides nebst historischen und geographischen Erläuterungen, die zweite (4 Bde. 1825—28) den Text mit den Scholien und einem durch Vergleichung neuer Handschriften erweiterten Verzeichniß der Lesarten, die dritte (4 Bde. 1831—37) einen Commentar über Text und Scholien, welcher durch Berücksichtigung alles dessen, was von älteren und neueren Her-

ausgebern Brauchbares zur Interpretation des Schriftstellers zu Tage gefördert worden, zu großem Umfang anschwoll. Endlich brachte als vierte Abtheilung ein Schlußband (1840, neu aufgelegt 1851) außer den Indices noch Nachträge mit Rücksicht auf die neuesten im In- und Auslande erschienenen Ausgaben, denen P. bereits in den wissenschaftlichen Zeitschriften eine Reihe ebenso gründlicher als unparteiischer Recensionen gewidmet hatte. Da diese zu elf Bänden angewachsene Ausgabe nur auf einen engeren Leserkreis rechnen konnte, so begann er alsbald eine kürzere Umarbeitung derselben, welche auch die unbequeme Trennung von Text und Commentar durch Vertheilung des letzteren in die Fußnoten beseitigte. Sie erschien (Gotha, Henning, 1843—51, 4 Bde.) in acht der Bücherzahl entsprechenden Sectionen, denen er noch eine Umarbeitung der Prolegomena unter dem Titel: „de historia Thucydidis commentatio" folgen ließ (Leipzig, Teubner. 1856) und damit zum zweiten Male den Kreis seiner durch vierzig Jahre fortgesetzten Thucydides-Arbeiten schloß. Noch sind hierher, als Bruchstücke eines von ihm geplanten Thucydides-Wörterbuches, drei Programme aus den Jahren 1845, 47, 54 zu zählen, welche als Supplementa zu Betantii Lexicon Thucydideum (Genevae 1843—47, 2 voll.) die dort ausgeschlossenen Pronomina und Partikeln behandeln, aber bereits mit dem Buchstaben E abbrechen. Eine zweite nöthig gewordene Auflage seiner kleineren Ausgabe weiter als bis zum zweiten Buche zu führen (1866), war ihm nicht vergönnt. Nach seinem Tode übernahm es Joh. Matth. Stahl, sie zu vollenden und sicherte ihr, indem er sie auf der Höhe der fortschreitenden Forschung erhielt, ihren ehrenvollen Platz unter der immer wachsenden Zahl der Thucydides-Ausgaben. — Nur kurz sei hier noch der übrigen Schriften Poppo's gedacht. Es sind dies theils Gymnasialprogramme pädagogischen und philologischen Inhalts, theils Ausgaben griechischer Classiker, welche vorzugsweise Schulzwecken dienen sollten: zuerst neue Bearbeitungen der Bremer'schen Ausgabe von Lucian's Göttergesprächen (1817 und 23), sodann Textesrecensionen von Xenophons Cyropädie (1819 und 23) und Anabasis (1828), sowie Ausgaben mit lateinischem Commentar der ersteren (1821) und der letzteren (1827), endlich eine „Chrestomathia historica" aus Diodor, Pausanias u. A. (1823, 2 Bde.). Bei seinem Scheiden aus dem Amte schrieb er einen kurzen Rückblick auf seine pädagogische Thätigkeit: „An seine Collegen und ehemaligen Schüler zur Erinnerung", und noch später zwei Artikel in Herrig's Archiv für neuere Sprachen, Bd. 37, enthaltend Zusätze zur sechsten, von Herrig revidirten Auflage von Wagners englischer Grammatik. — Poppo's Geschlecht ist mit ihm erloschen, da ihm aus seiner glücklichen, doch bereits 1849 durch den Tod der Gattin wieder gelösten Ehe keine Kinder erwuchsen. Aber sein Andenken haben Alle, die ihm nahe standen, in dankbarem Herzen bewahrt, es wird sich fortpflanzen an der Anstalt, welche er 45 Jahre leitete und welche in seinem von Oscar Begas' Meisterhand gemalten Portrait — einer Stiftung früherer Schüler — ein werthvolles Zeichen der Erinnerung, sowie in der Bibliothek und anderen Legaten des Verstorbenen dauernde Beweise seiner fördernden Fürsorge besitzt, und auch die Geschichte der classischen Philologie wird nicht umhin können, an seinen und J. Bekker's Namen den Anfang einer neuen fruchtbaren Epoche für die Kritik und Interpretation des Thucydideischen Meisterwerkes zu knüpfen.

Vgl. die Nekrologe von E. Rasmus im Frankfurter Wochenbl. 1866, Nr. 109, und von Reinhardt, Ztschr. für das Gymnasialwesen, Dec. 1866, sowie meine Geschichte d. Frankf. Gymnas. im Progr. v. 1869, S. 34—41.

R. Schwarze.

Porbeck: Heinrich Philipp Reinhard v. P., großherzoglich badischer Generalmajor, ward am 15. October 1771 zu Cassel geboren. Sein Vater, welcher

ursprünglich den Namen Bödicker führte und kraft Adoption seines Vaters durch einen Oheim, den Namen v. P. erhielt, wünschte nicht, daß der Sohn seinen eigenen, den Militärstand, zum Lebensberuf wähle, fügte sich jedoch dessen Wunsche und ließ ihn in landgräflich hessen-casselsche Dienste treten, denen er selbst angehörte. Wissenschaftlich gründlich vorgebildet ward er, auf dem väterlichen Gute Groß-Englis, Kreis Burken, durch Hauslehrer unterrichtet, am 9. October 1787 Fahnenjunker beim Regiment Garde, 1790 Fähnrich beim Leib-Infanterieregiment und 1792 Generaladjutant des Generallieutenant von Wurmb. In dieser Stellung nahm er, zuerst bei Wurmb, dann bei den Generallieutenants von Biesenrodt und von Hanstein, am Kriege gegen die Franzosen bis zum Jahre 1795 theil. P. hatte die Feldzüge dieser Jahre nicht nur als tüchtiger Soldat, sondern auch als denkender und scharf beobachtender Officier mitgemacht. Für letzteres legt seine gehaltvolle „Kritische Geschichte der Operationen, welche die englisch-kombinirte Armee zur Vertheidigung von Holland in den Jahren 1794 und 1795 ausgeführt hat", Zeugniß ab. Der erste Theil erschien 1802 zu Braunschweig, der zweite 1804 zu Königslutter. Seine Arbeit trug ihm vielfachen Tadel und Widerspruch ein; im Auftrage des Landgrafen, späteren Kurfürsten, schrieb Ochs (s. d.) dagegen; Strieder (s. unten) führt die Kritiken und Gegenkritiken an; sie traf aber im Allgemeinen das Richtige. Schon früher hatte er sich als Schriftsteller versucht, indem er Beiträge zu dem in Leipzig seit 1798 von J. F. Hoyer herausgegebenen „Neuen militärischen Journal historischen und scientifischen Inhalts" lieferte und seit 1802 die „Neue Bellona oder Beiträge zur Kriegsgeschichte und Kriegskunst" herausgab, von welcher bis 1806 in Leipzig zehn Bände erschienen sind. Seine Laufbahn hatte sich indessen nicht seinen Wünschen und Erwartungen entsprechend gestaltet. Er war freilich 1797 zum Quartiermeisterlieutenant im Generalstabe und 1801 zum Premierlieutenant ernannt worden, hatte aber schmerzlich empfunden, daß er im October 1801, als Inspections-Adjutant, in eine Stellung, welche er schon vor dem Kriege bekleidet hatte, nach Marburg versetzt wurde. Er trachtete daher, sich einen anderen Wirkungskreis zu verschaffen und stand deshalb in Unterhandlungen, als ihm durch Vermittelung eines Oberst von Baumbach, welcher ihn in den Niederlanden kennen gelernt hatte, der Antrag gemacht wurde, in badische Dienste zu treten. Er ging auf den Vorschlag ein und bat um seine Entlassung aus hessischen Diensten. Das dritte seiner den Abschied erbittenden Gesuche ward damit beantwortet, daß sein Kriegsherr ihn nach Cassel holen ließ und ihm die Ernennung zum Flügeladjutanten in Aussicht stellte; P. wartete aber, nach Marburg zurückgekehrt, die Verwirklichung dieser Zusage nicht ab, sondern zog, obgleich durch mancherlei persönliche Gnadenbeweise des nunmehrigen Kurfürsten, namentlich auch durch Geldunterstützungen, diesem verpflichtet, vor, ohne den Abschied erhalten zu haben, in den Dienst des Kurfürsten von Baden zu treten, welcher ihn als Capitän und Fügeladjutant anstellte. Ein Oheim Porbeck's und sein militärischer Erzieher, Bernhard Wilhelm Wiederhold, welcher ebenfalls ohne Abschied den hessischen mit dem portugiesischen Dienst vertauschte und in letzterem als General gestorben ist, hatten ihm diesen Weg gewiesen. Sein neuer Kriegsherr verschaffte ihm indessen hinterher den Abschied. Gleichzeitig mit ihm vertauschten sein Vater und sein Bruder den badischen Dienst mit dem kurhessischen; ersterer starb als General 1807 zu Durlach, letzterer fiel am 30. März 1814 vor Paris.

In Baden lagen eigenthümliche und schwierige Verhältnisse vor. Es galt, in einem soeben aus sehr verschiedenartigen Gebietstheilen zusammengesetzten Staate eine einheitliche Truppe zu schaffen. Das frühere Baden hatte Soldaten nur in geringer Zahl mit ungenügender Organisation, Ausbildung und Aus-

rüstung besessen, die Mannschaften hatten bisher lebenslang gedient, die älteren Officiere waren wenig brauchbar, die jüngeren willig, aber ungeschult; die Verwaltungsgeschäfte hatte eine aus Civilisten zusammengesetzte Kriegscommission wahrgenommen, welche unter der Hofkammer stand. Jetzt sollte eine straffe militärische Organisation eingeführt werden. Markgraf Ludwig („Prinz Louis"), ein Sohn des regierenden Großherzogs Karl Friedrich, 1830 als Großherzog gestorben, welcher in preußischen Diensten gestanden hatte, war ausersehen, diese Organisation in das Leben zu rufen. Es ward ihm die oberste Leitung aller Militärangelegenheiten übertragen; er war unmittelbar dem Kurfürsten unterstellt. Als Gehülfen standen ihm eine Anzahl von Officieren zur Seite, welche aus fremden Diensten, aus Preußen, Kurhessen, Hannover ꝛc. gekommen waren. Den ersten Platz unter ihnen nahm P. ein, welcher am 27. September 1803 zum Mitgliede des Kriegsministeriums, am 12. Mai 1804 zum Major, am 4. October 1805 zum Generaladjutanten, am 28. October zum Oberstlieutenant und zum Commandeur der neuerrichteten Leib-Grenadier-Garde ernannt wurde. Mit letzterer, einem anderen Bataillon, einer Escadron und einer halben Batterie ward er im Juni 1807 nach Pommern gesandt; das Machtwort Kaiser Napoleon's befehligte Rheinbundstruppen dorthin, um die Verbindungen des in Preußen stehenden französischen Heeres gegen etwaige Unternehmungen der Schweden zu decken. Mit diesem sogenannten Reservecorps nahm P. unter dem Marschall Brune an der Belagerung von Stralsund theil und kehrte, nachdem General von Cloßmann mit einer badischen Division von Danzig nach dort gekommen und die Festung am 22. August gefallen war, in die Heimath zurück, wo in Folge des Beitritts Badens zum Rheinbunde das Truppencorps auf französischen Fuß gesetzt werden mußte. Die P. daraus erwachsende Arbeit vermehrte sich noch, als er am 27. Januar 1808, nachdem Markgraf Ludwig seine Stelle niedergelegt hatte, zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. Er blieb indessen in diesem Verhältnisse nur kurze Zeit, da auf Napoleon's Geheiß die Leitung der sämmtlichen Militärangelegenheiten dem aus holländischen Diensten kommenden General von Geusau übertragen wurde. P. wurde nun auf ein anderes Feld der Thätigkeit berufen, indem er mit dem Commando eines Infanterieregiments und einer Batterie betraut wurde, welche Baden zum Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel stellen mußte. Die ihm gewordene Aufgabe war um so schwieriger, als das Regiment für den Feldzug aus zwei anderen zusammengesetzt ward; es gelang ihm jedoch, dasselbe zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten, überall Ordnung und Mannszucht zu erhalten und den französischen Machthabern gegenüber seine Selbständigkeit leidlich zu bewahren. „Ce colonel est toujours à cheval sur les droits de son pays", sagten seine Vorgesetzten und sogar dem Kaiser Napoleon trat er entgegen. Als dieser, in die Rechte seines Souveräns eingreifend, mehreren von Porbeck's Untergebenen sagte „Je Vous nomme officiers", übersetzte letzterer die Ernennung mit den Worten: „Im Namen Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden ernenne ich Sie zu Officieren." Im August 1808 aufgebrochen, dem 4. Armeecorps Lefebvre und der deutsch-holländischen Division Lewal zugetheilt, deren 1. Brigade die Badenser im Verein mit Nassauern bildeten, focht diese Brigade unter Porbeck's Commando am 31. October bei Zornossa, am 18. November bei Balmaseda, zog im December mit Napoleon in Madrid ein und rückte Mitte Februar 1809 unter Marschall Victor nach der Provinz Estremadura ab; das Gefecht bei Val de Cannas am 19. und die Schlacht bei Medellin am 28. März waren für P. Tage besonderer Auszeichnung. Nachdem er darauf mit seiner Brigade an Expeditionen nach der Mancha und der Sierra Morena theilgenommen hatte, stand er bei Talavera de la Reyna den aus Portugal vordringenden Engländern gegenüber. An den Einleitungskämpfen des

27. Juli zu der am 28. bei dieser Stadt geschlagenen Schlacht hatte P. keinen Antheil; am 28. aber wurde die Division um Mittag zum Angriff auf die in der Mitte der Schlachtordnung stehenden englischen Garden unter General Campbell befehligt. Indem er das Regiment zum Bajonettangriff vorführte, streckte ihn eine Kugel todt nieder; sie traf zugleich den Militärorden mit der Inschrift: „Für Badens Ehre", welchen er um den Hals trug. Nach seinem Tode kam die Nachricht seiner Ernennung zum General an, welche auf Napoleon's Veranlassung erfolgt war. Mit reichen Geistesgaben und vielen vortrefflichen Charaktereigenschaften verband P. eine höchst einnehmende Persönlichkeit. Sein Sohn, Friedrich v. P., gestorben 1867 als General, befehligte 1849 im Kriege gegen Dänemark das Bataillon, welches, allein unter allen badischen Truppentheilen, infolge seiner Abwesenheit von der Heimath die Revolution jenes Jahres überdauerte.

F. W. Strieder, Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XVIII, Marburg 1819. — F. v. Weech, Badische Biographieen, II, Heidelberg 1875. — Oesterr. militärische Zeitschrift. Wien 1838, 4. Band.

B. Poten.

Porcellis: Jan P., trefflicher Marinemaler. Die Schreibweise des Namens wechselt sehr, man findet ihn auch Percellis, Percelles u. s. w. geschrieben. Als Porcellis kommt er im Trauregister vor und so hat sich der Künstler auch auf einzelnen seiner Werke bezeichnet. Ueber sein Leben bestand in der Kunstgeschichte große Verwirrung, wozu besonders Houbraken mit seiner fabulirenden Erzählung viel beigetragen hat. Seine irrigen Angaben gingen dann in unzählige Kunsthandbücher über. Wann er geboren ist, wird nicht angegeben; Immerzeel läßt ihn 1597 das Licht der Welt erblicken, Houbraken macht ihn zu einem Schüler Vrooms und läßt ihn in Leyderdop begraben sein. Nach den neuesten Forschungen stammte er aus Gent, war 1617 in Antwerpen als Meister in die Lucasgilde aufgenommen und befand sich 1622 in Haarlem, wo er als Wittwer am 30. August dieses Jahres zum zweiten Male heirathete. Im J. 1629 hielt er sich im Haag auf und 1632 war er nicht mehr am Leben. Das sind archivalisch beglaubigte Nachrichten aus seinem Leben. Eine künstlerische Anregung dürfte er durch Adam Willaerts erfahren haben. P. war der erste und vorzüglichste Seemaler, der in Holland arbeitete; van Goyen war in jener Zeit noch nicht aus dem Lernen heraus und Esaias van de Velde war noch nicht geboren. Was Houbraken zum Lobe des Künstlers sagt, entspricht vollkommen der Wahrheit: „P. malte höchst natürlich und kunstvoll Schiffe, Seestürme und Strandansichten mit Figuren. Fischer ziehen ihre Boote auf Rollen an das Ufer oder schleppen ihre Ladung in Körben auf ihren Schultern den Strand entlang. Ganz besonders zeichnet sich sein Talent in der Darstellung der Seestürme aus, in welchen er die gewaltigen Blitzstrahlen, die aus den zusammengeballten Wolken brechen, so natürlich gegen die Felsenufer und das schäumende Meer aufleuchten läßt, daß einer Landratte vor dem Seewasser wohl bange werden könnte." Seine Bilder kommen übrigens nicht häufig vor. In der Schleißheimer Gallerie ist ein Seestück von ihm, in Darmstadt zwei Marinebilder, in Berlin Schiffe auf der See. Der Künstler war von seinen Landsleuten schon bei Lebzeiten sehr geachtet. Im J. 1628 werden ihm von Ampzing (Beschreibung von Haarlem) zwei Verse gewidmet: „So sei des Porcellis an diesem Orte gedacht, der mit Recht als der größte Künstler in Schiffen geachtet wird." P. hat auch radirt; so eine Folge von 12 Bl. mit Schiffen; der Verleger N. Visscher bemerkt auf dem Titelblatt: Notatae a famosissimo Navium pictore Joanne Percellis. 1627. Eine andere Folge von 17 Bl. stellt Bauern mit

Aussichten auf das Meer vor, mit dem Titel: Verscheyden Stranden en Water gezichten.

Ein Jonas P. lebte 1618 in Antwerpen; man weiß sonst nichts von ihm. Dann spricht man von einem Julius P., der aber apokryph ist. Man verwechselt ihn mit Jan P. II, der vielleicht ein Sohn des älteren Jan war und sich 1658 in Leiden aufhielt.

Houbraken. — Kramm. — Immerzeel. — Schmidt, im Repertorium, I, 68.
Wessely.

Porsch: Christoph P., geboren im J. 1650 (nach Koch 1652) in Elbing, besuchte hier, in Thorn und Breslau das Gymnasium und studirte sodann in Wittenberg und (seit 1674) in Leipzig. Nach Elbing zurückgekehrt, kam er bald in ein geistliches Amt; er ward zuletzt 1695 Pastor zu St. Marien in Elbing und starb im J. 1713. — P. hat nicht ohne dichterische Begabung eine Reihe geistlicher Lieder verfaßt, die ihm schon frühzeitig (schon als Student?) einen Namen verschafften. Unter dem Titel „Geistlicher Kirchhof“ gab er im J. 1687 sechshundert biblische Grabschriften in Versen heraus. In dem von ihm unter dem Titel „Geistliche Seelenmusik“, Elbing 1703, herausgegebenen Gesangbuch finden sich auch eigne Lieder von ihm, u. a. sein bekanntestes: „Nun wachen Gottes Strafgerichte bei überhäuften Sünden auf“. Im Marienburger Gesangbuch von 1713 befinden sich 21 Lieder von ihm. Nach Rotermund soll er unter dem Namen des Wohlbewahrenden Mitglied der Pegnitzgesellschaft gewesen sein; allein da Amarantes ihn nicht nennt, so mag diese Nachricht wohl auf einem Versehen beruhen. Döring läßt ihn wegen seiner „Grabschriften“ kaiserlich gekrönter Poet geworden sein.

Rotermund zum Jöcher VI, 664. — Goedeke, 1. Aufl. II, 518, Nr. 337a. — Döring, Choralkunde, S. 258. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, S. 501 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 463 u. 131.
l. u.

Pörschke: Karl Ludwig P., geb. am 3. Januar 1751 zu Molschnen bei Königsberg, † am 24. September 1812 in Königsberg, woselbst er am Gymnasium Fridericianum seine Vorbereitungsstudien gemacht hatte und am 24. Sept. 1768 an der Universität immatriculirt wurde, trat seit dieser Zeit in näheren persönlichen Umgang mit Kant, zu dessen Tischgenossen er später bis zum Tode desselben gehörte; auch mit Christ. Jak. Kraus (A. D. B. XVII, 66) war er enge befreundet. Nach einer vieljährigen Studienzeit, in welcher er neben den Vorlesungen Kant's sich auch mit Philologie und Naturwissenschaften beschäftigte, besuchte er (1785) noch Halle und Göttingen, und nachdem ihn (1786) bereits die Facultät für eine erledigte Lehrstelle der griechischen Litteratur empfohlen hatte, habilitirte er sich in Königsberg (13. April 1787) mit einer Abhandlung „De protyporum in artibus utilitate“ und wurde dann im März 1795 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Zum Antritte der ordentlichen Professur der Poesie (27. Mai 1803) schrieb er „De Platonis sententia, poetas e republica bene constituta esse expellendos“; am 23. März 1807 wurde er Ordinarius der schönen Wissenschaften, der Pädagogik und Beredtsamkeit und 1809 erhielt er das Ordinariat der praktischen Philosophie (im J. 1808 war er Rector). Er war ein eifriger und erfolgreicher Lehrer, dessen lebhafter und faßlicher Vortrag auf die zahlreichen Zuhörer anregendst wirkte; seine Vorlesungen erstreckten sich auf alle Zweige der Philosophie und außerdem auf Geschichte, Pädagogik, Poesie und Rhetorik, auch Physik, Geographie, sowie classische Philologie, und so kam es, daß er zuweilen sechs Stunden im Tage las. Bezeichnend für seine Stellung zu Kant ist, daß er allerdings

öfters über desselben Kritik der reinen Vernunft Vorträge hielt, aber daneben in seinen übrigen philosophischen Vorlesungen Compendien zu Grund legte, welche von Halbkantianern oder geradezu von Gegnern Kant's verfaßt waren; so lehnte er sich z. B. an Heydenreich und Heusinger, ja mehrfach sogar an Eberhard, sowie im Naturrecht an Achenwall an. Man kann ihn allenfalls einen eklektischen Kantianer nennen, aber das Richtigere wird man treffen, wenn man an jene Autonomie der Vernunft denkt, deren sich die Aufklärer so gerne rühmten; ein lebhafter Drang nach Selbständigkeit und Freiheit brachte ihn bei aller persönlicher Hochachtung für Kant, dessen Schüler im vollen Sinne des Wortes er nie war, zu dem Ausspruche (in einem Briefe an Fichte), daß die Kantianer eine freche Rotte seien, welche sich nur durch Nachbeten und Intoleranz bethätige, und daß der Name „kritische Philosophie“ überhaupt zu tilgen sei, da es sich nur um eine „Philosophie schlechthin“, d. h. ohne Beinamen, handeln dürfe. Seine schriftstellerische Thätigkeit ging vom Gebiete der Aesthetik aus, indem er zunächst in seiner Habilitationsschrift (1787) die Ansicht durchführte, daß der Künstler weder durch Natur-Nachahmung, noch durch theoretische Regeln richtig geleitet werde, sondern auf Betrachtung der bereits vorliegenden Vorbilder, und zwar hauptsächlich der antiken, angewiesen sei, welche er genau nach Natur und Composition analysiren müsse. Hierauf veröffentlichte er „Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen“ (2 Bände, 1794—96, der besondere Titel des 2. Bandes ist „Beiträge zur Theorie der Dichtkunst“), worin er unter Verwerthung eines reichen kunstgeschichtlichen Wissens sich grundsätzlich auf den Boden der Moral stellte, da die Kunst als Erscheinung oder Darstellung des Guten auf die Menschen bessernd und veredelnd wirken müsse; hieran knüpft er bei Besprechung sämmtlicher einzelner Künste manche feinen psychologischen Bemerkungen, welche sich auch auf sog. Völker-Psychologie erstrecken. Nur in verschwommener Weise zeigt sich ein Einfluß Kant's, dessen Scheidung in ästhetische und teleologische Betrachtung er wieder verwischt; daß aber Lessing's Leistungen für den sonst so belesenen Mann sichtlich nicht vorhanden waren, ist auffallend. Seinem Freiheitsdrange gab er einen lebhaften Ausdruck in seinen „Vorbereitungen zu einem populären Naturrechte“ (1795), worin er die Anmaßung der Regenten, die Bürger geschickt, religiös und moralisch zu machen, als die Ursache aller Entsittlichung betrachtet, während in Wahrheit jeder Bürger durch eigene Thätigkeit auf seinem Platze der Schöpfer einer bessern Menschheit werden müsse. Und während er diese sittliche Aufgabe in seiner „Einleitung an die Moral“ (1797) in nähere Verbindung mit den ethischen Grundsätzen Kant's brachte, richtete er 1797 und 1798 mehrere Briefe an Fichte, in welchen er die förmliche Erklärung abgab, daß er sich an denselben anschließe und als Mitarbeiter beim Philosophischen Journale einzutreten gedenke (J. G. Fichte's Leben u. lit. Briefwechsel, Bd. II, S. 365 ff.). Als gegen Fichte die bekannten Maßregeln ergriffen wurden, schrieb ihm P. (April 1799), daß er in Erwartung des Sieges über die Gegner die Veröffentlichung einer Schrift „Ueber die Unmöglichkeit des Atheismus in denkenden Wesen“ beabsichtige; und sichtlich ist die Einlösung dieses Versprechens in der ausgedehnten Vorrede der „Briefe über die Metaphysik der Natur“ (1800) enthalten, worin er in Anlehnung an Kant's Ethik den Nachweis versucht, daß es überhaupt keinen Atheismus geben könne, da Gott ein unbedingtes Postulat der Moral sei; in diese letztere verlegt er auch grundsätzlichst das Wesen der Religion, bezüglich deren er völlig nach Art der Aufklärer sich in einer zuweilen sehr heftigen Weise gegen jede statutarische Priester-Religion wendet (ein Standpunkt, welcher öfter auch in seinen übrigen Schriften durchblickt), daher er auch Trennung zwischen Staat und Kirche fordert. Aber die theoretischen Grundsätze Kant's erscheinen hier in einer abgeschwächten und viel-

sach mit Wolff's Anschauungen vermischten Form. Seine letzten Schriften waren „Ueber Shakespeares Macbeth" (1801) und „Anthropologische Abhandlungen" (1801), welch letztere gleichfalls nur vom Gesichtspunkte der Moral ausgehen und unter mannigfachen Anklängen an Rousseau eine edle Begeisterung für Freiheit und Menschenwürde kundgeben. Das Ganze ist — um kantisch zu sprechen — eine pragmatische Psychologie, welche er auch in einer Schilderung der Volks-Charaktere, sowie einzelner Männer mittelst Verwendung gewisser, zuweilen bedenklicher Schlagworte durchführt. — Als Mensch bewahrte P. nach einstimmigem Urtheile der ihm Näherstehenden einen offenen, festen und sittlich strengen Charakter und äußerst angenehme Umgangsformen. Ein Schlaganfall setzte seinem Leben ein unerwartet frühes Ende.

Die Personalien nach gütigen Mittheilungen des Herrn Bibliothekars Dr. Reicke in Königsberg. — Hartung'sche Zeitung (Königsberg), 1812, 12. Novbr. — Wilh. Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1790—1827, Bd. III, S. 23. Prantl.

Porst: Johann P., Herausgeber des nach ihm benannten berühmten Gesangbuches, wurde am 11. December 1668 zu Oberkotzau im Markgrafenthum Bayreuth geboren. Sein Vater war der Bürger und Brauer Konrad P. Da der Sohn von früh an Prediger werden wollte, nahm ihn der Pastor Nicolaus Degen in Kautendorf in sein Haus, um ihn mit seinem Sohne zu unterrichten. Er kam dann im August 1683 auf das Gymnasium in Hof, von wo aus er im October 1689 die Universität in Leipzig bezog. Nach vollendeten Studien ward er im J. 1692 Hauslehrer beim Superintendenten Lairitz in Neustadt a. d. Aisch. Als er hier Spener's Bußpredigten zu lesen bekam, entstand in ihm ein lebhaftes Verlangen, Spener selbst kennen zu lernen; und im J. 1628 reiste er deshalb in Begleitung des Archidiakonus Aslmann in Bayreuth, der eine Stelle als Prediger an der Nicolaikirche in Berlin angenommen hatte, nach Berlin. Hier besuchte er die theologischen Vorlesungen, welche Spener für Candidaten des Predigtamtes hielt; besondern Einfluß aber gewann auf ihn der Prediger Johann Caspar Schade, durch dessen Unterweisung und Beispiel er auf die selbstständige Führung des geistlichen Amtes aufs beste vorbereitet wurde. Er wurde sodann am 3. August 1698 zum Prediger in Malchow und Hohen-Schönhausen berufen. In den sechs Jahren seiner Wirksamkeit an dieser Stelle war er aufs eifrigste bemüht, auch durch Hausbesuche, Bibelstunden und Katechismusunterricht für die Erwachsenen und die Kinder zu sorgen, und seine Treue hatte ein schönen Erfolg. Im November 1704 wurde er zum zweiten Prediger an der Friedrichswerderschen und Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin berufen. Der Eifer, mit welchem P. auch hier unter ganz anderen Verhältnissen seines Amtes wartete, verschaffte ihm bald auch in Berlin Anerkennung, und so wählte ihn die Königin Sophie Louise im J. 1709 zu ihrem Hofprediger und Beichtvater. Nicht lange danach, im Januar 1713, ernannte ihn der König Friedrich zum Pastor primarius zu St. Nicolai und zum Propsten von Berlin. Als P. sich noch nicht darüber sicher war, ob er auch diese Berufung annehmen dürfe, versicherte ihn der König, es sei ein göttlicher Beruf, „denn Gott selbst hat es mir ins Herz gegeben, daß Er und kein Anderer diese Stelle haben soll". Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn im J. 1716 zum Consistorialrath. Schon am 10. Januar 1728 starb er, im eben begonnenen 60. Lebensjahre, nachdem er schon vorher eine stetige Abnahme seiner Kräfte empfunden und während der letzten Wochen seinem Tode entgegengesehen hatte. P. war ein außerordentlich treuer und gewissenhafter Seelsorger; bekannt aber ist sein Name noch heute in weiten Kreisen vorzüglich wegen des von ihm herausgegebenen und nach ihm benannten Gesangbuches. Die beiden ersten Auflagen dieses Gesangbuches erschienen in den

Jahren 1708 und 1711 ohne Porst's Namen; nach der 2. Auflage zu schließen (von der 1. ist kein Exemplar bekannt), war es in dieser Form nicht frei von pietistischen Geschmacklosigkeiten, wie sich z. B. in ihm das Lied befindet, in welchem der Sänger wünscht, Jesu Amme zu werden. Von der 3. Auflage an, die im J. 1713 mit Porst's Namen erschien, ist das Gesangbuch ein anderes Werk geworden, und es liegt der Gedanke nahe, daß P., nachdem er Propst geworden, für die Bedürfnisse der Gemeinden ein besseres Verständniß gewonnen hatte, wie er denn auch im Grunde seines Wesens zu sehr ein zu guter Lutheraner war, als daß er die alten echten Kirchenlieder hätte aus seinem Gemeindegesangbuche ausschließen wollen. Dennoch finden sich auch in dieser Bearbeitung des Gesangbuches noch viele Lieder, in denen sich eine ungesunde pietistische Denkweise ausspricht; P. ist nie völlig von dieser verkehrten Richtung seiner Zeit frei geworden. Sein Gesangbuch hat dann noch mancherlei Wandlungen durchgemacht und ist namentlich in unserm Jahrhundert völlig überarbeitet; in dieser neuesten Gestalt ist „der alte Porst" noch bei vielen Gemeinden, namentlich in Berlin und in der Provinz Brandenburg, in Gebrauch und gehört zu den besten Gesangbüchern aus älterer Zeit. Porst's übrigen Drucksachen siehe bei Rotermund.

Jöcher, III, Sp. 1708 f. — Rotermund zum Jöcher, VI, Sp. 667 f. — J. F. Bachmann, Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher, Berlin 1856, S. 147 ff., wo eine eingehende Biographie von P. sich findet. — Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger, 6. Bd., Halle 1779, S. 1—18. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 297 ff. l. u.

Porta: Konrad P., deutscher Dramatiker. Geboren 1541 zu Osterwieck, Schulmeister in Rostock, Eisleben und seiner Vaterstadt, 1569 Caplan an St. Nicolai zu Eisleben, 1575 Pastor an Peter Paul daselbst, stirbt 1585. In seinem „schön nutzlichen" Spiele „Meidleinschule" (1573) will er Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend empfehlen, weil hierauf noch nicht in nöthiger Weise geachtet werde. Er stellt zu diesem Zwecke die gottesfürchtige Frau Eusebia und ihre gehorsame Tochter Christina der gottlosen Epicurea und deren muthwilligen Tochter Magdalena entgegen. Letztere findet keinen Gefallen an der strengen Zucht der von der Schulmeisterin Monica geleiteten Schule, läßt sich vielmehr von der losen Acolasta verführen, Spielerei zu treiben und sogar in dem Hause der Kupplerin Polydola zu verkehren, wird aber nachher noch auf den rechten Weg geführt, indem ihre Mutter eines Besseren belehrt wird. Es treten nur weibliche Personen auf, aber ihre Charakteristik ist durchaus farblos, auch die Handlung ohne Leben. Aus der Schule wird eine Scene vorgeführt, in welcher die Kinder den Katechismus und den 91. Psalm in Reimen aufsagen. Nicht nur der Name der Acolasta, sondern auch der Inhalt der Komödie erinnert daran, daß dem Verfasser das Drama vom verlorenen Sohn (Acolastus) bekannt gewesen ist. Sein Versuch, die Schulcomödie auch in die Mädchenschulen zu verpflanzen, hat den gewünschten Beifall nicht gefunden. In der Teufelslitteratur erscheint P. mit einem Lügen- und Lästerteufel (Eisleben 1581), der auch in das Theatrum diabolorum (Frankfurt 1587) aufgenommen wurde. Sein „Pastorale Lutheri" (Eisleben 1582) war lange Zeit ein unentbehrlicher Rathgeber der Geistlichkeit und ist bis 1729 in vielen Auflagen gedruckt worden. Ueber das Leben des Mag. Andr. Fabricius hielt er eine Rede (Wittenberg 1584), sowie eine andere, in der er zur richtigen Lectüre der Schriften Luther's Anweisungen gab (Jena 1571, noch 1708 in Helmstädt herausgegeben). Endlich erschien von ihm eine Abhandlung wider das unnöthige und muthwillige Rechten und Hadern, mit einer Vorrede W. Mencels (1578).

Jöcher 3, 1709. — Goedeke, 2, 366. 482. — Bolte, Zeitschr. f. deutsches Alterthum, Bd. 32, S. 22. H. Holstein.

Porte: Jakob Andreas P., Theologe und Philologe, 1715—1787. Er wurde 1715 in Genf geboren als der Sohn des Juweliers Antoine P., dessen Vater Professor der griechischen Sprache in St. Dié in der Dauphiné gewesen war. Seine Bildung erhielt er auf den Schulen und der Universität seiner Vaterstadt, erlangte auch bereits 1731 die Aufnahme unter die Candidaten des geistlichen Amtes. Da die Anstellung als Geistlicher sich verzögerte, nahm er 1736 eine Lehrerstelle am Collegium zu Genf an und ging dann 1743 nach Marburg in Hessen als Prediger der dortigen französischen Gemeinde. 1749 suchte er seine Entlassung nach, um einer Berufung nach Mastricht folgen zu können; sein Landesherr Landgraf Wilhelm VIII. wußte ihn jedoch durch eine Gehaltserhöhung und die Ernennung zum Professor der französischen Sprache an der Universität in Marburg festzuhalten. Da sein Gesundheitszustand unter der Last des Doppelamtes litt, nahm er 1753 die französische Predigerstelle in Friedrichsdorf in Hessen-Homburg an, ging aber von dort schon 1755 in eine ähnliche Stellung nach Offenbach und 1757 nach Burg bei Magdeburg. Auf den Wunsch seines Vaters gab er 1762 das dortige Amt auf, um nach Genf zurückzukehren, wo sich schon eine Stelle für ihn finden werde. Auf der Reise dorthin traf er in Braunschweig den Kasseler Landgrafen Friedrich II., der vor den Franzosen aus seinem Lande geflüchtet war; dieser bot ihm an, wieder in hessische Dienste einzutreten und übertrug ihm, da P. wegen der Kriegsgefahr vor der Weiterreise zurückscheute, sich auch durch das persönliche Anerbieten des Fürsten geschmeichelt fühlte, die Professur für französische Litteratur an der Universität Rinteln. Dieses Amt hat er 25 Jahre lang innegehabt; er starb daselbst am 8. Juni 1787. — Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten verdienen Erwähnung: „Graecae linguae radices“ 1741; „Racines Latines“ 1742, und namentlich das vielfach aufgelegte, auch in das Englische übersetzte Werk: „Introduction . . à la Grammaire Latine“, zuerst 1742.

Strieder, Hess. Gel. Gesch. XI, S. 123 ff. — Meusel, Lex. der von 1750—1800 gestorbenen Schriftsteller X, S. 504 ff., wo auch ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Schriften Porte's sich findet.

R. Hoche.

Porth: Hans Heinrich P., geboren am 13. Juni 1796 zu Wilstorf bei Harburg, verheirathet am 23. April 1846 mit Ida geb. Eckermann, † am 2. August 1882 zu Hamm vor Hamburg, hat sich um den Neubau der St. Nicolaikirche in Hamburg große Verdienste erworben. Sohn eines hamburgischen Domainenpächters, zeigte er früh Talent zum Porträtiren, ein Talent, welches durch den Besuch der Dresdener Akademie 1820—23 und durch den Aufenthalt in Italien 1825—28 entwickelt wurde. In Rom genoß er u. A. des Umgangs mit Tholuck, dem damaligen preußischen Gesandtschaftsprediger, der in ihm eine entschiedene Liebe zum Evangelium erweckte. Seine Beschäftigung als Porträtmaler in Hamburg wurde durch den großen Brand von 1842 unterbrochen. Ihm als Künstler, als Patriot und als Christ lag sehr daran, daß an Stelle der eingeäscherten St. Nicolaikirche eine dem neuerstehenden Stadttheil würdige, ihren Charakter deutlich aussprechende und mit dem Schmuck der verwandten Künste versehene gothische Kirche erstehe. Um die großen, dazu erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, kam er auf den Gedanken, mittels einer allgemeinen Schillingssammlung eine ergiebige und dauernd fließende Geldquelle zu eröffnen. Durch unermüdliche Thätigkeit, unterstützt durch freundliche Gewandtheit und schlichte Popularität, gelang es ihm, nicht nur die Menge für das Beitragen, sondern auch einige hundert Detailisten für das mühsame Geschäft des wöchentlichen Einsammelns zu gewinnen. Nicht minder eifrig und geschickt war er in seinen Bemühungen um die Entscheidung der Wahl für den herrlichen

Scott'schen Plan, und zwar in dessen vollkommenster Ausbildung, sowie in Beförderung der unverstümmelten Ausführung desselben. Gleich anfangs hatte die Baucommission ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt, bald darauf ward er zum ersten Beamten der Kirche St. Nicolai erwählt und ihm dadurch die Muße verschafft, welcher er zur stetigen Aufrechterhaltung der Schillingssammlung bedurfte. Als es nach Vollendung der Kirche 1863 galt, den kühnen Thurmbau fortzusetzen, und zwar ohne alle Beihülfe von der Staatscasse, richtete P. eine zweite verstärkte Sammlung (wöchentlich 8 Schillinge) ein; und es gelang ihm dadurch zu verhindern, daß jemals der kostbare Bau ganz ins Stocken gerathen wäre. Die beiden von P. geleiteten Sammlungen haben in den Jahren 1843—83 1½ Millionen Reichsmark eingetragen, d. h. sie haben es bis zu derjenigen Summe gebracht, welche im Programm für die Concurrenz ausgeboten war. Und noch immer träufelt aus derselben Quelle alljährlich ein nicht zu verachtender Beitrag zur Vervollständigung der künstlerischen Ausschmückung. Der Kirchenvorstand hat das Andenken Porth's dadurch geehrt, daß sein Name neben dem des Architekten Scott und dessen Bauführern auf einer ehernen Gedenktafel zu lesen ist: in den Herzen seiner Freunde und vieler Mitbürger ist es ohnehin unverlöschlich. Näheres über Porth's Wirken für den Bau der Nicolaikirche ist zu lesen in der 1883 von dem Unterzeichneten verfaßten und bei C. Boysen in Commission gegebenen „Geschichte und Beschreibung" jenes Baues; insbesondere in dem Nekrolog, welchen der Anhang enthält.

S. auch den Nekrolog in der Beilage zu Nr. 189 der Hamb. Nachrichten 1882 und Hamb. Künstler-Lexikon S. 191, 192.

F. Stöter.

Pörtner: Sebastian P., geboren am 10. December 1773 zu Waldaschach in Franken, studirte mit sehr glücklichem Erfolg in Würzburg, wurde Dr. theol. 1794, Priester 1797, dann Caplan, Pfarrer, später 1828 Domcapitular und Generalvicar in Würzburg, wo er am 19. Juni 1860 starb. Er verfaßte verschiedene Schriften im Gebiete der Schule, des katholischen Religionsunterrichtes, der Liturgie und des Eherechtes. Sein Hauptwerk war das in der Diöcese Würzburg officiell eingeführte katholische Gesang- und Andachtsbuch, welches indeß, schon seit mehreren Jahren, wieder einem neueren Gesangbuche weichen mußte. Hörmann.

Portus: Aemilius P. (Emilio Porto), berühmter Philologe des 16. und 17. Jahrhunderts von griechisch-italienischer Herkunft. Sein Vater Franciscus P. (Francesco Porto), am 22. August 1511 in Candia auf der Insel Kreta geboren, war früh nach Italien gekommen und hatte in Padua und Venedig seine Bildung genossen. Am letzteren Orte wurde er Vorsteher der griechischen Schule (*ἀρχιδιδάσκαλος καὶ πρωτοκαθηγητὴς τῶν Ἑλλήνων*), wurde aber wegen spöttischer Bemerkungen über Fasten und Bilderdienst bald dieses Amtes enthoben, lehrte seit 1537 in Ferrara und später in Modena die griechische Sprache, nahm das reformirte Bekenntniß an und siedelte 1559 aus Furcht vor der Inquisition nach Genf über, wo er eine Professur erhielt. Er starb daselbst am 5. Juni 1581; zahlreiche philologische Arbeiten, namentlich seine Ausgaben von Synesius, Gregorius Naziancenus und andern Schriftstellern, sowie die von seinem Sohne herausgegebenen Commentare zu Pindar und Xenophon u. s. w. haben ihm in der Geschichte der Philologie einen Namen gesichert. Sein Sohn Aemilius P. war in Ferrara am 13. August 1550 geboren; mit dem Vater kam er 1559 nach Genf und erhielt hier durch den Vater vortrefflichen Unterricht; bald war er außer im Französischen und Italienischen auch im Altgriechischen und Lateinischen sicher. Schon 1569 wurde er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium in Genf und blieb in dieser

Stellung 12 Jahre lang. In diese Zeit fallen seine ersten Beziehungen zu Deutschland, namentlich trat er mit dem Professor des Griechischen Martin Crusius in Tübingen in Briefwechsel. Die verbreitete Angabe (u. A. auch bei Fabricius), daß in seine Genfer Zeit die Herausgabe des Homer falle, beruht auf Verwechselung mit seinem Vater; dagegen erschien damals — 1581 — eine schwungvolle Nachdichtung der Psalmen in griechischen Hexametern, welche von Is. Casaubonus u. A. lebhaft anerkannt, von anderer Seite, namentlich von Jac. Duporte, ebenso lebhaft angegriffen wurde. In demselben Jahre wurde P. als Professor des Griechischen an die Akademie in Lausanne berufen; neben seinen Vorlesungen und einem ausgedehnten Briefwechsel beschäftigte ihn damals besonders die Herausgabe der hinterlassenen Arbeiten seines Vaters: 1583 erschien der Commentar zu Pindar, 1584 die Prolegomena zu Sophokles, 1586 der Commentar zu Xenophon. Außerdem stammt aus dieser Zeit die allerdings erst 1607 erschienene große Ausgabe des Aristophanes mit den Scholien, für welche er im Wesentlichen die Vorarbeiten des Odoardus Bisetus benutzte, eine Arbeit von verdienstlichem Fleiße, welche freilich durch eine gewisse Willkür in der Behandlung des Textes der Scholien auch vielfachen Widerspruch hervorrief. Ferner die zuerst 1588 erschienene lateinische Uebersetzung des Dionysius von Halikarnaß, der dann auch eine französische folgte. — Aus unbekannten Gründen „propter insperatam temporum malignitatem et invidiam“ (Vorrede zum Thucyd.) gab er im Frühjahr 1592 sein Amt in Lausanne auf und verließ mit seiner Familie die Stadt in der Hoffnung, eine Unterkunft in Oesterreich, wo er Freunde hatte, zu finden. Zunächst ging er nach Basel und blieb hier einige Monate, wendete sich dann aber nach dem Städtchen Frankenthal in der Pfalz, brachte hier seine Frau und seine sechs kleinen Kinder vorläufig unter, und wanderte allein nach Oesterreich zu, um eine neue Heimath zu suchen. In Frankfurt erhielt er von Dufresne Empfehlungsbriefe an Philipp Camerarius in Altorf, fand bei diesem auch freundliche Aufnahme, aber keine Anstellung, ebenso wenig in Nürnberg und in Oesterreich bei dem Baron Joh. Sept. v. Lichtenstein auf Nikolsburg, auf dessen Hülfe er fest vertraut hatte. Er kehrte also nach Frankenthal zurück und lebte hier nun ohne Amt in dürftiger Lage, eifrig mit der Bearbeitung der Ausgabe des Thucydides beschäftigt, welche nebst der Uebersetzung des Laurentius Valla 1594 in Frankfurt erschien. Die Ausgabe ist dem Pfalzgrafen Friedrich IV. gewidmet, dem er vielfache Unterstützung in seiner Noth zu danken hatte. Mit dessen Erlaubniß siedelte P. im Herbst 1593 mit seiner Familie von Frankenthal nach Heidelberg über, um hier Medicin zu studiren. Der Aufenthalt in Heidelberg wurde ein dauernder, wenn auch die medicinischen Studien bald aufhörten; der freundschaftliche Rath des Buchdruckers Joh. Aubrius bewog ihn, seine philologischen Arbeiten wieder aufzunehmen; schon 1595 erschien die neue Ausgabe des Xenophon von Joh. Leunclavius. — Das Jahr 1596 brachte P. wieder in die erwünschte sichere Stellung; er wurde zum Professor der griechischen Litteratur ernannt, nachdem ihm im März die Magisterwürde von der philosophischen Facultät verliehen worden war. Als Professor und Vorsteher des Contuberniums hat er in Heidelberg 12 Jahre lang mit Anerkennung gewirkt; zweimal — 1600 und 1606 — war er Decan der philosophischen Facultät. 1597 erschien seine Euripides-Ausgabe mit dem angeblichen Danae-Fragmente des Codex palatinus, 1599 die Notae zum Euripides, 1598 der Commentar seines Vaters zu Aristoteles' Rhetorik, 1604 Portus' eigene Ausgabe dieser Schrift, 1608 die Pindar-Ausgabe mit den Fragmenten anderer griechischer Lyriker. Daneben fand P. noch Zeit zu umfangreichen lexikalischen Studien: 1603 erschienen das „Dictionarium Jonicum graeco-latinum“ und das „Dictionarium Doricum

graeco-latinum“, 1606 das „Lexicon Pindaricum“. Auch die Ausgabe und Uebersetzung der Ilias und Odyssee, welche 1609 erschienen, wurde in Heidelberg noch fertig gestellt. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Arbeiten, neben denen noch zahlreiche kleinere, wie das Büchlein „De prisca Graecorum compotatione“, und zahlreiche Gedichte an das Licht traten, vielfache Spuren von Uebereilung zeigen, auch sind die eigenen Anmerkungen von P. oft recht unbedeutend; immerhin bezeichnen seine Ausgaben jedoch einen wesentlichen Fortschritt gegen seine Vorgänger und die beigegebenen lateinischen Uebersetzungen haben mancherlei zur Erklärung beigetragen. — Die Heidelberger Thätigkeit nahm 1608 ein plötzliches Ende. P. war mit einem Studenten in Streit gerathen, hatte sich geweigert, die Sache gütlich beizulegen, war dann in eine Geldstrafe von 200 Thalern verurtheilt und hatte dies so übel genommen, daß er am 23. November 1608 seine Entlassung forderte; die Bemühungen des Senates wie der Facultät, ihn zur Rücknahme zu bewegen, waren vergeblich. So zog er im Mai 1609 von Heidelberg fort und wandte sich nach Kassel, wo er bei dem Landgrafen Moritz Unterkunft zu finden hoffte. Der Fürst nahm ihn freundlich auf, konnte aber zunächst nichts für ihn thun; P. mußte suchen, den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen durch Stundengeben und als „Notarius imperialis“ zu verdienen. Die schriftstellerische Thätigkeit ruhte; nur der witzige „Tractatus de Nihili antiquitate et multiplici potestate“, welchen er „Nulli“ widmete, erschien damals. Als eine Hülfe in großer Noth erreichte P. damals die Aufforderung des Herzogs Johann Adolf von Schleswig, zu ihm nach Schloß Gottorp zu kommen und das dort befindliche Werk des Proclus über die Theologie des Plato, für welches der Herzog Interesse gefaßt hatte, zu übersetzen. Die Arbeit, welche nach Portus' Tode mit dem griechischen Texte von Fr. Lindenbrog in Hamburg 1618 auf des Herzogs Friedrich, des Sohnes von Johann Adolf, Kosten herausgegeben wurde, war im Sommer 1610 vollendet; P. kehrte reich belohnt nach Kassel zurück. Hier bot ihm jetzt der Landgraf eine Professur für die alten Sprachen, Französisch und Italienisch am Collegium Mauritianum an, die P. zuerst wegen der geringen Besoldung, sowie wegen seiner mangelhaften Kenntniß des Deutschen, welches dort die Unterrichtssprache war, anzunehmen zögerte, schließlich aber doch im Juni 1611 antrat. Das Amt ließ ihm Zeit, die schon früher begonnene Suidas-Ausgabe weiter zu fördern, die nach seinem Tode 1619 erschien, „eine Arbeit, deren große Mängel wenigstens zum Theil in dem Alter des Herausgebers und in dem Umstande, daß er die Veröffentlichung des wohl nicht ganz druckfertig hinterlassenen Werkes nicht selbst erlebt hat, eine Entschuldigung finden" (Bursian). Die Thätigkeit an der Kasseler Junkerschule dauerte nicht lange; P. paßte wohl nicht für die Stellung, konnte auch nicht lange an einem Orte seßhaft bleiben. So wanderte er im Herbst 1612 wieder weiter nach dem schaumburgischen Städtchen Stadthagen, um dort die ihm vom Grafen Ernst von Holstein und Schaumburg angebotene Stelle als Professor für Griechisch, Französisch und Italienisch an dem 1610 gegründeten Gymnasium academicum zu übernehmen. Hier ist er 1614 oder 1615 gestorben. — Außer den bereits erwähnten größeren Arbeiten besitzen wir von ihm eine namhafte Anzahl kleiner wissenschaftlicher und anderer Veröffentlichungen, Briefe, Reden und Gedichte, die von dem formalen Geschicke ihres Verfassers ein sehr vortheilhaftes Zeugniß geben. Seine Ausgaben, welche noch immer einen gewissen Werth haben, machen vielfach den Eindruck, daß die Noth des Lebens zu vorzeitiger Herausgabe gedrängt hat.

K. F. Weber, Vita Aemilii Porti, 1854. — Bursian, Gesch. der Philol. S. 232—244. — Schriftenverzeichniß bei Rotermund, VI, S. 692—695.

R. Hoche.

Porzia: M. Johann Ferdinand, Graf, später Fürst v. P., Graf zu Mitterburg und Brugnara, Graf zu Ortenburg, österr. Staatsmann, geb. 1605 zu Venedig, † zu Wien am 19. Februar 1665. Das Adelsgeschlecht der P., seit dem Schlusse des 12. Jahrhunderts deutlicher auftauchend, zählte seit 1214 als Linie des Gesammthauses Prata-Porzia nach Heimath, Besitz und Lehenspflicht zu den vordersten des Friauler Feudaladels der Patriarchen von Aquileja. Unter den Sprossen dieser P., welche das zweite Prädicat Brugnara führten, erscheinen seit Ende des 16. Jahrhunderts mehrere Persönlichkeiten in hervorragenden Stellungen, die sie mit den Habsburgern als ihren Dienstherren verknüpften. So war der Großvater unseres M. Joh. Ferdinand, Hermes Graf v. P., seit 1571 durch Heirath im Krainer Karstlande begütert, Vertreter Innerösterreichs beim Senate Venedigs und begründete 1609 testamentarisch das Familienfideicommiß. Der eine seiner beiden Söhne, Johann P. († um 1624), der Vater des Gegenstandes unserer biographischen Skizze, 1605 Kammerherr Erzherzog Ferdinands (nachmals K. Ferdinand II.), wurde seit 1605 als Resident in Venedig, dann als Gesandter an die Höfe zu Florenz und Rom entboten, 1611 nach Madrid als Ueberbringer der Beileidsbezeugungen des Grazer Hofes anläßlich des Hinscheidens der Königin von Spanien, Schwester Erzh. Ferdinands, gesandt, 1614 in der Eigenschaft eines Feldobersten verwendet und schließlich, bis an sein Ableben, mit dem Amte eines Görzer Stadthauptmannes betraut. Zur Zeit als er in Venedig das Amt eines Residenten versah, wurde ihm — aus der Ehe mit der in Krain begüterten Freiin Anna Maria v. Raunach — M. Joh. Ferdinand Graf v. P. geboren. Die Laufbahn des letzteren in kais. Diensten war von äußerst günstigen Umständen begleitet und gefördert. Mit 29 Jahren bereits innerösterreichischer Regierungsrath, fünf Jahre später Landesverweser in Krain, welches Amt er bis 1647 bekleidete, dann 1647—1652 Nachfolger des Frhrn. Barbo v. Waxenstein als kais. Orator bei der Signoria, gelangte P. mit 47 Jahren zu der begünstigten Stellung eines Obersthofmeisters (Ajo) des damals 12jährigen Erzh. Leopold Ignaz, zweitgebornen Sohnes Kaiser Ferdinand's III. Als sein Zögling, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, in Folge des Ablebens seines älteren Bruders, König Ferdinand's IV., und des Todes Kaiser Ferdinand's III. (1657, 2. April), zum Besitze der österreichischen Länder und zur Anwartschaft der deutschen Kaiserkrone gelangte, behauptete P. fortan das ungeschmälerte Vertrauen und die volle Gunst des Erben Kaiser Ferdinand's III. als Obersthofmeister und Vorsitzender des Geheimen Rathes, mithin als Premier Kaiser Leopold's I. Die medisante Anecdote des französischen Botschafters, Duc de Grammont, über Leopold und dessen Ajo, P., carikirt dieses Verhältniß. Am besten läßt sich die Zuneigung Leopold's zu seinem Erzieher und Rathgeber den 90 eigenhändigen Briefen dieses Habsburgers an P. entnehmen, welche innerhalb der Jahre 1657—1665 geschrieben und gegenwärtig noch im Familienarchive des Fürstenhauses P. zu Spital a. d. Drau im Kärntner Lande vorhanden, das Bedürfniß Leopold's abspiegeln, sich in allem und jedem des Rathes und der Zustimmung seines Vertrauten zu versichern, und dessen Ergebenheit in wahrhaft fürstlicher Weise zu entlohnen. Bei der schwierigen Kaiserwahl Leopold's (1658) spielte P. als Führer der österreichischen Action in dieser Richtung eine Hauptrolle und ebenso trat er für den politischen Anschluß Oesterreichs an Brandenburg-Preußen gegen Schweden ein. Ueber seinen Einfluß äußert sich der venetianische Botschafter (Oratore) Nani in der Finalrelazion an den Senat vom 7. Januar 1658, also für die Zeit, die noch vor der Kaiserwahl Leopold's (1658, 22. Juli) ablief, folgendermaßen: „Allen durch seine Stellung überlegen ist der Obersthofmeister und zwar als erster Minister und besonders durch die Gunst und das Vertrauen des Herrschers Graf J. F. von

Portia, dessen Andenken zufolge seiner längeren Gesandtschaft in Venedig noch so frisch ist, daß ich mich über ihn kurz fassen kann. Er ist sicherlich ein Cavalier der würdigsten Art, treu seinem Herren, reinster Gesinnung, fern der Selbstsucht, ein Freund des Friedens und derart, daß von seiner Güte nicht einmal seine eigenen Feinde etwas zu befürchten haben. Es wäre wahrhaftig sein größtes Glück gewesen, minder stürmischen Zeiten als dies die gegenwärtigen sind, zu begegnen, denn man würde ihn dann sicherlich das Juwel (delitie) des ganzen Hofes nennen müssen. Aber so gewaltig ist die Masse der laufenden Geschäfte, der Stand der Angelegenheiten derart verworren, daß P., unter der Last der Jahre und geplagt von häufiger Kränklichkeit, nicht leicht für die Länge mit ebenbürtigen Kräften einer solchen Aufgabe gewachsen sein dürfte, und da er Niemanden sein volles Vertrauen zuwendet, so daß er sich eines Theiles dieser Last entledigen könnte; so geschieht es, daß bei der minderen Befähigung der kleineren und bei der Furcht vor den größeren Talenten: Aufschieben und Zeitverlust seine hauptsächlichen Rathgeber sind. Deshalb nehmen die Geschäfte, wie dies unter neuen Ministern vorkommt, mit Unsicherheit, Langsamkeit und nicht ohne Weitläufigkeiten ihren Weg." Der Geschäftsträger Venedigs berührt in seiner Charakteristik Porzia's mit officieller Feinheit jene Schattenseiten des österreichischen Principalministers, die von dessen Gegnern um so schonungsloser an den Pranger gestellt wurden. Geistig überlegen war ihm entschieden Fürst Joh. Weikhard v. Auersperg, gegen dessen Einfluß P. mit dem Obersthofmeister Erzh. Leopold's Wilhelm, Joh. Adolf Grafen v. Schwarzenberg, zusammenhielt, und noch mehr der damalige Hofkriegsrathspräsident, Fürst Wenzel v. Lobkowitz, der später der Erbe der Stellung Porzia's wurde. — Nani erläutert auch ausführlich die wachsenden Verstimmungen zwischen dem Wiener und Madrider Hofe und betont die geheime Abneigung Porzia's gegen die Spanier, unbeschadet des Umstandes, daß er bereits 1657 das goldene Vließ von König Philipp IV. erhalten. Hierin stimme er auch mit Erzh. Leopold Wilhelm und mit Schwarzenberg überein. Schon im J. 1660 (6. Nov.) durfte sich P. der kaiserl. Huld in vollem Maaße rühmen. Denn es wurden ihm 200,000 Gulden als Remuneration und überdies die Grafschaft Mitterburg (Pisino) im heutigen Istrien (damals zur Krainer Landschaft gehörig) verliehen, mit der baldigen Zusage, daß letztere zu einer gefürsteten Grafschaft erhoben werden solle. Denn die Erwerbung eines „Reichsfürstenthums" war das Ziel der Wünsche Porzia's. 1662 erhielt er von seinem Monarchen den persönlichen Fürstenrang mit dem großen Pfalzgrafenamte, das Recht, Münzen zu schlagen, Adelsbriefe zu verleihen u. s. w., ein Beweis mehr, daß seine von Nani gerühmte „Uneigennützigkeit" jedenfalls auf harte Proben gestellt wurde. Am unpopulärsten war P. in Ungarn, in dessen Ständeschaft eine weitverzweigte Unzufriedenheit mit dem „deutschen Regiment" allgemach zur sog. „Magnatenverschwörung" der Jahre 1665—1670 führte, nachdem der Türkenkrieg 1663—4 den Erfolg nicht hatte, den man sich vom Siege bei St. Gotthard (1664, Aug.) versprach. In Prosa und Versen finden wir dort der Abneigung gegen den Premier Kaiser Leopold's I. Ausdruck gegeben. Von besonderem Interesse, und ein Beweis, wie vertraulich die Correspondenz zwischen dem Kaiser und P. blieb, erscheint der Brief des Ersteren vom 9. Nov. 1663 an seinen Minister und Freund. Der Kaiser habe dem „Billet" Porzia's die offenherzige Klage über die seinem Lieblingswunsche nach „Reichsunmittelbarkeit" der Grafschaft Mitterburg entgegenstehenden Hindernisse entnommen. Er wolle dessen Vertrauen mit gleichem entgelten, ihm nicht als Herr (padrone) sondern als intimer Freund (intrinsechissimo amico) offenherzig schreiben. „Ich auch waiß, daß wenig, so mitt Euch vmbgehen, Euch recht die Wahrheitt sagen, sondern mehr schmeichlen thuen." Um zur Sache zu kommen, so wisse er leider nur zu gut, was es für Intriguen

und Einmischungen bei Hofe gebe, wie man alles übel auslege, wie man P. und folgerichtig den Kaiser selbst zu verkleinern bestrebt sei. Er verhoffe sich selbst nicht viel Gutes von Auersperg. Letzterer könne allerdings die Krainer Landschaft gegen das Mitterburger Project aufgehetzt haben. Aber dem Kaiser selbst seien immer mehr Bedenken dawider aufgestiegen. Fürs erste würde die Reichsunmittelbarkeit Mitterburgs beinahe den vierten Theil des Herzogthums Krain, eines „vornehmen Erblandes“ kosten, zweitens kämen so die Steuern gewaltig ins Stocken, und obschon er für seine Person „diese wenige contributiones gar gern fallen lassen würde“, so würden ihm (Porzia) die übrigen dennoch zur Last fallen; drittens hätte P. und seine Nachkommenschaft keine Sicherheit eines solchen Besitzes, denn die Nachfolger des Kaisers würden vielleicht sagen, letzterer habe ihre Erbländer nicht verschenken können; viertens habe er bei der Erbhuldigung Krains mit seinem königlichen Worte anstatt des Eides versprochen, Krain bei all seinen Freiheiten zu belassen und nichts davon zu veräußern; fünftens endlich, und das dünke ihn das gewichtigste Bedenken zu sein, würden Er und P. ihr Gewissen damit belasten und eine schwere Verantwortung auf sich laden. Er suche deshalb nach einem beruhigenden Auswege. P. solle ihm zwei vertrauenswürdige Personen bezeichnen, die dem Kaiser in allem Geheim ihr begründetes Gutachten abzugeben hätten. „Ich sage Euch nochmalen“, schreibt der Kaiser, „daß Ich alles dieses als innerster Freund Euch schreibe, vnd Ihr werdtet es gewiß heutt oder morgen erkhennen, wie wolmeinendt Ich dises Euch zu gemüdt gefürdt habe. Vnd wollet Mir ferners hirüber Euer intention eröfnen. Ich versichere Euch anbey genedigst, daß Ich Euch allezeitt in allem schütze und manutenirn werde vnd habet Ihr etwo irgendts einen anstoß, recurirdt nur zu mir vnd gebt es mir an die Handt. Ich will gewiß solche Demonstrationes thun, daß es gewiß manchen dawider graußen solle“ .... Es gelang thatsächlich dem Fürsten P. nicht, das zu erreichen, was seinem Rivalen, Auersperg, in Bezug des Fürstenthums Münsterberg gelungen war; er entschloß sich daher auch, sein Besitzrecht auf die Grafschaft Mitterburg an die Krainer Landstände zu verkaufen, die dafür 550,000 fl. rh. zu zahlen sich bereit erklärten. Der bezügliche Vertrag wurde am 4. Februar 1665 abgeschlossen. P. selbst starb fünfzehn Tage später.

S. die Geschichtswerke für die Regierungszeit Leopold's I., insbesondere A. Wolf, W. Eus. Fürst v. Lobkowitz. Wien 1869. — J. Fiedler, die Relationen der Botschafter Venedigs (fontes rer. austr. II. Abth. 27. Bd. 1867). — Wurzbach XXIII. (1872) 120—23. — Becker-Widmanstetter über das Familienarchiv der Fürsten Porzia zu Spital a. d. Drau i. O. Kärnten. Mitth. der Centralcommission z. E. u. E. der Kunst- u. hist. Denkmale. (N. F.) IX. (1883) S. CXXXV f. u. X (1884) XII ff.

Krones.

Posadowsky: Karl Friedrich Graf v. P., Freiherr von Postelwitz, preußischer Generallieutenant, war am 3. August 1695 als ein Sohn des 1716 gestorbenen Stiftshauptmanns von Quedlinburg und Seniors des Domstifts Sancti Mauritii zu Magdeburg Christian Adam v. P. geboren, trat zwanzigjährig, mit einer guten wissenschaftlichen und geselligen Bildung ausgestattet, in den preußischen Cavalleriedienst und ward bereits 1732 Oberst beim Katte'schen Kuirassierregiment. Friedrich der Große gab ihm gleich nach seiner Thronbesteigung den neugestifteten Orden pour le mérite. Beim Einmarsch in Schlesien schlossen der Oberst v. Borcke und P. mit der Stadt Breslau den Neutralitätsvertrag vom 3. Januar 1741; in der Schlacht bei Molwitz am 10. April 1741 commandirte er die Reiterei des linken Flügels und hielt sich mit dieser, während die des rechten Flügels versagte, so tapfer, daß der König ihm die

fünf schweren Escadrons des von ihm geführten Dragonerregiments v. Platen Nr. 1 als ein eigenes Regiment gab, während die fünf leichten unter dem Generallieutenant Hans Friedrich v. Platen hinfüro das Dragonerregiment Nr. 9 bildeten; er hatte zuerst die durch Entsendung nach dem entgegengesetzten linken Flügel geschwächte feindliche Cavallerie geworfen und sich dann gegen die Infanterie gewendet. Am 4. Juni jenes Jahres ward er Generalmajor und im Januar 1742 Chef der Ritterakademie in Liegnitz; nahm dann am Kriege in Mähren theil und streifte bis in die Nähe von Wien. Am 20. Januar 1743 ward er für sich und die Nachkommen seines ältesten Sohnes Graf, zog 1744 wiederum in Schlesien zu Felde, erhielt für Auszeichnung in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745, wo er, aus dem zweiten Treffen, in welchem sein Regiment im Brigadeverbande mit den Dragonern Alt-Möllendorff auf dem rechten Flügel stand, durch die Zwischenräume der Infanterie brechend, sich mit ungestümer Tapferkeit am Kampfe betheiligte, den Schwarzen Adlerorden und half zuletzt noch in der Schlacht bei Soor am 30. September des nämlichen Jahres unter Buddenbrock mit der Cavallerie des rechten Flügels den Sieg erfechten. Am 7. April 1747 starb er zu Wriezen an der Oder. Ein halbes Jahr vorher machte ihm der König (d. d. 19. November 1746) wegen seines Leichtsinnes („légéreté des Gemüthes"), welcher ihn verleitet hatte, die Regimentscasse mit seiner eigenen zu verwechseln, heftige Vorwürfe und ermahnte ihn, die Erfahrungen, welche er vielfach gemacht habe, sich endlich zur Lehre dienen zu lassen, statt der bisherigen „absolut ruineusen Wirthschaft" eine „ordentliche und menageuse Lebensart" anzufangen. Der König sieht von der rigueur ab, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, weil P. ihm „abgesehen von dem Mehlconvoi von Prag nach Tabor" einigemale recht gut gedient habe; P. solle also in Zukunft die Oekonomie seines Regiments ganz dem Oberstlieutenant überlassen und sich nur um die Commando-Angelegenheiten bekümmern; die Regimentsschulden wolle der König bezahlen, für die Berichtigung der übrigen müsse P. selbst sorgen. Einer seiner Söhne, Christian Wilhelm Siegmund v. P., welcher von 1745 an allen Kriegen Friedrichs des Großen theilgenommen hatte, trat 1787 als Generallieutenant in Pension.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten verdient gemacht haben (vom Ordensrath A. B. König), 3. Theil, Berlin 1790. — v. Kraatz-Koschlau, Geschichte des 1. Brandenburgischen Dragonerregiments Nr. 2, Berlin 1878, S. 11.

B. Poten.

Pöschel: Johann P. wurde zu Tübingen am 29. Januar 1711 geboren, besuchte die Klosterschulen und kam im J. 1730 in das theologische Stift zu Tübingen. Der Graf Heinrich von Reuß berief ihn im J. 1734 zum Lehrer seiner Söhne nach Ebersdorf. Der Umgang mit Maximilian Friedrich Christoph Steinhofer, der damals in Ebersdorf Hofcaplan war, und dem dortigen Kreis gläubiger Frommen war für sein ganzes Leben entscheidend; namentlich ward er hier auch von seiner Neigung zu theosophischer Mystik geheilt und mit der lutherischen Kirchenlehre ausgesöhnt. Nachdem er mit seinen Zöglingen in den Jahren 1737 und 1738 noch die Universitäten Jena und Halle besucht hatte, ward er im September 1738 als Hofprediger des Grafen Castell nach Rehweiler berufen. Am 21. März 1741 ward er zum zweiten Diakonus in Tübingen ernannt, starb aber schon, wenige Wochen nachdem er geheirathet hatte, am 4. Juni 1742 (so nach Koch, der trotzdem ihn 50 Jahre alt werden läßt) — nach anderer Angabe schon im J. 1741, jedenfalls nicht viel über 30 Jahre alt. Von ihm ist das Lied: „Einmal ist die Schuld entrichtet und das gilt auf immerhin", das sich zuerst im Ebersdorfer Gesangbuch von 1742

befinden soll, hernach sehr verbreitet ward, namentlich in den Kreisen der württemberger Pietisten, und noch neuerdings in das Ravensberger (1854) und verkürzt in das Elberfelder (1854) und Straßburger (1866) Gesangbuch Aufnahme gefunden hat. Der bekannte F. W. Krummacher nannte dieses Lied die Marseillaise der Gläubigen.

Döring, Choralkunde S. 283. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, S. 135 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 160; 2. Hälfte, S. 463. l. u.

Pöschl: Thomas P., katholischer Geistlicher, geboren am 2. März (oder Mai) 1769 zu Höritz bei Krumau in Böhmen, † am 15. (oder 17.) November 1837 zu Wien. Er machte von 1782 an seine Studien zu Linz und Wien, wurde am 6. September 1796 zu Linz zum Priester geweiht, war an verschiedenen Orten als Hülfsgeistlicher thätig und wurde 1804 Beneficiat-Cooperator und Katechet zu Braunau am Inn. Dort erhielt er den Auftrag, den zum Tode verurtheilten (evangelischen) Buchhändler J. Ph. Palm, der am 20. August 1806 erschossen wurde (s. A. D. B. XXV, 102), zum Tode vorzubereiten. Zwei schöne Briefe, die er an Palm's Wittwe schrieb, sind in der 1814 erschienenen Schrift (des Grafen Soden) über Palm S. 128 abgedruckt. P. stand in Beziehungen zu M. Boos, J. Goßner und J. Lindl (s. die Artikel), — auch zu J. Salat —, ging aber bald über deren „mystische" Bestrebungen hinaus. 1813 wurde er wegen seines überspannten Wesens unfreiwillig von Braunau nach Ampfelwang im Hausruckviertel versetzt. Er fand auch dort und in der Umgegend eine Anzahl von Anhängern. Diesen verkündete er neue Offenbarungen, welche die Krämerin Magdalena Sickinger geb. Schlichting aus Edesheim bei Speier 1813 und 1814 erhalten haben wollte, in welchen die Verschmelzung von Judenthum und Christenthum und der Beginn des tausendjährigen Reiches eine Rolle spielten (Aufzeichnungen darüber von Pöschl's Hand sind abgedruckt in Mastiaux' Literaturzeitung 1822, Nr. 86, 87). Im Januar 1814 wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er wurde zunächst unter die Aufsicht des Dechanten Freindaller von Vöcklabruck gestellt. Da dessen Versuche, ihn zur Vernunft zu bringen, vergeblich waren, wurde er am 27. März 1814 in das Priesterhaus zu Salzburg abgeführt. Er schrieb von dort anfangs fast täglich an seine Anhänger. Bei diesen nahm aber die Schwärmerei bald einen immer wildern Charakter an. In der Charwoche 1817, am 31. März, drangen sie auf Anstiften des Bauern Joseph Haas zu Schlage bei Ampfelwang in das Haus eines Bauern ein, welcher sich mit den Seinigen von ihren Conventikeln fern hielt: die Bäuerin wurde von der Tochter des Haas todt geschlagen; der Bauer und seine Tochter wurden so schwer verwundet, daß sie nach einigen Tagen starben. Dann wurde ein Mädchen Namens Anna Maria Einzinger mit seiner Einwilligung von Haas als „Schlachtopfer" getödtet; an der Ermordung eines zweiten Frauenzimmers wurde er mit Mühe verhindert. Haas und die anderen Hauptschuldigen wurden noch in derselben Nacht verhaftet, am folgenden Tage über hundert „Pöschlianer". Haas und seine Tochter wurden von dem Gerichte von der Anklage des Todtschlages wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen. Die anderen „Pöschlianer" wurden bald von ihren Verirrungen zurückgeführt. — P. sprach über die von seinen Anhängern geübten Greuelthaten, als er davon hörte, seinen Abscheu aus. Er wurde von Salzburg nach Wien gebracht und dort als geisteskrank bis zu seinem Tode in dem Deficientenhause detinirt. — Schwärmerische und sectirerische Bewegungen, die sich um dieselbe Zeit in der Gegend von Würzburg zeigten, werden mit Unrecht (von A. v. Feuerbach, Biograph. Nachlaß II, 75 und anderen) mit den Pöschlianern in Verbindung gebracht.

Die Secte der Pöschlianer in Oberösterreich. Eine auf Thatsachen gegründete Erzählung von einem Augenzeugen (Joh. Schmid), 1819 (2. Aufl. 1822). — J. Salat, Versuche über Supranaturalismus und Mysticismus, 1823, S. 267, 445, 450, 453. — Würth, Die protestantische Pfarrei Vöcklabruck . . . Ein Beitrag zur Kenntniß des Zustands der Protestanten in Oesterreich und der Pöschlianer jener Gegend, 1823. — Benkert, Religions- und Kirchenfreund 1833, Nr. 95, Bem. 33, 39; 1834, Bem. 8. — Wurzbach, Lexikon 23, 19. Reusch.

Pose: Wilhelm Eduard P., Landschaftsmaler, wurde als Sohn eines geschickten Decorationsmalers in Düsseldorf am 9. Juli 1812 geboren. Frühzeitig war er dem Vater, welcher in rheinischen Schlössern und Burgen zu malen hatte, behülflich. Der Aufenthalt auf der Burg Rheinstein, insbesondere der Einfluß ihrer reizvollen Umgebung soll in ihm den Entschluß gereift haben, sich der Kunst dauernd zu widmen. Von 1826—35 besuchte er die Akademie seiner Vaterstadt. Es war die Zeit, in welcher C. F. Lessing und Joh. Wilh. Schirmer bestimmend auf die Landschaftsmalerei einwirkten und zahlreiche Kunstjünger, unter diesen auch P., sich ihnen anschlossen. Im J. 1836 besuchte der Künstler in Gemeinschaft mit Andreas Achenbach München, wo ihn Karl Rottmann bei der Ausführung seiner griechischen Landschaften zu beschäftigen suchte. Infolge der Cholera verließ P. München und begab sich nach Frankfurt a./M., wo er sein stimmungsvolles Gemälde „Burg Elz" (1836), ausführte, welches das Städel'sche Kunstinstitut erwarb. Von längeren Studienreisen nach Düsseldorf zurückgekehrt, malte er unter anderen sein trefflich durchgeführtes Bild „Schloß in Tyrol", welches auf der Ausstellung in Brüssel (1839) Aufsehen erregte und von König Leopold angekauft wurde. Nachdem P. Belgien und Paris besucht hatte, zog er zu dreijährigem Aufenthalte nach Italien und nahm, im Sommer 1842 heimgekehrt, seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt a. M. Hier schloß er sich dem um Ph. Veit vereinten Künstlerkreise an, und entfaltete im Verlauf der folgenden Jahre eine rege Kunstthätigkeit, von welcher seine Werke in privaten und öffentlichen Sammlungen rühmliches Zeugniß ablegen. Die kgl. Nationalgalerie in Berlin besitzt von ihm einen „Gebirgssee" aus dem J. 1834. Pose's Technik entwickelte sich im engsten Anschluß an die Kunstrichtung der obengenannten Düsseldorfer Landschaftsmaler, besonders war es C. F. Lessing, welcher ihm bei seinen früheren Arbeiten als Vorbild diente. Auch in seinen späteren Werken ist der Künstler, mit geringer Abweichung, jener Richtung treu geblieben. P. starb zu Frankfurt a. M. am 14. März 1878.

Vgl. Nagler, Neues Allg. Künstler-Lexicon. — Seubert, Allg. Künstler-Lexicon. — A. Graf Raczynski, Geschichte der Neueren Deutschen Kunst, übersetzt von F. H. v. d. Hagen. Berlin 1836, I, S. 118, 254, 260, 263. — Kunst-Blatt (Cotta'scher Verlag); s. d. Jahrgänge von 1832 bis 1845. — W. Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler, Leipzig 1854, S. 353. — Zeitschr. f. bild. Kunst 1878, Kunstchronik S. 480. — M. Jordan, Katalog der königl. National-Galerie zu Berlin. 7. Aufl. 1885, I, S. 95, II, S. 170. Weinitz.

Poselger: Friedrich Theodor P., Mathematiker, geb. am 27. Mai 1771 in Elbing, † am 9. Februar 1838 in Berlin. Sohn eines Elbinger Stadtrathes, erhielt P. seine erste Bildung in dem damals nicht sonderlich rühmenswerthen Gymnasium seiner Vaterstadt. Mit 18 Jahren bezog er die Universität Halle und studirte dort drei Semester Theologie, dann, als die orthodoxe Gesetzgebung eines Hermes und Hilmer ihm die Lust an diesem Berufe vertrieb, zwei weitere Semester Jurisprudenz, welches letztere Studium er noch

zwei Semester in Göttingen fortsetzte. Nach glücklich bestandenen Prüfungen wurde er nun selbst Elbinger Stadtrath, sowie Assessor bei dem dortigen Stadtgerichte erster Classe. Schon 1795 verheirathete er sich. 1808 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über und trat dort dem Bunde der Freimaurer bei, welchem er nach seinem eigenen Ausspruche in sittlicher Beziehung großen Dank schuldete. Seiner äußerlichen Stellung nach war er Abgeordneter von Elbing bei zwei nach Berlin berufenen Stände-Deputirtenversammlungen. Im Uebrigen durchaus Herr seiner Zeit, widmete er sich dem Studium der Mathematik und zwar mit dem Erfolge, daß er 1817 die erbetene Erlaubniß erhielt, an der allgemeinen Kriegsschule Vorlesungen halten zu dürfen. 1823 wurde er Mitdirector dieser Anstalt mit dem Titel als Professor. Im gleichen Jahre verlieh ihm die philosophische Facultät der Berliner Universität aus eigenem Antriebe die Doctorwürde, 1825 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt. Auch Ordensauszeichnungen fehlten ihm nicht. Seine wissenschaftliche litterarische Thätigkeit begann 1810 mit einer durch Zusätze bereicherten Uebertragung der Schrift des Diophant über Polygonalzahlen. Auf dem gleichen Gebiete der griechischen Mathematik bewegt sich eine Abhandlung über Aristoteles' mechanische Probleme (Abhandlungen der Berliner Akademie von 1829) und über das X. Buch der Elemente des Euklid (ebenda 1834). Die der sog. Mechanik des Aristoteles gewidmete Untersuchung ist von bleibendem hervorragenden Werthe, mag man nun jene Schrift mit P. für echt aristotelisch halten, oder der gegentheiligen Meinung beipflichten, denn P. hat zuerst gezeigt, wie jene Schrift in den Rahmen der aristotelischen logischen Untersuchungen paßt. An die Diophantarbeit schließen sich spätere eigene zahlentheoretische Untersuchungen an (Abhandlungen der Berliner Akademie von 1827 und 1832). Die Abhandlung über Aristoteles bildet ein Glied mechanischer Arbeiten, zu denen noch „Statices elementa“ (1818), „Allgemeine Grundsätze von Gleichgewicht und Bewegungen“ (1824) gehören. Aus dem Studium archimedischer Schriften schöpfte P. die Veranlassung zu einer Abhandlung über Konoidenschnitte (Abhandlungen der Berliner Akademie von 1825). Endlich veröffentlichte P. (Abhandlungen der Berliner Akademie von 1828—36) noch einige auf combinatorisch-analytischem Gebiete entstandene Untersuchungen.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, XVI. Jahrg. (1838), S. 190—193.

Cantor.

Poser: Heinrich v. P. und Großnedlitz, Orientreisender, geboren am 19. August 1599 auf Eisdorf, † zu Breslau am 13. September 1661. Der Vater Ernst v. P., welcher die Herrschaften Eisdorf und Falkenberg besaß, starb frühe, die Mutter aus dem Geschlechte derer v. Keltsch aus dem Hause Rühmberg, sorgte für die Erziehung des Sohnes in Schweidnitz und Breslau und sandte ihn auf die Universität Marburg. Am 20. August 1620 trat er eine Reise über Venedig nach dem Orient an, welche ihn am 14. November nach Constantinopel brachte, welche Stadt er bereits am 20. Januar 1621 im Geleite eines zurückkehrenden persischen Gesandten wieder verließ. Die Reise galt damals für tollkühn und die in Constantinopel lebenden Europäer suchten ihn von derselben abzuhalten. Der britische Gesandte John Eyre sagte ihm: „Ich wünsche ihm, der in Persien, wo er nichts zu thun und zu hoffen hat, gehen will, eine glückliche Reise, glaub aber nicht, daß er sie haben werde.“ P. ließ sich nicht umstimmen, sondern trat die mitten im Winter nicht sehr angenehme Reise über die beschneiten Ausläufer des Olymp nach Amasia und Erzerum, wo er armenisch zu lernen begann, an, überschritt am 31. März die türkische Grenze, besuchte die zahlreichen Reste christlicher Kirchen um Onigala, fand freundlichste Bewirthung und Aufnahme bei dem Chan von Iravan, verweilte in Täbris,

und traf am 14. Juni in Ispahan ein, nachdem er dem Schah noch vor der Stadt vorgestellt worden. Er befreundete sich mit einigen Europäern (ein Freund Poser's, Albrecht v. Schilling, verweilte schon länger am persischen Hof, was wohl mit ein Grund der Reise Poser's gewesen war), besonders mit P. de Loval, der später eine vielgelesene Reisebeschreibung herausgab, und begann die Erlernung der persischen Sprache und trat am 18. Juli in Gesellschaft eines Claudio Bourne die Weiterreise nach Indien an. Am letzten Tage dieses Monats wurde Jezd erreicht, in der ersten Augustwoche der Wüstenstrich nach Chorassan zu überschritten und über Fera und Grista (Girrischk) am 21. Sept. Kandahar erreicht. Auf der Weiterreise litt P. heftig am Wechselfieber, von welchem er nicht früher genas, als bis er bei Alachan ins Industhal herabgestiegen war und seine Reise über Multan fortgesetzt hatte. Am 23. November erreichte er Lahor und vier Wochen später Agra, wo Europäer und Armenier, die in Diensten des Großmoguls standen, besonders aber der holländische Resident W. Houten dem Reisenden, der seine Mittel nahezu erschöpft hatte, hilfreich begegneten. Mit Augustin Hiriart aus Bordeaux, Ingenieur des Großmogul, besuchte er dessen Kriegslager und gewann Zutritt zu dem Herrscher, von dessen Lebensweise er eine anziehende, wenn auch, wie alle seine Berichte, viel zu kurze Schilderung entwirft. Ende Januar kam er über Agra nach Lahor zurück, wo er bis zum 28. Mai verweilte, um über Dehli am 17. Juni nach Agra zurückzukehren. Am 2. Juli verließ er diese Stadt wieder und zog durch Malva über Mando, das ihm ebenso wie Sungier Anlaß zu Excursen über zeitgenössische Geschichte indischer Herrscher gibt, Perampur, das von europäischen Kaufleuten damals viel besuchte Mangipatam am Ganges, nach Dopalpur, wo er einige Zeit krank lag, von da nach Fisiapur, wo er mehr als einen Monat Gast des Kriegsmannes Georg Krieger aus Dresden war. Er setzte dann seinen Weg über Ibrahimpur ins Karnatik fort, berührte Haiderabad und feierte Weihnachten im Hause des holländischen Residenten van Offel in Massulipatam. Am 9. Januar 1623 ging er auf einem holländischen Schiffe in See, fuhr an der Malabarküste entlang, stieg in Tegenapatan ans Land und durchzog das Karnatik über Daraseripeta, Danger und Negapatam, worauf er am 17. März wieder in Massulipatam ankam, wo er sich für die Heimreise vorbereitete, auf welcher er Golkonda und Surate, und auf einem Ausfluge von hier aus Cambaja berührte. Am 12. November traf er in Surate mit seinem aus dem glückseligen Arabien zurückkehrenden Freunde Albrecht v. Schilling zusammen, mit welchem er sich auf einem holländischen Schiffe am 15. November nach Ormus einschiffte, das am 18. December erreicht ward. Auf dem Wege nach Ispahan wurden die Reisenden in Lar beschuldigt, ohne Zölle und Erlaubniß Edelsteine ausgeführt zu haben. P. kehrte unter Bedeckung nach dem Hafenplatz Tumeron zurück, durfte dann seinen Weg fortsetzen und erreichte über Schiras, Persepolis, Kumschah am 4. Juni Ispahan. Durch Darlehen holländischer Kaufleute in Ispahan und Aleppo wurde ihm die Reise durch Babylonien über Aleppo nach Venedig und in die Heimath möglich gemacht, die er Ende 1625 erreicht haben dürfte. Drei Jahre darauf verehelichte er sich mit verwittweten Katharina v. Hoff auf Obereck und erhöhte den Glanz seiner Hochzeit durch die Taufe eines aus dem Karnatik mitgebrachten jungen Indiers. Er verehelichte sich nach dem Tode dieser Gemahlin zum zweiten Male mit Elisabeth v. Lest. Die Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz beriefen ihn zu ihrem Landesbestelleten, als welcher er in den trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges sich Verdienste um seine Heimath erwarb. Er liegt in der Kirche zu St. Elisabeth in Breslau begraben. — P. scheint seine Reise ausschließlich aus Wissenstrieb durchgeführt zu haben, wobei nur zu bedauern bleibt, daß seine Vorbildung in manchen Stücken offenbar

nicht genügend war, um ihn die vielen neuen Dinge, die er sah und hörte, tiefer erfassen und genauer darstellen zu lassen. Seine lebhafte Empfindung, welche sich in dem Stile der Aufzeichnungen, in der religiösen Innigkeit und besonders auch in dem, häufiger als man es in dieser Zeit gewohnt, zum Ausdruck gelangenden Naturgefühle ausdrückt, genügt nicht ganz, um die oft recht einförmig sich aneinander reihenden Tagebuchaufzeichnungen anziehender und lehrreicher zu gestalten. Selbst etwas eingehendere Schilderungen, wie sie von Ormus, Persepolis u. a. gegeben werden, sind noch immer flüchtig. Man erkennt, daß das Reisetagebuch ursprünglich nicht zur Herausgabe bestimmt war. Dasselbe erschien, aus den lateinischen Aufzeichnungen verdeutscht, 1675 zu Jena unter dem Titel: „Der beeden Königl. Erb-Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer in Schlesien hochverordneten Landes Bestelltens des Hoch Edelgebohrnen Herren Heinrich von Poser und Groß-Nedlitz Lebens- und Todes Geschichte, Worinnen das Tagebuch seiner Reise von Constantinopel aus durch die Bulgarey, Armenien, Persien und Indien aus Licht gestellet von dessen dankbahren Sohne Heinrich von P. und Groß Nedlitz auf Tschechen, Nieder Körnitz, Obereck, gedachter Fürstenthümer Königlichem Manne und Ober-Steuer-Einnehmer, sonst dem Geprüften." Der Verdeutscher und Herausgeber ist ein gelehrter Diener des Hauses der v. P., welcher sich „B. G. Vor Schweidnitz den 10. April 1675" unterzeichnet. Er hat sich offenbar wesentlich an den ihm vorliegenden lateinischen Text gehalten und 9 Seiten nützlicher Anmerkungen am Schluß hinzugefügt, übrigens in der Uebertragung manche Böcke geschossen und unnöthige Kürzungen vorgenommen.

F. Ratzel.

Posilge: Johannes v. d. P. wird jetzt als der Verfasser einer mit dem J. 1360 beginnenden und im Anfange des 15. Jahrh. endenden und geschriebenen Ordenschronik genannt, welche nach dem Vorgange des Namen und Thatsachen erfindenden Schriftstellers und Mönches Simon Grunau lange Zeit einem sonst ganz unbekannten Johannes Lindenblatt beigelegt wurde. Nach den eigenen Eingangsworten hat „diese Chronik des Landes von Preußen und auch anderer Lande Geschäfte, die zugleich geschehen sind, Herr Johannes, Offizial von Riesenburg, beschrieben zu Latein, und wurden gewandelt darnach in das Deutsche und fortan beschrieben nach seinem Tode". Nach den Untersuchungen Joh. Voigt's und den noch eingehenderen Max Töppen's ist von den beiden Officialen von Riesenburg, d. h. geistlichen Richtern des Bisthums Pomesanien, des Namens Johann, welche in jener Zeit, am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts, mehrfach urkundlich erwähnt werden, nur derjenige als der Verfasser des hochbedeutenden zeitgenössischen Geschichtswerkes anzusehen, der auch unter der Bezeichnung Johannes v. d. P. (Posilge ist ein westpreußisches Dorf östlich von Marienburg) vorkommt und mitunter als Pfarrer von Ladekopp in der Niederung bezeichnet wird. Schon bevor Johannes in diese Doppelstellung als Pfarrer von Ladekopp und geistlicher Richter von Pomesanien eintrat, in welcher er zum ersten Male am 4. Februar 1376 begegnet, als er noch Pfarrer in Deutsch-Eilau war, muß er ein sehr angesehener Mann gewesen sein, denn er war 1372 unter den Schiedsrichtern, welche einen wichtigen Landstreit zwischen dem Deutschen Orden und dem Bischof von Ermland zu entscheiden hatten. Wahrscheinlich starb er noch im Besitz jener beiden erst erwähnten Aemter, und zwar nach dem 6. November 1404; sein Todestag war der 14. Juni. Weiteres, außer daß er noch bisweilen als Urkundenzeuge vorkommt, ist über sein Leben nicht bekannt. Das lateinische Original der Chronik scheint ganz verloren zu sein. Die deutsche Uebersetzung sammt den Fortsetzungen ist zweimal herausgegeben: 1823 von Johannes Voigt und F. W. Schubert (Jahrbücher Johannes

Lindenblatts oder Chronik Johannes v. d. Pusilie Officials zu Riesenburg) und 1866 von Max Töppen im 3. Bande der Scriptores rerum Prussicarum.

K. Lohmeyer.

Pösl: Friedrich v. P., Redemtorist, geb. zu Landshut am 1. Sept. 1806, † zu Puchheim in Oesterreich am 27. Juli 1876. Er wurde am 13. März 1829 zum Priester geweiht, war einige Zeit Professor im Seminar zu Passau, trat dann in den Redemtoristenorden und wirkte als Prediger und Seelsorger in Oesterreich, Baiern, Amerika und Norddeutschland; hier war er unter anderen Rector des Noviciats zu Hamikolt in der Diöcese Münster und Rector zu Trier. Vor seinem Eintritt in den Orden schrieb er: „Ist Papst Liberius in eine Häresie verfallen?" 1829; „Ueber den Nutzen der Kirchengeschichte", 1834; „Synopsis juris ecclesiastici ad normam Mauri Schenkl," 1834. Auch redigirte er 1836—43 die zu Passau erscheinenden „Blätter zur Erbauung und Belehrung". Als Redemtorist schrieb er Biographien des Cl. M. Hoffbauer (s. A. D. B. XII, 565), 1844, der hh. Katharina von Siena, Theresia, Philipp Neri, Hermann Joseph und anderer Heiligen und einige andere Erbauungsbücher.

Raßmann, Nachr. von Münsterländ. Schriftst. S. 255. N. F. S. 165.

Reusch.

Posse: Adolph Felix Heinrich P., geb. am 14. April 1760 in Sondershausen, † am 11. Nov. 1825 in Erlangen. Theils in seiner Geburtsstadt, wo sein Vater Kirchenrath und Superintendent war, theils in Schulpforte wurde er zum Gelehrtenstande vorbereitet und bezog die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft verbunden mit dem Studium der neueren Geschichte zu widmen. Pütter, Selchow, die Gebrüder Bechmann wurden seine Lehrer. Nach dem im J. 1783 erfolgten Tode seines Vaters, infolge dessen er ein Jahr wieder in Sondershausen verlebte, kehrte er 1784 nach Göttingen zurück, um sich zur akademischen Laufbahn endgültig vorzubereiten. Die damaligen Streitigkeiten der Erzbischöfe zu Salzburg und Speier mit ihren Domcapiteln gaben ihm das Thema zu seiner Inauguraldissertation („De transmissione voti in comitiis S. R. imperii competentis", Gott. 1785), nach deren öffentlicher Vertheidigung er 1785 promovirt wurde und sich als Privatdocent habilitirte. Im folgenden Jahre machte er sich dem gelehrten Publicum in weiteren Kreisen bekannt durch die Abhandlung „Ueber das Einwilligungsrecht deutscher Unterthanen in Landesveräußerungen" 1786, welche Schrift ihren Ursprung hatte in jener wichtigen Zeitperiode, die in dem projectirten Tausch von ganz Baiern gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande den bekannten Fürstenbund herbeiführte. Nachdem er so als Privatdocent unter des berühmten Pütter's Protection in Göttingen drei Jahre in den angenehmsten Verhältnissen zugebracht hatte, wurde er 1789 an die wieder ins Leben gerufene Universität Rostock als ordentlicher Professor des Staats-, Lehns- und deutschen Privatrechts berufen. Hier blieb er 15 Jahre, trotzdem ihm während dieser Zeit andere materiell vortheilhaftere Stellen an Universitäten angetragen wurden. Erst 1805 folgte er einem Rufe nach Erlangen und nahm die erledigte Professur an, zugleich als kgl. Preußischer Hofrath und viertes Mitglied der juristischen Facultät. Im J. 1810, als die Vereinigung des Fürstenthums Baireuth mit dem Königreich Baiern erfolgte, wurde er natürlich baierischer Unterthan und freute sich der Wiederherstellung des durch die unglücklichen Verhältnisse sehr verminderten Fonds der Erlanger Hochschule. Einen sehr ehrenwerthen Zurückruf an die Universität Rostock lehnte er ab und verneinte ebenfalls die im J. 1816 an ihn gelangte Anfrage, ob er geneigt sei, eine in Jena erledigte Professur der Rechte verbunden mit der Stelle eines Oberappellationsraths anzunehmen; letzteres geschah namentlich deßhalb,

weil sich ihm sein immer mehr herannahendes Alter fühlbar machte. Er starb in Erlangen. Seine bedeutendsten Schriften außer den oben angeführten sind: „Ueber die Rechtsbeständigkeit der Wahlcapitulationen kathol.-geistl. Fürsten in Bezug auf die Landeshoheit im Weltlichen“ 1784; „Ueber die Aufhebung der Majorate unter dem Landsäßigen Adel“, im deutschen Museum 1786; „Ueber die unstandesmäßigen Ehen unter dem deutschen hohen Adel“ 2c., ebendas. 1787; „Ueber Grundherrschaft und Wahlcapitulation der deutschen Domcapitel“ 1787; „Ueber das Staatseigenthum in den deutschen Reichslanden“ 2c. 1794; „Prüfung des Unterschieds zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung“ 2c. 1796; „Die Erbfolge in Lehn- und Stammgüter ohne den Unterschied zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung“, 1800; außerdem viele Abhandlungen einiger vorzüglicher Gegenstände des deutschen Staats- und Privatrechts.

Vgl Pütter, Versuch einer akadem. Gelehrtengesch. von Göttingen 2. Theil S. 201; Fortsetzung desselben v. Saalfeld, 3. Theil S. 225. — Fikenscher, Gelehrtengeschichte der Univers. Erlangen 1. Abth. S. 284 ff. — Meusel, Gel. T. — Hesse, Verz. schwarzb. Gelehrten 2c. 12. St. Nr. 222 (darin unvollständig). — Neuer Nekrolog, 3. Jahrg. 2. Heft, S. 1570 ff. — Ludloff, vaterländische Unterhaltung 1821, S. 246—48.

Anemüller.

Posselius: M. Johannes P., der Aeltere, geb. zu Parchim 1528, † als Professor der griechischen Sprache in Rostock am 15. August 1591, studirte daselbst von 1542—45, und gewann durch A. Burenius (s. A. D. B. III, 586) vor Allem eine tüchtige Kenntniß der griechischen Sprache und Litteratur. 18 Jahre alt wurde er 1545 Conrector der Schule zu Wismar, 1546 Rector zu Burg auf Femern, wohl eine kleine Stelle, da er sie mit der eines zweiten Lehrers an der niederen Marienkirchen-Schule zu Rostock 1550 vertauschte. 1552 wurde er Magister und erhielt 1553 die Inspection der Regentie oder des Collegium Porta coeli, des früheren Paedagogium, an der Universität, wo die Jugend schulmäßig mündlich und schriftlich geübt wurde. Zu diesem Zwecke hat er auch die 1565 zuerst erschienene, aus der Praxis erwachsene „Syntaxis Graeca“ geschrieben, die viele Auflagen erlebte. In dieser Stellung blieb er auch nach der 1563 erfolgten Neuorganisation der Universität. Ob er die Professur der griechischen Sprache, die er bei seinem Tode inne hatte, schon damals oder früher erhielt, bleibt fraglich, da auch Joh. Caselius (s. A. D. B. IV, 40 f.) gleichzeitig professor linguæ Græcæ genannt wird. Eine Berufung nach Bremen 1557 schlug er aus, ebenso später nach Hamburg und Lübeck. Im Sommer 1566 wurde er zum ersten Male Rector der Universität. Als Kaiser Maximilian II. und die Stände Oesterreichs nid der Ens durch den Edlen Wolf Christoph Maiminger an Herzog Johann Albrecht und den Rath von Rostock das Ersuchen gestellt hatten, David Chyträus zur Herstellung einer protestantischen Kirchenordnung nach Oesterreich zu beurlauben, nahm dieser ihn als Helfer mit; die Reise dauerte vom 3. December 1568 bis zum 6. September 1569. Gleich darauf wurde er wiederum zum Rector erwählt. Als in den Streitigkeiten zwischen den Herzogen und der Stadt Rostock der Dänenkönig auf Veranlassung seines Schwiegervaters, Herzogs Ulrich v. Mecklenburg-Güstrow, 1573 die Warnow vor Warnemünde blockiren ließ, zogen im Auftrage der Universität David Chyträus und P. nach Sternberg zum Landtage zur Vermittlung, die auch fruchtete: am 14. Juli 1573 wurde der Rostocker Erbvertrag abgeschlossen. Seine Hauptbedeutung liegt in der Liebe zur griechischen Sprache, die er hegte und verbreitete, und deren Studium er weit nach dem Norden hinein verpflanzte. Melanchthonisch wirkte er, indem er gerade dieses Studium als das nothwendigste zur Erkenntniß der heiligen Schrift ansah, auch die Classiker, zum Theil uns recht abgelegene,

gewissermaßen zur Begründung und Befestigung der biblischen Lehre heranzog. Er las über die Sophokleischen Stücke, während indessen die Ausgabe des Ajax von seinem Sohne ist, über die Odyssee, über Gnomen des Phocylides und Pythagoras, Fabeln des Aesop und allerlei Briefe und Aussprüche großer Männer. Er brachte den Knaben das Griechische bei, wie heute englische oder französische Gespräche auswendig gelernt werden, noch 1590 91 erschien zu diesem Zwecke das „Καθημερινῆς ὁμιλίας βιβλίον“. Auch Pindar's Olympica hat er 1586 in Rostock bei Möllmann (Myliander) herausgegeben. Er dichtete selber äußerst fließend in griechischen Versen.

Vgl. Krabbe, Gesch. der Univ. Rostock. — Krabbe, David Chyträus. — Krey, Andenken an die Rost. Gelehrten, Stück VI. S. 42 (wo alle älteren Quellen) und Anhang S. 55. — Krey, Beiträge I, 146. — Lisch, Jahrbb. vgl. Reg. zu 1—30.

Krause.

Posselius: M. Johann P., der Sohn oder der Jüngere, war der Sohn des Professors M. Johann P. des Aelteren und der Anna Oldenburg (der letzten dieses alten Bürgergeschlechtes) und am 16. Juni 1565 in Rostock geboren, studierte in Rostock, Helmstedt und wieder in Rostock seines Vaters philologische Fächer und Medicin, letztere so eifrig unter Brucaeus, dem Paracelsier Levinus Battus und Jakob Horst, daß die Facultät in Helmstedt ihn veranlassen wollte, in der Medicin zu promoviren. 1587 wurde er in Rostock Mag. phil., 1590 als Rector der Schule nach Flensburg berufen, blieb er dort bis 1593. 1592 schon hatte er den Ruf als professor græcæ linguæ an seines Vaters Stelle nach Rostock erhalten, wurde 1593 ins Concil, seltsamer Weise aber erst 1595 in die philosophische Facultät aufgenommen, deren Decan er später achtmal wurde. Nach Paul Tarnov's Tode, wurde er 1605 neben seiner Professur Rector der Rostocker Großen Stadtschule: ein Amt, für welches seiner Kränklichkeit, eines öfter ausbrechenden Scorbuts, wegen ihm schon 1611 ein Prorector bestellt wurde, und welches er 1615 niederlegte. Die Professur behielt er bis zu seinem Tode, 1623; er scheint durch den Scorbut schon gänzlich entkräftet gewesen zu sein. Der Todestag ist unsicher, begraben wurde er am 22. Juni. Von seiner Frau, Ilsabe Wetcke (Wedege), Tochter des Rathsherrn Joachim Wedege († 1609) hinterließ er 7 Söhne, deren ältester, Johannes, bei des Vaters Tode schon Magister war. 1604 ließ er Xenophons Herkules (aus dem 2. Buch der Apomnemata) für Vorlesungszwecke drucken, 1598 eine kurze metrische Rede „de bello Antiturcico Oratio“ und 1600 (in 3. Aufl. 1618) „Hesiodus analyticus“, Tabellen zur Disposition und Erklärung von Hesiods „Werken und Tagen“. Der ihm fälschlich zugeschriebene „Familiarium colloquiorum libellus“ kommt seinem Vater zu. Es ist das *Καθημερινῆς ὁμιλίας βιβλίον*.

Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen VI, (1742) S. 49 ff. und S. 186 f. — Krey, Andenken rc. VI, S. 11 und Anh. S. 55.

Krause.

Posselt: Dr. Ernst Ludwig P., deutscher Historiker, geb. am 22. Jan. 1763 zu Durlach, † am 11. Juni 1804 zu Heidelberg. Sein Vater Philipp Daniel P. war markgräfl. badischer geh. Hofrath, der über vierzig Jahre in Durlach als Beamter wirkte. P., dem der Vater eine sehr sorgfältige Erziehung zu theil werden ließ, besuchte zuerst das Pädagogium seiner Vaterstadt und dann das Gymnasium zu Karlsruhe und zwar beide Anstalten mit ausgezeichnetem Erfolg. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog P. die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften sowie der Geschichte widmete, dabei auch die neueren Sprachen, und mit besonderer Vorliebe die Lectüre der römischen Classiker betrieb. Nach einem dreijährigen Aufenthalt

daselbst besuchte er noch einige Zeit die Universität Straßburg, wo er sich die Würde eines Doctors beider Rechte erwarb; dann wandte er sich in seiner Heimath zuerst der juristischen Laufbahn zu und wurde Regierungsadvocat; da aber die Geschäfte eines solchen seinen sonstigen geistigen Bestrebungen nicht zusagten, so vertauschte er schon 1784 diese Stellung mit dem Amte eines Professors der Rechte und der Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe; dabei bekleidete er zugleich die Stelle eines geheimen Secretärs bei dem regierenden Markgrafen. 1791 wurde P. Amtmann zu Gernsbach bei Baden-Baden. Um sich ganz seinen historischen Studien und schriftstellerischen Neigung widmen zu können, die bei der sehr beifälligen Aufnahme seiner Arbeiten seitens des Publicums ihm auch größeren materiellen Gewinn versprachen als eine Amtsbesoldung, dann auch, weil ihm seine Hinneigung zu den Ideen der französischen Revolution Verlegenheiten bereitet hatte, bat er 1796 um Entlassung aus seinem Amte zugleich mit dem Erbieten gegen Gewährung seiner bisherigen jährlichen halben Besoldung als Historiograph des markgräflichen Hauses Baden die Geschichte desselben schreiben zu wollen; dieses Gesuch wurde ihm bewilligt, indem er gleichzeitig zum Legationsrath mit dem Titel eines Hofraths ernannt wurde. Von jetzt an lebte P. in historisch-schriftstellerischer Thätigkeit bis zu seinem Tode abwechselnd an verschiedenen Orten, wie Karlsruhe, Durlach, Tübingen, Nürnberg und Erlangen. — Schon in seiner Stellung als Professor der Rechte und Beredsamkeit in Karlsruhe hielt P., nur einige zwanzig Jahre alt, aus Anlaß geschichtlicher oder sonstiger persönlicher Gedenktage Reden historischen Inhalts, die auch im Druck erschienen, wie „Ueber deutsche Historiographie" gelegentlich der Jubelfeier des Karlsruher Gymnasiums am 21. Nov. 1786, worin er seine Ansicht über die Art Geschichte zu schreiben niederlegte; dann folgte seine Rede auf Friedrich den Großen, gehalten am ersten Jahrestag dessen Todes sowie die Rede „dem Vaterlandstode der 400 Bürger von Pforzheim", gehalten am 29. Januar 1788, welche deren heldenmüthigen Untergang in der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 verherrlichte; dann ist noch eine dem Andenken des badischen Präsidenten August v. Hahn gewidmete und am 6. Juni 1788 gehaltene Rede zu erwähnen. Durch diese Reden lenkte P. die Aufmerksamkeit der politischen und litterarischen Kreise auf sich: infolge der erwähnten Rede auf Friedrich den Großen erhielt er wiederholt die Einladung zum Eintritt in den preußischen Staatsdienst; die oben angeführte dritte Rede erwarb ihm das Pforzheimer Ehrenbürgerrecht, und die deutsche Gesellschaft in Mannheim nahm ihn 1788 als Mitglied auf. — Von Posselt's historisch-litterarischer Thätigkeit zeugen eine Reihe von Schriften und Abhandlungen, mehrere der letzteren in lateinischer Sprache geschrieben, von welchen die bedeutenderen hier nach der Zeit ihrer Veröffentlichung geordnet angeführt werden mögen. Zuerst ließ P. im Verein mit mehreren Gelehrten das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" erscheinen, 3 Bde. Kehl 1785—88, zu dem Zwecke in gefälliger Form Aufklärung über alle Zweige des Wissens zu verbreiten. 1786 erschien seine Schrift „Ueber die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geschichtschreiber", worin die von den alten Historikern ihren Darstellungen eingefügte Vorführung der handelnden Personen zugleich auch als redende, um so ihre Handlungsweise zu begründen, als in künstlerischer Absicht berechnet und berechtigt nachgewiesen wird. Nach der 1787 erschienenen „Geschichte der deutschen Fürstenvereine" veröffentlichte P. seine „Geschichte der Deutschen für alle Stände" 1. und 2. Bd. Leipzig 1789—90, welches Werk 1805 und 1819 in zwei weiteren Bänden eine Fortsetzung erfuhr durch K. H. Ludwig Pölitz und bei seiner ausgedehnten Verbreitung viel zur Hebung des Interesses an der vaterländischen Geschichte beitrug; 1790 und 1792 folgte das „Archiv für ältere und neuere, vorzüglich deutsche Geschichte, Staatsklugheit und

Erdkunde“ 2 Bdchen., und in letzterem Jahre zugleich die „Geschichte Gustavs des Dritten, Königs der Schweden und Gothen“, eine nach den besten Quellen und mit Sorgfalt durchgearbeitete Biographie; weiter ist zu erwähnen das „Taschenbuch für die neueste Geschichte“ 10 Jahrgänge. Nürnberg 1794—1804 sowie die „Europäischen Annalen“, ebenfalls zehn Jahrgänge, Tübingen 1795 bis 1804. In diesen beiden und besonders in der letzteren Zeitschrift erfahren die neueren sowie die gleichzeitigen geschichtlichen Vorgänge besonders die der französischen Revolution und die darin hervortretenden Charaktere eine von persönlicher Sympathie des Verfassers getragene Behandlung. Von kleineren Arbeiten sind zu nennen: „Ueber Mirabeau’s Histoire secrète de la cour de Berlin“ Karlsruhe 1789, dann „Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden“, nach Voltaire, ebend. 1791, ferner „Der Prozeß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig den Sechzehnten und dessen Gemahlin. Ein Beitrag zu Geschichte der französischen Revolution“. Neue Auflage. Nürnberg 1802, von welcher Schrift die erste 1793 erschienene Ausgabe gar nicht ins Publicum gelangte; 1795 veröffentlichte P. seine „Kleinen Schriften“, worin ein Theil der kleinern und in mehreren Zeitschriften zerstreuten Aufsätze desselben gesammelt waren; auch ist zu erwähnen sein „Lexicon der französischen Revolution, oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Laufe derselben ausgezeichnet haben“, Nürnberg 1802. — Von Posselt’s in lateinischer Sprache geschriebenen Arbeiten mag hier genannt werden: „Epistola de optima studii juris, antequam ad literarum universitates eatur, in Gymnasiis academicis colendi ratione“. Kehl 1784; ferner „Systema jurium Corporis Evangelici“. Argentorati 1786 sowie „Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios“. Gottingae 1793. Auch war P. Herausgeber von H. W. v. Günderode’s sämmtlichen Werken aus dem deutschen Staats- und Privatrecht, der Geschichte und Münzwissenschaft sowie der „Neuesten Weltkunde“, die später als „Allgemeine Zeitung“ erschien. — P. verstand seine historischen Stoffe mit Fachkenntniß und Geschick zusammenzutragen und denselben durch eine geistvolle Behandlung und glänzende Sprache einen wirksamen Reiz zu verleihen; dieses Talent einer gewandten lebendigen, jedoch stilistisch zuweilen eigenartigen Darstellung war verbunden mit einem reichen, besonders auch auf das classische Alterthum gegründeten historischen Wissen, mit ausgedehnten geographischen, statistischen und staatsrechtlichen Kenntnissen. Wo die persönliche Vorliebe für den Gegenstand in Anregung kommt, unterstützt eine innige Gemüthstheilnahme die Behandlung des Stoffes, wie dies besonders in den Schriften bemerkbar ist, welche die Vorgänge und Charaktere der französischen Revolution schildern; diese persönliche Stimmung und eine zu rasche Verwerthung der gleichzeitigen geschichtlichen Ereignisse beeinflußt jedoch öfters die objective Würdigung und ruhige Darstellung der Thatsachen, was Uebertreibungen und Härten zur Folge hat. Unter den deutschen Historikern zog ihn vornehmlich Johannes v. Müller an, wobei ihm jedoch dessen dunkle Sprache nicht zusagte, wie er überhaupt in der Schreibweise Deutlichkeit, Natürlichkeit und vor allem deutsches Gepräge gepflegt wünschte und hier wie in seinem ganzen Wesen trotz seiner Hinneigung zu den damaligen französischen Vorgängen jeder Nachahmung fremder Art und Weise durchaus abhold war; wol in diesem Sinne zog er hinsichtlich der damaligen deutschen Litteratur die Periode der Klopstock, Lessing, Mendelssohn, Kleist und Winckelmann der nachfolgenden vor, da nach seiner Ansicht dieses deutsche Gepräge bei jenen noch mehr hervortrete. Die römischen Classiker, für die er, wie für die von ihm sehr gepflegte lateinische Sprache, eine besondere Vorliebe hatte, waren ein für ihn frei verfügbares geistiges Eigenthum geworden. Auch in der Poesie sowie in den bildenden Künsten besaß er ein reiches Wissen und tiefes Verständniß und in

letzterer Hinsicht wurde seine Kenntniß bei Entwürfen häufig zu Rathe gezogen. — Posselt's äußerliche Verhältnisse hatten sich in pecuniärer Hinsicht durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten allmählich sehr vortheilhaft gestaltet, zumal er ein guter Verwalter seines Vermögens war und für seine persönlichen Bedürfnisse wenig Aufwand machte; dagegen war sein Familienleben infolge einer Mißheirath, wo sein geistiges Leben keine häusliche Anregung fand und der sonstige gesellschaftliche Abschluß ihn persönlich vereinsamte, von nachtheiliger Wirkung auf seine ganze Lebensführung und geistiges Schaffen, so daß sein zuvor lebhafter und strebsamer Geist mehr und mehr in eine krankhafte Stimmung gerieth. Diese Verhältnisse und dann schließlich noch das Hinzutreten eines ihn tief erregenden Ereignisses führten einen tragischen Abschluß herbei. Die Verhaftung des ihm nahe befreundeten französischen Generals Moreau, den er dann des Hochverrathes gegen Napoleon angeklagt sah, erfüllte sein ohnedies zur Aengstlichkeit neigendes Gemüth mit banger Theilnahme an dem Schicksal des Freundes, zugleich aber auch mit der Furcht, selbst in diesen Proceß verwickelt zu werden. Diese Gemüthserregung steigerte sich zu geistigen Störungen und zu einer ihn von Ort zu Ort treibenden Unruhe; in solcher Stimmung kam P. am 10. Juni 1804 nach Heidelberg und endete am folgenden Morgen sein Leben durch den Sturz aus dem Fenster eines oberen Stockwerkes. P. war von Gestalt nicht groß, aber von kräftigem Körperbau und etwas zur Beleibtheit neigend; seine Haltung war stramm, seine Gesichtsfarbe frisch, die Augen etwas klein, aber lebhaft wie sein Geist. Die Ausbildung des Körpers hatte er von Jugend an gepflegt, er war ein geübter Reiter und rüstiger Fußgänger. Sein gesellschaftliches Auftreten zeigte ein bescheidenes, jedem geräuschvollen Vordrängen fremdes Wesen, dabei aber eine doch von Selbstbewußtsein getragene persönliche Würde; er war eine umgängliche Natur, die mit gesellschaftlichem Sinn gerne im Verkehr sich bewegte, ehe ihn die häuslichen Verhältnisse demselben entfremdeten, wo er dann unregelmäßig im Uebermaß bald Monate lang strenger, einsamer Arbeit sich widmete, bald auch ebenso dauerndem Genuß sich hingab, ein äußeres Merkmal geistiger krankhafter Vorgänge, die ihn seinem traurigen Verhängniß entgegenführten.

Eine Sammlung von Posselt's Werken wurde in 6 Bänden von Weick herausgegeben, Stuttg. 1828 ff. — Kurze Biographie von Dr. Ernst Ludwig Posselt von Wilhelmine Müller in dem Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen, 1805. S. 177—193. — Meusels Gelehrtes Teutschland (Ausg. 5) Bd. 6 S. 152—155. Bd. 10 S. 432. Bd. 11 S. 620. — Vgl. auch Gehres, Lebensbeschreibung von E. L. Posselt. Kleine Chronik von Durlach, 2 Th., S. 231—272. Mannheim 1827, 2 Bde. Binder.

Posselt: Johannes Friedrich P., Astronom, geb. am 7. September 1794 auf der Insel Föhr, † am 30. März 1823 in Jena. P. besuchte in Plön die Schulen, studierte in Kopenhagen und Göttingen und erwarb sich 1818 an letzterem Orte die Doctorwürde mittelst der „Dissertatio analytica de functionibus quibusdam symmetricis“. Nachdem er noch ein Jahr in Kiel verlebt hatte, wurde P. als Professor der Mathematik und Aufseher der Sternwarte an die Universität Jena berufen, doch war leider sein Wirken an derselben nur ein kurzes. Außer einer Note über cubische Gleichungen im 3. Bande der „Astron. Nachrichten“ und außer seiner Ephemeride der Junobahn im 2. Bande der Lindenau-Bohnenbergerschen „Zeitschr. f. Astr. u. verw. Wissensch.“ entstammten Posselt's Feder noch zwei astronomische Abhandlungen („Theoria praecessionis aequinoctiorum specimen“; „De problemate in motu corporum coelestium in orbitis valde excentricis solem ambientium gravissimo“), welche 1814 von der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit dem Preise gekrönt wurden.

Meusel-Lindener, Das gelehrte Teutschland, 7. Band. — J. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858, Jena 1858. S. 238. Günther.

Postel: Christian Henrich P., „aller Nieder-Sächsischen Poeten Groß-Vater", wie ihn sein übertreibender Lobredner C. F. Weichmann (Einl. zum „Wittekind") nennt, dem wir nächst dem Juristen und Archivarius Nikolaus Wilckens die einzigen authentischen Nachrichten über das Leben des Mannes verdanken, wurde am 11. October 1658 in dem Flecken Freyburg a. d. Elbe, unweit Stade, als der Sohn des Predigers Lorenz P. und der Dorothea Ißentrut geboren. Ein zweiter begabter Sohn starb als Magister der Theologie in der Blüthe der Jugend, und eine Tochter, Anne Marie, heirathete den hochangesehenen Hamburger Heinrich v. Beseler. Der Vater war ein geschätzter Seelsorger und tüchtiger Theologe, der sich seinen Zeitgenossen auch litterarisch durch Predigten und das „Trauer-Freuden-Spiel Almadero und Liarta" (1652) bekannt gemacht hat. Nach 21jähriger Thätigkeit in Freyburg wurde er 1675 an die heilige Geist-Kirche nach Hamburg berufen, wo er 1696 (3. November) in dem Bewußtsein starb, seinen Sohn als berühmten Mann zurückzulassen. Christian Henrich hat eine gediegene Erziehung und Ausbildung erhalten, zunächst im väterlichen Hause und auf der Hamburger St. Johannisschule durch den Rector Heinrich Dassov, einen trefflichen Philologen und Gottesgelehrten; dann als Schüler des Theologen Joach. Mormann, des Juristen Dan. Büttner und des berühmten Vinc. Placcius, dem er auch für seine Reisen Empfehlungen an viele große Gelehrte des Auslandes verdankte. Verhältnißmäßig spät, 22 Jahre alt, bezog er die Universität, zunächst Leipzig, und, nachdem er von hier durch die Pest vertrieben war, Rostock. Am 10. Mai 1683 wurde er mit der Disputation „De eo quod iustum est circa defensionem ex l. III. de iust. et iure" zum Licentiaten beider Rechte befördert und hätte nun, nach Hamburg zurückgekehrt, seinem juristischen Berufe nachgehen können, wenn ihn nicht zu weltmännischer Vervollkommnung der Vater auf die Wanderung geschickt. Während einer umfassenden, wolvorbereiteten Reise durch Holland, Flandern, England und Frankreich, erweiterte er seinen Blick, stärkte er sein gelehrtes Wissen, vermehrte er seine sprachlichen und litterarischen Kenntnisse. Regen Eifers legte er die Eindrücke, welche die großen Städte und Universitäten, der Verkehr mit bedeutenden Menschen in ihm zurückgelassen, in Reisebüchern nieder, die den oben genannten Biographen noch vorgelegen haben. Da Wilckens dieselben reichlicher benützt als Weichmann, und außerdem seine Aufzeichnungen aus dem frischen Verkehr mit P. stammen, so hat sein biographischer Abriß, der lange vor der Wittekind-Einleitung entstanden ist, aber erst 1770 in dem nach Wilckens' Manuscript herausgegebenen „Hamburgischen Ehrentempel" Chr. Ziegra's (S. 693 bis 709) veröffentlicht wurde, höhere Bedeutung. Nach Hause zurückgekehrt, errichtet P. eine Advocatur und sieht sich bald als gesuchten Rechtsbeistand: „Wie er denn der vielen Sachen wegen darin er das patrocinium geführet, sich einen guten Credit erworben". Der rechtsgelehrte Wilckens vergleicht ihn an anderer Stelle mit Friedr. Lindenbrog, dem großen Juristen. Um 1688 beginnt seine litterarische Wirksamkeit, und es ist nun komisch mitanzuschauen, wie der strebsame Mann die „belustigenden Beschäftigungen" mit der Poesie, nach seiner Auffassung nur „Gewürtz in den Speisen" des Lebensberufes gegen die übelwollende Meinung Einzelner vertheidigt, er könne darüber das Interesse der Clienten vergessen. „Wer da frägt", heißt es in der Einleitung zur „Juno", „wo ich dann die Zeit hernähme? Dem dienet zum Bericht, daß meines Bedünckens, einer der nicht spielen könne und nicht saufen möge, noch allemahl Zeit übrig habe." Bei dieser

breiten Bethätigung in der Oeffentlichkeit wächst sein Ansehen und Einfluß; er gilt als das Haupt der hamburgischen Litteraten und hat die ersten Beamten und Gelehrten der „Republik" zu Freunden, allen voran den großen Philologen Johann Albert Fabricius (seit 1696 in Hamburg), „mit welchem er sich bey Leben „in solida eruditione" sich mannigmahl besprochen". Seitens der Zeitgenossen wurde P. reicheres Lob zu theil, als irgend einem seiner Mitstrebenden — man blicke nur auf die Anzeige der „Juno" in den „Nova Litteraria Mar. Balt." vom Februar 1700; aber gerade die laute und allgemeine Anerkennung trieb ihn immer tiefer in jene verderbliche Kunstrichtung hinein, welche durch die Namen Hofmannswaldau und Lohenstein gekennzeichnet ist. Den Fehdhandschuh, den Christian Wernicke, ein ebenso klarer wie scharfer Kopf, den hamburgischen Nachahmern der Schlesier hinwirft, nimmt P. beherzt auf: auf den Nadelstich, welchen er dem Gegner zufügt, antwortet dieser mit einem Keulenschlage. Die Einzelheiten dieses litterarischen Haders, der durch ein Spottsonett Postel's gegen das Ende des Jahres 1701 veranlaßt wurde, wird man in dem Artikel über Wernicke erzählt finden; hier sollen nur die beiden ersten Strophen des verloren geglaubten Sonetts wiedergegeben werden, so wie wir sie aus der Einleitung zur ersten Ausgabe des „Hans Sachs" zusammengestellt haben, wo Wernicke das Gedicht kritisch zersetzt:

„Schau edles Schlesien, der Schwanen Vaterland,
Wie jetzt dein Lohenstein, das Wunder aller Erden,
Der Teutschland Sonne muß mit Recht genennet werden,
So frech gelästert wird durch Stolz und Unverstand.
Daß er der Götter Sprach in Reimen angewandt,
Den Geist der Trauer-Spiel entfernt von Wald und Heerden,
Ja daß ihn Phöbus selbst geführt mit seinen Pferden,
Wird einem Tadel-gern nach ungereimt genannt."

Den zwei Halbversen der Terzette: „daß Hasen sich nur wagen den Löwen anzugehn" darf man in Ergänzung des Sinnes hinzufügen: nachdem er gestorben ist. Die Fehde selbst hat damals in Deutschland weder breit noch tief gewirkt, sondern erst Werth und Wirkung erlangt, als eine ernste und gereifte Kritik die unfertigen Strebungen Wernicke's in geläutertem Sinne aufnahm. Uebrigens war P. eine durchaus anständige Natur, die auch moralisch weit über dem litterarischen Gelichter stand, das neben und nach ihm wirkte — den Menantes, Feustking, Hinsch — und hat als Mensch die bitteren Angriffe Wernicke's nicht verdient. Daß er „vor Scham" aus der Stadt geflohen und wiederum auf Reisen gegangen sei, wie man in den Litteraturgeschichten lesen kann, ist schon aus dem Grunde unrichtig, weil besagte zweite Reise nach der Schweiz und Italien bereits im J. 1700 (17. Januar bis 15. September) stattgefunden hat. Von der Poesie hat sich P. erst 1702 abgewandt, nachdem der Tod seines Freundes Gerhard Schott, der beginnende Verfall des hamburger Opernwesens und eine zunehmende Krankheit ihm die Lust an litterarischer Arbeit verdorben. Er starb 1705 (22. März) an einer febris hectica, die in seiner schwindsüchtigen Natur ihren Ursprung hatte. Fabricius beklagt den Heimgang des Freundes mit einem lateinischen Gedichte, welches den hamburger Poeten einen „Musis gratiisque dilectum" nennt, Barthold Feind, der dem Todten im Leben gleichfalls nahe gestanden, bedauert tief „den Verlust, den der berühmte Schauplatz" Hamburgs „an diesem braven Manne gelitten", und die einheimischen „Nova Literaria Germaniae" bringen (Juli 1705) einen eingehenden Nekrolog. — In Postel's einziger Person, urtheilt Wilckens, hätten sich die großen Eigenschaften des Juristen und Kritikers Fr. Lindenbrog, des Hellenisten und Antiquars Lukas Holsten und des Historikers und „Litterators" Peter Lambeck wiedergefunden.

Doch war es wohl zunächst die Poesie, und zwar die Operndichtung, durch welche P. unter den Zeitgenossen seinen Ruhm begründete. Er durchdrang und überlud aber diese leichte Gattung der Poesie mit seinen reichen gelehrten Kenntnissen derart, daß man nicht mehr unterscheiden kann, wo bei ihm der Gelehrte aufhört und der Poet anfängt. Denn gerade dadurch hat der hamburger Opernunfug erst vor der Religion und einer schwächlichen Sittlichkeit seine Sanction erhalten, daß bedeutende Menschen ihr Wissen und ihre litterarischen Kräfte in den Dienst dieser Aftermuse stellten. Was in P. etwa an natürlicher Begabung für die Poesie steckte, wurde nicht zum wenigsten durch die Polyhistorie verschüttet und unbrauchbar gemacht. In erster Linie war es freilich der poetische Betrug Lohenstein's und Hofmannswaldau's, der seine Einbildungkraft krank machte, seinen Geschmack verdarb und ihn von jeder künstlerischen Begrenzung seiner Kräfte abzog. Wer einmal gründlich erkennen will, welche Verheerungen Lohenstein und die galante Dichtung in ursprünglich gesunden Köpfen anrichteten, der mag die Opernquartanten der hamburger Stadtbibliothek durchgehen. Bei P. schwindet jeder brauchbare Gedanke unter der Seltsamkeit des Ausdrucks und der Last einer übel angebrachten Gelehrsamkeit. Und doch — wie rein und einfach glaubt er zu schreiben, weil er Fremdwörter verschmäht; für wie sittlich und litterarisch gesund hält er sich, weil er Liebedienerei und Mäcenatenthum haßt! Dabei fehlte es dem fleißigen Poeten weder an Geschicklichkeit in der Wahl seiner Stoffe, noch an gutem Willen und Begeisterung für die Sache. Die Freundschaft zu dem Rathsherrn Gerhard Schott, dem Mitbegründer und späteren Leiter der hamburgischen Oper, hat ihn der Operndichtung zugeführt. Vierzehn Jahre widmete er sich dem Unternehmen des Freundes mit Glück und Erfolg; er hat den Entwickelungsgang der Oper vom Naiven zum Raffinirten, ihren Aufschwung und ihre höchste Blüthezeit mit durchgemacht, ihren Verfall aber und kläglichen Niedergang glücklicherweise nicht mehr erlebt. Und immer hat P. sein Publicum zu nehmen verstanden: Die unzüchtige Deutlichkeit, womit er die geschlechtlichen Verhältnisse behandelt, die Versetzung großer geschichtlicher Persönlichkeiten in die niedrige Sphäre des Possenhaften, die reichliche Verwendung dessen, was für jene Zeiten „volksmäßig“ war, d. h. des rohen, zuchtlos-derben Witzes, die bunte Mannigfaltigkeit der äußerlichen Bühneneffecte, für die keine Summe Geldes zu hoch gewesen, dienten ihm als Mittel, auf die große Menge zu wirken. Ferner hatte P. das unschätzbare Glück, daß ihm ein frischer, fruchtbarer Geist wie Reinhard Keiser als Componist zur Seite stand; dieser Gunst hat er sich freilich wieder dadurch würdig gemacht, daß er dem Musiker singbare Weisen schrieb: Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Arienformen, sowie ihre Anpassung an die Gesetze der Musik sind in der That das Einzige, was in Postel's Opern an Kunst erinnert. Sodann werden uns die Namen einiger Sängerinnen und Sänger überliefert, die zumal in Postel'schen Partien beim Publicum sehr beliebt waren: Der Conradi, Rischmüller, Schober und des Tenoristen Mattheson. Dichter und Componist fragten sich nur: wie producire ich am schnellsten und wie locke ich die große Masse am sichersten? Denn darum bekümmerte sich Niemand, daß in Postel's Opern der Bau zerfahren, die Charaktere unnatürlich, das Gefühl gemacht, die Leidenschaft künstlich waren, daß alle Conflicte ausschließlich auf läppische Liebesspielereien hinausliefen. Gleichsam um sein litterarisches Gewissen zu beruhigen, pflegte er den Texten lange wissenschaftliche Vorreden beizufügen; einmal sagt er, er schriebe sie, damit „nicht allein das Auge durch schöne Vorstellung und das Ohr durch eine angenehme Musik möge eingenommen“, sondern auch „der Verstand möge ergetzt werden“, — und an anderer Stelle schreibt er: die Singspiele verfasse er zu des Publicums, die Vorreden jedoch zu seinem

eignen Vergnügen. In den Jahren 1688—1702 hat P. das Opernhaus mit 28 Stücken versorgt. 1688: 1) „Die heilige Eugenia, Oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum" (erst 1695 gedruckt). 1689: 2) „Kain und Abel, Oder der verzweiflende Bruder=Mörder". 3) „Die betrübte und erfreute Cimbria", zu Ehren des Herzogs Christ. Albrecht v. Holstein. 4) „Xerxes in Abydos". 1690: 5) „Die Groß=Mächtige Thalestris, Oder Letzte Königin der Amazonen". 6) „Ancile Romanum, d. i. des Römischen Reiches Glücks=Schild", zur Krönung Kaiser Josephs. 7) „Bajazeth und Tamerlan". Die bisher aufgeführten Opern sind sämmtlich vom Arzte J. Ph. Förtsch componirt, wie die nun folgenden von Conradi. 1691: 8) „Die schöne und getreue Ariadne". 9) „Diogenes Cynicus". 1692: 10) „Die Verstöhrung Jerusalems", Theil I (Eroberung des Tempels). 11) Dasselbe, Theil II (Eroberung der Burg). 12) „Der tapfere Kayser Carolus Magnus, und dessen erste Gemahlin Hermingardis". 13) „Die unglückliche Liebe des Achilles und der Polixena". 1693: 14) „Der Große König der Afrikanischen Wenden Gensericus". 15) „Der Königliche Printz aus Pohlen Sigismundus". 1694: 16) „Der Wunderbarvergnügte Pygmalion". 17) „Der Groß=Mühtige Scipio Africanus". 1695: 18) „Medea". 19) „Die Glücklich=wiedererlangte Hermione". Die Musik zu den Opern Nr. 18 und 19 ist von Gianettini, während die folgenden Nummern Keiser componirt hat. 1697: 20) „Der Geliebte Adonis". 1698: 21) „Die durch Wilhelm den Großen in Britannien wieder eingeführte Irene". 22) „Der bey dem allgemeinen Welt=Friede von dem Großen Augustus geschlossene Tempel des Janus". 23) „Allerunterthänigster Gehorsam welcher auf dem erfreulichsten Nahmenstage des Großen Kaysers Leopold vorgestellet ward", ein Ballet. 24) „Der aus Hyperboreen nach Cymbrien übergebrachte güldene Apfel" (zu Ehren des Herzogs Friedrich und der Herzogin Hedwig Sophie v. Holstein). 1699: 25) „Die wunderbar=errettete Iphigenia". 26) „Die An dem glücklichen Vermählungs=Tage Ihr. Römisch. und Ungar. Majest. König Josephs Mit der Durchl. Printzessin Wilhelmina Amalia Vorgebildte Verbindung des großen Hercules Mit der schönen Hebe". 1701: 27) „Die Wunder=schöne Psyche", zum Geburtstage der Königin v. Preußen, Sophie Charlotte, gedichtet. 1702: 28) „Der Todt des Grossen Pans", eine „Traur=Music" zum Tode Gerhard Schotts. Ferner soll P. an Bressands „Porus" (1694) und am „Sieg der fruchtbaren Pomona" (1702) stark mitgearbeitet, sowie zu „Il Triumfo del Fato" (1702) den letzten Auftritt geschrieben haben. Die Nummern 1, 4, 7, 8, 18, 19 sind Uebersetzungen italienischer Originale, Nr. 13 ist aus dem Französischen übertragen, Nr. 15 geht auf eine holländische Uebersetzung des Calderonschen „La vida es sueño zurück und Nr. 25 ist nach des Euripides „Iphigenie in Aulis" gearbeitet. Sein Verfahren beim Uebersetzen schildert P. in der „Xerxes"=Vorrede so: „Es diene zur Nachricht, daß man sich nicht allemahl an die Worte, damit es nicht gezwungen herauskäme, sondern nur an die Erfindung gebunden, auch nach dem genio loci ein und andere honnettetés und plaisanterien hinzugefüget." Die Texte zur „Medea" und dem „Achilles" sind allerdings wörtlich nach dem Original wiedergegeben. Am meisten ist die „Iphigenie" von den Zeitgenossen bewundert worden: Der Muth Postel's, mit dem Euripides zu wetteifern, imponirte, und sein Bestreben, „die Schreib=Ahrt der Italiener mit der Römischen und Griechischen im Teutschen zu verknüpfen", erschien als etwas ganz Neues. Fabricius hat nur Worte des Lobes für das Stück (Bibl. graec. II, 18, 614) und Weichmann druckt es in der „Poesie der Nieder=Sachsen" (I, 326 ff.) wieder ab. Heute berührt es, zumal in den Postel'schen Zuthaten, wie der Liebesepisode zwischen Achill und Deidamia, wie eine Parodie auf des Euripides unsterbliches Werk. Die ernste Hoheit der griechischen Tragödie hat sich verflacht,

die Motivirung ist durch willkürliches Beschneiden oder Auslassen bedeutsamer Stellen unklar geworden und der lieblich-ernste Iphigeniencharakter schrumpfte unter Postel's unkünstlerischer Hand zu einem kläglichen Schemen zusammen. — Die Gelegenheitsopern bestehen in gewöhnlichen, anmuthslosen Allegorien oder verstiegenen Personificationen und strotzen von breitem, lobrednerischem Pathos — rechte Erzeugnisse eines erfindungsarmen Dichters der Spätrenaissance! In seinen Originalopern hat P. jedes Stoffgebiet berührt, freilich nur an der Oberfläche. Er beginnt, dem Herkommen gemäß, mit biblischen oder halbbiblischen Stoffen: dem blassen Märtyrstück „Eugenia" folgt die alttestamentarische Oper „Kain und Abel" als selbstständige Arbeit — religiöse Intriguenspiele, von der Hölle und ihren Geistern inscenirt, ohne Innerlichkeit und Seele; im „Kain" finden wir gar ein widerliches Liebesverhältniß zwischen Bruder und Schwester, welches der Verfasser in einer gelehrten Einleitung zu rechtfertigen sucht. Schon in der „Eugenia" läßt P., aller vorgewandten Ernsthaftigkeit zum Trotz, die komische Figur (den Diener Festus) auftreten, die nun mit verschiedenem Namen fast durch alle seine Opern geht: „als ein Gewürtz, dessen Zusatz keine Speisen verdirbet, sondern vielmehr derselben eine gewisse Schärfe giebet". — Halb religiös, halb historisch und politisch gibt sich die Doppeloper „Die Verstöhrung Jerusalems", ein Werk von moralisirender Tendenz, voll aufdringlicher Lehr- und Strafreden. Griechenland, Rom und der Orient geben dem fleißigen Opernschreiber historische und mythologische Ueberlieferungen oder Anecdoten als Stoffe her; auch die Amazonenromantik muß in der „Thalestris" (nach La Calprenède's Roman „Cassandre", II gearbeitet) herhalten. Dem Mittelalter entnimmt er einen Karl den Großen und Genserich, und die Geschichte seiner eigenen Zeit feiert er durch ein Festspiel, welches der Verherrlichung des Ryswijker Friedens dient. In der Vorrede zum „Karl" heißt es: „Der Kayser ist etwas galant vorgestellet, weiln allen Geschichtsverständigen bekannt, daß er auch die Galanterie auff seine Kinder geerbet, indem daß dieselbe seiner Tochter Emma den galanten Eginhard gar auff die Schulter gesetzet". Damit ist der Charakter der Oper, welche Postel's plattestes, gemeinstes Werk ist, angegeben. Ehebruch, Schändung, Nothzucht, Verrath, Betrug, ordinäre Intriguen, unzüchtige Rivalität werden lediglich einer verlogenen Liebesleidenschaft wegen in Bewegung gesetzt. Der heldenhafte, wetterfeste Karl der Geschichte geberdet sich bald schmachtend wie ein liebegirrender Schäfer, bald roh wie ein lüsterner Bube. Im Ausdruck blüht der Marinismus, der Witz besteht aus Cynismen. Die „Sonnen-Glut der Augen", der Mund „von blutigen Rubinen", der „Rosen-reiche Schnee der Wangen", der „blanke Alabast des Halses", die Stirne „von Jaßminen" und die „Perlen-reichen Brüste die nichtes sind als Amors Blut-Gerüste" sind Metaphern, deren Herkunft unverkennbar. In der musikalischen Technik machte P. von Oper zu Oper Fortschritte, zumal was die mehrstimmigen Sätze betrifft, die sich schließlich in großer Ausdehnung bei ihm finden. — Die 7 Texte zu „R. Keisers Gemüths-Ergötzung, bestehend in einigen Singgedichten", 1698, (der unvermuhtlich vergnügte Philenus, der vergnügte Amyntas, der unglückliche Fischer, die verliebte Diana, die geschilderte Hermione, die biß an den Todt geliebte Iris, die rasende Eyfersucht) sind Postel's Werk, wie wir nunmehr feststellen können. Denn von den Zeugnissen B. Feinds (Einl. zu den „Deutschen Gedichten" 1708, S. 47 f.) und Wilckens' abgesehen, finden wir, daß sich neben der Idee auch die ganze Eifersuchtsarie der „geschilderten Hermione" in der gleichnamigen Oper und die Arie der „Iris": Tragt ihr Lüfte meinen Eyd u. s. w. wörtlich im „Karl" (3. A., 14. Auftr.) wiederfinden. Die „Sing-Gedichte" gehören zu den ersten deutschen, den weltlichen, Cantaten, welche, eine Nebenfrucht der Oper, aus Italien kamen. Arie, Arioso und jambische Recitative wechseln

ab; der Inhalt ist die Liebe, und zwar die schäfermäßige: Hoffnung, Sehnsucht, Entsagung, Eifersucht, Raserei, Trauer und Freude werden bunt und unmotivirt nebeneinandergestellt. — Den Uebergang zu dem vielberufenen Epos-Fragment „Wittekind“ bildet „Die listige Juno: Wie solche von dem Grossen Homer Im vierzehenden Buche der Ilias Abgebildet“, welche P. gleich nach der „Iphigenie“ als zweite Frucht seiner mit Ernst und Eifer betriebenen griechischen Studien im J. 1700 herausgab. Diese freie Uebertragung der „Διὸς ἀπάτη“ (Il. XIV, 153—363) darf man nicht unterschätzen. Es ist eine Arbeit, die dem Autor zu großer Ehre gereicht und in der Geschichte der frühen Versuche, Homer Deutsch zu machen, eine hervorragende Stellung einnimmt. Was er unternommen, dessen war sich P. recht gut bewußt: „Ich bin schon vergnügt“, schreibt er, „wann Sie zu einer Aufforderung dienen möge, daß andere und geschicktere dergleichen unternähmen, und mich überwinden, da mir denn noch gleichwol die Ehre bleiben soll, daß ich von den ersten gewesen, die dergleichen in Teutscher Sprache gewaget“. Der Enthusiasmus, womit er für den verkannten Homer eintritt, und sein Wunsch, ihn den Händen der Schulmeister entwunden und zum Herzenseigenthum des Volkes gemacht zu sehen, können uns in der That mit Postel's großen Irrthümern einigermaßen aussöhnen. Die Uebertragung selbst ist trotz des weitschweifigen, überladenen Alexandriners für jene Zeiten gewandt zu nennen. Fabricius wenigstens hebt gerade diese Seite der Arbeit hervor, wenn er urtheilt (Bibl. graec. II, 3, 301): Non mentiar, si dixerim, Homerum inter Germanos primum balbutire desiisse, postquam in lucem prodiit Διὸς ἀπάτη carmine vernaculo disertissimo expressa ab erudito poeta H. Chr. Postello, Hamburgensi. Die Wahl gerade dieser Episode ist sehr bezeichnend für den Geschmack des Uebersetzers: Juno ist ihm das galante Frauenzimmer, welches, durch die Kunst der Aphrodite verjüngt und durch eine reizende Toilette verschönt, den für Sinnenkitzel und Liebeslust empfänglichen Gatten bethört und einschläfert, damit er ihre Unternehmungen nicht durchkreuze. Was Homer zart und naiv andeutet, tritt P. mit wahrem Behagen zur Schlüpfrigkeit breit; ja er giebt sich Mühe, durch Zusätze den sinnlichen Reiz der Scene noch zu erhöhen. Die Rede Homers drückt er auf das Niveau der Sprache Hofmannswaldau's herab: Er spricht von „Die Schooß“ (*κόλπος*), „Der Wunderstrick“ (*ἱμὰς ποίκιλος*), „Lieb und Brunst“ (*φιλότης*), „Die Schlaff-geneigte Nacht“, „Die Schatten-holden Eulen“ (*ὄρνις λιγυρή*), „Schlaffes-Lieblichkeit“, übersetzt *ἀμβρόσιος* mit „Ambra-gleich“ und füllt des leidigen Reimes wegen die Verse mit Nichtigkeiten an. Seine Anmerkungen zeugen von einer unglaublichen Belesenheit in der lateinischen, griechischen, französischen, italienischen, englischen, spanischen und portugiesischen Litteratur, die er sämmtlich sprachlich beherrschte, und die Uebertragung der auf die Διὸς ἀπάτη bezüglichen Scholien des Eusthatius von Thessalonice beweist, daß P. sich auch um die Litteratur der Homerkritik bekümmert hat. — Nicht weniger als diese Homerübersetzung trägt Postel's Heldengedicht „Der grosse Wittekind“, ein gewaltiges Bruchstück, das Weichmann, fast zwei Decennien nach dem Tode des Verfassers, 1724 in Brockes' Auftrage herausgab, den Charakter eines Versuches. Mitten im 10. Buche und nach dem 9212. Verse bricht die Darstellung ab, eine Frucht fleißigen Studiums in den alten und neueren Epikern, Chroniken, Rittergeschichten, Wappenbüchern und Genealogien; das Stoffliche ist aus Ev. G. Happels Roman „Sächsischer Wittekind“ (Ulm 1693) geschöpft. Das Werk entstand in den Jahren 1698—1701, also zu einer Zeit, wo sich P. mit dem Epos der Alten eingehender beschäftigte. Was an Handlung in diesen 10 ersten Büchern des „Wittekind“, denen noch 14 weitere folgen sollten, steckt, ist sehr dürftig: Durch die Uebermacht der Franken besiegt, zieht sich Wittekind mit den Seinigen in heldenhaftem Kampfe an die Weser zurück und begibt sich von dort

aus nach Dänemark, um seinen Schwiegervater König Siegfried um Hilfe anzuflehen, während der siegreiche Karl die kriegsfreie Zeit mit Turnieren und Vernichtungszügen gegen die unbeschützten Heiligthümer der Sachsen ausfüllt. Wittekind empfängt vom Dänenkönig ein Heer unter der Anführung des schönen, heldenhaften Prinzen Siegfried und tritt seine „Odysseusfahrt“ an, um die frankenfeindlichen Völkerschaften Europas gegen den verhaßten Karl aufzureizen. Nach längerem Aufenthalte in Britannien, wo ihm zu Ehren glänzende Spiele (u. a. ein Hahnenkampf) stattfinden, und einem romantischen Seegefecht mit Piraten, wird er bei Gibraltar von einem furchtbaren Sturme überrascht; von seinen Gefährten getrennt, treibt ihn die Brandung ans Ufer, wo er einschläft und von Fatime, dem Töchterlein des Mohrenkönigs Bedis von Granada, gefunden wird. Bedis nimmt ihn gütig auf, verspricht ihm seine wie seiner Vasallen und Freunde Hilfe, und gibt dem tapferen Fremdling zu Ehren große Gastereien, bei denen sogar — Braunschweiger Mumme kredenzt wird. Inzwischen hat Wittekind's Kampfgenosse Adelwig auf den „Inseln der Glücklichen“ im Feenschlosse der Galiana frivole Liebesabenteuer zu bestehen, deren Versuchungen er nur mit Mühe entrinnt. Erst nach der Einnahme von Saragossa stößt er wieder zu seinem Feldherrn Wittekind, der unterdessen von Bedis zum Führer des Maurenheeres ernannt worden ist, um gegen den siegreichen Roland den Krieg zu führen. Es gelingt der Tapferkeit und List des Sachsenkönigs, sowol die Veste Saragossa zu nehmen, als auch die Stadt Pampelona zu überrumpeln, wobei sich eine zweite „Dolonie“ abspielt. Ein Versuch, den Feind aus dem Gebirge zu verjagen, mißlingt und hat den Tod des jungen Siegfried zur Folge ... Es ist schwer, aus dem Wust von Beschreibungen, Episoden, philosophisch-moralischen Betrachtungen und gelehrten Abhandlungen den epischen Kern herauszuschälen; in diesem durch und durch unkünstlerischen Werke erinnert P. am stärksten an Lohenstein und dessen weitschweifige Gelehrsamkeit. Erfunden hat der Autor so gut wie nichts: Er glaubt gemäß jener Theorie vom „Heldengedichte“, welche das 17. Jahrhundert lehrte, das Recht zu besitzen, Homer, Virgil, Tasso und Ariost für seine Zwecke ausgiebig plündern zu dürfen. So ist das ganze 7. Buch eine matte Nachahmung der Circe-Episode Homers, wie sie Ariost (Orl. fur., c. 6—7) und nach diesem Tasso (Gerus. lib., c. 15—16) behandelt haben; daß in Circe-Galiana nebenbei noch ein Stück von Calypso steckt, darf uns nicht wundern. Sogar das Entzauberungsmittel „Moly“ ist herübergenommen. Eine Traumerscheinung des Arminius (3. Buch) wird nach Virgil gearbeitet, und Hektors Abschied von Gattin und Knaben muß im 8. Buche zu einer rührenden Episode dienen. Das 8. Buch (v. 179—459) enthält außerdem eine Art von „*Βοιωτία*“, auf das Landheer übertragen, und das 4. Buch eine Aufreizung des Aeolus durch Beelzebub, seine Winde gegen die Schiffe Wittekind's zu senden, sowie eine Hylotomie nach dem 13. Buche der Ilias. Der Gürtel der Aphrodite findet sich im 7., der Becher Nestors im 6. und der Bogen des Pandaros mit virgilischen Einzelheiten im 9. Buche wieder. Aus der unschuldsvollen, lieblichen Nausikaa ist die kokette Sultanstochter Fatime geworden (5. B.), aus dem „pius Aeneas“ des Virgil der „fromme Wittekind“, wiewol diese Bezeichnung einem heidnischen Manne kaum zukommt, und aus dem „*πολύτροπος Ὀδυσσεύς*“ ein „schlauer Wanderer“; Stentor der gewaltige Rufer, erscheint in der Gestalt des maurischen Kriegers Mutallah (9. Buch). Dazu gesellt sich eine krude Vermischung antiker und germanischer Mythologie mit christlichen Anschauungen — kurz, es herrscht in dieser „Dichtung“ eine Ideenverwirrung ohnegleichen. Trotz aller Unselbstständigkeit und Anlehnung an Fremdes wird Postel's „Wittekind“ in der deutschen Litteraturgeschichte nun doch seinen Platz behaupten, denn er ist vor Klopstock's „Messias“ thatsächlich der

einzige ernste Versuch eines Heldengedichtes, welcher die überlieferte Auffassung, als sei die heroische Poesie einzig auf Stoffe der Gegenwart und die schmeichlerische Verherrlichung der Großen und Mächtigen angewiesen, über den Haufen wirft und einem Stoffe der deutschen Vorzeit nationale Gewandung zu geben wußte. Wittekind, als bekehrungsfähiger Heide von Gott geliebt, ist dem Autor das Muster des germanischen Mannes: Alle echt deutschen Eigenschaften wie: Muth, Treue, glühende Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Freiheitsdrang, Demuth, Stärke, Bescheidenheit im Siege, Genügsamkeit vereinigt P., wenngleich äußerlich, in der Gestalt des Wittekind. Das deutsche Volk ist ihm das edelste, stärkste, gemüthvollste — kurz: das Hoffnungsvolk der Erde, während die Franken als die natürlichen Feinde der Deutschen erscheinen und nicht einmal als Träger des Christenthums etwas gelten. Auf ihrer Seite stehen Hochmuth, Stolz, Grausamkeit, Ueppigkeit, Begehrlichkeit, Blutgier und Unduldsamkeit. Ein Ausruf wie: „O weh den Völkern, die der Franken Nachbarn sind“ (B. 3, V. 36), ist geradezu tendenziös. Der nüchterne Reimschmied wird ordentlich warm, wenn er von seinen Sachsen spricht: dann schlägt ein Funke Empfindung durch die kalte Darstellung, und der Ausdruck erhält natürlichere Farben. Während Weichmann und eine gleichzeitige öffentliche Stimme (Deutsche Acta Erudit. 1724, S. 326 ff.) dem „Wittekind“ übermäßiges Lob zollen, so zwar, daß jener gar versichert, es hätte „wenn das Werk völlig wäre ausgearbeitet worden, Teutschland weit größern Ruhm davon gehabt als Italien von seinem Tasso und Marino zugleich“ — hat Klopstock über der unvollkommenen Form und dem undeutschen, kraftlosen Ausdruck Postel's gute Absicht übersehen. Sagt er doch in seiner berühmten Abiturientenrede: „Ingentia Vittekindi veneranda illius nominis facta hiulco carmine nec ad saucitas a natura semel leges composito Italorumque tumore, non magnificentia repleto Postelius decoravit“. Von den neueren Beurtheilern des „Wittekind“ äußert sich Lemcke (Von Opitz bis Gottsched S. 369 f.) sehr hart und oberflächlich, indessen Erich Schmidts (Zeitschr. f. d. A. 1882 Anz. S. 52 ff.) und Gervinus' (III, 503 ff.) treffliche Auseinandersetzungen dem Werke philologisch und historisch gerecht werden. — Von Postel's übrigen Arbeiten sind noch die Lob- und Begräbnißrede für den hamburger Stadtcommandanten H. v. Delwig (1696; vgl. auch Fabricius' Memor. Hamb. I, 419—436) und ein überaus gelehrter Tractat „De linguae Hispanicae difficultate, elegantia et utilitate“ (Nov. Lit. Mar. Balt. 1704, April, S. 111 ff.) zu nennen, in welchem sich Ansätze zu einer vernünftigen, auf die Völkerschaften Spaniens angewandten historischen Sprachvergleichung zeigen. — P. ist das Schicksal widerfahren, daß er keine ruhige Beurtheilung fand; in dem Grade, wie seine Zeit ihn pries, verachteten ihn die folgenden Generationen. Feind hält ihn für einen Dichter, der „an Pracht, an Majestät, an Zierlichkeit, an Kunst und Schönheit“ den alten Schlesiern nichts nachgebe, und für einen durchaus selbstständigen Kopf dazu; Hunold nennt ihn „einen vortrefflichen Mann und vornehmen Poeten von hohem Geiste“ (Theatral. Ged. S. 17) und J. Chr. Wolf schreibt im „Manichaeismus ante Manichaeos“ (1707) von ihm: „Omnes poeseos Germaniae Veneres imbibit“. Doch wenige Jahre nach dem Erscheinen des „Wittekind“, ja schon 1721 in den „Discourse der Mahlern“ (II, 439) führen die Schweizer heftige Schläge gegen Postel's Ansehen und Bedeutung. In der Schrift „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft“ (1727, S. 33, 40, 43, 75 ff.) ziehen sie über seine nichtigen Beschreibungen, „entfernten Gleichnisse“, seine Weitläufigkeit unbarmherzig her und sehen selbst in den besseren Theilen des Wittekind mehr eine gute Uebersetzung als „das Wirken einer fruchtbaren Einbildungskraft, die durch sich selbst reich ist“. In der „Critischen Dichtkunst“ spricht Breitinger (I, 457 ff.) ausführlich von dem „ge-

jährlichen Wettstreit", den P. mit Homer eingegangen, und Bodmer sagt im „Charakter der Teutschen Gedichte" (1734, S. 14), dieser Wettstreit mit dem großen Griechen sei vergeblich gewesen, weil dem deutschen Poeten „Blei gefesselt den Verstand". Auch Gottsched findet blos Worte des Hohnes für Iphigenie und Wittekind. So hat der wohlfeil erworbene Ruhm Postel nicht lange überdauert: Der einst geehrte Mann steht vor der Nachwelt nur mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, den ein talentvoller Gegner ihm angehängt.

Außer den oben genannten Biographen vgl. Moller II, 666 ff. — Jördens, IV, 210 ff. — Lex. d. hamb. Schriftst. VI, 99 ff. – Chrysander, G. F. Händel I, 79 ff. — Geffcken, Die ältesten Hamburg. Opern in d. Zeitschr. d. Vereins f. hamb. Gesch. III, 34 ff. — Lessings Collectaneen, in der Ausg. v. Lachmann XI, 353 ff.

Julius Elias.

Posthius: Johannes P. (Post), Dichter und Arzt. Am 15. October 1537 in der damals kurpfälzischen Stadt Germersheim von bürgerlichen Eltern geboren, sah er sich, früh verwaist, der Unredlichkeit seines Vormundes und der Lieblosigkeit einer Stiefmutter preisgegeben. Doch verhinderte dieses nicht, daß seiner Zukunft nichts in den Weg gelegt wurde, nachdem der Schulmeister des Städtchens nachdrücklich auf seine besondere Begabung aufmerksam gemacht hatte. So schickte man ihn denn nach Heidelberg, wo er am 1. Mai 1554 in das Album der Universität eingeschrieben wurde, vielleicht aber schon vorher im sogen. Contubernium pauperum Aufnahme gefunden hatte. In eben diese Zeit (Sept. 1555) fiel die Gründung des sogen. Sapienzcollegiums durch den Kurfürsten Friedrich II., einer Anstalt, deren Bestimmung war, einer Anzahl dürftiger aber talentvoller junger Leute, die sich zunächst durch humanistische Studien für eine Fachwissenschaft vorbereiten sollten, eine Stätte zu bereiten und sie mit allem nöthigen zu versehen, Der Tod des Kurfürsten (am 26. Febr. 1556) änderte an der Verwirklichung seiner Stiftung nichts. Sein Nachfolger, Kurfürst Otto Heinrich (1556—1589), hielt daran fest und sorgte für die Durchführung seines Planes mit verständnißreicher Sorgfalt. Unter den ersten zwanzig jungen Studirenden, die nach besonderer Prüfung der Aufnahme für würdig befunden wurden, stand P. obenan. Er hatte demnach offenbar seine Zeit gut benutzt und die Empfehlung des Schulmeisters seiner Vaterstadt genügend gerechtfertigt. Die Hochschule, mit welcher das ged. Collegium in engem Verbande stand, befand sich eben jetzt, Dank der Fürsorge des Kurfürsten, im Aufblühen und gerade die Facultäten, welchen sich P. zuwandte, die philosophische und weiterhin die medicinische, zählten jede in ihren Reihen wenigstens je einen ausgezeichneten Lehrer, die letztere den auch als Theologen bekannten Thomas Erast, die erstere den als (lateinischen) Dichter berühmten Petrus Lotichius Secundus, und dieser insbesondere hat auf den Entwickelungsgang und die ganze Zukunft Posthius' den maßgebenden Einfluß ausgeübt. Er erweckte offenbar die poetische Ader in ihm, die im Verlauf der Zeit so reichlich und glücklich floß, daß P. nicht bloß von seinen Freunden als einer der besten lateinischen Dichter gepriesen wurde. Auch Jakob Micyllus († 1558), einer der gefeiertsten Humanisten der Zeit, lebte und lehrte noch und ist sein Beispiel gewiß nicht spurlos an P. vorübergegangen. Wie hoch seine Lehrer ihn vor den übrigen seiner Altersgenossen schätzten, mag wohl aus der Thatsache hervorgehen, daß, als Melanchthon im J. 1557 nach Heidelberg kam und u. a. auch das Sapienzcollegium besuchte, P. auserwählt wurde, den Lehrer Deutschlands feierlich mit einem (lateinischen) Gedichte zu begrüßen. Bereits im J. 1556 hatte P. die Würde des Baccalaureats erworben, auf welches zwei Jahre darauf die eines Magisters der Philosophie gefolgt ist. Rasch nahte aber die Zeit, in welcher er aus der Reihe der Lernenden in die der Lehrenden übergehen sollte. Der Nach-

folger Otto Heinrichs war Kurfürst Friedrich III., der thatkräftige Beschützer der reformirten Kirche, der sich jedoch in seiner Art zugleich gründlich des höheren wie niederen Unterrichtswesens annahm. Er gestaltete das Sapienzcollegium in eine Art Predigerseminar um und verpflanzte dafür die Pflege der classischen Studien in das sogen. Pädagogium, eine Art von Gymnasium, dessen Plan und Errichtung von den angesehensten Professoren der Hochschule sorgfältig erwogen worden war. Bereits im November 1560 wurde die neue Anstalt eröffnet. Unter den dafür ernannten ersten drei Lehrern treffen wir Joh. P. Die Stimmen Thomas Erast's und N. Cisner's, des berühmten Polyhistors, der z. Z. als Professor oder Pandekten in Heidelberg wirkte und mit welchem ihn bald die engste Freundschaft verband, werden dabei den Ausschlag gegeben haben. P. zählte jetzt 23 Jahre, war aber nicht der Meinung, etwa auf seinen Lorbeern auszuruhen. Er empfand das Bedürfniß höherer Ausbildung namentlich in den Naturwissenschaften und der Medicin, und wünschte zugleich die Welt zu sehen, so angenehm seine Lage in Heidelberg sich auch gestaltet hatte. Es kam bloß darauf an, daß sich die Mittel fanden, jenes sein Verlangen zu befriedigen. P. Lotichius S. starb, von seinen Schülern und Verehrern tief betrauert, im J. 1560; das innigste Verhältniß zwischen ihm und P. hatte bis zu seinem Tode fortbestanden. Lotichius lebte seit längerer Zeit in enger Freundschaft mit Erasmus Neustetter gen. Stürmer, Domherr von Würzburg und Bamberg und Propst von Comburg am Kocher, in der Nähe von Schwäbisch Hall (s. A. D. B. XXIII, 575), einem bewährten, liberalen Gönner des Humanismus und seiner gelehrten Vertreter, zugleich selbst in hohem Grade gebildet und unterrichtet. Den letzten Brief, den Lotichius an Neustetter richtete, dictirte er von seinem Sterbebett aus seinem Jünger P. in die Feder (13. November 1560), und gab ihm den Auftrag, denselben an den Ort seiner Bestimmung zu besorgen. P. erfüllte diesen Auftrag und übersandte seines Meisters letzte Grüße nebst dem Brief an Neustetter, begleitete aber diese Sendung zugleich mit einer Elegie von seiner Hand auf den Heimgang des unvergeßlichen Freundes. Es steht zu vermuthen, daß P. dem Comburger Propste bereits früher eben durch die Vermittlung des beiderseitigen Freundes nicht ganz fremd geblieben war, gewiß ist aber, daß seitdem sich ein nachhaltiges enges Band zwischen beiden Ueberlebenden knüpfte, und daß Neustetter die Freundschaft, die ihn mit Lotichius verbunden hatte, nun auf dessen Schüler übertrug. Neustetter hatte sich in seinem Tusculum zu Comburg ein höchst behagliches Heim geschaffen, reiche Bücherschätze dort gesammelt und empfing hier seine Freunde mit unbegrenzter Gastfreiheit. P. war von nun an ein gern gesehener Gast in der Propstei am Kocher und weiß uns gelegentlich die Einrichtung derselben und den Aufenthalt daselbst recht anschaulich und anmuthend zu schildern. Was aber das wichtigste war, der edle, mit Glücksgütern gesegnete Mäcen machte es ihm nun möglich, seinen Wunsch, die Welt zu sehen und außerhalb Deutschlands, in Italien und Frankreich voran, die Stätten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, nach welchen sein Herz verlangte, auf längere Zeit zu besuchen, in die Wirklichkeit zu übersetzen. In die Jahre 1563—68 fallen diese seine Reisen, die er in erster Linie dazu benutzte, seine naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Sie führte ihn der Reihe nach nach Padua, Venedig, Bologna, Florenz, Siena, Rom, Monpellier, Paris und endlich nach Valence, wo er im Januar 1567 die Würde eines Doctors der Medicin erlangte. Ueberall suchte er den Unterricht und den Umgang mit den hervorragenden Vertretern vor allen der ihm jetzt zumeist am Herzen liegenden Wissenschaft auf und wurde Dank seiner Kenntnisse und seiner gefälligen Persönlichkeit auf das zuvorkommendste aufgenommen. In Paris machte er u. a. die Bekanntschaft des berühmten Gräcisten Heinrich Stephanus und erhielt dann

die Beziehungen zu ihm auch nach seiner Heimkehr lebendig. Mehrere Male gerieth in diesen Jahren seiner Wanderschaft aber auch sein Leben durch Krankheit oder andere Unfälle in hohe Gefahr; auf der Ueberfahrt nach Frankreich fehlte sogar wenig, daß er mit dem Schiffe, das ihn führte, türkischen Seeräubern in die Hände fiel. In seinen Gedichten, die den Stempel der gleichzeitigen Entstehung an sich tragen, kann man sich über diese seine Reise, seine Abenteuer und Unfälle, die Aufnahme, die er überall fand, den Eifer, mit welchem er die ihm gebotene Gelegenheit, sich weiter auszubilden, ausnützte, am besten selbst unterrichten. Von Frankreich wendete er sich nach Belgien und ließ sich für anderthalb Jahre in Antwerpen nieder, wo er eine ausgiebige ärztliche Praxis ausübte. Es war das die Zeit, in welcher Belgien durch innere heftige Unruhen erschüttert und von den spanischen Truppen als unwillkommenen Gästen heimgesucht war. P. ließ sich von der Gelegenheit verlocken und trat als Feldarzt in die Armee Alba's ein, ohne sich viel um die Natur des Kampfes, dem es galt, zu bekümmern. Sein Ruf als tüchtiger Arzt hatte sich bereits weithin verbreitet, wie auf der andern Seite seine praktische Begabung und sein liebenswürdiger Charakter ihm überall Freunde zugeführt hatten. Aber auch die alten Freunde und Gönner hatten ihn nicht vergessen, am wenigsten der Propst von Comburg, der seit dem Jahre 1564 das wichtige Amt des Domdekans in Würzburg bekleidete. Als es sich darum handelte, hier die Stelle eines fürstbischöflichen Leibarztes, der zugleich in Diensten des Domcapitels stand, neu zu besetzen, erinnerte sich Neustetter seines Schützlings und bot ihm dieses Amt an. P. lehnte nicht ab, obwol sich ihm gerade jetzt die Aussicht eröffnet hatte, in Heidelberg eine lockende Verwendung zu finden. P. ist noch vor 1570 nach Würzburg übergesiedelt. Damit eröffnet sich ein neuer fruchtbarer Abschnitt in seinem Leben; über 15 Jahre, bis zum Jahre 1585, hat er in der fränkischen Metropole zugebracht; er fühlte sich hier rasch heimisch und behaglich; er gehörte offenbar zu den Naturen, die sich überall leicht zurecht finden und Freunde zu erwerben verstehen. Die kirchlichen und confessionellen Gegensätze die die Zeit bewegten, haben ihn offenbar wenig berührt. Er diente in Heidelberg Herren wie Otto Heinrich und Friedrich III., von streng ausgesprochenen protestantischen Grundsätzen, und fand sich in Würzburg zurecht, obwohl hier gerade in den Jahren seines Eintrittes eine exclusiv katholische Richtung, die sein Gönner Erasmus Neustetter freilich nicht theilte, siegreich zur Herrschaft emporstrebte. Im übrigen sei bemerkt, daß P. nach allen, auch nach seinen Aeußerungen in seinen Gedichten zu schließen, ein gutes christliches conservatives Gemüth in sich trug, aber durchaus kein Fanatiker war. Es kann aber auch sein, daß neben seinem verträglichen friedlichen Charakter zugleich seine Tüchtigkeit als Arzt ihm, soweit das nöthig war, jenes Maß der Duldung verschaffte, das einem anderen versagt geblieben wäre. Wie dem nun sein mag, Posthius' Lage in Würzburg gestaltete sich ganz nach seinem Wunsche. Neben seiner dienstlichen Stellung zum Fürstbischof und zum Domcapitel wurde ihm später (1582) auch das Amt des Stadtarztes übertragen; seine Praxis umschrieb einen weiten Kreis und nahm seine volle Thätigkeit in Anspruch, so daß er selbst gelegentlich seinen Geschlechtsnamen mit der Errichtung der „Post“ in Verbindung brachte. Nach dem Genuße einer glücklichen Häuslichkeit hatte er seit langer Zeit gestrebt, und jetzt, wo die äußeren Verhältnisse diesem seinem Wunsche entgegenkamen, beeilte er sich, noch im J. 1570, die Auserwählte seines Herzens heimzuführen. Einem Sohn, der ihm im J. 1582 geboren wurde, gab er den Namen seines Gönners Erasmus N., der die Pathenstelle übernommen hatte. Der Tod des Fürstbischofs Friedrich von Wirsberg (1574) und die Nachfolge Julius Echter's v. Mespelbrunn, änderte an der Stellung Posthius' nichts, so groß und tiefgehend auch die sich freilich langsam

entwickelnden Folgen dieses Wechsels waren. P. wußte sich zu dem neuen Kirchenfürsten aufs beste zu stellen und ein Gedicht, das er an diesen, wohl bald nach seiner Erhöhung richtete, strömt über von huldigender Verehrung und Hingebung, obwohl Erasmus Neustetter bei der Wahl Julius' Nebenbuhler gewesen war und seine Niederlage schwer empfunden hatte. Als Julius zu dem bekannten Reichstag des Jahres 1579 zu Köln einen längeren Aufenthalt nahm, ließ er sich von seinem Leibarzte P. begleiten. Als er den Gedanken der Gründung einer Hochschule faßte und ihn nicht ohne harte Kämpfe mit dem seiner kirchlichen Restaurationspolitik widerstrebenden Domcapitel siegreich durchführte, treffen wir bei der Eröffnungsfeier ausdrücklich auch P. unter den Aerzten, die als „Collegium medicorum“ aufgeführt werden; es läßt sich jedoch nicht nachweisen, daß er jemals unter die activen, lehrenden Mitglieder der Facultät gerechnet worden ist. Auch zu der Familie des Fürstbischofs, namentlich zu dessen Bruder Peter Echter stand P. in nahen Beziehungen. In näheren Verkehr trat er zu dem Domdecan Neidhart von Thüngen, dem späteren Bischof von Bamberg, zu Egenolf von Knöringen, dem späteren Bischof von Augsburg, zu Konrad Dinner, Michael Beuther, Franz Modius u. s. f. Aber auch weit über die nähere Umgebung und ihre Anregungen hinaus reichte sein Auge. Als Kaiser Max II. starb, richtete er an dessen Sohn Kaiser Rudolf II. ein Gedicht, in welchem er dem sterbenden Kaiser für den präsumtiven Nachfolger recht bezeichnende Ermahnungen in den Mund legte, deren Erfolg freilich ein zweifelhafter geblieben ist; Rudolf erwiederte indeß diese Ansprache anerkennend genug, indem er (1577) P. dafür zum poeta laureatus ernannte. Genug, Alles wohl erwogen, durfte P. mit seiner Stellung in Würzburg zufrieden sein, und es ist in seinen Bekenntnissen, wie er sie in seinen Gedichten niedergelegt hat, in der That auch nicht ein Ton des Gegentheils zu entdecken. Gleichwohl ließ er sich im J. 1585 bestimmen, einem Ruf nach Heidelberg als Leibarzt des Administrators Pfalzgraf Johann Kasimir und des unter seiner Vormundschaft stehenden Kurfürsten Friedrich IV. Folge zu leisten. Was P. bestimmt haben mag, einen ihm liebgewordenen Wirkungskreis zu verlassen, läßt sich mehr nur vermuthen. Die erwachende Kraft der Jugenderinnerungen, die Liebe zum Heimathlande, die Achtung vor dem Fürsten der ihn rief, vielleicht auch einige Scheu vor der immer kräftiger auftretenden ausschließlich kirchlichen Richtung in Würzburg u. dgl. mehr mag zusammen gewirkt haben, ihm das Scheiden zu erleichtern. Freilich ließ er seinen Freund und Gönner, Erasmus Neustetter dort in einiger Vereinsamung zurück, doch war ja die begründete Aussicht gegeben, denselben in seinem Lieblingsaufenthalt Comburg so oft er wollte, zu besuchen. So siedelte P. also im Herbst 1585 nach Heidelberg über, fand dort manch' theuren alten Freund wieder, z. B. Paul Schede Melissus, mit dem er s. Z. schon in Würzburg verkehrt hatte, der aber im J. 1576 als Bibliothekar von dem Administrator angestellt wurde und hier so den Schlußpunkt seiner bekannten vielfachen Irrfahrten fand. Johann Kasimir selbst wußte Posthius' Tüchtigkeit zu schätzen und ließ es an Beweisen seiner Achtung nicht fehlen; er zog ihn häufig zu Tische und erfreute sich an seinen belehrenden Gesprächen; zugleich ernannte er ihn zum Lehrer des jungen Kurfürsten in den Naturwissenschaften, und wir wissen, daß unter Gegenständen, in welchen P. den jungen Fürsten unterrichtete, sich auch die Anatomie befand. Der Verkehr mit seinen Freunden war ein höchst heiterer und geselliger, obwohl P. Gewicht darauf legte, stets Maß zu halten und des Guten nicht zu viel zu thun. Zwölf Jahre hat er auf diese Weise in Heidelberg zugebracht; aber die Tage die einem nicht gefallen wollen, sind eben auch für ihn, und zwar ziemlich bald, angebrochen; bei dem von Natur, wie er selbst gelegentlich sagt, nicht rüstigsten, meldeten sich Unpäßlichkeiten an, die jedoch nicht immer als Vorzeichen eines nahen Endes

gelten; das seinige ereilte ihn aber am 24. Juli 1597 zu Mosbach im Odenwalde, wohin bei dem Ausbruch der Pest der Hof geflüchtet war. Sein Leichnam wurde nach später Heidelberg gebracht und im Kirchhofe von St. Peter beerdigt. Posthius' Heimgang wurde allgemein bedauert und es fehlt nicht an erhaltenen Zeugnissen, in welchen seine Freunde und Verehrer ihren Schmerz über seinen Hingang bekundeten. Sein Gönner, Erasmus Neustetter war ihm, hochbetagt, nur drei Jahre früher im Tode vorausgegangen. — Von Posthius' Gedichten besitzen wir zwei Ausgaben („Parerga poëtica“) von seiner eigenen Hand; die erste vom Jahre 1580, die zweite, mit einem 2. Theil vermehrte, vom Jahre 1595. Es sind überwiegend Gelegenheitsgedichte und zeichnen sich durch Leichtigkeit des Verses und der Sprache, sowie durch die Natürlichkeit und Reinheit seiner Empfindungen und den Adel seiner Gesinnung aus; sie verrathen deutlich genug das emsige Studium der römischen Dichter, vor allem Tibull's und Catull's; an poetischem Werth sind sie freilich mit den Gedichten seines Meisters P. Lotichius Secundus nicht zu vergleichen. In das rein gelehrte, humanistische Gebiet fallen seine illustrirten Tetrasticha über das 15. Buch der Metamorphosen Ovids, wobei freilich, wie so oft in solchen Fällen, die hinzugefügte deutsche Uebertragung hinter den lateinischen Versen weit zurückbleibt. In ähnlicher Weise hat P. eine illustrirte Ausgabe der äsopischen Fabeln mit erläuternden Epigrammen begleitet, die er in die 2. Ausgabe seiner Gedichte mit aufgenommen hat. Ein anderes sind seine „Hymni super evangelica Dominicalia“, in deutscher Sprache abgefaßt und seinem Sohne dedicirt. Von medicinischen Schriften werden seine „Observationes anatomicae ad Realdi Colombi anatomiam“ und seine Ausgabe einer lateinischen Uebersetzung des ursprünglich arabisch geschriebenen „Thesaurus sanitatis“ des Isaak Judäus angeführt.

Eine Hauptquelle für die Biographie des Posthius sind seine Gedichte. Außerdem zu vgl. Jan. Jac. Boissardus, Vesuntinus, Icones L. viror illust. II, p. 75 (Ausgabe von 1597), wo sich p. 17 eine poet. Zuschrift von Posthius selbst findet und der also an seiner darin enthaltenen Biographie wohl selbst einigen Antheil hat. — Melchior Adam in seinen Vitae Germanorum Medicorum, 3. Ausgabe, Frankfurt a. M. p. 146—151, wo sich auch über Posthius' Sohn Erasmus P. die nöthigen Notizen finden. Von Adam sind die Angaben bei M. Freher, Abr. Merklinus und Brucker, Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, abhängig. Weiter zu vgl. die Matrikel der Universität Heidelberg (von G. Toepke) 2. Theil S. 1 und das Urkundenbuch der Universität Heidelberg (von Ed. Winkelmann) 2. Bd. p. 124 Nr. 1091. — Außerdem Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg Bd. 1 u. 2. — Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz Bd. 1 u. 2, passim. — Koch, Gesch. d. Kirchenliedes VI, 13. — A. Ruland's Aufsatz über E. Neustetter im 12. Bd. des Archivs des hist. Vereines für Unterfranken und Aschaffenburg. — Endlich des Unterzeichneten Geschichte der Universität Würzburg, Bd. I, p. 79—291 und Bd II, p. 128.

Wegele.

Potgieser: Joachim P., Rechtsgelehrter, aus einer alten Familie Westfalens, geb. am 1. September 1679 zu Dortmund, besuchte die Universitäten Köln, Leipzig und Jena, wurde während des spanischen Successionskrieges bis 1725 an verschiedenen Orten als Auditeur verwendet, lernte die Rechtslehrer der Universität Duisburg Summermann und Everh. Otto kennen, übernahm 1730 zu Dortmund die Stelle eines Rathsherrn, ging in wichtiger Sendung nach Berlin, wo er die Bibliothek für seine wissenschaftlichen Arbeiten benutzte. Als 1734 die Franzosen wieder in das Reich einfielen, konnte er seiner Vaterstadt manche Erleichterung rücksichtlich der Kriegslasten verschaffen, wofür man ihm 1740 die Würde eines Proconsuls und dann die des Bürgermeisters über=

trug; er starb am 27. December 1745 zu Wetzlar. Von seinen Arbeiten fand Beifall die 1707 veröffentlichte Schrift: „De conditione et statu servorum apud Germanos, tam veteri quam novo libri III“, verändert als „Comment. jur. germ. de statu servorum libri V“ zu Lemgo 1736 herausgegeben. Gleiches gilt von der weiteren Schrift „Tractatus de indole et natura pignoris, quoad jus gentium, jura et consuetudines Germaniae.“ Marburg 1722.

Jugler's Beyträge I, 401—409. Teichmann.

Potho oder Botho, angeblich Benedictinermönch von Prießling oder Prüfening bei Regensburg, soll in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gelebt haben. Sein Name scheint zuerst bekannt geworden zu sein durch das Werk des Melker Benedictiners Bernhard Pez: „Venerabilis Agnetis Blanbekin vita et revelationes auctore anonymo ord. fr. minor. . . . Accessit Pothonis presb. et mon. celeberr. monasterii Prunveningensis nunc Priflingensis prope Ratisbonam O. S. B., qui sæculo Chr. XII. claruit, liber de miraculis s. dei genitricis Mariæ . . . Viennæ, Monath, 1731.“ Pez wurde auf ihn als Verfasser oder besser Compilator dieser aus dem 12. Jahrhundert stammenden Legendensammlung geführt durch folgenden Zusatz zur 37. Legende: „Ego scilicet Boto, qui hanc visionem jam senex de S. Maria vidi et quasi de alieno scripsi, plura de ipsa matre misericordiæ et de ejus beneficiis, quæ ante annos quadraginta circa me gerebantur, referre dignum duxi.“ Da sich aber nach Dr. A. Mussafia's umfangreichen Forschungen und Studien dieser Zusatz einzig nur in der Pez vorgelegenen Heiligenkreuzer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, sonst aber in keiner der zahlreichen Handschriften dieser Legendensammlung findet, so glaubt dieser Gelehrte die Veranstaltung der Sammlung dem P. absprechen zu müssen. Von älteren Litterarhistorikern wurde P. auch die „Vita Erminoldi“, des ersten Abtes von Prießling (1114—1121, herausgegeben von Jaffé, MG. SS. XII, p. 480—500) zugeschrieben, allein da dieselbe im ersten Capitel sich als die Arbeit eines ungenannten Prießlinger Mönches, dem erst der 16. Abt Ulrich im J. 1281 die Abfassung aufgetragen, verkündigt, so ist sie P. ebenfalls abzuerkennen. Da endlich P. vielfach nur die Schriften des Mönches Potho von Prüm unterschoben wurden und somit für seine Autorschaft eigentlich nichts mehr erübrigt, so bleibt die Existenz des Prießlinger P. überhaupt ziemlich zweifelhaft. Ant. Weis.

Potho, Mönch und Priester der Abtei Prüm, vielfach (z. B. von Legipont, Hist. rei litt. O. s. Bened. III, 618, Fabricius-Mansi, Bibl. Lat. Flor. 1858, V, 315) irrthümlich identificirt mit dem gleichnamigen Schriftsteller des Klosters Prießling bei Regensburg (s. o.), lebte gleich jenem in der Mitte des 12. Jahrhunderts und schrieb 1152 „De domo Dei“ oder „De statu domus Dei“, eine an Papst Eugen III. gerichtete Abhandlung über die Kirche, sowie eine kleinere „De magno domo sapientiae“. Er war, wie schon Mabillon (Ann. O. s. Bened. Libr. LXXIX Nr. 201) anmerkte, ein Gegner der Einführung des Festes Conceptionis B. M. V., auch soll er die Feste der Trinität und Transfiguration mißbilligt haben. Die genannten Schriften erschienen zu Hagenau 1532, herausgegeben von Joh. Alex. Brassicanus und in der Bibl. Max. PP. Vol. XXI.

Vgl. Marx, Geschichte des Erzstifts Trier, II, 1, S. 301 f.

F. X. Kraus.

Pott: August Friedrich P., am 14. Nov. 1802 im Dorfe Nettelrede bei Münder im Hannöverschen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, † zu Halle a. S. am 5. Juli 1887. Sehr früh verlor er seinen Vater und die Mutter siedelte nun mit ihren vier Kindern nach dem Dorfe Oldendorf bei Elze über. Nach ihrem Tode fand der neunjährige Knabe Aufnahme im Hause des Pastors Lauenstein in

Ahdensen, dem er eine tüchtige Vorbildung für das Gymnasium verdanken sollte. Sprachstudien reizten schon den Knaben, die Classiker las er weit über die Schulpensa hinaus, um für die lateinischen und griechischen Wörterbücher Beispiele zu sammeln. In das Lyceum zu Hannover trat er als Secundaner ein, und Michaelis 1821 bezog er die Universität Göttingen. Er ließ sich als Student der Theologie immatriculiren, besuchte aber mit Vorliebe philologische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Von den Philologen regten ihn besonders Dissen, Otfried Müller und Benecke, dieser durch seine altdeutschen Forschungen, an; Arabisch hörte er bei Tychsen. Nach beendigten Studien, 1825, ward er als Collaborator und Lehrer der Quarta am Gymnasium zu Celle angestellt. Hier fand er Zeit, mit einer Abhandlung „De relationibus, quae praepositionibus in linguis denotantur“, Celle 1827, die Doctorwürde bei der philosophischen Facultät zu Göttingen zu erlangen.

Es steht nicht fest, wann er die ersten Anregungen von Seiten der eben begründeten Sprachwissenschaft empfangen hat, man möchte glauben, es sei dies erst während jener Collaboratur in Celle geschehen. Schon im J. 1827 gab er diese Stellung auf, um in Berlin Bopp's Schüler zu werden. Es war ein kühner Schritt; der unbemittelte Mann opferte eine sichere Gegenwart einer ungewissen Zukunft. Von der Philologie nahm er Abschied auf Lebenszeit; selbst der Zauber der altindischen Litteratur vermochte ihn nicht dauernd zu fesseln, das Sanskrit galt ihm vorab als wichtigste Quelle zum Verständnisse des indogermanischen Sprachstammes. Und auch über diesen strebte sein universal angelegter Geist hinaus; einem Bopp mochte er sich bald gewachsen fühlen, Wilhelm v. Humboldt's überlegene Größe und Tiefe hat er zeitlebens freudig anerkannt, mehr als einmal gegen Zweifler verfochten. Das Humboldt'sche Ideal einer allgemeinen Sprachwissenschaft wurde auch das seine, ihm wußte er auch die Indogermanistik dienstbar zu machen, der er sich fortan zuwandte.

Im J. 1830 habilitirte er sich als Privatdocent für allgemeine Sprachwissenschaft an der Berliner Universität, und schon im J. 1833 konnte er sein erstes epochemachendes Werk, den ersten Band seiner „Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen, mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litauischen und Gothischen“, herausgeben, dem drei Jahre später der zweite Band folgen sollte (Lemgo 1833—36). Es war eine nothwendige, großartige Ergänzung zu Bopp's eben erscheinender Vergleichender Grammatik, und die Anerkennung blieb nicht aus; noch im J. 1833 ward er als außerordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an die Universität zu Halle berufen, 1838 wurde diese Professur in eine ordentliche verwandelt und er hat sie über ein halbes Jahrhundert lang inne gehabt. Der junge Professor hatte seiner burschenschaftlich liberalen Richtung kein Hehl und wurde ein Mitarbeiter der von Ruge und Echtermeyer gegründeten Deutschen Jahrbücher. Seine kräftige Natur mochte ihn dazu drängen, zeitweilig den Studiertisch zu verlassen, um sich an den Tagesfragen zu betheiligen. Praktische Folgen aber hatte dieser Theil seiner publicistischen Thätigkeit zunächst für ihn selbst; denn die preußische Regierung hat sie ihm lange Zeit übel nachgetragen. Sonst war ihm das friedliche Leben eines Gelehrten beschieden und er hat, unterstützt von einem ebenso empfänglichen wie productiven Geiste und einer kräftigen Gesundheit, eine erstaunlich reiche wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet. Außer einer beträchtlichen Reihe selbständiger, zum Theil sehr umfänglicher Bücher und Aufsätze schrieb er für litterarische Zeitschriften zahlreiche gehaltvolle Kritiken; man hat berechnet, daß seine sämmtlichen Werke in die fünfzig starke Octavbände füllen würden. Daneben fand er Zeit für seine botanischen Liebhabereien und für die regelmäßige Lectüre wichtigerer

Tageserscheinungen. Ein glücklicher, behaglicher Hausstand, 1840 gegründet, that das Seine, um den Gelehrten in der freudigen Stimmung zu erhalten, die seinem Schaffen noth that. Kleine Verdrießlichkeiten und Hintansetzungen blieben freilich nicht aus; die üblichen Auszeichnungen von Regierungswegen ließen ungewöhnlich lange auf sich warten, zum Rector der Hochschule, deren Zierde er war, ist er nie gewählt worden, und zeitweise schien es, als würde sein Ruhm durch jüngere, kühnere Fachgenossen verdunkelt. Er hat dies Alles wohl empfunden und sich gelegentlich herb, sogar beißend darüber ausgesprochen. Dauernd aber konnte das seinem köstlichen Humor nichts anhaben, es schien, als würde seine Arbeitslust durch die kleinen Widerwärtigkeiten eher gereizt als gelähmt.

Uebersieht man Pott's Arbeiten der Reihenfolge nach, so wird man vergebens nach einem einheitlichen Arbeitsplane suchen. Die Hauptrichtung freilich wurde durch die etymologischen Forschungen bestimmt; allein für den gewöhnlichen Entwickelungsgang der Gelehrten von der erreichbarsten Vielseitigkeit zu immer sich verengender Vorliebe für eine Specialität war Pott's Natur nicht geschaffen. Der blieb der jugendliche Drang ins Weite bis tief hinein ins Greisenalter, und was die Zeiten Neues brachten, mußte in der Werkstatt dieses Geistes verarbeitet, oft auch in schneidiger Polemik zurückgewiesen werden. Manchmal genügten mittelmäßige Dilettantenversuche, die andere Gelehrte stillschweigend den wissenschaftlichen Curiositäten eingereiht hätten, um den Alten zur Abfassung inhaltschwerer Abhandlungen zu bestimmen. Nächst seinen Büchern soll im Folgenden nur ein Theil der in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlichten Aufsätze aufgezählt werden. Der Indogermanistik gehören außer den etymologischen Forschungen nachfolgende Arbeiten an: „De Lituano-Borussicae in slavicis letticisque linguis principatu". 2 Theile, Halle 1837—41, 4°; der Artikel: „Indogermanischer Sprachstamm", in Ersch und Gruber's Allgem. Encyklop. II, XVIII, S. 1—112, 1840; „Das indogermanische Pronomen" (Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Ges. XXXIII). Sein Werk: „Die Zigeuner in Europa und Asien", in zwei starken Bänden, Halle 1844—45, war wieder eines der epochemachenden. Es behandelt die Sprache der indischen Landstreicher, soweit sie damals bekannt oder von ihm selbst aus Zigeunermunde erlernt war, im großen, vergleichenden Stile. Hieran reihen sich die Aufsätze: „Ueber die Sprache der Zigeuner in Syrien" (Höfer's Zeitschr. I); „Die Zigeuner und ihre Sprache" (Zeitschr. d. d. Morgenl. Ges. III, VII); „Bemerkungen über die Zigeuner in Persien" (das. XI); „Zigeunerisches" (in Gemeinschaft mit Mordtmann bearbeitet, das. XXIV). Das noch wenig bekannte Kurdische behandelte er in Höfer's Zeitschr. II, 2 und dann mit Rödiger zusammen in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. IV, V, VII. Höfer's Zeitschrift III, 1 und 2 enthält auch eine Arbeit von ihm über die romanischen Elemente in der lex Salica.

Von seiner umfassenden Umschau außerhalb des indogermanischen Sprachgebietes legen wohl alle seine Arbeiten Zeugniß ab, und gelegentlich hat er fremde Sprachstämme und ihre Angehörigen zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht. Der Bantufamilie sind vier Aufsätze in der Zeitschr. d. d. Morgenl. Ges. gewidmet: „Ueber das verwandtschaftliche Verhältniß zwischen den Kaffer- und Kongo-Sprachen" (II); „Ueber die Kihiau-Sprache" (VI); „Die Sprachen Südafrikas" (V) und „Sprachen aus Afrikas Innern und Westen" (VIII). Dieselbe Zeitschrift, Band IV, enthält auch eine Arbeit von ihm über „Javanische Sprache und Litteratur", und Band XII eine „Untersuchung über die japanische Sprache in ihren Verhältnissen zu anderen Asiatinnen."

Die etymologische Frage, das heißt die Frage nach den Vorstellungen, welche den Wörtern zu Grunde liegen, erstreckte er auch auf die Eigennamen. Das Ergebniß war sein großes Werk: „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen", Leipzig 1853, 2. Aufl. 1859. Verwandten Inhalts sind die Abhandlungen über „Altpersische Eigennamen" (Zeitschr. d. d. Morgenl. Ges. XIII), „Eigennamen in ihrem Unterschiede von Appellativen und mit der Namengebung verbundener Glaube und Sitte" (das. XXIV), endlich das Schriftchen: „Ueber baskische Familiennamen", Detmold 1875. Die Aufsätze „Ueber die Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff" in Lazarus' und Steinthal's Zeitschr. f. Sprachwiss. Bd. I ff. bilden eine Ergänzung zu seinen etymologischen Forschungen. In diesen werden die Wörter genetisch nach ihrer Herkunft und Bildung, jetzt werden sie synonymisch nach ihren Bedeutungen zusammengestellt, und die Etymologie soll zeigen, wie mannigfaltig der wortschaffende Geist verfahren ist, um derselben Idee Ausdruck zu geben. Schon in Höfer's Zeitschr. II, 1 hatte Pott in diesem Sinne die Namen des Elephanten in verschiedenen Sprachen untersucht, und ähnliche Beiträge lieferte er der Kuhn-Schleicher'schen Zeitschrift. Immer wieder beschäftigte ihn die Frage: Wie stellt sich dieses oder jenes Stück der Welt im Lichte der verschiedenen Sprachen dar? Die etymologischen Forschungen selbst aber bearbeitete er ein zweites Mal in neun starken Bänden unter dem Titel: „Wurzelwörterbuch der indogermanischen Sprachen", Detmold 1859—1876.

Es war Pott's Art, überall wo sich die Gelegenheit dazu bot, die seelischen Mächte und Triebe, die die Sprachbildung beherrschen, durch die verschiedensten Sprachen hindurch zu verfolgen, und in diesem Sinne darf man vielleicht alle seine Werke der allgemeinen Sprachwissenschaft zurechnen. Er hat aber auch eine Reihe besonderer Arbeiten den Grundfragen und den letzten Problemen der Wissenschaft gewidmet. Dahin gehören: „Ueber die Eintheilung der Sprachwissenschaft" (Jahrb. d. freien deutschen Akademie I, 1); „Zur Geschichte und Kritik der sogenannten allgemeinen Grammatik" (Fichte's Zeitschr. f. Philos. 1863); „Die Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft" in Techmer's Zeitschrift hält zunächst Ausschau auf die verschiedenen Aufgaben und Richtungen der Sprachforschung und giebt dann eine familienweise geordnete Uebersicht der Sprachen mit reichen Litteraturnachweisen und gelegentlichen Excursen. Polemisch nach Anlaß und Inhalt sind: „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft" (Zeitschr. d. d. Morgenl. Ges. IX); „Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen v. Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch." Lemgo 1856; „Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen. Nebst Beurtheilung der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen Heinrich v. Ewald's". Lemgo und Detmold 1863; endlich: „Allgemeine Sprachwissenschaft und Carl Abel's Aegyptische Sprachstudien." Leipzig 1886. Von Humboldt's Hauptwerke: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues veranstaltete er eine neue Ausgabe, der er eine fast ebenso umfängliche Abhandlung: „Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft", Berlin 1876, 2. Aufl. das. 1880, vorausschickte.

Humboldt hatte als nächste Aufgabe der allgemeinen Grammatik gefordert, es sollten die verschiedenen grammatischen Kategorieen durch alle Sprachen hindurch verfolgt werden. In diesem Sinne schrieb P. die große Abhandlung: „Grammatisches Geschlecht" in Ersch und Gruber's Allgem. Encyklop. I, XLII;

ferner: „Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Nebst ausführlichen Bemerkungen über die Zahlwörter indogermanischen Stammes und einem Anhange über Fingernamen.“ Halle 1847, und verwandten Inhalts: „Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen“. Halle 1867. Die Frage nach der Classification der Sprachen hat ihn oft beschäftigt; in Band VI der Zeitschr. d. d. Morgenl. Ges. widmet er ihr einen besonderen Aufsatz.

Das uralte Problem: Wie kommt der Laut zur Bedeutung? lag Keinem so nahe wie ihm; aber er sah wohl, wie schwierig, in den meisten Einzelfällen unmöglich die Lösung sei. Darum ergriff er die Aufgabe zunächst an dem faßbarsten Punkte: „Doppelung (Reduplication, Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile.“ Lemgo und Detmold 1862; „Verschiedene Bezeichnung des Perfects und Symbolik“ (Zeitschrift für Völkerpsych. und Sprachw. XV). Auch sein gegen Carl Abel gerichtetes letztes Schriftchen behandelt verwandte Gegenstände; die Lautsymbolik hat ihn Jahrzehnte lang beschäftigt, und während seiner letzten Lebensjahre hat er an einem Werke über diesen Gegenstand gearbeitet.

Pott's kernige Gesundheit erlitt einen ersten Stoß im J. 1877, als eine Lungenentzündung andauernde Kurzathmigkeit zurückließ. Die Last des Alters hat er erst in seinem 83. Jahre empfinden gelernt, da ihm der Tod die treue Lebensgefährtin Elise geb. Ebeling entriß. Die Frische seines Geistes blieb auch dann noch fast ungeschwächt bis tief in seine letzte Krankheit hinein. Anfang Mai 1887 wurde er von einer schweren Bronchitis befallen, die seine Kräfte langsam aufzehrte, und der er zwei Monate später, am 5. Juli, erlag.

Als Begründer der heutigen Sprachwissenschaft pflegt man Franz Bopp, Jacob Grimm, Wilhelm v. Humboldt und P. aufzuführen, — Rask, der sich mit Grimm wohl messen darf, wird nur zu oft übergangen; P. war von Allen der Jüngste, und er ist der, dessen fast allseitiges Wirken sich am schwersten gerecht beurtheilen läßt. Man darf sagen: er vereinigte in sich die Strebensrichtungen seiner älteren Genossen. Die von Rask und Grimm auf beschränkten Gebieten angewandte lautvergleichende Methode hat er zuerst, Bopp ergänzend, auf den indogermanischen Sprachstamm ausgedehnt. Unter allen seinen Verdiensten ist dies das bekannteste und unbestrittenste, es war der Punkt, wo er in die Entwicklung der Indogermanistik eingriff. Ihm aber, der seine mächtigsten Anregungen von Humboldt empfangen, war doch der indogermanische Sprachstamm nichts mehr als eine, als die höchste Entfaltung des allgemein menschlichen Sprachvermögens, und seine Arbeit auf jenem Gebiete nichts weiter als ein Beitrag zur allgemeinen Sprachwissenschaft, in der er recht eigentlich seine Aufgabe erblickte.

Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Das philosophische Jahrhundert hatte auch die Sprache in den Bereich ihrer Speculationen zu ziehen, in sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatiken kühn, oft geistvoll a priori festzustellen versucht, was alles der menschlichen Sprache nöthig und möglich sei. Von den gleichzeitigen polyglottischen Sammelarbeiten Anderer blieb dieses selbstgenügsame Treiben so gut wie unberührt; man meinte aus der Natur der Sache folgern zu können und ahnte nicht, wie sehr man dabei von den muttersprachlichen Anschauungen abhängig war. Dem machte Humboldt ein Ende: Thatsachen lassen sich nicht aus dem Hirne des Denkers herausspinnen, sie wollen draußen in der Welt aufgesucht und gesammelt werden; die allgemeine Grammatik ist freilich ein Problem, das höchste Problem der Sprachwissenschaft; aber die erste Staffel zu seiner Lösung ist eine vergleichende Grammatik aller Sprachen in Rücksicht auf ihren Bau und auf ihre grammatischen Kategorien. Eine solche

Kategorie, den Dualis, hatte Humboldt durch die Sprachenwelt hindurch verfolgt, andere, die Zählmethoden, das grammatische Geschlecht u. s. w. bearbeitete P. Den Satz, daß jede Sprache eine Weltanschauung darstelle, hatte Humboldt, wenn nicht zuerst ausgesprochen, jedenfalls zuerst in tiefsinniger Weise an einzelnen Sprachtypen durchgeführt; er aber richtete sein Absehen in erster Linie auf den Sprachbau, das heißt auf die Grammatik. Unter dem gleichen Gesichtspunkte betrachtete P. den Sprachschatz: nach welchen Merkmalen haben die Dinge, die Vorstellungen und Begriffe, ihre Namen empfangen? Darauf hat die lexikalische Etymologie zu antworten. Etymologisiren heißt zurückführen auf Stämme und Wurzeln. Woher nun diese? Sind die Wurzeln, wie sie nach dem Vorbilde der indischen Grammatiker aufgestellt werden, wirklich die letzten erkennbaren Grundstoffe, oder sind auch sie zum Theile secundäre Gebilde? und dann: wie kommen diese Laute zu dieser Bedeutung? Man begreift, wie gerade Pott's Geist mit seiner erstaunlichen Beweglichkeit und seinem umfassenden lexikalischen Wissen den Reiz solcher Fragen empfand. Man wird aber auch begreifen, warum seine hierauf abzielenden Forschungen nur mit sehr getheiltem Beifalle aufgenommen wurden. Es kam die Zeit, wo die Mehrzahl der Sprachforscher mit Männern wie Humboldt und P. nichts mehr anzufangen wußte.

Freilich, Schulen zu gründen war den Beiden nicht vergönnt, selbst wenn sie es gewollt hätten; denn Universalität und Genialität lassen sich nicht schulmäßig züchten. Die Zeit war da, wo man es lernte, in der Beschränkung Meisterschaft und Meisterrecht zu erringen; statt der menschlichen Sprache in ihrer schwindelerregenden Mannigfaltigkeit wählte man einen einzelnen Sprachstamm, statt auf das freie Walten des sprachbildenden Geistes richtete man sein Augenmerk auf den mechanischen Wandel der Laute. Diese Auffassung der Sprachwissenschaft war der materialistisch-atomistischen Weltanschauung ihrer Zeit verwandt, kein Wunder, daß einzelne ihrer Vertreter bei den Naturforschern collegiale Aufnahme suchten, nachdem sie das Ihrige gethan, um die Sprache zu entgeistigen. Man fühlte sich auf sicherstem Boden. Da schien Alles greifbar und natürlich, und man arbeitete mit einer sauberen Exactheit, die nicht hoch genug zu rühmen ist. Bald aber heischte der speculative Trieb auch hier seine Rechte: wie durch bunte Glasscheiben meinte man hinter den Sprachen der ältesten Schriftdenkmäler die Laute und Formen der indogermanischen Ursprache hindurch schimmern zu sehen, noch ein wenig Abstraction, und alles stand in ungetrübtem Lichte vor Augen, man hörte, wie unsre Altvordern vor vier oder fünf Jahrtausenden geredet hatten, erzählte ihnen ein Märchen in ihrer eigenen Sprache. Damit hielt man sich wenigstens noch innerhalb der Grenzen der eigenen Gemarkung; und wenn das ganze Spiel verfrüht war, so ist nicht zu vergessen, welche Anregungen wir Jüngeren ihm verdanken. Gerade in seiner Kühnheit war es ein heilsames Durchgangsstadium.

Nun aber überschritt man auch die Schranken, die man sich selbst gesteckt. Sprachforscher, die ihre Wissenschaft den Naturwissenschaften zugewiesen hatten, traten als Sprachphilosophen auf, solche, die eben einmal nach flüchtiger Touristenart sich jenseits des heimischen Sprachgebietes umgeschaut hatten, belehrten die Welt über die großen Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft — die genügsame Selbstbeschränkung schien in beschränkte Selbstgenügsamkeit ausarten zu wollen. Andere, bekanntlich selbst der große Bopp, suchten abenteuerliche Verwandtschaften von Sprachstamm zu Sprachstamm, erfanden neue, weitverbreitete Sprachsippen allen Regeln einer gesunden vergleichenden Methode zum Hohne. Auch fremde Mächte trieben ihr Wesen. Jetzt zerrte die Theo-

logie an der Linguistik, jetzt wieder machte der Linguist dieser oder jener naturwissenschaftlichen oder philosophischen Theorie den Hof. Das Alles, wenn es sich mit Geist und Geschmack zu geben wußte, war nun auch wieder sehr anregend und mag unserer Wissenschaft manchen vorzüglichen Rekruten geworben haben.

Pott's ablehnendes Verhalten alledem gegenüber soll man nicht mißdeuten. Es war nicht der Greis, der nicht mitthun kann, sondern der überlegen erfahrene Mann, der aus guten Gründen nicht mitthun will. Auf dem Platze war er wie nur Einer; ihn reizte gerade der Gegensatz und seine Polemik ließ an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Läßt der Stil auf den Mann schließen, so gehörte P. zu den Naturen, die sich öfter von gegebenen Anlässen aus, als nach vorgesteckten Zielen hin zu bewegen scheinen; fremde Meinungen bewogen ihn am ersten zur Darlegung seiner eigenen. Diese in systemmäßigem Zusammenhange vorzutragen hat er schwerlich das Bedürfniß gefühlt, man muß sie zusammenlesen und wird dann selbst ihre innere Einheit entdecken. Dann wird man auch finden, wie oft ihm schon jetzt die Wissenschaft in ihrer Weiterentwickelung Recht gegeben hat. Dem freien Walten des Menschengeistes, das er unermüdlich betonte, trägt heute die Indogermanistik ganz anders Rechnung, als vor zwanzig, dreißig Jahren, und damit hängt es zusammen, daß die wunderliche Einreihung der Sprachwissenschaft in die Naturwissenschaften längst zu den abgethanen Dingen gehört. Ab- und Umwege sind in der Wissenschaft geradezu nothwendig, und wer eine Sackgasse sauber ausgefegt hat, dem soll man sein Theil Verdienst unbestritten lassen. Auch wird man ihm viel leichter gerecht, als jenem genialen Geiste, der ohne Ab- und Umwege vorwärts eilte und die Sackgassen links liegen ließ. Schleicher's Problem der indogermanischen Ursprache ist geblieben, über seine Reconstructionen aber wird heute von seinen Nachfolgern kaum günstiger geurtheilt, als es P. von Anfang an gethan hat. Vorwitzige Versuche, auf unwissenschaftlichem Wege neue Sprachverwandtschaften zu entdecken, werden immer wieder auftauchen; sie haben auch ihren Werth als Beispiele, wie man es nicht machen muß. Der Mühe aber, der sich P. in ernster, gründlicher Polemik unterzogen, sind wir hinfort überhoben; den Uebereifrigen gebe man seine Abhandlung über die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft und etwa den Anti-Kaulen in die Hände:

— — — — Mutato nomine de te
Fabula narratur!

Unter den Männern, die P. hin und wieder gegensätzlich anregten, war wohl der bedeutendste Heinrich Steinthal, gleich ihm einer der wärmsten Verehrer, aber ein weniger unbedingter Anhänger Humboldt's. Die Erklärung dieses schwierigsten unter den sprachwissenschaftlichen Schriftstellern hat dabei viel gewonnen, und gerade bei diesen Erörterungen war P. ausgiebiger in der Entwickelung seiner eigenen sprachphilosophischen Anschauungen, als es scheinen könnte.

Wir müssen hier nochmals auf seinen Stil zu sprechen kommen. Der war unnachahmlich; denn nur ein Mann von solcher Fülle des Wissens, von so sprudelnder Frische des Geistes und von einer solchen Anlage zum springenden Spiele der Gedankenverknüpfungen konnte so schreiben. Nachahmenswerth ist aber seine Schreibweise keineswegs, ungegliedert, athemlos, oft kaum den Plan verrathend, — manchmal hat man das Gefühl, als führe man mit durchgehenden Pferden durch eine farbenreiche Wildniß Jean Paul'schen Geschmackes. Jetzt Citate, von denen man erst hinterdrein erfährt, ob sie die Meinung des Schriftstellers oder ihr Gegentheil ausdrücken sollen; dann wieder mitten auf dem Wege der Erörterungen fahrplanwidriger Aufenthalt mit Ausflügen oft in recht entlegene

Seitenthäler, eingestreute Monographien, die man überall sonst ebensogut suchen könnte, wie gerade hier. Und dies Alles oft in ganz eigenartigen Formen des Satzbaues mit Zwischensätzen und sonstigen Parenthesen oder ausrufartig ohne Verbum. Die Pietät erlaubt es nicht nur, nein, sie gebietet es geradezu, bei diesen formellen Schwächen des großen Mannes zu verweilen, denn sie vor Allem haben seine Wirksamkeit beeinträchtigt. Das Schicksal theilte er mit Humboldt. Muß man aber diesen möglichst in einem Zuge in sich aufzunehmen suchen, so wird P. am besten in kleinen Dosen genossen, die Feder in der Hand; kein besseres Mittel, um den Denker würdigen zu lernen.

Weniger als die meisten Sprachforscher war P. Philolog; sein unermeßliches sprachliches Wissen beruhte mehr auf den Wörterbüchern und Grammatiken, als auf jenen Erfahrungen, die sich nur aus dem lebendigen Verkehre mit den fremden Idiomen schöpfen lassen. Den etymologischen Untersuchungen, die er nun einmal bevorzugte, that dies wohl nur selten Eintrag, es sei denn, daß ihn hin und wieder sein sonst so glänzendes Gedächtniß oder ein mangelhaftes Quellenmaterial täuschte. Seine Lieblingsideen, die Wurzelanalyse und die Lautsymbolik, haben noch wenig Anklang gefunden; doch das will in der jungen, schnellebigen Wissenschaft wenig besagen; universelle Geister wie der seine kommen wohl stückweise zur Geltung im Wechsel der Geschlechter.

Pott's Temperament war überwiegend sanguinisch; das zeigte sich in der Eigenart seiner Arbeiten und nicht minder in seiner äußeren Erscheinung und in seinen Gesprächen. Denen, die ihn persönlich gekannt, ist das Bild eines ideal schönen Greises geblieben, mit gewaltiger, prächtig durchgearbeiteter Denkerstirn, edelem Profile, hellen, leuchtenden Augen unter buschigen weißen Brauen. Das war ein immer sprechendes Gesicht, manchmal mit dem bezaubernden Ausdrucke kindlicher Schalkhaftigkeit. Rasche Bewegungen, schnelle, lebhaft betonte Rede, geistsprudelnd und springend ganz wie der Pott'sche Stil, ein augenblickliches unverhohlenes Entzücken über das Neue: Alles deutete auf einen Geist von erstaunlicher Beweglichkeit im Empfangen sowol wie im Reagiren und Erzeugen. Von der gemüthlichen Wärme und Frische des seltenen Mannes aber wissen Alle zu reden, die das Glück hatten, ihm freundschaftlich näher zu treten.

Georg von der Gabelentz.

Pott: David Julius P., geb. zu Nettelrede in Hannover am 10. Oct. 1760, ward 1783 Repetent zu Göttingen, 1786 Privatdocent daselbst, 1787 außerordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, 1788 ordentlicher Professor daselbst, 1810 Dr. theol., Professor und Consistorialrath zu Göttingen, † daselbst am 18. October 1838 (Winer, Hdb. d. theol. Lit. Bd. 2. S. 714). Aus seinen Arbeiten zum A. T. sei erwähnt die Abhandlung „de consilio Mosis in transscribendo documento illo quod Gen. 2 et 3 ante oculos habuisse videtur“ 1789, in welcher er eine allerdings völlig haltlose Hypothese von einem Auszuge vorträgt, welchen Mose in jenen Capiteln aus den ihm vorliegen Documenten gemacht habe. Näheres s. bei Eichhorn, allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 2 S. 708 bis 714. — Besser und auch heute noch nicht überflüssig der Verblendung zahlreicher theologischer Kreise gegenüber ist seine Schrift: „Moses und David keine Geologen“ 1799, in welcher er einem damaligen Versuche zwischen Gen. c. 1 und der modernen Geologie Harmonie herzustellen mit Recht als einem sinnlosen Unternehmen entgegentrat und im Anschluß an Herder und des weiteren an Gabler's Abhandlung über die mosaische Schöpfungsgeschichte (bei Eichhorn a. a. O. Bd. 7 S. 312—319) darthat, daß der Zweck bei der mosaischen Darstellung des Schöpfungsvorgangs die Empfehlung des Sabbats sei (vgl. hiezu Eichhorn a. a. O. Bd. 10 S. 177—188. Diestel, Gesch. des A. T.'s. S. 725, 726). — Außerdem betheiligte er sich bei dem Koppe'schen Commentarienwerk zum

N. T. (vgl. über dasselbe Fuhrmann, Hdb. d. theol. Lit. Bd. 2 Thl. 1. S. 258 bis 261). P. bearbeitete darin Vol. 9, fasc. 1. den Brief Jacobi 1786. 2. Aufl. 1799; fasc. 2 die Briefe Petri 1790 (s. die Titel bei Winer, Hdb. d. theol. Lit. Bd. 1 S. 235, 236). Die zeitgenössische Kritik hob an diesen Arbeiten lobend die philologische Akribie hervor (s. Eichhorn a. a. O. Bd. 1 S. 312 bis 332, Bd. 3. S. 519—536). — Seine „dissertatio de natura atque indole orationis montanae", 1788, über welche Eichhorn a. a. O. Bd. 2 S. 351—355 zu vergleichen, bewegt sich natürlich innerhalb einer veralteten Kritik. — Sonst schrieb er noch einen Commentar über 1 Cor. 11, 10, 1831. 1834, s. d. Titel bei Winer a. a. O. Bd. 1 S. 260. — Andere jetzt werthlose Schriften findet man bei Winer a. a. O. Bd. 1 S. 494, Bd. 2 S. 93 angezeigt. — Außerdem aber wäre seine redactionelle Thätigkeit bei einer damals angesehenen periodischen Zeitschrift zu verzeichnen, welche er unter dem Titel „Sylloge commentationum" 1800—1807, anfangs mit S. A. Ruperti zusammen, dann von Bd. 3—8 allein herausgab. Ueber werthvollere Aufsätze aus dieser Sammlung vgl. Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung Bd. 4 S. 83, Eichhorn Einl. in d. A. T. Bd. 1 S. 246 Anm. n. C. Siegfried.

Pott: Johann Heinrich P., Chemiker. Geb. 1692 zu Halberstadt, studirte er zunächst in Halle Theologie, ging aber dann zur Medicin und zur Chemie über, wozu er namentlich durch den damals als Professor wirkenden berühmten Chemiker Stahl veranlaßt wurde, dessen Lehre (Phlogistentheorie) er auch bis zum Ende seines Lebens (1777) treu blieb. P. ließ sich später in Berlin nieder, wo er Mitglied der Akademie und nach Neumann's Tod (1737) dessen Nachfolger in der Professur der Chemie an der medicinisch-chirurgischen Bildungsanstalt wurde. Durch wissenschaftliche Streitigkeiten mit seinen Collegen an der Berliner Akademie wurde ihm der letzte Theil seines Lebens sehr verbittert. Er zog sich schließlich von der Akademie gänzlich zurück, da dort seine Gegner das Uebergewicht hatten. P. ist namentlich durch eine Reihe von Schriften bekannt, welche mit einer für die damalige Zeit seltenen Klarheit und Wahrheitstreue, die von ihm und von Anderen gesammelten Erfahrungen aus dem Gebiete der Chemie zusammenstellen und beschreiben. Dahin gehörten vorzüglich seine 1739 und 1741 erschienenen „Collectiones observationum et animadversionum chymicarum", welche sich namentlich mit der Untersuchung der Metalle beschäftigen, ferner „Chemische Untersuchungen, welche fürnehmlich von der Lithogeognosia oder Erkenntniß und Bearbeitung der gemeinen einfacheren Steine und Erden, ingleichen von Feuer und Licht handeln". In diesem Werk hat er seine zahlreichen Versuche zur Erforschung der Natur des Porzellans, die er im Auftrag des preußischen Königs ausführte, niedergelegt. Seine in der Berliner Akademie veröffentlichten Abhandlungen 1727—1753 hat er später gesammelt unter dem Titel „Exercitationes chymicae" herausgegeben. Diese enthalten eine Reihe von Beobachtungen aus den verschiedensten Gebieten der Chemie, die aber nur wenig bemerkenswerthes Neues und Wichtiges enthalten. Von solchen seien übrigens hier die folgenden hervorgehoben: er hat zuerst mit Bestimmtheit die Bernsteinsäure als eine besondere, den Pflanzen- und Fruchtsäuren nahestehende Säure erkannt, er hat ferner erkannt, daß der Braunstein kein Eisen enthält, ohne aber das Mangan zu entdecken, was hauptsächlich dadurch zu erklären ist, daß er nur auf „trocknem Wege" seine Untersuchungen ausführte. Wir verdanken ihm ferner eine nähere Beschreibung und Untersuchung des Wismuths. Schließlich mögen hier noch seine polemischen Schriften Erwähnung finden, die er mit den „Animadversiones physico-medicae circa varias hypotheses et experimenta Dr. Elleri" eröffnete.

Kopp, Geschichte der Chemie. Ladenburg.

Potter: Dirk P., holländischer Dichter. Aus edlem Geschlecht entsprossen, war er von 1402 bis zu seinem Tod (30. April 1428) Geheimschreiber erst bei Wilhelm VI. von Holland (bis 1417), dann bei dessen Tochter Jacobäa, seit 1420 aber im Dienst ihres Oheims und Gegners, Jan van Beijeren, zuletzt in dem Philipps von Burgund. Bis 1409 war er auch baelju (Amtmann) im Haag gewesen, dann aber als Gesandter in das hooghe rijck (Oberdeutschland) und selbst bis Rom gekommen, wo er auch 1412 sich befand. Eine Erscheinung der Göttin Venus in Rom 1409 veranlaßte ihn, wie er erzählt, Der Minnen Loep zu dichten, „der Minne Lauf“, wie wir sagen „der Welt Lauf“. Er gibt auch an, daß er für eine Frau dichte und daß er über 40 Jahre alt sei. Am Schluße steht sein Name im Akrostichon. Das Gedicht zerfällt in 4 Bücher: das erste handelt von der thörichten, das zweite von der reinen, guten Minne, das dritte von der unerlaubten, das vierte von der erlaubten (Ehe). Seltsam mischen sich ritterlich-freie Ansichten mit bürgerlich-ehrbaren. Die Ehe preist der Dichter gegen die Angriffe der Geistlichen. Die vier Stufen der Minne (Straße, Garten, Zimmer, Bett) erinnern an die Allegorien des roman de la rose. Auch mit andern mittelalterlichen Dichtungen zeigt sich P. vertraut (von deutschen citirt er Neidhard v. Reuental, den Titurel, Amelie und Willem v. Brabant); aber weit überwiegend benutzt er Ovid's Heroiden und Metamorphosen. Die Erzählungen, die als Beispiele dienen, nehmen den größten Raum ein. Sie zeigen viel Geschick, aber uns ziehn noch mehr die volksthümlichen Wendungen an, welche der Dichter in seine Lehren einflicht. Die Sprache ist hochdeutsch gefärbt, eine Folge der Regierung bairischer Fürsten in Holland.

Ausgabe von Leendertz, 3 Bde. Leiden 1845—47 (Werken uitg. door de Vereeniging van oude nl. Lk.). Martin.

Potter: Paulus P., der berühmteste Thiermaler Hollands, geb. in Enkhuyzen 1625, † in Amsterdam 1654. Sein Vater, Pieter, war Historien- und Landschaftsmaler; man hat sich gewöhnt, ihn für einen mittelmäßigen Maler zu halten, aber die Vanitas der Galerie Suermondt (1636), sowie die Blätter, die P. Nolpe nach seinen Compositionen radirt hat, namentlich der große Fries mit der Cavalcade lassen gerade kein geringes Talent bei ihm voraussetzen. Unter den Augen seines Vaters wird Paul die ersten Uebungen in der Kunst begonnen haben. Man hat ihm zwei holländische Künstler zu Lehrern geben wollen, Albert Klomp und D. R. Camphuyzen, die Thierstücke gemalt haben. Doch ist man im Zweifel darüber, ob sie im Stande waren, P. zu beeinflussen oder ob sie nicht vielmehr selbst dessen Nachahmer waren. Wahrscheinlicher klingt die Annahme v. Wurzbach's, daß der Radirer C. C. Blecker auf P. Einfluß geübt hat, ein Künstler, der mit rücksichtsloser Naturtreue eine wunderbare Sicherheit in der Führung der Radirnadel vereinte. Das Meiste dürfte freilich das Studium der Natur selbst gethan haben, das dem angebornen Talente zu Hilfe kam. Gelegenheit zu einem solchen Studium fand sich leicht, da die Triften Holland's die herrlichsten Modelle dem Auge Potter's vorführten. P. war ein frühreifes Talent. Die schöne Radirung: „der Hirte“, ist vom Jahre 1644, von demselben Jahre das Bild mit der Kuhweide in Kassel. Der Künstler war damals erst 18 Jahre alt! — Seit 1631 wohnte P. in Amsterdam, wo sein Vater das Bürgerrecht gekauft hatte. Später zog er nach Delft, wo er am 6. August 1446 in die Lucasgilde aufgenommen wurde; blieb aber nur drei Jahre daselbst; im J. 1649 siedelte er nach dem Haag über, wo er ebenfalls in die Gilde Aufnahme fand und im Hause des Malers van Goyen wohnte. Hier hat er sich mit der Tochter seines Nachbarn, des Bauunternehmers Balckeneynde verheirathet. Bei seiner vollendeten Kunstweise erlangte er bald einen Namen und Ruhm. Man schätzte an seinen Bildern nicht allein die Composition und Farbe, sondern auch

die tadellose Natürlichkeit; denn wie kein anderer Thiermaler wußte er die anatomische und psychologische Natur seiner Geschöpfe getreu wiederzugeben. Graf Johann Moritz v. Nassau schätzte ihn hoch, besuchte ihn auch oft in seiner Werkstätte, nicht minder die reichen Kunstliebhaber der Stadt. Auch Amalia v. Solms gehörte zu seinen Bewunderern und machte Bestellungen auf seine Bilder. Für diese Prinzessin malte er das große Bild mit Kühen, Pferden, Schafen und menschlichen Figuren, doch wurde das Bild angeblich zurückgewiesen, weil sich eine Kuh gar zu ungezwungen und natürlich beträgt. Nach verschiedenen Schicksalen kaufte der russische Kaiser das Bild 1815 um 190 000 frcs. Es befindet sich jetzt in der Eremitage zu Petersburg. — Auch im Haag blieb P. nicht, sondern kehrte (1652) nach Amsterdam zurück, wo er mit unglaublichem Fleiße arbeitete. In den Jahren 1652 und 1653 entstanden seine meisten Bilder. Dr. Tulp war sein Freund und Beschützer. Dieser hatte den Künstler bewogen, nach Amsterdam zu kommen; für ihn malte der Künstler sehr viele Bilder. Barth. van der Helst hat uns in seinem „Bankett der Civilgarde" des Künstlers Bildniß erhalten. Ein melancholischer Zug breitet sich über sein sympathisches Gesicht aus. Ist es das Vorgefühl seines nahen Todes, das Bedauern darüber, in dem besten Mannesalter gezwungen zu werden, seine heißgeliebte Kunst verlassen zu müssen? Wahrscheinlich entstand das Portrait auf dem großen Gemälde bereits im Laufe des Jahres 1653, das Bild selbst ist 1654 datirt. Im letzteren Jahre starb schon der Künstler und zwar im Monat Januar, denn am 17. dieses Monats wurde er begraben. Es ist erstaunlich, welch' große Menge von hervorragenden Kunstwerken P. in der kurzen Lebenszeit geschaffen hat. Man zählt allein über hundert Gemälde seiner Hand, die in den Museen Europas zerstreut sind. Es ist nicht möglich, hier alle einzeln aufzuzählen und es muß eine kurze Uebersicht genügen. Amsterdam besitzt in seinem Museum fünf Bilder von ihm, darunter Hauptwerke, wie Orpheus, der die wilden Thiere bezähmt (1650) und der Hirt mit der Heerde (1651). Dazu kommen mehrere Meisterstücke in den Privatsammlungen van der Hoop, Six, van Loon u. a. Im Haag ist der berühmte junge Stier (1647) und zwei andere Bilder. In England befinden sich viele Bilder, sowohl im königl. Besitz wie auf den Landsitzen der Großen. Im Louvre begegnen wir drei Gemälden, darunter einer Kuhweide vom Jahre 1652. In Deutschland sind es die Museen von München, Kassel, Gotha, Schwerin, Dresden, die kostbare Meisterwerke besitzen, auch das Belvedere in Wien, die Sammlungen der Grafen Harrach und Czernin weisen einzelne Werke Potter's auf. Die meisten Bilder desselben findet man aber in der Eremitage in Petersburg, elf Stück, darunter das oben erwähnte mit der pissenden Kuh. Neben diesen Gemälden, deren Schaffen allein zwei Menschenleben ausfüllen könnte, müssen wir noch seiner gezeichneten Studien gedenken, die in vier Bänden gesammelt, einen unvergleichlichen Schatz des Berliner Kupferstichcabinets bilden. Schließlich sind auch noch die Radirungen des Künstlers zu erwähnen, die sich stets einer besonderen Werthschätzung von Seite der Kunstsammler zu erfreuen hatten. Es sind nur 19 Blätter, die der fleißige Künstler radirt hat, aber jedes ist für sich ein vollendetes Kunstwerk. Wie naturwahr sind die einzelnen Thiere der Folge von acht Blättern aufgefaßt, nicht minder die fünf Pferde, die sehr theuer bezahlt werden. Von diesen kennt man allein fünferlei Copien. Hauptblätter, fertige Gemälde vorstellend, sind „der Kuhhirt" und „der Schäfer", zu den größten Seltenheiten gehört das kleine Blättchen mit dem Kuhkopf und der Affe Zabucaia. Daß ein solcher Meister, wie P., auch viele Kupferstecher zur Nachbildung seiner Compositionen bewog, ist leicht zu begreifen. Bartolozzi, A. Bartsch, namentlich M. de Bye, der fast nur Potter's Zeichnungen sich zum Vorwurf wählte, ferner Cootwijck, Couché, J. Kobell, Masquelier, van Os,

Prestel, Tischbein, Unger, Weisbrod und viele mehr haben des Meisters Kunst in die weitesten Kreise getragen.

s. Houbraken. — R. van Eynden. — Kramm. — Immerzeel. — Westerheene, Monographie, 1867. Wessely.

Pottgießer: Johann Wilhelm P., Maler, geb. zu Köln am 11. Octbr. 1637, † daselbst gegen Ende des Jahrhunderts. Er war ein Sohn des Malers Dieterich P. und wurde am 7. Februar 1656 in die Register der Malerzunft als Meister eingeschrieben. 1683, zur Zeit des Gülich'schen Aufruhrs, saß er im Rath der Stadt. P. war ein tüchtiger Maler, der sowohl in historischen Aufgaben wie im Bildnißfache Vortreffliches leistete. Die meisten Pfarr- und Klosterkirchen Köln's besaßen Altargemälde von ihm, und auch heutigen Tages hat sich noch manches in den bestehen gebliebenen Kirchen erhalten, in St. Maria im Capitol, Maria in der Schnurgasse, St. Aposteln, St. Peter u. a. Im städtischen Museum ist er mehrfach vertreten. Ein Hauptvorzug seiner Bilder ist die seltene Plastik, welche er ihnen zu geben verstand. Sein Colorit ist gewöhnlich etwas kalt. Seine Gemälde werden nur zu häufig andern, berühmteren Meistern beigelegt, da er sie nie mit seinem Namen bezeichnete. Man verwechselt ihn mit Merighi-Caravaggio, mit Jordaens, ja sogar mit Guido Reni, und in der That fehlt es gemeiniglich nicht an Annäherung und Würdigkeit. J. G. Huck hat ein Schwarzkunstblatt nach ihm gestochen, The good Mother betitelt, wovon das Gemälde sich 1787 in der Sammlung des Hofraths v. Otten in Kaiserswerth befand. Eine junge Mutter ist mit der Pflege rasch aufeinander gefolgter kleiner Kinder beschäftigt; der Vater leistet ihr Beihilfe, fährt aber mit der einen Hand sich in die Haare, um den Druck der Nahrungssorgen zu erkennen zu geben. Vielleicht ein Einblick in des Künstlers eigene Häuslichkeit!

J. J. Merlo.

Pouchenius: Levin P., Professor der Theologie und Oberhofprediger zu Königsberg i. Pr., geb. am 26. October 1594 zu Königsberg, wo sein Vater Dompfarrer war, studirte Philosophie und Theologie zunächst in seiner Vaterstadt, dann fünf Jahre in Wittenberg, wo er 1620 Magister wurde. Heimgekehrt wurde er 1621 außerordentlicher Professor der Metaphysik, 1622 adjungirter, seit 1631 wirklicher Hofprediger, 1626 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, daneben zeitweise Professor der hebräischen Sprache, 1640 Professor der Theologie. Er ist der Erste, welcher von der Königsberger Universität, deren Recht zur Creirung von Doctoren der Theologie, Jurisprudenz und Medicin bei den zur Zeit ihrer Gründung obwaltenden eigenthümlichen Verhältnissen zweifelhaft geblieben war, zum Doctor der Theologie (am 14. März 1640) creirt worden ist. Im J. 1645 hielt P. die Jubelpredigt bei der Säcularfeier der Königsberger Universität. In demselben Jahre, wurde er mit den Theologen D. Behm und D. Dreyer als Vertreter Königsbergs zum colloquium charitativum nach Thorn entsendet. Im Latermann'schen Streit stand er auf Latermann's Seite, dem er in Thorn persönlich nahe getreten war. Als demselben Synergismus vorgeworfen wurde, ließ er sich, nachdem die von auswärtigen Universitäten eingeholten Gutachten eingegangen waren, zu einer Art Widerruf und Abbitte gegen seinen Collegen Myslenta bestimmen. Nach der Emeritirung D. Behms im J. 1647 wurde P. Oberhofprediger, doch hat er dies Amt nur drei Monate verwaltet. Er starb, nur sechs Tage nach seinem emeritirten Vorgänger, am 4. Mai 1648. Sein College D. Dreyer hat ihm die Leichenpredigt gehalten, der Rector der Universität den honor exequialis verfaßt, in welchem ihm Schlangenklugheit und Taubeneinfalt nachgerühmt wird. Eine große Zahl Trauergedichte nach der

Sitte der Zeit findet sich Tom. programm. funebrium ab an. 1642—1649 in der Universitätsbibl. zu Königsberg.

Schriften: „De usu Philosophiae in Theologia“; „de pia et vera philos. rationes“; „Trias errorum ponteficiorum“, 1635. — Gedruckte Predigten: „Christl. Einführungspredigt aus Joh. 1, 19. 5“ Königsberg 1639 in 4; „Buß- und Trostpredigt bei der fürstl. Leiche Herrn Sigismundi, Markgrafen zu Brandenburg“ 1642 in 4; „Leichpredigt über den Todesfall der — Frauen Annae Mariae Truchsessin“ 1645 in 4. Nach seinem Tode herausgegeben: „Geist- und trostreiche Auslegung aller Episteln durchs ganze Jahr“; „Commentarius in Joelem, scholastice et homiletice explicatus“; „Methodus concionandi“; „Explicationes sacrae super historiam Passionis Jesu Christi“: sämmtlich Königsberg 1649. — Eine Zahl andrer Schriften und Disputationen des P. in Arnoldt's Historie der Königsberger Universität II, S. 199, doch sind unter denselben mehrere Disputationen, welche nur „praeside Pouchenio“ abgehalten worden sind, so: de Protevangelio, de normali Augustanae confessionis principio, de anima separata.

Vgl. Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie S. 618. — Witten, Memoriae Theolog. I, S. 693. — Colbe, Presbyterologia Regiomontana. 1657.

Carl Alf. v. Hase.

Pourbus: Pieter P., Historienmaler, geb. zu Gouda in Holland; das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, auch von seinen Lebensverhältnissen weiß man nicht viel. In früher Jugend kam er nach Brügge, wo er 1543 in die Lucasgilde aufgenommen wurde; ebenda heirathete er die Tochter des berühmten Malers Lancelot Blondeel. Zu seinen Hauptwerken gehört der Bildercyclus in der Kathedrale Gouda aus dem Leben des hl. Hubert. In Brügge befinden sich zwei vortreffliche Bildnisse seiner Hand. Im Bildniß war er hervorragender als in der Heiligenhistorie, da er in letzterer noch von alter Weise befangen war. Auch Wien besitzt drei Bildnisse unbekannter Persönlichkeiten. Vorzüglich sind auch zwei kleine Büsten in einem Rahmen, der Gräfinnen Egmont und Hoorn, in Trauerkleidern. Die meisten Werke des Meisters sind in Brügge zu sehen, in der Notre-Damekirche. Er wird auch als tüchtiger Geometer gerühmt. Zu seinen letzten Arbeiten gehört das Portrait des Herzogs von Anjou, das er in Antwerpen malte. Er starb in Brügge am 30. Januar 1584. Der nachfolgende Künstler, Franz, ist sein Sohn und Schüler.

Immerzeel. — van Mander. — Kramm. — Michiels. W.

Franz P. der ältere, berühmter Historien- und Bildnißmaler, geb. in Brügge 1545. Den ersten Kunstunterricht erhielt er im Atelier seines Vaters, später zog er nach Antwerpen, wo er bei Franz Floris sich weiter ausbildete. Letzterer nannte den jungen Künstler seinen besten Schüler. Das Meisterrecht erwarb er 1569 und wurde in die Lucasgilde aufgenommen. Wie Viele seiner Landsleute wollte er auch Italien besuchen, doch kam es nicht dazu, da er sich in die schöne Tochter des Architekten Cornelis Floris, des Bruders seines Lehrers, verliebte und sie heirathete. Diese hielt ihn im Vaterlande zurück. Van Mander nennt verschiedene Bilder von ihm, die sich sonst in Brügge, Gent, Audenaerde befanden, die aber jetzt verschollen sind. Sein Hauptwerk ist das Bild in der St. Bavonkirche zu Gent, ein Triptychon, das Christum in der Mitte von Schriftgelehrten darstellt. Im Vordergrunde bemerkt man Karl V., Philipp II., den Künstler selbst und den Donator Viglius Aytta, der das Bild für seine Grabcapelle malen ließ. Auf den Flügeln des Altarwerkes sieht man links die Beschneidung und rechts die Taufe Christi. Wie die Inschrift besagt, ist das Werk 1571 entstanden. In der Seminarcapelle zu Mecheln befinden sich zwei Flügel,

deren Mittelbild verloren ging. Sie stellen die Verkündigung und die Darstellung im Tempel dar. Unter den Zuschauern, die auf letzterem Bilde zu sehen sind, hat sich der Maler selbst auch angebracht, gleichsam um das Bild als sein Werk zu beglaubigen. Die Kirche St. Martin zu Courtrai besitzt von seiner Hand eine Sendung des h. Geistes, ein effectvoll gemaltes Bild. Der gewölbte Saal ist düster gehalten und die Personen sind von den feurigen Zungen schattenlos erleuchtet. Im Museum zu Brüssel sieht man den h. Matthäus, der im Begriff das Evangelium zu schreiben, sich nach dem Engel umwendet, und auf dessen Offenbarungen horcht. Obgleich P. durch die genannten Bilder sich als trefflichen Meister kirchlicher Bilder kennzeichnet, so ist er doch als Bildnißmaler noch höher zu schätzen. Wien besitzt im Belvedere das Bildniß eines Ritters von Calatrava und das einer jungen Dame. Die Namen der Dargestellten sind leider unbekannt, wie auch von den männlichen Bildnissen, die sich in der Eremitage in Petersburg, in Kopenhagen und in Braunschweig (vom Jahre 1575) befinden. Von Bildnissen bekannter Persönlichkeiten besitzt das Johanneshospital zu Brügge zwei, das Bildniß des Nic. van Nieuwenhove und des van Brakele, Brüssel jenes von J. van der Gheenste in spanischer Tracht, vom Jahre 1573. Ein schönes jugendliches Damenbildniß in Amsterdam soll die Königin Elisabeth von England vorstellen, was jedoch zu bezweifeln ist. In der medicinischen Facultät zu Paris sieht man das ausdrucksvolle Bildniß des Ambroise Paré, des Arztes Karl's IX., vom Jahre 1570. Als Bildnißmaler ist P. deßhalb für die Kunstgeschichte wichtig, weil er mit diesem Kunstzweig den Weg bahnte, auf dem Rubens und van Dyck ihre Triumphe gefeiert haben. P. war auch Fahnenträger der Antwerpner Bürgerwache. In diesem Amte zog er sich eine Erkältung zu, die Ursache seines Todes war. Van Mander läßt ihn 1580 sterben; diese Angabe ist nicht richtig, er starb am 19. September 1581.

Van Mander. — Immerzeel. — Kramm. — Michiels. W.

F r a n z P. der jüngere, Historien- und berühmter Bildnißmaler, Sohn des Vorhergehenden, geb. in Antwerpen 1570. Da er beim Tode sein Vaters erst 11 Jahre alt war, so dürfte er dessen Schüler nicht gewesen sein; doch erbte er von demselben eine ausgesprochene Vorliebe für das Bildniß. Sein Lehrer ist nicht bekannt, im J. 1591 wurde er als Meister in die Lucasgilde aufgenommen. Als Erzherzog Albrecht und Isabella nach den Niederlanden kamen, wurde P. für dieselben, und zwar zu ihrer Zufriedenheit beschäftigt. Was er für sie malte, ist unbekannt. In dieser Zeit hielt sich in Brüssel Vincenz Gonzaga, Herzog von Mantua auf, der neben Vergnügungen aller Art auch die Künste liebte. Dieser fand Gefallen an dem jungen Künstler und beredete ihn, nach Italien an seinen Hof zu ziehen. Ende August 1600 kam P. nach Mantua, wo er das herzogliche Paar malte. Außerdem sollte er für den Herzog eine Galerie weiblicher Schönheiten ausführen. In Folge dessen mußte der Maler verschiedene Reisen machen; so 1603 nach Turin, um da zwei Prinzessinnen-Bräute zu malen, dann 1607 nach Neapel, wo der Herzog eine schöne Frau entdeckte, deren Bild er in seiner Schönheiten-Galerie nicht missen wollte. P. begleitete dann den Herzog nach Lothringen, wo dessen Tochter den Herzog von Bar heirathete. Der Künstler portraitirte hier viele Schönheiten des Adels. Dann kam er mit dem Herzog nach Paris, wo eines seiner Hauptwerke entstand, das Bildniß Heinrich's IV. in ganzer Figur, jetzt eine Zierde des Louvre. Maria de Medicis beredete den Herzog, ihren Schwager, daß er ihr den Maler überließ. P. blieb also in Paris, malte den König noch einmal in Rüstung, im J. 1610, also kurz vor dessen Ermordung. Auch die Königin saß dem Künstler, einmal ohne und einmal in Trauerkleidern. Letzteres befindet sich im Museum zu Valenciennes. Hier sind

noch zwei Bildnißwerke unseres Meisters, die zu seinen besten Arbeiten gehören, das Portrait der Dorothea de Croy im Brautanzug und das Bild mit den Bildnissen ihrer beiden Kinder. Dieses letztere dürfte etwa 13 Jahre später, als das der Mutter entstanden sein. P. hatte noch öfter Wiederholungen der Bildnisse von Heinrich IV. und Maria de Medicis ausgeführt; man trifft sie in verschiedenen Sammlungen an. Im Belvedere befindet sich ein Damenbildniß in reichem Costüm, in den Uffizien zu Florenz das Portrait des Bildhauers Francavilla. Für das Pariser Rathhaus malte er zwei große Wandbilder: „Die Vorsteher der Kaufmannsgilde huldigen dem unmündigen Ludwig XIII." und „Proclamation der Mündigkeit desselben". Sie sind in der Revolution zu Grunde gegangen. Auch einige Altarbilder hat der Meister gemalt. Ein Abendmahl Christi, vom Jahre 1618, befindet sich jetzt im Louvre. Sein Vaterland hat er nicht wieder gesehen, er starb in Paris 1622. Obwohl fast die ganze Lebenszeit in der Fremde lebend, bewahrte er doch treu den vlämischen Accent in seiner Kunst. Auf die französische Bildnißmalerei hat er einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt.

Immerzeel. — Kramm. — Michiels. Wessely.

Pourtalès: Graf Albert v. P., preußischer Diplomat, geb. am 10. September 1812, † am 18. December 1861, stammt aus einer ursprünglich bürgerlichen, protestantischen, im südlichen Frankreich und, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, in der Schweiz ansässig gewesenen Familie. Sein Vorfahr, der Kaufmann Jeremias P. wurde am 9. Februar 1750 von Friedrich dem Großen geadelt und dessen Sohn Jacob Ludwig, der sich zu Neuenburg niederließ, ward der Schöpfer des bedeutenden, die Familie P. heute noch auszeichnenden Vermögens. Friedrich Wilhelm III. erhob die drei Söhne Jacob Ludwigs in den Grafenstand. Der dritte Sohn, Graf Friedrich v. P., preußischer Wirklicher Geheimrath und Oberceremonienmeister, war der Vater Albrechts und ließ seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Graf Albert trat frühzeitig in die diplomatische Laufbahn und war theils bei auswärtigen Missionen, theils im preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten thätig.

1850 war er Gesandter in Constantinopel. Er stand dort in lebhaftem Briefwechsel mit Bunsen und schrieb ihm unter anderem am 24. Februar den nachstehenden, für ihn und die damaligen Zustände höchst charakteristischen Brief: „Ich studire den deutschen Charakter, diesen tiefen, oft unbegreiflichen Geist, der für mich alles Menschliche und alles Höhere auf dieser unserer modernen Welt vereinigt, und so viele Keime der Zukunft, der großartigsten Entfaltung in sich trägt. Das ist meine Hoffnung für Deutschland, und der Glaube an unsere Zukunft verläßt mich nie, wenn ich mich auf diesen Standpunkt zu stellen vermag. Freilich ist es nicht immer leicht, über die erbärmliche Gegenwart hinwegzublicken und hinabzuschauen in die Tiefe unseres Nationalcharakters, vorwärts zu streben nach der Zukunft. Welchem Volke ist aber so viel gegeben, welchem eine so hohe Aufgabe gestellt, und wäre es nicht kleinmüthig, an der Möglichkeit der Lösung derselben zu zweifeln? Kommt sie, wie ich glaube, von Gott, nun, so wird er auch die Kräfte geben. — Die Franzosen rühmen sich bisweilen, daß ihre Revolution seit 1789 dauert, die unserige fängt an mit Luther, und, so Gott will, werden wir sie durchkämpfen, bis Gott und der Menschheit ihre Rechte geworden sind . . . Darum wollen wir nicht verzagen, sondern Hand anlegen an dem Bau der deutschen Einheit, die erst dann möglich wird, wenn sie wahrhaft deutsch ist, d. h. aus unserem inneren Gefühl, aus unserer Erfahrung hervorgeht. Man lacht uns darüber oft aus, weil wir so bedächtig zu Werke gehen (und trotz dieser Bedächtigkeit begehen wir manche

tolle Streiche); aber wir müssen in der Wahrheit bleiben, sie ganz in uns aufnehmen, sie erleben . . . und dann steht sie festgegründet da. Luther reformirte sich selbst, und indem er es that, dadurch, daß er es that, gab er Deutschland und der Welt das Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben, diese Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen Gott gegenüber, die den Mann macht und wahrlich ein edles Grundrecht ist . . . so edel, daß das deutsche Volk sich drei Jahrhunderte lang mit dem Genuß desselben über so Manches trösten konnte, was man ihm vorenthielt, und doch geistlich und sittlich frisch und tüchtig blieb."

Am 5. August schrieb er ebenfalls an Bunsen: „Ich bin tief bekümmert, hochgeehrtester Freund, über unsere vaterländischen Zustände, aus denen noch immer nichts werden will und überhaupt nichts werden kann, so lange man demüthig um Erlaubniß bettelt, die eigenen deutschen Angelegenheiten ordnen zu dürfen. Wir sind jetzt so tief gesunken, daß wir auf irgend einen neuen, glücklichen unvorhergesehenen Zufall angewiesen sind, von dem wir erwarten, daß ein deus ex machina die Aufgabe löse, an die wir uns nicht wagten. Es ist uns unendlich viel gegeben, und was haben wir selbst geleistet? In Frankfurt kannegießerte man, in Berlin schwankte man hin und her, in Wien richtete man sich nach der Petersburger Losung, und im übrigen Deutschland opponirte man kräftigst, damit aus der Glockenspeise kein Guß entstehen möchte. Italien hat wenigstens für die Sache der Nation geblutet, Deutschland aber hat nur Tintenströme fließen lassen. Am meisten empört mich das fade heuchlerische Geschwätz von deutscher Einheit, von Festhalten an Oesterreich, von Groß- und Kleindeutschland, wobei nichts geschieht und nichts geschehen kann, so lange man mit Hausmittelchen zu Werke geht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief gedrückt ich mich fühle, seitdem ich sehe, daß aus den bescheidensten Hoffnungen nichts wird. O, wüßte man in der Heimath, wie man von uns denkt! Begriffe man, daß das todkranke Frankreich doch noch eine eigene Politik hat, und wir, wir allein aus lauter Vielwisserei nichts wollen und nichts können. Das nennt man conservative Grundsätze, um der Erbärmlichkeit doch einen Namen zu geben, und man merkt nicht dabei, daß, weil wir nichts haben, auch das uns genommen wird, was wir hatten . . ."

Als drei Jahre später die kriegerischen Verwicklungen zwischen Rußland und den Westmächten Preußen in Mitleidenschaft zu ziehen drohten, erhielt P. eine Mission nach London, über welche Bunsen, der damals dort Gesandter war, am 29. December 1853 schrieb: „Es ist jedenfalls der Hauptzweck erreicht worden, ein Verständniß einzuleiten mit dem hiesigen Cabinet, aus dem Standpunkt der vollkommenen Freiheit des Handelns der preußischen Regierung, und aus dem Gefühle, daß Preußen, wenn es in diesem Augenblicke großartig, d. h. seiner selbst würdig handeln und große Opfer für einen großen Zweck zu bringen fest entschlossen ist, das entscheidende Gewicht in die Wagschale Europas legt und die ihm zum Heile Deutschlands und Europas gebührende Stellung wieder gewinnt. Die vom Könige genehmigte Denkschrift des Grafen P. ist ein Beweis, daß jener Standpunkt mit klarer Erkenntniß der Weltlage von der Regierung genommen ist und daß dieses Gefühl sie wie die Nation beseelt." Diese Auffassung sollte sich nur zu bald als illusorisch erweisen, denn die ganze Mission Pourtalès' litt an den Schwankungen der damaligen auswärtigen Politik Preußens. In Betreff des deutschen Programms des letzteren hat P. aber schon 1853 ganz feste Grundsätze aufgestellt, nämlich: militärische Einheit durch Uebertragung des Oberbefehls an Preußen im Falle eines Krieges, permanenten Ministerialcongreß der verschiedenen deutschen Staaten und Bewilligung der Heer- und Kriegskosten durch einen aus den Kammern aller Bundesmitglieder

gebildeten ständigen Ausschuß. Es war dies wie ein Keim des späteren Bundesrathes und des deutschen Parlamentes, deren Verwirklichung dieser begabte und freisinnige Diplomat nicht erleben sollte. Nachdem er sich während des Ministeriums Manteuffel bei dem liberalen Wochenblatte betheiligt hatte, wurde er 1859 unter dem Ministerium der neuen Aera Gesandter in Paris, wo er Preußen während des denkwürdigen Besuches, welchen König Wilhelm I. dem Kaiser Napoleon in Compiègne abstattete, mit Umsicht und seinem diplomatischen Tacte vertrat. Er starb daselbst plötzlich am 18. December 1861. Graf Albert v. P. war Mitglied des Herrenhauses, Wirklicher Geheimer Rath und mit einer Tochter des bekannten Gelehrten und Staatsministers v. Bethmann-Hollweg vermählt, von der er jedoch keine männlichen Erben hatte.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen, deutsch von F. Nippold, Leipzig 1871. Bamberg.

Powalky: Karl Rudolf P., Astronom, geb. am 19. Juni 1817 in Neu-Dietendorf in Thüringen, † am 11. Juli 1881 in Washington. Ueber Powalky's Jugendjahre gebricht es gänzlich an Nachrichten; von 1842—1847 sehen wir ihn als Assistenten an der Hamburger Sternwarte, von 1850—1856 als Rechner bei Hansen auf dem Seeberg beschäftigt. Von dort ging er in gleicher Eigenschaft nach Berlin über und leistete bei der Herausgabe des astronomischen Jahrbuchs wesentliche Dienste. Seit 1873 hielt er sich, allerdings mit einiger Unterbrechung, in den Vereinigten Staaten auf; zeitweise war er im Censusbureau zu Washington, zeitweise an der dortigen Marinesternwarte angestellt, doch wollte ihm die Erringung einer ganz passenden Stelle nicht gelingen. Zahlreiche Bahnberechnungen von Planetoiden und Kometen hat P., der ein höchst gewandter Calculator war, im „Jahrbuch“ und in den „Astron. Nachr.“ veröffentlicht; außerdem ist noch seine „Neue Untersuchung des Venusdurchgangs von 1769“ (Kiel 1864) zu nennen, in welcher Schrift für die Sonnenparallaxe der Werth von 8,83 Bogensecunden ermittelt wird. Der Nekrolog, welchen der berühmte Entdecker der Marstrabanten, Assaph Hall, unserm P. widmete, schließt mit den Worten: „A simple, devoted man of science has passed away“.

Astronomische Nachrichten, 100. Band S. 159. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 526, S. 646. Günther.

Poczinger: Georg Wilhelm P., Mathematiker, geb. am 13. Juli 1709 in Bayreuth, † am 19. Januar 1753 in Erlangen. P. studirte in Leipzig (unter Gottsched) Philosophie und Theologie und disputirte an dieser Universität mehrmals; allerdings scheint an der in der Geschichte der Analysis nicht unbekannten „Dissertatio super theoremate Harrioti de numero radicum verarum et falsarum“, welche das bis dahin unbewiesen gebliebene Theorem mit Hilfe des logischen Gesetzes „vom zureichenden Grunde“ zu beweisen unternahm, der Präses Stuebner den Hauptantheil gehabt zu haben. In der Heimath ward P. zunächst als Hauslehrer an den markgräflichen Hof berufen, dann aber (1741) zum Professor der Physik und Mathematik am Bayreuther Gymnasium und bald auch zum Hofdiakonus ernannt. Das Gymnasium wurde 1742 zu einer Akademie erweitert, an welcher P. ebenfalls eine Professur erhielt, und als wiederum ein Jahr später diese Akademie unter Erhebung zur wirklichen Universität nach Erlangen verlegt wurde, siedelte jener als ordentlicher Professor in der philosophischen und als außerordentlicher in der theologischen Facultät dorthin mit über. In ersterer Eigenschaft las er daselbst über Wolf's Grundriß der gesammten Mathematik, über Euklid, Algebra, Analysis, Kosmologie, über die naturwissenschaftlichen Schriften Seneca's und über Thumig's Philosophische Institutionen; als Theologe erklärte er den Augustinus und Theodoret und

kündigte Vorlesungen über Exegese, Hermeneutik und Apologetik an. Seine Lehrthätigkeit muß sehr geschätzt worden sein, denn er war seiner Zeit der bestbezahlte Lehrer im philosophischen Fache. Schriftstellerisch hat er sich durch zwei in Erlangen (1745 und 1751) veröffentlichte Akademieprogramme arithmetischer und statischer Natur, sowie durch seine nach französischen und englischen Quellen gearbeitete „Sammlung von Maschinen und Instrumenten" (Nürnberg 1747 bis 1752) Verdienste erworben. Auch in den beiden gelehrten Zeitschriften Erlangens ließ er mehrere ganz tüchtige Aufsätze erscheinen, so über die Bestimmung des Brennpunktes bei sphärischen Spiegeln, über Gefrieren flüssiger Massen unter dem Einflusse der Wärme, über Pyramidenausmessung, über Logarithmotechnie und endlich über die damals von einer Vielzahl von Physikern eifrig ventilirte Streitfrage, ob heftige Detonationen zerstreuend auf Gewitterwolken zu wirken imstande seien.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Bd. Sp. 480. — Engelhardt, Die Universität Erlangen von 1743—1843, S. 41. S. 220. S. 225. Günther.

Poezl: Joseph v. P., bairischer Staatsrechtslehrer, geb. zu Pechtersreuth unweit Waldsassen am 5. November 1814, † zu München am 9. Januar 1881. Der Sohn eines mit mäßigen Glücksgütern ausgestatteten Landwirthes, besuchte P. das Gymnasium zu Amberg, welches er — als der Erste in sämmtlichen Classen und Fächern — mit der goldnen Medaille ausgezeichnet verließ, worauf er 1836 die Münchner Hochschule bezog, und nach vierjährigem Rechtsstudium in die Vorbereitungspraxis trat. Am 26. November 1842 erwarb er an genannter Hochschule den Doctorgrad, wobei er in seiner Dissertationsschrift die gesetzliche Baupflicht des patronus erörterte. Am 31. October des folgenden Jahres wurde er als Privatdocent nach Würzburg berufen, am 7. November 1845 dortselbst zum außerordentlichen Professor des deutschen und bairischen Staatsrechtes ernannt, und am 15. Juli 1847 an Ernst v. Moy's Stelle mit dem ordentlichen Lehrstuhle des bairischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes in München betraut. Im nämlichen Jahre erschien sein „Leitfaden des baierischen Verfassungsrechts", welchem 1851 das Lehrbuch desselben Gegenstandes folgte. Es wurde gegenüber den bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete als wesentlicher Fortschritt in der wissenschaftlichen Behandlung des heimischen Staatsrechtes begrüßt, und gebührt dem Verfasser das Verdienst, für das öffentliche Recht Baierns die richtigen Wege gewiesen zu haben. Das Werk erlebte fünf Auflagen, von welchen die letzte im J. 1877 ausgegeben wurde. Kurze Zeit nach der Anstellung als Extraordinarius — im Frühjahr 1846 — hatte sich P. mit Anna Reck, eines Forstmeisters Tochter in München, verehelicht. Mit dieser ging er auch 1848 nach Frankfurt a/M., als ihn das Vertrauen zweier oberpfälzischer Wahlbezirke in die deutsche Nationalversammlung berief. Er trat mit mehreren Landsleuten (Dr. Barth, Dr. Paur, Schlör, Zerzog &c.) der Partei des Augsburger Hofes bei, welche das eigentliche Centrum der Versammlung bildete, und zählte, obgleich er sich an den Debatten des Hauses als Redner nicht betheiligte, zu den angesehensten Mitgliedern des Clubs. Im November 1848 wurden er und Advocat Dr. Paur aus Augsburg vom Reichsministerium nach Oesterreich (Wien und Kremsier) abgeordnet, um über die Hinrichtung des Parlamentsmitgliedes Robert Blum und über die Absichten der kaiserlichen Regierung bezüglich der Verfassungsfrage verlässige Aufschlüsse zu erholen. Die Sendung bot kein nennenswerthes Resultat, hatte jedoch für P. selbst die traurigsten Folgen. Seine zärtlich liebende Gattin, welche die Septembergräuel und die wüsten Barrikadenkämpfe zu Frankfurt mit erlebt hatte, wurde während ihres Mannes Reise von unsäglicher Angst für dessen Leben und leibliches Wohl ergriffen, und diese Angst, genährt

durch krankhafte Reizbarkeit des Nervensystemes, führte in kurzer Zeit zu hochgradiger Geistesstörung, welche sich alsbald als unheilbar erwies! Poezl's weiches Gemüth empfand diesen jähen Zusammenbruch seines häuslichen Glückes schwer und schmerzlich. Doch trug er sein Geschick mit männlicher Würde. — Als die Nationalversammlung den vom Centrum gestellten Vertagungsantrag verwarf, schied P. mit seinen politischen Freunden Ende Mai 1849 aus der Paulskirche, und kehrte in die Heimath zurück; dort widmete er sich neben dem Lehrberufe schriftstellerischer Thätigkeit, und als Mitglied des sogen. Verwaltungsausschusses den administrativen Angelegenheiten der Hochschule. Eine neue, ebenso ehrenvolle wie einflußreiche Wirksamkeit gewann P. im J. 1858, in welchem er von der Hauptstadt des Landes als einer ihrer Vertreter in die bairische Abgeordnetenkammer gewählt wurde. Jeder extremen Richtung abgeneigt, verfocht P. die Grundsätze eines gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Ministerium Pfordten-Reigersberg, und war mit dem Grafen v. Hegnenberg, den Freiherrn v. Lerchenfeld und Pfetten, mit Schlör, Paur u. a. einer jener Männer, welche in den Tagen der Reaction das Banner besonnenen Fortschrittes hoch hielten. Hiedurch hat er sich um die Fortentwickelung des constitutionellen Lebens in seinem Vaterlande unvergängliche Verdienste erworben; denn sein Name wird mit der bairischen Verfassung, die er gelehrt und vertheidigt, fortleben. P. war von 1858—1869 Mitglied der zweiten Kammer, deren zweiter Präsident er im J. 1863, deren erster Präsident er nach Hegnenbergs Ausscheiden 1865 wurde. Mit klarem Blicke und ruhiger unparteiischer Haltung wußte der geschäftsgewandte Parlamentarier die ihm gestellte schwierige Aufgabe zu lösen. Die Ereignisse des Jahres 1866 hatten in Baiern eine völlig veränderte Parteigruppirung zur Folge, und bei den Wahlen von 1869 sahen P. und seine Freunde ihre Sitze von Neulingen clerikaler Farbe eingenommen. Dagegen wurde er am 20. December 1872 von der Krone als lebenslänglicher Reichsrath in die erste Kammer berufen. Er war eine Zierde auch dieser hohen Körperschaft und hat derselben manch' wichtiges Referat geliefert. — Folgen wir den litterarischen Leistungen Poezl's, so begegnen wir nach dem Lehrbuche des bairischen Verfassungsrechts (1851) seinen Erläuterungen der wichtigen Ablösungsgesetze vom 28. Mai 1852. Im nächsten Jahre (1853) begründete er mit Dr. Arndts und Bluntschli die „Kritische Ueberschau", aus welcher 1859 die „Kritische Vierteljahrschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" hervorging. Er hat bis zu seinem Tode an ihrer Leitung mitgewirkt und sie mit vielen Beiträgen bereichert. Auch für andere juristische Zeitschriften war er ein geschätzter Mitarbeiter. 1856 erschien das „Lehrbuch des bair. Verwaltungsrechtes", in dem der Verfasser einen äußerst spröden Stoff zum ersten Mal und zwar in befriedigendster Weise einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterzog, und welches drei Auflagen erlebte. 1859 veröffentlichte unser Gelehrter eine seiner hervorragendsten Arbeiten, den Commentar zu den bayr. Wassergesetzen vom 28. Mai 1852, eine mustergiltige Arbeit, welche sich deßhalb sogar im Auslande volle Geltung verschaffte. — 1867 erhielt P. auch die Professur der Polizeiwissenschaft übertragen, wodurch er zugleich Mitglied der staatswirthschaftlichen Facultät wurde. In dasselbe Jahr fällt die Abfassung seines „Grundrißes zu Vorlesungen über Polizei". 1868 übernahm er noch die Vorträge über bair. Staatsrecht an der technischen Hochschule, welche er 1880 wegen zunehmender Kränklichkeit abgab. Aber auch als Verwaltungsbeamter hat P. eine hervorragende Thätigkeit entfaltet. Die Chronik der Münchener Hochschule für 1880/81 bemerkt hierüber (S. 5 u. 6): „Die Hochschule hat in dem Heimgegangenen nicht bloß einen vielgeschätzten Collegen und Lehrer verloren. Für die Universität ist mit Dr. v. P. eine in den weitesten Kreisen hochangesehene Persönlichkeit, und ein gewichtiges Stück Geschichte und Tradition zu

Grabe getragen worden. P., dem viermal die Führung des Rectorats anvertraut worden, hat von 1854 an fortwährend die juristische und staatswissenschaftliche Facultät im Senate vertreten, und ist vom gleichen Jahre an ununterbrochen Mitglied des Verwaltungsausschusses der Universität gewesen. Rasch im Erfassen, sicher im Urtheile und praktisch gewandt verwaltete er die ihm übertragenen Aemter mit rastlosem Eifer und seltener Umsicht ..... In ihm standen strenge Rechtlichkeit mit großem Billigkeitsgefühl und maßvoller Gesinnung in harmonischem Ausgleich. Persönlich war er milde, wohlwollend und außerordentlich leicht zugänglich“. Mitte December 1880 erkrankte P. in gefährlicher Weise. Der Zerfall der Kräfte nahm rasch zu und P. verschied am späten Abend des 9. Jan. 1881. Am 12. dess. Monats wurde er bestattet, wobei der jüngstverstorbene Geheimrath Prof. Dr. v. Brinz die akademische Trauerrede hielt. Die „Kritische Vierteljahrsschrift“ hat in der Neuen Folge, Band V. (Jahrg. 1882) S. 1—8, ihrem verdienten Mitbegründer; die Ludwig-Maximilians-Universität in der Chronik für das Jahr 1880/81 ihrem vieljährigen Mitgliede (S. 5—7) ehrenvolle Nachrufe gewidmet. Die juristische Bibliothek des Verlebten ging legatarisch auf die Münchner Hochschule über.

Kritische Vierteljahrsschrift f. Gesetzgeb. u. R.-Wissenschaft a. a. O. — Chronik der Ldwg.-Max. Univ. f. d. J. 1880/81 a. a. O. — Mein Nekrolog in Hartmann's Ztschr. f. Gesetzgeb. ꝛc. ꝛc. Band VI (Jahrg. 1880), S. 571 bis 574. — Süddeutsche Presse. Jahrg. 1881 (Mitte Januar). — Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt-München, 2. Bd. S. 576.

Eisenhart.

Pozzi: Maximilian P., Bildhauer, wurde 1770 zu Mannheim geboren als dritter und jüngster Sohn des kurpfälzischen Hofstuccators Giuseppe P. Die Pozzi'sche Künstlerfamilie stammt aus Castel San Pietro bei Mendrisio (am Luganersee). Der Großvater Francesco, dort 1700 geboren, hatte als Stuccator an verschiedenen Plätzen Oberitaliens, später in der Schweiz in der St. Ursuskirche in Solothurn und anderwärts gearbeitet, war dann aber nach seiner Heimath zurückgekehrt und dort 1784 gestorben. Seine drei Söhne Giuseppe, Carlo Luca und Domenico, gleichfalls in Castel San Pietro geboren, (der erste 1732, die andern 1735 und 1742) ließ der Vater in Mailand unterrichten und ausbilden; die beiden ältern wurden Gehülfen bei seinen Arbeiten, so zunächst bei der Ausschmückung des palazzo Odescalchi am Comersee, dann in Solothurn und in der Abteikirche St. Blasien auf dem Schwarzwald. Beide Söhne erhielten dann Aufträge für die kurfürstlichen Schlösser in Mannheim, Benrath bei Düsseldorf und Schwetzingen. Der ältere Giuseppe, seit 1756 als Hofstuccator des Kurfürsten Karl Theodor angestellt, hat in Mannheim viele vorzügliche Werrke in Stucco ausgeführt, wobei er von seinem Bruder Carlo Luca und später auch von seinem 1763 geborenen Sohne Francesco Antonio unterstützt wurde; alle Arbeiten sind dem Geschmack der Zeit und des Hofes entsprechend im reichsten Barockstil ausgeführt; namentlich seien nur die Arbeiten im Badhause zu Schwetzingen, ein prächtiger Kamin mit Karyatiden im Residenzschlosse zu Mannheim, die Altarverzierungen in der Schloßkirche daselbst, ferner die Plafonds und Wandverkleidungen in den ehemaligen fürstlich Bretzenheim'schen und gräflich Castell'schen Häusern ebendort hervorgehoben. Auch nach Frankfurt a/M. wurden die Pozzis berufen, um das Schmidt'sche und v. Schweitzer'sche Haus (jetzt russischer Hof und wegen Erweiterung des Reichspostgebäudes zum Abbruch bestimmt) mit Stuccaturen zu schmücken (1790—92). Giuseppe starb 1811 zu Mannheim, nachdem er 1807 seinen talentvollen Sohn Francesco Antonio und zwei Jahre zuvor seinen Bruder Carlo Luca durch den Tod ver-

loren. Der letztere war schon bei Ausbruch der Revolution 1789 in den Heimathsort der Familie zurückgekehrt; man hatte ihn dort zum Obersten eines Milizbataillons und Volksrepräsentanten gewählt. Der dritte Sohn Francesco's Domenico, der in Mailand Maler geworden und von den Brüdern zeitweise zur Ausführung von Deckengemälden al fresco veranlaßt wurde, (so in Solothurn, Como und im gräfl. Castell'schen Hause zu Mannheim) ist schon 1796 in Mailand gestorben. Der zweite Sohn Giuseppe Pozzi's Ignazio, geb. 1766 in Mannheim, auf der dortigen Akademie zum Maler ausgebildet, führte außer historischen Gemälden vorzüglich Theaterdecorationen für das kurfürstliche Hoftheater in Mannheim und einige Deckenbilder in den obengenannten Häusern zu Frankfurt a M. aus und erhielt schließlich eine Berufung nach Dessau zur Erbauung und Einrichtung des dortigen Theaters; dorthin begleitete ihn der junge Sohn seines Bruders Francesco, Antonio, (geb. 1792 zu Frankfurt a M.), der sich zum Bildhauer ausgebildet hatte und nach dem Tod seines Onkels Ignazio in das Atelier seines andern Onkels Maximilian, der inzwischen als Bildhauer sich zu namhafter Bedeutung emporgearbeitet, nach Mannheim zurückkehrte. Dieser Maximilian, wie oben erwähnt, 1770 in Mannheim geboren, erhielt zuerst den Unterricht im Modelliren bei seinem Vater Giuseppe und auf der Akademie seiner Vaterstadt. Von hier war er dann zu weiterer Ausbildung nach München gegangen, wo er verschiedene beachtenswerthe Werke, eine Büste der regierenden Kurfürstin, einige Basreliefs für deren Zimmer in der Residenz und das Marmordenkmal der Frau v. Stumm ausführte. Nachdem er Deutschland, Frankreich und England bereist, ließ er sich in seiner Vaterstadt Mannheim dauernd nieder und erwarb sich hier den Ruf eines bedeutenden Künstlers. Von seinen Werken, für welche ihm die Kunstweise Canova's und Thorwaldsen's als Vorbild vorschwebte, sind besonders zu nennen: eine Büste des Weltumseglers Otto von Kotzebue für den russischen Reichskanzler Grafen Romanzow, das Marmordenkmal für einen bei der Belagerung Mannheims gebliebenen Fürsten Schwarzenberg in der katholischen Stadtkirche zu Weinheim (an der Bergstraße), welches dessen von kriegerischen Emblemen umgebene Büste zeigt, mehrere vom Herzog von Dessau bestellte Büsten und von freien Statuen eine „Religion", eine büßende Magdalena am Kreuzesstamme, eine Medusa u. a. m. Auf dem Friedhofe in Mannheim sind noch eine größere Anzahl Grabmonumente seines Meißels erhalten, meist allegorische Reliefdarstellungen, so auf dem großen von Stengel'schen Epitaphium, der Denkstein des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft, des bekannten A. v. Klein, das Monument, welches Frau v. Kotzebue ihrem von Sand ermordeten Gatten errichtete, der Grabstein des Hofkammerdirectors Reichsfreiherrn v. Babo von 1799, die schönen Grabdenkmale für Freiherrn Adolf Wilh. v. Stumm und seine Gemahlin Friederike Caroline (beide † 1829), andere für die Familien v. Heiligenstein, Recum, Gemmingen. Maximilian P. wurde in Anerkennung seiner Werke 1808 zum großherzoglich badischen Hofbildhauer und Professor ernannt; er nahm an allen künstlerischen Fragen seiner Vaterstadt regen Antheil, wie er auch zu den Mitgründern des 1833 gestifteten Mannheimer Kunstvereines gehört und starb hochgeachtet und geehrt am 12. März 1842.

Vgl. auch Nagler, allgem. Künstlerlexikon, Band XII, p. 2—8.

Rieser.

Prache: Hilarius P., Mystiker, geb. 1614 zu Teutschel bei Liegnitz, Sohn des dortigen Pastors Michael P., besuchte die Schulen zu Liegnitz und Breslau, wurde schon in früher Jugend durch seinen Vater mit der mystischen Schwärmerei Valentin Weigel's und Jakob Böhme's bekannt gemacht und in ein ernstes Studium ihrer Schriften eingeleitet. Die Hoffnung, daß der Sohn „den

Stein der Weisen", den der Vater vergeblich gesucht hatte, finden würde, bestimmte den alten P., den Sohn von Breslau nach Hause zu nehmen und nach gehöriger Unterweisung in die Bergwerke zu Kremsier und Schemnitz in Ungarn zu schicken, um mit Hülfe der Alchymie „lapidem Philosophorum" heimzubringen. Arm und leer kam der um seine besten Jugendjahre betrogene Jüngling nach Deutschland zurück und setzte nunmehr seine Studien in Breslau fort, die er aber, seiner einmal geweckten Neigung zum Mysticismus folgend, vornehmlich auf die talmudische Litteratur beschränkte. Darauf wurde er, nachdem er längere Zeit als Hauslehrer in adeligen Häusern thätig gewesen war, 1650 in das Pfarramt zu Diersdorf bei Nimptsch berufen und am 10. October 1651 in Breslau ordinirt. In diese Zeit fällt seine Uebersetzung der „Bakkascha", eines gelehrten Werkes des spanischen Rabbi Jedaja Happenini. Die Vorliebe für die Mystiker nahm ihn je länger je mehr in Anspruch; er fing an, über die Lehrsätze derselben zu predigen, kam darüber mit seinem Kirchenpatron Joachim v. Niemicz in Streit und wurde durch das Consistorium in Brieg am 1. Febr. 1661 seines Amtes in Diersdorf entsetzt. Nach kurzem Aufenthalt mit Weib und Kind in Liegnitz wurde er unter Zulassung des Herzogs Christian, da er seinen Schwärmereien zu entsagen und das lautere Evangelium zu predigen versprach, 1662 Predigtgehilfe seines Vetters, des Decan Johann Reimann in Goldberg und 1664 sein Amtsnachfolger. Kaum war er wieder im Amte, als er von neuem die Schwenkfeldische Lehre auf die Kanzel brachte und mit Gleichgesinnten heimliche Conventikel hielt, und da er infolge der entstandenen Streitigkeiten fürchtete, wie in Diersdorf entsetzt zu werden, so resignirte er am 24. Juni 1669 freiwillig auf sein Pfarramt. In Goldberg und Umgegend, namentlich in Harpersdorf, setzte er seine sectirerischen Umtriebe im Verkehr mit den gerade hier bekanntlich zahlreich vertretenen Schwenkfeldern fort, verließ darauf 1674 sein Vaterland und begab sich nach London, wo er mit seiner Familie zur Secte der Quäker übertrat und in den Buchdruckereien zu Cambridge als Corrector und Uebersetzer sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Seinen Sohn Ephraim P. ließ er in London das Schusterhandwerk erlernen, weil „Jakob Böhme ein Schuster gewesen, und Georg Pope durch Gottes Ruf ein solcher ist, auch sonsten unterschiedliche Sprecher bei unserem Ministerio Schuster sind". Er schreibt dies in einem Briefe an Martin John in Laubgrund d. d. London 9. October 1676, welcher in „Unschuld. Nachr. von Alt. und Neu." 1706, S. 432—441 abgedruckt ist. P. starb 1679; seine Zeitgenossen bedauerten, daß er seine orientalischen und Rabbinischen Sprachkenntnisse nicht besser verwerthet habe, wie es auch von ihm in „Unsch. Nachr." 1706 S. 445 heißt: „Unsere evangelische Kirche wird nicht leicht ein so betrübendes Beispiel eines schändlichen Abfalls haben, als des in orientalischen Sprachen und anderen Studien wohlerfahrenen früheren Pastors zu Goldberg Hilarii Praches". Sein bereits oben erwähntes Hauptwerk ist: „R. Jedaja Happenini, Judaei Hispani Bakkascha, sive Meditatio", verlegt Lipsiae, impensis Fried. Lanckisch, typis Joh. Eric. Hahnii Anno 1662.

Weigelt.

Prachner: Peter P., Bildhauer. Ueber diesen 1735 zu Prag geborenen Künstler weiß vornehmlich nur der Lexikograph Dlabatsch Auskunft zu geben, und zwar dahin, daß derselbe, anfänglich von seinem Vater — ebenfalls Bildhauer — unterrichtet, sich dann zu weiterer Ausbildung nach Wien begeben; hierauf in Mannheim und London geweilt und in ersterer Stadt die silberne, in der anderen die goldene Preismedaille erworben habe. — Nach anderer Quelle erstreckte er seine Künstlerfahrten auch nach Holland und Italien. Nöthigung zur Heimkehr und Seßhaftmachung gab schließlich das hohe Alter des Vaters,

an Stelle dessen er die Prager Bildhauerei zu neuem Aufschwung brachte. — Bekannt von seinen Leistungen blieben nebst mehreren decorativ wirksamen Grabdenkmalen auf den beiden katholischen Friedhöfen Prags, nur noch die lebensvollen Statuen am Altare des Jesuskindes in der Pfarrkirche zu St. Maria de Victoria auf der Kleinseite zu Prag. Er starb 1807. —

Eine höhere Stufe der Künstlerschaft erreichte indeß sein Sohn Wenzel P. — geb. zu Prag 1785, ebendaselbst † 1832. Dieser studierte vier Classen am Piaristengymnasium und bezog dann die 1800 von Jos. Bergler neugegründete Schule für bildende Künste, wo er mit besonderer Befähigung dem Studium der Antike und Composition oblag und bald auch zu selbständigen Ausführungen zugelassen werden konnte. Doch hiebei erkennend, es fehle ihm — worauf Bergler stets großes Gewicht legte — die unmittelbare Anschauung der classischen Meisterwerke, unternahm er denn auch eine längere Studienreise nach Italien, wo ihn freilich Canova weit mehr als die alten Classiker anzog, und maßgebend wurde für sein ferneres bildnerisches Vorgehen. — Heimgekehrt in die erbgesessene Werkstätte von Großvater und Vater, zur Zeit auch der Einzige in Prag für gediegenere Ausführungen, vermochte er bald nicht mehr Herr zu werden dem Andrange von Bestellungen, sah sich darum genöthigt zur Aufnahme von Gehilfen. Sei es nun daß diese seinen Anforderungen gering entsprachen, oder daß die Besorgniß vor nachwachsender Concurrenz ihn befangen machte, kurz er entschied demnächst schon wieder, zu dem einen bereits bewährten Lehrling — Anton Melzer — keinen weiteren Beihelfer aufzunehmen. Bezeichnend nach dieser Richtung ist eine im Tagebuch von Julius Melzer (vgl. A. D. B. XXI, 304) vorfindliche Aufzeichnung, lautend: „Joseph Max, während seines Aufstrebens schon orientirt, daß P. Meister des Sandsteins sei, und schon öfter heimlicher Besucher seiner Werkstätte gewesen, dachte sich die Aufnahme als Gehilfe behufs Einübung in die Sandsteinbehandlung ohneweiters erlangen zu können. Im besten Anzuge sich P. vorstellend, mit den bestgesetzten Worten um die Aufnahme ersuchend, wurde Max jedoch höchst unerwartet mit dem Ausspruche abgefertigt: Ich habe beschlossen Niemand mehr aufzunehmen, dabei bleibt es heute, morgen, und alle weiteren Tage. — Diese harte Zurückweisung hielt — wie die Folge zeigte — nicht ab, daß Jos. Max doch sein unmittelbarer und weitaus ruhmreicherer Nachfolger wurde" (s. Jos. Max, A. D. B. XX, 718). Zuzugestehen bleibt trotzdem, daß P. die Periode in der er wirkte, mittels künstlerischer Leistungsfähigkeit vollständig beherrschte. Seine nach Hunderten zählenden Sandsteingebilde, namentlich für die Friedhöfe, vorwiegend die Prager, sichern ihm dauernde Anerkennung. Beeinträchtigt auch vielfach die Flüchtigkeit der Ausführung den Werth seiner Gebilde, so bleibt doch unverkennbar sein Festhalten an edler Form und sinniger Composition. — Eines seiner besten Werke ist das am Prag-Kleinseitner Friedhofe befindliche Denkmal für den letzten säcularisirten Fürstbischof von Passau, Grafen Leopold v. Thun — nach dem Modelle von P. in Eisenguß ausgeführt. — Ein anderes, hervorzuheben als sorgfältigst ausgeführtes Sandsteingebilde, besitzt der Friedhof zu Reichenberg. Dasselbe datirt aus 1826, gilt der Erinnerung an ein Fräulein v. Merkel und ist nach einer Skizze von Josef Bergler, der ihm zu Oefteren in der Composition aushalf, gearbeitet.

Rudolf Müller.

Praedinius: Reynerus oder Regnerus P., auch Reynerus Vinsemius, Humanist des 16. Jahrhunderts. Er war 1508 oder 1509 in dem Dorfe Vinsem bei Gröningen geboren, nannte sich zuerst nach seinem Geburtsorte, nahm aber später den Namen P. an, um anzudeuten, daß er vom Lande stamme. Seine Bildung erhielt er in Gröningen und Loewen, lebte längere Zeit privatisirend, bis er das ihm angebotene Rectorat der Schule in Gröningen übernahm, die er

bald zu hoher Blüthe brachte. 1530 trat er zur evangelischen Lehre über. Er starb in Gröningen am 18. April 1559, nachdem er vorher seine philosophischen und philologischen Erläuterungsschriften zu Plato, Aristoteles, Demosthenes, Galenus, Cicero und Quintilianus verbrannt hatte. Nach Praedinius' Tode gab Johann Oporinus 1563 in Basel dessen Opera omnia heraus; dieselben umfassen eine Anzahl theologischer Tractate und einen Commentar zum 1. Korinther- und Römerbrief. Die nach seiner Angabe von ihm verfaßten Lebensbeschreibungen Wessels und Rud. Agricola's sind verschollen. —

Effigies et vitae professorum acad. Groen. S. 36. — Jöcher, III, S. 1742. — Verzeichniß der Schriften bei Rotermund VI, S. 779.

R. Hoche.

Prandauer: Jakob P., einer der größten Baukünstler des österreichischen Barockstiles, gehört noch immer zu den vielen oftgenannten Namen aus jener glänzenden Kunstperiode, über deren Träger jedoch nur wenig biographische Nachrichten vorliegen. Erst in neuerer Zeit haben die Forschungen Fahrngruber's, Czerny's und des Verfassers dieses Artikels wenigstens einiges Licht über die Persönlichkeit verbreitet. Die Angaben über seine Heimath lauten verschieden, bald wird er ein Tiroler genannt, bald St. Pölten, bald Mölk in Niederösterreich als Geburtsort angegeben. Der Name erscheint auch Prandtauer und Brandauer geschrieben. Da wir seinen Todestag jetzt wissen und einige Porträts von dem Manne besitzen, so läßt sich annehmen, daß er um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren sein dürfte. Von seiner Jugend, seinem Bildungsgang ist gar Nichts überliefert; der Stil seiner Werke läßt es als möglich erscheinen, daß er in Italien gewesen, denn die Architektur seiner Erfindungen hat Beziehungen zum Typus der oberitalischen Schulen. Zeitlebens blieb der große Meister in einer bescheidenen Lebensstellung, — er starb als Bürger und „Maurermeister" von St. Pölten, wo er sich festgesetzt hatte. Von hier aus entwickelte er eine äußerst rege Thätigkeit und hat im Lande Niederösterreich zahlreiche Kirchen- und Stiftsbauten geschaffen; nach der Hauptstadt, wo gleichzeitig Fischer von Erlach, Hildebrand, d'Allio und andere vornehme Architekten beschäftigt waren, erstreckte sich sein Wirken nicht. Ob er gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach St. Pölten gekommen, wie Fahrngruber behauptet und woher, ist nicht sicher; soweit die gegenwärtige Kunde reicht, haben wir die früheste Nachricht von ihm erst aus dem Jahre 1701, also erst 25 Jahre vor seinem Ableben. Damals begann der kunstbegeisterte Prälat von Mölk, Berthold Dietmayer, den Neubau seines Hauses, der riesigen Kirche mit dem ungeheuren Stiftsgebäude. Die Grundsteinlegung geschah am S. Peterstage 1702, wenn hie und da als Bauanfang 1701 angegeben wird, so können damit höchstens die Vorbereitungen gemeint sein. Die Bauzeit überdauerte diejenige seines Lebens, bis 1736, sein Schüler Franz, n. A. Joseph Munkenast (Munkenoß), später ebenfalls Bürger und Maurermeister zu St. Pölten († 1741), hat den Bau vollendet. Auf dem vorderen Stiftsportal bezeichnet das Datum 1718 nur die Fertigstellung des betreffenden Theiles. Die gänzliche Vollendung war zugleich eine Wiederherstellung, denn, nachdem am 2. August 1732 der Bau fertig dastand, verwüstete ihn eine gewaltige Feuersbrunst, der energische Prälat schritt aber schon sieben Tage später zur Wiederaufnahme desselben, nach dem alten Plane. P. führte während dieser großartigen Arbeit noch mehr als Einen Bau. Sehr bedeutend ist sein Antheil an demjenigen des Stiftes von St. Florian in Oberösterreich. Nicht 1707 sondern am 11. Oct. 1708 wird er contractlich als Nachfolger des verstorbenen Carlantonio Carlone bestellt. Er setzte nach eigenen Ideen das Begonnene fort, namentlich in den Risaliten des Kirchengebäudes, am Stiftsgebäude projectirte er 1717 prächtige Portale, für deren Entwürfe er zwar honorirt wurde, die aber nicht

zustande kamen. Auch für den Hauptsaal änderte er 1718 die Risse. Das Hauptportal Carlone's hatte er schon früher umgestaltet, wieder verändert kam es erst 1712 zur jetzigen Erscheinung. Das nahe Schloß Hohenbrunn, dessen Dach 1725 aufgesetzt wurde, ist gleichfalls von P. begonnen, von Steinhueber vollendet. Seine Pläne zur Ostfront des riesigen Stiftes führte Hayberger aus. Wahrscheinlich hatten die Bauten, welche der Meister in Mölk und in Kremsmünster hergestellt hatte, ihn nach St. Florian empfohlen. Mölk und dieses Kloster besitzen Porträte von ihm. Seit 1706 baute er die herrliche Wallfahrtskirche auf dem Sonntagsberg bei Waidhofen, deren Einweihung 1729 stattfand, 1708 begann er diejenige von Christkindl bei Steyer im Verein mit Gianbattista Carlone im Auftrage des Abtes Anselm von Garsten, schon im folgenden Jahr war die Kirche vollendet. Für Mölk folgte dann 1716 diejenige zu Wullersdorf nach dem Typus der Hauptkirche dieses Stiftes, erst 1730 beendet, 1718 die reizende Kirche des Augustinerklosters Dürrenstein an der Donau, deren Thurmbekrönung, wie bei P. in der Regel, von origineller Schönheit ist; im Stifte Herzogenburg begann er, vermuthlich vor 1718, die umfassenden Neubauten der Kirche und des Stiftsgebäudes, die Arbeiten wurden aber erst 1742 unfertig abgeschlossen. Auch hier hat er einen herrlichen Thurmabschluß ersonnen. Von 1720 an beabsichtigte man eine Verschönerung der Façade des Doms von St. Pölten, wozu er einen, noch vorhandenen Entwurf lieferte; 1722 leitete er die Umgestaltung des dortigen Chores, der Sacristeistiege u. A. Nach Czerny wird sein Tod in Urkunden von St. Florian zweimal 1725 angegeben, Keiblinger (Melk. I. 947 f.) gibt den 17. Sept. 1727 an, Fahrngruber aber citirt aus dem amtlichen Sterbebuch von St. Pölten den 16. Sept. 1726, woselbst er als Bürger und Baumeister gestorben und mit halbem Conduct begraben angeführt steht. Einer seiner Söhne war Chorherr des Domes. P. war ein gewaltiges Genie der Barockarchitektur, in Oesterreich lediglich von dem älteren Fischer v. Erlach übertroffen, von dessen Richtung er sich jedoch unterscheidet, indem sein Stil den italischen Mustern einer malerischen Architektur treuer geblieben ist. So steht er zwischen dem freien, phantastischen Effectstil des Carlone und der classicistischen Tendenz Fischer's in der Mitte.

A. Czerny, Kunst u. Kunstgewerbe im Stifte S. Florian, Linz 1886. — Joh. Fahrngruber, Aus St. Pölten, daselbst 1885. — Ilg, Vergessene Künstler Oesterreich's, Wiener Zeitg. 1883, Nr. 85, 86. — Die älteren Werke, auch Wurzbach's Biogr. Lexikon, wimmeln von irrigen Angaben.

Ilg.

Prändel: Johann Georg P. wurde am 9. April 1759 zu München geboren. Sein Vater, ein armer und schlichter, aber mit manchen Kenntnissen begabter Gypsbrenner unterrichtete den Sohn schon in allerfrühester Jugend, so daß dieser bereits im Alter von drei Jahren fertig und richtig lesen konnte. Das Schreiben lernte er in der Folge von selber, ohne eine Schule besucht oder einen Lehrer gehabt zu haben. Im Herbste 1772 trat P. zu Oberau, einem Dorfe bei Ettal in Oberbayern, in die Dienste eines Bauern und blieb dort als Knecht bis zum Februar 1777. Während dieser Zeit fand er zufällig in dem Hause seines Dienstherrn das große Nürnbergische Rechenbuch von Kleemann und kam, ohne äußere Anweisung, durch Privatfleiß, dem freilich manche Nacht geopfert wurde, so weit, daß er die ganze Arithmetik und Algebra bis zu den höheren Gleichungen von selbst erlernte und manche Entdeckung in der Mathematik machte, von der er in der Folge zu seinem Erstaunen erfuhr, daß sie bereits seit einem halben Jahrhundert völlig bekannt sei. Ohne eine astronomisches Buch und die Namen der Gestirne zu kennen, beobachtete er doch den Lauf derselben mit der größten Genauigkeit und bildete sich hierüber ein eigenes System. Auch

als Volksdichter versuchte er sich, und viele seiner Volkslieder, sowohl im alten und volksthümlichsten Dialekte als in hochdeutscher Sprache fanden Eingang bei der bäuerlichen Bevölkerung. Nach München zurückgekehrt, brachte er hier drei Jahre theils bei seinen Eltern, theils auf der Hofgypsmühle mit Gypsbrennen zu. Da er aber, wie seine Angehörigen klagten, das Versemachen und das Rechnen mit Buchstaben nicht lassen wollte, verschaffte ihm der Gypsmüller und Stadtrath Joseph Lerch die Bekanntschaft mit den Söhnen des damaligen kurfürstlichen Leibarztes Joseph Baader, und deren Hofmeister gab nun dem bis dahin noch von niemandem unterrichteten P. täglich zwei Stunden Unterricht mit so gutem Erfolge, daß er nach 8 Monaten von der Akademie der Wissenschaften das Zeugniß der vollkommenen Fähigkeit erhielt, in die Rhetorik eintreten zu können. Am 3. November 1780 wurde P. Schüler des Gymnasiums zu München, trat 1783, nach zurückgelegtem ersten Cursus in der Philosophie zu Raitenbuch in den Orden der regulirten Chorherrn ein, verließ denselben aber, da er keinen Beruf zum geistlichen Stande in sich fühlte, nach 9 Monaten wieder und nahm sein Studium der Philosophie am Lyceum in München wieder auf. Vom Jahre 1785 an versah er an dieser Lehranstalt 14 Jahre lang die Stelle eines öffentlichen Repetitors der Mathematik und Physik, kam dann 1799 als ordentlicher Professor für diese Fächer an das Lyceum zu Amberg und wurde endlich im November 1803 zum Professor der Mathematik an der königlichen Pagerie in München ernannt. Bereits 1801 hatte die Akademie der Wissenschaften in München ihn wegen seiner Abhandlung „Optische Betrachtung der Kugel“ zum correspondirenden Mitgliede erwählt, und auch nach Reorganisation der Akademie blieb er Ehrenmitglied derselben. Die Mathematik war und blieb bis an seinen Tod sein ihn nie ermüdendes Studium; als Schriftsteller auf diesem Gebiete war er mit großer Ausdauer thätig, denn er hat nicht weniger als 20 dahin gehörige Werke geschrieben, die zum Theil allerdings zur Verwerthung beim Unterricht bestimmt waren. Von seinen Gedichten erschien eine Sammlung unter dem Titel: „Dichtungen in Nebenstunden“ (1802). P. starb zu München am 8. Januar 1816.

C. A. Baader, Lexikon verstorbener bayrischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrh. I, 2. S. 152.

Franz Brümmer.

Prantner: Ferdinand P., Romanschriftsteller, geb. 1817 zu Wien als der Sohn eines angesehenen Bürgers, erhielt seine Erziehung in der Residenz, woselbst er auch die juristischen Studien absolvirte und trat im J. 1836 in den Staatsdienst, in welchem er es Anfangs bis zum Hofsecretär brachte. P. vermählte sich im J. 1840 und später, nachdem seine erste Gattin gestorben war, zum zweiten Male. Seine bedeutende schriftstellerische Begabung bethätigte er erst in reiferen Jahren, doch war diese Bethätigung, obwohl er nie mit seinem wirklichen Namen auftrat, bei den damaligen Zuständen in Oesterreich der Grund, daß P. lange in seiner amtlichen Carriere gehemmt blieb. Mit dem Umschwung der Verhältnisse zu Ende der 60er Jahre lenkte sich allerdings auch auf den hochbegabten Mann die Aufmerksamkeit, er wurde im J. 1868 zum Sectionsrath und im J. 1869 zum Hof- und Ministerialrath im Ministerium des Aeußern und des kaiserlichen Hauses befördert, woselbst er als Vorstand des Chiffrencabinets fungirte. Leider raffte ihn bei der angestrengten Amtsthätigkeit schon am 28. April 1871 der Tod hinweg. In den letzten Jahren seines Lebens wurde P. noch durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone ausgezeichnet. An dieser Stelle ist Prantner's als eines hervorragenden österreichischen Romanschriftstellers der letzten Jahrzehnte zu gedenken. Er veröffentlichte drei Romane unter dem Pseudonym Leo Wolfram. Der erste derselben unter dem Titel:

„Dissolving views“ (3 Bde.) erschien im J. 1861 und erregte nicht nur durch die Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung, sondern auch durch die darin vorgeführten Persönlichkeiten, welche den höchsten Kreisen der Residenz angehörten, und, obwohl nicht genannt, doch sofort durch die getreue Zeichnung zu erkennen waren, allgemeines Aufsehen. Es waren Enthüllungen über Zustände und Verhältnisse der hohen Gesellschaft in diesem Romane niedergelegt, welche sogar das polizeiliche Verbot des Buches in Oesterreich hervorriefen. Obgleich auch die Handlung eine fesselnde ist und den gewandten Schriftsteller zeigt, sind die Dissolving views doch als Culturbild ihrer Zeit deshalb beinahe noch höher zu stellen und beanspruchen ein gewissermaßen historisches Interesse. In ähnlicher Weise zeigte sich auch der 1867 erschienene Roman „Verlorene Seelen“ (3 Bde.), eine Art „Klosterroman“, welcher den Conflict zwischen der geistlichen und der aufgeklärten weltlichen Anschauung schildert und in zahlreichen grellen Scenen beleuchtet. Auch hier finden sich Figuren, die offenbar aus dem Leben gegriffen und mit plastischer Anschaulichkeit vorgeführt sind. Auch der beinahe gleichzeitig herausgegebene Roman „Ein Goldkind“ (2 Bde.) macht den Leser mit zahlreichen Schwächen der vornehmen Gesellschaft bekannt; seine Heldin ist ein Weib, welche diesen edlen Namen kaum verdient, umgeben von Gestalten, welche Typen des Residenzlebens vorführen, die aber trotz meisterhafter Zeichnung zumeist Abscheu erregen. Jedenfalls ist das „Goldkind“ der schwächste von Prantner's Romanen. Eine glänzende Darstellungsgabe zeigen auch die gesammelten Skizzen: „Wiener Federzeichnungen“ (1872), welche vorher als Feuilletons in der Neuen freien Presse publicirt nicht minder verdiente Aufmerksamkeit erregten.

Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter des 19. Jahrhunderts. — Gottschall, Deutsche Nat. Lit. d. Neuzeit, 5. Aufl. Bd. 4. — Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. 23. A. Schlossar.

Prasberg: Balthasar P. (Praspergius) war zu Anfang des 16. Jahrhunderts Musiklehrer an der Universität zu Basel. Seine Vorlesungen über den lateinischen Chorgesang wurden auf Bitten seiner Zuhörer in dem folgenden Büchlein abgedruckt: „Clarissima plane atque choralis musice interpretatio Domini Balthasser Praspergii Merspurgensis cum certissimis regulis atque Exemplorum Anotacionibus et figuris multum splendidis. In Alma Basileorum vniuersitate exercitata.“ Darunter ein Holzschnitt mit einer männlichen Figur (Orpheus) auf die Silben des Hexachords hinzeigend und einer weiblichen (Sappho), die Cithara spielend. Das Büchlein zählt mit dem Titelblatte 19 Blätter in kl. 4 signirt A[i] bis L[iii]. Der Inhalt desselben ist folgender: Solmisationstabelle. Prologus. De vocibus et cantibus. De clauibus signatis et non signatis. De mutationibus tam perfectis quam imperfectis. Pulcherrime regule mutationum. De musica ficta. De speciebus musicalibus. De ambitibus tonorum tam authentorum quam plagalium. Cognitio cantus circa medium (ascensum et descensum). Cognitio tonorum tam authentorum. quam plagalium. De tenoribus tonorum tam authentorum quam plagalium. Regulae generales de tenoribus tonorum. De tonis et eorum differentiis. Am Schluß: Finis musices ex Orphei lyra et Saphus cythara manate atque per venerabilem Dominum Balthasser praspergium Merspurgensem. In nobili ac preclaro Basileorum studio proceltico: diligentia exactissima examinate. Rogatu tandem auditorum per prouidum virum Michaelem Furter Ciuem Basiliensem Impresse. Anno christiane salutis supra Millesimum quingentesimo primo. Als Anhang folgt noch eine Tafel mit zwei Tonscalen. Scala Greca. hec Scala per pictagoram philosophum tradita atque inuenta est. Scala latina. hec Scala per venerabilem Boecium ex Greco in latinum tradita est. Ein Exemplar befindet sich auf der königl. Bibliothek in Berlin. Ein

Exemplar einer 2. Ausgabe vom J. 1507 findet sich auf der Basler Universitätsbibliothek. Sie stimmt mit der ersten fast Zeile für Zeile überein.

Wilh. Bäumker.

Prasch: Johann Ludwig P., Rechtsgelehrter, Sprachforscher und Dichter, geb. zu Regensburg 1637. Nicht leicht, sagt 1702 G. N. Kriegk in seiner lateinischen Vorrede zu einer Schrift Prasch's, findet man eine Stadt in Deutschland, welche auf die Studien mehr verwendete und die Vertreter der Wissenschaft mehr ehrte als Regensburg. Sehr jung, besuchte P. die Universität Jena, blieb dort drei Jahre; dann ging er nach Straßburg, wo sein Lehrer und Freund der berühmte Philolog und Historiker Joh. Heinrich Boekler war. Zuletzt studierte er in Gießen, besonders gefördert durch den Rechtsgelehrten Joh. Otto Tabor, Kanzler der Universität, seinen späteren Schwiegervater. In seiner Vaterstadt wurde er Syndikus, Rathsherr, bekleidete die höchsten Aemter; ohne seinen Rath unternahm man nichts Wichtiges. Er war Bürgermeister, Präsident des Consistoriums, Oberscholarch, auch Deputirter der Stadt beim Reichstag daselbst. Dabei blieb er stets ein Freund der Wissenschaft und Dichtkunst. Am 12. Juni 1690 starb er zu Regensburg; sein Schwanengesang (cantio cygnea) in vier Strophen beginnt: Valete, amici, iam satur omnium Excedo terris: iam super aethera Libro solutae mentis alas . . (abgedruckt in Henning Witte, Diar. biogr. II, 180. 1691). Ein frommer Mann, blieb P. jeder Unduldsamkeit fern; sein „symbolum war conscientia et scientia“ (J. K. Wetzel, Hymnopoeogr. II, 317. 1721). Daß er Lutheraner war, bezeugt u. a. eine Stelle in der „Gründlichen Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie“ (1680 Blatt A 3). Seine Gattin Susanna Elisabeth, welcher er seinen „Geistlichen Blumenstrauß“ zugeeignet hat, ist die Verfasserin der Schrift Reflexions sur les romans; Auszug in den Acta erud. Lips. 1684 S. 433 f.

P. hat sehr viel geschrieben; schon 1680 hat er selbst ein Verzeichniß herausgegeben mit 23 Nummern; bis 1690 folgten noch viele und zum Theil bedeutsame Schriften. Von seinen Arbeiten zur Rechtswissenschaft und Politik seien die wesentlichen genannt: „De caritate patriae liber“ (Noribergae 1662. 4.); 86 Seiten, Addenda bis 93, dann Index. „Juris consultus verus et personatus“ (ib. 1664). Seine Anmerkungen zu Justus Lipsius (s. d.) politica wurden 1666 zu Nürnberg gedruckt; unter dem Namen Lucii Verini erschien sein „Commentarius de aristocratia et oligarchia“ 1669, in welchem er von der Definition des Aristoteles in der Politik ausgeht. „De bono cive *φιλοσοφούμενα*“ und „de mendacio *σχεδίασμα*“ in seines Lehrers „J. H. Boecleri commentatio in Hugonis Grotii iuris belli et pacis lib. II cap. priora VII. ad Boineburgium“ 1687. In dieser Schrift wie in der folgenden „Designatio iuris naturae ex disciplina christianorum“ (Reg. 1688) lernen wir Prasch's Ansichten vom Staat kennen. Ihn bestritt Christian Thomasius in den „Freimüthigen Gedanken von allerhand neuen Büchern“ 1689 Febr. S. 79 f. P. vertheidigte sich, aber auch andere warfen ihm die Vermischung des Rechts mit der Theologie vor. Fälschlich schrieb man P. die Abfassung der einst so berühmten, epochemachenden Schrift zu: De statu imperii germanici, in welcher der Verfall Deutschlands beklagt, die Politik Oesterreichs verdammt wurde, in welcher der Satz sich findet sacerdotes et monachi ab alio dependent capite extra rempublicam germanicam constituto, cui nunquam in germanos sincerus amor (cap. 7 § 9), ferner die Ansicht, Germaniam esse irregulare aliquod corpus et monstro simile. Sie ist von Samuel Pufendorf unter der Maske eines Italieners Severini de Monzambano 1667 veröffentlicht; P. gab unter derselben Maske heraus „Severini Monzambani de germana imperii germanici Forma, ad Laelium fratrem literae secretiores“, 1668. 12 (18 Blätter), und stellt die Sache dar, als ob Monzamban in einem zweiten Briefe an seinen

Bruder widerrufe, was er früher geschrieben. Pufendorf erwiederte ihm in seiner „dissertatio de republica irregulari" („Londini Scanorum") § 19 et seq. Zeigt sich P. hier, im Gegensatze zu Pufendorf, noch als Anhänger der alten, scholastischen Auffassung des Rechts und des Staates, so werden wir ihn auf anderem Gebiete als Neuerer kennen lernen.

Seine philologische Begabung zeigte sich früh. Leges Aegyptiorum, sagt Morhof (s. d.) im Polyhistor (ed. 4. 1747. III, 6, 2 § 3), ex Diodoro Siculo peculiari dissertatione explicuit et earum rationes prolixe inquisivit Praschius Argentorati 1657. Anmerkungen zum Phädrus folgten 1660 (Burmann, praef. ad Phaedrum 6). P. schrieb ein treffliches und flüssiges Latein und war in mehreren Schriften bemüht für die Reinhaltung der alten Sprache. Sein „Rosetum seu praecepta styli latini" (Ratisponae 1676. 8.) wurde neu herausgegeben von G. N. Kriegk. Jena 1702, mit einer die meisten Schriften Prasch's anführenden Einleitung. ebenso die kleine Abhandlung „de Latinismis et Barbarismis" Jenae 1704, die ursprünglich 1688 zu Regensburg erschienen war. Auch für den Unterricht sorgte P. durch das mit Unrecht übersehene, deutsch geschriebene „Organon latinae linguae" (Reg. 1688). Er will zeigen, wie „die Jugend nicht nur bald, sondern auch mit Lust . . und gleichsam spielend das beste Latein erlernen kann." Seine „Syntax ruhet auf der Gleich- und Ungleichheit, die zwischen der lateinischen und teutschen Sprache ist, mehr als auf vielen unnützen Regeln". Sein Buch zeigt das vernünftige Bestreben, den Unterricht zu vereinfachen: der „neuen lateinischen Grammatic samt einer nothwendigen Vorrede an die Lehrmeister" folgt eine Anleitung zum Uebersetzen und Sprechen; lateinische Sätze und dazu gleich die deutsche Uebersetzung, darauf lateinische Uebungsstücke; am Schluß „allerhand köstliche Lehrreiche Wörter und Redarten" in 74 kleinen Abschnitten.

Zu seiner Zeit wurde P. als Dichter sehr gerühmt. Selbst der streng urtheilende E. Neumeister (s. d.) sagt von ihm in seinem historisch-kritischen specimen de poetis germanicis (1695 p. 83) „vir de republica litteraria immortaliter meritus. Poeta in poesi et latina et germanica laude omni dignus". Auch Morhof urtheilt von ihm: Praschii carmina heroica Virgilianum aliquid spirant et nitidum (Polyhistor I, 7, 3, § 8). Ein Gedicht in Hexametern des 20jährigen P. steht in J. H. Boeklers Ausgabe des Terentius (Argentorati 1657) nebst Gedichten von J. A. Portner (zu Regensburg 1628 geb., † 1687 zu Wien) und dem Freunde Prasch's, Joh. J. Kerscher. Diese Verse, von P. „praeceptori, hospiti, patrono" gewidmet, sind mit wesentlichen Aenderungen wieder abgedruckt in seiner Sammlung lateinischer Gedichte „poematum libellus, accedit Pervigilium Veneris innominati poetae opus emendatum et notis auctum" (Norib. 1666). Im Geiste der Dichter seiner Zeit meint P. in der Vorrede, die Poesie sei den Menschen gegeben „ut sit tuba gloriae divinae, praemium ac stimulus virtutum, index et flagitium vitiorum". Die kleine Sammlung enthält u. a. einen Hymnus auf Gott in Hexametern, Gelegenheitsgedichte, Scherze, wie das Lob der Kahlköpfigkeit im versus phalaecius, eine Satire auf die Poetaster; dann folgen „choreae" in Versmaßen des Horatius und ein Preis der Vaterstadt „Istri laeta domus". Zum Schluß die hübschen Anmerkungen zum Pervigilium Veneris, an die Ausgabe von J. Lipsius (1580) anknüpfend. Im J. 1671 gab P. Eclogae octo heraus, deren Vorbild Vergil ist; 1674 Christi Jesu aurei apologi versibus inclusi (65 Seiten).

Als Dramatiker ist P. bemerkenswerth. Seine Trauerspiele „Saul desperans" (Ratisbonae 1662), nach M. Virdung's Saul (1595) bearbeitet, und „Arminius" (ib. 1678) — der Stoff aus Tac. annal II, 88 — habe ich aus der Bibliothek zu Weimar erhalten, das von den Sammlern des 18. Jahrhunderts ihm zugeschriebene Trauerspiel „Tullia" habe ich dagegen bis jetzt nicht auffinden können. Aufführ-

rungen des Gymnasiums zu Regensburg werden erwähnt (s. unten Kleinstäuber): 1667 am 29. Aug. und 3. Sept. einer Tragödie „Tullia“, 1669 einer Tragödie „Saul desperans“, bei der Aufführung war auch der kaiserliche Commissär unter den Zuschauern; 1724 der Tragödie „Arminius“. Hier berichte ich zunächst nur über sein Lustspiel „Amici“ (1663 Argent.), welches die dramatische Befähigung Prasch's bezeugt. Comoedia Amici, so urtheilt Morhof (l. c. I, 7, 3, § 15), elegans est et latina. Aber nicht bloß dieses Lob verdient das Stück; guter Dialog, geschickte Führung der Handlung, sorgsame Charakterzeichnung sind ihm nachzurühmen. Vielleicht hat in manchem Betracht das französische Lustspiel eingewirkt. Zwei Freunde, von denen der eine, Sigebert, einen starrsinnigen, heftigen und geldgierigen Vater hat, wetteifern in Edelmuth miteinander: beide lieben dasselbe Mädchen, das freilich gar nicht auftritt. Das Lustspiel ist sehr frisch und, abgesehen von einigen Längen im vierten Act, recht wirksam. P. bemüht sich um Charakteristik und um Darstellung verschiedener Empfindungen. Cognoscetis, heißt es im Prologus, varias indoles, Varios affectus, nec forte insuaves eos. Die Vorzüge und Fehler Deutschlands sollen sich in seinem Stücke spiegeln: imaginem ostendit nostrae Germaniae Virtutesque et vitia. Das Colorit ist auch wirklich deutsch, nur daß die alte Agathe an die Gelegenheitsmacherin bei Plautus und Terenz erinnert. Die Einheit der Zeit ist sorgsam gewahrt, die des Ortes auch, wenn man sich die Wohnung des einen Jünglings, Philiberts, und das Haus des alten Ortulph auf beiden Seiten der Bühne denkt. Barnimus, der Fechtmeister, der mehr als recht ist, den Trunk liebt, ist der Rathgeber der Jünglinge und ein Allerweltsfreund. In der dritten Scene des fünften Actes ist das Thema des Stückes am wirksamsten benutzt. Philibert und Sigebert wollen Rath von Barnimus, aber jeder für den andern, nicht für sich, so daß Barnimus ausruft: „quid vos? malum. an ludos me facitis? nescio. Alius dicit: Huic reperi, alius: Huic, non mihi. Num utique eam possum consiliis meis dare?“ Dann macht er mit derbem Scherz einen Vorschlag; dem Unwillen der Freunde begegnet er durch einen Rath, der später die Verwickelung löst: Sigebert heirathet eine Muhme Philiberts; der alte Ortulph ist zufrieden, da sie ein ansehnliches Vermögen (3000 Gulden) besitzt.

Auch in der erzählenden Dichtung hat P., durch seine „Psyche Cretica“ (Ratisbonae 1685. 16°. 155 Seiten) bei den Zeitgenossen Ruhm erworben. Seine Gattin hatte in der oben angeführten Schrift ein Jahr vorher sich gegen die Unnatur in den Romanen gewendet, gegen die Vermischung der Geschichte und Fabel, den Mangel richtiger Charakterzeichnung. P. suchte ihrem Ideal zu entsprechen, indem er das antike Märchen von Amor und Psyche in christlichem Sinne umdeutete. In solchen geistlichen Allegorien, sagt Wilhelm Scherer, war auch das Ausland vorangegangen, und heidnische Mythen christlich umzudeuten hatte schon das ältere Drama des 17. Jahrhunderts versucht. Wie großen Beifall das Büchlein Prasch's fand, zeigt die 1705 zu Leipzig erschienene deutsche Uebersetzung von J. C. Eibelhuber mit den Vorreden Seligmans und G. Serpilius', Predigers in Regensburg, der auch über die Schrift der Gattin Prasch's redet.

Bis 1680 hatte P. sich stets der lateinischen Sprache bedient. In diesem Jahre erschien zu Regensburg seine „Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie. Samt einer Poetischen Zugabe“. Dort sagt er gleich zu Anfang, er wolle nun der deutschen Sprache und Poesie in etwas beförderlich sein, weil „ich doch derselben mehr als der Lateinischen verpflichtet und verwandt bin“. Er halte auf ein deutsches Gedicht mehr, „wann das übrige gleich ist, als auf ein Lateinisches“. Die „Teutsche Zunge“ sei „gleichsam zu und mit der Poeterey geboren“. Er ist überzeugt, daß die „Teutsche Poesie aller anderen Sprachen Dichterey weit übersteiget“,

wegen der Vorzüge des Reimes, wegen des Unterschiedes und der lieblichen Abwechselung der männlichen und weiblichen Verse, endlich wegen der angebornen Lieblichkeit. „Man darf allhier nit auf die Position und andere Regeln sehen, . . . sondern unser Mund und Ohr ist hie der einige Lehrmeister". Man muß, sagt er an anderer Stelle, in Erinnerung an ein Wort Luthers, dem gemeinen Mann auf den Mund sehen. P. betont nachdrucksvoll die natürliche Uebereinstimmung zwischen den Gesetzen der Prosodie und denen der Aussprache; er dringt auf „die Reinlichkeit des metri" und tadelt Verse von Schottel und selbst Fleming. Nicht bloß die „Stümpler", sondern auch die „Heerführer unserer Poeten" „lassen hin und wieder Trochäen für Jamben passiren"; der Fehler beruht nach ihm auf dem unrichtigen Gedanken, daß die einsilbigen Wörter kurz oder lang seien, „nachdem man sie gebrauchen will", aber entscheidend sei die natürliche Aussprache. „Was sol ich übels thun? Hie ist was kurtz. Setze dafür: Was? sol ich übels thun? so ist was lang". Er dringt auf Vertheilung der Schwere im Verse und auf Verhütung vieler aufeinander folgender Positionslängen; er weiß, daß der Hiatus zu meiden sei, aber wir können mit der Wegwerfung des e am Ende der Wörter, wenn ein Vocal darauf folge, auch manchmal zu weit gehen. P. verficht eine natürliche und vernünftige Methode; daß die einseitig formalistische allmählich in Verruf kam, zeigen besonders zwei Werke jener Zeit: das eine ist Morhofs „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie", das andere die Schrift von P. Schon Reichard im „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst" (Hamburg 1747) sagt: „Ich wüßte keinen unter den deutschen Sprachforschern des vorigen Jahrhunderts, der würdiger wäre mit Morhofen in einem Paare zu gehen, als Joh. Ludwig P." Wie Morhof in seinem Buche am Schluß seine Gedichte als Beigabe gibt, so folgen auch in der angeführten Schrift Prasch's S. 49—93 „Poetische Zugaben". In ihnen zeigt auch P. sich freilich als mittelmäßiger Dichter; am besten gelingen ihm kernige, kurze Spruchgedichte, z. B. „Aller Gram wird beygeleget, Außer den der Neidling heget", und „Wer zu Ehren ist gestigen, Muß hernach in Sorge ligen", so auch das Gespräch zwischen „Bettelmünch und Bauer".

Für unsere Sprache hatte P. ein aufrichtiges Interesse; sein Vorhaben, eine deutschliebende Gesellschaft zu errichten, wovon ein Entwurf nur vorhanden blieb, rühmt Eccard (s. A. D. B. V, 627 f.), der Gehilfe des großen Leibniz. Wie Morhof, war auch P. der Meinung, daß die deutsche Sprache die Mutter der lateinischen sei. In dem genannten, deutsch geschriebenen „Organon" . . (1686) behauptet er, „der dritte Theil der gut lateinischen Sprache, wo nicht mehr", sei im Grunde deutsch. „Ja, Herr Morhof getrauet ihm in der Lateinischen Sprache über die Helffte Teutscher und Gothischer Wörter zu zeigen". Seine Ansicht hat er zu beweisen gesucht in seiner „Dissertatio de origine germanica latinae linguae" (Ratisbonae 1686. 4. 39 Seiten) und in der „Dissertatio altera de origine germ. lat. linguae". (ib. 1689). Im Anschluß an diese gab er zugleich ein kleines „Glossarium bavaricum" heraus; „dieses Wörterbuch kann einem Liebhaber der deutschen Sprache manchen Aufschluß geben", so sagt Reichard (a. a. O. 274): im „bayerischen Wörterbuch" von J. A. Schmeller ist Prasch's Arbeit benutzt. (I^2, S. XIII.) Leibniz schrieb an J. Fabricius, nachdem er die Wichtigkeit der Mundarten hervorgehoben, „audio Praschium olim Ratisbonae edidisse Glossarium bavaricum vocabulorum Bavaris propriorum, id nunquam nancisci potui. Vellem similiter Franconicum et Suevicum et aliarum Germaniae partium haberemus" (J. Heumanni opuscula . . Noribergae 1747 p. 673). Bei Heumann ist das Glossar wieder abgedruckt.

Von Praschens deutschen Gedichten ist noch bemerkenswerth sein „Geistlicher Blumenstrauß" (Reg. 1685); 26 geistliche Lieder, darunter zwei lateinische im

Horazischen Versmaß; die beigefügten Melodien sind von Hieronymus Gradenthaler. In der „Vorrede“ kommt er auf seine prosodischen Ansichten zurück; die früher gegebenen Regeln ergänzt er durch gute Bemerkungen. Gegen Morhof, dessen Schriften er „eine rechte Zier unseres Teutschen Vaterlandes“ nennt, vertheidigt er in Betreff der einsilbigen Wörter den Satz, daß die Kürze oder Länge eines Wortes nur beurtheilt werden kann „nach der Aussprache und durchgehenden vernünfftigen Gewohnheit“; Morhof berufe sich mit Unrecht auf die „poetischen Freyheiten“. Am Schluß kündet er seine „Mysteria linguae germanicae“ an, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe (1686 erschienen). Die Lieder sind nicht ohne Wohllaut, dessen „er sich möglichst beflissen“, auch Einfachheit und Kraft der Sprache kann man ihnen nachrühmen, aber Schwung und Wärme vermißt man. Von Geschmacklosigkeiten hat auch P. sich nicht immer bewahren können, z. B. heißt es S. 61 „Sein Rosinfarb-theures Blut“. Zuletzt folgen abgesondert drei Lieder unter dem Titel „Geistliches Kleeblatt“, die Offenbarung, die Beywohnung, die Vereinigung. Das Bemühen, in diesen Gedichten die Reinheit des Reimes zu beobachten, wird noch besonders bezeugt durch den 1685 gedruckten „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes“. Vom Reim sagt er, er habe „eine verborgene, natürliche, liebreiche Verwandtschafft und Verständnüß mit dem menschlichen Gemüthe“. Er verweist auf kleine Dichtungen, seine Astraea, Andromeda, welche ich nicht gesehen habe. Am Schluß ein „Anhang Etlicher Reimgebände“ (9 Seiten).

Catalogus opusculorum ab J. L. Praschio editorum, Ratisbonae 1680 2 Bl. 4, im Brit. Mus. (Mittheilung des Dr. Bolte); vgl. E. C. Reichard, a. a. O. p. 270. — Goedeke (Grundriß) schreibt P. irrthümlich 2 Schriften zu; „Lavinia“ 1674 ist von M. Schuster, „Doppelsieg“ 1675 ist von Kongehl, vgl. Maltzahn, Bücherschatz, p. 343 u. 950 f. Die „Amici“ von Prasch sind 1663 gedruckt, nicht 1613, wie bei Goedeke steht. — Jöcher-Rotermund. — Saxi Onom. litterar. V, 592. — J. F. Reimann, „Einl. in die hist. litter. derer Deutschen“ V, 94 f. — H. Breßlau, Sev. v. Monzambano 1870. S. 15 „die Monzamb. Litteratur“. — Kleinstäuber, Vhdlg. des hist. Vereines von Oberpfalz und Regensburg, 35. Bd., 142 und 143. — Wilhelm Scherer, Gesch. d. dt. Litteratur 380 und „Ueber den Hiatus in der neueren dt. Metrik“. S. 8. — E. Grucker, Histoire des doct. littér. et esth. en Allem. Paris 1883, p. 399 f. — K. Borinski, Die Poetik der Renaissance 1886, p. 351 und 374.

Daniel Jacoby.

Prasinus: Johannes P., lateinischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich Secretär des Bischofs Nausea in Wien, schrieb eine Tragödie „Philoemus“, eine allegorische Dichtung, in welcher Krieg und Friede mit einander streiten. Der blutgierige Tyrann Philämus hat Irene nebst ihren Töchtern Threstia, der Religion und Tugend, und Pädia, der frommen Erziehung, aus dem Lande vertrieben. Um sie in ihrem Rechte zu schützen, rüsten sich zwei mächtige Fürsten Trasymachus und Pammachus gegen Philämus. Als die feindlichen Heere schon nahen, räth Pronäa dem König zur Milde, Diabole aber, die in Zauberkünsten bewanderte Teufelin, zu einem Bündnisse mit Mars, der jedoch anfangs voller Bedenken, erst nach Befragung eines Magiers zur Hülfe bereit ist. Alastor, der Sohn des Königs, in Liebe zu den verbannten Töchtern der Irene entflammt, verwünscht den unheilverkündenden Magier und den Bund seines Vaters mit Diabole; sinnlos stürzt er sich auf den Magier, wird aber von seinem herzueilenden Vater von weiteren Schritten zurückgehalten und in das Gefängniß geführt. Auf die Frage des Magiers, was weiter zu thun sei, erwidert der König, das werde er von der Diabole hören. Aehnlich

endet Naogeorgs Pammachius, der dem P. vielleicht bekannt gewesen ist. Das Schlußchorlied fehlt und die Handlung findet überhaupt keinen Abschluß, so daß man vermuthen möchte, die Tragödie sei unvollendet geblieben. P. starb in jugendlichem Alter und konnte an sein Werk die letzte Hand nicht legen. Die Herausgabe der Tragödie übernahm auf Bitte des Verfassers der österreichische Dramatiker Wolfgang Schmeltzl, der die Ausgabe (Wien 1548) mit einer an Leopold Rüber, Abt zu Göttweih, gerichteten Vorrede begleitete. P. verfaßte noch einen Trauergesang (Threnologia) auf den Tod des Bischofs Joh. Faber zu Wien (1541) und übersetzte vier Bücher der Odyssee im elegischen Versmaße, welche Arbeit er seinem Oheim Paul Gereander widmete (noch 1639 in Wittenberg neu gedruckt).

Denis, Wiener Buchdruckergesch. 1, 405 u. Nachtr. S. 103. — Rotermund 6, 814. — Goedeke 2, 138. — F. Spengler, Wolfg. Schmeltzl, Wien 1883 S. 15. 74. H. Holstein.

Prasse: Moritz v. P., Mathematiker, geb. 1769 in Dresden, † am 21. Jan. 1814 in Leipzig. Prasse's ganze gelehrte Laufbahn verlief in Leipzig, wo er 1795 den Titel eines Magisters, 1796 die Stellung eines Docenten erwarb; 1798 wurde er außerordentlicher, 1799 ordentlicher Professor der Mathematik. Er gehörte, gleich den meisten seiner damaligen deutschen Fachgenossen, der combinatorischen Schule an, mit deren Hilfsmitteln er in seinen „Commentationes mathematicae I.“ (1804) und II. (1812) sich vertraut zeigte. Die heutige Zeit dürfte kaum einen der Beweise anerkennen, auf deren Strenge man sich damals zu gut that. Große Verbreitung scheinen Prasse's „Institutiones analyticae“ (1813) gehabt zu haben, ein Lehrbuch der Analysis mit Einschluß der Differential- und Integralrechnung und — wie in der Vorrede ausdrücklich gesagt ist — mit Beschränkung des Stoffes auf das, was in dem kleineren Lehrbuche von Lacroix enthalten sei, was ja allen billigen Ansprüchen genüge.

Vgl. Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch z. Gesch. d. exakten Wissensch. II, 518—519. Cantor.

Pratje: D. Johann Hinrich P., † am 1. Februar 1791 als Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden (d. h. des jetzigen Regierungsbezirks Stade), war 1710 in Horneburg bei Stade aus niederem Stande geboren, wurde 1734 in seinem Heimathsorte zweiter Prediger und 1743 zweiter Pastor zu St. Wilhadi und zugleich „Etatsprediger“ in Stade; 1745 rückte er in das Hauptpastorat ein. Hier erkannte der hannoversche Geheimrath Philipp Adolph v. Münchhausen seine wissenschaftliche und verwaltungsamtliche Tüchtigkeit und beförderte ihn in rascher Folge 1746 zum Consistorialrath und 1749, nach dem Tode von Lucas Bacmeister (2. December 1748) zum Generalsuperintendenten; er trat sein Amt, dem er bis zum Tode vorstand, 1750 an. Ein körperlich und geistig durchweg gesunder Mann, arbeitstüchtig und arbeitslustig bis zum Ende, klaren Verstandes und praktischen Blickes, ausgerüstet mit umfänglichem theologischen und philologischen Wissen, vollständig bekannt mit den geistlichen Bedürfnissen seiner Provinz in Kirche und Schule, aber auch mit der Lebenslage seiner Gemeinden hat er überall tiefe Spuren segensreichen Wirkens hinterlassen. Vermittelnd und bessernd, mehr mahnend als strafend griff er mit humaner Hand, eher zu gelinde als zu hart, überall ein: in seine z. Th. wenig gebildete, vom Aberglauben überwucherte Geistlichkeit, in das bei Bacmeisters Kränklichkeit herabgekommene Synodalwesen, in die höchst ungenügenden Gehaltsverhältnisse der Prediger und namentlich in das Volksschulwesen. Dieses lag arg darnieder; das Lehrermaterial, mit dem er zu thun hatte, bestand größtentheils aus früheren Bedienten, pensionirten Soldaten und Handwerkern, deren Geschäft

nicht gegangen war. Sie hatten selten nur die vorhergehende Einübung durch einen älteren Lehrer genossen. Hier griff P. durch die „Schulordnung für die Landschulen“ vom 10. Februar 1752 ernergisch ein; aber erst sein späterer College im Consistorium, der Consistorialrath und Garnisonsprediger Albrecht Anton Watermeyer (seit 1778, † 1809) begann mit gründlicher Besserung durch Errichtung eines Lehrerseminars, einer Privatanstalt, in der er unentgeltlich eine Anzahl junger Leute vorbildete. In seinem Glauben stand P. auf dem orthodoxen Boden vom Anfange des 18. Jahrhunderts, aber er neigte der Nicolaischen Aufklärung immer mehr zu und machte sich selber den Glauben zum Gegenstande des Verstandes; ein Freund tadelt in einem Nachrufe, daß er für den Prediger mehr die Orthodoxie als die Fähigkeit Morallehre zu treiben gefordert habe. Jedenfalls war er duldsam im höchsten Grade. Dennoch legte die kurfürstliche Regierung in Hannover seinen Entwurf einer Kirchenordnung 1788 als zu orthodox zu den Acten, „weil sie in gegenwärtigen Zeiten weder rathsam noch nothwendig sei“. Dagegen wurde seine langjährige und mühsame Arbeit „das Gesang- und Gebetbuch für die Herzogthümer Bremen und Verden“ am 10. December 1788 auf Veranlassung der Regierung und mit Genehmigung der Stände eingeführt; ein seinerzeit hochgepriesenes, nachher als rationalistisch von den Eiferern unter König Georg V. mit Füßen getretenes Werk. Es hat allerdings in Umänderung, auch Verwässerung alter Lieder sein Möglichstes geleistet. Von P. selbst sind 29 Gesänge aufgenommen; sie sind trocken, in Verse gegossene Prosa ohne allen Schwung. Auf dem Gebiete der praktischen Theologie war P. ein eifriger Schriftsteller, mehr noch auf provinzial-geschichtlichem. Hier war er ein unermüdlicher litterarischer Sammler und hat dadurch der heutigen Wissenschaft eine Menge sonst wahrscheinlich zerstörten Materiales gerettet. Seine Kritik war ohne Voreingenommenheit und scharf und unterscheidet sich daher äußerst vortheilhaft vor der Masse der Localforschung, wenngleich sie natürlich nicht auf heutigem Boden steht. Ein „Neues theologisches Magazin“ begann er 1766; ein „Liturgisches Archiv“ erschien von ihm 1786—88 in 5 Bänden, „Einführungsreden“ in 2 Bändchen, eine „Bremen-Verden'sche Schulgeschichte“, ebensolche „Katechismusgeschichte“ und eine „Religionsgeschichte“ der Herzogthümer. Zum Theil kamen diese Sachen allmählich als Begleitworte seiner Synodalausschreiben heraus und waren darauf berechnet, der Instruction seiner Prediger zu dienen; so auch die „Stadesche“, die „Buxtehudische Schulgeschichte“ und die Geschichte der „Bremer Domschule und des Athenäi“. Eine Reihe Zeitschriften hat er Jahrelang in fast beständiger Folge herausgegeben, die z. Th. zur Aufnahme wissenschaftlicher Arbeiten den Geistlichen der Provinz dienen sollten; so die 4 Bände der „Bremen-Verdenschen Bemühungen in Predigten“ (1763), die „Predigten nach dem Vorbilde der heilsamen Lehre“ (1776), die 3 Bände „Bremen- und Verden'sches Hebopfer“, die 4 Bände „Br.- und Verd. Bibliothek“. Während schon diese beiden letzten Sammlungen immer mehr historische Arbeiten brachten, sind die „Herzogthümer Bremen und Verden, 1.—6. Sammlung“ (1757—62), und die 12 Bände „Altes und Neues aus den Herzogthümern Br. u. V.“ (1769—81), geradezu ein Magazin für Local- und Personalforschung geworden. In Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ freilich wurden diese Veröffentlichungen einer sehr absprechenden Kritik unterzogen, und es scheint, daß P. es darum aufgab, seine reichen Sammlungen weiter im Druck bekannt zu geben. Trotzdem wurden jene Schriften im Bereich der Provinz und für alle, die sich mit deren Geschichte, Verwaltung und Recht zu beschäftigen hatten, bald unentbehrlich und sind es noch heute. Eine nicht immer glückliche Auslese aus diesen Zeitschriften ließ der Stader „Vaterländische Verein“ unter dem Titel Joh. Hinr. Pratje's „Vermischte historische Sammlungen“ 1842 in

3 Bänden erscheinen, welche oft fälschlich als von P. selbst herausgegeben angeführt werden. 1753 hatte P. in Hamburg (Brandt) auch „Historische Nachrichten von Joh. Chr. Edelmanns, eines berüchtigten Religionsspötters Leben, Schriften und Lehrbegriff“ herausgegeben, womit er sich an dem Swedenborgianerstreite betheiligte. Auch kleine, in die Landwirthschaft einschlagende Aufsätze schrieb er, wie eine große Zahl anderer Abhandlungen; auch Predigten und Reden erschienen in Einzeldrucken, über die P. selbst gelegentlich in seinen Werken Uebersichten gab; so „Herzogt. Br. und Verden“ 6, Reg. IV, „Altes und Neues“ 9, S. 54, 254, 358 f. Dagegen ist die von P. unter seinem Namen herausgegebene „Verdensche Schulgeschichte“ vom Landrath und Syndicus Christian Gustav Rehboom in Verden verfaßt, der aber seinen Namen nicht genannt wissen wollte. P. war verheirathet mit Anna Gerdrut, Tochter des Landrats und Bürgermeisters Henken zu Buxtehude; von den Söhnen hieß der älteste Johann Hinrich P. (s. u.); der jüngere, Hinrich Wilhelm P., war Postschreiber in Hannover, dann seit 1769 Postverwalter in Stade, † am 2. März 1771. Noch als Achtundsiebziger verheirathete sich P. zum zweiten Male am 3. Juli 1788 mit der 63 Jahre alten verwittweten Landrentmeister Abbenseth, Sophie Juliane, geb. Plate († 25. Juli 1796). Zu Pratje's fünfzigjährigem Kirchendienstjubiläum am 14. April 1784, hatten die Pastoren und Lehrer seines Sprengels eine jetzt sehr selten gewordene Denkmünze prägen lassen, welche das Brustbild des Jubilars zeigt. Ein Exemplar befindet sich im Stader Museum.

S. (H. Schlichthorst), Nachrichten von dem Leben, Charakter und Schriften des Gen.-Sup. Pratje, Stade 1791. 8. — H. Schlichthorst, Beyträge 2c. 2, S. 320 und 337. — Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande VIII (1794), Stück 2 S. 226—236. — D. Friedr. Koester, Geschichte des königl. Consist. der Herzogthümer Bremen und Verden (Stade 1852) S. 40 bis 48. — Ueber Rehboom s. Ch. G. Pfannkuche, Aeltere Geschichte des vorm. Bisth. Verden S. XXII Anm. 23.

Krause.

Pratje: Johann Hinrich P, der Jüngere, Sohn des Generalsuperintendenten gleichen Namens (s. o.), war am 17. Juni 1736 zu Horneburg geboren, † am 5. Januar 1789 als Pastor zu Beverstedt und Propst des Bremervördischen Kirchenkreises im Herzogthum Bremen. 1755 bezog er die Universität Helmstedt, ging 1757 nach Göttingen, siedelte aber wegen des Einbruchs der Franzosen nach Jena über. Nachdem er 1760 Hauslehrer beim Pastor Olbers in Bremen geworden, wurde er dort 1762 dem alten Pastor Vogt adjungirt, ward 1766 Pastor zu Steinkirchen im Altenlande, an der Lühe, und 1776 zu Beverstedt. Die Bremervördische Präpositur wurde ihm 1780 übertragen. 1775 gab er in Hamburg das „Evangelium Matthäi nach der Uebersetzung des sel. D. Martin Luther“ heraus. Diese mit Einleitung und Anmerkungen versehene Arbeit sollte ein Versuch sein, nach dem das ganze Neue Testament herausgegeben werden sollte; doch blieb es bei dem einen Bande. Außerdem hat er einige Predigten drucken lassen; auch „Predigten für Landleute“. Er galt als guter Hebräer, und 1775 erschienen von ihm in Leipzig „Ellipses hebraicae cum novis observationibus“. Viel bekannter machte er sich durch größere und kleinere Arbeiten ökonomischer Art, zur Beförderung von Obstbau und besserer Bodencultur. Ein „Allgemeines ökonomisches Magazin“ erschien 1783 in Hamburg, doch wollte der Verleger nach dem 3. Heft nicht weiter drucken. Das „Oekonomische Portefeuille“ kam 1786 in Lübeck in 3 Bänden heraus. Im „Hannoverschen Magazin“ sind von ihm eine ganze Reihe Aufsätze enthalten. Er verheirathete sich

1765 mit einer Tochter des Bremer Kaufmanns Weland; von ihm stammen die Pastorenfamilien Pratje im Regierungsbezirk Stade.

S. Annalen der Braunschweig-Lüneb.-Churlande III (1789), 3, S. 723. — (Pratje), Altes und Neues 8, S. 390 f., auch 9, S. 345 2c.

Krause.

Praetorius: Abdias (hebräische Uebersetzung für Gottschalk) P. (Schulz), lutherischer Theologe, geb. am 25. October 1524 als der Sohn eines Kaufmanns in Salzwedel in der Altmark, besuchte die Schule seiner Vaterstadt, dann die zu Magdeburg und studirte auf den Universitäten zu Frankfurt, später zu Wittenberg. Auf der letzteren schloß er sich besonders Melanchthon an, auf dessen Empfehlung er in Salzwedel 1544 als Magister und 1548 als Rector der Altstädtischen Schule angestellt wurde. Aber da er bei den Streitigkeiten wegen des Interims sich gegen dasselbe erklärte, ward er bereits 1552 seines Amtes entsetzt. 1553 wieder zum Rector des altstädtischen Gymnasiums in Magdeburg erwählt, verweilte er trotz der Blüthe, zu welcher er die Schule in kurzer Zeit erhoben hatte, auch hier nicht lange, und wir begegnen ihm 1557 als Professor des Hebräischen in Frankfurt a. O., wohin ihn vielleicht der Prof. Georg Sabinus zog, ein Schwiegersohn Melanchthon's durch seine erste Frau. Leider starb derselbe schon 1560 und P. setzte ihm in der noch erhaltenen Leichenrede ein ehrendes Denkmal. Mittlerweile war er auch in Frankfurt wieder in einen heftigen Streit mit seinem Collegen, dem Professor Andreas Musculus (s. A. D. B. XXIII, S. 93) über die Nothwendigkeit der guten Werke gerathen, welche dieser verneinte, P. aber behauptete. Der Kurfürst Joachim II., anfangs für P. günstig gestimmt, berief ihn nach Berlin, um die Gegner zu trennen und bediente sich seiner (Febr. 1561) bei den Disputationen mit dem päpstlichen Nuntius Franciscus Commendonus, welcher den protestantischen Fürstentag zu Naumburg und einzelne protestantische Höfe aufsuchte, um sie zur Beschickung des Tridentiner Concils zu vermögen; nach den am vollständigsten bei Beckmann (s. unten) zusammengestellten Protocollen dieser Verhandlungen erklärte sich der Kurfürst ebenso bestimmt für die Augsburgische Confession, wie gegen die Autorität des Concils. Für P. aber bedeutete die Rückkehr nach Frankfurt nur die Erneuerung des früheren Streites. Einige seiner Schriften aus dem Jahre 1561: de poenitentia, de justificatione, de novae obedientiae et bonorum operum necessitate, besonders die letztere, erregten den Zorn des Musculus, welcher dagegen (Anfang 1562) de bonorum operum et novitatis vitae libertate schrieb. Da es zu ärgerlichen Auftritten der für P. Partei ergreifenden Studenden gegen Musculus und seine Anhänger kam, auch die Frequenz der Universität litt, so blieb dem Kurfürsten, wollte er nicht den Musculus fallen lassen, nichts übrig, als P. abermals zu entfernen. Er nahm ihn (Oct. 1562) mit sich nach Frankfurt a. M. zur Königswahl Maximilians und sandte ihn alsdann, wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse, mit anderen Gesandten nach Warschau wegen der Mitbelehnung über Preußen. An der Frankfurter Universität aber hatten sich unterdessen die Verhältnisse wenig geändert; neue Streitschriften von gleicher Heftigkeit wurden gewechselt, dazu kam noch der Tod seiner Frau, so daß P. beschloß, Ende 1563 nach Wittenberg überzusiedeln, wo er vom Kurfürsten von Sachsen sehr entgegenkommend aufgenommen wurde. P. muß jedoch unter Joachims Regierung mehrfach noch längere Zeit in Berlin verweilt haben, wenigstens vermählte er sich dort in zweiter Ehe am 13. Juli 1565 mit seines verstorbenen Freundes Sabinus Tochter Sabina und 1568 überwies ihm der Kurfürst ein Haus in der Klosterstraße. Erst seit 1571, scheint es, ließ er sich dauernd in Wittenberg nieder, wird als Decan der philosophischen Facultät er-

wähnt, las stark besuchte Collegia und gab ein Werk: „De poesi Graecorum libri VIII“ heraus. Doch bereits am 9. Jan. 1573 ereilte ihn der Tod.

Becman, notitia univ. Francof. 1706, fol. 92—106, 275—277. — G. G. Küster zu Seidels Bilder-Sammlung, 1751, S. 80 ff. — Danneil, Kirchengesch. d. Stadt Salzwedel, 1842. — Holstein, Geschichte d. Altstädt. Gymnas. in Magdeburg, in: Jahrb. f. Philol. u. Pädagogik, 1884, Bd. 130, S. 68 ff. — Vormbaum, Evangelische Schulordnungen, I. 412—433. — Spieker, Andr. Musculus, 1858, S. 46—115. — Ueber Commendonus vgl. d. Biographie des A. Maria Gratianus u. d. T. De scriptis invita Minerva ad Aloysium fratrem, edid. H. Lagomarsini, 1745/46, tom. II, p. 23.
R. Schwarze.

Prätorius: Andreas P., lutherischer Theologe, geb. um 1550 in Torgau, studirte in Jena bis 1573, ging alsdann nach Frankfurt a. O., wo er am 15. Mai 1576 zum Doctor der heil. Schrift promovirt ward und sich mit des Andr. Musculus Tochter Dorothea vermählte. Um dieselbe Zeit war er auch vom Kurfürsten Joachim II. nach Berlin als dessen Hofprediger berufen worden, doch kehrte er nach dem Tode seines Schwiegervaters 1581 nach Frankfurt zurück, um in dessen Functionen als Professor und Pfarrer einzutreten. 1584 gab er einen Band Predigten unter dem Titel „Brabeion“, d. i. „Ehrendanck oder aller Edelstes Kleinoth“ heraus (Frankfurt in 4°, zweite Ausgabe Wolfenb., 1608, 8°) und starb am 20. December 1586. Seine Wittwe heirathete später den Professor der Theologie Joach. Garcäus in Frankfurt (A. D. B. VIII, 368), welcher 1633 als Oberpfarrer in Brandenburg a. d. Havel starb.

Sein Sohn, Andreas P., ward 1602 vom Freiherrn Heinrich Anselm von Promnitz zum Prediger in Sorau, dann 1604 zum Pfarrer in Dobrilugk (Kreis Luckau in der Nieder-Lausitz) erwählt. Er gab mehrere Bände Auszüge aus Luthers Schriften, als „Prodomus Lutheri“, „Lutherus redivivus“ u. s. w. heraus.

G. G. Küster, Altes u. Neues Berlin I, 97—98. — Becman, not. univ. fol. 50, 56, 91. — Spieker, Gesch. der Marienkirche in Frankfurt 1835, S. 215—219.
R. Schwarze.

Praetorius: Benjamin P., ein Dichter, von dessen Lebensumständen fast nichts bekannt ist. Er stammt aus Weißenfels, wurde im J. 1657 Adjunct des Predigers Andreas Praetorius zu Lissa bei Delitzsch und ward am 15. Februar 1661 von Theodor Securius zum Dichter gekrönt. Er gab zwei Sammlungen geistlicher Lieder heraus: „Jauchzender Libanon“, 1659, wieder aufgelegt 1668, und „Spielende Myrtenaue“, 1664. Im ganzen sind von ihm in diesen beiden Sammlungen (nach Koch) 188 Lieder veröffentlicht, von denen mehrere eine weitere Verbreitung in Gemeindegesangbüchern gefunden haben. Sein bekanntestes Lied dürfte: „Wohl mir, Jesus, meine Freude, lebet noch und schafft mir Ruh“ sein.

Jöcher, III, Sp. 1745. — Rotermund zum Jöcher, VI, Sp. 786. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 314 f. — Richter, Lexikon, S. 285. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, S. 368 f. — Goedeke, Grundriß, 1. Aufl., II, S. 471, Nr. 117. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 463; Fischer gibt als seinen Geburtstag den 15. Februar 1571 an, was offenbar unmöglich ist.
l. u.

Praetorius: Christophorus P., aus Bunzlau in Schlesien gebürtig, scheint in Wittenberg studirt zu haben, denn wir besitzen aus dem Jahre 1560 einen Gesang zur Feier des Leichenbegängnisses Melanchthon's, welcher in Wittenberg bei Georg Rhau erschien (Stadtbibl. in Augsburg). Ums Jahr 1574 finden wir ihn als Cantor am Johanneum in Lüneburg. Er hat seiner eigenen Angabe

nach viele deutsche Kirchengesänge und lateinische wie deutsche Ehrenlieder componirt. Bekannt sind heute nur noch 2 Bücher: „Fröliche und liebliche Ehrenlieder zu 4 Stimmen", die 1581 in Wittenberg bei Welack erschienen (Königl. Bibl. zu Berlin), sowie mehrere Ausgaben von Lossius' kleinem theoretischen Werke „Erotemata musicae", dessen erste Ausgabe 1563 erschien und welches P. 1568, 1570 und 1574 von neuem herausgab. Rob. Eitner.

Praetorius: Christoph P., eigentlich Schulze, auch Scultetus, geboren am 11. oder 12. (getauft am 13.) November 1631 zu Stendal als Sohn des Domdiaconus Johannes P., lebte als „Kämmerer und Freisaß" in seiner Vaterstadt und starb im October (begraben am 6. October) 1713 ebenda. Er hat geistliche Lieder gedichtet, von denen sich acht mit den Buchstaben C. P. unterzeichnet in dem Gesangbuche: „Das Rauchopfer der geistlichen Priester", Stendal 1698, befinden. Wahrscheinlich ist er auch bei der Herausgabe dieses Gesangbuches betheiligt gewesen. Sein bekanntestes Lied ist „Christe, wahres Seelenlicht, deiner Christen Sonne"; doch haben auch andere seiner Lieder weitere Verbreitung gefunden.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 611. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 789. — Ganz besonders ist zu vgl. Blätter für Hymnologie, Jhrg. 1884, S. 99 f. l. u.

Praetorius: Ephraim P., geboren am 11. März 1657 zu Danzig, Sohn des an der Johannisschule, später an der Marienschule amtirenden Lehrers Georg P., früh schon von seinem Vater in Unterricht genommen, absolvirte in hergebrachter Weise die Schulen seiner Vaterstadt und bezog dann, für das Studium der Theologie sich entscheidend, 1679 die Universität von Wittenberg, 1681 die von Leipzig und 1682 die von Rostock. Von dort kehrte er 1683 in seine Vaterstadt zurück und bestand noch in demselben Jahre (13. September) das Candidatenexamen. Noch zwei Jahren, die er wohl mit Unterricht wird ausgefüllt haben, wurde er 1685 (20. August) Geistlicher in Alt-Münsterberg und Gnojau, Dörfern des Marienburger Werders. 1698 wurde er in das Amt eines Geistlichen am Lazarethe seiner Vaterstadt berufen und 1702 zum Pfarrer an dem St. Jacobshospital und dessen Kirche ernannt. Während der neun Jahre, da er in Danzig lebte, hat er mit eisernem Fleiße das Studium der Geschichte der Kirchen und Schulen, wie der an ihnen thätig gewesenen Männer betrieben. Die Ergebnisse seiner Studien, aufs sorgfältigste zusammengestellte Werke, die unten angeführt werden, sind von größtem Werthe; auf sie ist heute noch bei Arbeiten gleichen Inhalts zurückzugehen, und nie geschiehts, ohne daß man wichtige Aufschlüsse, bedeutsame Hinweisungen erhielte. 1705 nahm er den von Thorn an ihn ergangenen Ruf an, das dortige Seniorat der Geistlichkeit wie das Pastorat von St. Marien zu verwalten, und trat dasselbe am 19. Sept. des genannten Jahres an. Er hat dies Amt, das zu der Zeit in jener von jesuitischer und polnischer Reaction be- und durchstürmten Stadt überaus schwierig war und harte Kämpfe, herbe Erfahrungen ihm heraufführte, treu, umsichtig, in geduldigem Geiste verwaltet. Es ward ihm auch von einem gütigen Geschick der Lohn zu theil, daß er die bei den geschärften nationalen und kirchlichen Gegensätzen unausbleibliche Katastrophe nicht mehr erlebte; er starb vor dem „Thorner Blutbad" am 14. Februar 1723.

Seine litterarische Thätigkeit war eine überaus rege. Außer Dissertationen und Predigten, deren Titel in der unten genannten Biographie angegeben sind, publicirte er auf dem theologischen Gebiete: „Bibliotheca homiletica oder homiletischer Bücher-Vorrath über die gantze Bibel" . . Danzig 1691. 4°. II. Th. Lips. 1698. Contin. Lips. 1708. III. Th. Lips. 1719. — Viel bedeutender

sind seine geschichtlichen Schriften. Zuerst erschien „Dantziger-Lehrer Gedächtnis, bestehend in kurtzer Verzeichnis der Evangelischen Prediger zu Dantzig .... nebst einem Anhange der Lehrer oder Professorum am Dantziger-Gymnasio", Leipz. 1704 in 8⁰.; „zum andern mahl gedruckt, und biß auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt" Dantzig 1713 (8⁰), endlich in dritter Auflage, welche der Buchhändler Joh. Heinr. Rüdiger hatte besorgen lassen, vermehrt mit einem Verzeichniß der seit .. 1709 ... tentirten Studiosorum Theologiae", Danzig und Leipzig 1760 (4⁰). Wichtiger und werthvoller ist das zweite Werk: „Athenae Gedanenses sive commentarius historico-chronologicus succinctus originem et constitutionem Gymnasii Dantisci . . . itemque recensionem superiorum ejus antistitum . . . nec non vitas et scripta rectorum ac professorum eiusdem continens. Accedit series I rectorum scholarum reliquarum publicarum Gedanensium, II rectorum Gymnasiorum tum Thoruniensis tum Elbingensis." Lipsiae 1713 (8⁰ 240 S.). In Handschrift hat er noch ein zwei Foliobände umfassendes Werk hinterlassen: „Das Evangelische Danzig". Ein Exemplar dieses Werkes besitzt das Archiv des „Ministeriums J. A. C." in Danzig und ein anderes die Danziger Stadtbibliothek.

Zu vergl. Joh. Benjam. Dragheim, vita Zerneckiana (Francof. & Lips. 1733. 4⁰) p. 57 Note 9. Bertling.

Praetorius: Hieronymus P. (Schultz), ein tüchtiger Hamburger Organist und Componist, der um 1560 in Hamburg geboren sein soll, doch habe ich bereits in den Monatsheften für Musikgeschichte (III, 65) darauf hingewiesen, daß diese Jahreszahl wohl um gut zehn Jahre zu spät angenommen ist. Sein Vater, Jacob P., war Organist an St. Jacob in Hamburg und ließ sich die musikalische Ausbildung seines Sohnes sehr angelegen sein, so daß er nicht nur einen tüchtigen Organisten, sondern einen hervorragenden Componisten in ihm erzog. P. erhielt zuerst eine Cantorstelle in Erfurt, und als im J. 1582 sein Vater starb, berief man ihn an dessen Stelle in Hamburg, wo er am 27. Januar 1629 starb. Er hinterließ nebst dem gleichnamigen Sohn (s. u.) zwei Söhne: Jacob und Johann, von denen besonders der erstere sich großen Ruhm als Musiker erwarb (s. u. S. 518). Hieronymus hat uns eine Anzahl Compositionen hinterlassen, die schon zu seiner Lebenszeit in mehreren Auflagen erschienen. Es sind dies 1 Band „Cantiones sacrae" zu 5 bis 8 Stimmen (Hamburg bei Philipp v. Ohr), die zuerst 1599, dann 1607, 1609, 1622 und 1623 erschienen; von 1607 ab vermehrt mit Gesängen bis zu 12 Stimmen; die letzte Ausgabe gab Stein in Frankfurt heraus. Die erste Auflage umfaßt 47 Motetten, Gesänge von oft großem Umfange. Ihr Charakter ist ernst, oft herbe im Ausdruck. Der weiche, volle, wahrhaft berauschende Klangeffect, den die Italiener dieser Zeit entwickelten, geht ihm völlig ab. Kraftvoll, gemüthvoll, innig, ernst bis zur Rauheit, das sind die durchgehenden Charakterzüge in seinen Werken. Die Kunst der Stimmenführung hat er mit den Italienern gemein, doch das nordische Klima hat ihn aus derberem Stoffe geschaffen und der alten Niederländer Kunst liegt ihm näher als der Italiener weiches Klangcolorit. — Diesen Motetten ließ er 1602, ebenfalls bei v. Ohr in Hamburg, eine Sammlung Magnificats folgen, die dann als „Tomus secundus" im Jahre 1622 wieder neu aufgelegt wurden. Die im J. 1616 folgenden Messen zu 5 bis 8 Stimmen tragen schon in der ersten Ausgabe die Bezeichnung „Tomus tertius". Der 4. Band, 1618 erschienen, enthält 39 Motetten zu 5 bis 20 Stimmen und der 5. 30 Motetten zu 5 bis 15 Stimmen, 1618 und 1625 in Hamburg bei Hering erschienen. Die ersten 4 Bände kommen zahlreich vor, so auf der Kgl. Bibl. zu Berlin, in Frankfurt a. M., Stadtbibliothek in Hamburg, Stadtbibliothek Breslau u. a. O., während der 5. Band sich bisher nur in Königsberg, Berlin und Upsala fand.

Noch sei erwähnt, daß die späteren Ausgaben den Gesammtitel: „Opus musicum quatuor tomis distinctum, denuo ab ipso autore revisum, correctum et auctum et Basso continuo adornatum“ tragen.

Rob. Eitner.

Praetorius: Hieronymus P., Sohn des gleichnamigen Organisten zu St. Jacobi in Hamburg (vgl. den vorigen Artikel), wurde am 25. November (nach anderer Angabe am 8. October) 1595 (schwerlich 1599, wie auch mitunter gesagt wird) in Hamburg geboren. Nachdem er zuerst in Hamburg und dann in Hannover die Schule besucht hatte, ging er im J. 1615 zum Studium der Theologie nach Wittenberg, wo er 1618 Magister ward. Im J. 1620 finden wir ihn in Jena, wohin er, um Johann Gerhard, den bedeutendsten Dogmatiker seiner Zeit (vgl. A. D. B. VIII, 767 ff.), zu hören, gegangen sein wird. Hier blieb er dreizehn Jahre; im J. 1622 wurde er Adjunct der philosophischen Facultät, 1626 Professor der Ethik und Politik, 1631 Professor der Physik. Von seiner gelehrten Thätigkeit geben zahlreiche gedruckte Disputationen und Abhandlungen Zeugniß, in welchen hauptsächlich schwierige metaphysische Fragen, aber auch Gegenstände der Dogmatik und der Politik behandelt werden. Als im J. 1633 das Bisthum Würzburg nebst anderen Gebieten von Oxenstjerna an den Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar (vgl. A. D. B. II, 439 ff., und besonders hierfür S. 441 f.) geschenkt worden war und dieser nun auch in Würzburg ein lutherisches Kirchenwesen einrichten wollte, ward unser P. von ihm hierzu als Superintendent und Professor der Theologie nach Würzburg berufen. Er nahm den Ruf an, aber seines Bleibens in Würzburg war nicht lange; nach dem für die Protestanten so unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Nördlingen (am 27. August 1634 st. vet.) mußte er fliehen. Wahrscheinlich war es auf dieser Flucht, daß er im Karthäuserkloster zu Erfurt, das auf Geheiß der Schweden die Mönche hatten räumen müssen, ein Unterkommen fand, und daß seine Frau dort eines Kindes genas, eine Begebenheit, die ein gleichzeitiger Chronist unter den Merkwürdigkeiten des Jahres 1635 der Nachwelt überliefert hat. P. wurde zunächst vom regierenden Herzog zu Sachsen-Weimar Wilhelm, dem Bruder Bernhard's, zu seinem Hofprediger in Weimar ernannt, kam dann im J. 1637 nach Schleusingen als Superintendent, Consistorialassessor, Professor der Theologie und Ephorus des Gymnasiums und ward von hier im J. 1642 als Superintendent und Pastor nach Schmalkalden versetzt. Hier starb er am 23. December 1651. Seit seiner Flucht aus Würzburg hatte er noch Berufungen nach Braunschweig, Jena, Frankfurt a. M., Regensburg u. s. f. in hohe akademische und kirchliche Stellungen gehabt, aber nicht angenommen. Die von ihm veröffentlichten Schriften nennen Rotermund und das Lexikon der hamburgischen Schriftsteller. Für das Weimarsche Bibelwerk, die sog. Kurfürstenbibel (Nürnberg bei Endter), hat er die Evangelien des Matthäus und Marcus bearbeitet; da aber die Beiträge der Mitarbeiter hernach von der Redactionscommission und namentlich von deren Vorsitzenden Salomon Glassius (A. D. B. IX, 218 f.) stark überarbeitet sind, so läßt sich aus dem vorliegenden Drucke sein Antheil an der Arbeit nicht feststellen; im allgemeinen ist anzunehmen, daß seine kirchliche und theologische Auffassung mit der in diesem Bibelwerke zur Aussprache gekommenen übereinstimmte. Eine seiner Töchter heirathete Johannes Olearius (vgl. A. D. B. XXIV, 279).

Jöcher III, Sp. 1747. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 793 ff. — Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller VI, S. 105 f. — Moller, Cimbria literata I, 504 f. — Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena, 1858, S. 178. — Ueber seine Betheiligung an der Kurfürstenbibel vgl. Weymarsche acta historico-ecclesiastica, Bd. 5, S. 1011. l. u.

Praetorius: Jacob P. (Schultz), Sohn des älteren Hieronymus, geboren am 8. Februar 1586 in Hamburg, ging behufs seiner Ausbildung als Musiker nach Amsterdam, um bei Sweelinck zu studieren und erwarb sich dessen Gunst in so hohem Maße, daß ihm derselbe zu seiner Hochzeit mit Margarethe a Campis im J. 1608 ein 5stimmiges „Canticum nuptiale" übersandte (gedruckt in Hamburg bei v. Ohr, Exemplar in der Stadtbibliothek in Hamburg, s. Monatshefte für Musikgeschichte III, 67). Jacob war bereits vor 1604 an St. Peter in Hamburg als Organist angestellt, denn in dem 1604 erschienenen Melodeyen-Gesangbuch (M. f. M. III, 75 76) wird er bereits als Organist in Hamburg bezeichnet; später wird er zum Domvicar ernannt und am 28. October 1648 zum Decanus. Er starb am 21. oder 22. October 1651 zu Hamburg (M. f. M. III, 116). Jacob genoß die Gunst seiner Mitbürger in einem Maße, wie es nur selten den Sterblichen beschieden ist. Rist und Mattheson, der erstere noch ein Zeitgenosse von ihm, feiern ihn in fast überschwenglicher Weise. Nicht nur sein äußeres Benehmen, sondern auch sein liebenswürdiges Wesen erfahren das größte Lob und hohe Anerkennung. Mattheson preist ihn in seiner Ehrenpforte von 1740 besonders seines liebenswürdigen Wesens halber und Rist nennt ihn in den Vorreden seiner dichterischen Werke an verschiedenen Orten einmal „den hocherfahrnen und kunstgeübten Herrn Jacob Schultz" und dann wieder „den alten wohlgeübten Hamburgischen Jubal", auch setzte er ihm nach seinem Tode eine würdige Grabschrift (M. f. M. 3, 67). Von seinen Compositionen sind uns verhältnißmäßig nur wenige aufbewahrt und zwar außer einer Reihe Gelegenheitscompositionen zu Familienfesten, mehrere Motetten in der 2. Ausgabe des 1. Bandes der Motettensammlung von 1607 seines Vaters, dann eine Anzahl vierstimmig gesetzter Choräle im Melodeyenbuch von 1604 und die Composition zu Rist's Neuen Himmlischen Liedern und den Sterbens- und Gerichtsliedern von 1651, die aus Melodie und beziffertem Baß bestehen. Am besten lernen wir ihn in den Gelegenheitscompositionen kennen, die von 1606 bis 1635 erschienen und sämmtlich auf der Stadtbibliothek in Hamburg liegen. Wir erkennen hier P. als einen eminenten Neuerer, der mit der Vergangenheit vollkommen gebrochen hat. Die langathmigen melodischen Motive des sechszehnten Jahrhunderts haben sich in kurze rhythmische Motive aufgelöst und die so eigenartige Contrapunctik der Alten, die nicht in der Bearbeitung eines oder mehrerer Motive bestand, sondern in dem Zusammenfügen melodisch fortschreitender Stimmen, ist fast völlig verschwunden und hat einer Gliederung und einem Periodenbau auf Grundlage eines oder mehrerer Motive Platz gemacht, wenn auch noch in unvollkommener und das Uebergangsstadium bezeichnender Weise. Dabei ist freilich die Großartigkeit der Gesammtwirkung und die tiefinnerliche erhabene religiöse Stimmung verloren gegangen. Die Gedanken sind knapp und kleinlich und Instrumentalformeln sind an Stelle der alten Gesangskunst getreten. Selten erhebt er sich zu einer künstlerischen Begeisterung und das reichere harmonische Gewand, die leichtere contrapunctische Schürzung muß Ersatz für das Verlorene geben. In den oben citirten Monatsheften findet man mehrfache Beispiele, welche das Gesagte mit Beweisen belegen.

Ein Jacob P., Organist und Collaborator an der Schule zu Heide in Holstein gab 1625 bei Pfeifer in Hamburg einen Hochzeitsgesang in 4 Stimmen heraus, von dem sich in der Hamburger Stadtbibliothek ein Exemplar findet.

Rob. Eitner.

Praetorius: Joachim P., geistlicher Liederdichter, war geboren am 11. November 1566 in Lüneburg als Sohn des Seidenkramers Johann Schulze und der Katharine geb. Lüders, und starb am 18. April 1633 in Stettin. Er bezog nach vorangegangener Schulbildung in Salzwedel und in seiner Vaterstadt

1587 die Universität Rostock, von der er 1592 nach Wittenberg ging, dort 1594 die Magisterwürde erwarb und etliche Collegia las. 1595 berief ihn Herzog Bogislaw XIII. von Pommern in Vormundschaft des jungen Herzogs Philipp Julius als Professor der Logik und des Hebräischen an die Universität Greifswald, aber schon Ostern 1597 folgte er einem Rufe des Herzogs Johann Friedrich von Pommern nach Stettin als Archidiaconus an St. Marien und Professor des Hebräischen am fürstlichen Pädagogium. Die Bestallung datirt vom 22. Nov. 1596. Stettin war fortan seine Heimath. Hier heirathete er am 12. Sept. 1597 Sophrosyne Stymmelius, Tochter des verstorbenen Pastors Dr. Christoph Stymmelius und der Barbara Weidlich. Der Ehe entstammten drei Söhne, darunter Joachim Christoph P., später brandenburgischer Consistorialrath, und vier Töchter, von denen Sophrosyne den pommerschen Geschichtsschreiber Johann Micraelius, Maria den Rector Martin Leuschner und Barbara den Superintendenten Christian Groß, sämmtlich in Stettin, heiratheten. P. hat als geistlicher Liederdichter Bedeutung über seine Zeit hinaus behalten, sein Lied: „So geb ich mich zufrieden, o Jesu, noch hinieden nach ausgestandner Noth ꝛc." steht noch in der gegenwärtigen Ausgabe des Vollhagenschen Gesangbuches; eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen scheint nicht zu existiren.

Leichenpredigt und andere Gelegenheitsschriften von Cramer, Micraelius u. A. — Kosegarten, Gesch. der Univ. Greifswald. — J. J. Steinbrück, Beitr. z. pomm. Hymnologie, Mscr. v. Bülow.

Praetorius: Johannes P. (Richter), Mathematiker und Astronom, geboren 1537 im Joachimsthal, † am 27. October (a. St.) 1616 in Altdorf bei Nürnberg. P. studirte in Wittenberg die Philosophie und ließ sich sodann als Verfertiger mathematischer Instrumente in Nürnberg nieder. Mehrere von ihm damals hergestellte Globen, Astrolabien u. s. w. sind heute noch vorhanden. 1569 trat P. eine Reise nach Prag und Wien an; in einer dieser Städte lernte er den am Hofe in großer Gunst stehenden Bischof und Rath Dudithius kennen, der für den jungen Gelehrten eine entschiedene Vorliebe faßte und es u. a. bewirkte, daß Kaiser Maximilian II. selbst bei jenem Unterricht in der Mathematik nahm. Auch nach Polen begleitete P. den Dudithius. Im J. 1571 berief die Universität Wittenberg unsern P. an Stelle des zur Medicin übergegangenen Winshemius als Professor der „höheren" Mathematik; er folgte dem Rufe und lieferte während seines Wittenberger Aufenthalts eine Monographie des neu erschienenen Sternes in der Kassiopeja, welche Tycho Brahe sorgfältiger Berücksichtigung in seinem großen Werke über dieses Phänomen für würdig hielt. Fünf Jahre weilte P. in Wittenberg, dann ging er als Professor der Mathematik an die Nürnbergische Universität Altdorf über, der er bis zu seinem Tode treu blieb, obwohl ihn der gelehrte Landgraf von Hessen durchaus als Vorstand seiner in Kassel neu gegründeten Sternwarte bei sich haben wollte und nur widerstrebend diesen Posten nachher mit dem bekannten Rothmann besetzte. Prätorius' Lehrthätigkeit wird übereinstimmend als eine überaus segensreiche geschildert; sein trefflichster Schüler Schwenter wurde auch sein Nachfolger. — Obwohl P. nur weniges im Drucke veröffentlichte, so war er doch schriftstellerisch ungemein rührig. Wir wissen nicht anzugeben, was aus seinem handschriftlichen Nachlasse geworden ist, der bis zur Aufhebung der Altdorfer Hochschule (zu Anfang dieses Jahrhunderts) auf der dortigen Universitätsbibliothek verwahrt wurde. Von seinen Manuscripten werden uns die folgenden namhaft gemacht: Eine nach der Methode des Clavius bearbeitete Algebra, ein zweites „cossisches" Fragment, Anleitungen zum Feldmessen, zum Gebrauche des Jakobsstabes und der Kanalwage, eine eingehende Widerlegung gewisser Würfelverdoppler und Kreisquadrierer (zumal des Scaliger), mehrere Schriften über ebene und sphärische Trigonometrie

(z. B. Berechnung der Bogendistanz zweier Punkte der Erdkugel aus deren geographischen Coordinaten), Planetentafeln, Planetentheorien nach Ptolemaeus und nach Coppernicus, Bemerkungen zu den chronologischen Tabellen des Herwart v. Hohenburg und ein Commentar zum „Computus ecclesiasticus“ des Sacrobosko. Die Algebra des Nonius soll P. aus dem Spanischen ins Lateinische übertragen haben. In weitere Kreise sind von Prätorius' gelehrten Arbeiten nur gedrungen einige Kalender (1578, 1579 ꝛc.), die Schrift „De cometis“ (Nürnberg 1578) und das „Problema, quod jubet ex quatuor lineis rectis datis quadrilaterum fieri, quod sit in circulo, aliquot modis explicatum“ (Nürnberg 1598). Die Kometenschrift zeichnet sich durch die Vorurtheilslosigkeit aus, mit welcher darin die viel behandelte Frage nach der Vorbedeutung dieser Himmelskörper erörtert wird. Wie richtig P. über solche Dinge dachte, erhellt u. a. auch aus einigen noch nicht publicirten Gutachten über astrologische Fragen, welche P. auf Wunsch des Nürnberger Senates für diesen ausarbeitete (1602 und 1610), und welche sich zur Zeit im Nürnberger kgl. Kreisarchiv befinden. Was die geometrische Studie Prätorius' anlangt, so ist dieselbe von dem ausgezeichneten Geschichtschreiber dieser Disciplin, von Chasles, mit hohem Lobe bedacht worden, der über dieselbe u. a. nachstehendes bemerkt: „Dieses Werk ist in mehreren Hinsichten von Werth: zuerst wegen einiger Andeutungen, die es über die Geschichte des Problems enthält, und sodann, weil es uns, indem es dieselbe Aufgabe wie Brahmegupta löst, die sich auf die Bedingungen der Rationalität einzelner Theile der Figur bezieht, einen Vergleichungspunkt zwischen den Indern und uns darbietet, bei einer Aufgabe, die eigenthümlich und original bei dem indischen Autor wie bei dem europäischen ist“.

P. ist der Erfinder des noch jetzt von unsern Feldmessern viel gebrauchten Meßtisches, der deshalb auch lange den Namen „Mensula Praetoriana“ führte. Sein geodätisches Geschick befähigte ihn auch, dem Städtchen Altdorf bei der Anlage einer Wasserleitung und beim Bau einer neuen Straße nach der Landeshauptstadt Nürnberg die wesentlichsten Dienste zu leisten. Wir werden es nach alldem begreiflich finden, daß er sich eines allgemeinen Ansehens in Fachkreisen zu erfreuen hatte. Mit Herwart, Marx Welser, Henry Savile stand er im Briefwechsel; de Thou und Sethus Calvisius ließen sich, wenn ihnen bei ihren chronologischen Untersuchungen Schwierigkeiten begegneten, gerne von ihm berathen.

Joecher, Gelehrten-Lexikon, 3. Band. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730. S. 83 ff. — S. Günther, Die mathematischen und Naturwissenschaften an der Nürnbergischen Universität Altdorf, Verhandl. d. Vereins f. Geschichte Nürnbergs, 3. Heft. — Chasles, Geschichte der Geometrie, deutsch von Sohncke, S. 497 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, SS. 102, 183, 272, 342, 408.

Günther.

Praetorius: Johannes P., eigentlich Hans Schultze geheißen, Dichter, Humorist, Naturbeflissener, Historiker und Vielschreiber, besonders als Quelle für die abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit wichtig, ward geboren am 22. October 1630 in Zethlingen in der Altmark, einem wohlhabenden, der Familie Alvensleben gehörigen, in der Mitte Wegs zwischen Salzwedel und Gardelegen an der großen Heerstraße von Magdeburg auf Hamburg gelegenen Dorfe, wo seine Familie den Krug (daher auch wohl „Krüger“ genannt) und vielleicht auch das Schultzenamt zu Lehen hatte. Sein Großvater hieß Paul († 25. Oct. 1626), sein Vater Joachim († 9. October 1634). Die Mutter, eine geborne Ilse Books, verheirathete sich bereits im Mai 1635 wieder mit dem Krüger Hans Schultz († 8. Januar 1687), wohl einem Verwandten ihres verstorbenen Mannes, auf

den das Kruglehen übergegangen sein wird. Aus dieser Ehe entsprossen ein Stiefbruder Lorentz und eine Stiefschwester. Zu allen äußert unser Johannes stets große Liebe und Anhänglichkeit. Die Mutter starb im J. 1663/64. Der Stiefvater muß ein gebildeter Mann gewesen sein, denn er heirathete bald darauf, im October 1664, die Wittwe des Pfarrers. Die ersten Eindrücke, die bei dem heranwachsenden Knaben hafteten, waren die furchtbaren Verwüstungen des 30jährigen Krieges, besonders die Grausamkeiten der Schweden, die bekanntlich, im Herbst 1635 nach Mecklenburg zurückgedrängt, seit dem November wieder vorbrachen und von da ab Jahre lang, während der Krieg hin- und herwogte, in der Mark, in Sachsen und Schlesien in ruchlosester Weise wütheten. Noch 1675, als die Schweden wieder vordrangen und dann bei Fehrbellin definitiv zurückgewiesen wurden, lebte der alte Haß wieder glühend in ihm auf. 1636 wurde das väterliche Gehöft in Asche gelegt, vielleicht um die Zeit der Schlacht bei Wittstock, und so traurig waren die Jahre, daß man erst 1646 wieder an den Aufbau denken konnte. Damals aber war Johannes nicht mehr im Elternhause. Vielleicht hatte der Stiefvater selber den Wunsch, den talentvollen Knaben etwas Rechtes werden zu lassen, vielleicht nahmen sich auch die Alvensleben seiner an, denn im J. 1664 nennt er zwölf Glieder jener Familie, denen er verpflichtet sei. Schon am 29. November 1640 war er nach Salzwedel gekommen, anfangs in eine Trivialschule, am 11. December 1641 in die altstädtische Schule unter dem Rector Blumenthal, am 10. März 1644 in die Neustädter unter dem Rector Joh. Georgius, der später Pastor in Tangermünde ward. Letzteren rühmt er als seinen hervorragendsten Lehrer, bei ihm lernte er lateinische Verse machen und dieser leitete auch wohl die Latinisirung seines Namens. Bei der Examenfeierlichkeit am 27. März 1650 declamirte er ein langes lateinisches Gedicht auf den Ruin Deutschlands durch den 30jährigen Krieg, das er auspiciis dni Georgii ausgearbeitet hatte; im J. 1675 ward es gedruckt. Am 30. März verließ er Salzwedel und die „Fluren der Jetze“, um sich nach Halle zu begeben, wo die lutherische Lateinschule unter dem eben von Leipzig dorthin berufenen Franckenstein aufblühte. Als dieser 1652 nach Leipzig zurückkehrte, scheint ihm Johannes gefolgt zu sein, der hier im Herbste 1652 als „Johannes Praetorius Palaeo-Marchicus“ immatriculirt ward. Außer der Liebe zur Poesie muß ihn das Studium der Naturwissenschaften beschäftigt haben. Seine Hauptlehrer waren Friedr. Rappold, Prof. dialecticcs et poeseos, dann Phil. Müller, Prof. physices, und vor allen Jacob Thomasius, der viele naturwissenschaftliche Werke und Abhandlungen geschrieben hat, die sich theilweise mit den von P. später behandelten Stoffen berühren. Bei dem Examen um Johannis 1654 ward er Baccalaureus, fuhr aber noch fort, sich Stud. poetices zu nennen. Am 13. December, am Tage Lucien, damals nach dem alten Kalender der kürzeste Tag des Jahres, hielt er pflichtmäßig seine Baccalaureatsdisputation ab, das „Schediasma philologico-historicum de bruma, loco disputationis serotinae“. Es ist erst 1667 gedruckt worden (22). Damals hat er auch ein lateinisches Gedicht öffentlich vorgetragen — denn es werden auditores angeredet — das dann 1662 gedruckt ward: „Refutatae superstitiones aniles de tetraphyllo“ (in 6). Am 25. Januar 1655 ward er rite Magister, und der damals in Versen abgefaßte Panegyricus rühmt seine bevorzugten Anlagen und berichtet über seinen Studiengang. Im Anfang des Sommersemesters 1656, unter dem Decanat seines Lehrers Rappold, hielt er seine Magisterdisputation ab „De crotalistria, tepidi temporis hospita“, in welcher er, von dem Ausdruck des Aristoteles *φωλεῖ γὰρ καὶ πελαργός* ausgehend, alles Ernstes die Ansicht vertritt, daß der Storch, wie die Schwalben, den Winter in Sümpfen und Klüften zubringe. Die Dissertation ward der Sitte entsprechend gedruckt (1) und ist noch 1702 wieder aufgelegt worden. Sein

Genosse als respondens bei der Disputation war Franciscus Romanus Bruno, der damals in Leipzig als Latinist und Schöngeist eine Rolle gespielt zu haben scheint. P. hatte nun das Recht zu lesen und er hat auch zu lesen versucht. Aus dem Sommer 1659 ist ein Gedicht vorhanden, in welchem er zu einem Colleg über Chiromantik einladet; in einer Dedication von 1661 an die Mitglieder der polnischen Nation (an der Universität) sagt er, sie hätten von ihm „die Sternen-Lehr begehrt, so er Euch sammt der Erd- und Händekunst erklärt“. Aber viel ist aus seiner akademischen Thätigkeit nicht geworden. In demselben Jahre klagt er dem Kurprinzen von Sachsen jammernd seine Lage; er habe wohl Zuhörer, aber wenn es ans Bezahlen gehe, so verschwänden sie, denn Undankbarkeit sei jetzt eingebürgert. Eine Anstellung, auf die er sich gewisse Hoffnung gemacht hatte, war, wie es scheint, einem Andern geworden. An der Universität und in der Facultät hat er denn auch keine Rolle gespielt, Mitglied des consilium facultatis ist er nicht geworden, Lectiones ordinariae sind ihm nicht aufgetragen worden und Facultätsämter hat er keines bekleidet. Dagegen war er bereits 1659 poeta laureatus Caesareus. Wer ihn dazu gemacht hatte, wird uns nicht berichtet, aber zweifelsohne war es Joh. Rist, der vom Kaiser zum Comes palatinus ernannt war (vgl. Hansen, Joh. Rist, Halle 1872, S. 178 f.) und den P. im J. 1660 seinen „Beförderer und Gönner“ nennt. Er war viel in Noth, denn bereits im Juni 1659 hatte er sich mit Barbara, der hinterlassenen Tochter des Röhrmeisters Vater in Saalfeld, verheirathet. Von ihr wurden ihm zwei Töchter geboren, Johanna Susanne am 22. October 1660, bei der sein Lehrer Jac. Thomasius Gevatter stand, und Barbara Elisabeth am 3. August 1662. Im Juni 1663 hat er einmal seine Heimath wieder besucht, wo die Seinigen in Noth gewesen zu sein scheinen, sonst scheint er Leipzig nicht verlassen, und auch hier recht stationär gelebt zu haben. Am 1. Januar 1662 datirt er eine Vorrede „in Paullino“, und als er am 25. October 1680 an der Pest starb, die damals in Leipzig und gerade an diesem Tage am Heftigsten wüthete, notirte der Leichenschreiber: „ein Mann in Paulino, Mag. Joh. Praetorius P. L. C.“

So war es in Leipzig ein sehr einfaches, eng umgrenztes Leben, das er führte, er selbst wohl das Bild eines echten alten Leipziger Magisters. Aber aus dieser Beschränkung entquoll nun eine wahre Fluth von Büchern, von denen man oft nicht begreift, wie nur die Zeit ausgereicht hat, sie zusammen zu schreiben. Auffallend ist dabei, daß sich poetische Werke, von nebenbei eingefügten Gedichten abgesehen, gar nicht finden, der poeta laureatus also dieses Handwerk bald an den Nagel gehängt haben muß. Aber zu irgend einer Bedeutung hat er es, wie an der Universität, so auch in der Wissenschaft nicht gebracht. Trotz alles regen Sinnes war er doch eine Natur zweiten Ranges. Eine tändelnde Weise, die sich an versteckspielenden Liebhabereien, Acrostichen, Anagrammen, alphabetischen Albernheiten, gesuchten Wortspielen u. A. ergötzte, steht im Vordergrunde seiner Schriftstellerei. Auch wo P. eine Frage wissenschaftlich behandeln will, geht er nie gerade auf die Lösung derselben ein, immer dreht er sich in den weitschweifigsten Präamblen herum, als komme es wesentlich darauf an, recht viel Raum zu füllen. Excerpte und Citate sind ihm eine Hauptfreude und er hat sie in seinen Werken in oft unerträglicher Weise gehäuft, oft freilich auch einen wahren Schatz von Nachweisungen zusammengebracht. Allerdings besitzt er eine gute Weise drollig zu erzählen, auch ist er nicht ohne Witz. Aber auch dieser ist gesucht und liebt das Zusammentragen des Verschiedensten, ähnlich wie Fischart, von dessen eigenartigem Humor noch ein letzter verschwindender Schimmer sich bei P. zeigt, dem freilich der markige Charakter seines Vorbildes ganz abgeht. Wie er aber Bücher excerpirt und Excerpte zu Hausen trägt, so macht er es auch mit den ihm zu Ohren gekommenen Mittheilungen und mit

dem von ihm Erfahrenen. Jöcher deutet an, die Zeitgenossen hätten ihn für leichtgläubig erklärt und er habe sich Vieles aufbinden lassen. Dem kann man nicht widersprechen, denn an Kritik fehlt es ihm durchaus. Da er in die Naturwissenschaften hineingeblickt hat und in der Weise seiner Zeit allerlei tiefere Bedeutungen und Beziehungen aus denselben herauszugrübeln beflissen ist, so berührt sich sein Denken überall mit den Fragen des Aberglaubens. Und hier ist sein Standpunkt ein ganz eigenthümlicher. Er ist ein wüthender Feind eines gewissen Kreises abergläubischer Anschauungen, wie sie das gewöhnliche, tägliche Leben zu beherrschen pflegen. Gegen diese zieht er spottend und scheltend zu Felde und seiner redseligen Feindschaft verdanken wir ein wahrhaft unerschöpfliches Register derselben. Aber dabei steckt er selber tief im Aberglauben, sobald derselbe nur eine Art religiöses, wissenschaftliches oder gelehrtes Gewand trägt. So sind die Astrologie und die Chiromantie, die Metoposcopie, der Glaube an Hexen und Zauberei für ihn unumstößlich sicher, sie sind theils Mittel, deren sich das göttliche Wesen zu seiner Offenbarung bedient, theils Mittel des Teufels, verwerflich aber in Wirklichkeit vorhanden, und er hat dickste Bände daran gewendet, sie kennen zu lehren und zu verbreiten. Ein mystischer Glaube an die durch kein Gesetz gebundene göttliche Weisheit und Allmacht beherrscht ihn dabei. Der Mann verdient es dennoch, daß sich einmal ein Liebhaber seiner annehme, wie es Meusebach mit Fischart gethan hat. Was im Folgenden zur Vorführung seiner Schriftstellerei geboten werden kann, ist lange nicht ausreichend. Schon die Lücken, die die Beachtung der Zeiträume aufweist, zeigen, daß er noch Manches herausgegeben haben muß, was das nachstehende Verzeichniß nicht nennt. Auch beweist der „Mägdetröster“ (11) und der „Katzenveit“ (14), daß er auch anonym geschrieben hat, und das „Buch vom Trinken“ (12), daß er auch pseudonym aufgetreten ist. Ein genaueres Studium seiner Werke wird manche weitere Andeutung ergeben, denn in seiner Redseligkeit ist er nicht sparsam mit den Hinweisungen auf sich, seine Arbeiten und seine Verhältnisse. Aber ich glaube, das nachstehende Verzeichniß kann wohl als eine erste umfassende Grundlage ausreichen; willkommen, denke ich, soll es sein, daß ich stets den Aufbewahrungsort des von mir benutzten Exemplars angegeben habe (Dr. = kgl. Bibl. in Dresden, Berl. = kgl. Bibl. in Berlin, Mchn. = kgl. Bibl. in München, Lpz. = Univ.-Bibl. in Leipzig). Darauf, sämmtliche Drucke erschöpfend aufzuzählen und zu recognosciren habe ich es nicht abgesehen. Ich durfte nicht vergessen, daß ich nicht eine Monographie, sondern einen Artikel für ein biographisches (nicht einmal bibliographisches) Lexikon zu schreiben habe. Die Jahreszahlen der Werke sind zu einem großen Theile nicht direct angegeben, sondern versteckt in Titeln und Ueberschriften, aus denen sie durch Zusammenrechnen der als Ziffern verwendeten lateinischen Buchstaben gewonnen werden müssen.

1) Die erste gedruckte Arbeit war 1656 seine Dissertation (Archiv der philos. Fac. in L.), die wir schon besprochen haben; Drucke Leipzig 1671 und 1672 in Jena auf der Univ.-Bibl., von 1702 (48 S. 4⁰) in Leipzig und Göttingen. Diese neuen Auflagen führten, obwohl ebenfalls lateinisch, den Nebentitel: „Oder von des Storches Winterquartier“. Dann folgte erst 1660 (nicht 1659), oder eigentlich erst 1661: **2)** „Eine Zigeunerkarte oder Chiromantienspiel“, Nürnberg bei Joh. Hoffmann, 28 unbeziff. Bll. 12⁰ (Berlin), deutsch, zum Theil in Versen, den Mitgliedern der polnischen Nation in Leipzig gewidmet. Die eigentlichen Karten, Abbildungen der Hände und ihrer Linien enthaltend, fehlten bei dem von mir benutzten Exemplare. In diesem kleinen Büchlein erzählt er, daß er ein großes vollständiges Werk über denselben Gegenstand ausgearbeitet habe, das „jetzt nur auf den Verleger wartet“ (Chiromantie, Anagr. næret mich jo). Ein solcher muß sich bald gefunden haben, denn noch in demselben Jahre erschien

ein mächtiger Quartant, der in Wirklichkeit aus zwei Werken bestand: 3) „Judicium chiromanticum Praetorii seu thesaurus chiromantiae locupletissimus: multis jocis et amoenitatibus, plurimis tamen seriis instructissimus“ (lat). Leipzig 1661, 1026 S. 4°. Gewidmet Joh. Georg III. (damals noch Kurprinz und erst 14 Jahre alt). Mit S. 857 beginnt ein ganz neuer Gegenstand, eine Metopo-Scopia (per Anagramma: Caput ipse homo). Obwohl dieser durch den Custoden Me an das Vorausgehende angehängt wird, ist es doch ein Theil des folgenden Werkes. Ein Index ist zu der Chiromantie nachträglich angelegt, findet sich aber nicht in allen Exemplaren (vorhanden Dr., fehlt Lpz.). 4) „Centifrons idolum Jani, hoc est: Metoscopia seu Prosopomantia completissima“ (lat.). Leipzig 1661, 14 S. u. S. 301—340. Enthält das Frontispicium (Vorrede) zur Metoscopia und den letzten Theil derselben, dann einen Index, der den zugehörigen Theil aus 3 mit umfaßt (Dr., Lpz.). Das Durcheinander von 3 und 4 erklärt sich dadurch, daß beide bei demselben Verleger (Oehler in Leipzig) erschienen, aber 3 in Jena, 4, wohl um recht schnell fertig zu werden, in Arnstadt gedruckt ward. Das Exemplar der Dresdner Bibliothek von 3 und 4 ist in Goldschnitt gebunden; es wird das Dedicationsexemplar sein, und hier ist auch vom Buchbinder die richtige Reihenfolge hergestellt, dem freilich der Custos Me (s. o.) widerspricht. Die Dedication enthält eine jammervolle Schilderung seiner traurigen Lage und eine directe Bettelei an den Kurprinzen. Die folgenden Jahre waren nicht minder productiv. 5) „Daemonologia Rubinzalii Silesii d. i. ein ausführlicher Bericht von dem wunderbarlichen, sehr alten und weit beschrieenen Gespenste, dem Rübezahl, Welches sich . . . Nebenst vielen andern nachdenklichen Erzählungen von Betrocknissen . . . wie auch sonsten mehren kurtzweiligen Schosen, gäntzlich aus vielen Scribenten erstlich zusammengezogen“ (deutsch). Leipzig 1662, Dedicat. Vorr. u. 343 S. 12° (Dr.). Eine neue Auflage 1668, 12° und einen „Ander Theil“, Leipzig, 1665 12° und „Dritter Theil“, ebenda 1665, 12°, führt Goedeke auf. Das Buch ist dem Leipziger Kaufmann Wenc. Buhle gewidmet, der aus Breslau stammte und in diesem Jahre bei seiner Tochter Gevatter stand. Merkwürdig ist, daß P. sich in diesem Buche bereits auf sein Werk über den Blocksberg (26) beruft, das doch erst 1668 herausgekommen ist. 6) „Philosophia Colus oder Pfy, lose vieh der Weiber, darinnen gleich hundert allerhand gewöhnliche Aberglauben des gemeinen Mannes lächerig wahr gemachet werden, die kurtze Zeit zu verlängern und die lange Zeit zu vertreiben, auffgesetzet durch MIciPSaM, regem Numidiae“ (deutsch.) Leipzig 1662 (nicht 1652) 4 Bll. u. 221 S., 4° (Dr.). Die großen Buchstaben bedeuten: Mag. Joh. Praet. Sedlingo (Saxo?)-Marchita. Hierin befindet sich S. 45 fg. ein lateinisches Gedicht, das wohl auch als besonderer Titel angeführt zu werden pflegt: Refutatae superstitiones aniles de tetraphyllo, 1654 verfaßt (s. o.). Dies Werk ist nicht zu verwechseln mit Joh. Georg Schmidt's „Die gestriegelte Rockenphilosophie“, die in Chemnitz von 1705 an bis 1722 in sechs Hunderten erschien, und unser Werk benutzt hat. 7) „Eine astronomische Karte“. Nürnberg 1663, 12°. Titel, Dedication (unterz. 6. Oct. 1662) und Vorrede, 2 Bog., (lat. u. deutsch), dann 36 auf Pappe aufgezogene deutsche Karten, die mit verschiedenen astronomischen Figuren versehen sind, unter denen sich deutsche Verse mit lateinischen Ueberschriften befinden. Die Vorrede enthält zu ihnen die Erklärung (Dr.). Gewidmet einem Breslauer Patriciersohn Georg Schöbel, jur. utr. candid., amico et fautori suo singulari. 8) „Saturnalia, d. i. Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen oder Centner-Lügen und possierliche Positiones“ (deutsch u. lat.). Leipzig (1663), 414 S., 8° (Dr.). Es sind 66 Propositiones. Hierin beruft er sich bereits auf sein Buch „Storchs- und Schwalben Winterquartier“ (32). (Er hatte wohl die Sitte, Bücher bereits zu erwähnen, mit denen

er erst umging.) **9)** „Valedictorium Exequiale oder Hundert auserlesene Abdanckungen, theils vor, theils nach dem Begräbnüsse üblich, und allhier, in der weitberühmten Stadt Leipzig belieblich . . . ." (deutsch). In Verlegung Johann Cundisii in Görlitz, 1663. 8 Bll., 416 S. 8°. Angehängt: „Latinae Gratiarum actiones et Valedictiones sepulchrales", 1663. 101 S. u. 5 Bll. Register auf das ganze Werk (Berlin). Er bittet um Zusendungen, da er noch mehr Centurien herauszugeben beabsichtige. Der Verleger hatte ihn mit diesem Werke beauftragt. **10)** „Catastrophe Muhammetica oder das endliche Valet und schändliche Nativität des gantzen und nunmehr vergänglichen Türkischen Reiches" (deutsch). Leipzig (1663), 8 Bll. u. 504 S., 4° (Lpz.). Es ist einem Dutzend Mitglieder derer von Alvenßleven, aus dem Hause Calbe, gewidmet, mit einem Bettelbriefe, in dem er ihrem Schutze seine Eltern und Verwandten anempfiehlt. Die Vorrede ist vom 2. Mai 1664, im Widerspruch mit den Ziffern des Titels, die freilich das Jahr der Ereignisse (den damaligen Krieg in Ungarn), nicht das des Druckes meinen werden. Dasselbe Buch wird auch „Turcicida" citirt. Ein Exemplar mit diesem Titel ist in Zwickau 1664 erschienen (Jena). **11)** „Dulc-Amarus Ancillariolus d. i. der süßwurtzligte und saur-ampferigte Mägde-Tröster. Erzwingend, daß die Mägde bessere Thiere seyen als die sogenannten Jungfern: Item, daß sie . . . . Aus Phy-lo-lochischen Samen gezeuget . . . . Von des Virgilii seinen Dienstbothen, dem Servio . . ." o. O. 1663 (deutsch). 1 Bl., 498 S., kl. 8° (Weimar). Zuerst von Jac. Grimm im Quellenverzeichniß zum D. Wtrbch. unserm Verfasser beigelegt. An der Richtigkeit ist nicht zu zweifeln. Nicht nur die ganze tändelnde, citatenhäufende Breite und die witzig sein wollende Manier verräth den Autor, sondern er beruft sich auch auf andere Werke, wie den reformirenden Rübezahl (29). **12)** „Philosophia Salustiana, drinnen ausführlich auff die Frage antwortet wird, worumb die Teutschen so gerne Salus sprechen, von Janeser Potorianus Tezlingensis" (lat.). 108 Bll. in lang 12°, o. J. 1664. Ein Exemplar ist mir nicht bekannt geworden, der Titel rührt von Angaben des Hrn. Dr. Knaake her. Der Name ist wohl eine Uebertragung des Nebennamens der Familie: „Krüger". An der Verfasserschaft unseres P. ist nicht zu zweifeln. **13)** „Judiciolum Asteriae oder der Mittägliche Strauß-Stern, so sich im Außgange des 1664 . . . im Monat Decembr. . . . erschrecklich hat sehen lassen" (deutsch). Leipzig 1664, $4^1/_2$ Bogen, 4° (Lpz.). **14)** „Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Katzen-Veite, Als einem wercklichen und würcklichen Abentheurer beym Kohlenberge im Voigtlande, welcher zu Zeiten kunter-bunte Sprünge vorgenommen hat, und noch nimmt, eine Alefantzerei über die andere treibet, und sich so närrisch geberdet, als kein Klauß Narre oder Hanß Klauert iemahlen gethan hat. An den Tag gegeben von Steffen Läusepeltzen aus Rit-mier-ins-Dorff. Im Jahre MeIne FraV hat aVCh eIne, aber DIe Ist Lange nIt so groß (= 1665). (Eine Mütze meyne ich.) Gedruckt im itzigen Jahre". 11 Bog., 8° (Berl.), eine ältere und mehrfach correctere Ausgabe besaß Goedeke; eine vom Jahre 1692 erwähnt das Quellenverzeichniß zum Grimm'schen Wörterbuch. Das anonym erschienene Buch ist zuerst 1854 in diesem Verzeichniß des Grimm'schen Wörterbuchs unserm P. beigelegt, dann auch von Goedeke im Grundriß. An der Richtigkeit dieser Annahme ist nicht zu zweifeln. **15)** „Sacra filamenta divae virginis oder Naunburgsche plumerantfarbene Faden, d. i. unerhörtes Prodigium von der hoch-blauen Seide, so bey Laucha um Naumburg unlängst auffm Acker häuffig angetroffen worden" (deutsch), Hall in Sachsen, 1665. 7 Bog., 4° (Lpz.) **16)** „Das dreyfache Leipzigische Blut-Zeichen, so der allmächtige und erzürnete Gott umbs Mittel dieses 1665. Jahrs . . . vor Augen gestellet hat. In verlegung des Autoris" (deutsch). Zwickau, 1665. 71 (72) S. u. 2 Bll. 4° (Lpz.). **17)** „Bellerophon vulnerandorum d. i. der neulichste und ungeheure

Wunder-Comet, welcher sich in diesem auffwachsenden 1665. Jahre, nach dem 26. Martii . . . angefunden." Leipzig 1665. 92 S., 4⁰ (Lpz.). **18)** „Astrologia Germanica et Germana d. i. Eine neu erfundene Geographische Astrologie, drinnen der eigentliche und unfehlbare Dieterich zur höchsten Wunder-Kammer Gottes anzutreffen stehet . . ." Leipzig, Frommann, 1665 (deutsch). 3 Bll. 258 S., 4⁰ (Berlin). Ist den „Herren General-Staten" gewidmet. **19)** „Hierher stelle ich das folgende, ohne Jahresziffer erschienene Schriftchen, dessen letzte geschichtliche Erwähnung aus dem Jahre 1664 ist: „Ein kurtz-gefassetes, jedoch Viel Nutz-schaffendes Geographisches Inventarium, über die grossen Ungarischen Landkarte. Darinnen die meisten und vornehmsten Oerter und Städte, über 100 in Ungarn, ꝛc. nach dem Alphabet erzehlet . . . Zum andernmal auffgeleget, und vermehret," o. J. Nürnberg bei Joh. Hoffmann, 8 Bll. 8⁰, deutsch (Jena). Hierin erwähnt er ein, wie es scheint, bereits herausgegebenes Werk, zu dem er noch einen Zusatz beabsichtige: „welchen (den großen Nutzen) ich künfftig (geliebt es Gott) im Büchlein zu meinen hundert Geographischen Tabellen oder Spielkarte außführlich und weitläufftig entdecken will, und damit vielleichte ein sonderlich beliebtes und rares Werk publiciren kann". Hiernach möchte man vermuthen, daß auch die „große Ungarische Landkarte" sein Werk gewesen sei. **20)** „Anthropodemus plutonicus, d. i. eine neue Welt-Beschreibung von allerley Wunderbahren Menschen; als da seyn 1. Alpmännergen, Schröteln, Nachtmähren. 2. Bergmännerlein (u. s. w. alphabetisch, bis) 22. Zwerge, Dümeken" (deutsch). Magdeburg 1666. 1½ Bog. 495, 370 S. 8⁰ (Dr.). Eine neue Auflage, Magdeburg 1668, 8⁰, ist in Jena. Dazu „Ander Theil der newen Weltbeschreibung, von (folgen ebenfalls 22 alphabetisch geordnete Bezeichnungen) Menschen, welcherer (!) Capittel Anhangsweise hinter sich allerhand Warsagungen und Wunderzeichen von Gegenwertiger Zeit haben" (deutsch). Magdeburg 1667. 17 Bll., 560 S., 7 Bll. 8⁰. (Dr.) **21)** „Eine an die Hochmögende und ietzt Triumphirende Herren General-Staaten der vereinigten Niederländischen Provintzen dienstfertig abgelegte Recommendation der richtigen, wichtigen und neu erfundenen, auch Ihnen allein zugeeigneten Cometischen Astrologie, vom Autore." Leipzig 1666. Mense Junio. 4 Bll. 4⁰, deutsch (Jena). In der Unterschrift nennt sich der Verfasser („Ihrer Hochmögenheiten Dienstgeflissener Admirator und Cultor"). Er beruft sich auf das 1665 den Generalstaaten gewidmete Schriftchen (18). **22)** „Philologico-Historicum Schediasma de Bruma, Vom Luzien-Tage." (lat.) 1667. 9 Bg. 4⁰. (Dr.) War, wie schon erwähnt, die von ihm als Baccalaureus am 13. Decbr. 1654 gehaltene Disputation. In diesem Drucke erwähnt er zwei Werke als bevorstehend, deren Erscheinen mir nicht bekannt geworden ist: a) „Tractatus geographicus historico-physicus, Elevationis polaris usus centuplex cum refutatione Jesuitae quoad Poli mutabilitatem, dilucidans *Θεῖα* theocratiae seu mirabilia opera Numinis". und b) „Supplantatio Barbarossae a Rolando, opusculum omnia propemodum complectens, quae hactenus pro et contra sparsim scripta sunt de hac materia, cum destructione negantium ex historicis et arcanis principiis". **23)** „M. DC. LXVI. Zodiacus Mercurialis, d. i. Jährige Europäische Welt-Chronik", mit Kupfern und Register (deutsch). o. O. 1667. 4 Bll., 168 S. u. 4 Bll. 4⁰. (Dr.) **24)** „Gazophylaci gaudium, d. i. Ein Ausbund von Wündschel-Ruthen, oder sehr lustreiche und ergetzliche Historien von wunderseltzamen Erfindungen der Schätze" (wieder 22 Arten alphabetisch aufgezählt) (deutsch). Leipzig 1667. 1½ Bog., 496 S., 2 Bog. Reg. 8⁰. (Lpz.) Hierin verweist er auf seinen „abergläubischen Johannistopf" (vgl. zu 28). **25)** „Der Cometische Friedens-Curirer. An die Hochmögende Herren General-Staten Der sieben sieghafften vereinigten Niederländischen Provintzen, Dienstfertig abgesandt vom untenbenahmten Autore." Anno 1667. (Unterz. Leipzig

Mense Septemb.) 4 Bll. 4⁰, deutsch (Jena). Verf. beruft sich auf beide Theile des Anthropodemus (20), dann auf die Wündschel-Ruthe (24), daneben auf ein Comet. Extract., ferner Reformatam Astrol. Com. und auf „Holl. Himmel-Glück" sowie „Holl. Schutz Engl". Merkwürdig ist die geringe Anzahl der von 1668 bis 1674 (und man möchte sagen bis 1677) erschienenen Schriften. Zweifellos hat P. mehr geschrieben, vielleicht anonym, vielleicht pseudonym; vielleicht fallen auch hierher einige Werke (s. u.), von denen mir keine Exemplare zugänglich geworden sind. **26)** „Blocks-Berges Verrichtung, oder ausführlicher geographischer Bericht von den hohen trefflich alt- und berühmten Blocks-Berge, ingleichen von der Hexenfahrt und Zauber-Sabbathe, so auff solchen Berge die Unholden aus gantz Teutschland jährlich den 1. Maij in Sanct-Walpurgis Nachte anstellen sollen. Aus vielen Autoribus abgefasset, und mit schönen Raritäten angeschmücket sampt zugehörigen Figuren" (deutsch). Leipzig u. Frankfurt a. M. 1668. 582 S. 8⁰ und 9 Bll. Appendix, enthaltend die Schilderung einer Harzreise und eines Besuches der „Baumans Höle". (Lpz.) Nach Goedeke auch 1669 in Leipzig. Die Anführung Descriptio geographica de Meliboco meint wohl dasselbe Werk. Hierin sagt er bei Erwähnung des „Hexen-Spiels am Johannestage": „Mehr Sachen erwarte hiervon künfftig, geliebts Gott, in meinem großen Johannes-Buch". **27)** „M.DC.LXVIII. Zodiacus Mercurialis explicandissimus, d. i. Jährige Europäische Welt-Chronik" . . . (aufs Jahr 1668). Jena 1669, in Verlegung des Autoris. 4 Bll., 200 S. 4⁰, deutsch (Jena). Man möchte annehmen, daß auch auf das Jahr 1667 ein ähnliches Werk verfaßt worden sei. Er klagt über seine Armuth: „Ob es mit gutem Gewissen thulich sey, daß der gute, von allem verlassener Praetorius noch auch um diesen eintzigen Nahrungs Rest solle gebracht werden". **28)** „Der abentheuerliche Glückstopf, welcher in 118 beschriebenen abergläubischen Zetteln bestehet, womit die wahnwitzige Welt sich bereichern und ihre Wolfart erkundigen oder bevestigen wil. Aber, wie falsch und betriegerisch solche plutonische Karte sey, lehret allhier die Widerlegung." o. O. 1669. 6 Bll., 528 S. 8⁰ und 2 Bll. Errata. (Dr.) Vorrede vom 5. Nov. 1668. In diesem Werke weist er auf mehrere noch bevorstehende „zeitvertreibliche und doch zugleich erbauliche Lust-Werke" hin. Er nennt: „Der possenreiche Knecht Ruprecht in 300 Schnacken"; „Die tandelhafftige Weiberbörse, mit der geistlichen Zigeunerkunst"; „Die naschhaffte Käte, mit der Weiber-Prax und Squentz"; „Der Ochsendörffische Unverstand, mit vielen sonderbaren Astrologischen und Cometischen Grillen"; „Die Alberstädtische Spinnenstube, mit dem dreybeinigten Leipzischen Esel"; „Der Rothfuchs und Schwartz-Bart"; „Die Mägde-Physika mit dem Pfingst-Lümmel"; „Paul Hartmanns sein Spulrad, mit den Oster-Schosen und Neu-Jahrs-Grillen"; „Der Abergläubische Johannis-Topf". **29)** „Satyrus Etymologicus, oder der Reformirende und Informirende Rüben-Zahl, welcher in 100 nachdenklichen und neu-erfundenen eines und seines Namens derivationibus sampt einer wackern Compagnie der possirlichsten und wahrhafftigsten Historien . . . sampt dem sonderbahren Anhange, der kleine Blocksberg genannt (deutsch). o. O. (1672), 6 Bll., 605 S. (die beiden letzten falsch beziffert) 8⁰. (Dr.). Die Vorrede ist vom August 1668, vielleicht also schon früher erschienen. In Nr. 28 wird das Buch als bald bevorstehend erwähnt. **30)** „Per Gematrijan detectus Antichristus ad ductum Apocalypseos cap. 13, vers. 18. . . . . Papa Romanus (lat.). o. O. Anno 1674, 4 Bog. 4⁰. (Mchn.) Am Schlusse zählt er als Promissio autoris 37 Werke als bald (proxime) bevorstehend auf. Der größere Theil ist lateinisch, von denen ich hier absehe (doch möge erwähnt werden 13. „De tonitru"; 15. „Onirocritica sacra"; 17. „Portentologia"; 21. „de ruffis capillis et barba"; „Conculcatio Barbarossae"). Von den deutschen mögen die hier eine Stelle finden, die nicht erschienen (wenigstens

mir nicht bekannt geworden und auch in Nr. 28 (s. o.) nicht genannt sind: 16. „Gogs Wahlstatt“; 18. „Alamodismus oder Prachts-Hoffstatt“; 21. „LXX ohngefährliche Selbmord mit Geschoß“; 27. „Der Teutsche Sauff-aus“; 32. „Neu-Jahrs-Schosen“ ꝛc. **31)** „De suspecta Poli declinatione et excentricitate firmamenti vel ruina coeli (lat.). Leipzig, 239 S. 4°. (Dr.) Auf dem Exemplar der Dresdner Bibl. ist die Jahreszahl unten abgeschnitten. Es wird aber gegen Ende ein Buch aus dem Jahre 1675 citirt. Angehängt ist das lateinische Gedicht, das der Verfasser 1650 vor seinem Weggange aus Salzwedel angefertigt und in der Schule declamirt hatte: „Soli Teutonici desolatio per tricennale bellum“, das besonders gegen die Schweden wüthet. Eine nachgetragene Stelle erwähnt den erneuten Einfall derselben 1675 und sagt von ihm nuperrime. **32)** „Storchs und Schwalben Winter-Quartier, Das ist, Eine ungemeine Vergnügung der curiosen Gemüther, durch einen vollständigen Physicalischen Discurs, von obgedachten Sommer-Boten“. Franckfurt u. Leipzig, bei Chr. Weidmann, Anno 1676, Vorr. u. 445 S. 8°, deutsch (Gött.). — Eine neue Auflage erschien unter anderem Titel: „Winter-Flucht der nordischen Sommer-Vögel, an Stat eines neuen Zoölogischen Zeit-Verkürtzers denen Reysigen und Einheymischen zur Gemüthes Erlustierung und der Curiosität Vergnügung zu Papier gebracht“ (deutsch). Leipzig bey Chr. Weidmann 1678. 27 Bll., 445 S., 7 Bll. 8°. (Dr. u. Gött.) Die Zueignung ist vom 17. März (Gertrauden- oder Storchs-Tag) 1676 datirt. Sie ist gerichtet an sieben Leipziger Honoratioren, die er seine Wohlthäter, Gönner, Patrone nennt. Die Seitenüberschriften lauten auch 1678: „Storchs- und Schwalben Winter-Quartiere“. **33)** „Philologemata abstrusa de pollice, in quibus singularia animadversa vom Diebes-Daumen, et manu: item de patibulo, virgula Mercuriali, alruna“ u. s. w. (lat.) Leipzig 1677. 216 S. 4°. (Dr.) **34)** „De coscinomantia, oder vom Sieb-Lauffe diatribe curiosa, indagans ejus exsecrandae superstitionis vel magiae Plutonicae . . . incunabula (lat.). Hof 1677. 11 Bog. 4°. (Dr.) **35)** „Himmlischer Comet-Stern, Welchen der erzürnete Höchste Gesammt-Richter abermahl ietzund in diesem Vor Jahre Anno 1677. durchn April über ein frisches gewisses Volck, zur Land-Plage, leider! verhänget hat“ . . . . Hall in S., Leipzig bei Christian Michaelen. 18 Bll. 4°, deutsch (Jena). **36)** „Deutschlandes Neue Wunder-Chronik . . . . bestehend in historischer Erzehlung und erst erfundener prophetischer Deutung derer so mannigfalten und seltzamenen Nachdencklichkeiten“ . . . . o. J. 1678. 3½ Bog. 4°. (Dr.) Ein zweiter Titel lautet: „Unerhörte Landes-Verwandelung, Madig-werdung, Blutung u. s. w.“ **37)** „Neuliche Miß-Geburten an 1. Menschen zu Breßlau ꝛc., 2. Viehe zu Merseburg, Rinteln ꝛc., 3. Ungezieffer anderswo“ (deutsch). o. O. 1678. (Dr.) **38)** „Weißenfelsisches Wunder-Gesicht. Nebenst einer Erzehlung vielseltiger Blut-Zeichen zu andern Zeiten“ (deutsch). Leipzig 1678. 3½ Bog. 4°. (Dr.) Das letzte Werk unsers Praetorius scheint das folgende gewesen zu sein: **39)** „Alectryomantia, seu Divinatio Magica cum Gallis gallinaceis peracta . . . . cui obiter insperguntur multiplices motus, praestigiarum praetextus, cucurritio pullorum gallinarumque, praesagitionum origo, ciconiarum latibulum hyemale, Friedericus Caesar longidormius, Püsterus Sondershusanus, Blocksberga. Sagaeportium, Palliovectura“ ꝛc. (lat.). Frankfurt u. Leipzig 1680. 2 Bll., 184 S. 4°. (Lpz.)

Außer den hier aufgeführten Werken finde ich noch die folgenden angeführt, die mir aber nicht zu Gesicht gekommen sind: „Dissertatio de polluce“ (doch wohl pollice und = 33), „Tabulae astroscopiae“ (doch wohl = 7), „De olla fortunae“ (wohl = 28), „Nützliche Spielkarte für die Flucher und nützliche Fluchkarte für die Spieler“, „Bericht von dem Gespenste zu Gosseck“, „Elucidarium Uraniae“, „Descriptio variorum mirabilium“ (viel-

leicht zusammenfassender Titel für Schriften wie 16, 17, 20, 35, 37, 38). Auch außer diesen werden unsere Bibliotheken gewiß noch einige hier nicht aufgezählte Werke enthalten, deren Constatirung demjenigen überlassen werden muß, der einmal den Joh. Praetorius zum Gegenstande einer monographischen Untersuchung zu machen unternimmt. Die Arbeit wird langwierig, oft ermüdend, aber auch nicht undankbar sein. Für das deutsche Wörterbuch sind Praetorius' Werke noch immer nicht genug benutzt, denn er bietet eine Ueberfülle populärer Redewendungen.

Quellen: Die Auszüge aus den Kirchenbüchern der Pfarre in Zethlingen, mitgetheilt von Herrn Pfarrer Radlach; Matrikel der Universität und Archiv der philosophischen Facultät zu Leipzig. Weiteres ergeben die Schriften selber, deren erste, einigermaßen umfängliche aber meist latinisirte und überkurze Zusammenstellung sich bei Jöcher findet. Vgl. dann noch Flögel, Gesch. d. kom. Lit. III, S. 430 und Goedeke, Grundriß[2] III, S. 499.

Friedrich Zarncke.

Praetorius: Konrad P., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem nur ein Grabgesang auf Caspar Othmayr vom Jahre 1553 bekannt ist (siehe Monatshefte für Musikgeschichte, Bd. 8, S. 12). Rob. Eitner.

Prätorius: Matthäus P., irenischer Theologe und Historiker, geboren zu Memel, † 1707. P. war der Sohn eines lutherischen Pfarrers zu Memel, studirte zu Rostock und Königsberg Theologie und wurde 1661 Adjunctus ministerii zu Memel, 1665 Pfarrer zu Niebudzien bei Insterburg. 1682 übersandte er der theologischen Facultät zu Königsberg das Manuscript einer Schrift mit dem Titel: „Tuba pacis ad universas dissidentes in Occidente ecclesias, sive discursus theologicus de unione ecclesiarum romanae et protestantium necnon amica compositione controversiarum fidei inter hosce coetus, in Dei O. M. quam maximam gloriam universae J. C. ecclesiae bono exhibitus.“ Er erhielt das Manuscript mit tadelnden Bemerkungen des Dr. Melchior Zeidler erst nach zwei Jahren zurück. Es wurde dann 1685 unter dem angegebenen Titel gedruckt (88 S. 4°) — auf dem Titelblatt wird in einigen Exemplaren Joh. Pauli in Köln, in anderen Alex. Lintmann in Amsterdam als Verleger angegeben —, mit Widmungen an Papst Innocenz XI., Kaiser Leopold I., die Könige von Polen, Frankreich, England, Dänemark und Schweden, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. In der nicht datirten Widmung an Innocenz XI. sagt P., er sei Pfarrer zu Niebudzien, habe kürzlich von dem König (Johann III.) von Polen den Titel eines Historiographen und Secretärs erhalten und sei religione Augustanae Confessioni addictus, animo, cum sanctis ecclesiae patribus ac conciliis sentiens, catholicus. Als das Buch erschien, war er aber schon 1684 zu Oliva zur katholischen Kirche übergetreten. — In den nächsten Jahren erschienen Entgegnungen der protestantischen Theologen Joh. Fecht (anonym: Kurzes Bedenken über M. Prätorii jüngsthin herausgegebene Tuba pacis oder theologischen Discurs von Vereinigung der römischen und protestirenden Kirchen, 1686 (s. A. D. B. VI, 593), M. Zeidler (Refutatio Tubae pacis, 1688; dazu 1689 Notae et animadversiones in scrutatorem veritatis, gegen den Jesuiten Fr. Haack, der P. geholfen haben sollte), Bernhard van Sanden (Diatriba brevis opposita Tubae pacis Praetorii, im Anhang zu seiner Theologia symbolica, 1688) und Sam. Schelwig (Sex disputationes de unione ecclesiarum Tridentinae atque Augustanae confessioni addictarum, 1689). Auch in Rom war man mit P. nicht zufrieden; sein Buch wurde 1687 von der Inquisition verdammt und in den Index gesetzt. Nach seinem Tode erschien es noch einmal (expurgirt?) bei Servatius Rönthen zu Köln 1711. Im J. 1820 gab A. J. Binterim eine deutsche Uebersetzung (von Pf. Spenrath) „mit einer

theologischen Vorerinnerung und mehreren Anmerkungen" heraus. — P. wurde 1688 katholischer Pfarrer zu Strasburg in Westpreußen, später Propst zu Weiherstadt in Kassubien. — Schon seit 1670 hatte sich P. mit Studien über preußische und polnische Geschichte beschäftigt; er befreundete sich mit dem auf demselben Gebiete arbeitenden Christoph Hartknoch (s. A. D. B. X, 665), mit dem er aber später zerfiel. Gedruckt wurden von ihm: „Scutum regium", ein Panegyrikus in Versen auf Johann III., 1684; „Orbis Gothicus", 1688 und „Mars Gothicus", 1691 (er hielt die Polen für Nachkommen der Gothen), und ein ausführlicher „Syllabus materiarum in opere intitulato Deliciae antiquitatum Prussicarum exponendarum". Das in diesem Prospect in Aussicht gestellte Werk vollendete P. 1703 unter dem Titel: „Historia Prutenica absolutissima oder Preußische Schaubühne"; er schickte es nach Berlin in der Hoffnung, die preußische Regierung werde es drucken lassen. Das geschah aber nicht; das Manuscript liegt noch in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Nach einer Abschrift hat Michael Lilienthal (s. A. D. B. XVIII, 650) einige Abschnitte drucken lassen: „Nachricht von der Littauer Arth, Natur und Leben" (Erleutertes Preußen I, 125); „Bericht von der Müntze in Preußen" (ebenda III, 243); „Historische Nachricht von der alten preußischen Sprache" (Acta Borussica II, 55). Von einer Schrift „Von dem Herkommen und glorwürdigen Thaten Herrn Conradi Tiberii von Wallersrod, weiland Hochmeisters", ist nur ein Auszug gedruckt (Erl. Preußen II, 670).

(Lilienthal), Selecta historica et literaria continuata, Regiom. 1719, p. 107. — Erleutertes Preußen I, 114. — Pisanski, Entwurf der preußischen Literaturgeschichte, 1853, S. 130. — A. Räß, Die Convertiten 8, 342.

Reusch.

Praetorius: Michael P., ein gelehrter und sehr fleißiger Musiker, geboren nach Walther am 15. Februar 1571 in Kreuzburg in Thüringen an der Werra. Nach der Leichenpredigt, die in den Monatsheften für Musikgeschichte im 7. Bande S. 177 abgedruckt ist, wäre er erst 1572 geboren. Ueber die ersten dreißig Jahre seines Lebens ist uns keine Nachricht erhalten und erst vom Jahre 1604 erfahren wir (s. Chrysander's Jahrbücher I, S. 149 u. f.), daß er in diesem Jahre an der Braunschweig-Wolfenbüttler Capelle als Capellmeister angestellt wurde. Walther läßt ihn zwar schon 1596 dort angestellt werden, doch widerspricht dies den in Wolfenbüttel vorhandenen Acten, wo er sich 1604 unter den neuangestellten Mitgliedern der Capelle befindet. Allerdings berichtet Werckmeister in seinem Organum Gruningense von 1704, daß sich unter den Revisoren des 1596 vollendeten Orgelwerkes auch der „Wolfenbüttler Capellmeister Michael Praetorius" befunden habe, doch ist der Titelzusatz nur zur näheren Bestimmung des Revisors beigefügt, ohne damit sagen zu wollen, daß er bereits 1596 das Amt bekleidete. P. erhielt später noch die Pfründe eines Priors in Ringelsheim und im J. 1612 setzte ihm der Herzog von Braunschweig eine Summe von 2000 Thlr. aus, die er ratenweise ausgezahlt erhalten sollte, durch die Kriegszeiten aber verhindert, nie vollständig empfing. Nach seinem Tode, der am 15. Februar 1621 erfolgte, mußten sogar die Kinder noch um Auszahlung des rückständigen Gehaltes bitten. P. entwickelte in den wenigen Jahren, die wir von seinem Leben überblicken können, eine staunenswerthe Arbeitskraft. Nicht nur, daß er die Wolfenbütteler Capelle leitete: er wurde auch zeitweise vom Erzbischof von Magdeburg ersucht, seine Capelle in Ordnung zu halten und bei großen Festen die Direction zu übernehmen (siehe die beiden Briefe in der Sammlung Musikerbriefe, herausgegeben von La Mara, Leipzig 1886, S. 57), ebenso hatte ihn in gleicher Eigenschaft der Kurfürst von Sachsen engagirt und so befand er sich stets unterwegs, um den vielfachen Pflichten zu genügen. Trotz alledem fand er noch Zeit, umfangreiche theoretische und musik-

historische Werke zu schreiben, zahlreiche Sammlungen älterer und neuerer Meister zu veröffentlichen und selbst in allen Fächern der Composition ganz Bedeutendes zu leisten. Seine sämmtlichen Werke gab er auf eigene Kosten heraus und verschenkte sie größtentheils an Schulen und Kirchen, wie uns die Eingabe seines Sohnes an die Herzogin Sophia Elisabeth lehrt (Chrysander, Jahrbuch I, S. 152). So hat ihm zum Beispiel die Herausgabe der „Polyhymnia“, die 1619 erschien, an 1500 Thlr. gekostet. Der uns vorliegende Leichensermon, vom Prediger Petrus Tuckermann verfaßt, hebt seinen Fleiß in der Musik und die Ehrenbezeugungen, die er von „Königen, Kurfürsten und Herren“ empfangen habe, wohl hervor, doch im Uebrigen ist der geistliche Herr schlecht auf ihn zu sprechen, und weiß nur von seinen Sünden und Gebrechen zu berichten, und daß ihn der Herr dafür mit „Creutz und Unglück geschlagen“ habe. Zum Kirchengehen mag allerdings P. keine Zeit übrig geblieben sein und das wurde damals, wo die Geistlichkeit noch mit souveräner Gewalt ins bürgerliche Leben eingriff, übel vermerkt. — Praetorius' Verdienst um die Kunst besteht weniger in seinen Compositionen, als in dem immensen Sammeltalente und in der Erkenntniß dessen, was seiner Zeit und der Zukunft Noth thut. Praetorius' Werke bilden noch heute eine wesentliche Grundlage der historischen Kenntnisse der einstigen musikalischen Kunstausübung und ohne dieselben würde uns Vieles in völliges Dunkel gehüllt sein. In dem Wendepunkt lebend, wo sich die Musik der bisherigen Anschauungen entschlug und ganz neue Bahnen betrat, die zur Ausbildung der modernen Musik führten, war er recht eigentlich berufen, das theoretische, praktische und historische Material der eben vergangenen Zeit zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren. Kein einziger Autor jener und späterer Zeit hat diese Idee in so umfassender Weise erkannt und ausgeführt und es bildet daher sein dreibändiges umfangreiches Werk, das „Syntagma musicum“ von 1614—1618 (1619) die Grundlage der historischen Kenntnisse, die uns ein deutliches Bild einstiger Kunstausübung gewährt. Der erste Band, in lateinischer Sprache geschrieben, handelt über die Geschichte der Kirchenmusik, der zweite Band, in deutscher Sprache, erklärt alle Musikinstrumente und fügt einen Theil „Theatrum instrumentorum“ mit Abbildungen der Instrumente bei. Dieser Band wurde im J. 1884 von der Gesellschaft für Musikforschung als 13. Bd. ihrer Publicationen neu herausgegeben. Der dritte Band umfaßt die Erklärungen aller damals gebräuchlichen Musikformen im Gesangs- und Instrumentalfache, nebst Angabe ihrer Ausführung, resp. Besetzung. Einen Auszug des Wichtigsten bringen die Monatshefte für Musikgeschichte in ihrem 10. Bande. P. zeigt im letzten Bande noch das Erscheinen eines vierten an, der über den Contrapunkt handeln sollte, also die eigentliche Musiktheorie umfaßte, doch wurde er durch den Tod an der Ausführung desselben behindert, auch hat sich bisher kein Manuscript aufgefunden, was uns Kunde von einer etwaigen Ausführung desselben giebt. Nur im J. 1872 tauchte ein Manuscript Praetorius' bei dem Antiquar Em. Mai in Berlin auf, welches über Orgelprüfungen handelte und von Joh. Lorenz Albrecht mit Zusätzen versehen war (s. Monatsh. f. Musikg. Bd. 4. 149). — Vom Jahre 1605 ab erschienen in staunenswerther Schnelligkeit die umfangreichsten Werke mit Compositionen; man muß wohl annehmen, daß er in jüngeren Jahren schon fleißig gesammelt und componirt habe, aber keine Gelegenheit gefunden, seine Werke herauszugeben, denn selbst, wenn es ihm leicht von der Hand gegangen wäre, hätte allein das Copiren mehr Zeit in Anspruch genommen, als ihm seine vielfachen Dienstobliegenheiten und die Correcturen übrig ließen. Obenan steht das neunbändige Sammelwerk „Musae Sioniae“. Der erste Theil erschien 1605 in Regensburg und enthält „Geistliche Concert Gesänge über die fürnembste Herrn Lutheri vnd anderer Teutsche

Psalmen mit 8 Stimmen gesetzt“ (21 Nrn.) Der 2., 3. und 4. Theil erschienen 1607 in Jena und Helmstedt und enthalten die Fortsetzung des ersten Theils, bringen aber noch Gesänge bis zu 9 und 12 Stimmen, die theils mit Singstimmen, theils mit Instrumenten zu besetzen sind. Sie umfassen zusammen 95 Gesänge in Motettenart componirt. Der 5. Theil erschien 1607 in Wolfenbüttel und zählt 166 Gesänge, theils von P., theils von Grimm, Gesius, Raselius, Wert und Joh. Walter zu 2—8 Stimmen, geistliche deutsche Lieder (also Choräle) und Psalmen enthaltend. Der 6. und 7. Theil erschien 1609 ebendaselbst, sie enthalten 444 vierstimmige deutsche geistliche Lieder. Der 8. Theil, 1610 in Wolfenbüttel erschienen, umfaßt 302 vierstimmige geistliche Lieder und ist für hymnologische Zwecke der werthvollste, denn er verwendet hier vorzugsweise alte Melodien, die vielfach auf weltlichen Ursprung zurückgeführt sind, also ein Quellenmaterial von großem Werthe bilden. 21 Sätze sind von. Erythraeus, Joach. à Burg, Gesius, Meiland und Joh. Walther. Dieser Band ist von den Hymnologen reichlich ausgenützt und fast alle Tonsätze sind bei Tucher und Schöberlein neu gedruckt. Der 9. Theil erschien 1610 ebendort und 1611 bei Hering in Hamburg mit dem veränderten Titel: „Bicinia vnd Tricinia“ ꝛc. Er erhält 216 zwei- und dreistimmige Psalmen und geistliche Lieder. Exemplare finden sich fast in allen öffentlichen Bibliotheken und complet in Berlin und Breslau. Dieses eine Werk enthält schon 1234 Gesänge. Im J. 1607 erschien ferner bei Wagemann in Nürnberg eine Motettensammlung zu 4—16 Stimmen auf lateinische Texte mit 52 Nrn., betitelt: „Musarum Sioniar. Motectae et Psalmi latini“ (Bibl. in Augsburg, Berlin, Breslau, Königsberg u. a.). 1611 erschienen vier Sammlungen: „Hymnodia“, die Hymnen zu 3—8 Stimmen enthaltend, die „Missodia“, die Messentheile zu 2—8 Stimmen componirt, „Megalynodia Sionia“, Magnificat zu 5—8 Stimmen und „Eulogodia Sionia“, die Benedicamus, Salve regina u. a. enthaltend, in 2—8 Stimmen. Die vier Werke enthalten 323 Gesänge. Exemplare befinden sich in Breslau, Berlin, Liegnitz, Brandenburg u. a. O. 1612 erschienen „Kleine und Große Litaney“ zu 5—8 Stimmen, vier Gesänge und „Terpsichore, Musarum Aoniarum Quinta“, allerlei Tänze für 4—6 Instrumente (Exemplar in Liegnitz). Die Bezeichnung mit „Quinta“ läßt vermuthen, daß Prima bis Quarta der Sammlung verloren gegangen ist. Böhme in seiner Geschichte des Tanzes theilt eine Anzahl der Tänze mit. P. sagt in der Vorrede selbst, daß die Melodien nicht von ihm componirt sind, sondern französischen und anderen Werken entlehnt. Er ist also auch hier wieder der Sammler, der mit geschickter Hand die Tanzweisen zum mehrstimmigen Tonsatz umschuf. 1613 erschien die „Urania oder Uranochordia“, mit 28 gebräuchlichen geistlichen deutschen Kirchengesängen zu 2, 3 und 4 Chören (königl. Bibl. in Berlin). 1619 gab er die beiden Werke: „Polyhymnia exercitatrix“ und „Caduceatrix et panegyrica“ von 1—21 Stimmen heraus, wovon die erstere allerlei Kirchengesänge (14 Nrn.) und die andere Gesänge zu Festlichkeiten (40 Nrn.) enthält. Sein letztes Werk erschien 1621 und trägt weder Dedication noch Vorwort, erschien also wahrscheinlich schon nach seinem Tode. Es trägt den Titel: „Puericinium“ und enthält 14 Kirchenlieder und geistliche Concerte zu 3—12 Stimmen mit Instrumenten und einem Bassus continuus (Exemplare der drei Werke in Berlin, Breslau und Liegnitz). Praetorius' Satzweise ist klar und einfach, ohne große Kunst, aber tief empfunden und zum Herzen sprechend. Sein vierstimmiger Satz ist mustergültig und maßgebend für den Choral geworden. Sein Bestreben ging stets darauf, der Kirche und Schule gute und brauchbare Gesänge zu geben und zugleich das Gute der italienischen Meister in Deutschland einzuführen und der deutschen Kunst nutzbar zu machen. Kein anderer Meister dieser Zeit hat dem protestantischen Gottes-

dienste so brauchbare und edle Werke hinterlassen; sie bezeugen dies am besten dadurch, daß ihre Lebensdauer sich bis auf die heutige Zeit erstreckt. Ich erinnere nur an das herrliche Lied: „Es ist ein Ros' entsprungen."

Rob. Eitner.

Prätorius: Paul P., geb. 1521 in Bernau, studirte in Frankfurt a/O., ward Rector in seiner Vaterstadt, dann, wie es scheint, auch eine Zeitlang in Berlin. Dort erwählte ihn Kurfürst Joachim II. 1547 zum Erzieher für seine jung nacheinander zu Erzbischöfen von Magdeburg postulirten Söhne Friedrich (geb. 1530, † 1552) und Sigismund (geb. 1538, † 1566), in deren Interesse er auch zu diplomatischen Missionen verwandt wurde, wie z. B. 1561 nach Prag an Kaiser Ferdinand, welcher ihm den Adel verlieh. Er starb 1564 oder 1565 in Halle. — Der ihm nahe befreundete, vielleicht verwandte Abdias Prätorius (s. oben) widmete ihm seine Schrift „De phrasibus Ebraeorum" (Wittenberg bei Joh. Lufft, 1561, die Vorrede vom 18. Januar 1557), Georg Sabinus sein Buch „Epigramme"; der Humanist Michel Haslob (s. A. D. B. X, 745) verfaßte: „Praetoriana. sive de vita et obitu Pauli Praetorii", Francof. 1581. — Da ihm aus seiner Ehe nur eine Tochter erwachsen war, so adoptirte er 1562 eines Bernauer Predigers Sohn, Samuel Faber (Schmidt), der 1605 als Bürgermeister in Frankfurt a/O. gestorben ist. Dessen Enkel Johannes P. erhielt 1661 mit der böhmischen Ritterwürde den Namen Praetorius von Richthofen und ward der Stammvater des noch heute blühenden Geschlechtes dieses Namens.

G. G. Küster zu Seidel's Bilder-Sammlung, 1751, S. 59—62.

R. Schwarze.

Prätorius: Petrus P. aus Cottbus, protestantischer Pfarrer und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Die Angaben über sein Geburtsjahr schwanken zwischen 1513—1515, 1527 und 1528. Sein Familienname wird ursprünglich Richter oder Schulz gelautet haben, da wir ihn wohl in dem im Sommer 1538 in Wittenberg immatriculirten Petrus Judex Cotbusiensis (ebenda December 1543 Jacobus Judicis Kotbusianus, 20. März 1554 Valentinus Judex Cotbusiensis, 27. Januar 1551 Petrus Neander Cotbusiensis) wieder erkennen müssen. Obwohl er also noch zu Luther's Lebzeiten die Universität bezog, schloß er sich vor allem doch „an seinen herzlieben Präceptor Philippus" an, dessen weichem, sinnigem Naturell er sich verwandt fühlte. Am 8. Mai 1554, also nach 16 Jahren, über die uns jegliche Nachricht fehlt, erlangte er unter Bugenhagen's Decanat die Doctorwürde und ward am 3. Juni d. J. als Schloßprediger in Wittenberg ordinirt, um bald darauf an Stelle des gemaßregelten Heinrich Ham nach Königsberg i. d. Neumark zu gehen. Hier sorgte er für die Einrichtung einer Schule, reiste auch 1557 im Auftrage des Markgrafen Johann von Küstrin zu dem erfolglosen Wormser Colloquium, mußte aber infolge der heftigen Angriffe, welche der schroffe Lutheraner Heshusius auf die angeblich kryptocalvinistischen Lehren seines 1563 erschienenen Katechismus richtete, aus seiner Stellung weichen. In Sachsen fand der vertriebene Melanchthonianer Aufnahme: 1565 am 16. Februar wurde er zu Zeitz als Stiftssuperintendent eingeführt. Zehn Jahre später nöthigten ihn erneute Angriffe nach Danzig zu ziehen, wo man ihm das Pfarramt an der Marienkirche angetragen hatte. Im Juni 1576 traf er dort ein und blieb daselbst bis zu seinem am 7. Juni 1588 erfolgten Tode. Seine letzten Jahre verbitterte der über die Concordienformel entbrannte Streit mit seinem Amtsgenossen Kittel, welcher zugleich auch politische Gegensätze der Bürgerschaft berührte. Der Rath untersagte Beiden das Betreten der Kanzel, aber der Zwiespalt dauerte fort; beim Begräbniß des hartgeprüften P. mußte

sein Sarg geöffnet werden, um das Volk zu überzeugen, daß ihn nicht der Teufel geholt habe. — Auch als Dichter steht P. unter wittenbergischem Einflusse. In seinem Drama von der Hochzeit Isaac und Rebeccae (Wittemberg 1559 und Danzig 1579), welches er für eine Aufführung bei einer Hochzeit in Danzig abfaßte, überwiegt der lehrhafte Predigerton: ein breiter Monolog des gottvertrauenden Abraham als Exposition, lange Gebete, eine echt lutherische Traurede Melchisedeks. Einiges Leben erhält die einfache Handlung durch die nach Rebhun's und Culmann's Vorgange hinzugefügte Intrigue: in einigen burlesken Scenen stiften Eheteufel und Zauberteufel eine Hexe an, Rebecca's Verlobung zu hintertreiben. Die zweite Auflage mildert einige Rohheiten und Längen und bessert den Reim.

Jöcher 3, 1751. — Rotermund 6, 804. — Goedeke, Grundriß[2] 2, 191. 362. — G. Langemack, Historia Catechetica 2, 318—330 (1733). — Dietmann, Die Priesterschaft im Kurfürstentum Sachsen 5, 91—93 (1763). — Th. Hirsch, Die Oberpfarrkirche in Danzig 2, 176—225(1843). — Riedel, Codex Dipl. Brandenb. IV, 1, 119. — Wittenberger Ordinandenregister. — Bretschneider, Corpus Reformatorum 9, 198 verwechselt unsern P. mit einem Breslauer Prediger Johannes Prätorius. J. Bolte.

Praetorius: Stephan P., ausgezeichneter Prediger und Seelsorger und bekannter ascetischer Schriftsteller, wurde am 3. Mai 1536 zu Salzwedel geboren. Ob er mit dem gleichfalls aus Salzwedel stammenden Abdias Praetorius verwandt ist (vgl. oben S. 513), ist noch nicht festgestellt. Er besuchte drei Jahre die Johannisschule zu Lüneburg und bezog im J. 1551 die Universität Rostock. Hier schloß er sich besonders den jüngern Docenten aus Melanchthon's Schule, einem Dan. Chyträus, Simon Pauli, Johannes Posselius an. Im J. 1563 ward er Magister, nachdem er schon seit 1555 als Schullehrer zu St. Marien dort angestellt war. Vom J. 1565 an ist er wieder in seiner Vaterstadt, zuerst als Prediger am Kloster zum heiligen Geist vor Salzwedel, sodann seit 1569 als Pastor in der Neustadt Salzwedel. Im Herbste 1580, als die Pest in Salzwedel heftig auftrat, ward er auch von ihr ergriffen und war dem Tode nahe; kaum genesen, besuchte er wieder die Pestkranken in seiner Gemeinde mit dem größten Eifer; während dieser Zeit (1581) erhielt er eine Berufung als Propst und Superintendent nach Uelzen, die er aus Liebe zu seiner Gemeinde, die ihn nicht ziehen lassen wollte, ausschlug. Ebenso lehnte er im J. 1584 einen Ruf nach Wismar ab und blieb bis zu seinem Tode, der am 4. Mai 1603 (nicht 1610, wie Koch angiebt) erfolgte, in seiner Stellung zu Salzwedel. P. war nicht ein besonders gelehrter Theologe, obschon es ihm nicht an Kenntnissen fehlte; sein eigentliches Arbeitsfeld war die Seelsorge und seine Thätigkeit in ihr erinnert in mancher Hinsicht an die ein Jahrhundert spätere Wirksamkeit von Spener und seinen Freunden. Besonders bekannt wurde P. durch eine größere Anzahl kleiner erbaulicher Schriften, die er etwa seit dem Jahre 1570 herausgab. Er wollte durch sie in weiteren Kreisen christliche Erkenntniß und christliches Leben wecken; und sie fanden, wie wir aus vielen noch vorhandenen Zeugnissen sehen, vielerwärts und namentlich auch in Salzwedel selbst dankbare Aufnahme und blieben nicht ohne Wirkung. P. tadelt in ihnen offen die Gebrechen seiner Zeit, und so haben seine Schriften auch als Schilderungen der damaligen kirchlichen und sittlichen Zustände Werth; er dringt vor allem auf lebendiges Christenthum und spricht sodann von der schon gegenwärtigen Würde und Seligkeit eines gläubigen Christen in begeisterter, oft überschwänglicher Weise. Seine Ausdrucksweise ist dabei oftmals nicht vorsichtig, und es ist zu begreifen, daß er allerlei Angriffe erfuhr. Doch wurde bei einer Kirchenvisitation, die im J. 1600 in Salzwedel statthatte, seiner Wirksamkeit

unbedingtes Lob ertheilt und seine Rechtgläubigkeit nicht beanstandet, wie denn auch bei einem Manne, der das Concordienbuch unterschrieben hat und dem von Theologen wie Martin Chemnitz und David Chyträus gerade auch wegen seiner Schriften die größte Anerkennung zu Theil wurde, nicht anders erwartet werden kann. Conrad Dilfeld behauptete später, P. habe vor der Visitationscommission seine Heterodoxie in einigen Artikeln widerrufen müssen; aber diese Angabe ist mit dem Inhalte des Visitationsrecesses vom 28. Juni 1600 nicht in Einklang zu bringen und darf bei dem bekannten Charakter Dilfeld's (s. A. D. B. V, 223) für unbegründet gehalten werden. Kein Geringerer als Johann Arnd (s. A. D. B. I, 548) hat sodann die kleinen Tractate und Gelegenheitsschriften von P. gesammelt und im J. 1622 zu Goslar herausgegeben, „58 schöne, auserlesene, geist- und trostreiche Tractätlein u. s. f.". Dann besorgte Martin Statius in Danzig († 1655) einen nach Materien geordneten Auszug aus diesen Schriften des P.; zuerst erschien 1625: „Vortrab der geistlichen Schatzkammer" und hernach im J. 1636 (Lüneburg bei den Sternen) „Geistliche Schatzkammer der Gläubigen"; dieses letztere Werk ist dann sehr oft wieder gedruckt; noch in unserm Jahrhundert erschienen neue Ausgaben, so z. B. ein als 4. Aufl. (?) bezeichneter Druck Basel 1807, eine 5. Aufl. Elberfeld 1833. Die „Geistliche Schatzkammer" wurde alsbald nach ihrem Erscheinen von Seiten der lutherischen Orthodoxie hart angegriffen und so wurde auch P. noch lange nach seinem Tode wegen seiner Lehre von den einen verurtheilt und von den andern vertheidigt; wegen dieser Streitigkeiten ist auf die unten angeführten Werke von Arnold, Walch und Cosack zu verweisen. In einigen seiner Tractate tritt P. auch als Dichter geistlicher Lieder auf; besonders bekannt geworden ist sein Passionslied: „Was hat gethan der heilig Christ? sag an, o Herz" u. s. f., das namentlich durch seine Aufnahme in den ersten Theil des Freylinghausen'schen Gesangbuches Verbreitung gefunden hat.

Jöcher III, Sp. 1751. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 804 ff. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 316 f. — Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang.-luth. Kirche, Bd. 4, S. 614 ff. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie, 2. Band, Schaffhausen 1741, S. 89 ff. — Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger, Bd. 5, S. 66 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Band 2, S. 322 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 331 a. — Cosack, Zur Geschichte der evangelischen ascetischen Literatur in Deutschland, Basel und Ludwigsburg 1871, S. 1—96. l. u.

Praetorius: Zacharias P. hieß ursprünglich Breiter und latinisirte sodann, wahrscheinlich auf Melanchthon's Rath, seinen Namen in der angegebenen Weise. Er wurde am 14. April 1535 zu Mansfeld geboren. Sein Vater, Sebastian Breiter, scheint schon mit den Reformatoren befreundet gewesen zu sein. Er selbst wurde als Zacharias Breiter aus Mansfeld am 26. April 1553 in Wittenberg inscribirt. Von seinem weitern Leben wissen wir nur, daß er zuerst in Eisleben Geistlicher war, sodann in Regensburg und hernach wieder in Eisleben, wo er im J. 1575 starb. In weiteren Kreisen ist er bekannt geworden durch seine lateinischen Gedichte, welche namentlich auch von Melanchthon großes Lob erhielten; er hat auch Luther's geistliche Lieder ins Lateinische übersetzt. Einzelne seiner lateinischen Gedichte befinden sich in der Sammlung der abseiten der Universität Wittenberg herausgegebenen Schriften (Scripta publice proposita u. s. f.).

Jöcher III, Sp. 1751 f. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 806 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. II, S. 102 u. 192. — Richter, Biographisches Lexikon S. 286 f. l. u.

Prätzel: Karl Gottlieb P., Dichter. Er war geboren am 2. April 1785 zu Halbau in der Lausitz, wo sein Vater fürstlicher Schloßgärtner war. Vorbereitet auf dem Gymnasium zu Sorau, bezog er 1804 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Wegen beschränkter Mittel nahm er 1807 eine Hauslehrerstelle zu Hamburg an und ist bis an sein Ende mit dieser Familie, Meyer, befreundet geblieben. Mit derselben siedelte er 1820 nach der Stadt Oldesloe in Holstein über, von wo er nach einigen Jahren wieder nach Hamburg ging; da ist er, unverehelicht, am 13. Juni 1861 gestorben. Er lebte als Privatgelehrter und war ein fleißiger und fruchtbarer belletristischer Schriftsteller. Zuerst erschienen von ihm 1805 „Jugendphantasien", 2. Aufl. 1809; dann „Vermischte Gedichte" 1810, 2. Aufl. 1820; „Zeitklänge" 1815; „Neue Gedichte" 1836; „Maurergedichte" 1829 und 1842. Poetische Erzählungen, z. B. „Feldherrnränke", ein komisches Gedicht in 6 Gesängen 1815; „Feldrosen" 1819; „Hildrian, ein Sommermärchen" in 6 Gesängen" 1831. Auch lieferte er einige dramatische Arbeiten, z. B. „der 40ste Geburtstag" in Kotzebue's Almanach 1834. R. Gottschall stellt ihn in die Reihe der Dichter, die im Gegensatz gegen die Geibelsche ernstere Richtung die gesellige Lust und um die künstlerische Feile unbekümmert das Volksleben zu seinem guten Rechte kommen lassen wollten, und im Dienst dieser formloseren Fröhlichkeit ist P. ergraut. Er lieferte eine Menge Beiträge zu den seiner Zeit an der Tagesordnung stehenden Taschenbüchern Becker's, Urania, Rheinisches, Fr. Kinds, Penelope, Castelli's, Eidora u. s. w. und zu den Zeitschriften Abendzeitung, Lotz Originalien 2c. Auch einen größeren Roman verfaßte er: „Die Getäuschten", 2 Bde. 1828. Seine gesammelten kleinen Romane und Erzählungen erschienen 1822 in 4 Bdn. und wieder „Wohlfeile Ausgabe" 1833 in 8 Bdn.; „Novellen und Erzählungen" 1828 2 Bde., „Erzählungen" 1832, 2 Bde., „Frühlingsgaben, Novellen und Gedichte" 1828. Auch gab er einen „Jugendfreund" heraus 1816 und 1817 und einen „Hausfreund", Wochenblatt 1829. Von 1847 an ist er Mitarbeiter an dem Hamburger Correspondent gewesen, vorzugsweise allerdings am unpolitischen Theil desselben, für Theaterkritiken u. s. w. Seine Manuscripte finden sich auf der Hamburger Stadtbibliothek und bilden eine Sammlung von 535 Nummern.

Rüders Conversationslex. III, 628. — R. Gottschall, Deutsche Nationallitteratur III, 216. — Goedeke, Grundriß III, 628. — Lübker-Schröder, Schriftstellerlex. II, 447 u. 843. — Alberti II, 214. — Hamburg. Schriftstellerlex. VI, 111.

Carstens.

Praun: Georg Septimus Andreas v. P., geboren zu Wien am 4. August 1701, † am 1. Mai 1786, stammte aus einem alten Geschlechte des Erzherzogthums Oesterreich. Sein Vater Tobias Sebastian v. P., der in Wien kaiserlicher Rath und Agent verschiedener Fürsten und Reichsstände war, starb am 19. Mai 1710, als er gerade nach Regensburg übersiedeln wollte. Diese Absicht führte die Mutter Anna Marie eine geborne v. Fabrice († 1737) mit ihren sechs noch lebenden Kindern aus, von denen G. S. Andreas der älteste Sohn war, vorzüglich um drohenden Katholisirungsversuchen zu entgehen. Die Pest vertrieb die Familie 1713 nach Weißenburg im Nordgau, von wo sie jedoch im Mai 1714 nach Regensburg zurückkehrte. Hier erhielt v. P. von verschiedenen Lehrern Privatunterricht, der dann in Weißenburg, wohin die Mutter September 1719 wieder verzog, fortgesetzt und auch auf die Institutionen des römischen Rechts u. A. ausgedehnt wurde. Zugleich hatte v. P. hier Gelegenheit sich im Reiten und anderen Künsten auszubilden und den brandenburgischen Hof zu Anspach zu besuchen. Im Januar 1721 bezog er die Universität Altdorf. Hier trieb er neben dem juristischen Studium insbesondere das der Geschichte, zu

welchem ihm vorzüglich Joh. Dav. Köhlers Lehre und Anleitung nachhaltige Neigung erweckten. Im August 1723 verließ er Altdorf und suchte im folgenden Jahre weitere Ausbildung durch eine größere Reise über Straßburg nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er am 30. April 1725 von dem Fürsten Albrecht Ernst II. von Oettingen zum Hofcavalier ernannt und zur Beschäftigung bei der dortigen Regierung zugelassen. Die Verwandtschaft dieses Fürsten mit dem Herzoge Ludwig Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg, dessen Gemahlin Christine Luise die Schwester Albrecht Ernst's war, führte P. im Anfange d. J. 1727 nach Blankenburg, das jener damals als selbständiges Fürstenthum regierte. Er trat hier in den Dienst Ludwig Rudolf's über und wurde noch im April desselben Jahres als Kammerjunker und ein Paar Monate darauf als Auditor bei dem Consistorium und der Justizkanzlei angestellt; bei letzterer ward er am 1. December 1728 zum wirklichen Hofrathe ernannt. Daneben führte er auch die Oberaufsicht über die fürstliche Bibliothek, welche er selbst neu ordnete und verzeichnete. Als nach dem Tode Herzog August Wilhelm's (s. A. D. B. I, 664) dem Herzoge Ludwig Rudolf auch die Regierung der braunschweigisch-wolfenbüttelschen Lande zufiel, wurde v. P. noch um die Mitte d. J. 1731 in Wolfenbüttel sowohl bei der Justizkanzlei als bei dem Hofgerichte angestellt; letztere Stellung gab er jedoch schon 1738 wieder auf. Am 18. April 1736 wurde v. P. zum Geheimen Justizrath und am 9. Januar 1749 zum Vicekanzler ernannt. Neben seinen eigentlichen Amtsgeschäften wurde er inner- und außerhalb Landes mit zahlreichen besonderen Aufträgen betraut, zu denen ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter erforderlich war. So 1736 mit der Regulirung des Helmstädter Stadtwesens, 1745 und 1746 mit der Ausarbeitung der Concurse in der Stadt Braunschweig u. s. w. Im November 1746 erhielt er den Befehl, das Hauptarchiv und alle übrigen im Lande befindlichen Archive und Registraturen, welche sämmtlich seiner Oberaufsicht untergeben wurden, neu zu ordnen; im folgenden Jahre wurde ihm auch nach Erath's (s. A. D. B. VI, 182) Abgang das braunschweigische Stadtarchiv unterstellt. P. hat sich hier um die Sicherung, Ordnung und Nutzbarmachung der gesammten Archivalien des Landes große Verdienste erworben; für das Landeshauptarchiv, an dem um diese Zeit auch H. A. Koch (s. A. D. B. XVI, 379) wirkte, ist seine Thätigkeit geradezu eine grundlegende geworden. Der Hauptgesichtspunkt war für ihn hierbei das staatliche Interesse; gegenüber der Benutzung der Archive zu rein wissenschaftlichen Zwecken verhielt er sich sehr zurückhaltend. Im November 1751 wurde ihm auch die Oberaufsicht über die herzogliche Bibliothek übertragen und in dieser Eigenschaft hat er später, am 7. Mai 1770, Lessing als Bibliothekar in dieselbe eingeführt. Als dem Herzoge Karl 1751 die Obervormundschaft über den Erbstatthalter von Holland zufiel, mußte v. P. auch diese Geschäfte, die bis 1766 währten, zeitweise an Ort und Stelle in Dillenburg, führen; ebenso wurde ihm 1758 die Besorgung der Weimar'schen Obervormundschaft nach dem Tode des Herzogs Ernst August II. Constantin, der zwei Söhne und eine selbst noch unmündige Wittwe, die Herzogin Anna Amalie, Tochter Herzog Karl's zu Braunschweig und Lüneburg, zurückließ, übertragen, und zu voller Zufriedenheit auch des Herzogs Karl August von Weimar ausgeführt. Eine unfreiwillige Unterbrechung seiner Dienstgeschäfte verursachte ihm 1761 die Einnahme Wolfenbüttels durch die Franzosen, welche ihn am 15. October von dort als Geisel mit fortnahmen und in Göttingen, Rheinfels und Metz mehrere Jahre in milder Haft hielten. Er benutzte die Muße zu verschiedenen litterarischen Arbeiten. Als er am 5. Juli 1764 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, wurde er am 4. Januar 1765 zum wirklichen Geheimenrathe, Kanzlei- und Consistorialpräsidenten ernannt. Da er in dieser Stellung wöchent-

lich einmal zu den Sitzungen des Geheimerathscollegiums nach Braunschweig fahren mußte, so ließ er sich 1771 seines Alters wegen von diesen Reisen und den laufenden Geschäften jener Behörde dispensiren. Nach dem Tode Schrader's von Schliestedt aber wurde v. P. am 23. Juli 1773 an seiner Stelle zum ersten Minister und zugleich zum Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt. Er mußte als solcher jetzt seinen festen Wohnsitz in Braunschweig nehmen. Als er 1783 seinen Abschied forderte, wollte ihn Herzog Karl Wilhelm Ferdinand nicht ziehen lassen, gewährte ihm aber in zuvorkommendster Weise jede Erleichterung seines Amtes. Am 1. Mai 1786 ist v. P., bis zuletzt geistig frisch, in Braunschweig gestorben. — G. S. A. v. Praun verband mit einer großen Arbeitskraft eine unermüdliche Arbeitslust. Seine zahlreichen Dienstgeschäfte hat er mit seltener Pflichttreue erfüllt, in den verschiedensten Stellen sich stets nicht nur den Ruf eines tüchtigen und kenntnißreichen, sondern auch eines uneigennützigen und rechtschaffenen Beamten erworben. Ihn beseelte innige Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus, über dessen Rechte er stets eifersüchtig wachte. Jedes Haschen nach Gunst oder Ehren war seiner offnen ehrlichen Natur vollkommen fremd. Seine liebste Erholung fand er in wissenschaftlicher Beschäftigung. Er hatte für die verschiedensten Wissenschaften ein reges Interesse; sein Hauptarbeitsfeld aber war hier die Erforschung der braunschweigischen Geschichte und Landesverfassung, auf welche ihn nicht selten auch schon die praktischen Aufgaben seines Amtes hinwiesen. Er hat zahlreiche hierauf bezügliche Ausarbeitungen handschriftlich hinterlassen, während er verhältnißmäßig nur weniges zum Druck befördert hat. Er zeigt sich uns in ihnen als ein besonnener und gewissenhafter Forscher, der ein umfangreiches Material mit Sicherheit beherrscht und, ohne Werth auf äußere Darstellung zu legen, nur die Feststellung geschichtlich wahrer Ergebnisse im Auge hat. Es sind zumeist diplomatische, heraldische und numismatische Untersuchungen von ihm erschienen, daneben auch einige anonyme philosophische Arbeiten. Verzeichnet sind dieselben an den unten a. O. bei Remer und Meusel. In seiner Stellung zu Lessing ist v. P. oft ungerecht beurtheilt worden. An Alter und Lebensanschauungen sehr von ihm verschieden ist er zwar in nähere Beziehung zu ihm, wie es scheint, nicht getreten, aber er hat ihm auch niemals in kleinlicher Weise Schwierigkeiten bereitet, ja seine Stellung durch die geplante Berufung Langer's als zweiten Bibliothekars wesentlich zu erleichtern gesucht. — P. ist zwei Mal verheirathet gewesen. Am 17. Juli 1728 vermählte er sich mit Friederike Luise von Brandenstein, die Hofdame bei der Herzogin Christine Luise gewesen war, und am 2. Juni 1745 starb, darauf am 15. Febr. 1746 mit deren Schwester Dorothea Marie Anna Eleonore v. B., die erst am 20. December 1791 verstorben ist. Jene gebar ihm 8 Söhne und 4 Töchter, diese 2 Töchter; nur 2 der Söhne haben den Vater überlebt, Karl, der später Geheimerath wurde († am 30. März 1808) und August Ernst, der als Oberforstmeister in Walkenried am 31. December 1806 gestorben ist. —

Vgl. den Lebenslauf v. P.'s von J. A. Remer im historischen Portefeuille auf d. J 1788 Juli, Stück 7, 42—58 und wiederholt in der zweiten von Remer besorgten Ausgabe des braunschweig-lüneburgischen Siegelcabinets v. Praun's, (Br. 1789) 3—24. — Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Bd. X, 531—536. — Ueber Praun's Stellung zu Lessing vgl. Schönemann im Serapeum 1844, S. 213 ff., 229 ff. und Akademische Blätter herausgegeben von Sievers, S. 605—612. Dazu die Personalacten v. P.'s, die von seinem Urenkel, Oberlandesgerichtsrath v. Praun in Braunschweig, dem Unterzeichneten zur Verfügung gestellt sind.

P. Zimmermann.

Prechtl: Joh. Joseph Ritter v. P., Naturforscher, geb. zu Bischofsheim in Baiern am 16. November 1778, † zu Wien am 28. October 1854. Nach zurückgelegten philosophischen und juristischen Studien an der Universität in Würzburg begab sich P. im J. 1801 nach Wien in der Absicht, beim Reichshofrathe die juristische Laufbahn zu betreten. Er kam jedoch von diesem Entschlusse zurück, trat als Erzieher in das Haus des Grafen Taaffe in Brünn und beschäftigte sich neben seinen Berufspflichten mit naturwissenschaftlichen Studien. Mehrere Abhandlungen, worunter jene „Ueber die Physik des Feuers", 1805 von der holländischen Akademie der Wissenschaften durch eine Preismedaille ausgezeichnet, und „Ueber die Identität von Licht und Wärme" (in Gilbert, Annalen des Jahres 1805 veröffentlicht), vorzugsweise die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf sich gelenkt hatten, waren Veranlassung, daß P. im J. 1809 zum Director der neu errichteten Real- und Navigations-Akademie in Triest ernannt wurde. Er kehrte jedoch bald wieder nach Wien zurück und lehrte an der dortigen Real-Akademie Chemie, Physik und Naturgeschichte. Gleichzeitig beschäftigte sich P. mit dem Entwurfe eines Planes zur Errichtung eines polytechnischen Institutes, welcher im J. 1814 auch zur Ausführung gelangte. P. wurde im J. 1815 der erste Director dieser für die Pflege der technischen Wissenschaften in Oesterreich hochwichtigen Anstalt und verblieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1850. Er entwickelte letztere zu einer Bedeutung, daß sie in kurzer Zeit den Ruf einer Musteranstalt in Deutschland genoß. Als Gelehrter machte sich P. durch seine Leistungen auf physikalischem Gebiete hochverdient. Er machte schon vor Oersted Versuche, die Natur der Imponderabilien zu ergründen; er kannte schon 1811 die Magnetisirung des Eisens durch den electrischen Strom und schrieb mehrere Abhandlungen über die Theorien Franklin's und Volta's. Im J. 1813 veröffentlichte P. „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung". Hierauf machte er mit Arzberger die ersten größeren Versuche der Beleuchtung mit Steinkohlengas. Im J. 1819 gründete P. die „Jahrbücher des polytechnischen Instituts". Im J. 1828 lieferte er durch die Herausgabe seiner „Practischen Dioptrik" einen Leitfaden für Jene, welche sich mit der Herstellung von Fernrohren beschäftigten. Im J. 1830 entschloß er sich auf Anregung der Technologen Altmüller und Karmarsch eine „Technische Encyklopädie zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler und Gewerbetreibende" herauszugeben, deren 1.—19. Band aus seiner Feder allein 90 Artikel enthalten. Unter verschiedenen Projecten, welche sein vielseitig schaffender Geist ersann, heben wir seine für die Nationalökonomie wichtig gewordene Verbesserung in der Erzeugung des Erdäpfelmehles hervor, welche ein Gemeingut der Oekonomen wurde. — Der Kaiser zeichnete ihn bei seinem Rücktritte von der Leitung des Polytechnicums durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens aus. Schon im J. 1847 stand er in der ersten Liste der Mitglieder der neu gegründeten k. Akademie der Wissenschaften. Außerdem war er Mitglied deutscher, französischer und italienischer Akademien und Gesellschaften. Die Stadt Wien ehrte P. durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes für seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften.

K. W.

Prechtl: Max P., Abt des Benedictiner Klosters Michaelfeld in der Oberpfalz, geboren 1757 zu Hahnbach, studirte mit Auszeichnung in Amberg, trat dann in Michaelfeld in den Benedictinerorden, wurde 1781 Priester, bald Archivar, Rechtsconsulent nnd Professor in seinem Stifte; von 1794 an Lycealprofessor in Amberg für Dogmatik und Kirchengeschichte und auch Rector. 1800 wurde P. zum Abte seines Stiftes gewählt und war ein vortrefflicher Abt. Die Säcularisation löste aber 1804 auch das Kloster Michaelfeld auf, und der pen-

sionirte Abt P. zog zuerst nach Vilbeck, dann nach Amberg, wo der edle hochverdienstvolle allseitig verehrte Mann am 12. Juni 1832 starb. Obwol seine Gebrechen ihn nöthigten, mehrere ihm angebotene ehrenvolle Stellen (z. B. die eines Weihbischofes in Regensburg ꝛc.) abzulehnen, war er doch litterarisch stets sehr thätig und gab auch in seinen letzten Lebensjahren verschiedene schätzbare Schriften heraus, namentlich über das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten; er arbeitete darin für eine Wiedervereinigung derselben — ohne jedoch factische Resultate zu gewinnen. Hörmann.

Prechtler: Otto P., lyrischer und dramatischer Dichter, geboren am 21. Januar 1813 zu Grieskirchen in Oberösterreich, vollendete die sogenannten „philosophischen“ Studien in Linz und wurde von seinen unbemittelten Eltern für den geistlichen Stand bestimmt, welcher ihm jedoch nicht zusagte, weshalb er sich nach Wien wandte, wo er sowol bei der Fortsetzung seines Studiums als auch beim späteren Eintritte in den österreichischen Staatsdienst von Grillparzer, welcher sich des jungen Poeten warm annahm, theilnehmend unterstützt wurde. P. begann den Staatsdienst im J. 1834 als Beamter der allgemeinen Hofkammer in Wien, ein seltenes Geschick wollte es, daß er, nachdem er verschiedene Stufen seiner Beamtenlaufbahn durchgemacht und sich im J. 1839 vermählt hatte im J. 1856 denselben Posten, welchen Grillparzer selbst bekleidet, denjenigen eines Archivdirectors im k. k. Finanzministerium nämlich zugetheilt erhielt. Zehn Jahre später trat P. in den Ruhestand und verweilte in den letzten Jahren seines Lebens insbesondere in den schönen Gegenden seines geliebten Heimathlandes Oberösterreich, so in Grieskirchen, Steyr und Linz. Auch in Passau hatte er einige Zeit sein Heim aufgeschlagen. Zuletzt übersiedelte er nach Innsbruck, wo er am 6. August 1881 starb. Neben dem Verkehr mit Grillparzer in der Zeit seines Wiener Aufenthaltes erfreute sich P. auch der Freundschaft des tiefen Denkers Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Der Einfluß beider auf seine dramatischen Dichtungen, wie auf seine Lyrik ist nicht zu verkennen. Was die lyrische und lyrisch-epische Richtung der poetischen Thätigkeit Prechtler's betrifft, so zeigte der jugendliche Poet schon in seinen 1836 erschienenen „Dichtungen“ ein ungewöhnliches Talent, sowie bedeutende Beherrschung der Sprache und des Reimes, Vorzüge, welche in seinen späteren Sammlungen: „Gedichte“ (1844), „Zeitlosen“ (1855) und „Sommer und Herbst“ (1870) noch mehr hervortreten, in denen Prechtler's Lyrik immer mehr gereift und abgeklärt erscheint. Der Dichter liebt es, schöne Naturbilder zu entwerfen, eine warme Liebe zur Heimath gelangt in vielen derselben zum Ausdrucke, er versteht es oft kräftige Töne anzuschlagen, wie etwa in dem prächtigen Gedichte „Gewitterfroh“. Nicht minder zeigen Prechtler's Poesieen inniges Verständniß für die Kunst und warme Liebe zu derselben, sowie die „religiösen Accorde“ den tiefernsten Sinn, welcher dem Dichter innewohnt. In dem Cyclus: „Ein Jahr in Liedern“ (1849) hat er in klangvollen begeisterten Strophen politische Dichtungen geboten, von denen einige den „Zeitlosen“ einverleibt wurden. Unter den Liebesliedern gehören einige zu den schönsten Stücken dieser Gattung, welche Oesterreich aus jener Zeit aufzuweisen hat. Endlich sind die epischen Gedichte hervorzuheben, zu denen einige Balladen und andere erzählende Pièçen gehören. Die größere epische Dichtung: „Das Kloster am Traunsee“ (1847, 2. Aufl. 1869), in schönen Stanzen abgefaßt, behandelt eine Sage aus der Heimath des Dichters, welche jener von Hero und Leander ähnlich ist, und zeugt von tüchtiger Gestaltungskraft auch auf diesem Gebiete. Am eifrigsten pflegte P. allerdings das Drama und man kann ihn einen bedeutenden zeitgenössischen Vertreter desselben in Oesterreich nennen. Obgleich die ersten seiner dramatischen Arbeiten, wie „Die Waffen der Liebe“ (1842), „Isfendiar“ (1843), „Die Kronenwächter“ (1844), „Falconiere“ (1846),

„König Heinrich von Deutschland“ (1846), „Adrienne“ (1847) manchen lyrischen Zug aufweisen, so legen sie doch Zeugniß ab von der Kraft zu charakterisiren und von der Macht, die Handlung für den Zuschauer ansprechend und klar zu gestalten. Mit Vorliebe wandte sich der Dichter später historischen Stoffen zu; so in den Dramen: „Johanna von Neapel“ (1850), „Michel Colomb“ (1854), „König Ludwig und sein Haus“ (1860), „Künstlerrecht“ (1861), „Ein Mann der That“ (1865) und in zahlreichen Operntexten, welche P. verfaßt hat. Von den weiteren dramatischen Werken sind noch zu nennen: „Die Rose von Sorrent, dramatisches Gedicht“ (1849), „Paolo Rocca“ (1852), „Cäcilia“ (1855), „Die Tochter des Waldes“ (1858), „Ein deutsches Herz“ (1864), ferner die Lustspiele: „Er sucht seine Braut“ (1850) und „Die wolerzogenen Kinder“ (1863). Die meisten dieser Stücke wurden auf dem Wiener Burgtheater beifällig aufgenommen zur Darstellung gebracht. In vielen derselben ist der Einfluß Grillparzer's unverkennbar, die Stücke sind zum größten Theile in Versen abgefaßt, welche eine wollautende ungezwungene Sprache aufweisen. Von den Operntexten seien hier nur etwa: „Johanna d'Arc“, „Mara“, „Das Kätchen von Heilbronn“, „Das Hünengrab“, „Estrella di Soria“, „Die Braut von Venedig“, „Johannes Gutenberg“, „Diana von Solanges“ und „Amaranth“ angeführt. Im Ganzen hat P. den Text zu mehr als 30 Opern ernsterer oder heiterer Gattung verfaßt, die von F. C. Fuchs, Lachner, Hoven, Netzer, G. Barth, A. Pott, F. Kücken, A. Reichel, H. Proch, Herzog Ernst von Coburg-Gotha, Volkmann u. A. componirt wurden. Der Vollständigkeit wegen sei noch auf verschiedene Novellen und Reiseskizzen Prechtler's, welche in Zeitschriften verstreut erschienen, hingewiesen.

Album österreichischer Dichter, N. F. Wien 1858. — Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXIII. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur IV. Bd. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts (5. Aufl.) III. Bd.

A. Schlossar.

Preczlaw v. Pogarell, Bischof von Breslau, 1342—1376. Die Regierungszeit Bischof Preczlaw's bezeichnet einen höchst bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der schlesischen Kirche. Die alte Abhängigkeit Schlesiens von Polen hatte schon am Anfange des 13. Jahrhunderts auf politischem Gebiete ihr Ende gefunden. Auf kirchlichem aber war sie geblieben, insofern das breslauer Bisthum für eine der Suffragandioecesen der polnischen Metropole zu Gnesen galt zum Mißvergnügen der in Schlesien mehr und mehr zur Herrschaft kommenden deutschen Bevölkerung. Zwar hatte sich Bischof Thomas I. insoweit schon von den Satzungen der polnischen Kirche losgesagt, daß er in die, von den deutschen Colonisten geforderte Ablösbarkeit des Zehntens willigte (Grünhagen, schlesische Geschichte I 87), aber schon sein Nachfolger Thomas II. hatte in dem langen Kirchenstreite mit dem gewaltigen Herzog Heinrich IV., um den Beistand des Gnesener Erzbischofs zu erlangen, sich diesem wieder kirchlich genähert, und gegen das Ende des 13. Jahrhunderts drängte nun auch der Papst durch seine Legaten nach der Seite Polens hin, weil die Polen den damals immer wachsenden Geldansprüchen der Curie gegenüber sich gefügiger zeigten als die Deutschen, die zum Beispiel den in Polen geforderten Petruspfennig ganz und gar zu zahlen verweigerten: die ganze Regierung Bischof Heinrich's I. von 1302—1319 ist erfüllt von Reibungen, die hauptsächlich aus diesen Ursachen entspringen, und in der Zeit der Sedisvacanz von 1319—1326 wurden dieselben nur noch heftiger, da die weitaus größere Mehrheit der Breslauer Domherren deutsch gesinnt war, und in den freundlichsten Beziehungen zu dem Herzoge und dem Breslauer Rathe stand. Als auf das Andringen der Breslauer und des

deutschen Adels der Herzog 1327 sein Land von der Krone Böhmen zu Lehen nahm, protestirte der päpstliche Legat dagegen, und der Einfluß der Legaten setzte es sogar durch, daß 1326 in der Person Nanker's wiederum ein Pole der Breslauer Kirche vorgesetzt wurde. (Vergleiche die Biographie Nanker's). Natürlich stand dieser in schroffstem Gegensatze zu seinem Capitel, endlich wurde in diese Streitigkeiten auch der neue Oberlehnsherr Schlesiens König Johann von Böhmen hineingezogen, als Nanker auf das Betreiben des päpstlichen Legaten sich weigerte, die der Kirche gehörende Grenzburg gegen Polen Militsch dem Landesherrn zu öffnen, aus dem von dem Legaten ganz offen eingestandenen Grunde, daß dies dem König von Polen schädlich sein würde. Es gelang zwar den Breslauern in Ausführung eines Befehls ihres Königs die Burg ohne Blutvergießen in ihre Hände zu bekommen, allein Bischof Nanker forderte sie zurück und excommunicirte auf des Königs Weigerung hin, diesen ebenso wie die Breslauer Rathsherren, ja er ließ gegen diese noch dazu eine Klage wegen Ketzerei anstrengen, während König Johann auf die Excommunication damit antwortete, daß er die Güter des Bischofs mit Beschlag belegte. Die Streitigkeiten beizulegen ließ sich Johann's Sohn, Markgraf Karl, der nachmalige Kaiser Karl IV., dem sein Vater infolge seiner Erblindung die Verwaltung Böhmens und Schlesiens ganz überlassen, eifrig angelegen sein. Die Sachlage war dadurch vereinfacht, daß am 10. April 1341 Bischof Nanker starb. Allerdings schienen neue Schwierigkeiten sich zu erheben, als das Breslauer Domcapitel jedenfalls auf Markgraf Karl's Antrieb eiligst (am 5. Mai) zu einer Neuwahl schritt, die nun auf eine am böhmischen Hof beliebte Persönlichkeit, den jungen Canonikus P. v. Pogarell fiel, der damals grade in Bologna Studien oblag. Der päpstliche Legat und der König Kasimir von Polen, unzufrieden darüber, daß kein Pole gewählt worden war, reizten den Erzbischof von Gnesen dem Erwählten die Weihung zu verweigern, auch von dem Papst schien ein Einspruch zu befürchten, insofern derselbe sich die Besetzung diesmal ausdrücklich reservirt hatte; doch P. reiste eiligst selbst nach Avignon und wußte durch beruhigende Zusicherungen namentlich auch in Hinsicht des Peterspfennigs den Papst für sich günstig zu stimmen, welcher letzterer doch auch bei seinem damaligen Conflicte mit König Ludwig von Baiern die mächtigen Luxemburger nicht sich zu Feinden machen wollte. Wirklich erhielt P. im Anfang des Jahres 1342 die päpstliche Bestätigung, bei welcher angenommen ward, das Breslauer Capitel habe von der päpstlichen Reservation nichts gewußt. Der neue Bischof stammte aus dem Hause v. Pogarell, einer der sehr wenig zahlreichen schlesischen Adelsfamilien, die bereits im Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich nachweisbar sind. Einer seiner Vorfahren Vincenz v. Pogarell darf als der Gründer der großen Abtei Kamenz (1207) angesehen werden. In dieser Gegend scheint auch des Bischofs Vater gleichen Namens angesessen gewesen zu sein und auch für einen Wohlthäter des Stiftes gegolten zu haben, da dieses ihm einen Platz in seinem Todtenbuch gegönnt hat. Neben der vornehmen Herkunft und der Wohlhabenheit, für die sein Studium in Bologna spricht, haben sicher persönliche Eigenschaften auf ihn trotz seiner großen Jugend (er bedarf aus diesem Grunde eines besonderen päpstlichen Dispenses) den Blick des Hofes wie des Capitels gelenkt. Auf ein gewinnendes Wesen und diplomatische Gewandtheit lassen gleich von vornherein seine schnellen Erfolge in Avignon schließen. Von großer Bedeutung wird es nun, daß P. vom ersten Augenblicke an von den polonisirenden Tendenzen seines Vorgängers sich lossagend voll und ganz auf die Seite der böhmischen Oberlehnsherren trat und das Lehnsverhältniß der schlesischen Fürsten, gegen welches früher der päpstliche Legat Einspruch erhoben hatte, unumwunden anerkannte. P. konnte das allerdings um so unbedenklicher thun, seitdem 1342 mit Cle=

mens IV., den früheren Erzieher des Markgrafen Karl, ein den Luxemburgern sehr freundlich gesinnter Papst zur Regierung gekommen war. P. gab nun aber seiner Gesinnung einen ganz officiellen Ausdruck, indem er in einer besondern kurz nach seinem Regierungsantritt unter dem 1. Juli 1342 ausgestellten Urkunde die verschiedenen Lehnsauftragungen der schlesischen Fürsten an Böhmen noch einmal zusammenfassend proclamirte, denselben dadurch gleichsam eine kirchliche Weihe gab und sich sogar in gewisser Weise selbst verbürgte, indem er sich verpflichtete gegen einen Fürsten, der die übernommene Lehnspflicht verletzen würde, mit geistlichen Strafen vorzugehen, wie er denn auch den König von Böhmen als den Hauptpatron der schlesischen Kirche anerkannte, wogegen er eine Bestätigung der Privilegien seines Bisthums von König Johann erlangte. Unter Karl IV. erscheint auch P. vom Jahre 1352 an als Hofkanzler und behält den Titel bis an sein Lebensende, wenn er gleich die Führung der Geschäfte bald andern überläßt. Jene Urkunde vom 1. Juli 1342 ist nun auch dadurch bedeutungsvoll, daß der Bischof in ihr mit den eigentlich schlesischen Fürsten auch die oberschlesischen, welche sich bisher niemals als zu Schlesien gehörig angesehen hatten, unter der Bezeichnung: „die Herzöge unserer Diöcese“ zusammenfaßt und so das Vorbild einer Einigung gibt, welche dann die Geschichte bestätigt hat. Natürlich wurden mit dem Regierungsantritt Preczlaw's auch die alten Streitpunkte ausgeglichen, und der Breslauer Rath verstand sich dazu, eine gewisse Genugthuung und Entschädigung für die Schäden, welche die Geistlichkeit erlitten, zu leisten und auch die jährlich neu antretenden Rathsherren jedesmal Schutz und Förderung für das Bisthum geloben zu lassen. Inzwischen hatte Markgraf Karl die Gunst der Situation im Interesse seines Hauses weiter ausbeutend von dem Papste 1344 die Errichtung eines neuen Erzbisthums zu Prag für das Königreich Böhmen erlangt, und es mußte nun sehr nahe liegen in diesen neuen kirchlichen Verband auch das schlesische Bisthum hineinzuziehen, was Karl auch eifrig bei der päpstlichen Curie betrieb. Aber wenn diese sich auch dem Plane nicht abgeneigt zeigte, so war dagegen P. wenig mit demselben zufrieden. Dieser zog die nur scheinbare Abhängigkeit von Gnesen, die ihm thätsächlich volle Freiheit gewährte, unbedingt vor. So ließ er sich es denn wol gefallen, nachdem inzwischen Karl 1346 seinem Vater auf den böhmischen Thron gefolgt war, bei größeren Hoffeierlichkeiten neben den Bischöfen von Olmütz und Leitomischl in Prag zu erscheinen, zeigte aber wenig Neigung, sich ganz unter die böhmischen Prälaten einreihen zu lassen, und als nun gar der Erzbischof von Gnesen seine Einwilligung zur Lostrennung Breslaus von seiner Kirchenprovinz davon abhängig machen wollte, daß Oberschlesien ganz von der schlesischen Diöcese losgelöst werde, wies P. nicht nur jeden Gedanken an ein solches Opfer weit von sich, sondern erlangte sogar von König Karl die bestimmte Zusicherung, nie in eine Zerstückelung des Breslauer Sprengels willigen zu wollen. Jedenfalls kam die Sache nicht vorwärts, obwohl Papst Clemens VI. noch 1350 den Kaiser seiner Geneigtheit versicherte, und als dann dessen Nachfolger Innocenz VI. durch den Erlaß der goldenen Bulle höchst erzürnt sich ganz von dem Kaiser abwandte, an seiner Absetzung arbeitete, und die Könige von Ungarn und Böhmen gegen ihn unter die Waffen zu bringen sich bemühte, ließ derselbe seinen Plan als aussichtslos fallen. Wenn sich bei ihm unter diesen Umständen eine gewisse Kälte gegen die Breslauer Geistlichkeit wahrnehmen läßt, so galt diese doch im Grunde weniger dem immer friedfertigen und versöhnlichen Bischof als vielmehr dem Domcapitel, in dessen Schoße das polnische Element wieder zu größerer Macht gekommen war, so daß, als 1357 der König von Polen im Verein mit dem Erzbischof von Gnesen in Breslau verweilte zu einer Zeit, wo Kaiser Karl krank daniederlag, das Gerücht umlief, auf dem Dome werde geplant, bei einem

etwaigen Ableben Karl's das Land in die Gewalt der Polen zu bringen. Der Kaiser selbst, männlicher Nachkommenschaft damals noch entbehrend, ließ sich vom Bischof und Capitel noch einmal geloben, daß sie, falls er sterbe, Markgraf Jost seinem Neffen huldigen würden und bestätigte aufs Neue alle Privilegien des Bisthums (1358), aber er ließ es doch geschehen, als der mächtige Herzog Bolko von Schweidnitz 1360 Ansprüche auf den neuen Besitz der Stadt Grottkau erhob und deren Uebergabe schließlich mit bewaffneter Hand erzwang, ja der Herzog behauptete im Auftrag des Kaisers zu handeln, ohne allerdings ein Mandat von diesem vorweisen zu können. Der Protest des Bischofs schien dem Capitel nicht energisch genug, fast über Preczlaw's Kopf hinweg riefen sie den Erzbischof von Gnesen um Hülfe an, doch war dies nur eine vorübergehende Bedrängniß, wo man schließlich wie bei einigen andern Gelegenheiten mit einigen Geldopfern davon kommen konnte. Dagegen erschien es ernster, als 1367 die Breslauer Geistlichkeit mit dem Breslauer Rath in Streitigkeiten gerieth und das Interdict über die Stadt verhängte, wogegen der Kaiser ganz entschieden für den Rath Partei ergriff. Allerdings brauchte man hier eine feindselige Parteilichkeit gegen die Geistlichkeit nicht vorauszusetzen, es entsprach auch durchaus den sonst an den Tag gelegten Anschauungen Karl's IV., wenn er in einen Falle, wo die Privilegien des Clerus der Durchführung strenger Rechtspflege im Wege standen, lieber den Privilegien als der Herrschaft von Gesetz und Recht Eintrag geschehen lassen wollte. Papst Urban VI., den Karl erst wieder nach Rom zurückgeführt hatte, fügte sich seinen Wünschen, er hob das Interdict über Breslau auf und übertrug dem Kaiser die Entscheidung des Streites, durch welche dann die richterlichen Befugnisse der städtischen Gewalten und ihre verlangte Ausdehnung auch auf Unterthanen der Geistlichkeit, sofern diese das Weichbild der Stadt betraten, bestätigt wurden. Es durfte noch als eine Nachwirkung dieses Streites angesehen werden, als der Kaiser 1370 ein Edict erließ, welches jede Erwerbung von Grundeigenthum oder Renten von städtischem Eigenthum in Breslau seitens der Geistlichkeit bestimmt untersagte. In allen diesen Streitigkeiten erscheint Bischof P. gemäßigter und friedfertiger, als es seinem Capitel erwünscht ist, und von ihm wird sich kaum nachweisen lassen, daß er in der dem Landesherrn gelobten Treue gewankt habe. Auf Bischof P. läßt sich dann auch die fürstliche Würde, welche ja noch heute den schlesischen Bischofsstuhl schmückt, zurückführen. Für das dem Bisthum eigenthümlich gehörende Neisse-Ottmachauer Land hatte das große Kirchenprivileg Heinrich's IV. von 1290 dem Bischof die eigentlichen Hoheitsrechte, die wesentlichen Attribute fürstlicher Gewalt verliehen. Dazu erkaufte nun aber Bischof P. um 1344 von dem allzeit geldbedürftigen Herzog Boleslaw III. einen Antheil des Herzogthums Brieg, nämlich die Stadt Grottkau mit ihrem Gebiet, das er bald darauf noch durch die von Münsterberg erworbenen Antheile von Patschkau und Wansen abrundete. In der Urkunde vom 23. November 1344, durch welche der Bischof das Land Grottkau als rechtes und wahres Lehen von König Johann von Böhmen empfangen zu haben bekennt, erklärt er sich zugleich als Vasall und Fürst (princeps) dem Lehnsherrn gegenüber verpflichtet, und dies ist der eigentliche Ausgangspunkt der fürstlichen Würde für die Bischöfe von Breslau. Natürlich ward allmählich nicht nur das Grottkauer Gebiet sondern auch das ganze Bischofsland als Lehnsfürstenthum angesehen, wenngleich die Bischöfe sich wiederholt bemüht haben, die Lehnsqualität nur auf das eigentliche Grottkauer Land zu beschränken. Aber auch jener große Gütercomplex in dem heutigen Oesterreich-Schlesien, der sich an die Namen Jauernik (Johannisberg), Friedberg und Freiwaldau anschließt und noch heute den werthvollsten Besitz des Breslauer Bisthums und seine reichlichste Einnahme-

quelle bildet, ward von P. vielleicht unter Zuhülfenahme seines Privatvermögens nach und nach zusammengekauft, während er sich des Besitzes der Herrschaft Militsch, der Quelle so ärgerlicher Zwiste in früherer Zeit, entäußerte. Von des Bischofs zahlreichen frommen Stiftungen mögen wir nur zwei größere hervorheben; die eine betrifft die Breslauer Domkirche, an deren Ausbau er theilgenommen und sie mit kunstvoll gewürfeltem Mauerwerk verziert hat. In der Verlängerung der Längenachse hinter dem Hochaltar ließ er eine stattliche mit Fresken und Glasgemälden geschmückte Capelle erbauen und vertraute den Dienst darin 12 Mansionaren an mit eigner Dotation für dieselben. Die andere ist das sogenannte Paniotenspital zu Neiße, ursprünglich für 12 arme Bürger bestimmt. Des Bischofs mittelalterliche Biographie sagt von ihm: „Die Breslauer Kirche hat er durch Bauten, Anlegung von Fischteichen, Aussetzungen und Ankäufe von Dörfern, goldene und silberne Gefäße, kostbare Ornamente, mannigfache Geräthe so erhaben und groß gemacht, daß sie gemeinhin als das goldene Bisthum bezeichnet wird“. Für seine milde und menschenfreundliche Gesinnung legen ein schönes Zeugniß die Bürger von Brieg ab, einer bekanntlich nicht zu dem Bischofslande gehörigen Stadt, welche in ihr Stadtbuch zu ewigem Gedächtniß eine Zusammenstellung der verschiedenen Freundlichkeiten niederschreiben ließen, die sie P. verdankten. Am 6. April 1376 starb P. auf seinem Schlosse Ottmachau und ward in der von ihm gestifteten Mansionarencapelle des Doms zu Breslau (dem sogenannten Kleinchore) beigesetzt, wo dann bald darauf auch ein marmornes Hochgrab errichtet ward, geziert mit der liegenden Gestalt des Bischofs in vollem Ornat.

Quellen: Urkundliches über ihn vielfach in Stenzels Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter. Breslau 1845, und in den schlesischen Lehnsurkunden hrsg. von Grünhagen und Markgraf, Bd. II, Fürstenthum Neisse von S. 204 an. Chronikalisches in Stenzel, Script. rer. Siles. I, von S. 137 und 163 an. Von neueren Forschungen zwei Abhandlungen Grünhagens in den Schriften der Wiener Akademie, Sitzungsberichte 47 (1864). — Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Qu. 39. 1) König Johann von Böhmen und Bischof Nanker und 2) Karl IV. in seinem Verhältniß zur Breslauer Domgeistlichkeit. — Heyne, Geschichte des Bisthums Breslau. I, 811—818 u. II, von S. 358 an. — Abbildung und Beschreibung des Grabdenkmals bei Luchs, Schlesische Fürstenbilder S. 19.

Grünhagen.

Pregitzer: Johann Ulrich P., Jurist und Historiker, geboren zu Tübingen am 2. Februar 1647, Sohn und Enkel zweier um die dortige Hochschule wohlverdienter Theologen, welche die gleichen Vornamen führten (der Aeltere gestorben 1656, der Jüngere gestorben 1672). Nachdem er in Tübingen und Straßburg Jurisprudenz studirt, aber auch für seine Nebenbeschäftigung mit Geschichte durch den Professor J. H. Boecler an letzterem Ort reichliche Förderung gewonnen hatte, wurde ihm am Collegium illustre, einem mit der Universität Tübingen verbundenen Convict für Studirende höherer Stände, im J. 1675 die Professur für Geschichte, Eloquenz und Politik, von 1688 an auch für Staatsrecht übertragen. Er blieb in diesem Lehramt 19 Jahre lang, während er zugleich seit 1688 als Assessor am Hofgerichte Dienste that. Eine (ungedruckte) Arbeit für den damaligen Landesadministrator Herzog Friedrich Karl, welcher über das württembergische Wappen genauere Forschungen als bisher angestellt wissen wollte, gab ihm Anlaß zu archivalischen Studien und zu wissenschaftlichen Reisen behufs Besichtigung der durch das Herzogthum hin zerstreuten Geschichtsdenkmäler und gelegentlicher Sammlung ungedruckter Quellen zur württembergischen Geschichte (1679—80). Im Auftrag desselben Herzogs erörterte P. an-

läßlich eines Tafelgesprächs, das Ludwig XIV. in Versailles mit dem außerordentlichen Gesandten des württembergischen Hofes Baron Forstner 1685 geführt, die finanziellen und militärischen Hülfsquellen des Herzogthums in einer sehr verbreiteten, wiewol gleichfalls ungedruckten Abhandlung. Länger beschäftigte P. der Wunsch des Herzogs, die Geschichte Württembergs in ihrem ganzen Umfang von ihm bearbeitet zu sehen; er hatte den mittelalterlichen Theil im Jahre 1692 fertig, in der Folge fügte er die Lebensbeschreibungen der Herzoge von Eberhard im Bart bis Johann Friedrich (jedoch nicht über das Jahr 1619 heruntergehend) bei. Man rühmte an dieser Arbeit große Vollständigkeit und Quellenmäßigkeit; ein zweiter Gabelkover schien in P. erstanden zu sein. — Aber auch die Geschichte des deutschen Gesammtvaterlandes zog ihn an und mit Freuden begrüßte er das von dem Polyhistor Paullini entworfene Programm zur Gründung eines Vereins, welcher zusammengesetzt aus Gelehrten aller deutschen Kreise durch gemeinsame Arbeit Annalen der deutschen Geschichte herstellen sollte. P. ließ sich gern als Mitglied für dieses „Collegium historicum imperiale“ anwerben, wurde von dem Vorsitzenden Hiob Ludolf mit dem günstigsten Vorurtheil aufgenommen und machte sich anheischig, für die Zwecke der Gesellschaft innerhalb des schwäbischen Kreises zu wirken, selbst aber das erste Jahrhundert der Annalen zu bearbeiten. Da aber auch die Sammlung von Quellenmaterial zu den von der Gesellschaft verfolgten Zwecken gehörte, begann er seine Thätigkeit mit wissenschaftlichen Reisen, zuerst im J. 1688 durch Oberschwaben in die Schweiz, von da nach Lyon und in die Freigrafschaft Burgund, zurück durch das Elsaß, ferner im J. 1691 abermals nach der Bodenseegegend und in die Schweiz, wo er überall in Städten und Klöstern die Schätze der Bibliotheken und Archive durchmusterte. Die Berichte, in welchen das Ergebniß dieser Reisen und allerlei gelehrter Apparat zur Geschichte der besuchten Orte niedergelegt ist, finden sich theils im Stuttgarter Archiv, theils in dem Nachlaß von Leibniz, welcher als Gönner des Vereins von den Vorarbeiten zu den deutschen Annalen gerne Notiz nahm und speciell mit P. schon wegen der welfischen Geschichtsdenkmäler in Weingarten correspondirte (Vaterländisches Museum Bd. I, 1811 S. 622). Die Arbeit an den Annalen selbst rückte bei dem vielbeschäftigten P. langsam vorwärts und Ludolf verzweifelte schon daran, etwas Fertiges von ihm zu sehen, als P. ihn doch im J. 1701 damit überraschte. Leider lag aber damals das Reichscollegium wegen Mangels an Arbeitern und an Mitteln bereits in den letzten Zügen und die Annalen sahen das Licht der Welt nicht. Dagegen gaben fürstliche Aufträge Pregitzern wiederholt Anlaß zu litterarischen Forschungsreisen. So wünschte Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg seine Mitarbeit bei dem großen Werk Hermanns v. d. Hardt über das Concil von Constanz und P. sandte als Frucht einer Reise nach Constanz, Reichenau, Salem u. s. w. (April 1696) Nachweisungen von Quellen und Excerpte aus Handschriften für diesen Zweck. Sodann hatte P. das Glück gehabt, auf seiner ersten größeren Reise (1688) bei dem Abt Boisot in Besançon die hauptsächlich durch dessen Verdienst vom Untergang geretteten Papiere des Cardinals Granvella besichtigen zu können, welche vor ihm kein Deutscher sah. Es waren dies zum großen Theile Staatsschriften, welche von Rechtswegen ins Archiv des deutschen Reichs gehörten. Als nun nach dem Tod König Karl's II. von Spanien über das Recht der Erbfolge in diesem Reich zwischen dem deutschen Kaiser und Ludwig XIV. ein Streit sich erhob, glaubte P. allen Grund zu haben zu der Annahme, es werden in den Granvella-Papieren sich wichtige Documente finden, mit welchen sich die kaiserlichen Ansprüche besser begründen ließen, als mit dem sonst vorhandenen Beweismaterial; er brachte dies durch den Reichs-

vicekanzler Grafen Kaunitz an den Kaiser Leopold I. und erhielt nun von letzterem den Auftrag zu einer neuen Reise nach Besançon, welche er am 7. October 1701 antrat, um jene Papiere genauer zu untersuchen und wo möglich „zu Handen zu bringen". Mittlerweile war aber deren früherer Besitzer Boisot gestorben (1694) und hatte dieselben dem Kloster Saint-Vincent, dem er als Abt vorgestanden, mit der Bestimmung vermacht, daß sie auch dem Publicum zugänglich gemacht werden sollten. Als P. die Papiere in feste Hände gekommen sah, behielt er den kaiserlichen Kaufantrag für sich, welcher ebenso vergeblich gewesen wäre, wie der Leibnizens (4000 Gulden) und der des Kurfürsten von Braunschweig-Hannover (20 000 Gulden); er beschränkte sich vielmehr auf Verzeichnung oder Abschrift dessen, was für das kaiserliche Haus von besonderem Werth sein mochte. Handschriften und Denkmäler, welche in die Geschichte des letzteren einschlugen, suchte er auch auf dem Hinweg durch das Elsaß und auf dem Heimweg durch die Schweiz auf, sodaß er seinen Bericht an den Kaiser mit werthvollen und umfänglichen Beilagen ausstatten konnte. Doch dieser Bericht scheint verloren gegangen zu sein und der kaiserliche Hof ließ sich nicht einmal zum Ersatz der Reisekosten herbei. Ebensowenig erfreute sich P. des gewünschten Erfolgs hinsichtlich eines Nebenzwecks dieser Reise, welcher auf Wiedererlangung der Documente württembergischer Klöster abzielte, die während des dreißigjährigen Kriegs von katholischer Seite außer Landes gebracht worden waren. Hierzu lag für P. ein amtlicher Anlaß vor, indem er 1694 nach Stuttgart berufen worden war als Oberrath und Oberarchivarius. Vermöge dieses neuen Amtes nahm P. aber auch Theil an den Geschäften des höchsten Regierungscollegiums in Württemberg; seine Gewandtheit und Erfahrung in Behandlung von Gegenständen staatsrechtlicher Natur wurde bald auch in den Nachbarländern bekannt und so wirkte denn P. z. B. in Nürnberg als Bevollmächtigter des damaligen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen bei den Verhandlungen mit, deren Ergebniß der berühmte Vertrag war, welcher dem Hause Brandenburg das Nachfolgerecht in den hohenzollern'schen Fürstenthümern sicherte (1695). Im Zusammenhang damit widmete P. in seinem „Deutschen Regierungs- und Ehrenspiegel" der Geschichte des hohenzollern'schen Fürstenhauses einen hervorragenden Platz und König Friedrich I. von Preußen ließ das Werk drucken (Berlin 1703). Es war die letzte größere Arbeit Pregitzer's, eine Art von deutscher Reichsgeschichte, in welcher neben dem Kaiser die Fürsten des Reichs eingehendere Beachtung fanden. — P. starb im Hause einer Schwester zu Tübingen am 2. Februar 1708. Sein Bildniß malte und stach F. Stenglein in Stuttgart. Als das interessanteste Stück seines Nachlasses galt die kirchengeschichtliche Abtheilung seiner württembergischen Geschichte, welche denn auch sein Sohn, der Tübinger Diakonus Georg Konrad P., unverarbeitet wie sie eben war, mit Beifügung eines weiteren Jahrzehnts am Schlusse (1590—1600) herausgab unter dem Titel: „Suevia et Wirtembergia Sacra." Tub. 1717. Zwei andere Söhne Johann Ulrich († 1730), Pfarrer in Untertürkheim, gleichfalls Historiker, und Johann Eberhard (als Regierungsrath † 1753) veröffentlichten seine Arbeiten betreffend die Genealogie des württembergischen Fürstenhauses (Württemberg. Cedernbaum 1730, 1734 und anderes) mit Zuthaten eigener Hand.

Quellen: die von dem Sohne Georg Konrad verfaßte Lebensbeschreibung vor der Suevia et Wirt. sacra; eigenhändige Berichte über seine Reisen, von denen nur einer gedruckt bei Herm. v. d. Hardt, concilium Constantiense. T. I. Prolegg. p. 8—14 (vergl. Leibnizens Tagebuch zum 21. August 1696). — Ludolfi et Leibnitii commercium epistolicum rec. Michaelis (1755). — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie 1885, 597—609. —

Schulze, Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenthümer 3, 581 f. 634, 723 ff. — Handschriften der öffentlichen Bibliothek und des Archivs zu Stuttgart. Heyd.

Pregizer: Christian Gottlob P., geb. am 18. März 1751 in Stuttgart, † am 30. October 1824 in Haiterbach, Oberamt Nagold in Württemberg, ist bekannt als Haupt einer pietistischen Gemeinschaft seines Vaterlandes. Sein Vater Johann Philipp P. war Regierungsrathssecretär in Stuttgart, die Mutter hieß Anna Elisabeth geb. Düring; er widmete sich dem geistlichen Stande, welchem zahlreiche ältere Mitglieder der Familie angehören, durchlief das höhere und niedere Seminar, magistrirte 1770 und wurde 1783 Pfarrer in Grafenberg, Oberamt Nürtingen. Von seinen Studien und seiner theologischen Richtung aus jener Zeit ist nur bekannt, daß er die Schriften Jakob Böhme's und Oetinger's mit Vorliebe studirte; die theologischen Aphorismen, welche er in einem handschriftlich noch vorhandenen Tagebuch aus dem Jahre 1788 niederlegte, sind unbedeutend und klingen mit ihren Ausdrücken von Tinctur, Eingeistung, Universalsamen ꝛc. sehr an die beiden genannten Theosophen an. Auch mit Michael Hahn (s. A. D. B. X. 364 ff.) stand er in Verbindung, theilte dessen Ansichten, besonders über die Wiederbringungslehre. Später zerfiel er mit diesem, warum und wann ist nicht mehr klar zu stellen. P. wurde erst mit seiner Beförderung nach Haiterbach (1795) und durch seine Verbindung mit dort wohnenden Pietisten in weiteren Kreisen bekannt. Dort traf er eine „Gemeinschaft“ an, über deren Entstehung nichts sicheres nachzuweisen ist, welche aber in dem religiös damals sehr erregten Württemberg (ein neues rationalistisch gefärbtes Gesangbuch wurde z. Th. mit militärischer Gewalt eingeführt) eine Gegenströmung gegen das stark hervortretende Heiligungsstreben der Pietisten, besonders der Michelianer bildet; die Partei auf dem Schwarzwald, den Fildern, in der Steinlach und sonst ziemlich verbreitet, legte das Hauptgewicht auf das Bewußtsein der Bekehrung, sie nannten sich die „Seligen“ und „Gerechten“ im Gegensatz gegen die „Werkler“. Ihrer Freude über den Besitz des Gnadenstandes gaben sie besonders in den weltlichen Melodien Ausdruck, welche sie den kirchlichen Liedern zu Grunde legten; sie arbeiteten am Sonntag, glaubten einer ernsten Buße nicht mehr zu bedürfen, nahmen am Abendmahl Theil ohne Beichte und Vorbereitung ꝛc. Seit 1806 trat P. mit ihnen in Verbindung, nahm sich der Gemeinschaften, welche in seinem Pfarrorte bestanden, an und trug viel dazu bei, die Leute von Separation von der Kirche, von Unbotmäßigkeit gegen die Obrigkeit, überhaupt von Ausschreitungen zurückzuhalten. Seine originellen, sehr populären Predigten mit gereimten Themen, hie und da im Dialekt gehalten, mit Feuer vorgetragen und auf echter Frömmigkeit ruhend, wobei der selige Gnadenstand der Kinder Gottes, auch die zukünftige Seligkeit mit starken, oft krassen Farben ausgemalt wurde, zogen sehr viele Zuhörer an, besonders aus den ungebildeten Ständen. 1808 wurde ihm von Seiten des Consistoriums sein Glaubensbekenntniß abverlangt, man fand zwar in demselben keine eigentlichen Irrlehren, wohl aber viel Unklares und Mystisches, während seine sonstige treue Amtsführung, seine Sorge für die Schule, sein unbescholtener Wandel anerkannt werden mußten. In diesem Ruf erhielt er sich auch bis zu seinem Ende. Seit December 1822 war er von Schlaganfällen heimgesucht, 30. October 1824 starb er in seinem Pfarrorte. Ueber seine Familienverhältnisse ist nichts bekannt, als daß er verheirathet war und einen Sohn hatte. Seine Anhänger finden sich noch gegenwärtig in verschiedenen Gegenden Württembergs, haben ihre heiteren Singweisen, überhaupt ihre Auffassung von der Rechtfertigung beibehalten; in der Liedersammlung für gläubige Kinder Gottes, 2. Aufl. Backnang 1849 finden sich einige religiöse Lieder von P., die zum Theil schwunghaft sind, aber auch

theilweise sehr einfach und geschmacklos; eines derselben von 53 Versen zeigt mit den Anfangsbuchstaben das Akrostich: Eleonora Elisabetha Pregizerin Stadtpfarrerin in Haiterbach!

Haug, Die Sekte der Michelianer in: Studien der evangel. Geistlichkeit Würtemb. Bd. 11. — Grüneisen, Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg in: Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrg. 1841. — Palmer, die Gemeinschaften und Sekten Würtembergs, 1877. — Ritschl, Geschichte des Pietismus, Bd. 3.

Theodor Schott.

Prehn: Jeppe P., geboren am 24. August 1803 zu Kopenhagen, † am 28. November 1850 zu Reichenbach auf einer Reise nach Italien. P. war Verwaltungsbeamter, erst in der Rentenkammer zu Kopenhagen, dann Amtmann in Steinhorst, Herzogthum Lauenburg, schließlich Amtmann in Ratzeburg. Er beschäftigte sich neben seinem Berufe mit der Mathematik und den praktischen Anwendungen derselben. In Crelle's Journal für Mathematik findet sich eine Anzahl mathematischer und mathematisch-technischer Abhandlungen. P. erfand eine calorische Maschine, für welche ihm auch kurz vor seinem Tode ein preußisches Patent ertheilt wurde. Das eigenthümliche dieser Maschine bestand in der Art, in welcher der zum Betriebe verwendeten Luft abwechselnd hohe und niedrige Temperaturen, folglich höhere und niedrigere Spannkräfte mitgetheilt wurden. Dies geschah, indem, von der Maschine selbst, abwechselnd die Luft durch heiße und kalte Regeneratoren hindurchgepreßt wurde. Die Maschine ist indessen nicht ausgeführt worden, wol deshalb, weil die sonstigen calorischen Maschinen sich nicht bewährt hatten, bald durch die Gasmotoren verdrängt wurden und sich daher ein Unternehmer zur Ausführung der Prehn'schen Maschine nicht fand.

Poggendorff, biogr.-liter. Wörterbuch II, 520.

Karsten.

Prehn: Johann Jacob P., † am 23. Februar 1802 als Vicedirector der Justizcanzlei in Schwerin, war einer der bedeutenderen juristischen Professoren an der kurzlebigen herzoglichen Universität zu Bützow. Geboren am 25. August 1746 in Rostock als Sohn des Rathsherrn Wilhelm Prehn, 1768 in Göttingen promovirt zum Dr. jur., wurde er Advocat in Rostock und las als Privatdocent von 1776—1780, wo er als ordentlicher Professor der Rechte nach Bützow berufen wurde. 1782 wurde er auch Consistorialrath im Nebenamte, 1788 als Justizrath in die Justizcanzlei nach Schwerin versetzt und 1793 deren Vicedirector. Seine Schriften aus der Bützower Zeit hat Eschenbach, Annalen der Rostockschen Akademie I, S 42 (1790), die späteren X, S. 400 verzeichnet. Die Schreibart der Familie: Prehn ist jünger, in älteren Zeiten schrieb sich das Rostocker Rathsgeschlecht Preen, wie die 1242 nachweisbare und seit 1339 dicht um die Stadt herum begüterte Adelsfamilie, mit der sie vermuthlich eines Namens ist.

Vergl. Krey, Andenken an die Rostocker Gelehrten: Anhang S. 22. — Ueber die adlige Familie Preen: v. Lehsten, Adel Mecklenburgs S. 202. — Deren Vorkommen unter den Vitalienbrüdern: Lisch, Jahrbb. 15, S. 57 ff. Wigger, Meckl. Jahrbb. 50, S. 65.

Krause.

Preindl: Joseph P., bekannter österreichischer Kirchencomponist, geboren 1758 zu Marbach an der Donau, wo sein Vater Organist war. Seine volle künstlerische Ausbildung erhielt er durch Albrechtsberger in Wien. Daselbst wurde er 1790 Chordirector an der Peterskirche und, da er ein sehr tüchtiger Organist war, 1809 Capellmeister am Stephansdom, in welchem Amte er Albrechtsberger's Nachfolger war. Auch als Clavierspieler und insbesondere als ausgezeichneter Gesanglehrer erfreute er sich eines weitverbreiteten Rufes. Seine

Compositionen zeigen ihn als gründlich gebildeten und erfahrenen Künstler, der jedoch von Pedanterie nicht freizusprechen ist und dessen Phantasie nicht weit genug reicht, um seinen Werken dauernden Bestand zu sichern. Trotzdem war P. ein sehr fleißiger Componist. Er schrieb viele Messen, Graduale, Offertorien und andere Kirchenstücke, ein Requiem, Sonaten, Phantasien, Variationen für Clavier und zahlreiche Orgelstücke. Vieles davon wurde in Wien durch den Druck veröffentlicht; eine große Anzahl alter Abschriften seiner Werke besitzt das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. In Niederösterreich und wohl auch außerhalb desselben werden Preindl's Kirchenmusikwerke auch heute noch vielfach beim Gottesdienste verwendet, weil sie sich durch praktische Brauchbarkeit und leichte Ausführbarkeit für kleine Chöre besonders empfehlen. Von P. besitzen wir auch eine „Gesanglehre", die ihrerzeit in Wien sehr beliebt war. Sie erlebte auch eine (von Steiner 1833 herausgegebene) zweite Auflage. Ferner sammelte er die „Melodien aller deutschen Kirchenlieder, welche im St. Stephansdom in Wien gesungen werden" und gab sie unter diesem Titel, versehen mit Vor-, Zwischen- und Nachspielen (bei Diabelli in Wien) heraus. Eine dritte erweiterte Auflage dieses Werkes besorgte S. Sechter. P. starb in hohem Ansehen am 26. October 1823. Aus seinem Nachlasse gab R. v. Seyfried die „Wiener Tonschule" heraus, eine „Anleitung zum Generalbaß, zur Harmonie, zum Contrapunkt und zur Fugenlehre" in zwei Bänden (1827; zweite Auflage 1832). Mandyczewski.

Preisler: Daniel P., Maler, geboren zu Prag am 8. März 1627, † zu Nürnberg am 19. Juni 1665. P. wurde 1642 zu dem Oberhofmaler Christian Schiebling in Dresden in die Lehre geschickt. Nachdem er ausgelernt hatte, durchwanderte er Deutschland und Oesterreich und kam 1652 nach Nürnberg, wo er sich dauernd niederließ. Sein Probestück, welches er dem „ehrlöblichen Rugsamt" bei seiner Aufnahme in die Genossenschaft der Maler Nürnbergs einreichte, befindet sich heute in der Gemäldesammlung des Germanischen Museums; es ist die Darstellung der Geschichte des ersten Mordes. Die lebensgroßen Gestalten Kains und Abels geben uns einen guten Begriff von der technischen Virtuosität Preisler's. 1658 malte er die beiden Flügel der großen Orgel in der Sebaldskirche mit den Bildnissen der damals zu Nürnberg lebenden Tonkünstler, Scholarchen und Geistlichen, dann 1660 die Sendung des heiligen Geistes für die Spitalkirche, 1661 die Himmelfahrt Christi in der St. Margarethenkirche zu Nürnberg — Bilder, welche in damaliger Zeit großes Aufsehen hervorriefen, uns aber nur als die kümmerlichen Reste einer hochentwickelten Kunstthätigkeit erscheinen.

Johann Daniel P., der Sohn des Vorigen, geboren zu Nürnberg am 17. Januar 1666, † am 13. October 1737. Er genoß von seinem Stiefvater, dem Maler Heinrich Popp, den ersten Unterricht in der Kunst, dann kam er zu dem Maler Murrer in die Lehre. Bei seinem achtjährigen Aufenthalte in Rom bestrebte er sich redlich, seinen Geschmack à la mode auszubilden. Joh. Daniel P. war ein entschiedener Gegner des damals noch in Nürnberg herrschenden starren Zunftzwanges. 1704 wurde P. zum Director der wiederaufgerichteten Nürnberger Malerakademie ernannt. Die Zahl der nach Zeichnungen Preisler's gefertigten Kupferstiche, hauptsächlich der Bildnisse, ist eine sehr große: Philipp Andreas Kilian, J. M. Preisler, G. D. Heumann, J. W. Windter, Ph. Kilian, J. B. Probst, B. Vogel u. a. haben nach ihm gestochen. Auch als Schriftsteller hat sich P. versucht; er ließ zum Nutzen und Frommen seiner Schüler einige kunsttheoretische Werke im Drucke erscheinen, die zum Theile eine sehr große Verbreitung fanden. Sein ältester Sohn

Johann Justin P., geboren zu Nürnberg am 4. December 1698, † am 18. Februar 1771, reiste schon frühzeitig nach Italien, nachdem ihn sein Vater im Malen und Zeichnen unterrichtet hatte. In Rom trat er zu Baron Philipp v. Stosch in nahe Beziehungen. Wie bei dem 1724 erschienenen Prachtwerke des berühmten Sammlers „Gemmae antiquae“ der Maler Ghezzi als artistischer Beirath zur Vollkommenheit des Werkes beitrug und der Cavaliere Johann Hieronymus Odam die Zeichnungen ins Große lieferte, welche Picart in Kupfer stach, so sollten sich auch jetzt angesehene Künstler unter Stosch's Leitung wieder vereinigen, um „ohne Eifersucht“ das Gelingen der Weiterführung seines Planes zu ermöglichen. P. wurde von Stosch in mannigfacher Weise beschäftigt, doch konnte er auch die Akademie besuchen, in welcher er eine Reihe junger Künstler, namentlich Edmé Bouchardon, kennen lernte, mit welchem er einen sehr freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Volle fünf Jahre blieb P. im Dienste des Herrn v. Stosch. Als dieser infolge eines bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärten Vorfalles, von dem sich die genaueste Erzählung in den „Relationen“ des Grafen Wackerbarth an August den Starken findet, sich nach Florenz begab, kehrte P. nach Nürnberg zurück. — Unter den Gemälden Preisler's dürfte die Himmelfahrt Christi im heil. Geistspital zu Nürnberg erwähnenswerth sein. Ein Decorationsstück, wie es der Geschmack der Zeit verlangte, war offenbar das Bild für den bekannten niederländischen Staatsmann, Greffier Franz Fagel, die Entdeckung des Achilles durch Odysseus bei den Töchtern des Lykomedes. P. wurde 1742 Director der Nürnberger Malerakademie. Durch die Fortsetzung des von seinem Vater begonnenen Zeichenbuches, gegen welches namentlich Salomon Geßner seine Stimme erhob, und durch die nach den Zeichnungen Bouchardon's gefertigten Kupferstiche: „Statuae antiquae“, wurde Preisler's Name auch in weiteren Kreisen bekannt. Seine Frau

Susanna Maria P., geboren zu Nürnberg am 8. December 1701, † am 8. April 1765, war die Tochter des bekannten Wappen- und Edelsteinschneiders Christoph Dorsch. Sie empfing den Unterricht ihres Vaters im Steinschneiden. 1720 vermählte sie sich mit dem Maler Salomon Graf, dem sie 9 Kinder schenkte. Nach dem Tode Graf's heirathete sie Johann Justin P. Sie hat als Gemmenschneiderin ihren Vater weit übertroffen. Von ihren Zeitgenossen verherrlicht, ward sie in ihrem schlichten Heime durch den Besuch gekrönter Häupter ausgezeichnet. Schon zu Lebzeiten wurden Medaillen zu ihrem Andenken geprägt, Epigramme und Lobgedichte zu ihrem Ruhme verbreitet.

Georg Martin P., der zweite Sohn Joh. Daniels, geboren zu Nürnberg am 6. November 1700, † 29. August 1754, leitete nach dem Tode seines Vaters die Zeichenschule der Nürnberger Akademie. Als Kupferstecher leistete er namentlich im Porträt Vorzügliches. P. hat mit Vorliebe die Bildnisse Nürnberger Patricier in Kupfer gestochen, nach Zeichnungen theils von Schilbach, Decker, Hirschmann, theils von Kupetzky, Schuster, J. J. Preisler. Sein Bruder

Johann Martin P., geboren zu Nürnberg am 14. März 1715, † zu Kopenhagen am 17. Nov. 1794, wurde frühzeitig zu dem Kupferstecher Laurent Cars nach Paris berufen, wo er in Gemeinschaft mit Schmidt und Wille für das Versailler Galleriewerk arbeitete. 1744 wurde P. zum Hofkupferstecher in Kopenhagen ernannt. An der später gegründeten Maler-, Bildhauer- und Baukunstakademie wirkte er als Professor der Modellschule. Die Kupferstiche Preisler's sind zum größten Theile geistreich und fein in der Ausführung. Der jüngste der Söhne J. D. Preisler's war

Valentin Daniel P., geboren zu Nürnberg am 18. April 1717, † am 8. April 1765. Er nahm von Bernhard Vogel Unterricht in der Schwarzkunst und gab mit diesem Kupetzky's Gemälde heraus. Später finden

wir ihn bei seinem Bruder in Kopenhagen. Zahlreiche Nürnberger Patricier bedienten sich seiner „schwarzen Kunst" zur Herstellung ihrer Bildnisse, sodaß das Schwarzkunstwerk Preisler's im Laufe der Jahre ein sehr reichhaltiges geworden ist. Der letzte Sprosse der Preisler'schen Künstlerfamilie ist der Sohn Johann Martins

Johann Georg P., geboren zu Kopenhagen 1757, † daselbst am 21. April 1831. An der Kopenhagener Akademie erwarb er sich als Schüler seines Vaters schon frühzeitig die silberne Medaille. 1780 rang er mit Carstens um die goldene Medaille, den er auch in diesem viel besprochenen Wettkampfe besiegte. Mit dem Stipendium ausgezeichnet, reiste P. nach Paris und setzte seine frühbegonnenen Studien als Kupferstecher bei Wille fort. Nach Ablauf einiger Jahre wurde er Mitglied der Pariser Akademie. Später kehrte er nach Kopenhagen zurück und wurde mit der Ernennung zum kgl. Hofkupferstecher, Professor und Mitglied der Kunstakademie ausgezeichnet. Eine Reihe trefflich ausgeführter Kupferstiche trägt seinen Namen.

Franz Friedrich Leitschuh, Die Familie Preisler und Markus Tuscher. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst im 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig 1886.

Leitschuh.

Preiswerk: Samuel P., Dichter geistlicher Lieder, wurde geboren am 19. September 1799 als Sohn des reformirten Pfarrers Alexander P. zu Rümlingen in Baselland. Durch seinen Vater dazu vorbereitet, bezog er die Universität Basel und studirte hier und hernach auch in Tübingen und Erlangen Theologie. Nach vollendeten Studien ward er zunächst Pfarrvicar zu Benken in Baselland, sodann 1824 Pfarrer am Waisenhaus in Basel, 1829 Lehrer der hebr. Sprache am Missionshause daselbst und darauf 1830 Pfarrer zu Muttenz in Baselland. Aus dieser Stellung wurde er im J. 1832 bei der in Baselland ausgebrochenen Revolution verjagt; er ernährte sich und die Seinen kümmerlich durch Privatunterricht, bis er im J. 1834 als außerordentlicher Professor der alttestamentlichen Exegese und der orientalischen Sprachen an die École de Théologie der evangelischen Gesellschaft in Genf gerufen ward. Nach drei Jahren gab er aus confessionellen Beweggründen diese Stelle wieder auf und lebte wieder als Privatmann in Basel, bis er dort im Jahre 1843 Pfarrer zu St. Leonhard und Licentiat der Theologie und Privatdocent für alttestamentliche Exegese wurde. In der stellungslosen Zeit gab P. eine Monatsschrift heraus, deren Inhalt sich aus dem Titel ergibt: „Das Morgenland, Altes und Neues für Freunde der heiligen Schrift". Es erschienen sechs Jahrgänge vom Juni 1838 bis zum Jahre 1843 (Basel bei Spittler, später im Verlage von Bahnmaier). Nachdem er 16 Jahre zu St. Leonhard gestanden, wurde er im Jahre 1859 als Antistes der Baseler Kirche an den Münster gewählt. Er starb am 13. Januar 1871. Von seinen geistlichen Liedern hatten mehrere schon in Privatkreisen Verbreitung und Anerkennung gefunden, als zwei seiner Freunde sie in dem von ihnen anonym herausgegebenen „Evangelischen Liederkranz aus älterer und neuerer Zeit" (Basel 1844) weiteren Kreisen zugänglich machten. Hernach hat Knapp neun von ihnen in die zweite Auflage seines Liederschatzes aufgenommen, und einige sind dann auch in Gemeindegesangbücher gekommen; unter den neueren geistlichen Liederdichtern der deutschen evangelischen Kirche verdient P. immerhin mit genannt zu werden.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Band 7, S. 96 f. — Kraus, Geistliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert, 2. Aufl., Gütersloh 1879, S. 400 ff., woselbst auch 4 Lieder von P. abgedruckt sind.

l. u.

Preller: Ernst Christian Johann Friedrich P., der Meister der Odysseelandschaften, dessen Lebens- und Bildungsgang wegen seiner vorbildlichen Bedeutung wiederholt und eingehend geschildert ist, wurde am 25. April 1804 als zweiter Sohn des Conditor Johann Ernst Preller und dessen Ehefrau Johanna Friederike Wilhelmine, geb. Röhrborn, zu Eisenach geboren. Im ersten Lebensjahre des Kindes verlegten die Eltern ihren Wohnsitz nach Weimar. Die Unruhe und das Treiben des Soldatenlebens in der folgenden Kriegszeit belebten die Phantasie des Knaben. Frühzeitig regte sich der künstlerische Trieb des Vaters, dessen Entwicklung an der Ungunst der Verhältnisse scheiterte, auch in dem Sohne. Angeregt durch Ridinger's Radirungen und durch den Verkehr mit einem Förster in seiner Vorliebe für das Leben im Walde bestärkt, gab er alsbald Beweise eines stark ausgeprägten Naturgefühls. Versuche in Holz zu schneiden und in Wachs zu modelliren oder unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, führten ihn der Kunst näher. Im weiteren Verlauf seiner Jugend wurde P. im Wesentlichen durch Goethe's Fürsorge dergestalt begünstigt, daß er im Hinblick auf seine späteren Leistungen als ein berufener Vertreter der Kunstlehren des Dichters gelten darf. — Nachdem er das Gymnasium bis Secunda besucht hatte, genoß er seit seinem vierzehnten Jahre in der von Goethe begründeten und von Hofrath Meyer geleiteten „Freien Zeichnenschule“ zu Weimar bis 1821 den ersten systematischen Kunstunterricht. Von seinem Lehrer wurde er eines Tages Goethe zugeführt, der, mit meteorologischen Studien beschäftigt, ihm den Auftrag gab, eine Reihe verschiedenartiger Wolkenbildungen zu zeichnen. In den „Tages- und Jahresheften von 1821“ gedenkt Goethe ausdrücklich dieser Studien, die den angehenden Künstler zu einer genauen Naturbeobachtung verpflichteten. Fortan bewies Goethe bis zu seinem Ableben die regste Theilnahme für P., dessen künstlerische Begabung sein seelenkundiges Auge von vornherein durchschaut hatte. Vermuthlich wird Goethe seinen Zögling auch auf Manches in seinen eigenen Kunstsammlungen hingewiesen und ihm namentlich die für den Staat erworbenen Carstens'schen Zeichnungen als Vorbilder einer einfach großen Auffassung und freier Beherrschung der menschlichen Figur zugänglich gemacht haben. — Nach Beendigung seiner Elementarstudien auf der Zeichnenschule sehnte er sich aus der Enge Weimars heraus nach einer anregenderen Kunststätte. Bei energischem Streben gelang es ihm, durch untergeordnete Arbeiten für Buchhändler die Mittel zu einem mehrjährigen, nur zeitweilig unterbrochenen Aufenthalte in Dresden zu ersparen. Mit Empfehlungsbriefen von Goethe an Dr. Carus u. A. ausgestattet, war er unablässig bemüht, durch Naturstudien in der Sächsischen Schweiz und durch Copien nach Gemälden der Dresdener Galerie sich technisch weiter auszubilden, während ihn gleichzeitig die Bestrebungen einiger Kunstgenossen günstig beeinflußten. Die ursprüngliche Neigung des jungen Künstlers zu den Meistern der naturalistischen Richtung erhellt aus seinen mit größter Sorgfalt ausgeführten Copien aus dem Jahre 1823 nach Ruisdael und Potter, welche, von Goethe angekauft, sich jetzt im Museum zu Weimar befinden. Nachdem P. inzwischen auf Goethe's Rath fleißig Zeichnungen von Carstens copirt hatte, erweckte er alsbald nach seiner definitiven Rückkehr aus Dresden durch ein selbständig componirtes Genrebild „die Eisfahrt auf dem Schwansee zu Weimar“ die persönliche Theilnahme des Herzogs Karl August für sich, der auf Goethe's Empfehlung den jungen Künstler am 7. Mai 1824 nach den Niederlanden mitnahm und der akademischen Zucht des Directors van Brée in Antwerpen überwies. Hier unterzog sich P. mit unermüdlichem Eifer den mannigfaltigen, durch den Lehrgang bedingten Studien. Sein Hauptbestreben galt indeß dem Studium der menschlichen Gestalt, um für die Erkenntniß aller Erscheinungsformen des Schönen den richtigen Maßstab sich anzueignen und die Natur als ein

organisch gegliedertes Ganzes verstehen zu lernen. In technischer Beziehung nahm er sich die Meister in der Galerie zu Antwerpen zum Vorbild und studirte insbesondere das Colorit in Rubens' Werken, aus welchen er auch neue ideelle Anregungen schöpfte. Bei aller Werthschätzung der niederländischen Landschaftsmalerei, namentlich der Gemälde eines Ruisdael und Everdingen, blieben ihm die Schranken dieser Richtung nicht länger verborgen. Er vermißte den höheren Flug der Gedanken; seiner geläuterten künstlerischen Empfindung entsprach nun überzeugender die ideale Natur der Poussins, Claude Lorrain und Tizian. Dem akademischen Zwange abgeneigt, sehnte er sich nach Italien, der Heimath jener Meister, wo er die Schönheit der Natur deutlicher und verständlicher zu sehen hoffte. Nachdem er in der Stille einen Herzensbund in Antwerpen geschlossen, kehrte P. im Juni 1826 auf die Dauer weniger Wochen nach Weimar zurück, wo er mit seinen figürlichen Studienblättern und seinen Versuchen in der Genremalerei, wie „dem Bärenführer in einer Straße von Antwerpen" und „dem Leiermann" ungetheilten Beifall erntete. Er fand sofort beim Großherzoge Gehör für seinen Plan und in Goethe den treu bewährten Berather. Mit einsichtsvollem Blick wies dieser ihm die seinem Naturell gemäße Richtung an. Was Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe (3. Bd., S. 78 ff.) mitgetheilt, entspricht auch den Aufzeichnungen Preller's. Goethe war der Ueberzeugung, daß sich P. mehr dem männlich kräftigen Poussin als dem idyllischen Claude Lorrain zuneigen werde, und gab ihm deshalb den Rath, auch das vor Allem sich anzueignen, was nicht in seiner Neigung liege, um nicht einseitig zu werden. Ueber das Wesen der Natur und ihre künstlerische Wiederschöpfung vernahm P. aus dem Munde des Weisen noch manches goldene Wort, u. a. die Lehre, die Naturobjecte nicht vereinzelt, sondern in ihrer räumlichen und inneren Wechselbeziehung zu einander aufzufassen und auf die charakteristischen Unterschiede der Bodenentwicklung zu achten.

Mit Goethe's Segen und einem auf 300 Thlr. jährlich bemessenen Stipendium des Großherzogs, welches erst am 29. Jan. 1827 auf 4 Jahre ausgedehnt wurde, zog P. über den Brenner nach Italien. Zu Anfang Juli 1826 traf er mit einem Empfehlungsschreiben des Großherzogs Karl August an den Director Cattaneo in Mailand ein, wo sich zunächst der Banquier H. Mylius seiner annahm. Die erste Studienreise nach Loveno am Comer-See oberhalb Menaggio's wurde durch plötzliche Krankheit Preller's wesentlich beeinträchtigt, und in der unmittelbaren Umgebung von Mailand fand er für seine künstlerischen Bestrebungen keine genügende Ausbeute. Im Winter 1827 malte er unter Cattaneo's Anleitung in der Mailänder Akademie nach dem Modell, trieb perspectivische Studien und arbeitete gleichzeitig an einem großen Oelbilde. Im Frühjahr 1828 hielt er sich wieder in der Umgebung des Comer-Sees und in dem anmuthigen Hügellande der Brianza, in Bergamo und Brescia auf. Angeregt durch Berichte einiger aus Rom heimkehrender Künstler nährte P. den Wunsch, seine Studien nunmehr in Rom fortsetzen zu dürfen. Im Mai 1828 schickte er Zeugnisse seiner Fortschritte nach Weimar, welche den Großherzog so sehr befriedigten, daß er den Lieblingswunsch seines Schützlings sofort genehmigte und fürsorglich das Stipendium sicher stellte, während Goethe den Bildungsgang des jungen Künstlers mit fortdauerndem Antheil begleitete. Durch den am 14. Juni l. J. erfolgten plötzlichen Tod seines fürstlichen Gönners erlitt die geplante Reise keinen Aufschub. Am 3. September trat P. seine Wanderung an und erreichte Rom nach einer beschwerlichen Fahrt über Bologna, Rimini und durch den herrlichen Paß von Furli am 15. September. Er begab sich zunächst in das Sabinergebirge, wo ihm die Natur in ihrer ursprünglichen Größe und für seine Studienzwecke geeignet vor Augen trat; auch begann er in Olevano eine 1829 vollendete

Landschaft mit dem barmherzigen Samariter als Staffage. Für Preller's künstlerische Entwicklung war es sodann von größter Bedeutung, daß er in Rom die antiken Bildwerke kennen lernte und mit den Meisterwerken der italienischen Renaissance, vor Allen Raffael's und Michelangelo's auf das Innigste vertraut wurde. Erst die mächtigen Impulse, welche er während der Jahre 1828—1831 in Rom empfing, entfalteten seine Kräfte zur vollen Geltung. Erst in Italien festigte sich seine künstlerische Richtung, wiederholt copirte er nach den ihm von Goethe gewiesenen Vorbildern, den Poussins und Claude Lorrain, in deren Werken er die höchste, in der Landschaftsmalerei ihm erreichbaren Ziele erblickte. Auch die lebende Kunst, wie sie im Kreise der ideal gestimmten deutschen Künstler geübt wurde, wirkte entscheidend auf seine Weiterbildung. Was Poussin's Nacheiferer, Joseph Anton Koch, in seiner herb-naiven Weise angestrebt, ist von P. als Vorstufe der eigenen Meisterschaft geläutert und der Vollendung näher geführt. Das beredte Wort des alten Koch galt in erster Linie der gewaltigen als „Stil" zu bezeichnenden Abbreviatur der Darstellung. Von ihm lernte P. auf gemeinsamen Ausflügen in die Campagna das Wesentliche der Erscheinung in's Auge zu fassen und von allen Zufälligkeiten abzusehen. Er gewann die Ueberzeugung, daß das Geheimniß der landschaftlichen Schönheit im Bau und Fluß der Linien liege, daß der Ausdruck der Empfindung das Bedeutsamste und das sclavisch-strenge Porträtiren der Landschaft zu meiden sei. Seine Aufmerksamkeit war daher grundsätzlich auf die charakteristischen Züge und auf den organischen Zusammenhang der Natur gerichtet; er suchte absichtlich Gegenden auf, denen das Gepräge einer sich selbst überlassenen Schöpfung eigen war. In der Campagna und im Sabinergebirge, vorzugsweise in der Umgebung von Olevano, Civitella und Subiaco fand sein künstlerischer Formensinn die reichste Ausbeute an Motiven und Details. Während er nur zwei Oelgemälde nach Weimar sandte, welche durch Goethe's Vermittelung im Sächsischen Kunstverein zu Dresden ausgestellt wurden, hatte P. während seines ersten Aufenthaltes in Italien fast nur Studien und Zeichnungen ausgeführt, aus welchen eine seltene Größe der Auffassung und ein ungewöhnliches Verständniß der Natur spricht. — Zum Kreise seiner damaligen Freunde gehörte auch der geistvolle Reinhart; von den Jüngeren stand ihm A. Dräger nahe und der hochbegabte, im Sinne der Antike schaffende B. Genelli. Auch im Hause des kunstsinnigen Kestner war P. ein stets willkommener Gast. — Im Juli 1830 unternahm er in Gesellschaft der Gräfin Julie von Egloffstein einen Ausflug nach Neapel, wo er mit Dr. Härtel aus Leipzig zusammentraf. Er hatte in Goethe's Beschreibung seiner italienischen Reise gelesen, daß erst im Süden der Dichter eine neue Erkenntniß der Odyssee, die ihm dort in ungeahntem Glanze lebendig wurde, gewonnen habe. Und in der That, dieselben Gegenden, die zauberischen Gestade des Golfes von Neapel und Bajae, besonders die Küsten von Sorrento und Capri gaben auch P. die erste Anregung zu seiner Odyssee-Dichtung in Bildern. Er bevölkerte in Gedanken Felsen, Ufer und Meer mit den homerischen Gestalten. Von dieser Zeit an blieb die Odyssee die Grundlage seines künstlerischen Schaffens. — Während seiner italienischen Wanderjahre war indeß P. seinem Lehrer Goethe nicht aus dem Auge gerückt. Als der Sohn des Dichters seine Reise nach Rom unternahm, hatte ihn der Vater besonders an P. empfohlen. Um so schwerer fiel es diesem auf's Herz, als ihm gemeinsam mit A. Kestner die traurige Pflicht oblag, dem jungen Goethe bei dessen heftiger Erkrankung am Fieber, das ihn in Rom am 28. October 1830 jäh dahinraffte, den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen. Es war naturgemäß, daß Goethe beim Wiedersehen Preller's im Frühjahr 1831, dem Zeugen seines Verlustes gegenüber, sich ernst und still verhielt. Brieflich jedoch äußerte er sich gegen H. Meyer und

Kestner sehr günstig über Preller's Leistungen und nahm ihn gegen Quandt's Vorwurf allzugroßer Abhängigkeit von Poussin energisch in Schutz.

Nach den glücklichen römischen Jahren wollte dem angehenden jungen Meister die Enge der Lebensverhältnisse in Weimar nicht behagen, doch fand er bald am Hofe Gunst und Bestellung. Erschütternd wirkte auf ihn der Tod des greisen Dichters, seines geliebten Meisters und Gönners, dessen verklärte Züge er in einer ergreifend schönen Zeichnung für seinen Freund Kestner festhielt. Als bald darauf im October 1832 auch Hofrath Meyer starb, wurde ihm dessen Lehrstelle an der Zeichnenschule mit einem Jahresgehalt von 120 Thaler übertragen. Die Großherzogin Maria Paulowna trug zur Verbesserung dieses niedrigen Gehalts 200 Thaler bei, wofür Pr. jährlich ein größeres Oelbild zu malen sich verpflichtete. Zugleich wurden ihm mancherlei andere Aufträge zu Theil und dadurch ermöglicht, endlich seine Verlobte Marie Erichsen aus Antwerpen nach siebenjährigem Ausharren im Brautstande am 19. Januar 1834 heimzuführen, und mit ihr ein bescheidenes Heim zu begründen, in welchem er ein Leben voll ernsten künstlerischen Eifers und rastloser Arbeit fortsetzte. — Preller's Verständniß für den Charakter der heimathlichen Natur spricht sich am Deutlichsten in jener Reihe thüringischer Landschaften mit historischer Staffage aus, welche er im Auftrage der Großherzogin malte, ohne selbst durch dieses an die „naturalistische Thätigkeit" grenzende Schaffen sonderlich befriedigt zu werden. Die sechs im Schlosse zu Weimar befindlichen Gemälde, deren letztes erst um die Mitte der vierziger Jahre vollendet wurde, behandeln folgende Motive: 1. Die Wartburg. Friedrich mit der gebissenen Wange schützt auf dem Wege nach Reinhardsbrunn sein jüngstes Kind gegen die Eisenacher. 2. Der Fürstenbrunnen bei Jena. Johann Friedrich der Großmüthige mit Cranach aus der Gefangenschaft heimkehrend, nimmt in ländlicher Umgebung ein Mahl ein. 3. Parforce-Jagd bei Ilmenau. Karl August mit Gefolge. 4. Landschaft aus dem Forst von Tannroda. Wilhelm IV. fällt den ersten Axthieb zum Aufbau des Schlosses. 5. Die Liborius-Capelle bei Kreuzburg mit einem Wallfahrtszug in der Erntezeit. 6. Der Einzug Karl Friedrich's mit seiner Gemahlin in das Schloß zu Weimar. Während P. an diesen Bildern malte, wendete er mit bestem Erfolge zu manchen werthvollen und gesuchten Arbeiten (28 Bl. von 1832—47) die Radirnadel an. — Die beglückendste Aufgabe indes, die ihm in der Vollkraft seines Lebens zu theil werden konnte, stellte der kunstsinnige Verlagsbuchhändler Dr. Härtel in Leipzig dem jungen Meister im Sommer 1832. Zur Ausschmückung des sogenannten römischen Hauses daselbst malte P. sieben Odysseelandschaften in Tempera. Diese im J. 1834 ausgeführten Compositionen bilden den Keim und die Grundlage des späteren, durch formale Umbildung, geistige Vertiefung und Erweiterung gereifteren Cyclus, dessen Entwicklungsgeschichte mehrfach von R. Schöne, M. Jordan, A. Dürr und O. Roquette dargelegt ist. An der getroffenen Wahl prägnanter Momente hielt P. auch in der späteren Fassung fest. Er schilderte in dem Leipziger ersten Cyclus den Abzug aus der Höhle des Polyphem, die Rückkehr des Odysseus von der Jagd auf der Insel der Kirke, Odysseus vor Kirke's Palast, von Hermes das Moly empfangend, den Abschied von der Kalypso, Odysseus und Nausikaa, die Ankunft auf Ithaka und Odysseus beim Sauhirten Eumaeos. Der künstlerische Charakter Preller's, seine ideale Richtung spricht sich unverkennbar in diesem Werke aus. Das landschaftliche und figürliche Element ist bereits in seiner innigen Wechselbeziehung als einheitliches Ganzes aufgefaßt, das Wesentliche und der den Stil bedingende Rhythmus ist in einfachen und großen Linien, wie es der Grundton des Epos fordert, zum Ausdruck gebracht. Nur die malerische Behandlung erscheint noch befangen und läßt deutlich Anklänge an Koch's Kunstsprache vernehmen. — Weniger entsprach es seiner Neigung,

als ihm die malerische Ausschmückung des Wielandzimmers im Schlosse zu Weimar übertragen wurde. Er wählte Scenen und Episoden aus der romantischen Oberon-Dichtung, die es gestatteten, den Geist der Dichtung in figürlich belebten Landschaften wiederzuspiegeln. Außer einer Anzahl kleiner Compositionen zu Wielands poetischen Erzählungen, dem Musarion und Agathon, ist noch ein Friesstreifen mit figürlichen Motiven zum Pervonte bemerkenswerth. Durch die Anordnung einer sinnigen Gesammtdecoration, die der Grazie und dem anmuthigen Charakter der Wieland'schen Muse sich anschließt, ist dieser Raum unstreitig der einheitlichste und künstlerisch wirksamste in der Reihe der Dichterzimmer. — Durch diese ihm widerstrebende Aufgabe seiner Vorliebe zur homerischen Welt entrückt und dadurch in seiner Gemüthsstimmung wie in seinem körperlichen Befinden geschädigt, sah er auf Anordnung des Arztes sich genöthigt, 1837 eine Erholungsreise nach der Insel Rügen auszuführen. Bestärkt durch poetische Anregungen, die er der Lectüre Ossian's und der Frithjofssage verdankte, wiederholte er dieselbe Reise 1839 in Begleitung seines Schülers K. Hummel. Für die weitere Entwickelung Preller's und die der modernen Technik sich nähernde Richtung seiner Kunst wurde eine Reise nach Norwegen, die er im J. 1840 mit Ferd. Bellermann aus Berlin und seinen Schülern K. Hummel und Thon aus Weimar unternahm, von entscheidender Bedeutung. Trotz seiner Sehnsucht nach der Idealwelt des Südens und des Hellenenthums ist dieser Zug des Künstlers nach dem Norden außerordentlich charakteristisch. Die frühere Vorliebe für das Einsame, Wilde und Großartige, worin bereits Goethe einen Grundzug P.'scher Kunst erblickt hatte, kam wieder zum vollen Durchbruch. Von diesen nordischen Fahrten brachte er stets eine namhafte Anzahl von Studien, die er seinen Gemälden zu Grunde legte, heimwärts. Die stille, sagenreiche Insel Rügen mit ihren Hünengräbern und Eichenwaldungen, nordische Strand- und Dünenlandschaften, die ernste Poesie der Fjorde, das an geklüftete Felsen stürmisch wogende Meer, das schwankende Wetterleben in den Lüften der nordischen Natur hat P. wie wenige seiner Genossen mit hinreißendem Zauber in zahlreichen Staffeleigemälden, Aquarellen und Kohlezeichnungen, die zu seinen bedeutendsten Leistungen gehören, vergegenwärtigt. Dieser Charakter der nordischen Natur begegnet uns auch vielfach, namentlich im beweglichen Leben der Atmosphäre, in seinen späteren Odysseebildern. — Vor wie nach der Nordlandsfahrt durchwanderte P. wiederholt das heimathliche Thüringen, das Riesengebirge, die baierischen Alpen, das Salzkammergut und Tirol. Das Resultat dieser Kunstreisen war eine Reihe, jetzt in alle Welt zerstreuter vortrefflicher Oelgemälde, die für Preller's wachsende Meisterschaft Zeugniß ablegen. Nach eigenem Geständniß war aber Alles, was er je gemalt, niemals porträtirt, sondern nur durch die Natur veranlaßt.

Von verständnißvollen Freunden umgeben und beglückt im Kreise einer fröhlich aufblühenden Familie hatte P. unter emsiger Thätigkeit sein 50. Lebensjahr erreicht, als seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Karl Alexander (1853) die Pflege der Kunst mehr und mehr der Mittelpunkt des weimarischen Lebens wurde und dadurch auch die Hoffnung auf Verwirklichung einer Lieblingsidee Preller's sich neu belebte. Bestärkt durch den Anblick der See bei Düsternbrock und infolge einer Aufforderung seiner feinfühlenden Gattin, für die er zu Weihnachten 1855 Tuschzeichnungen nach den Odysseelandschaften im Härtel'schen Hause angefertigt hatte, erwachten wiederum die Gedanken an die homerische Welt; entschlossen nahm der Meister, zunächst noch ohne bestimmten monumentalen Zweck seinen seit Jahren gehegten Plan von Neuem auf und entwarf in kurzer Zeit (1854—1856) die zweite Bearbeitung der Odyssee, 16 Kohlezeichnungen (seit 1868 in der königlichen Nationalgalerie zu Berlin), in welcher er die Härtel'schen Landschaften umcomponirte, dann allmählich durch

neue Compositionen fortentwickelte und erweiterte. Das gereiftere, durch seine plastische Schönheit, Wärme und Tiefe einer romantischen Empfindung ausgezeichnete Gesammtwerk wurde in Jena, Dresden und Berlin ausgestellt und fand allgemeine enthusiastische Bewunderung. Auf der historischen Ausstellung in München (1858) wurden sie neben Schwind's sieben Raben und Cornelius' apokalyptischen Reitern als die hervorragendsten Schöpfungen der Idealkunst gepriesen. Der Großherzog Karl Alexander erfüllte Preller's sehnlichsten Wunsch und beauftragte ihn, den Odyssee-Cyclus monumental auszuführen. Die gleichzeitige Berufung seines geistesverwandten Freundes Genelli nach Weimar, dessen Einfluß im Bereich des Figürlichen auf P. nachdrücklich zu betonen ist, erfüllte ihn mit erhöhter Zuversicht zum Gelingen seines Unternehmens. Um zu Gunsten des großen Werkes neue Kraft und Anschauung zu gewinnen, trat er im September 1859 von den Seinigen begleitet seine zweite Studienreise nach Italien an. In seinen Tagebüchern und Briefen schilderte P. mit lebendigen Worten die im Lande seiner Sehnsucht wiedergewonnenen, intensiveren Eindrücke. Er füllte seine Mappen mit den herrlichsten Zeichnungen hauptsächlich nach Motiven aus Olevano, der Serpentara, aus Sorrento und Capri und schuf auf diese Weise für die pittoreske Gestaltung seines Odyssee-Cyclus eine unerschöpfliche Hilfsquelle. Er sah es ferner als eine besondere Gunst des Schicksals an, den Plan seines Hauptwerkes eingehend mit Cornelius besprechen zu können. Nach Weimar zurückgekehrt, widmete sich P., nachdem inzwischen einige Staffeleigemälde, die Leukothea und Kalypso für den Baron von Schack und die Nausikaa für den Grafen Raczynski entstanden waren, ganz der neuen Durcharbeitung seiner 16 Cartons zur Odyssee, welche von 1860—1863 in der Größe der auszuführenden Gemälde entworfen, seit 1865 in der Rotunde des städtischen Museums zu Leipzig nebst der Predella in würdiger Umrahmung ihre dauernde Stätte gefunden haben. Mit Hilfe dieser mustergiltigen Vorarbeit und auf Grund der im Besitze des Herrn Jul. von Eichel in Eisenach befindlichen Farbenskizzen (1864—1865), malte P. in seinem Atelier die Gemälde enkaustisch auf einer von eisernem Rahmenwerk umschlossenen kalkigen Masse und ließ sie nach ihrer Beendigung im J. 1868 an Ort und Stelle in die Wand der Museumshalle zu Weimar einsetzen. Bei Vergleichung der Dichtung mit dem Inhalte des P.'schen Cyclus ergibt sich, daß der Künstler sich in selbstschaffender Thätigkeit bewegte, indem er in seinen landschaftlichen Hauptbildern auf die Schilderung der Irrfahrten des Odysseus von seinem Abzug aus Troja bis zur Heimkehr nach Ithaka sich beschränkte und den Faden der Begebenheiten, den der Dichter kunstreich in seinem Gewebe verflochten, in der wirklichen Folge vor unseren Augen entwickelt. Das Geschick des Helden findet sein entsprechendes Gegenbild im Charakter der landschaftlichen Scenen. Im Colorit eher den alten Meistern als der modernen Richtung folgend, hat P. in seinen Odysseelandschaften das Wetterleben des Nordens in wundersamen Einklang gebracht mit der Formenklarheit des Südens. Die Bilder sind auf einer Längswand in vier Gruppen mit je drei Compositionen und auf zwei Schmalwänden mit je zwei Darstellungen vertheilt. Von links nach rechts betrachtet, ist dargestellt: 1) Der Abzug von Troja. 2) Der Kampf mit den Kikonen. 3) Der Abzug aus der Höhle des Cyklopen Polyphemos. 4) Die Abfahrt von dem Lande der Cyklopen. 5) Odysseus auf der Insel der Kirke von der Jagd heimkehrend. 6) Die Verwandlung der Gefährten durch die Kirke. 7) Odysseus empfängt von Hermes das Moly zum Schutz gegen die Zauberkünste der Kirke. 8) Odysseus in der Unterwelt des Teiresias Wahrspruch empfangend. 9) Odysseus entkommt den Lockungen der Sirenen. 10) Die Genossen des Odysseus vergreifen sich an den Rindern des Helios. 11) Odysseus wird von der Nymphe Kalypso zur Heimath entsandt.

12) Die Rettung des Odysseus durch Leukothea. 13) Odysseus naht sich der Königstochter Nausikaa auf Scheria und fleht sie um gastliche Aufnahme an. 14) Die Ankunft des Odysseus auf Ithaka. 15) Odysseus bei Eumäos während Telemachos zurückkehrt. 16) Odysseus bei seinem Vater Laertes. Zur Vervollständigung seiner Aufgabe malte P. noch einen unter der großen Bilderreihe sich hinziehenden, nach Art antiker Vasenmalerei behandelten Figurenfries, welcher die sehnsuchtsvollen Sorgen seines Sohnes und der Penelope, den Uebermuth der Freier, den Triumph des heimgekehrten und siegreichen Dulders und die frohe Wiedervereinigung mit seinen Getreuen schildert. Vermöge der schwungvollen Erfindung und der auf das Wesen der Erscheinung gerichteten geistigen Auffassung darf Preller's Odyssee als ein hohes Muster des historischen Landschaftsstiles angesprochen werden, und wenn wir im Anblick der figürlichen Motive stets an Genelli's Kunst erinnert werden, so verbündet dieser Gedanke um so inniger Preller's Werk mit der von Carstens zu neuem Leben aufgerufenen classischen Kunstrichtung. Die letzte Bearbeitung der Odyssee nahm P. zu Gunsten einer Prachtausgabe vor. Er zeichnete noch einmal sämmtliche Bilder für den Holzschnitt und bereicherte das Ganze mit einer Anzahl geschmackvoller Vignetten und Schlußstücke. — Mitten in seiner Schaffensfreude traf ihn der schwere Schlag, seine Gattin am 2. December 1862 durch den Tod zu verlieren, doch wurde ihm nach zwei Jahren das Glück zu theil, abermals eine sorgende Gefährtin zu finden, an deren Seite ihm noch inhaltsreiche Jahre beschieden sein sollten. In der Nähe der Parkanlagen von Weimar, für deren Verschönerung P. in Verbindung mit dem Hofgärtner Petzoldt durchgreifend gewirkt hatte, erbaute er sich und seiner Familie ein neues Heim, in dessen Veranda er nach dem Ableben Genelli's einen figürlichen Fries, eine sinnvolle Apotheose des Freundes in dessen eigener Kunstsprache anbrachte. Noch zweimal, im Jahre 1869 und 1875, zog P. zu längerem Aufenthalte nach Italien und brachte abermals eine Fülle von Motiven für antik idyllische oder biblische Landschaften zurück, die den Meister auf der Höhe seines Künstlerlebens und in seinen Oelgemälden das Streben nach Entfaltung eines gesättigten Colorits zeigen. Zahlreiche Freunde und Verehrer, deren Züge er für die eigene Erinnerung wie für die Familie in charakteristischen, durch geistvolle Auffassung ausgezeichneten und sauber durchgeführten Bleistiftzeichnungen festhielt, haben seit der Antwerpener Zeit seine Lebenstage mit ausgesprochener Liebe und Anhänglichkeit begleitet. Von den während der letzten Lebensdekade entstandenen Gemälden, welche in technischer Hinsicht mehr der moderneren als stilisirenden Richtung angehören, sind hervorzuheben: „Motiv der Serpentara bei Olevano mit Gruppen von Satyrn und Bacchantinnen" (1861), „Torre dei Schiavi" (1870), „das Poussinthal in der Campagna" (1870), „landschaftliches Motiv von Olevano mit tanzenden und ruhenden Satyrn" (1871), „Aqua acetosa mit Staffage von Büffeln und Hirten" (1874), „ideale Ansicht der drei Tempel von Pästum bei heranziehendem Gewitter" (1875), „die Armenruh bei Eisenach" (1874), „Ruth auf dem Felde des Boas" (1875) u. A. Die letzten künstlerischen Mühen galten den Vorarbeiten zu einem Cyclus aus der Ilias und zu einer Reihe von Landschaftszeichnungen zum Buche Ruth.

Stets für alles Große und Schöne empfänglich, hat P. als Gegner des verflachten modernen Realismus mit Entschiedenheit den Idealismus bejaht und in diesem Sinne über seine Kunst, sowie über die Meisterwerke italienischer Renaissance werthvolle Notizen hinterlassen, welche Roquette seinem Buche einverleibt hat. P. erwarb zahlreiche Auszeichnungen, Orden und Titel, doch sah er es als eine ganz besondere Bevorzugung an, als er von der philosophischen Facultät der Universität zu Jena zum Ehrendoctor ernannt wurde. Das Diplom galt dem Manne, dem die Lauterkeit und antike Einfachheit seines Wesens nicht minder

die Gunst seines erhabenen Fürsten, wie die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger, Freunde und Schüler erworben hat, dem Maler, der sich durch die stil- und charaktervolle Gestaltung seiner Ideen mehr noch den alten Meistern anreiht, als den modernen; der in glücklichem Wetteifer mit einem Genelli und Cornelius zu Rom die Entwürfe seiner Odysseebilder schuf; von dessen reicher Schaffenskraft und auf weiten Reisen erworbener Fülle der Anschauungen außer vielen anderen mit würdigen Bildwerken würdig gezierten Stätten, besonders das weitgefeierte Wielandzimmer und die herrlichen Wandgemälde im Kunstmuseum zu Weimar Zeugniß ablegen. Bis in die letzte Lebenszeit schaffensfreudig und voll Muth und Ausdauer, starb P. nach kurzer Erkrankung am 23. April 1878 zu Weimar und wurde an seinem 74. Geburtstage auf dem Friedhofe daselbst beigesetzt. In seinem Sohne Fr. Preller jun. und E. Kanoldt u. A. sind dem Meister würdige Erben seiner Kunst erwachsen.

Vergl. Photographieen nach Originalzeichnungen von Fr. P., herausgegeben von William Kemlein in Weimar. 1) Großes Skizzenbuch, 18 Bl. — 2) Studien und Landschaften aus Italien, 25 Bl. — 3) Römisches Skizzenbuch, 1859 bis 1861. 3 Serien, 69 Bl. — 4) Skizzenbücher aus Neapel, Sorrento, Capri, Paestum rc., 2 Serien, 56 Bl. — 5) Größere Landschaften, 16 Bl. — 6) Deutsches Skizzenbuch, 16 Bl. — 7) Album landschaftlicher und figürlicher Darstellungen rc., 54 Bl. — 8) Kleines Skizzenbuch aus Italien (1869), 10 Bl. — 9) Neue Landschaften, 13 Bl. — Photographieen nach Oelgemälden und Zeichnungen von Fr. P., im Verlag von W. A. Stückrath in Weimar, 75 Bl. — Genelli-Fries, 22 Bl., ebenda.

Homer's Odyssee, 15 Cartonzeichnungen, photogr. von Laura Bette in Berlin und E. Fierlants in Brüssel. — Die 16 Cartons im städtischen Museum zu Leipzig, Phot. von Albert in München. — Fr. Preller's Odyssee-Landschaften und Fr. Preller's Landschaften zu Wieland's Oberon, phot. Verlag von K. Schwier in Weimar. — Friedrich Preller's Odysseelandschaften in Aquarell-Farbendruck, ausgeführt von R. Steinbock in Berlin, München, Bruckmann's Verlag. — Goethe's Bildniß auf dem Todtenbette, Facs. von Römmler & Jonas in Dresden.

Beil. zur Allg. Zeitung, 3. Mai 1878, Nr. 123; 21 Mai, Nr. 141; 27. April 1883, Nr. 117; 28. April, Nr. 118. — Weimarische Zeitung, 5. Mai 1878, Nr. 105. — Frankfurter Zeitung, 9. u. 10. Mai 1878. — Nationalzeitung, 16. April 1879, Nr. 175. — Deutsches Kunstblatt, 1855, Nr. 46, 1857, S. 135 ff. — Grenzboten, 1865, S. 987 ff. — Gartenlaube, 1864, S. 394—397; 1881, Nr. 10. — Zeitschrift für bildende Kunst, herausgeg. von C. von Lützow, I. Bd., S. 17 ff.; IX. Bd., Nr. 30; XI. Bd., S. 321 ff.; XII. Bd., S. 224—225; XIII. Bd., Beibl. Nr. 33, 37 u. 38; XVI. Bd., S. 164; XVII. Bd., S. 357—365. — Im neuen Reich, 1878, Nr. 20. — Gegenwart, 1879, Nr. 17. — Westermann's Monatshefte, August 1880. — Friedrich Preller's Odysseelandschaften (von Dr. R. Schöne), Breitkopf & Härtel, Leipzig 1863. — Erinnerungsblätter an die Eröffnung des Museums zu Weimar und an die Prellerfeier. Weimar 1869. — Die Odyssee in Preller's Darstellung (von Dr. M. Jordan). Breitkopf & Härtel. Leipzig (1873). — Homer's Odyssee, Vossische Uebersetzung. Mit 40 Originalcompositionen von Friedrich P. In Holzschnitt ausgef. von R. Brend'amour und K. Oertel. Leipzig 1872. Verlag von Alphons Dürr. Fol. — Friedr. Preller's Figuren-Fries zur Odyssee. 16 Compositionen in 24 farbigen Steindrucktafeln mit erl. Text aus der Odyssee, herausgeg. von Dr. M. Jordan. A. Dürr, Leipzig 1875. Quer-Fol. — Italienisches Landschaftsbuch. Zehn Originalzeichnungen von Fr. P. In Holzschnitt ausgef. von H. Käseberg u. K. Oertel. Mit erl. Text von Dr. Max Jordan. Leipzig 1875. —

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Erste Reihe. Beck, Nördlingen 1877. — H. Uhde, Goethe, J. G. von Quandt u. d. sächs. Kunstverein. Cotta, Stuttgart 1878. — Zur Erinnerung an Friedrich P. Ausstellung von Werken Fr. Preller's im großherzogl. Museum zu Weimar, Mai 1878. H. Böhlau, Weimar. — Königl. National-Galerie, 7. Ausstellung 1879. Mittler & Sohn, Berlin. — Fr. Preller's Odysseelandschaften. In Holzschnitt ausgef. von R. Brend'amour. Mit einer Biographie des Künstlers. Verlag von Alphons Dürr, Leipzig 1881. — Friedrich P. Ein Lebensbild von Otto Roquette. Litter. Anstalt, Frankfurt a. M. 1883. — Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst, 2. Aufl. 2. Bd., Leipzig 1884. — Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, 2. Bd., Leipzig 1887. v. Donop.

Preller: Ludwig P., Philolog und Alterthumsforscher. Ludwig P. wurde geboren am 15. September 1809 zu Hamburg, als das zwölfte Kind eines recht wohlhabenden Handelsherrn. Der aufgeweckte Knabe erhielt den ersten gelehrten Unterricht auf dem Hamburger Johanneum; allein nach dem frühen Tode des Vaters ward er, da für seine energische und übersprudelnde Natur männliche Aufsicht nothwendig erschien, im 16. Jahre nach Lübeck gebracht, wo er zuerst bei einem älteren Bruder, dann in der Pension des Professors Mosche am dortigen Catharineum seine Schulstudien vollendete und den wissenschaftlichen Grund zu einer gelehrten Bildung legte. Er bezog 1828 die Universität Leipzig, um Philologie und Theologie zu studiren. Hier wurde er besonders von Gottfr. Hermann angezogen. 1829 siedelte er nach Berlin über, wo er, durch einen Jugendfreund bestärkt, zwar von Schleiermachers Vorträgen und Auffassung des Christenthums einen tiefen und bleibenden Eindruck davontrug, dennoch aber sich für das ausschließliche Studium der Philologie entschied. „Preller's joviale und geniale, nach den Gesetzen der äußeren Würde wenig fragende, dem heiteren Impulse des Augenblickes sich hingebende Persönlichkeit eignete sich nicht zum Theologen von Profession.“ Er hörte nun vorzugsweise Böckh; ging aber im letzten Halbjahr nach Göttingen, um Otfried Müller zu hören, bei dem er mit einer Abhandlung „de Aeschyli Persis“ den Doctorgrad erwarb (1832). In seine Vaterstadt Hamburg zurückgekehrt, beschäftigte er sich eine Zeit lang mit Ertheilung von Privatunterricht und Fortsetzung seiner Studien, welche hauptsächlich auf griechische Mythologie und Philosophie gerichtet waren. Schon damals wählte er auch seine Lebensgefährtin Julie Dallmer. Bereits als aufwachsender Jüngling war er ihr als einer verwaisten Verwandten im Hause seiner Mutter begegnet und obgleich sie älter war als er, schloß er aus innerster Neigung mit ihr den Bund für das Leben. Darauf ließ er sich an der Universität in Kiel als Privatdocent nieder (1833) und gründete zu gleicher Zeit seinen häuslichen Heerd, wozu ihn sein väterliches Erbtheil in den Stand setzte. In Kiel schloß er sich besonders an den Philologen G. W. Nitzsch eng an, dem er auch sein Erstlingswerk widmete: „Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen“, Hamburg 1837. In diesem Buche bewies sich P. nicht blos als gründlichen und scharfsinnigen Gelehrten, sondern auch als selbständigen Forscher und Denker, indem er auf dem schwierigen und dunkeln Gebiete der griechischen Mysterien einerseits der verworrenen Mystik Creuzers entgegentrat, andererseits die Nüchternheit der Vossischen Richtung verwarf und auch Otfr. Müllers historisirender Tendenz engere Grenzen zog, dagegen mit Welcker die Mythen als Reflex naiver Naturanschauung faßte und deren Vertiefung zum Symbol des Menschenlebens auf Grund Schleiermacher'scher Speculation nachzuweisen versuchte. Die Gediegenheit dieser Schrift verschaffte dem

Verfasser die allgemeinste Anerkennung. Zu gleicher Zeit aber arbeitete er mit seinem Freunde, dem Philosophen Heinrich Ritter, ein sehr nützliches Hilfsmittel für das Studium der alten Philosophie aus, eine Sammlung von Quellenstellen mit erläuternden Anmerkungen, welche unter dem Titel „Historia philosophiae Graecae et Romanae ex fontium locis contexta“ Hamburg 1838 erschien und wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit schon die sechste Auflage (von Fr. Schulteß) erlebt hat. Ein dritte Schrift Preller's, welche gleichzeitig aus seinen mythologisch-antiquarischen Studien hervorging, war die Sammlung und Erklärung der Bruchstücke des „Fremdenführers“ Polemon, dessen Notizen über Oertlichkeiten, Kunstwerke und Curiositäten in Athen und ganz Griechenland für die Archäologie von großer Wichtigkeit sind („Polemonis periegetae fragmenta“, Lips. 1838). Diese rege Thätigkeit des geistvollen jungen Gelehrten, welcher außerdem noch eine Reihe von Aufsätzen in gelehrte Zeitschriften lieferte, lenkte die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf ihn und verschaffte ihm schon 1838 einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Dorpat mit 1500 Thalern Gehalt. Hatte P. bereits vorher die sein ganzes Leben hindurch hervortretende Neigung bethätigt, die Welt zu sehen und fremde Völker und neue Personen kennen zu lernen — er hatte von Hamburg einen längeren Ausflug nach England, von Kiel nach Kopenhagen und Umgegend gemacht — so schrak er auch jetzt nicht zurück vor der weiten Ferne und den unsicheren Verhältnissen in Rußland, wiewol sein Freund Arnold Ruge in Halle ihn vor diesem „drohenden, menschenverderbenden Schicksale“ ernstlich warnte. Er nahm den Ruf an, besuchte noch im September 1838 Leipzig und Berlin, vielleicht um sich nöthigenfalls den Rückzug auf eine deutsche Universität zu decken, und segelte im October mit der Frau und dem Söhnlein Andreas nach Petersburg, wo er von dem Minister der Volksaufklärung Uwaroff und den Mitgliedern der Akademie günstige Eindrücke erhielt; von da traf er in Dorpat ein. Hier mußte er freilich eine schlimme Enttäuschung erfahren, welcher er selbst in der Lebensbeschreibung seines dortigen Collegen und Freundes, des Juristen K. O. von Madai (Leipzig 1850) Ausdruck verliehen hat. Die früher unter polnischer und schwedischer Herrschaft gestandene Universität hatte auch unter den Russen bis vor kurzem ihr deutsches Wesen ganz bewahren können; sie war von Kaiser Alexander mit reichen Geldmitteln ausgestattet und ganz nach deutschem Muster und mit deutschen Professoren eingerichtet und zu einer Art von akademischer Musteranstalt erhoben worden. Unter Kaiser Nicolaus jedoch und dem Minister Uwaroff ging in der Stille eine große Umwandlung vor sich. Die deutsche Bildung gerieth in Mißachtung, die Nationalität der Provinz und die protestantische Confession wurde systematisch untergraben. Die Statuten der Universität wurden willkürlich verändert, es wurde ihr ein Curator gegeben, der nur militärischen Gehorsam kannte und aller höheren Bildung entbehrte. Der Gebrauch der russischen Sprache, der Unterricht in derselben und in russischer Geschichte wurde zur unentbehrlichen Hauptsache gemacht; selbst deutsche Hauslehrer wurden nur geduldet, wenn sie fertig russisch sprechen könnten. P. spricht es in jener Biographie aus, daß er, sowie seine Freunde, wenn sie dieses gewußt, schwerlich dem sonst ehrenvollen Rufe dahin gefolgt sein würden. Um so enger schlossen sich nun die deutschen Gelehrten an einander, unter denen P. „vortreffliche und im besten Sinne des Wortes gediegene Menschen“ fand; innige Freundschaft verband ihn namentlich mit dem genannten K. von Madai. Seine Wirksamkeit unter den Studirenden, deren Fleiß und gute Sitte er rühmt und deren Liebe er bald gewann, gewährte ihm volle Befriedigung. Seine Vorträge erstreckten sich über Philologie, Alterthumswissenschaft und alte Kunst; er war Vorstand des Kunstmuseums und des philologischen Seminars. Als Professor der Bered-

samkeit schrieb er Programme über Scholien zur Odyssee in einer Hamburger Handschrift, über Hellanikos und Pausanias, über mehrere griechische Grammatiker, und über alte Münzen der dortigen Sammlung; für weitere Kreise von Interesse war die Festrede über die Bedeutung des schwarzen Meeres für den Handel und Verkehr der alten Welt, welche er am Krönungsfeste des Kaisers 1842 hielt. (Auf dem Titel heißt er: Hofrath, ordentlicher Professor der Beredsamkeit, altclassischen Philologie, Aesthetik und Geschichte der Kunst.) Außerdem schrieb er eine Anzahl die Mythologie und den Cultus betreffender Artikel für Pauly's Realencyklopädie. Zur Erholung unternahm er Ferienreisen nach Reval und durch Finnland; schon dachte er in seiner Wanderlust an größere Reisen nach Moskau und Odessa; da brach das Verhängniß herein, welches ihn wieder dem deutschen Vaterlande zuführen sollte. Bei einem im November 1842 von zahlreichen Studirenden dem Professor der Theologie Ulmann gebrachten Ständchen war das Lied: „Was ist des deutschen Vaterland?" gesungen worden, worauf die Regierung Anlaß nahm, Ulmann ohne weiteres aus Amt und Stadt zu verweisen, den Rector seines Amtes zu entheben und den Decan der Juristenfacultät, blos weil er nicht auf das Ungehörige des Vorganges aufmerksam gemacht, nach Kasan zu versetzen. Da man begriff, worauf es abgesehen war, so glaubte P. (ebenso wie Volckmann und Madai) nicht länger mit Ehren bleiben zu können; er legte freiwillig sein Amt nieder und verließ Dorpat im Herbste 1843. Er benutzte nun die Muße dazu, während er Weib und Kind bei der Mutter in Hamburg unterbrachte, Italien zu bereisen und dort die wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen, welche er schon früher über römische Mythologie und Topographie begonnen hatte. „Leider ist in Preller's hinterlassenen Papieren auch nicht das Mindeste aufzufinden gewesen, was über Plan, Route und Erlebnisse dieser italienischen Reise auch nur einigen Aufschluß gäbe". Daß er aber lange in Rom sich aufhielt und nicht allein im Kunstgenuß schwelgte und seinen für Naturgenuß hochempfänglichen Sinn durch Wanderungen in der Umgegend befriedigte, sondern auch in ernsten, namentlich topographischen Studien seine Zeit verbrachte, dafür zeugt die bald nachher veröffentlichte Schrift: „Die Regionen der Stadt Rom", Jena 1846, worin er einschneidende Untersuchungen über die antiken Straßen und Gebäude der ewigen Stadt niederlegte und sich damit in die erste Linie der Forscher dieses schwierigen Gebietes stellte. Im Herbste 1844 ließ er sich dann mit seiner Familie, die sich inzwischen um einen zweiten Sohn, Ludwig, vermehrt hatte, in Jena nieder, und hielt an der Universität Vorlesungen über Archäologie und römische Satiriker. „Was ihm bisher überall hin gefolgt war, ein frohes Wolbehagen im Kreise gleichgestimmter und gleichstrebender Freunde, das fehlte ihm auch in Jena nicht. Hier waren es vorzüglich Göttling, Frommann, Schleiden und Apelt, die seinen engeren Freundeskreis bildeten. Er war seiner ganzen harmlos offenen, heiteren, geradaus gehenden Natur nach wie für Jena geschaffen, in dessen einfacher und anspruchsloser, aber geistig bewegter Geselligkeit er sich äußerst wol fühlte". Er erhielt den Professortitel 1846; aber schon im folgenden Jahre wurde ihm die durch Riemer's Tod erledigte Stelle eines Oberbibliothekars in Weimar angetragen. Obwol er den Verlust der akademischen Wirksamkeit und des akademischen Lebens auch später immer wieder beklagte, nahm er doch, in der Trauer über den Tod seines älteren Sohnes, die stillere Stellung an und siedelte nach Weimar über. „Seine, bei aller Eckigkeit und Unlenksamkeit doch elastische, weil phantasiereiche, Natur (schreibt sein Freund Stichling in der Gedächtnißrede) fügte sich in das neue Geschäft um so leichter, als dieses wiederum durch die große Mannigfaltigkeit der geistigen Eindrücke, die es ihm bot, ihn fortwährend erfrischte und

unterhielt und zugleich hinreichende Muße zur Verfolgung seiner ernsten wissenschaftlichen Studien ihm gewährte. Dazu kam ein, auch hier mit herzlicher Liebe und Hochschätzung ihn umgebender Freundeskreis, und — um das Wirksamste und Bedeutendste zuletzt zu nennen — das Band der innigsten Verehrung, das ihn an die erhabene Großherzogin Maria Paulowna, als einen ihrer nächsten und ergebensten Diener schloß und das seine Aufgabe, diese Fürstin in allwöchentlichen Vorträgen und Abendunterhaltungen in fortlaufender Kenntniß von allen wichtigeren Erscheinungen der Litteratur zu unterhalten, zu einer wolthuenden und werthvollen machte. Seinen amtlichen Beruf als Oberbibliothekar der reich ausgestatteten Bibliothek erfüllte er mit ebensoviel Befähigung als ernster Pflichttreue. Befähigt war er dazu in hohem Grade, weil ihm neben seiner umfassenden philologischen Bildung überhaupt ein seltener Reichthum des Wissens, namentlich auf den Gebieten der Geschichte, Philosophie und schönen Litteratur, gefördert durch ein treffliches Gedächtniß, zu Gebote stand und weil er, von einseitiger Beschränkung frei, seine geistigen Interessen weit auszudehnen gewohnt war. Durch Ordnung und Repertorisirung der Bücher, durch erstmalige genaue eigenhändige Verzeichnung der vielen werthvollen Handschriften der Bibliothek erwarb er sich ein Verdienst um dieselbe, das man von dem genialen Manne wol kaum erwartet hatte. Dabei war er aus innerstem Grunde gerecht, human und theilnehmend gegen seine Untergebenen und lenksam seinen Vorgesetzten gegenüber. Nur als man die genaue Einhaltung von Bureaustunden von ihm verlangte, sträubte er sich in der ernstesten Weise dagegen, und im Hinblick auf seinen sonstigen Werth und seine Eigenthümlichkeit ließ man ihn gewähren." Die schriftstellerischen Arbeiten Preller's hatten sich seit seiner Ansiedelung in Jena auf dem Gebiete der griechischen Litteraturgeschichte, der Topographie von Griechenland und Rom und insbesondere der griechischen und römischen Mythologie bewegt. Den weiten Umfang seiner Specialstudien, deren Ergebnisse er in sehr zahlreichen Aufsätzen, den verschiedensten Fachzeitschriften und hauptsächlich in Ersch u. Gruber's Allg. Encyklopädie der Wissenschaften, sowie in Pauly's Realencyklopädie des klassischen Alterthums niederlegte, bezeugt das Verzeichniß von R. Köhler hinter Preller's ausgewählten Aufsätzen. Erst nach solcher sorgsamster Orientirung in allen Winkeln des unabsehbaren Feldes ging P. an die Abfassung seines systematischen Hauptwerkes: „Griechische Mythologie", welche bei Weidmann in Berlin 1854 in zwei Bänden und 1860 in zweiter vermehrter Auflage erschien. Mit dieser weisen Zurückhaltung erfüllte er das Wort, welches er 1837 in der Vorrede zu Demeter und Persephone, S. XIX, geschrieben hatte: „Monographien möchten auf keinem anderen Gebiete der Alterthumskunde gleich nothwendig sein als auf diesem; wer die Bearbeitung der ganzen griechischen Mythologie für möglich hält, der sehe sich vor, daß er der Sache nicht mehr schade als nütze; sollte es dahin gekommen sein, daß eine solche rathsam wird, dann möge sie mit gleichem Geiste ausgeführt werden, wie neuerdings J. Grimm über die deutsche Mythologie, Hartung über die Religion der Römer geschrieben hat." Jetzt durfte er mit gleicher Berechtigung in der Vorrede des Buches sagen: „Eben diese Aufgabe, das Ganze der Mythologie zu durchforschen und zu gestalten, hat mich mehr als ich selbst vermuthen konnte über vieles Einzelne aufgeklärt und mir oft überraschend neue Gesichtspunkte aufgeschlossen." Ueber seine Grundauffassung vom Wesen der Mythen überhaupt hat er sich auf den ersten Seiten der Einleitung des Buches klar und einfach ausgesprochen, woraus wir nur einen Hauptsatz hervorheben. „Der ältesten Zeit entsprechen jene grandiosen Bilder einer einfachen, aber seelenvollen Naturanschauung, wie man ihnen besonders unter den Göttermythen begegnet. Die elementaren Kräfte und Vorgänge der Natur, Sonnenschein, Regen, der Blitz, das Fließen der Ströme,

das Wachsen und Reifen der Vegetation, werden dabei als ebenso viele Handlungen und wechselnde Zustände beseelter Wesen vorgestellt und in bildlichen Erzählungen ausgedrückt, welche noch zwischen Allegorie und Mythus schwanken, so daß sie oft den Eindruck von dichterisch ausgeführten Hieroglyphen machen." Allein bei dieser von Heyne begründeten Deutungsweise bleibt P. nicht stehen, sondern läßt die nach dem Charakter des Naturvorganges in verschiedenartiger Gestalt vermenschlichten Götter dann in einem weiteren Stadium zu ethischen Wesen sich ausbilden, als Leiter und Fürsorger des menschlichen Lebens nach einzelnen Richtungen und Gebieten auftreten und zieht zur Erklärung dieser Umbildung die treffende Analogie mit der Sprache, wo der elementare Wortstamm von der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung durch eine fortlaufende Reihe von Uebertragungen zum Ausdruck immer weiter entlegener und abstracter Vorstellungen benutzt und umgedeutet wird. Mit Recht betont er das beständige Wechselspiel von Idee und Form, wodurch der griechische Mythus jene schillernde Farbe enthält, die mit dem begierigen Erforscher ein neckisches Spiel treibt und durch ihre proteusartige Wandelbarkeit der platten einseitigen Deutelei beharrlich widersteht. „Eben deshalb ist nichts verkehrter als in der Mythologie überall nur einen und denselben Inhalt zu suchen, sei es ein physischer oder ein ethischer oder ein historischer." Die Aufgabe der Darstellung eines so schwer zu fassenden Stoffes wurde noch dadurch erhöht, daß die Sammlung von Handbüchern der Alterthumswissenschaft, in welcher Preller's Werk erschien, „für den weiteren Kreis der Gebildeten" dienen sollte; allein auch diese Schwierigkeit besiegte P. durch die ihm eigene Frische des leicht dahin fließenden Stils und geschmackvolle Form. Die Anerkennung solcher Leistung blieb nicht aus: „sie sprach sich in der ihm von den Akademien und gelehrten Gesellschaften zu Berlin, München, Leipzig, Göttingen und Erfurt, zu Petersburg und Rom verliehenen Mitgliedschaft aus." — Das arbeitsvolle Leben Preller's blieb aber auch nicht von schwerer Schickung verschont, die ihn infolge der Erblindung und des langjährigen Leidens seiner Frau heimsuchte. Eine berechtigte Erholung und Erheiterung suchte und fand er in geselligen Unterhaltungen und Spaziergängen, in kleinen Besuchsausflügen und größeren Reisen. Er war häufig Theilnehmer der jährlichen Philologenversammlungen. Im März 1848 trieb es ihn, in Frankfurt a. M. das Vorparlament tagen zu sehen, obwol er kein Politiker war noch sein wollte; bald „kam er sich aber in dem Treiben etwas sehr unnütz vor" und kehrte niedergeschlagen nach Hause zurück. Er besuchte später die Schweiz, Frankreich und Paris. Sehr genußreich aber und gerade für seine Studien wissenschaftlich fördernd war die Reise, welche er von März bis Juli 1852 in Gemeinschaft mit Göttling und Hettner nach Griechenland unternahm, auf welcher er die Hauptorte des Peloponnes und des mittleren Griechenlands in Augenschein nahm und über Constantinopel die Donau aufwärts in die Heimath zurückkam. Er selbst gab von den gewonnenen Eindrücken einen frischen Bericht auf der Göttinger Philologenversammlung 1852 und sagt im Vorworte zur griechischen Mythologie, daß diese Reise ihn über so manches die Natur und die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen des Landes Betreffende belehrte, „was sich auf der Studirstube bei dem besten Willen nun einmal nicht ergründen läßt". Der griechischen folgte die Bearbeitung der römischen Mythologie schon 1858, eine „weniger günstige Aufgabe" von P. selbst genannt, welche er dennoch so gewandt löste, daß sein Werk als grundlegend angesehen wird und seit 1883 in dritter Auflage, allerdings im Einzelnen ziemlich erweitert, aber unverändert im Aufbau von H. Jordan vorliegt. Unausgesetzt wurden diese größeren Arbeiten von einschlägigen kleineren Abhandlungen und Recensionen begleitet. Daneben hatte P. angefangen, die Geschichte des ernestinischen Hauses zu verfolgen und gab mit

Neudecker Georg Spalatin's historischen Nachlaß und Briefe (Bd. I, 1851) heraus; seine Vorträge bei Hofe führten ihn ja naturgemäß in diesen Kreis. Aber auch seiner hohen Gönnerin der Großherzogin Maria Paulowna sollte er noch selber das Denkmal setzen, als sie plötzlich starb. Er widmete ihrem Andenken unter dem Titel: „Ein fürstliches Leben" (1859) aus warmem Herzen einen Nachruf, der von dem Edelsinne und der seltenen menschlichen Größe dieser hochgebildeten Fürstin ein schönes und beredtes Zeugniß ablegt. Im nächsten Sommer besuchte er seine Vaterstadt Hamburg und die Insel Helgoland; er hatte soeben die zweite Auflage der griechischen Mythologie abgeschlossen und schien sehr rüstig für neue Studien. Allein schon in Jahresfrist raffte ihn plötzlich ein bösartiger Ruhranfall am 21. Juni 1861 dahin. Er wurde auf seinen Wunsch in Jena an der Seite seines ersten Sohnes bestattet. Daß in diesem Grabe das Leben eines gediegenen Gelehrten und höchst ehrenwerthen Mannes seinen vorzeitigen Abschluß gefunden hatte, bezeugte die aufrichtige Trauer Aller, die dem Verstorbenen näher standen. Ueber das innerste Wesen des Mannes jedoch, der meist heiter, froh und offen erschien, dann auch wieder zeitweise mit einem Zuge tiefer Melancholie behaftet war, welcher er nicht Herr zu werden vermochte, lag auch selbst für die nächsten Freunde ein Schleier gebreitet. Ob jene periodische düstre Stimmung in einem organischen Leiden ihren Grund hatte, ist nicht zu sagen. Stichling, in den letzten Jahren sein intimer Freund, ist geneigt, sie auf religiöse Scrupel zurückzuführen. Das Schicksal der Erblindung seiner Gattin lag schwer auf ihm. Uebrigens gehörte P. in den letzten Lebensjahren dem Freimaurerbunde an, dessen Angehörigkeit er, wie aus den Umständen hervorgeht, aus innerem Triebe erstrebte.

G. Th. Stichling, L. P., eine Gedächtnißrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar 1863. (Hieraus die obigen Citate mit Anführungszeichen). — Augsburger Allgem. Zeitung 1861, Nr. 178. — Aufzählung seiner Schriften bei R. Köhler hinter Preller, Ausgewählte Aufsätze aus der klassischen Alterthumswissenschaft, Berlin 1864.

A. Baumeister.

Prenner: Anton Joseph P., Kupferstecher, 1698 geb., der Ort ist ungewiß. Füßli sagt gar von ihm: „ursprünglich aus Schweden gebürtig, und geboren zu Wien um 1698", was vielleicht bedeuten soll, daß die Familie aus jenem Lande stammte? Andere bezeichnen Völs in Tirol als seine Heimath. Von seinem Leben haben wir höchst spärliche Nachrichten, daß er Schüler der Wiener Akademie gewesen wäre, wie zuweilen angeführt wird, bestätigt sich durchaus nicht. Er vereinigte sich mit den Wiener Künstlern Stampart, J. A. Schmutzer, Barth, Altomonte u. A., um eine Reihe von Stichen nach den kaiserlichen, damals in der Stallburg aufgestellten Gemälden herauszugeben, von denen im Ganzen 160 Blatt in Quart erschienen, „Theatrum artis pictoriae", 4 Theile, Viennae 1728—1733. Diese Quartdarstellungen sind reich mit Verzierungen umgeben. In der Idee folgte er dem Werke des verstorbenen Stechers Jacob Männel, dessen Stiche nach den Bildern der kaiserlichen Galerie aber höher geschätzt werden. Später gab er im Verein mit dem Maler Franz Stampart ein auf denselben Gegenstand bezügliches Werk heraus unter dem Titel: „Prodromus seu praeambulare lumen reserrati portentosae magnificentiae Theatri etc." Viennae 1735 fol., auf dessen 30 schön radirten Blättern die Gemälde in kleinem Maßstabe und dichter Gruppirung zu sehen sind. Ein Neuabdruck der Platten wird soeben im Jahrbuch der kaiserlichen Kunstsammlungen veranstaltet. Zu den Blättern dieser Werke machte er sehr schöne Zeichnungen, zum Theil in Rothstift. Außer diesen hat er gestochen: die Halbfiguren der heiligen Pepin und Begue in Punctirmanier, die man für seine trefflichste Arbeit erachtet, des

Titelkupfers zu des Jesuiten Höller: Aedificia Caroli VI., 1733. Es kommen noch andere P., Kupferstecher, in der Litteratur vor, doch sind die Nachrichten sehr verworren und ein Zusammenhang mit Anton Joseph, der 1761, wahrscheinlich in Wien starb, nicht ersichtlich. Ein Anton d. N., der aber vielleicht Anton Joseph sein könnte, hat nach Giordano, Ribera und Tintorett gestochen, dann wird ein Georg genannt und ein E. von P., welcher die heiligen Frauen am Grabe nach Spranger und nach dem älteren Palma eine Dame mit einem Pagen gestochen hätte. Weiter ein Johann Joseph und ein Georg Caspar von P., wenn das nicht obiger Georg ist. Er soll in Straßburg 1731 geboren, in Rom 1761 (n. A. 1766) gestorben sein, hat in Florenz und Rom gearbeitet. Der Winkler'sche Katalog führt mehrere seiner Stiche an. Anton Joseph P. ist ein Radirer von feinem malerischen Sinne, seine mit der Nadel überarbeiteten Blätter in Schwarzkunst sind geschmackvoll und vornehmlich im Claire-obscure schön behandelt. Ilg.

Prenner: Georg P., ein Sänger und Componist in der kaiserlichen Hofcapelle Ferdinand's I., der um 1517 in Salzburg geboren sein soll (nach Fetis). Von seinen Compositionen haben sich nur 37 Motetten in den beiden Sammelwerken von Joanellus 1568 und im Thesaurus von 1564 erhalten.

Rob. Eitner.

Prenninger: Martinus Uranius P. (Martinus Uranius lingua vernacula Prenninger cognominatus, wie er sich selbst in einigen Tübinger Responsis unterzeichnet), praktischer Jurist des 15. Jahrhunderts. Im späteren 15. Jahrhundert waren die Facultäten zu Köln, Erfurt und Leipzig die wesentlichsten Pflanzstätten der Rechtswissenschaften, neben welchen in Westdeutschland einige Praktiker, wie Peter Andlaw, Ulrich Kraft und Martinus Uranius P. sich um die Fortentwickelung des Rechtes verdient machten. Letzterer, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Constanz geboren (denn Ulrich Zäsi (Zasius) nennt ihn in seiner Scholia ad l. 2 D. d. O. J. 1518, pag. 25 „compatrem nostrum"), studirte in Ingolstadt, wo er am 25. Januar 1472 als Magister artium immatriculirt wurde, Jurisprudenz. Nach Erlangung des Doctorgrades finden wir ihn als Kanzler des Bischofs von Constanz und vielbeschäftigten Anwalt, welcher großes Vertrauen besaß, in Constanz, später (von 1490 bis 1501) zu Tübingen als professor juris pontificis ordinarius matutinus, d. h. er hielt dortselbst die Vormittagsvorträge über Kirchenrecht. P. übte eine ausgebreitete und hochgeschätzte Consulententhätigkeit und verfaßte u. A. auch für die Stadt Freiburg in einem wichtigen Rechtsstreite mit deren Rentenkäufern ein umfassendes Gutachten. Zäsi, der damals im Dienste dieser Stadt gestanden, berichtet hierüber „bei Nacht vor Lichtmeß" (31. Januar) 1495: er sei mit einem Responsum des Freiburger Canonisten D. Knapp zu P. nach Tübingen gereist, um diesen zur Abgabe eines für die Stadt gleich günstigen Gutachtens zu bewegen, und habe dieser einige Tage später gegen angemessenes Honorar ein solches auch ausgestellt. Eine Sammlung seiner Consilien ist unter dem Titel: „Consiliorum sive responsorum D. Mart. Uranii, cognominati Pr. J. U. doctoris eximii, Tomi duo" . . . Francofurti . . . MDXCVII . . . tomus tertius . . . Francofurti . . . MDCVII von dessen Urenkel, Friedrich P., Advocaten zu Rothenburg a. d. Tauber ausgegeben worden. Sie enthält 235 Consilien; 36 im ersten, 84 im zweiten, 115 im dritten Bande, wo dieselben nach Rechtslehren geordnet sind. Diese Gutachten, in welchen sich P. in der Regel nur U. J. Dr. und J. C. nennt, haben die mannigfachsten privat-, kirchenrechtlichen und civilprocessualischen Fragen zum Gegenstand, während das öffentliche Straf-

recht nur nebenbei berührt wird. Von allen Verbrechen wird blos die Injurie und auch diese fast durchweg nur als Privatdelict behandelt. Als Strafe begegnen wir überall der Privatbuße in Geld neben infamia, dagegen wird eine Widerrufsklage als inepta bezeichnet. Die Ausmessung der Strafe ist meist mit peinlicher Sorgfalt behandelt, die Höhe der Geldbußen gegenüber dem damaligen Geldwerthe und den heutigen Ansätzen sehr beträchtlich, für wörtliche und Realinjurie mindestens 50 fl. (aurei Rhenenses zu ca. 6 M. 40 Pf. jetziger Währung), für mehrere schriftliche Schmähungen eines Prälaten 1000 aurei u. s. f. In der rechtlichen Begründung hält sich P. allenthalben an die Texte der römischen und canonischen Gesetze, und folgt der Doctrin wie der Praxis der italienischen Juristen, jedoch unter Wahrung einer gewissen Selbständigkeit, auch citirt er neben den Italienern mehrfach deutsches Gewohnheitsrecht. Die Schreibweise leidet an der üblichen Breite, ist jedoch correct und fließend und frei von den barbarischen Satzbildungen der Postglossatoren. Der Mode seiner Zeit folgend liebt er es, Bibelsprüche oder Stellen aus Classikern einzuflechten, weshalb wir häufig Aristoteles, Cicero, Sallust, Vergil und Terenz begegnen. P., dessen Consilien und Responsa sehr geschätzt waren, beschloß sein thätiges Leben hochbetagt im J. 1550.

Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft, 1. Abth., S. 35 und 528. — Derselbe, Ulrich Zasius 19 f. 311 zu S. 20. — Eisenbach, Gesch. der Univ. Tübingen, S. 247. — Herm. Seeger, Die strafrechtl. consilia Tubing. S. 7—18. Festprogramm der Juristenfacultät in den Beiträgen zur Gesch. der Univ. Tübingen als Festgabe der 4. Säcularfeier (Tüb. 1877. 4°).

Eisenhart.

Presber: Hermann P., Novellendichter, geb. am 9. December 1830 zu Rüdesheim, † am 3. März 1884 zu Frankfurt a. M. Nachdem er eine ausreichende wissenschaftliche Vorbildung erhalten, widmete er sich auf der Universität zu Heidelberg und nach einem längeren Aufenthalt zu Paris (1851) zu Tübingen dem Studium der Geschichte, Aesthetik und Litteratur. Im J. 1853 ließ er sich sodann als Lehrer in diesen Fächern zu Frankfurt a. M. nieder, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Schon frühe versuchte er sich in litterarischen Arbeiten; von kleineren Aufsätzen abgesehen, erschienen von ihm 1856 „Ideal und Kritik, ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart“, sodann die Novellen „Wolkenkukuksheim“ 1859, „der Anempfinder“ 1862, „Rudolf“ 1876, und „rheinische Novellen“ 1882. In allen diesen Dichtungen spiegelt sich das milde, liebenswürdige Wesen des Verfassers, sein treuherziger Humor, sein stets auf das Schöne und Ideale gerichtetes Auge und seine heiße Liebe zu seiner rheinischen Heimath wolthuend ab, Dinge, durch welche er sich einen geachteten Namen auf dem Gebiete der humoristischen Litteratur erwarb. In seinen letzten Jahren war er Mitglied des Aufsichtsraths der neuen Theater-Actiengesellschaft zu Frankfurt, welchem die Leitung der beiden Stadttheater anvertraut ist, sowie s. Z. Mitglied des gesetzgebenden Körpers der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt.

Nekrologe in verschiedenen Blättern nach seinem Tode.

F. Otto.

Prescher: Heinrich P., geboren zu Gaildorf am 19. November 1749, † am 26. Mai 1827, nachdem er etwas über 50 Jahre Pfarrer in Gschwend (württemb. O. A. Gaildorf) gewesen war. Eine für seine Zeit treffliche und vielfach als Muster benützte Monographie ist seine „Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft Limpurg“, 2 Thle., 1789—1790, welche auch die Geschichte der benachbarten Gebiete und Dynastieen, namentlich der Stadt Hall und des

Stifts Comburg. behandelt, während die von ihm begründeten Zeitschriften „Alt Germanien" (1804—1805) und „Historische Blätter" (1818) bald erloschen.

Nekrolog in Württ. Jahrb. für vaterl. Geschichte 1827 I, S. 38, 46.

P. Stälin.

Presl: Karl Borsiwoj P., Arzt und Naturforscher, geb. zu Prag am 17. Februar 1794, † ebendaselbst am 8. October 1852. Auf dem Neustädter Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte P. vom J. 1813 an ebenfalls in Prag Philosophie und Medicin und gewann durch die Theilnahme an den von seinem älteren Bruder Joh. Swatopluk unternommenen Excursionen reges Interesse für die Botanik, das ihn zufolge seiner geistigen Anlagen und besonders seines außerordentlichen Gedächtnisses schon frühzeitig zu litterarischer Thätigkeit auf diesem Gebiete befähigte. So betheiligte er sich bereits 1812 an der von seinem Bruder veranstalteten Herausgabe der Kryptogamenflora Böhmens, die unter dem Titel: Flora Cechica, indicatis medicinalibus, oeconomicis et technologicis plantis, 1819 erschien. Nach beendigtem Studium durchreiste P. im J. 1817 zu Fuß Ober- und Unteritalien, einschließlich Siciliens, und erforschte speciell die Flora der Gegend um den Aetna und die Nebroden. Das litterarische Ergebniß dieser Reise war die von ihm 1818 publicirte Dissertation: „Gramineae siculae", auf Grund deren er sich den Grad eines Dr. med. erwarb. Zugleich brachte ihn diese Reise mit den bedeutendsten italienischen Botanikern, wie Tenore, Gussone, Russo u. A. in persönlichen Verkehr und lieferte ihm eine beträchtliche Ausbeute an Pflanzen, von denen er bereits einige neu von ihm aufgestellte Arten in der Regensburger botanischen Zeitung veröffentlichte. Als 1819 sein Bruder Johann Professor in Olmütz wurde, trat P. an desselben Stelle als Assistent bei Prof. F. H. Berg ein, in welcher Eigenschaft ihm auch die Beaufsichtigung und Ordnung der Naturaliensammlung der Prager Hochschule oblag. 1822 wurde er durch Verwendung des Grafen Kaspar Sternberg Custos der zoologischen und botanischen Sammlungen des böhmischen vaterländischen Museums in Prag; daneben versah er 1828 das Physicat des Berauner Kreises und führte auch von 1829 an vier Jahre hindurch das Secretariat der Prager medicinischen Facultät. Als 1831 die Cholera zum ersten Male als verheerende Epidemie in Oesterreich auftrat, entwickelte P. eine so erfolgreiche ärztliche Thätigkeit, daß ihm die Medicinalbehörde die Stelle eines zeitweiligen Cholera-arztes übertrug, wobei er sich anerkennenswerthe Verdienste erwarb. Ein Jahr darauf erhielt P. eine Professur der allgemeinen Naturgeschichte und Technologie an der Prager Universität, neben welcher er die Stelle als Custos des böhmischen Museums beibehielt. In seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer wird ihm nachgerühmt, daß er durch die Fülle und Klarheit seines Wissens in hohem Grade anregend auf seine Zuhörer gewirkt habe, wenngleich ihm die Gabe eines lebendigen und fließenden Vortrags versagt blieb. Während einiger Jahre hielt P. als Nachfolger des Prof. Ignaz Tausch eine Reihe von Vorlesungen über ökonomisch-technische Botanik im gräflich Canal'schen Garten und außerdem einige Vorträge in den gelehrten Gesellschaften der böhmischen Hauptstadt. Seine wissenschaftlichen Verdienste sind nicht unbemerkt geblieben. 1834 wurde P. Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und im gleichen Jahre ernannte ihn die kaiserl. Akademie zu Wien zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Schon vorher hatte ihm dieselbe Körperschaft die Mittel zu einer Reise ins Ausland gewährt behufs Vollendung seines größeren Werkes über die Farne: „Tentamen Pteridographiae". Die Resultate dieser Reise wurden in seinem, der Akademie eingereichten Reiseberichte veröffentlicht. Außerdem besaß P. Diplome von der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, sowie der gelehrten naturwissenschaftlichen Gesellschaften zu Berlin, London und

Moskau. Gelegentlich des fünfhundertjährigen Jubiläums der Prager Universität im J. 1848 wurde P. durch Verleihung des Doctorgrades honoris causa seitens der philosophischen Facultät ausgezeichnet und die wissenschaftliche Pflanzenkunde führt seinen Namen weiter in zahlreichen Pflanzengattungen und -Arten. Erst 58 Jahre alt starb P. nach langwieriger Krankheit, ungeachtet deren er bis in die letzten Lebenstage hinein schriftstellerisch thätig blieb.

Im Gegensatze zu seinem Bruder, der in seinem Bestreben, die slavische Litteratur möglichst zu fördern, seine Arbeiten fast sämmtlich in czechischer Sprache schrieb, benutzte P. fast durchweg das deutsche neben dem lateinischen Idiom, was seinen Werken eine viel größere Verbreitung in der gelehrten Welt sicherte. Nur einige wenige Aufsätze erschienen in böhmischer Sprache in der encyclopädischen Zeitschrift „Krok“ in den Jahren 1821 und 1822. Mit Joh. Swatopluk gemeinsam verfaßte P. außer der bereits erwähnten Flora Böhmens noch eine Arbeit: „Deliciae pragenses, historiam naturalem spectantes“, von welcher indessen nur der erste Band 1822 erschienen ist. Die Pflanzenausbeute aus der italienischen Reise bearbeitete P. außer in seiner Dissertation, welche nur die sicilianischen Gräser behandelt, noch in zwei anderen größeren Publicationen. Die erstere derselben vervollständigte die Dissertation durch Hinzunahme der Cyperaceen und kam als: „Cyperaceae et Gramineae siculae“ 1820 in die Oeffentlichkeit. Die zweite sollte eine vollständige Flora der Insel Sicilien werden. Sie kam leider nicht zur Vollendung. Es erschien 1826 ein einziger Band unter dem Titel: „Flora Sicula exhibens plantas vasculosas in Sicilia aut sponte crescentes aut frequentissime cultas, secundum systema naturale digestas“. In der speciellen Anordnung und Bestimmung der Pflanzen dem Decandolle'schen Prodromus folgend, hat P. in diesem Werke auf Grund des gegen 2000 Gefäßpflanzen umfassenden Materials, das ihm sein halbjähriger Aufenthalt in Italien verschafft hat, eine Reihe neuer Gattungen und viele neue Arten selbständig aufgestellt, wobei er mehr das Princip der Trennung, als das der Vereinigung der species befolgte. Ein Verdienst dieser Flora liegt in der bis dahin in ähnlichen Werken ganz vernachlässigten Rücksichtnahme auf die geographische Verbreitung, so daß es nur zu bedauern ist, daß sie unvollendet geblieben ist. Der Böhme Thaddäus Hänke hatte schon vom Jahre 1789 an im Auftrage der spanischen Regierung das westliche Südamerika, die Küste von Kalifornien, Mexico, die Philippinen und Gesellschaftsinseln botanisch durchforscht. Die von ihm nach Europa geschickten Pflanzen, von denen jedoch nur die Hälfte gut erhalten in den Besitz des böhmischen Museums zu Prag gelangte, wurden im Auftrage dieser Anstalt von mehreren Schriftstellern unter Presl's Redaction bearbeitet. Dieses Florenwerk erhielt den Titel: „Reliquiae Haenkeanae, s. descriptiones et icones plantarum quas in America meridionali et boreali, in insulis Philippinis et Marianis collegit Th. Haenke“. Es erschienen von demselben während der Jahre 1825—1835 zwei Bände, von denen der erste in fünf Fascikeln 80, der zweite in zwei Fascikeln 24 Kupfertafeln enthält. Die meisten Pflanzenfamilien hat P. selbst bearbeitet, das Werk aber nicht bis zum Schlusse fortgeführt. Ebenfalls unvollendet blieb ein zweites, 1830 begonnenes zweibändiges Prachtwerk: „Symbolae botanicae sive icones et descriptiones plantarum novarum vel minus cognitarum“. Den bis 1839 erschienenen acht Fascikeln sind 80 wohlgelungene Abbildungen mitgegeben, die zum größten Theile von P. selbst entworfen sind. Von seinen floristischen Schriften bleiben noch einige kleinere, meist in Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen zu erwähnen, wie Text zu C. von Sternberg's „Flora der Vorwelt“, 1833 — Flora of Carlsbad (Jean de Carro's Essay on the mineral waters of Carlsbad, 1835) — Geognostisch-charakteristische Uebersicht der Flora der einzelnen Kreise Böhmens

(G. Sommer's Topographie von Böhmen 1835—1849). Großen Raum in Presl's schriftstellerischer Thätigkeit nehmen seine monographischen Werke ein. In dieser Beziehung hat das meiste Aufsehen erregt seine Monographie der Farne. Diese Arbeit erschien 1836 in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften unter dem Titel: „Tentamen Pteridographiae, s. genera Filicacearum praesertim juxta venarum decursum et distributionem exposita". Nach Gaudichaud, welcher schon früher den Aderverlauf in den Wedeln der Farne als ein systematisch gut zu verwerthendes Eintheilungsprincip bezeichnete, hat P. zuerst bei der systematischen Bearbeitung dieser Familie dieses Princip auch folgerichtig durchgeführt. Es lag ihm dabei ein reiches Pflanzenmaterial von mehr als 2000 Arten aus zahlreichen öffentlichen und privaten Herbarien vor, das er sorgfältig nach einer und derselben Methode untersuchte, überzeugt, daß die Verästelung der Gefäßbündel in dem sogenannten Farnblatte unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Stellung der sori eine natürliche Abgrenzung der Gattungen und Arten ermögliche. Den Namen frons für das in Rede stehende Organ behielt er bei, obwol er es für durchaus morphologisch gleichwerthig mit den Laubblättern der Phanerogamen ansah. Nach seiner Aufstellung nun bilden die echten Filices 117 Gattungen in 11 Tribus, die zum Theil wieder in Subtribus getheilt sind. Er giebt für jede Gattung den Gattungscharakter an nebst einer Aufzählung der von ihm dazu gerechneten Species. Zur Erläuterung der Beschreibungen dienen zahlreiche Darstellungen des Aderverlaufes bei verschiedenen Gattungen und Arten. Auf der letzten Tafel sind auch Abbildungen der Sporen und der Art des Aufspringens von acht Gattungen gegeben, in starker Vergrößerung nach Zeichnungen von Corda, was im Text nicht weiter erwähnt ist. Eine Figurenerklärung und ein vollständiges Register beschließen das Werk. Anfänglich hatte W. J. Hooker, der als Monograph der Farne ein competentes Urtheil fällen konnte, das Presl'sche System beifällig begrüßt, später indessen sich dagegen ausgesprochen und in seinem 1844 erschienenen ersten Theile seines berühmten Werkes „Species Filicum" die Presl'schen Gattungen fast völlig unberücksichtigt gelassen. Die übrigen Botaniker sind Hooker's Urtheil gefolgt. Als eine Ergänzung seines Tentamen ließ P. 1845 ein Supplementum erscheinen, in welchem er die verwandten Familien der Marattiaceen und Ophioglossaceen in ähnlicher Weise behandelte. Auch die Hymenophyllaceen gaben Anlaß zu einer selbständigen Bearbeitung, die P. 1843 ebenfalls in den Abhandlungen der Prager Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichte. Entgegen seiner früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Hymenophyllaceen in die Nähe der Marattiaceen zu setzen seien, betrachtet er sie in der erwähnten Abhandlung als ein Verbindungsglied der Laub- und Lebermoose, was nicht als ein Fortschritt bezeichnet werden kann. Allerdings hatte P. neben der mühsamen Untersuchung dieser schwierigen Pflanzengruppe auch noch mit dem Mangel an ausreichendem Material und der Unzulänglichkeit der einschlägigen Litteratur zu kämpfen. Hooker hat sich auch hier gegen die von P. angenommene Vervielfältigung der Genera ausgesprochen. Im Uebrigen sind die 42 von ihm neu aufgestellten Arten nicht nur sehr genau beschrieben, sondern auch von Corda auf 12 Tafeln durchaus instructiv abgebildet. Die letztgenannten monographischen Arbeiten zeitigten auch eine anatomische Untersuchung des Baues der Gefäßbündel im Stipes der Farne. Die verschiedenartige Anordnung der Gefäßbündelelemente verwerthete er ebenfalls als systematisches Unterscheidungsmerkmal und vervollständigte oder berichtigte hiernach die in seinen früheren Arbeiten über die Gefäßkryptogamen ausgesprochenen Ansichten, so daß er als Resultat dieser Untersuchung in der 1847 im ersten Heft der Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften publicirten Arbeit wiederum eine Reihe

neuer Gattungen und Species von Farnen unterschied. Von sonstigen monographischen Arbeiten Presl's sei noch diejenige über die Familie der Lobeliaceen besonders erwähnt. Sie erschien als „Prodromus monographiae Lobeliacearum“ 1835 in den mehrfach citirten Abhandlungen der Prager Akademie und enthält die lateinischen Diagnosen von 23 Gattungen und von gegen 60 weniger bekannten oder neuen Arten. Die sicher bekannten Arten, 268 an Zahl, sind nur namentlich angeführt mit ihren Synonymen, deren Anzahl durch einen unnöthigen Namenwechsel nicht unbeträchtlich angeschwollen ist. Specielle Fundörter fehlen; es sind leider nur die größeren geographischen Gebiete angegeben, wie Mexico, Peru, Neu-Holland u. s. w. Vielleicht sollten die genaueren Standorte einer ausführlichen Monographie der genannten Familie beigegeben werden. Eine solche ist indessen diesem Vorläufer nicht gefolgt. Von nichtbotanischen Arbeiten Presl's seien noch angeführt die beiden Werke: „Anleitung zum Selbststudium der Oryktognosie in technischer Beziehung“ 1834 und: „Naturgeschichte des Thierreichs für Kinder und den ersten Unterricht“, 2 Abth., 1837—1840. Das Buch ist eine Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von Ramisch und behandelt Reptilien, Amphibien und Fische in neun Lieferungen mit 143 Abbildungen. Von seinen botanischen Publicationen erschienen noch als selbständige Werke eine Uebersetzung aus dem Englischen: „Asclepiadeae a Rob. Brown recensitae“ 1819; ferner: „Epistola de Symphysia, novo plantarum genere ad Jos. de Jacquin“ 1827 und: „Revisionis Saxifragarum Comitis de Sternberg supplementum alterum“ 1831; endlich: „Repertorium botanicae systematicae. Excerpta e scriptoribus botanicis“ 1833, wovon nur zwei Hefte erschienen sind. Die übrigen, meist kleineren Schriften botanischen Inhalts finden sich in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Es sind folgende: Das Hänke'sche Herbar im böhmischen Museum (Monatsschrift der Gesellsch. des vaterl. Mus., Prag 1828); verm. bot. Aufsätze (ibid. 1832); Beschreibung zweier neuer böhmischer Arten der Gattung Asplenium (ibid. 1836); Beiträge zur Kunde vorweltlicher Pflanzen (ibid. 1838); Beschreibung einer neuen böhmischen Ulmenart (ibid. 1841); Bemerkungen über den Bau der Balsamineen (Abh. d. königl. böhm. Ges. d. Wissensch. 1836); botan. Bemerkungen (ibid. 1844); Epimeliae botanicae (ibid. 1847); über eine neue Art der Gattung Gentiana (Flora 1828); Bemerkungen zu einigen Herbarien Fr. W. Sieber's (Oken's Isis 1828); über das Abfallen der Blätter bei den Monocotyledonen (ibid. 1834); über die Monstrositäten der Blumen einiger Cruciferen (Linnäa 1831); Orobella, eine neue Pflanzengattung (Weitenweber's Beiträge zur ges. Natur- und Heilwissenschaft 1837); Cyphiaceae (Meyen's Comment. plant. Afr. austr., Th. II 1839 und Ecklon und Zeyher's Enumeratio etc., Bd. III. 1839).

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Nekrolog von Dr. Weitenweber in Abhandl. d. königl. böhm. Ges. der Wiss., Bd. VIII, 1854.

E. Wunschmann.

Pressel: Dr. Theodor P., geb. am 26. November 1819 zu Tübingen, † als Decan in Schorndorf am 30. Januar 1877. Als Kirchenhistoriker insbesondere im Gebiete der Reformationsgeschichte ist er Verfasser beziehungsweise Herausgeber folgender Schriften: „Zustände des Protestantismus in Frankreich“ (1848); „Joannis Tzetzae epistolae“ (1851); „Joachim Vadian“ (1861); „Ambrosius Blaurer“ (1861); „Ambrosius Blaurer's, des schwäbischen Reformators Leben und Schriften“ (1861); „Justus Jonas, Kaspar Cruciger, Paulus Speratus, Lazarus Spengler, Nicolaus von Amsdorf, Paul Eber, Martin Chemnitz, David Chyträus“, je 1862, zusammen den VIII. (Supplement-) Theil des Sammelwerkes „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer

der lutherischen Kirche" bildend; „Anecdota Brentiana, ungedr. Briefe und Bedenken von Joh. Brenz" (1868); Jakob Andreä (in den Jahrb. für deutsche Theologie, 1877). P. Stälin.

Preßler: Max Robert P., geb. am 17. Januar 1815 in Dresden, als ein Sohn des herrschaftlichen Kammerdieners Johann Preßler in den ärmlichsten Verhältnissen, besuchte die Realschule und technische Lehranstalt in Dresden, war von 1836—1840 Hauptlehrer der praktischen Mathematik und des polytechnischen Ingenieurwesens an der Gewerbeschule in Zittau und von 1840—1883 Professor an der Forstakademie zu Tharandt. Ein Schlaganfall war die Veranlassung zur Pensionirung und ein wiederholter diejenige zum Tode, welcher am 30. September 1886 erfolgte. P. war Dr. honoris causa der Universität Gießen, ausgezeichnet durch Orden und Ehrenmitgliedschaften vieler Vereine und den Titel eines Königl. Sächs. Geheimen Hofraths. Er trat bahnbrechend hervor in dem Kampfe gegen die Einseitigkeit und den Irrthum der alten Bruttoschule bei der Forstwissenschaft und wurde so der Begründer der „Reinertragsschule". In seinem „rationellen Waldwirth" (begonnen 1858) entwickelte er zuerst die Ideen über den Reinertragswaldbau und später erregte er mit seiner Forstfinanzrechnung, Zuwachslehre und deren Weiserprocent besonderes Aufsehen. Von seinen Instrumenten sind besonders der Zuwachsbohrer und der Meßknecht bekannt geworden. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Preßler'schen Litteratur ist zu finden im „Tharandter forstlichen Jahrbuch", Jahrgang 1887 (verf. von Neumeister). Neumeister.

Pressow: Christian P. oder Pressovius, ward im J. 1691 Pastor zu Germendorf und Buberow in der Inspection Zehdenick in der Mark Brandenburg und starb hier im J. 1729. Aus gelegentlich der zweihundertjährigen Jubelfeier der Reformation im J. 1717 niedergeschriebenen biblischen Lehrsätzen und Betrachtungen, welche er im J. 1719 unter dem Titel: „Neuerfundene biblische Jubelposaune" drucken ließ, entstanden in einer poetischen Bearbeitung derselben geistliche Lieder, die zu Neuruppin 1719 als „Neue christliche Gesänge" erschienen. Bekannt wurden diese, als sie der Propst Johann Gustav Reinbeck nach dem Tode des Verfassers (Berlin 1730) wieder mit der Jubelposaune herausgab und dann Rambach einige von ihnen in sein Hausgesangbuch (1735) aufnahm. Vier seiner Lieder finden sich theilweise verkürzt noch in neueren Gesangbüchern, so z. B. sein Lied über das Gleichniß vom barmherzigen Samariter, das jetzt gewöhnlich mit den Worten „Die Liebe zeigt ohn' Heuchelei, ob einer neu geboren sei", beginnt.

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 860. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. 5, S. 547 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 124b; 2. Hälfte, S. 464a. l. u.

Prestel: Johann Gottlieb P., geboren am 18. November 1733 zu Grönenbach an der Iller, Bezirksamt Memmingen, † am 5. October 1808 zu Frankfurt a. M. Er änderte seinen Vornamen Gottlieb gewöhnlich in Amadeus um und schrieb sich J. A. Prestel. P. war der Sohn eines Schreiners und in dem Handwerk seines Vaters auferzogen. Die Beschäftigung bei der Herstellung des seinem Wohnort benachbarten Klosters Ottobeuern und die Anleitung der dort arbeitenden Maler, Gebrüder Zeiler aus Tirol, regten zuerst den in ihm schlummernden Kunstsinn an. Zu weiterer Ausbildung wanderte er zu Fuß nach Italien, zuerst nach Venedig, wo Nogari und der Kupferstecher Josef Wagner sich seiner annahmen, dann in Begleitung eines Mainzer Domherrn nach Rom. Dort bildete er sich vier Jahre lang in rastlosem Fleiße weiter aus und erwarb seinen Lebensunterhalt durch Anfertigung von Copien. 1766 verließ er Rom

und verweilte nun drei Jahre in Florenz, kehrte aber dann in die Heimath zurück. Er ließ sich in Nürnberg als Porträtmaler und Zeichenlehrer nieder und verheirathete sich daselbst. P. versuchte sich in Nürberg auch mit dem Grabstichel und im Aetzen, anfänglich nur in Umrissen, dann in Rothstift- und Tuschmanier. Hierdurch kam er ganz selbständig und ohne fremde Unterweisung auf die Handzeichnungsmanier, durch deren umfangreiche Anwendung er bei seinen Zeitgenossen in großes Ansehen kam, wenngleich die Blätter jetzt nur noch kunsthistorisches Interesse haben. P. veröffentlichte außer vielen Einzelblättern drei Sammlungen: 1) Das Schmidt'sche Cabinet (G. J. Schmidt in Hamburg) 1779, 30 Blätter; 2) Das Praun'sche Cabinet, 1780, 48 Blätter; 3) Das kleine Cabinet, 1782, 36 Blätter. Dennoch ließen Prestel's Charakterfehler, sein Eigensinn und seine Unverträglichkeit, ihn nicht zu einem rechten Gedeihen in Nürnberg kommen. Er verlegte 1783 seinen Wohnsitz nach Frankfurt, wo er wieder, unter Beistand seiner Frau und mehrerer Schüler, besonders Anton Radl's, eine Anzahl Werke in seiner Manier herausgab, unter welchen die Brabeck'sche Galerie zu Söder besonders zu nennen ist. Seine sämmtlichen Blätter mögen sich auf mehr als 600 belaufen. Nach seinem Tode erschienen (1814) von seinem ältesten Sohn und seinem Schwiegersohn Reinheimer herausgegeben, noch 50 Blätter nach Meistern verschiedener Schulen, gr. Fol. Prestel's Frau, Maria Katharina geb. Höll, geb. am 22. Juli 1747 in Nürnberg, mußte sich 1786 von ihrem Manne trennen und zog nach London, wo sie eine selbständige Existenz als Künstlerin sich gründete und am 16. März 1794 starb.

Der älteste Sohn Christian Erdmann Gottlieb, geb. am 12. August 1773 zu Nürnberg, folgte 1793 der Mutter nach London und blieb daselbst bis 1800 Kupferstecher und Musiklehrer. 1800 kehrte er nach Frankfurt zurück, gründete 1805 einen Kunsthandel und war mehr als Kenner denn als Künstler geschätzt. Er starb am 1. April 1830 und ist der Vater des bekannten Kunsthändlers Ferdinand P. in Frankfurt.

Der zweite Sohn Joh. Adam, am 25. Januar 1775 in Nürnberg geboren, Maler und Kupferstecher, starb am 17. October 1818; er ist der Vater des 1804 gebornen Pferdemalers Joh. Erdmann Gottlieb P. zu Mainz.

Der dritte Sohn, Michael Gottlieb, geb. am 12. Juli 1779 zu Nürnberg, von 1789—93 in England, † am 13. März 1815, Kunsthändler, führte ein unstätes Leben, dagegen war die Tochter J. G. Prestel's, Ursula Magdalena, geb. am 27. November 1777 in Nürnberg, seit 1805 Frau des Kunsthändlers Joh. Georg Reinheimer (nicht Steinheimer, wie Nagler, Künstlerlex. schreibt, 1776—1820) in Frankfurt, † 1845 in Brüssel, in jeder Beziehung eine ausgezeichnete Frau, als Malerin und Kupferstecherin die fleißige und talentvolle Gehülfin ihrer Mutter in London (bis 1794) und dann ihres Vaters.

Der schon genannte Joh. Erdmann Gottlieb P., geb. am 19. April 1804 in Frankfurt, † am 7. Mai 1885 in Mainz, zeigte schon in früher Jugend Anlage zum Zeichnen und Liebe zu Pferden. Er bildete sich in Frankfurt zum Bereiter aus und kam als solcher folgeweise nach Darmstadt und München. Hier trat er 1822 in die Kunstakademie, studierte zugleich Anatomie und Thierheilkunde und blieb bis 1826. Nun zog er nach Wien und dann nach Ungarn, wo er sich der Darstellung des Pferdes in der Freiheit und Wildheit hingab. Seine Bilder verschafften ihm einflußreiche Bekanntschaften in Sportkreisen, besonders die des Grafen Moriz Sandor, mit welchem er in Ungarn, Griechenland und Spanien längere Zeit reiste. Das 1868 erschienene „Sandoralbum", die waghalsigen Reiterstücke des Grafen darstellend, ist eines der bekanntesten Werke Prestel's. Von 1828—35 lebte P. in Rom, dann wurde er nach Stuttgart berufen, wo er bis 1837 ausschließlich für den König von Würtemberg malte.

Der Herzog von Nassau ernannte ihn hierauf zum Hofmaler und zum Generaldirector seiner verschiedenen Gestüte. An kein stetiges Leben gewöhnt, verließ P. 1845 diesen Posten, um einige von österreichischen Edelleuten erhaltene Aufträge auszuführen. Einen ehrenvollen Antrag des Kaisers von Oesterreich, welcher seine künstlerische Thätigkeit für den Rest seines Lebens an Wien fesseln wollte, lehnte P. ab, erhielt aber den Titel eines Hofmalers und malte zwischen 1850 und 1860, wo er auch dem Kaiser auf die Gemsjagden folgte, eine Reihe von Bildern. Seit 1840 verheirathet, lebte P. seit 1861 in Deutschland mit seiner Familie, machte aber jedes Jahr eine Reise nach Oesterreich. Seit 1873 machte Krankheit ihn unfähig zu malen. Er war nicht nur einer der ausgezeichnetsten Thier-, besonders Pferdemaler, sondern auch im Stande, sein Lieblingsthier plastisch darzustellen. Seine Bilder befinden sich meist im Besitz des Kaisers von Oesterreich, auf Schlössern des österreichischen und ungarischen Adels und denen des Herzogs von Nassau.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, 1862 S. 366. Zusätze 1867 S. 72. — Fr. Rittweger in Frankfurter Zeitung, 18. Mai 1885. — Familiennachrichten.

W. Stricker.

Prestel: Michael August Friedrich P., geb. am 27. October 1809 in Göttingen, † am 29. Februar 1880 in Emden, erhielt seine Vorbildung in seiner Vaterstadt. Er studirte daselbst Naturwissenschaften und Mathematik und verfaßte schon als Student eine 1833 veröffentlichte Schrift: „Anleitung zur perspectivischen Entwerfung der Crystallformen“, welche sich des Beifalles der berühmten Crystallographen S. Weiß und Haidinger zu erfreuen hatte. 1833 wurde P. provisorisch, 1834 definitiv als Lehrer am Gymnasium zu Emden angestellt und erwarb sich in letzterem Jahre in Marburg die Doctorwürde. Später ward P. Oberlehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, erhielt 1867 den Professortitel und gehörte bis zu seinem Tode, also 47 Jahre hindurch derselben Lehranstalt an. Außerdem war P. Lehrer an der Navigationsschule und Mitglied der Prüfungscommission für Seefahrer. Prestel's schriftstellerische Thätigkeit war eine ungemein umfaßende. In der ersten Periode knüpften seine Arbeiten an seinen Lehrberuf unmittelbar an und gab er eine größere Anzahl von Lehrbüchern naturwissenschaftlichen und mathematischen Inhaltes heraus. Lebhaften Antheil nahm er an dem Kampfe, welcher in den vierziger Jahren zu dem Zwecke begann, dem naturwissenschaftlichen Unterricht auch an den Gymnasien Platz zu verschaffen. Er hat für die Programme des Emdener Gymnasiums mehrere hierauf bezügliche Abhandlungen geschrieben. In einer zweiten Periode widmete P. seine litterarische Thätigkeit fast ausschließlich der Meteorologie. Er hatte selbst, bereits seit dem Jahre 1836, regelmäßig tägliche Wetterbeobachtungen angestellt. Die Ergebnisse seiner meteorologischen Studien veröffentlichte er, 1855 beginnend, in verschiedenen Vereins- und Zeitschriften, namentlich in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Emden, den nova acta der Leop. Carol. Akademie, in Petermann's Mittheilungen, in der Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie. Außerdem hat er auch eine größere Anzahl selbständiger Schriften meteorologischen Inhaltes herausgegeben. Von einigen, im Manuscript vorhandenen, aber nicht veröffentlichten Arbeiten Prestel's gibt ein Nekrolog in der Leopoldina Nachricht. Es sind dies hauptsächlich: 1) „Meteorologischer Atlas von Europa“ 12 Karten; 2) „Atlas der Meeres- und Luftströmungen“ 25 Karten; 3) „Klimatologischer Atlas von Deutschland“ 12 Karten. Es wäre zu wünschen, daß diese Arbeiten, besonders die unter 2 genannte, für die praktische Meteorologie ungemein wichtige, veröffentlicht würden. Hervorzuheben ist noch das Verdienst, welches sich P. um die naturforschende Gesellschaft in Emden er-

warb, der er 47 Jahre und zwar 40 Jahre als Director angehörte und welche ihm ihre erfreuliche Ausbreitung und Wirksamkeit in erster Stelle verdankt.

Poggendorff, biogr.-litter. Handwörterbuch II. 522. — Leopoldina 1880 Heft XVI S. 81 und 99. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie 1883 S. 388. K.

Preuschen: August Gottlieb P., geb. zu Diethart (Unterhessen) 1734, † zu Karlsruhe am 24. März 1803. P. begann als junger Diakonus zu Grünstadt erst theologisch, dann seit 1776 geographisch zu schriftstellern und erregte einiges Aufsehen durch seine „Essais sur la typométrie“ (1776) und seine „Typometrische Karte der Landgrafschaft Sausenberg“ (1783), sein Geolabium und seinen Seismometer, endlich durch seine „Gemeinnützliche Theorie vom Erdbeben“ (1789). In diesen Erfindungen zeigte er sich als ideenreicher Kopf, der indessen zu rasch von einem zum andern überging und keine seiner zahlreichen Ideen hinreichend vertiefte. Auch auf dem Gebiete der Geschichtsforschung hat er manches veröffentlicht, das zumeist in seines Freundes Posselt Archiv f. teutsche Geschichte niedergelegt ward. P. wurde 1792 zum Kirchenrath ernannt und starb als Hof- und Stadtdiakonus zu Karlsruhe.

Quellen: Meusel VI. — Journal für Aufklärung III. F. Ratzel.

Preuschen: Reichsfreiherr Wilhelm Ludwig P. von und zu Liebenstein, geb. am 7. Februar 1806 als zweiter Sohn des herzoglich nassauischen Geheimen Raths und Ober-Appellationsgerichts-Vicepräsidenten Ernst v. P., 1836 Accessist zu Nastätten, 1838 Amtsassessor zu Wehen, 1841 zu Rennerod, 1843 an das Centralarchiv zu Idstein versetzt, 1844 daselbst zum Archivrath ernannt, 1851 als Untersuchungsrichter an das Criminalgericht zu Wiesbaden versetzt, 1857 Archivdirector zu Idstein, starb daselbst am 29. October 1864. Verdient genannt zu werden als der erste, der sich in Nassau in neuerer Zeit der Erforschung des Pfalgrabens zuwandte. Zwei nassauische Freunde, Dekan Vogel, der verdienstvolle Forscher, und Habel, der ausgezeichnete Kenner der römischen Alterthümer in Nassau, unterstützten seine erfolgreichen Arbeiten, der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wählte ihn in seine Commission zur Erforschung des limes imp. Rom. Von seinem außerordentlichen Fleiße, der sich auf viele Gebiete der heimathlichen Geschichte erstreckte, gibt sein handschriftlicher Nachlaß (im Staatsarchiv zu Wiesbaden) Zeugniß, der vielfach Forschungen Andrer Material und wichtige Fingerzeige bot, während er selbst nur das „Urkundenbuch des Limes imp. Rom.“ im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1856, Nr. 13, 14 veröffentlicht hat. Sauer.

Preusker: Karl P. wurde am 22. September 1786 zu Löbau in der sächsischen Oberlausitz geboren. Er stammte aus einer armen Leineweberfamilie; sein Vater hatte sich in frühester Jugend mit Beeren- und Leseholzsammeln, dann durch Hausieren mit Leinewandrestern das Brot erwerben müssen, war aber später durch rastlose Mühe sowie durch seltenes Handelstalent zum geachteten Schnittwaarenhändler emporgestiegen. Im Hause seiner Eltern, wo große Einfachheit, strenge Rechtlichkeit und wahre Frömmigkeit herrschten, konnte Karl P. einen trefflichen sittlichen Grund für sein langes Leben legen. Mit dem Schulunterricht stand es dagegen höchst mißlich. Vom 6—10. Jahre besuchte er eine dürftige sogenannte Sammelschule von Kindern beider Geschlechter; im elften und zwölften konnte er mit an dem Unterricht theilnehmen, den ein Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie ertheilte; hier wurde ihm das später nie ausgesetzte Führen eines Tagebuchs angewöhnt und der Grund zu seiner dauernden Sammlerlust gelegt; vom zwölften bis vierzehnten Jahre konnte er die Secunda

der Stadtschule mit ihrem immer noch sehr dürftigen Unterrichte besuchen, der ihm weit weniger Nahrung zuführte als die in ihm zugleich erwachte Lesesucht, zumal da er sich gewöhnte, über das Gelesene stets Anmerkungen oder Auszüge niederzuschreiben. Nachdem Ostern 1801 seine Confirmation erfolgt war, galt es für selbstverständlich, daß er die Schule verließ und in das Geschäft seines Vaters eintrat. Aber sowohl seine Wißbegierde als seine Rechtschaffenheit stand mit den Anforderungen des Kaufmannsstandes nicht im Einklange, und so erkannte er selbst ebenso wie seine Bekannten, zuletzt auch sein Vater, daß dies nicht der rechte Beruf für ihn sei. So trat er denn 1803 als Primaner wieder in das Löbauer Lyceum ein; charakteristisch für ihn ist es, daß er damals unter den Schülern, begeistert durch das Vorbild der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, eine wissenschaftliche Verbindung gründete und zugleich durch eine Petition die regelmäßige Oeffnung der bis dahin stets verschloßnen Löbauer Stadtbibliothek durchsetzte. Doch schon im folgenden Jahre endete dieser Schulbesuch wieder; P. mußte in Folge einer langwierigen Krankheit seines Vaters abermals in dessen Geschäft eintreten und bezog nun wieder wie früher mit seinen Waaren die Jahrmärkte, daneben freilich immer sein vielseitiges Sammeln und eifriges Bücherlesen fortsetzend. Endlich aber siegte von neuem seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand und er war froh, im J. 1805 eine Lehrlingsstelle in der Köhlerschen Buchhandlung zu Leipzig zu erlangen. Seine dortige ihn vielfach fördernde Stellung dauerte bis 1809, in welchem Jahre er eine Stelle als Gehülfe in der Schulbuchhandlung von Campe in Braunschweig erhielt, wo ihm gleichfalls durch Umgang und Lectüre reichliche geistige Nahrung zugeführt wurde. Da jedoch in dieser Stellung ihm Einiges nicht zusagte und zugleich seine Eltern ihn dringend baten wieder in ihr Geschäft einzutreten, so verließ er 1811 Braunschweig und kehrte nach einer dreimonatlichen Fußwanderung durch Holstein, Mecklenburg u. s. w. nach seiner Vaterstadt Löbau zurück. Diese dritte Beschäftigung im elterlichen Hause endete damit, daß er bald nach der Schlacht bei Leipzig sich zum Eintritte in die neugebildete Brigade freiwilliger Sachsen meldete und, seiner Neigung entsprechend, vom General Tettenborn als Brigadesecretär angestellt wurde. Als Quartiermeister des 5. Landwehrregiments machte er im Frühling 1814 den Marsch an den Rhein und nach geschlossenem Frieden den Rückmarsch mit. Nach mehrfach gewechselter Garnison wurde er gegen Ende des Jahres 1815 dem sächsischen Occupationscorps zugewiesen, das in der Gegend von Lille stand. Hier fand seine unersättliche Wißbegierde sowie auch sein stetes Streben berühmte Leute kennen zu lernen die reichste Nahrung, sowol bei dem Aufenthalt in verschiedenen französischen Städten, als bei einem Besuche von Paris, als auch bei der 1817 über Straßburg und Würzburg erfolgenden Rückkehr; seine Erlebnisse und Beobachtungen aus dieser Zeit hat er in mehreren Aufsätzen, die er verschiedenen Zeitschriften einsandte und mit denen er zum ersten Male als Schriftsteller auftrat, sehr anschaulich niedergelegt. Da seine nächste Garnisonstadt Leipzig war, so konnte er einen heißgehegten Wunsch erfüllen, er ließ sich in die Universität aufnehmen und hörte, obwol schon 31 Jahre alt, eine Menge Collegien, besonders staatswissenschaftlicher und gemeinnütziger Art; eine damals von ihm verfaßte Schrift „Ueber die Litteratur der Militärökonomie" ist erst 1825 anonym erschienen; sein Amt versah er daneben mit äußerster Pünktlichkeit. 1821 mit seinem Bataillon in die Garnison Döbeln versetzt fand er dort in der Tochter des Bürgermeisters Löwe seine spätere ihm 30 Jahre lang zur Seite stehende Lebensgefährtin, und als im J. 1824 die Aufhebung der Quartiermeisterstellen erfolgte, wurde P. als Rentamtmann nach Großenhain versetzt, womit der bis dahin rasche Wechsel in seinem Berufe

und in seinem Wohnorte für sein übriges Leben endete. Drei ihm später angetragene höhere Stellungen hat er stets ausgeschlagen und war mit seinem ihn hinlänglich nährenden und recht eigentlich für eine gemeinnützige Thätigkeit bestimmten Berufe dauernd zufrieden. Bei der Muße, die ihm dieser Beruf hinreichend gewährte, konnte er seinen wissenschaftlichen Neigungen ungehindert weiter nachgehen und mehr als es bisher der Fall gewesen war, energisch nach gewissen Richtungen concentriren. Besonders war es die Erforschung der vaterländischen Alterthümer, die bei ihm jetzt dauernd in den Vordergrund trat. Ausgrabungen wurden nicht allein von ihm selbst häufig veranstaltet, sondern auch durch gedruckte Aufforderungen, die er versandte, in weiten Kreisen angeregt; seine „Beiträge zur vaterländischen Alterthumskunde" (Band I, Leipzig 1825) und seine „Oberlausitzischen Alterthümer" (Görlitz 1828) sind die ersten verdienstvollen Früchte dieser Studien, denen er bald seine Schrift „Ueber Mittel und Zweck der deutschen Alterthumsforschung" (Leipzig 1829) folgen ließ. Sein Ruf auf diesem Gebiete war hiedurch so fest gegründet, daß ihn allmählich 24 Alterthumsvereine als ihr Mitglied aufnahmen und daß der spätere König Johann ihn eigens in Großenhain besuchte, um seine Sammlung zu besichtigen. Nach längerer Unterbrechung durch vielseitige andere Thätigkeit kehrte P. zu dieser Richtung zurück und ließ in den Jahren 1840—43 sein noch jetzt viel gelesenes Hauptwerk „Blicke in die vaterländische Vorzeit" in drei Bänden erscheinen, welches sich hauptsächlich auf des Verfassers sächsische Heimath bezieht, aber auch die umliegenden Landschaften berücksichtigt und dadurch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß gewonnen hat.

Noch weit mehr aber als auf dem Gebiete der Alterthumskunde ist Preusker's Wirken für gemeinnützige Zwecke von reichem Segen und Erfolge begleitet gewesen. Zuerst gründete er die Stadtbibliothek zu Großenhain, die erste wahrhafte Bürgerbibliothek, die nachher in manchen andern Städten nachgeahmt wurde; seine „Nachricht" von dieser Bibliothek erschien 1865 schon in sechster Auflage; auch hat er die eigentliche Leitung dieser seiner Gründung bis in sein Alter fortgeführt. Dann stiftete er 1830 eine gewerbliche Sonntagsschule, gleichfalls das Vorbild vieler ähnlichen später entstandenen Anstalten; sie gedieh außerordentlich gut und wurde 40 Jahre lang von P. persönlich geleitet. Hieran schloß er 1832 die Gründung des Großenhainer Gewerbevereins, gleichfalls eines der ersten in Deutschland, und wirkte für ihn wie für die Sonntagsschule, nicht nur durch thätiges Beispiel, sondern auch durch zahlreiche Schriften und Aufsätze, die eine Kenntniß des Wesens solcher Einrichtungen in die weitesten Kreise verbreiteten. Namentlich geschah das durch die zu Leipzig 1834 erschienenen „Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Bibliotheken, Vereine und andere Förderungsmittel des vaterländischen Gewerbfleißes und der Volksbildung im Allgemeinen", welche Schrift schon 1835 in drei Bänden mit dem Nebentitel „Bausteine" neu aufgelegt wurde und ihm die vielfältigste Anerkennung, auch von der Preußischen Regierung, von Sachsen aber den damals noch seltenen Civilverdienstorden einbrachte. Zugleich wirkten diese Schriften erheblich zur Gründung von Realschulen mit, die es bis dahin in Sachsen noch gar nicht gegeben hatte. Seine eifrige Wirksamkeit für Straßenbeleuchtung, für Volksschulen, für Statistik, beim Eindringen der Cholera (1831), bei der ersten Anlage einer größeren deutschen Eisenbahn (Leipzig—Dresden) u. s. w. kann hier nur angedeutet werden. Seine „Förderungsmittel der Volkswohlfahrt" (Leipzig 1836) fassen alle seine mit Begeisterung gehegten Ideen über diesen Gegenstand zusammen und zeigen ihn als einen unmittelbaren würdigen Jünger Herders. Weiter führte er einen Theil dieser Ideen aus in seinen 1837—1842 erschienenen fünf Heften „Ueber Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung; Unterrichtsanstalten, Berufswahl,

Nacherziehung und Nachschulen". Ja sogar in humoristischer Form versuchte er seinem Streben Erfolg zu verschaffen; dahin gehört sein „Herderolith" (1836) und sein „Gewerbgeist im hermetisch verschlossenen Glase" (1838) und einiges Andere. Namentlich kam er immer wieder auf die Nützlichkeit öffentlicher Bibliotheken für die allgemeine Volksbildung zurück; so erschien zum Gutenbergjubiläum 1840 „Gutenberg und Franklin, eine Festgabe zugleich mit Antrag auf Gründung von Stadt- und Dorfbibliotheken"; dann in demselben Jahre in zwei Bänden „Ueber öffentliche Vereins- und Privatbibliotheken sowie andere Sammlungen, Lesezirkel ꝛc. mit Rücksicht auf den Bürgerstand"; endlich im J. 1843: „Die Dorfbibliothek, Lesezirkel, Gemeinde- und Wanderbibliotheken auf dem Lande und in kleinen Städten"; daneben liefen dann noch mehrere Aufsätze verwandten Inhalts. Ueberall, in Deutschland wie im Auslande, wirkten diese Schriften Bedeutendes und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ehrte den Verfasser durch Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft. In der folgenden Zeit trat allmählich seine schriftstellerische Thätigkeit in den Hintergrund; zu erwähnen sind noch: „Der Sophienducaten oder des Tischlers Walther Lehrjahre", Leipzig 1845, „Stadt- und Dorfjahrbücher, Ortschroniken zur Förderung der Vaterlandsliebe und eines regen Sinnes für des Ortes Gedeihen", Leipzig 1846, endlich „Bürgerhalle; Anstalten und Einrichtungen zu gewerblicher wie allgemeiner Fortbildung des Bürgerstandes", drei Hefte, 1847—1849. Uebergehen müssen wir mehrere von ihm gegründete, doch in Folge der Zeitverhältnisse nicht lange bestandene Anstalten für Volksbildung. Preusker's häusliches Leben war ein stilles und ungetrübtes, bis ihm im J. 1851 seine geliebte Frau, nachdem sie ihm sechs Töchter geschenkt hatte, durch den Tod entrissen wurde. Von da ab gestaltete sich sein Leben zu einem noch stilleren; im J. 1853 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, nicht ohne zugleich wiederum eine gemeinnützige That zu vollführen, indem er seine reiche mit Liebe gepflegte Alterthümersammlung dem kgl. Antikenmuseum zu Dresden überließ, von wo aus sie später in die ethnologische Sammlung überging. Nun wurde es eine Hauptbeschäftigung von ihm, alle Materialien zu seiner Biographie, zugleich mit einer ausführlichen Darstellung seines Lebens, in zwei Exemplaren zu sammeln, deren eines in seiner Familie forterben sollte, während das zweite, in 21 starken Bänden, der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden übergeben wurde, in deren Handschriftenschatz es sich als eine künftig wahrscheinlich sehr ergiebig werdende Quelle für die Geschichte nicht bloß seines Lebens, sondern auch seiner Zeit befindet. Von dieser großen ihres Umfangs wegen nicht zum Drucke geeigneten Sammlung veranstaltete er dann selbst noch einen Auszug, den er dem Unterzeichneten zur Durchsicht und etwaigen Besserung (die aber kaum nöthig war) übersandte, und dieser Auszug ist, herausgegeben von H. Ernst Stößner zu Leipzig 1873 unter dem Titel „Lebensbild eines Volksbildungsfreundes. Selbstbiographie von Karl Preusker, 1786—1871" erschienen.

Preusker's letzte Lebensjahre, obwohl getrübt durch einige Altersgebrechen, Blödigkeit der Augen und ein Fußleiden, brachten ihm jedoch noch manche große Freude. Dahin gehört das segensreiche Fortgedeihen und Weiterwirken der von ihm gestifteten oder angeregten Anstalten und Sammlungen, ferner die von den Gewerbevereinen Sachsens 1866 gegründete große zu Gunsten junger Gewerbetreibender bestimmte Preuskerstiftung, endlich der deutsch-französische Krieg und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, welche Ereignisse in seinen politischen Anschauungen noch dicht vor seinem Tode einen völligen Umschwung veranlaßten. Er starb, ohne vorher ganz bettlägerig geworden zu sein, am 15. April 1871. Mit ihm schied einer der edelsten reinsten Männer; sein

37*

Andenken wird noch lange in Ehren gehalten werden und sein gemeinnütziges Wirken noch in ferner Zeit seine reichen Früchte tragen.

In Zeitschriften und andern Werken sind ihm unzählige Artikel und Aufsätze gewidmet worden; von selbständigen Schriften, die sich mit ihm beschäftigen, ist außer der oben erwähnten Selbstbiographie noch zu bemerken: Stöcker, Ernst, Karl Preusker und seine Bestrebungen für Volksbildung. Zittau 1884. E. Förstemann.

Preuß: Ernst Wilhelm P., Astronom, geb. um 1800 in der Lausitz, † am 26. April (a. St.) 1839 in Dorpat. Wir erfahren von P. zuerst 1823, in welchem Jahre er — damals noch Studirender zu Dorpat — in Gemeinschaft mit Lenz und E. Hofmann der von dem Capitän v. Kotzebue nach Russisch-Nordamerika unternommenen Expedition in der Eigenschaft eines Astronomen beigegeben wurde. Die Expedition dehnte sich zu einer Erdumseglung aus, über deren Früchte, soweit sie P. betreffen, W. v. Struve in der Schrift „Astronomische Beobachtungen auf des Herrn Capitän O. v. Kotzebue zweiter Reise um die Welt in den Landungsplätzen angestellt“ (Dorpat 1830) Bericht erstattet hat. Im J. 1827 kehrte P. zurück und erhielt die Observatorstelle an der Sternwarte der baltischen Hochschule; als solcher hatte er namentlich die Beobachtungen am Meridiankreise auszuführen. Mehrere Beobachtungen von ihm sind in Band 2 bis 12 der „Astron. Nachrichten“ mitgetheilt.

Die kaiserliche Universität Dorpat während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens und Wirkens, Dorpat 1852. S. 85. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band. S. 103. Günther.

Preuß: Johann P. (auch Preuße genannt) wurde im J. 1620 zu Guben in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater Weißgerber war, und starb im J. 1696 als socinianischer Prediger zu Selchow im Brandenburgischen an der schlesischen Grenze. Er hat ein bewegtes Leben geführt und nur wenige Daten aus seinem Leben lassen sich genau angeben. Er studirte zuerst in Königsberg, wo er am 17. September 1644 immatriculirt ist (?); hernach bezog er holländische Universitäten. Hier scheint er antitrinitarische Ansichten gewonnen zu haben. Er hat darauf in Polen gelebt, und als er von hier im J. 1656 in seine Heimath zurückkehrte, war er Socinianer geworden. Deshalb genöthigt (?) Guben zu verlassen, ging er wieder nach Polen, wo er nun Prediger bei den Socinianern wurde. Als diese im J. 1660 Polen verlassen mußten, zog er mit den sog. „polnischen Brüdern“, denen Kurfürst Friedrich Wilhelm eine Freistatt gewährte, ins Brandenburgische; sein eigentlicher Wohnsitz scheint nun Königswalde bei Frankfurt a. O. gewesen zu sein; doch bediente er als Geistlicher die zerstreuten Socinianer in Schlesien, in der Lausitz und in der Mark. Sein Eifer, Proselyten zu machen, soll ihn in Küstrin im J. 1664 auf kurze Zeit ins Gefängniß gebracht haben. Zuletzt scheint er ständiger Prediger der kleinen socinianischen Gemeinde in Selchow gewesen zu sein. Sein Nachfolger als Reiseprediger war Samuel Crell, (s. A. D. B. IV, 586), dessen Ausbildung P. geleitet hatte, und der dann sein Schwiegersohn wurde. — P. hat anonym und pseudonym verschiedene theologische Abhandlungen zur Vertheidigung des Socinianismus geschrieben; hauptsächlich aber ist er als vortrefflicher Dichter geistlicher Lieder bekannt geworden und kann als solcher (nach Goedeke) mit seinem Landsmann Johann Franck verglichen werden. Er selbst hat drei Sammlungen eigner Lieder herausgegeben: „Herzliches Saitenspiel“ 1657 (192 Lieder), „Geistlicher Weihrauch“ 1662 und „Fastenspeise“ 1678. Sechs Lieder von ihm fanden schon Aufnahme in dem „Passionale melicum“ von Martinus Janus, Görlitz 1663, einem evangelischen Gesangbuche; eine große Anzahl finden sich dann in dem zu

Lauban 1720 unter dem Titel „Himmlischer Zeitvertreib“ erschienenen Gesangbuche, und so mögen sich früher auch in andern Gesangbüchern evangelischer Gemeinden Lieder von ihm gefunden haben.

Jöcher III, Sp. 1767. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 875 f. — Dunkel, hist. krit. Nachrichten, 3. Band, 1. Theil, S. 107 ff. — Unschuldige Nachrichten vom J. 1713, S. 572 ff., S. 579 ff. — Wetzel, analecta hymnica II, S. 612 ff. — Bock, hist. antitrinitariorum I, 2, p. 647 ss. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie, 2. Band, (Schaffhausen 1741) S. 175. — Goedeke, Grundriß, 1. Aufl. II, S. 478, Nr. 164. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 4. Bd., S. 183 f. l. u.

Preuß: Johann David Erdmann P., Geschichtsschreiber, geb. am 1. April 1785 zu Landsberg a. d. Warthe. Sein Vater war daselbst Schneidermeister und stand bei seinem Gewerke in gutem Ansehn. Dem Sohne ließ er eine treffliche Erziehung zu Theil werden. Derselbe besuchte zunächst die Schule in seiner Heimathsstadt und seit October 1800 die Oberschule in Frankfurt a. O., welcher damals der Professor der Beredsamkeit an der dortigen Universität Johann Friedrich Heynatz (s. A. D. B. XII, 374) als Rector vorstand. In dem Programme dieser Schule von 1805, S. 47 heißt es: „Endlich ist noch zu bemerken, daß die gewöhnliche Lobrede auf den Prämienstifter Reimann diesmal von Johann David Erdmann P. aus Landsberg, einem unserer fleißigsten, hoffnungsvollsten und gesittetsten Primaner, wird gehalten werden“. Ostern 1806 bestand er die Abgangsprüfung, und in dem Reifezeugniß wird gerühmt: „a praeceptoribus omnibus summas industriae probitatisque laudes meruit praesertim in linguis et rebus historicis“. Er bezog zunächst die Universität Frankfurt a. O. und studierte Theologie. Neben seinen Studien gab er in einer Familie de Wilde den Töchtern Privatunterricht, und als diese Familie 1807 nach Berlin übersiedelte, folgte er ihr dahin und trat in das derselben verwandte Haus der Wittwe eines Banquier Benecke als Hauslehrer ein. Als die Universität Berlin 1810 eröffnet wurde, setzte er an dieser seine Studien fort und verließ dieselbe erst im Februar 1813, nachdem er neben einigen philologischen Collegien bei Wolf und Buttmann namentlich die theologischen und philosophischen Vorlesungen Schleiermacher's und de Wette's gehört hatte. P. hatte wol einige Male in Wilmersdorf bei Berlin, wo er meist die Sommermonate hindurch mit seinen Zöglingen wohnte, gepredigt; aber er fühlte sich mehr zum Amte eines Lehrers als zu dem eines Predigers berufen, und zunächst genügte ihm die Stellung als Privatlehrer, die ihm die Zeit ließ, sich nach seinem Gefallen auch schriftstellerisch zu beschäftigen. Seine Erstlingsschrift war eine Rede, die er beim Abschiede seines ältesten Schülers aus dem Elternhause gehalten hatte, und führte den Titel: „Winke und Andeutungen für Jünglinge beim Eintritt ins bürgerliche Leben“. Berlin 1812. Schon im nächsten Jahre erschien eine zweite Auflage. Fast gleichzeitig gab er eine Anthologie heraus: „Blüthen aus guten deutschen Schriften gesammelt zu Denksprüchen, auch als Stoff und Anlaß zu weiterem Nachdenken“. Sammlung 1—3 1812 bis 1814. An diese schlossen sich noch zwei weitere Theile unter dem veränderten Titel: „Alemannia“, deren erster 1842 in fünfter Auflage ausgegeben werden konnte. Daneben gab er 1814—1816 einen zweibändigen Leitfaden der Litteraturgeschichte heraus unter dem Titel: „Die schönen Redekünste in Deutschland“; ferner 1814 eine „deutsche Sprachlehre“ und „pädagogische Sendschreiben“, sowie 1816 „Staats- und Kulturgeschichte des Alterthums“. Erst im März 1816 bewarb er sich um ein öffentliches Amt und wurde nach einer Probelection zum Lehrer der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie an das Königl. Friedrich Wilhelms-Institut (medicinisch-chirurgische Pepiniere) berufen. Dieses Amt, das ihm anfänglich nur ein Einkommen von 280 Thalern gewährte, ver-

sah er mit Eifer und Geschick bis 1860. Daneben behielt er die Stellung im Beneckeschen Hause bis zum October 1817 bei und hielt bei seinem Abschiede in feierlicher Versammlung eine Rede, die er später als „Zugabe“ dem ersten Theile seiner Alemannia unter der Ueberschrift: „Meine Erziehungsgrundsätze“ einverleibte.

Von jetzt ab beschäftigte sich P. fast ausschließlich mit der vaterländischen Geschichte. Noch 1816 erschien seine „Preußisch-brandenburgische Geschichte unter den Königen“, und in demselben Jahre beginnt er die Vorarbeiten zu seinem großen Werke: „Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte.“ 4 Bde. nebst einem Urkundenbuche in fünf Theilen. Berlin 1832—1834, mit dem er, wie er in der Vorrede zum vierten Bande schrieb, erst nach sechzehnjährigen Vorarbeiten hervortrat. Ein Bruchstück aus dieser Lebensgeschichte hatte er kurz vor ihrem Erscheinen gleichsam als Vorläufer unter dem Titel herausgegeben: „Ist Friedrich II., König von Preußen irreligiös gewesen?“ Die Schrift hatte rege Beachtung gefunden, und als nun in schneller Folge der Bände das Hauptwerk mit der fast erdrückenden Fülle bisher unbekannter Urkunden erschien, da wurde wie mit einem Schlage Preuß' Name in weiten Kreisen bekannt und geehrt. Zwar haften dem großen Werke wol auch Mängel an. Der Bienenfleiß des Verfassers und die Begeisterung für seinen Helden scheinen fast die Schärfe der Kritik beeinträchtigt zu haben, und Wichtiges wie Unwichtiges wird vielfach mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. So hat über die Fülle der Einzelheiten die Disposition an Klarheit und die Darstellung an Lebendigkeit und Schwung verloren. Aber mit Recht durfte P. in der Vorrede rühmen, daß sein Werk mit Liebe und Treue erforscht und mit der einzigen Rücksicht auf Wahrheit verfaßt worden sei. Wo er in diesem Werk wie in seinen anderen Schriften über Friedrich den Großen etwa seinen Helden über Gebühr gelobt hat, da ist dies aus seiner aufrichtigen, bis zur schwärmerischen Verehrung gestiegenen Begeisterung für denselben zu erklären, aber fern lag seinem reinen Charakter jede bewußte Schmeichelei oder gar berechnende Fürstendienerei. Als eine wahre Schatzgrube für alle künftigen Biographen Friedrichs wird sein fleißiges Werk immer Bedeutung behalten.

Rasch folgten jetzt noch einige andere Schriften über seinen Helden, so im Jahre 1834 ein Auszug aus dem großen Werke: „Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für Jedermann“ (2 Bde.), und im Jahre 1837 das wichtige Buch: „Friedrich der Große als Schriftsteller; Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke“. Im nächsten Jahre erschien zu dieser Schrift noch eine Ergänzungsschrift. Das Buch sprach die Mahnung aus, daß zur hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung Friedrichs seine Werke in einer würdigen Gesammtausgabe herausgegeben werden möchten. Das war ein Wort zur rechten Zeit und zum rechten Manne gesprochen; denn gewidmet war die Schrift dem damaligen Kronprinzen. Dieser griff den Gedanken lebhaft auf, und noch im Jubeljahre 1840 selbst wurde auf königlichen Befehl die Veröffentlichung der Werke des großen Königs auf Staatskosten in einer würdigen Prachtausgabe angeordnet und die Redaction unter Oberaufsicht der Akademie dem Professor P. übertragen. Diese Ausgabe wurde fortan Preuß' eigentliche Lebensaufgabe, und es war ihm auch noch vergönnt, das große Werk, an dem seine Seele hing, selbst zu Ende zu führen. Im Frühjahr 1857 wurden die letzten Bogen der Oeuvres de Frédéric Le Grand gedruckt, die in doppelter Ausgabe von je dreißig Bänden erschienen. Die eine in Imperial-Quartformat mit den herrlichen Bildern Adolf Menzel's gehört zu den prächtigsten und besten Erzeugnissen der deutschen Buchdruckerei und Holzschneidekunst; die andere Ausgabe in Octavformat und ohne Bilder, für das große Publicum bestimmt, ist zwar minder prächtig, aber auch würdig und schön ausgestattet.

Preuß' Textredaction kann den inzwischen verschärften Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik nicht in allen Einzelheiten entsprechen; aber über allen Zweifel erhaben ist seine Hingabe, sein Fleiß und das Verdienst, daß nur durch seine unermüdlichen Nachforschungen eine große Zahl von Urkunden, Briefen und Manuscripten aller Art, die den großen König betreffen, aufgespürt worden sind, die sonst zweifelsohne zum Theil schon nach kurzer Zeit der Vernichtung anheimgefallen wären. So bleiben seine Arbeiten für alle Zeit von Bedeutung, und kein Forscher der Geschichte Friedrich's wird verkennen können, daß P. auf diesem Gebiet den Grund gelegt hat. Einen andern Ruhm hat er nie erstrebt, vielmehr selbst gerade die Weiterförderung der Belehrung über Friedrich durch Andere als seinen besten Lohn sich gewünscht. (Friedr. d. Gr. als Schriftst. Vorrede). „Wie lange", so schrieb P. einmal in einem vertrauten Briefe, „habe ich auf dem Markt gestanden und gewartet, ob einer käme, der mich in seinem Weinberge brauchen wollte; sie lachten. — Ich aber zog mich still bescheiden zurück in meine Hütte, entbehrte, strebte vorwärts." Da galt es ihm denn als größte, beglückendste Genugthuung, daß schließlich doch gerade er in ehrenvoller Weise als der geeignetste Gelehrte zur Ausführung des Werkes berufen wurde, zu dem er die Anregung gegeben und im Stillen sich schon ein Vierteljahrhundert vorbereitet hatte. Auf dem engen Forschungsgebiete, auf dessen Erforschung er sich beschränkt hatte, war er und galt er ein Lebensalter hindurch als der unbestritten gründlichste Kenner, und er selbst glaubte sich vor Andern berufen, gewissermaßen als Wächter der Ehre seines Helden immer auf Posten zu stehen. Jede, auch die kleinste Beeinträchtigung des Ruhmes Friedrich's schmerzte und reizte ihn mehr, als Kränkungen und Tadel, die gegen ihn selbst gerichtet waren. Er hatte nie Anerkennung gesucht, noch zur Anstachelung seines Eifers gebraucht; die freudige Begeisterung an seiner Arbeit machte sein Glück aus. Aber freilich mehrte sich der Schwung der Begeisterung noch mit der Theilnahme, die seine Arbeit fand, und in diesem Sinne konnte er sich auch der ehrenden Auszeichnungen freuen, die er empfing. So ward ihm vom Könige 1834 das Prädicat eines Professors und in demselben Jahre von der Universität Breslau der Doctorgrad honoris causa verliehen (de historiae Friderici Magni colligendo, disponendo, edendo insigniter merito). Am 17. Juli 1841 folgte seine Ernennung zum Historiographen der Brandenburgischen Geschichte, womit ihm ein lebhafter Wunsch erfüllt wurde, weil ihm so seine Lieblingsarbeit geradezu zum Berufe gemacht wurde und der Titel seiner Thätigkeit entsprach. Andere Ehren, wie Ordensverleihungen, Audienzen und die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften, übergehe ich. Neben den sehr zeitraubenden Redactionsarbeiten und Correcturen sowie seiner Lehrthätigkeit konnte P. sonstige größere Arbeiten nicht mehr beginnen; aber eine große Zahl kleinerer Aufsätze in Zeitschriften sowie einige Festreden, die in den unten als Quellen genannten Schriften einzeln angeführt sind, ergänzten mannigfach seine große Friedrichsbiographie, die er gern selbst noch einmal überarbeitet hätte. Doch als er nach Beendigung seiner großen Arbeit und nach Niederlegung seines Lehramtes im Jahre 1860 endlich Muße fand, fühlte der fünfundsiebzigjährige Greis sich größeren Arbeiten nicht mehr gewachsen, zumal seine Augen ihre Kraft verloren. Aber ganz konnte er nicht ruhen, und so schrieb er, um in weiten Kreisen das Verständniß und damit die Liebe und Verehrung für die Hohenzollern zu erwecken, häufig dahin zielende Aufsätze für die Vossische Zeitung, deren letzter noch zwei Tage vor seinem Tode zum Abdruck kam und noch einmal seine schon früher ausgesprochene Meinung bekräftigte, daß das Lied „Jesus meine Zuversicht" nicht von der Gemahlin des großen Kurfürsten selbst gedichtet sein könne.

P. war zweimal verheirathet. Seine erste Gattin Louise geborene Krüger starb nach 21jähriger Ehe 1847. Im nächsten Jahre heirathete er Louise geborene von Kehler. Beide Ehen waren kinderlos, aber sehr glücklich. Hatte er seine erste Frau „den Schatz seines Lebens“ genannt, so sagte er im Gefühl des nahenden Todes über die zweite: „Wenn man solche Frau hat, stirbt man nicht gern“. Reich war auch sein Leben durch die Freundschaft, die ihn mit einer großen Zahl bedeutender Männer eng verband, unter denen ich nur Beyme, Alexander v. Humboldt, v. Reyher, Rauch und Varnhagen erwähne, deren Briefe an P. jetzt im Archiv des Königl. Hauses aufbewahrt werden. Namentlich die Briefe Rauchs sind für die Geschichte der Entstehung des Friedrichsdenkmals von hohem Interesse und bezeugen, wie eifrig und erfolgreich P. dem Künstler als historischer Berather gedient hat. Im 83. Lebensjahre starb P. am 25. Februar 1868 an einem Herzschlage und wurde am 28. desselben Monats auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin bestattet. Eine treffliche Marmorbüste, die nach seinem Tode der Bildhauer Hagen arbeitete, befindet sich im Besitz der noch jetzt lebenden Wittwe Preuß'.

Quellen: Potthast, Professor J. D. E. Preuß. Zeitschr. f. preuß. Gesch. und Landeskunde 1868. — Graf Lippe-Weißenfeld, Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg 1881. Wo ich von den in diesen Quellen angeführten Daten abgewichen, that ich es auf Grund urkundlicher Papiere aus Preuß' Privatacten, deren Mittheilung ich seiner Wittwe verdanke.

F. Jonas.

Pribislav: P., ältester Sohn des Niclot (s. A. D. B. XXIII, 575), Knese (regulus, princeps) oder Fürst von Meklenburg, † am 20. December 1178, war der erste Fürst des deutschen Reiches aus dem Stamme der heutigen mecklenburgischen Großherzoge. Seit Ernst v. Kirchberg's Reimchronik und namentlich seit Marschalcus Thurius nannte man ihn irrig Pribislav II., weil man den Stamm Niclot's auf den wendischen Königsstamm des Gottschalk und Heinrich zurückführen wollte und deshalb den Neffen des letzteren, Butue's Sohn, der aber nur Herr v. Wagrien und Polabien mit Ausnahme des Burgwarts Schwerin war, als Pribislav I. in den Stammbaum setzte. Erst Wigger hat 1885 diesen Mißgriff beseitigt. Vielleicht hat P. schon den Pirateneinfall nach den dänischen Inseln 1158 mit geleitet; im Aufstande Niclot's von 1160 versuchte er mit seinem Bruder Wertislav den mißlungenen Ueberfall auf Lübeck. Daß die beiden Brüder dann nach Zusammenziehung der obotritischen Streiter um Werle an der Warnow vom sächsischen Heere zwischen Burg Mecklenburg und Schwaan geschlagen wurden, veranlaßte die unglückliche Unternehmung, welche zu Niclot's Tode führte. Herzog Heinrich der Löwe strafte die beiden jungen Fürsten durch Abnahme des gesammten Obotritenlandes, ihres altangestammten fürstlichen Erbes, und ließ ihnen nur die früher liutizischen Ländchen Kissin und Circipanien rechts der Warnow. Hier verbanden sich Pribislav und Wertislav, die nun Fürsten von Kissin genannt wurden, mit den Ranen und den unter den christlichen pommerschen Fürsten Bogislav und Kasimar stehenden heidnischen Ostseeslaven zu wilden Piratenzügen, als deren Hauptrückhalte Wollin und Werle dienten; Werle wurde ein Hauptplatz des Sklavenhandels. Das führte den König Waldemar I. zum Flottenzuge gegen Wollin und den Grafen Gunzel von Schwerin, als Stellvertreter Herzog Heinrichs zur Belagerung von Werle, in dessen Burg sich Wertislav 1163 ergeben mußte. Er wurde, nachdem auch P. sich unterworfen hatte, als Geisel nach Braunschweig geführt. Aber schon im J. 1164 erhob sich P. von Neuem, überfiel Meckienburg mit Tödtung der deutschen Bewohnerschaft unter Bruch des Uebergabevertrages, nahm auch Malchow und Kussin (Quetzin). Ilow wurde durch Gunzel von Schwerin für

den Herzog gerettet, der nun eilig heranzog, vor dem eingeschlossenen Malchow den herbeigeführten Wertislav wegen des Vertragbruches hängen ließ und P. nach der Schlacht bei Verchen am Cummerowersee zur Flucht nach Pommern zwang. Heinrich selbst rückte bis Stolp an der Peene vor, wo er sich mit Waldemar von Dänemark traf. Nach einer anscheinend sicheren Combination müßte P. am 29. April 1164 zu Demmin vom Bischofe Berno (s. A. D. B. II, 467) in Beisein der Pommerfürsten getauft sein; es müßte das zwischen der Unterwerfung von 1163 und dem Ausbruche des Aufstandes geschehen sein; die Zeit klingt aber unwahrscheinlich. Erst 1166 kam es wieder zu Verhandlungen mit Herzog Heinrich und 1167 während des sächsischen Aufstandes zur vollen Ausgleichung, in welcher P. alle alten Besitzungen seines Geschlechtes mit Ausnahme der Grafschaft und des Stiftes Schwerin zurückerhielt; im Anfange des Jahres 1170 wurde er dann vom Kaiser als Fürst des deutschen Reiches, freilich als Lehensträger des Herzogs Heinrich anerkannt; hieß aber noch 1171 Fürst von Kissin, und erst in diesem Jahre wurde dieser Titel in Fürst von Mecklenburg verwandelt, doch heißt P. auch regulus Obotritorum. Schon 1170 hat er im Verein mit Bischof Berno, welcher einst dem Cistercienserkloster Amelungsborn von der Linie Morimund angehörte, die folgereiche Berufung der Cistercienser aus demselben Kloster nach dem Wendenlande ins Werk gesetzt, indem er den fürstlichen Hof Doberan mit dessen slavischer Cultusstätte dem Orden zu einer Klosteranlage überwies. Im Jahre der Domweihe zu Schwerin, an der P. theil nahm, 1171, zog der erste Convent in Doberan (jetzt Althof) ein. Damit war den Hansen der Weg zu den mecklenburgischen Buchten, nach Rostock und Wismar, gewiesen und die nachhaltige Bekehrung und gründliche Germanisirung durch den Slavenfürsten selber begonnen. Auch den dänischen Cisterciensern von Esrom eröffnete er die Besiedelung der Einöde von Dargun, die sie aber erst in seiner Abwesenheit besetzten. Im Januar 1172 schloß er sich der Pilgerfahrt Herzogs Heinrich nach Jerusalem an, als er am Ende des Jahres heimkehrte, fand er seine Gemahlin Woizlava im Wochenbette verstorben und in der neuen Abteikirche Doberan (Althof) begraben. Als P. 1178 einen Hoftag in Lüneburg besuchte, starb er am 30. December in Folge einer Verwundung im Turnier und ward bei den Benedictinern zu St. Michaelis begraben; dort ruhte er noch 1219. Die Doberaner Tradition will aber, er sei schon 1215 dahin übergeführt; später mag es geschehen sein; ob das von Lisch in der Mitte des nördlichen Kreuzflügels vor dem Hochaltar der Klosterkirche von (Neu-) Doberan gefundene Grab das seinige sei, steht nicht fest. Ueber seiner Gemahlin Woizlava oder Woizläu ruht Dunkel außer ihrem Namen, und daß sie als Gründerin von Doberan genannt wird und 1172 dort begraben ist; den Rest ihrer Gebeine fand Großherzog Friedrich Franz I. in Althof. Das Kloster machte sie zu einer norwegischen Fürstentochter, und Lisch suchte das durch Gleichheit der Fußbodenfliesen in Althof, Doberan und im Cistercienserkloster Hovedöe bei Christiania zu sichern. Aber alle diese Ziegel kamen fraglos aus Nordfrankreich, und die slavisch benannte Fürstin stammt sicherlich aus normannisch-warägischem, russischem Geschlechte. Seinen einzigen Sohn Heinrich Burwy (bellator), den die Doberaner Sage während des Pilgerzugs irrig geboren werden ließ, hatte P., wahrscheinlich gleich nach seiner Aussöhnung 1167, mit der natürlichen Tochter Heinrich's des Löwen, Mechthild, († vor 1219) vermählt. Gleich nach Pribislav's Tode brach ein Aufstand der Slaven gegen Burwy und das Christenthum aus, der das Kloster Doberan 1179 verwüstete, die 78 Insassen tödtete und ebenfalls Dargun zu verlassen zwang. Ein nicht völlig in seinen Einzelheiten aufgeklärter Krieg zwischen König Kanut von Dänemark (seit 1182) und Jarimar von Rügen gegen Bogislav von Pommern, Niclot (Nicolaus), Wertislavs Sohn, und Heinrich

Burwy ließ letzteren in Jarimar's Hände fallen, der ihn an Kanut auslieferte. Von dem askanischen Herzoge von Sachsen hatte er sein Land nicht zu Lehen genommen, entbehrte daher auch des mächtigen Schutzes. Das Ende war, daß er 1183 gegen Uebernahme der dänischen Lehnsherrschaft aus dem Gefängniß entlassen wurde, aber die Herrschaft Rostock jenem Nicolaus überlassen mußte. 1186 stellte er Doberan an seiner heutigen Stelle wieder her. Als dänische Vasallen zogen beide 1200 gegen Graf Adolf v. Ratzeburg (v. Dassel), und Nicolaus fiel dabei im Kampfe bei Waschow, wodurch die obotritischen Lande wieder zusammen an Heinrich Burwy kamen. Dieser starb am 28. Januar 1227 und wurde im neuen Doberan begraben. Der Name P., auch verändert in Primico und Pribike, kommt noch für 3 Nachkommen Heinrich Burwy's in der unglücklichen Fürstenlinie Parchim vor, die sich nach zeitweiligem Besitz auch von 1249—1312 v. Riechenberg, v. Wollin, v. Daber und Belgard nannte.

S. außer den Quellen zum Artikel Niclot: Usinger, deutsch-dän. Gesch. — Wigger in Lisch, Meckl. Jahrb. 28 und 40, namentlich aber Meckl. Jahrb. 50. Lisch das, 2 und 19. — Die Hauptoriginalquellen sind: Helmold, Arnold. Lub., Saxo Gramm., Meckl. Urk. Buch I. — Ueber die Pribislav v. Parchim-Riechenberg, vgl. Beyer in Lisch, Jahrb. 11, S. 36—97. Ferner 50, S. 269 ff. Krause.

Prielmayer: Corbinian Freiherr v. P. von Priel, bairischer Staatsmann, geboren 1643, Sohn des Martin Georg P. und dessen Ehefrau Maria Rosina, geb. v. Höch, trat nach Beendigung seiner Studien 1662 als „Kanzley-Jung" in die geheime kurfürstliche Kanzlei ein, wurde 1667 zum Registrator mit einem Gehalt von 400 Gulden und im nämlichen Jahre zum kurbairischen Rath und Geheimregistrator ernannt. Schon in dieser untergeordneten Stellung gewann er großen Einfluß als Vertrauter des eigentlichen Leiters der auswärtigen Politik Baierns, des Vicekanzlers Kaspar v. Schmid. Das Kreisarchiv München verwahrt die geheime Correspondenz Prielmayer's mit seinem Gönner aus den Jahren 1673—1677, die als wichtige Quelle für die Geschichte der Regierung des Kurfürsten Ferdinand Maria in diesem Zeitraum, da Baiern bereits mit Frankreich und Schweden in geheimer Verbindung stand, bezeichnet zu werden verdient (Hofamtsregistratur, Rep. 19, Fasc. 15 634: Acta, Correspondenzen zwischen Freiherr v. P., dann geh. Rathskanzler, Caspar Freiherr v. Schmid, die Resolutionen der Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emanuel in verschiedenen Staatsangelegenheiten betr.). P., der sich in mehreren eigenhändigen Briefen „Caspar Huber" unterzeichnete, begleitete damals als Geheimsecretär den Kurfürsten, der sich abwechselnd in den Schlössern zu Dachau, Schleißheim, Berg, Kloster Bernried u. s. w. aufhielt, und erstattete dem Vicekanzler genauen Bericht über Alles, was am Hofe vorging, über die Verhandlungen mit dem Herzog von Vitry und andern Gesandten, legte häufig auch Abschriften der an den Kurfürsten gelangten Briefe bei. Auch die Aufgabe, den Kurprinzen in die Verwaltungsgeschäfte einzuführen, wurde P. übertragen, und Max Emanuel schenkte in der Folge seinem Lehrer bis an dessen Lebensende hohe Gunst und unbegrenztes Vertrauen. 1687 wurde P. „in Ansehung seiner bisher geleisten treu und mühesamben Diensten und von den Archivsachen beraits habenden guetten information" zum Vorstand des inneren Archivs ernannt. Zugleich wurde er zu den wichtigsten Staatsgeschäften und Missionen verwendet; in vielen Acten über Angelegenheiten der inneren wie der äußeren Politik finden sich Gutachten des vertrauten Rathgebers, der sich nicht selten, wenn auch in vielen Fällen vergeblich, veranlaßt sah, vorsichtig und besonnen „im Namen des gesunden Menschenverstandes" vor allzu gewagten und gefährlichen Unternehmungen abzumahnen. Nachdem er als Plenipotentiarius Baiern auf

dem Congreß der Alliirten im Haag gute Dienste geleistet, wurde ihm am 3. Mai 1692 „zu Bezaigung der absonderlich gnedigsten satisfaction“ das Prädicat „von“ ertheilt; bald darauf, am 16. Mai, wurde er zum wirklichen geheimen Rath mit der gewöhnlichen Besoldung von 1000 Gulden befördert. Schon 1685 hatte Kaiser Leopold den 1563 von Ferdinand I. einem Lambert P. ertheilten Adelsbrief erneuert; 1694 wurde die Familie in den Reichsfreiherrnstand erhoben (auch bei der Erneuerung des Freiherrndiploms durch Kurfürst Karl Theodor als Reichsvicar 1792 erscheint das sonderbare doppelte „von“: von Prielmayer von Priel, vgl. Münchener Intelligenzblatt vom 29. December 1792; das Wappen ist durch einen Sparren, dessen rechte Seite golden, dessen linke Seite schwarz ist, getheilt; die beiden Seitenplätze sind blau mit je einem silbernen Stern, die Spitze unter dem Sparren ist silbern mit einem schwarzen Anker). 1695 wurden der Familie, die inzwischen die Hofmark Hynheim (Hienham) erworben hatte, die durchgehende niedere Gerichtsbarkeit und all andere Landes- und Edelmannsfreiheit verliehen. Die wichtigste Aufgabe hatte P. als Vertreter Baierns bei den Friedensverhandlungen im Haag 1696 zu erfüllen; als solcher unterzeichnete er auch den Frieden von Ryswick 1697. Ein Kupferstich von Amling aus dieser Zeit macht uns mit der äußeren Erscheinung des Staatsmannes bekannt, in welcher, wie im derbkräftigen Stil seiner Schriftstücke der altbairische Typus unverkennbar ist; das Bildniß aus dem Jahre 1697 zeigt ein volles, bartloses Gesicht mit großer, stark gebogener Nase, ausdrucksvollen Augen, behäbiger Miene. Eine originelle Entschließung Prielmayer's ist in Westenrieder's Beiträgen I, 331 veröffentlicht. Um seinen Fürsten leichter zu bewegen, daß er alle einlaufenden Acten wirklich lese, erließ P. ein Ausschreiben, daß „alle kurfürstlichen Bedienten, vornämlich Diejenigen, welche in Kanzeleyen oder Gerichten oder Kammern säßen, ihre Hand nach der zu solchem Ende in Kupfer gestochenen Vorschriften ändern und einrichten möchten, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, auf ihre Kosten Substituten zu bekommen oder gar ihrer Dienste entlassen zu werden.“ In Folge dieser Anordnung erhielt sich eine bairische Kanzleischrift mit einheitlichem Gepräge bis in die Zeiten des österreichischen Erbfolgekrieges. Zur Charakteristik des einflußreichen Beamten lassen sich auch einige Züge dem Tagebuch, das er vom 1. Januar 1701 bis zum 1. December 1703 eigenhändig führte, entnehmen (jetzt in der Handschriftensammlung der Münchener Staatsbibliothek Cod. germ. 1940). Es ist darin verzeichnet, was er an jedem Tage arbeitete, welchem Gottesdienste er beiwohnte, wo er speiste, welche Visiten er empfing u. s. w. Manche Einträge zeigen ihn als patriarchalisch einfachen Hauswirth, z. B.: „Lasse auch 4 Schwein, aine für die Frau von Mayr, aine für die Frau von Beccaria, wie auch $^1/_2$ für den P. Stephan und $1^1/_2$ für mich ins Haus kauffen und gleich zwey davon schlächten“ ꝛc. Auch als Freund der Gelehrsamkeit und Gönner der gelehrten Benedictiner tritt er uns entgegen. Wenn ihm einmal ein paar Ruhetage beschieden waren, so begab er sich nach dem Stift Benedictbeuren, mit dessen Abt er in freundschaftlichem Verkehr stand. Dem hohen Gast zu Ehren führten dann die Studirenden im Capitelsaal „ein schön Comödie“ auf, wozu sie ihn durch „ein lang red“ auf lateinisch invitirten, dem er wieder auf solche Weise geantwortet. Den Dank für solche Gastlichkeit soll P. dadurch erstattet haben, daß er die von andern Ministern geplante Aufhebung bairischer Klöster hintertrieb. Er erwarb sich besonderes Verdienst um die Gründung der bairischen Benedictinercongregation, weshalb ihn die dankbaren Mönche als „Congregationis Benedictino-Bavaricae promotor, benefactor et filius“ feierten. Dem Stift Benedictbeuren vermachte er einmal „für das gemeine Studium“ eine Kiste Bücher, die er „in Nider- und Holland mit harter Mühe zusammengekaufft“. Denn seit

Max Emanuel von König Karl II. zum spanischen Statthalter der Niederlande ernannt worden war, mußte auch P. als geheimer Rath und Hofkammerpräsident wiederholt längeren Aufenthalt in Brüssel nehmen. Die Einträge im Tagebuch lassen ersehen, wie er dort im Mittelpunkte der Geschäfte stand, die welsche, die spanische rc. Post empfing, in Landtags- und Kreistagssachen arbeitete, mit den Gesandten verhandelte rc. Auch als der Kurfürst nach Ausbruch des Erbfolgekriegs nach Baiern zurückging, blieb P. zur Abwicklung der letzten Geschäfte noch mehrere Monate in Brüssel; erst im Juli 1701 ging er nach München, wo er das „Niederländische Abrechnungswerk" zu Ende führte. Am 20. August 1702 wurde ihm vom Kurfürsten selbst eröffnet, daß er an Stelle des Baron Mayr zum geheimen Kriegskanzleidirector ausersehen sei. Als solcher begleitete er seinen Herrn ins Feld, leitete die Verproviantirung der Truppen, führte die Verhandlungen wegen Eintreibung von Brandschatzungen, hatte im Kriegsrath Sitz und Stimme und besorgte gleichzeitig diplomatische Geschäfte aller Art. Für die waghalsige Politik Max Emanuel's ist er jedoch nicht verantwortlich zu machen; er war ein entschiedener Gegner der Lossagung von Kaiser und Reich. Auch nach den ersten glücklichen Waffenthaten äußerte er: „Wenn die Einnahme von Ulm das Ende des Krieges wäre, wollte ich mich gern darüber freuen; allein ich besorge, der Kurfürst möchte statt eine Krone zu finden, gar seinen Kurhut verlieren." Nach der Niederlage der Baiern und Franzosen bei Höchstädt blieb er als Rathgeber der als Regentin aufgestellten Kurfürstin in München zurück. Als der Bauernaufstand losbrach, machte er zwar nicht offen wie sein Sohn Franz Bernhard, der eine Zeitlang sogar Präsident der in Burghausen eingesetzten provisorischen Regierung war, gemeinsame Sache mit den Landesvertheidigern; es fehlt aber nicht an Anzeichen, daß er im Einverständniß war und — vermuthlich mit Hilfe des Abts von Benedictbeuren und der Benedictinercongregation — geheime Verbindung mit dem geächteten Landesherrn unterhielt. Vielleicht weil er sich in Baiern nicht mehr sicher fühlte, ging er zu Anfang des Jahres 1705 nach Brüssel. Hier machte er am 30. März 1705 sein Testament, weil er sein Lebensende nahe glaubte: „Da ich unter dem lezten, mit Jr Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern, meinem genädigsten Herrn, in Anno 1704 verrichten Feldtzug nach nunmehr erraichtem zweyundsechtzigsten Jahre meines alters an leibskräften gebrochen und abgenohmen dergestalten, daß ich mir natürlicher weise von einem hohen alter keine vergebene Hoffnung machen darff." Er hinterließ seiner Ehefrau (er war mit Marie Mechtildis, einer Tochter Ferdinands von Krempon und dessen Frau Sarah, geb. Gräfin Aham auf Burgstall vermählt) und seinen drei Söhnen und vier Töchtern außer dem adeligen Mannsritterlehngut Hienham im Gericht Vohburg nur ein sehr bescheidenes Vermögen, aber eine reiche Sammlung von Gemälden, die er in den Niederlanden erworben hatte, und eine große Bibliothek, die nach seinem letzten Willen für ewige Zeiten beisammen bleiben sollten. Nach der Familientradition (der Stamm des dritten Sohnes Valentin Anton, kurbairischen Truchseß, † 1739, blüht noch heute in Baiern fort) wäre Corbinian v. P. am 20. Juli 1707 zu Brüssel verschieden und auch dort begraben; im Personalact findet sich die Angabe, daß er zu Morimond in Flandern gestorben sei. —

Nachrichten von einigen bairischen Geschichtsschreibern in den Baierischen Annalen, Abtheilung: Vaterlandskunde, Jahrg. 1835, 241. — Sepp, Der bayrische Bauernkrieg (1884), an versch. Stellen. — Acten im geh. Staatsarchiv, im Adelsselect des allg. Reichsarchivs und im Kreisarchiv zu München.

Heigel.

Prießnitz: Vincenz P., der bekannte ärztliche Empiriker und Begründer des modernen Wasserheilverfahrens, als Sohn eines Landmannes zu Gräfenberg bei Freiwaldau in österr. Schlesien am 4. (oder 5.) October 1790 geboren, wuchs, da er nur das Bauerngut seines Vaters übernehmen sollte, ohne jede Schulbildung heran und lernte nicht einmal lesen und schreiben. Von der Natur mit ausgezeichnetem Beobachtungstalent, bewundernswerthem Scharfsinn und ganz eminentem Gedächtniß begabt, bemerkte er schon als Knabe, daß seine Landsleute sehr häufig zur Heilung der kleinen Verletzungen, Quetschungen rc. bei ihren Pferden und anderen Thieren mit gutem Erfolge von kalten Wasserumschlägen Gebrauch machten. Dies fesselte seine Aufmerksamkeit in dem Grade, daß er selber auf die Idee kam, Leuten seiner Umgebung bezw. den Bewohnern der Umgegend in Fällen von Verwundungen, Contusionen u. dgl. die Application von kaltem Wasser zu empfehlen. Er erzielte damit überraschend glückliche Erfolge und wurde durch einen Zufall, der für ihn leicht hätte von verhängnißvollen Folgen sein können, in dem Entschluß zu weiteren Kuren mit seinem Verfahren noch mehr ermuthigt. Als 17jähriger Jüngling hatte er nämlich das Unglück, von einem durchgehenden Pferde zu stürzen und einen Bruch zweier Rippen zu erleiden. Da die herbeigeholten Wundärzte die Behandlung nicht übernehmen zu können erklärten, beschloß P., das selbst zu thun. Er lehnte sich an einen Stuhl, dehnte seinen Brustkorb durch ein möglichst tiefes Athmen aus, bewirkte dadurch eine Einrenkung der Rippenfragmente in ihre normale Stellung, und indem er diese durch krampfhaft forcirte Inspiration festzuhalten suchte, umgab er zugleich den Brustkasten mit einem breiten feuchten Gürtel, den er durch ein darüber gelegtes trockenes Tuch befestigte. Die Heilung gelang auf diese Weise vollständig, und damit war der erste Schritt zur methodischen Kaltwasserbehandlung geschehen, die für ihn in der Folge die Quelle unsterblicher Berühmtheit und sehr großen Reichthums werden sollte. Denn bald hatte sich durch diese und andere ähnliche Kuren sein Ruf so sehr verbreitet, daß er schon mit 19 Jahren in die entferntesten Orte seiner Gebirgsgegend bis nach Mähren und Böhmen gerufen wurde, wo Schaaren von Kranken seines Raths harrten. Auch Wohlhabende kamen, um in oft schwierigen Fällen von verjährten Uebeln seine Ansicht zu hören. Im J. 1826, wo sich zum ersten Male Kranke in Gräfenberg einfanden, erbaute P., der sich bis dahin eines Waschtroges zu seinen Proceduren bedient hatte, das sog. alte Badehaus. Er selbst machte den Badediener und rieb und badete seine Patienten eigenhändig. 1829 von den Aerzten seiner Gegend der Kurpfuscherei angeklagt, ging er nach Preußisch-Schlesien hinüber, war aber auch hier vor den Verfolgungen der Aerzte nicht sicher und kehrte deswegen nach seinem Geburtsorte wieder zurück, wo er dann 1830 von der Regierung die Erlaubniß erhielt, Kranke nach seiner Methode zu behandeln, da man sich überzeugt hatte, daß seine Tücher und Compressen, mit denen er arbeitete, nicht mit Medicamenten, wie man glaubte, sondern mit reinem Wasser getränkt waren. Nun wuchs die Zahl seiner Kurgäste, die 1829 nur 49 betragen hatte, von Jahr zu Jahr immer mehr und stieg 1839 bis auf 1780 Nummern. Aus den entferntesten Gegenden, nicht bloß Europas, sondern auch Asiens und Amerikas, sowie aus den höchsten und allerhöchsten Ständen strömten Clienten förmlich schaarenweise nach Gräfenberg. Auch wissenschaftlich gebildete Aerzte, wie Hallmann, der nachmals so berühmt gewordene Hydrotherapeut, u. v. a. besuchten zu Studienzwecken die Anstalten von P. Später wurden dann von diesen, wie von zahlreichen Laien nach dem Muster der Prießnitz'schen an vielen Orten Wasserheilanstalten errichtet, was zur Folge hatte, daß der Besuch in Gräfenberg allmählich wieder abnahm. Obwohl ganz ohne medicinische Kenntnisse, besonders in der Anatomie und Physiologie, hatte

sich P. nach und nach ein freilich auf ganz grob materiellen, z. Th. humoral=pathologischen Ansichten aufgebautes System zurecht gelegt, nach welchem er seine Kranken behandelte. Außer einer entsprechenden Diät, wobei der Genuß meist kalter, ungewürzter Speisen und vielen kalten Wassers (20—25 Gläser pro Tag) eine Rolle spielte, fleißigen körperlichen Bewegungen, gymnastischen Uebungen und ausgedehnten Spaziergängen mußten die Patienten sich verschiedenen Schwitzproceduren unterwerfen, durch Einwickelung in feuchte Laken mit darüber geschlagenen trockenen, wollenen Decken ꝛc. In den letzten acht Jahren wechselte P. die Kur und verließ den Weg des vielen Schwitzens, um an Stelle desselben je nach der Lage des Falls entweder kalte Bäder, Douchen, Abreibungen, Einwickelung in feuchte Compressen (sog. Prießnitz'scher „Gürtel"), Anlegung von Umschlägen ꝛc. zu setzen. — Die Zahl der im Ganzen von P. während seines Lebens entweder durch vorübergehende Rathertheilung oder längeren Aufenthalt in Gräfenberg Behandelten betrug etwa 36 000. Eine wie ungeheure Gedächtnißkraft P. besaß, beweist der Umstand, daß er bei 1000 Kranken, die er zu einer Zeit behandelte, genau wußte, was er jedem Einzelnen verordnet hatte. 1846 erhielt er am Namensfest des Kaisers von Oesterreich die große goldene Verdienstmedaille. 1848 erlitt er einen Schlagfluß und kränkelte seitdem bis zu seinem am 26. November 1851 an Leberschrumpfung und Wassersucht erfolgten Tode. Das von ihm hinterlassene Vermögen wurde auf 8—10 Mill. Gulden geschätzt. Seine Anstalten übernahm sein Schwiegersohn Ujhazy, da Prießnitz's einziger Sohn beim Tode seines Vaters noch ein Kind war. P. besaß keine günstigen Charaktereigenschaften. Er wird von einigen Biographen als hochmüthig, selbstsüchtig und geizig geschildert. — Von allen jenen Männern, die als grobe Empiriker durch ihre Heilerfolge oder durch Einführung zweckmäßiger, auch von den Grundsätzen der Wissenschaft später anerkannter therapeutischer Neuerungen in der Geschichte der Medicin einen Namen erlangt haben, ist P. unstreitig einer der bedeutendsten und verdienstvollsten. Denn wenn auch längst schon vor ihm von zahlreichen wissenschaftlich gebildeten Aerzten der große Nutzen des kalten Wassers in der Therapie gekannt und gelehrt worden war, so gebührt doch P. das Verdienst, dieses bereits in Vergessenheit gerathene Heilmittel wieder bei der ärztlichen Welt in Erinnerung und die Verwerthung desselben durch Ausbildung verschiedener, ganz zweckmäßiger technischer Modificationen in ein, auch von der Wissenschaft als durchaus rationell gutgeheißenes System gebracht zu haben.

Vgl. C. M. Selinger, Vincenz Prießnitz. Eine Lebensbeschreibung, Wien 1852. — Rupprícht, Ehrenrettung des V. P., Breslau 1840. — Decken=Himmelreich, P. und die Wasserkur, Breslau 1845. — Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte von Hirsch u. Gurlt, Bd. 4, S. 627. — Biogr. univers. XXXIV, p. 351. Pagel.

Primisser: Alois P., Archäolog, geb. am 4. März 1796 zu Innsbruck, † am 25. Juli 1827 in Wien. Er war der Sohn des Joh. B. P., Schloßhauptmanns zu Ambras, kam mit diesem im J. 1805 nach Wien und absolvirte hier das akademische Gymnasium und die philosophischen Studien. Unter den Schätzen der Ambraser Sammlung aufgewachsen, entwickelte sich in ihm eine besondere Vorliebe für geschichtliche und Kunststudien. Indem er seinen Vater bei der Aufstellung der ersteren unterstützte, war er in der Lage, sich schon während seiner Studien mit allen Einzelheiten der Sammlung vertraut zu machen. Im J. 1814 zum Praktikanten der Ambraser Sammlung ernannt, wurde P. nach dem Tode seines Vaters, im J. 1816, nachdem die Sammlung mit dem W. Münz= u. Antikencabinete vereinigt worden war, zum Custos an dem letzteren ernannt. Bald nach dieser Ernennung (1817) reiste er im Auftrage

des Kaisers nach Innsbruck, zu dem Zwecke, um dort die noch übrigen werthvollen Reste der Sammlung nach Wien zu bringen. Im J. 1820 machte P. mit Dr. H. Pertz zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Oberösterreich, Salzburg und Kärnthen, auf welcher er eine besondere Aufmerksamkeit den Kunstdenkmalen in den verschiedenen Klöstern widmete. Im Sommer des Jahres 1822 verehelichte sich P. mit Julie, Tochter des k. preuß. Bergamts-Kanzleidirectors M. Mihes. Leider war die Ehe von nur kurzer Dauer; denn schon im J. 1827 erlag P. einem Lungenleiden. Ungeachtet dieser kurzen Lebensdauer machte sich P. um die deutsche bezw. österreichische Kunst- und Alterthumsforschung hochverdient. Es erschienen von ihm im J. 1819 eine neue Beschreibung der Ambraser Sammlung, im J. 1822 der Stammbaum des Hauses Habsburg nach den Bildnissen der Ambraser Sammlung und im J. 1827 die Werke des Peter Suchenwirt, eines Wiener Dichters aus dem 14. Jahrhundert. Im Verein mit Büsching und Hagen gab er 1826 „Deutsche Gedichte des Mittelalters" heraus und veröffentlichte in Hormayr's Archiv und Taschenbuch und den Wiener Jahrbüchern der Litteratur eine Reihe kunstgeschichtlich interessanter Aufsätze.

J. Bergmann, Die fünf gelehrten Primisser im V. Bd. der Berichte und Mittheilungen des W. Alterthums-Vereins, S. 222—235.

K. W.

Primisser: Joh. B. P., Archäolog, geb. am 23. August 1739 zu Prad in Tirol, † am 4. Februar 1815 in Wien. Nachdem P. die philosophischen und juridischen Studien in Innsbruck zurückgelegt hatte, trat er 1765 als Haussecretär in die Dienste des Staats- und Conferenzministers Grafen Chotek in Wien, wo er sich speciell mit archäologischen und philologischen Studien beschäftigte. In den Jahren 1768—1770 begleitete er den Grafen Joh. L. Chotek, Neffen des Staatsministers, und den Grafen Franz Jos. Wilczek auf ihren Reisen nach Italien und Frankreich, welche ihm Gelegenheit gaben, die bedeutendsten Monumente und Kunstsammlungen zu besichtigen und seine Kenntnisse zu erweitern. Durch die Verwendung seines Gönners, des obersten Kanzlers Grafen Chotek erhielt P. von der Kaiserin Maria Theresia im J. 1771 eine jährliche Pension von 200 fl. und im J. 1772 die Stelle eines Schloßhauptmanns im Schloße Ambras in Tirol. Als er sich einen Ueberblick der dort angehäuften kostbaren Kunstschätze verschafft hatte, faßte er den Plan zu einer systematischen Aufstellung und zu einer genauen Inventarisirung der Sammlung, welche mühevolle Arbeit derselbe im J. 1788 vollendete. Während dieser Zeit (1783) erhielt er die Stelle eines Professors der griechischen Sprache an der Innsbrucker Universität und bekleidete vom Jahre 1784—1787 auch jene eines Bibliothekars. Von dem Beginne der Kriege mit Frankreich an bis zum Wiener Congreß verlebte P. eine sorgenvolle Zeit. Fünfmal mußte er mit der Ambraser Sammlung flüchten, bis sie endlich im J. 1806 dauernd in Wien und zwar 1807 zuerst im Kaisergarten und 1810 im unteren Belvedere untergebracht und hier von P. mit Unterstützung seines Sohnes Alois im J. 1813 aufgestellt wurde. Als Schloßhauptmann erschien von P. 1777 eine kurze Beschreibung der Ambraser Sammlung. Seine übrigen Schriften sind meist philologischen Inhalts. Auch auf dem Gebiete der Poesie versuchte sich P. Er schrieb ein Drama „Der rasende Ajax" und zwei Singspiele „Veidena" und „Die apokalyptische Frau".

J. Bergmann, Die fünf gelehrten Primisser im V. Bd. der Berichte und Mittheilungen des W. Alterthums-Vereins, S. 202—222.

K. W.

Primo: Louis P., genannt Gentil, Historien- und Bildnißmaler, geb. in Brüssel im J. 1606. Bei wem er Unterricht in der Kunst nahm, ist unbekannt. Er begab sich frühzeitig nach Rom, wo er dreißig Jahre lang sich aufhielt und als trefflicher Bildnißmaler sich einen Namen machte. Er malte den Papst Alexander VII. und viele Cardinäle. Houbraken nennt seine Manier fleißig, schmeichelnd und nett und davon soll er den Beinamen Gentil erhalten haben. Sandrart dürfte aber eher das Richtige getroffen haben, wenn er den Beinamen aus dem Umstande erklärt, daß sich der Künstler gern zu vornehmen Herren gesellte und sich wie ein geborner Edelmann betrug. Endlich zog es ihn doch zum Vaterlande zurück, er scheint seine letzte Lebenszeit in Gent zugebracht zu haben, wenigstens befindet sich in der St. Michaelskirche daselbst ein Altarwerk von seiner Hand, Christus am Kreuze, von Engeln umgeben. Corn. Bloemart hat nach ihm das Bildniß des Caesar Cajetanus und Phoebus im Sonnenwagen gestochen. Der Künstler starb im J. 1670.

s. Sandrart. — Houbraken. — Immerzeel (unter Gentil).

Wessely.

Prinz: Karl Gottlob P., Professor der Thierheilkunde an der Thierarzneischule zu Dresden, geboren daselbst am 19. December 1795, † ebenda am 18. November 1848. 1811 wurde er als Zögling des Collegium medico-chirurgicum aufgenommen, erhielt aber bei dem damaligen großen Mangel an Militärärzten bereits 1812 Anstellung als Hospitalchirurg in dem Feldhospital zu Torgau. 1813 folgte er in gleicher Eigenschaft der sächsischen Armee nach Frankreich, wohnte den wichtigsten Ereignissen jener Zeit bei und kehrte erst 1816 nach Dresden zurück, wo er die medicinischen Studien auf der einstweilen errichteten chirurgisch-medicinischen Akademie fortsetzte. Gleichzeitig besuchte er die damals neuorganisirte Thierarzneischule und wurde bald an derselben als Pensionärthierarzt und Prosector angestellt. Seine ausgezeichneten Leistungen in dieser Stellung verschafften ihm die Vergünstigung, 1821 auf Kosten des Staats eine wissenschaftliche Reise zu seiner weiteren Ausbildung unternehmen zu können. Er besuchte Berlin, Hannover, Hamburg, Kiel, Kopenhagen, wo er 6 Monate den Studien lebte, Helsingör, Edinburg, London, Paris und mehrere andere französische Städte. In Alfort wurde er 1822 als Eleve étranger der Ecole vétérinaire aufgenommen und erhielt von dieser Schule im October 1823 den Grad eines Médecin vétérinaire. 1824 kehrte er nach Dresden zurück; er wurde zum Professor der praktischen Thierheilkunde, zum Kreisthierarzt des Meißener Kreises und zum Thierarzt an den Stammschäfereien Lohmen und Rennersdorf ernannt, ihm auch die thierärztliche Function an den königl. Marställen übertragen. In diesen Aemtern wirkte er für Ausbildung seines Faches als Wissenschaft und Kunst, für Organisation der Thierarzneischule, für das Heranziehen tüchtiger Thierärzte und für das Veterinärwesen des Landes sehr ersprießlich. 1844 unternahm er eine neue wissenschaftliche Reise nach Schweden und Dänemark und 1845 begleitete er die von der russischen Regierung in das Innere Rußlands entsendete Commission zur Untersuchung der daselbst vorkommenden Viehseuchen mit Rücksicht auf deren Entstehung, Charakter, Verhütung und Behandlung. Er schrieb: „Quaedam de excolenda medicina veterinaria“, 1824; „De paralysi in animalibus domesticis observata“, 1826; „Allgemeine Krankheits- und Heilungslehre der Hausthiere“, 4 Bde. 1830; „Ueber das Verschneiden der Milchkühe“, 1836; „Practische Abhandlung über die Wiedererzeugung der Schutzpockenlymphe durch Uebertragung derselben auf Rinder und andere impffähige Hausthiere“, 1829; „Beiträge zur practischen Thierheilkunde“, auch unter dem Titel „Der Stelzfuß der Pferde und der Sehnenschnitt zur Heilung desselben“, 1841.

Löbe.

Printz: Wolfgang Caspar P., mit dem Beinamen von Waldthurn, wurde am 10. October 1641 zu Waldthurn, einer kleinen Stadt der Oberpfalz, geboren. Sein Vater Christoph Printz aus Schlieben in Sachsen bekleidete das Amt eines Forstmeisters und Contributionseinnehmers; seine Mutter, Maria Catharina, war die Tochter des evangelischen Pfarrers Johann Schütter in Leonardsreith. Im Jahre 1649 mußten die Eltern Waldthurn „der Religion halber“ verlassen. Sie begaben sich nach Vohenstrauß, einem Städtchen des Pfalzgrafen zu Sulzbach, wo der Vater die Stelle eines Zolleinnehmers erhielt. Hier bekam der Knabe den ersten Unterricht im Lateinischen und in der Musik. In diesem letzteren Fache waren seine Lehrer: Kilian Hammer, von dem P. sagt, daß er zur Beseitigung des schwierigen Mutationssystems den 6 vocibus ut, re, mi, fa, so, la die siebente si hinzugefügt habe; sodann: Wilhelm Stöckel aus Nürnberg, „ein guter Organist und nicht unebner Componist“ und endlich Andreas Pauli von der Heyd aus Böhmen, von welchem P. „Geigen und auf dem Instrument schlagen“ lernte. Im Jahre 1655 ging er nach Weiden, eine Meile von Waldthurn gelegen, um auf der dortigen Schule seine Studien fortzusetzen. Hier genoß er den Unterricht des Rectors Jacob Fischer, des Cantors Wolfgang Altus und des Joh. Konrad Mertz, der „Organist und erfahrener Componist“ war. Zugleich lernte ihn der Instrumentalmusiker Joh. Georg Schober „etliche Blasinstrumente“ spielen.

Nachdem P. vierthalb Jahre lang die Schule in Weiden besucht hatte, bezog er auf den Wunsch seines Vaters im Jahre 1659 die Universität Altdorf, um Theologie zu studiren. Bereits zwei Jahre später sah er sich genöthigt, das Studium aus Mangel an Mitteln wieder aufzugeben. In seine Heimath mochte er nicht zurückkehren, weil sein Vater nach dem Tode der Mutter sich wiederum verheirathet hatte. Darum entschloß er sich, „andere Länder zu besehen und in denselben sein Glück zu suchen“. Er reiste durch das Frankenland und Hessen an den Rhein und kam schließlich nach Heidelberg, wo er einige Zeit verblieb. Als auch hier „das Glück zu seinem Glücke sich nicht fügen wollte“ und er wegen Verwickelung in religiöse Controversen (er war Lutheraner) fliehen mußte, gedachte er „noch andere Länder zu besuchen“. Entblößt von allen Hilfsmitteln trat er als Lakai in den Dienst eines reichen Holländers und bereiste mit diesem Deutschland, sowie Italien. Nachdem er „ziemlich herumgeirrt und viel Ungemach ausgestanden“, kam er im J. 1662 nach Dresden. Hier lernte er den „vortrefflichen Musiker“ Franciscus Santi von Perusia kennen. Dieser Italiener wußte das vorzügliche musikalische Talent Printzens zu schätzen und empfahl ihn dem Reichsgrafen von Promnitz: Erdmann Leopold. In Folge dieser Empfehlung wurde P. als Musikdirector und Componist an den kleinen Hof von Promnitz berufen. Mit dem Grafen, der zugleich kaiserlicher Oberst war, marschierte P. durch Schlesien, Mähren, Oesterreich und Ungarn. In Altenburg (Ungarn) erkrankte der Graf und begab sich zur Kur nach Wien. Unterdessen zog P. mit dem Hofgesinde dem kaiserlichen Feldlager nach bis Preßburg. Hier verließ er dasselbe und reiste zu seinem Herrn nach Wien und von da durch Mähren und Schlesien nach Sorau. Nach dem Tode des Grafen (19. Januar 1664) erhielt P. seinen Abschied und nahm darauf eine Stelle als Cantor in Triebel an. Die Zeit, welche er hier verbrachte, war nach seiner eigenen Aussage die glücklichste seines Lebens. Er verheirathete sich mit der Tochter des Apothekers Joachim Müller in Sorau, welche ihm im Laufe der Zeit 8 Kinder gebar. Am 24. Juni des folgenden Jahres (1665) nahm er die einträglichere Stelle eines Cantors in Sorau an. Zu den Pflichten, welche dieses Amt ihn auferlegte, kam im J. 1682 noch die Direction der Capelle des Grafen v. Promnitz. Nach 52jähriger

Thätigkeit starb P. am 13. October 1717 im Alter von 76 Jahren. Er hat über seine Person und seine Arbeiten eine Autobiographie hinterlassen. Einen Abriß derselben findet man im XVII. Capitel seines Werkes: „Historische Beschreibung der edelen Sing- und Kling-Kunst ꝛc.“ Dresden 1690. S. 216—223. Diesen habe ich meiner Darstellung zu Grunde gelegt und das zwischen Anführungszeichen stehende wörtlich citirt. Auch Mattheson bringt die biographischen Aufzeichnungen Printzens in seiner „Ehrenpforte“, S. 257—276. Aus diesen läßt sich ersehen, daß P. ein sehr thätiger Componist und Schriftsteller war. Leider sind von seinen Compositionen keine auf uns gekommen. Seine theoretischen Werke sind folgende:

1. Anweisung zur Singkunst. Dieses Buch ist nur bekannt aus der Autobiographie des Verfassers: „In den ersten Jahren meines neuen Amtes ließ ich zwey Tractätgen drucken, nemlich die Anweisung zur Singkunst anno 1666, welche anno 1671 zum andern und anno 1685 zum drittenmal aufgelegt worden, und Compendium Musices anno 1668, welches, weil ich mich der Kürtze gar zu sehr beflissen, viel zu obscur gerathen. (Hist. Beschreibung der edelen Sing- und Kling-Kunst. 1690. S. 221.)

2. Compendium Musicae signatoriae et modulatoriae vocalis, das ist: Kurtzer Begriff aller derjenigen Sachen, so einem, der die Vocal-Music lernen will, zu wissen von nöthen seyn. Auf Begehren aufgesetzt, und ans Licht gegeben von Wolffgang Caspar Printzen von Waldthurn, der Reichs-Gräfl. Promnitz. Capell-Music bestallten Dirigenten und Cantore zu Sorau. Dreßden, verlegts Johan. Christoph Mieth, druckts Johann Riedel, 1689. 109 S. kl. 8 und 8 S. Errata. Der erste Druck dieses Büchleins erfolgte nach der Angabe des Autors (siehe unter 1) im J. 1668. Eine weitere Ausgabe erschien zu Dresden und Leipzig 1714. (Gräfl. Stolbergische Bibliothek in Wernigerode und Königl. Bibliothek in Berlin.)

3. Wolffgang Caspar Printzens, von Waldthurn, Reichs-Gräfl. Promnitzschen Directoris Musices und Cantoris zu Sorau, Phrynis oder Satyrischer Componist, Welcher Vermittelst einer Satyrischen Geschicht alle und iede Fehler der ungelehrten, selbgewachsenen, ungeschickten und unverständigen Componisten höfflich darstellet, und darneben lehret, wie ein Musicalisches Stück rein, ohne Fehler und nach dem rechten Grunde zu componiren und zu setzen sey: Dessen Erster Theil enthält Synopsin Musices Poeticae, oder Eine kurtze Einleitung zur Kunst nach dem rechten Grunde zu componiren. Denen Cantoribus, Organisten und Kunst-Pfeiffern zu beliebigen Gefallen aufgesetzt, und ans Licht gegeben. Quedlinburg, In Verlegung Christian Okels, 1676. 1 Titelkupfer, 1 Titelblatt und 2 Blätter mit der Dedication, sodann Bogen A bis O1 kl. 4. (Königl Bibl. in Berlin.) Im folgenden Jahre erschien der zweite Theil dieses Buches: „Phrynis Mytilenaeus, oder ander Theil des Satyrischen Componistens. Sagan 1677.“ Den dritten Theil gab P., nach seiner eigenen Angabe, am 16. October 1679 seinem Verleger zum Druck, wann er zuerst erschien, vermag ich nicht zu sagen. Im J. 1690 war er noch nicht gedruckt. Gegen den ersten Theil erschien eine Kritik unter dem Titel: „Refutation des Satyrischen Componisten oder so genanten Phrynis u. s. w. Gedruckt in der Welt Anno 1678.“ Hierauf antwortete P. in einer Schrift: „Declaration oder Weitere Erklärung der Refutation des Satyrischen Componistens oder so genannten Phrynis u. s. w., gedruckt zu Cosmopolis Anno 1679.“ Der erste und zweite Theil des Satyrischen Componisten erschien vermehrt mit dem dritten Theile und einem Prodromus im J. 1696 zu Dreßden und Leipzig, Verlegts Johann Christoph Mieth und Johann Christoph Zimmermann, druckts Johann Riedel, C. S. Hoff-Buchdr. 4. Der Prodromus (48 S.) enthält die „Historiam des Satyrischen Componisten oder Wahrhafften

Erzehlung, Was sich mit demjenigen Musicalischen Tractat, welcher Phrynis Mytilenaeus, und der Satyrische Componist genennet wird, bißhero begeben und zugetragen hat, dem curiosen Leser zu vergnügen aufgesetzt und an das Licht gegeben." Unter anderm finden sich hier die beiden Kritiken reproducirt. Dann folgt der erste Theil des Satyrischen Componisten, 116 S. 4. Der zweite Theil führt den Titel: Phrynidis Mytilenaei Oder des Satyrischen Componisten Ander Theil, So in sich hält Mancherley Musicalische Discurse, Als von denen Proportionibus, denen Reqvisitis eines guten Componisten, de Variationibus, vom General-Bass und dergleichen, denen Cantoribus, Organisten und Kunst-Pfeiffern zu beliebigen Gefallen auffgesetzet und ans Licht gegeben von Wolffgang Caspar Printzen, von Waldthurn, Reichs-Gräflichen Promnitzischen Directore Musices und Cantore der Stadt Sorau. Dreßden und Leipzig 1696. 143 S. 4. Der letzte Theil trägt den Titel: Phrynidis Mytilenaei Oder des Satyrischen Componisten dritter Theil, So in sich hält Unterschiedl. Musicalische Discurse, sonderlich aber Von denen Generibus Modulandi, und darbey von unterschiedenen Temperaturen. Musica Rhythmica, Mancherley Contrapuncten, Prolation des Texts, Einer Art Musicalischen Labyrinths Samt andern, so wohl lustigen als ernsthafften Sachen, ans Licht gegeben von . . . . u. s. w. (wie oben). 239 S. 4 und 1 S. Corrigenda über alle 4 Theile. (Königl. Bibl. in Berlin.)

4. Musica Modulatoria Vocalis, Oder Manierliche und zierliche Sing-Kunst, In welcher Alles, was von einem guten Sänger erfordert wird, gründlich und auf das Deutlichste gelehret und vor Augen gestellet wird, Allen Studiosis Musicae Modulatoriae Vocalis, sonderlich aber seinen Discipulis zu Nutz und beliebigen Gefallen ans Licht gegeben Von Wolfgang Caspar Printzen, von Waldthurn, aus der Ober-Pfaltz, Reichs-Gräflichen Promnitzischen Directore Musices und Cantore zu Sorau. Schweidnitz, In Druck und Verlag Christian Okels, Im Jahre 1678. 4. 1 Titelblatt, 3 Blätter mit der Dedication und Vorrede und 79 gez. Seiten. (Königl. Bibl. in Berlin.)

5. Exercitationes Musicae Theoretico-Practicae curiosae De Concordantiis singulis, das ist Musicalische Wissenschafft und Kunst-Uebungen von Jedweden Concordantien, in welchen Jeglicher Concordantz Natur und Wesen, Composition, eigentlicher Sitz, Production, Continuation und Progressus aus gewissen Gründen erkläret, und beschrieben werden. Allen Teutschgesinnten Liebhabern Musicalischer Wissenschafften zu fernern Nachdencken und besserer Ausübung vorgestellet von Wolfgang Caspar Printzen, von Waldthurn, der Reichs-Gräfl. Promnitz. Capell-Music bestallten Dirigenten und Cantore zu Sorau. Dresden. In Verlegung Johann Christoph Miethens, 1689. 1 Kupferstich und 6 + 24 S. 4. Dieser Theil, welcher die Intervalle im Allgemeinen behandelt, bildet die Einleitung (Prodromus) zu dem folgenden Werke, welches in einzelnen Partien erschien: Exercitationum Musicarum theoretico-practicarum curiosarum prima De Unisono: Oder, Erste Curiose Musicalische Wissenschafft- und Kunst-Ubung von dem Unisono; etc. Franckfurt und Leipzig, In Verlegung Johann Christoph Miethens, 1687. 32 S. 4. Unter demselben Titel erschienen noch folgende Abtheilungen; von der Octav; daselbst. 1687. 55 S. 4; von der Quint. 1687. 52 S. 4; von der Tertia majore. 1688. 32 S. 4; von der Quart. 1688. 46 S. 4; von der Tertia minore. 1689. 32 S. 4; von der Sexta majore. 1689. 28 S. 4; von der Sexta minore. 1689. 30 S. 4. Am Schluß 4 S. Corrigenda über alle Theile. (Königl. Bibl. in Berlin.)

6. Historische Beschreibung der Edelen Sing- und Kling-Kunst, in welcher Deroselben Ursprung und Erfindung, Fortgang, Verbesserung, unterschiedlicher Gebrauch, wunderbare Würckungen, mancherley Feinde, und zugleich berühmteste Ausüber von Anfang der Welt biß auff unsere Zeit in möglichster Kürtze er-

zehlet und vorgestellet werden, aus Denen vornehmsten Autoribus abgefasset und in Ordnung gebracht von Wolfgang Caspar Printzen, von Waldthurn, der Reichs-Gräfl. Promnitz. Capell-Music bestallten Dirigenten und Cantore der Stadt Sorau. Dresden, in Verlegung Johann Christoph Mieths, Buchh. Gedruckt bey Johann Georgen. Anno 1690. 4. 1 Kupferstich, 1 Titelblatt, 4 S. Dedication, 223 gez. Seiten und 17 S. mit dem alphabetisch-geordneten Register. (Königl. Bibl. in Berlin.)

7. Außerdem schreibt man P. folgende musikalische Erzählungen zu: a) Musicus vexatus, oder Der wohlgeplagte, doch Nicht verzagte, sondern iederzeit lustige Musicus instrumentalis, In einer anmuthigen Geschicht vor Augen gestellet von Cotala, dem Kunst-Pfeiffer Gesellen. Freyberg, Zu finden bey Johann Christoph Miethen, Buchhändler. 1690. 204 S. 8. (Königl. Bibl. in Berlin.) b) Musicus magnanimus oder Pancalus, der großmüthige Musicant, in einer überaus lustigen, anmuthigen und mit schönen Moralien gezierten Geschichte vorgestellet von Mimnermo des Pancali gutem Freunde. Daselbst. 1691. 260 S. 8. c) Musicus curiosus. oder Battalus, der vorwitzige Musicant. In einer sehr lustigen, anmuthigen, unerdichteten und mit schönen Moralien durchspickten Geschichte vorgestellet von Mimnermo, des Battali gutem Freunde. Daselbst. 333 S. 8. (b und c citire ich nach Fétis, Biographie universelle. Paris 1875. VII. Bd. p. 174.)

8. P. führt in seiner Autobiographie noch Folgendes an: „Sintemal ich die vorlängst schon angefangene Ideam Boni Compositoris, in neun Büchern, denen ich die Nahmen der neun Musen gegeben, zu Ende gebracht, und den vierdten Theil des Satyrischen Componisten, in welchem ich gewiesen, wie mancherley Fugae leicht zu erfinden, und zu componiren seyn, ausgearbeitet. Ich habe auch die Lateinische Musicam Historicam und Tractat de circulo Quintarum et Quartarum Musico, und von der Temperatur geschrieben. Die ersten beyden Tractate seyn mit vielen anderen Musicalischen Scriptis, samt allen meinen Büchern durch den am 2. Maji Anno 1684 geschehenen grausamen Sorauischen Brand, zu nichte gemacht: die letztere aber von guten Freunden, denen ich sie zu lessen gegeben, erhalten worden.“ Hist. Beschreibung der Edelen Sing- und Kling-Kunst. 1690. S. 222. Die theoretischen und musikpädagogischen Schriften Printzens gehören zum Besten, was in jener Zeit geschrieben worden ist. Seine Geschichte der Musik (vgl. Nr. 6) dagegen ist nur eine Compilation theils von geschichtlichen Nachrichten, theils von Anecdoten. Von einigem Werth ist nur die Partie, welche er als Zeitgenosse bearbeitet hat. Sein Stil ist derb und mitunter witzig. Die drei ihm zugeschriebenen Erzählungen (vgl. Nr. 7) haben culturgeschichtlichen Werth, weil sie das Leben und die Lage der Musiker im 17. Jahrhundert schildern. Die Darstellung ist aber, wenigstens in „Musicus vexatus“, den ich gelesen, Ekel erregend.

Wilh. Bäumker.

Printzen: Marquard Ludwig Freiherr v. P., preußischer Diplomat, Oberhofmarschall, Chef der Verwaltung der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten unter König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. P. wurde am 14. April 1675 zu Berching im Bisthum Eichstädt geboren, woselbst sein Vater, der kurbrandenburgische Generalmajor Johann Friedrich v. P., die Winterquartiere bezogen hatte. Schon mit 13 Jahren, am 4. October 1688, auf der Universität zu Frankfurt immatriculirt, studirte P. 6 Jahre unter Becmann, Lith und dem älteren Cocceji, schrieb eine Abhandlung „de tutelis principum“ und begab sich darnach, dem Brauche der Zeit folgend, auf Reisen in das Ausland, nach Holland — dort besuchte er die Utrechter Universität — nach England, Italien und Oesterreich. Frühzeitig trat P., der schon als Student die Aufmerksamkeit des Kurfürsten er-

regt hatte, in den brandenburgischen Staatsdienst ein, außerordentlich schnell gelangte er zu den höchsten Stellungen. Er begann als Diplomat. 1698 weilte er in Mitau am Hofe der verwittweten Herzogin von Kurland, einer Schwester Friedrichs III., um der Wittwe in der Verwaltung des Landes mit seinem Rathe beizustehen. Im Herbste desselben Jahres betraute der Kurfürst den 23jährigen mit dem wichtigen Gesandtschaftsposten in Moskau; rasch gewann P. die Gunst des Czaren Peter, bald zählte er zu den nahen Vertrauten desselben. Im J. 1699 zum Schloßhauptmann ernannt, ging P. als Gesandter an den Hof von Cassel, doch schon am Schlusse des folgenden Jahres kehrte er nach Rußland zurück. Auf der Reise nach Moskau entledigte er sich zunächst in Mitau der vom Kurfürsten ihm mitgegebenen Aufträge, begab sich alsdann in das sächsische Lager vor Riga und ebenso in die belagerte, von den Schweden vertheidigte Stadt. Es war Printzen's Werk, daß Peter I. den neuen König von Preußen sogleich mit vieler Bereitwilligkeit anerkannte, am 5. Juli (st. vet.) 1701 wurde P. in feierlicher glänzender Audienz von dem russischen Herrscher als königlicher Abgesandter empfangen. Jedoch dem feingebildeten jungen Deutschen behagte nicht das wilde Treiben am Moskauer Hofe; obschon der Czar ihn vielfach auszeichnete und den St. Andreasorden ihm verlieh, so erbat er doch noch im J. 1701 seine Abberufung, um endlich wieder „ein ordentliches Leben“ führen zu können. Nach der Heimkehr aus Rußland wurde P. nach Bayreuth gesandt zur Hochzeit der Herzoginwittwe von Kurland mit dem Markgrafen von Bayreuth. Hier in Franken ist P. zum ersten Male in geistlichen Angelegenheiten thätig, auf dem Gebiete, auf welchem er die Hauptwirksamkeit seines reiferen Mannesalters entfalten sollte; er setzte es bei dem strenglutherischen Magistrate von Nürnberg durch, daß den Reformirten der öffentliche Gottesdienst in der Vorstadt zugestanden ward. Nach dem Tode von Fuchs (s. A. D. B. VIII, 170) ward P. im J. 1704 zum Director des Lehnswesens ernannt, und am 22. Mai 1705, erst 30 Jahre alt, zum Wirkl. Geheimen Staats- und Kriegsrath, zum Mitgliede der höchsten Regierungsbehörde in Preußen, befördert. Zugleich mit der letzteren Würde empfing P. ein neues Gehalt von 4000 Thalern, und da er die Schloßhauptmannschaft „nebst allen Emolumentis“ beibehielt, so berechnete man seine öffentlichen Einnahmen damals auf 11 bis 12000 Thaler.

Während des nordischen Krieges nahm der König wiederholt die erprobte diplomatische Geschicklichkeit Printzen's und seine in den Angelegenheiten des Ostens erworbene Erfahrung in Anspruch. Karl XII. hatte die größten Nachbarländer Preußens überwältigt, hatte Polen erobert und Stanislaus Lesczinski zum Könige wählen lassen, hatte die Sachsen besiegt und das Kurfürstenthum mit seinem Heere besetzt; schon befürchtete man eine Vereinigung zwischen den Schweden und den in Süddeutschland eingedrungenen Franzosen. Da die preußischen Truppen in Oberitalien gegen Frankreich fochten, so war Friedrich I. bei einem etwaigen Zwiespalt mit Schweden zum Widerstand wenig gerüstet, er suchte sich daher dem siegreichen Schwedenkönige zu nähern, er plante ein Tripelallianz zwischen Schweden, Preußen und Kurbraunschweig zum Schutze der evangelischen Glaubensgenossen in Schlesien, Ungarn und der Pfalz, er hoffte gegen Anerkennung des neuen polnischen Königs von Karl XII. den Erwerb der Stadt Elbing, des Bisthums Ermland und eines mehr oder weniger großen Verbindungsstriches zwischen Pommern und Altpreußen zu erlangen. In diesen Fragen sollte P. mit dem König von Schweden unterhandeln; viermal ward er an Karl XII. abgesandt, im August 1705 nach Warschau, im September und November 1706, sowie im Mai 1707 in das schwedische Hauptquartier in Sachsen. Printzen's Aufgabe war schwierig und bot wenig Aussicht auf Erfolg, er hatte Vieles zu fordern, nur Geringes zu bieten. Die Tripelallianz kam nicht zu Stande, von den Er-

werbungen in Polnisch-Preußen mußte man absehen; immerhin aber hielten die Missionen Printzen's ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Mächten aufrecht, der preußische Hof sprach im Februar 1707 die Anerkennung des Stanislaus aus, und Karl XII. erkannte Preußens Recht auf die Stadt Elbing an. Friedrich I., so wenig er von dem Ergebniß der Unterhandlungen befriedigt war, würdigte doch die Bemühungen Printzen's, er verlieh ihm im J. 1706 den neugestifteten Orden vom Schwarzen Adler.

Printzen widmete sich von jetzt an ausschließlich der inneren Verwaltung; eine stark ausgesprochene Neigung führte ihn zur Beschäftigung mit den Kirchen- und Schulangelegenheiten. Wiewohl ein erklärter Gegner des am Ruder befindlichen Ministeriums der drei Reichsgrafen, stieg er doch in den folgenden Jahren von Stufe zu Stufe, es wurden ihm nach und nach alle die höheren Aemter übertragen, die in das Gebiet der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten fielen. 1707 ward er Decernent für die Universitäten, im folgenden Jahre Verwalter des Mons Pietatis, 1709 Präsident des kurmärkischen Consistoriums, Director des Kirchenraths am Dom, Director des Joachimsthalschen Gymnasiums und Curator für alle preußischen Universitäten, 1710 Protector der Societät der Wissenschaften, 1711 Director des Oranienburgischen Waisenhauses, 1713 Präsident des neu errichteten reformirten Oberkirchendirectoriums, welches die sämmtlichen evangelisch-reformirten Gemeinden des preußischen Staates, mit Ausnahme derer in Cleve-Mark-Ravensberg, zum ersten Mal zu einer Einheit zusammenschloß, am 14. September 1714 auch Präsident des französisch-reformirten Oberconsistoriums, 1718 Director der königlichen Bibliothek, der Antiquitäten und Medaillen, der Naturalien und der Kunstkammer, endlich 1724 Director des Obercollegium Medicum. P., der selbst aus einer reformirten Familie stammte, hat sich besonders um die Entwicklung der evangelisch-reformirten Kirchen- und Schulverfassung in Preußen vielfache Verdienste erworben; wenige Monate, nachdem er der neuen reformirten Oberbehörde vorgesetzt war, erschien am 24. October 1713 das „ewig währende pragmatische Gesetz der reformirten Kirche", die „königlich-preußische evangelisch-reformirte Inspections-, Presbyterial-, Classical- Gymnasien- und Schulordnung." (Mylius 1, 1. S. 447 ff.) Auf die Thätigkeit Printzen's für Kirche und Schule in Preußen kann hier nur hingewiesen werden, sie verdiente wol im Einzelnen noch aufgeklärt zu werden. Zusammen mit dem Kronprinzen, mit Ilgen und Kameke bildete P. die Opposition gegen die gewissenlose Wirthschaft des Grafen Kolbe v. Wartenberg. Ausgangs des Jahres 1710 wurde Wartenberg gestürzt. P. empfing den Auftrag, den arg verwahrlosten Zustand der Hofrentei zu untersuchen und die maßlosen Ausgaben für Küche und Keller einzuschränken. 1712 erhielt P. neben seinen vielen Würden auch das früher von Wittgenstein verwaltete Amt eines Oberhofmarschalls. Und nicht bloß als Gesandter, als Leiter von Kirche, Schule, Universität und als Vorsteher des Hofstaates ist P. thätig gewesen, auch im auswärtigen Ministerium, im Justiz- und Steuerwesen hat er zeitweise mit Hand angelegt: der Wirkungskreis der höchsten Beamten in Preußen war noch kein fest umschlossener, Männer von hervorragender Geschäftskenntniß und von erprobter Redlichkeit fanden Verwendung in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung. Als Friedrich Wilhelm I. nach seiner Thronbesteigung im Cabinetsministerium (dem Departement der auswärtigen Affairen) das Collegialsystem zum ersten Mal einrichtete, bestellte er P. und Christoph v. Dohna neben Rüdiger v. Ilgen zu Cabinetsministern. Bei der Reform des Kammergerichts gehörte P. der für diese Reform eingesetzten Commission an, zu der Reorganisation des General-Commissariats wurde er herangezogen, er unterzeichnete neben Kameke und Ilgen das neue Reglement vom 7. März 1712. Um das verrottete Finanzwesen der Städte zu ordnen, setzte Friedrich

Wilhelm I. außerordentliche Commissionen ein, 1712 ist P. für das Steuerwesen in Magdeburg thätig, 1714—16 arbeitet er in Gemeinschaft mit Kraut, um die Berliner Stadtverwaltung zu prüfen und in geregelte Bahnen überzuleiten.

Der Charakter Printzen's erscheint in den Urtheilen der Zeitgenossen in einem sehr günstigen Lichte. Bei keinem andern der damaligen preußischen Beamten — und welch' hervorragende Männer sammelten sich um Friedrich Wilhelm I. — werden die persönlichen Vorzüge so einstimmig anerkannt. Als besonders hervorstechender Zug galt bei P. seine große Frömmigkeit, sein festes Gottvertrauen; in den Mußestunden bildete seine Lieblingslectüre die alte Hausbibel, welche mit Gebeten und Familienaufzeichnungen von seiner Hand gefüllt war, allein in den Jahren 1714—1725 soll er 22 mal die Bibel von Anfang bis zu Ende durchgelesen haben; mit regem Eifer sorgte er für eine christliche Erziehung seiner Kinder; auf seinen Landgütern galt es ihm als erste Pflicht, daß allerorten eine Kirche erbaut wurde. Gerühmt wird seine gründliche Gelehrsamkeit auch in weltlichen Dingen, besonders in den Rechten und in den humanistischen Wissenschaften, vor den Gelehrten besaß er viele Hochachtung, und dieselbe blieb von der Gegenseite nicht unerwidert: der Kanzler Ludewig in Halle widmete ihm seine vermischten Schriften. Schon als Student zeichnete sich P. vor den Altersgenossen aus: als Kurfürst Friedrich III. die Frankfurter Universität mit seinem Besuche beehrte, da ward der „schöne Printzen" als der gelehrteste, der fleißigste und der schönste auserkoren, um im Namen derer von Adel den Landesherrn in einer Ansprache zu bewillkommnen. Mit kurzen, treffenden Worten wird P. in seiner Grabschrift genannt: religionis stator, pietatis exemplar, bonarum litterarum et solidae eruditionis non patronus magis quam ipse cultor. Ein Wohlthäter der Armen kam er mit Freundlichkeit auch dem geringen Manne entgegen; in höheren Kreisen war sein Umgang geschätzt wegen seiner feinen gewählten Formen, die den vollendeten Hofmann bekundeten. In der That alles Eigenschaften, die es wohl erklärlich machen, daß gerade P. als Vorsteher des Hofstaates und als oberster Leiter von Kirchen und frommen Stiftungen, von Schulen und Universitäten ausgewählt wurde; für die Prüfung und Ordnung in anderen Verwaltungszweigen hingegen empfahlen ihn seine allseitig anerkannte Lauterkeit und sein praktischer Geschäftssinn. Ilgen erklärte wohl dem Könige: P. könnten Se. Majestät nicht entbehren, wenn anders die Geschäfte vorwärts gehen sollten. Mit Freimuth trat P. seinem königlichen Herrn entgegen, die Neuerungen Friedrich Wilhelms im Lehnswesen dünkten ihm ungerecht, er tadelte sie und bat um den Abschied. „Nein, mein lieber Printzen", so soll Friedrich Wilhelm geantwortet haben, „nichts als der Tod soll uns scheiden." Und das Wort des Königs ging in Erfüllung. Bis zum letzten Tage seines Lebens verblieb der treue Diener in seinen zahlreichen Aemtern. Ein früher Tod raffte den unermüdlich thätigen schon mit 50 Jahren dahin: er starb in Berlin am 8. November 1725.

Der Tod Printzen's rief eine ganze Litteratur über ihn hervor; die preußischen Universitäten, die Societät der Wissenschaften und verschiedene Geistliche beeiferten sich ihren geschiedenen Schutzherrn zu feiern. Gute Nachrichten über Printzen's Leben enthält die „Gedächtniß-Schrift ꝛc." von Elsner, dem Rector des Joachimsthalschen Gymnasiums; in zweiter Linie kommen in Betracht die allerdings etwas panegyrisch gehaltenen: „Oratio funebris Francofurtana" von Prof. Westermann, die „Oratio Duisburgensis" von Prof. Withof, die in der Berliner Societät von Prof. Gundling gelesene „Laudatio funebris". (Diese sowie eine Anzahl von poetischen Nachrufen gesammelt als: „Wohlverdientes Ehrengedächtniß dem . . . Printzen aufgerichtet." Berlin, Grynaeus. Folioband S u. 1874 der Berliner kgl. Bibliothek.) Im Laufe des 18. Jahrhunderts erschienen mehr-

fach größere und kleinere Biographien. Zunächst erschien das wol sicher von David Faßmann herrührende: Todtengespräch zwischen Printzen und dem Kanzler Distelmeyer (das Exemplar der kgl. Bibliothek ohne Jahreszahl), darin auch ein Bildniß Printzen's. Der Freiherr v. Loën gab 1749 in seinen „Kleinen Schriften" (Bd. I, S. 33 ff.) eine Charakterzeichnung. Die Lebensbeschreibungen in der „Collectio" von Küster (1731, Bd. I, Th. 4. S. 24 ff.), in Moser's „Patriotischem Archiv" (1784, Bd. I, S. 344 ff.), in den „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelm's I." (1789, Bd. X, S. 63 ff.), die meisten Angaben in Cosmar-Klaproth's „Staatsrath" (1805, S. 394 ff.) sind direct oder indirect aus Elsner oder Loën übernommen.

Von neueren Werken sind für einzelne Begebenheiten aus Printzen's Leben zu vergleichen: Droysen, Preuß. Politik, Bd. IV, 1 u. 2. — Isaacsohn, Preuß. Beamtenthun, Bd. II u. III. — Schmoller, Städtewesen unter Friedrich Wilhelm, Th. IV, Zeitschr. f. preuß. Gesch. Bd. XI. — Lehmann, Preußen u. d. kathol. Kirche, woselbst eine größere Zahl von Schriftstücken aus der Zeit von Printzen's Verwaltung abgedruckt sind. — Neben den gedruckten Werken sind in obiger Darstellung die Acten des kgl. Geh. Staatsarchives in Berlin benutzt. Naudé.

Prisschuch: Thomas P. gehörte dem Augsburger Patriciergeschlechte der Breischuch (= brîsschuoch, Schnürschuh) an, das Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts aus der Reihe der Geschlechter vorübergehend in die Zünfte übertrat. Diesen Uebergang vollzog Constantin Breischuch; sein Sohn Thomas ist wol identisch mit dem Autor eines Reimspruchs über das Constanzer Concil, der nach eigener Angabe des Dichters 1418 verfaßt wurde und Kaiser Sigismund gewidmet ist: vielleicht überreichte Thomas sein Werk dem Kaiser persönlich, als dieser auf der Rückkehr von Constanz am 4. October 1418 Augsburg passirte. Es wird des Kaisers Dank gewesen sein, daß eben diesem Th. von Sigismund ein neues Wappen verliehen wurde. Th. war zur Zeit des Concils noch ein junger Mann; 1443 ist er als Delegirter der Kaufleute in dem großen Rath und wird uns noch 1460 als Besitzer von Gütern zu Anhaußen bezeugt. — Prisschuch's Gedicht, das er selbst „des heiligen conzilis fundament oder grundvest" betitelt, ist nichts weniger als eine zusammenhängende Chronik der Costnitzer Kirchenversammlung. P. wählt folgende Einkleidung: während er selbst überlegt und in Büchern studiert, was er wol zum Lobe Sigismund's vom Concile dichten könne, da sucht ihn ein gelehrter Meister auf, der in Constanz selbst gewesen war, und erbietet sich, ihm den Stoff zu liefern. Der Dialog der Beiden bildet das Gedicht: P. richtet kurze Fragen sehr verschiedener Art und ohne rechte Disposition in unvermittelter Folge an den Meister und dieser antwortet ausführlich: der Dichter selbst nimmt nur ein Mal (808 fgg.) das Wort zum Preise der Kaiserin Barbara, sonst beschränkt er sich auf knappste Fragen: der Meister spricht beständig; sogar die Entschuldigung, daß er bei so schwachen Kräften sich an eine so große Aufgabe gewagt, selbst sie wird dem Meister in den Mund gelegt. Natürlich ist diese Einkleidung im Wesentlichen Fiction: immerhin geht aus V. 397 fg. hervor, daß P., wenn er, wie es scheint, nicht selbst in Constanz war, dann neben seinen Büchern auch den Bericht eines Augenzeugen benutzt haben muß: es ist das um so glaublicher, als die Stadt Augsburg zweimal Gesandtschaften nach Constanz entsandte. Trotzdem hat das Gedicht als historische Quelle ebenso geringen Werth wie als poetische Leistung. Es will in erster Reihe ein Panegyrikus auf Sigismund sein: sein Lob beginnt, sein Lob schließt den Spruch; er hat das Concil veranlaßt und uneigennützig geleitet; wie Moses Israel aus Aegypten, so befreite er die Christenheit aus dem Schisma; die seiner Ehre gewidmete Partie (1547—1738), die ihn schildert als den christlichen

Ritter im Waffenſchmucke der Tugenden, iſt das weitaus gelungenſte Stück des ganzen Gedichts. Aber die hiſtoriſche Wahrheit leidet unter dieſer kritikloſen Begeiſterung. Der Dichter verſchweigt in abſichtlicher Undeutlichkeit, daß Papſt Johann früher in Conſtanz war als der Kaiſer, er hat kein Wort des Tadels für des Kaiſers Wortbrüchigkeit gegen Huß, hat kein Auge für die diplomatiſchen Mißerfolge ſeiner franzöſiſchen Reiſe. Wer weiß alſo, ob die uns ſonſt unbekannte Geſchichte von den drei Fürſten, die Sigmund durch Geld beſtechen wollen, das Concil zu verlaſſen (1297 fg.), glaubwürdig iſt? Neben Sigmund's Verdienſten tritt alles Andre zurück: Huſſen's Verdammung, die Ernennung Friedrich's von Nürnberg zum Kurfürſten von Brandenburg wird nur ganz gelegentlich und kaum ausführlicher als eine beliebige Sonnenfinſterniß erwähnt, und ſelbſt die Flucht Johann's XXIII. und des Herzogs von Oeſterreich, die Wahl Martin's V. wird in unverhältnißmäßiger Kürze erledigt. Nur ein Thema noch lockt den Dichter zu längerem Verweilen: das ſind die Regiſter der zu Conſtanz vertretenen Patriarchen, Hochſchulen, Orden und Fürſten. 23 Univerſitäten, 63 Mönchsorden mit ihren Abzeichen, über 80 Potentaten zählt er in trockenſter Kürze, ganz im Geſchmacke Boppes und der Turnierdichtung des 14. Jahrhunderts auf. Und gerade hier muß er zum guten Theil nicht aus authentiſchen Nachrichten, ſondern aus allgemeinen Verzeichniſſen, die ſich gar nicht auf das Concil bezogen, geſchöpft haben. So paradirt unter den Hochſchulen Athen und andere ſonſt nicht bezeugte, während das ſicher vertretene Krakau fehlt. Unter den Orden prangt an erſter Stelle der uralte, aber längſt eingegangene Pachomiusorden. Die Reihe der Fürſten ſchließt effectvoll die angebliche Geſandtſchaft des Prieſters Johannes aus Indien, über die der Augenzeuge Ulrich v. Richental ganz verſtändig ſpricht (Stuttg. lit. Ver. CLVIII, 203). Für P. kam es eben darauf an, ſeine Gelehrſamkeit um jeden Preis anzubringen. Daher die wiederholten Abſchweiſungen auf alte Prophezeihungen, die das Schisma vorher geſagt hätten, daher die völlig unmotivirten Excurſe über alle möglichen Wiſſenſchaften, namentlich über die Alchemie, Excurſe, die den ohnehin wenig gelungenen Aufbau des Ganzen nun vollends ſprengen, daher endlich die unleidliche Vorliebe für lateiniſche Verſe und Worte. Wo P. einfach erzählt oder erwägt, da verfügt er über eine fließende Sprache, und auch ſeine Verſe leſen ſich für das 15. Jahrh. leicht und klangvoll; ſowie aber die langen Reihen ſeiner vielgeliebten Eigennamen und Fremdwörter auftreten, alsbald gehen Sätze und Verſe aus den Fugen. Die Reime verleugnen den Dialekt des Dichters nicht: namentlich reimt er mhd. â: mhd. ou (z. B. 914 grâf: louf) unbedenklich. Priſchuch's Gedicht hat einen Umfang von 939 Reimpaaren, die weit überwiegend ſtumpf ſchließen.

P. v. Stetten, Geſchichte der adelichen Geſchlechter in der freyen Reichs-Stadt Augsburg, Augsburg 1762, S. 171. — Liliencron hat „des conzilis gruntveſte“ im erſten Bande ſeiner hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen unter Nr. 50 herausgegeben und mit werthvollen Erläuterungen ausgeſtattet; leider hat er nur die ſehr fehlerhafte Heidelberger Hs. Cod. germ. pal. 321 fol. benutzt; viele Beſſerungen ergibt Höfler's Abdruck aus dem Münchner Cgm. 594 (Fontes rerum austriacarum, script. VI, 2. S. 354 fgg.); eine dritte Hs., auch des 15. Jahrh., Cgm. 568 iſt noch nicht publicirt.

Roethe.

Priſtaff: Gottlieb Samuel P., ein ſehr gewandter Fälſcher pommerſcher Urkunden und anderer hiſtoriſcher Denkmäler, iſt nicht ſeiner ſelbſt wegen, ſondern deshalb zu erwähnen, weil, abgeſehen von älteren Geſchichtsforſchern, auch mehrere neuere Schriftſteller durch ihn getäuſcht worden ſind, und weil auch für die Zukunft große Vorſicht bei der Prüfung der betr. Urkunden zu empfehlen iſt. Der-

selbe war zu Cottbus als der Sohn des dortigen Pastors Christian P. geboren, dann anfangs zu Grapzow bei Treptow a. d. Tollense und später zu Langenhagen bei Treptow a. d. Rega Prediger, mußte aber wegen anstößigen Lebenswandels im J. 1726 sein Amt niederlegen und begab sich nach Danzig. Hier wurde er auf Befehl der preußischen Regierung gefangen genommen und wegen seiner ungewöhnlichen Körpergröße von 6 Fuß als gemeiner Soldat dem Infanterie-Regiment v. Borck in Stargard einverleibt, nach einigen Jahren aber wegen Krankheit entlassen. Seit dem Jahre 1732 lebte er abwechselnd in Stettin und in Greifswald und unternahm von hier längere Reisen durch Pommern und Rügen, auf welchen er sich überall eine vielseitige Kenntniß der Archive, Bibliotheken und öffentlichen Denkmäler erwarb. Diese benutzte er zur Anfertigung gefälschter Urkunden und Chroniken mit angefügten Landkarten und Abbildungen, welche er theils als Abschriften seiner Hand, theils unter fremdem Namen, u. A. von Adam Gerschow, an Bibliotheken und Privatpersonen veräußerte. Auf solche Art täuschte er den Generalsuperintendenten Hornejus und den Bürgermeister Liebeherr in Stettin, sowie den Generalsuperintendenten Lütkemann und die Professoren A. G. Schwarz und Aug. Balthasar in Greifswald, welche nicht nur die betr. Urkunden für ihre Arbeiten benutzten, sondern ihn auch bei seinen Reisen ihren Freunden empfahlen. Pristaff's Zeichnungen sind freilich so formlos und ohne Kenntniß der Denkmäler entworfen, daß sie wenig Beachtung verdienen, seine Chroniken, welche namentlich die Geschichte der pommerschen Städte behandeln, verrathen dagegen eine große Belesenheit, welche oft dazu verleitet, auch die eingewebten Irrthümer und Erfindungen für Wahrheiten anzunehmen; die gefälschten Urkunden endlich sind mit raffinirter Berechnung gerade in solche Zeiten verlegt, wo wichtige Ereignisse, wie die Sturmfluth von 1304, das Erlöschen des Geschlechts der Grafen v. Gützkow (1359) u. A. stattfanden, sodaß selbst neuere Forscher, wie Barthold (Pom. Gesch. III, 399—402), Klempin (Pom. Urk.-Buch 320) und Fock (Rüg. Pom. Gesch. III, S. 61, Anm. betr. d. J. 1307) durch dieselben getäuscht wurden. Andererseits muß es Verwunderung erregen, daß P., welcher schon am 10. Jan. 1736 zu Anklam starb, in der kurzen Zeit v. 1732—36 eine so große Menge von gefälschten Schriften zu sammeln und anzufertigen vermochte.

Quellen: A. G. Schwarz, Pom. Lehnshistorie, 1740, S. 1079, Anm. — Oelrichs, Fortgesetzte hist. diplomatische Beiträge zur Geschichte in Pommern, 1770, S. 94—124. — Klempin u. Kratz, die Städte der Prov. Pommern, 1865, S. 233, Anm. 1. — Pyl, Gesch. Eldenas, 1882, S. 668, 824.

Pyl.

Pritius: Johann Georg P. (eigentlich Priz), Dr. theol., lutherischer Theologe, geboren am 22. Sept. 1662 zu Leipzig, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung in der Schule zu St. Nikolai in seiner Vaterstadt, auf deren Hochschule er auch in das Studium der Theologie eingeführt wurde. Seine akademischen Lehrer waren Alberti, J. B. Carpzov, Menken u. A. Im J. 1685 wurde er Magister, gleichzeitig mit August Hermann Francke, der um diese Zeit sein Collegium philobiblicum anfing. Ob P. in die pietistischen Händel zu Leipzig verwickelt wurde, ist nicht bekannt, da er aber nachmals ein großes Interesse an Spener's Schriften zeigte, so mag die Anregung dazu ihm in dieser Zeit gekommen sein; gewiß hat er den Dresdner Oberhofprediger damals persönlich kennen gelernt. Im J. 1690 wurde er Prediger an St. Nikolai, 1691 Mitglied der philosophischen Facultät und 1693 Baccalaureus. In diesen Jahren verfaßte er mehrere philosophische und theologische Dissertationen. Im J. 1699 folgte er einem Rufe nach Zerbst an die Dreifaltigkeitskirche; da er aber zugleich am Gymnasium das Lehramt der Theologie und Metaphysik zu bekleiden hatte, wurde ihm diese

Berufung ein Anlaß, sich zu Leipzig die Würde eines Licentiaten, sowie auch eines Doctors der Theologie, zu erwerben. Von Zerbst kam er 1701 nach Schleiz als Superintendent und Schulvorsteher und trat hier dem pietistisch angeregten Grafen Heinrich XI. von Reuß so nahe, daß derselbe ihn bald zu seinem Hofprediger erwählte. Die mancherlei praktischen Berufsarbeiten hinderten übrigens P. nicht, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Er beschäftigte sich mit der Herausgabe einiger Schriften (Macarii Aegyptii opuscula, Lipsiae 1698, Jo. Arndtii de vero christianismo libri IV, Lipsiae 1704 u. s. f.), ferner übersetzte er Werke von Baxter, Milton, Asgill u. s. f. Vor allem aber ist zu erwähnen seine Ausgabe des griechischen neuen Testaments, zu Leipzig 1703 erschienen, welche dreimal aufgelegt wurde, sowie seine 1704 ebenda erschienene „Introductio in lectionem Novi Testamenti“, ein umfangreiches Werk, das nicht nur zu seinen Lebzeiten mehrere Auflagen erlebte, sondern auch nach seinem Tode öfter, besonders durch C. G. Gottlieb Hofmann (1737), zuletzt 1764, verbessert und vermehrt herausgegeben wurde. Dies seiner Zeit vielgebrauchte Handbuch enthält zwar keinerlei neue Gesichtspunkte, aber ein reiches Material; auch ist bemerkenswerth, daß der von P. gewählte Name für diese theologische Disciplin seitdem sich allmählich eingebürgert hat. Wenn er durch diese Schriften sich in der Gelehrtenwelt bereits einen Namen erworben hatte, so sollte ihm auch eine Gelegenheit geboten werden, auf einer 1705 angetretenen längeren Reise die bedeutendsten Vertreter der theologischen und philosophischen Wissenschaft aus den verschiedensten Lagern in Deutschland, Holland und England (einen Vitringa, Bayle, Poiret, Clericus, Penn u. A.) kennen zu lernen, ein in jener Zeit nur Wenigen beschiedenes Glück! Die angeknüpften Beziehungen suchte er durch eifrigen Briefwechsel lebendig zu erhalten; sogar mit der griechischen Kirche kam er durch Correspondenz in Berührung. Häufig wurde er um empfehlende Vorreden für neu erscheinende Werke oder Ausgaben angegangen. Im J. 1708 wurde er von dem Schwedenkönig Karl XII. als Professor der Theologie nach Greifswald berufen, wo er zugleich das Hauptpfarramt zu St. Marien bekleidete und dem Consistorium angehörte. Bei seiner Einführung predigte Joh. Fr. Mayer, der bekannte Gegner Spener's, über „die pietistischen Verführungen“, um den als Verehrer Spener's ihm verdächtigen neuen Collegen, den er auch später vielfach drückte, zu verwarnen. Bald darauf sollte P. Spener's Kanzel selbst besteigen. Als in Frankfurt a. M. dessen Nachfolger Arcularius 1710 gestorben war, wurde P. im folgenden Jahre das Seniorat mit der Pfarrstelle an der Barfüßerkirche angetragen, welches Anerbieten er denn auch einem Rufe nach Magdeburg vorzog. Er bemühte sich sehr, das Andenken Spener's zu ehren, indem er mehrere Schriften desselben (z. B. die Soliloquia) herausgab und das Lesen seiner Werke vielfach empfahl. Auch übersetzte er dessen 1683 erschienenen Tabulae catecheticae, welche für die Pädagogik von großer Bedeutung waren, ins Deutsche und machte sie zugleich durch eine Bearbeitung brauchbarer (Frankfurt bei Zunner's Erben 1713 und 1717). Dennoch ist P. kein Pietist im strengsten Sinne gewesen. Zwar nennt ihn ein Leichengedicht mit Grund „Speneri ächten Sohn“, aber eben weil er der ursprünglichen Anregung desselben folgte, zeigte er sich dem separatistischen Zuge, sowie dem krankhaften Tone des späteren Pietismus, abhold. Seine Stellung ergibt sich am klarsten aus der „geistlichen Tugend- und Sitten-Lehre“ (Frankfurt und Leipzig bei den Zunner'schen Erben 1721). Das Werk ist nicht sowohl eine wissenschaftliche Ethik als eine Erbauungsschrift, „darinnen der Weg gezeiget wird, auf welchem ein rechtschaffener Christ zu seiner wahrhafftigen Glückseeligkeit gelangen kann“. Man findet überall Anklänge an Arndt und Spener, wie auch an die „deutsche Theologie“, von der P. eine lateinische Uebersetzung Castellio's 1730 herausgegeben hat; aber nirgends ist die Linie der lutherischen

Rechtgläubigkeit bei aller Betonung des Heiligungsstrebens überschritten, auch macht sich bei Beurtheilung der irdischen Freuden und Güter keine weltflüchtige Richtung geltend. Katholiken und Reformirten ist P. auch stets als Vertheidiger der reinen Lehre in Wort und Schrift entgegengetreten. Was seine homiletischen Leistungen angeht, so gehörte er zu den tüchtigeren Predigern seiner Zeit. Wohl hielt er es für angebracht, öfter den hebräischen und griechischen Text auf der Kanzel anzuführen und etwa auch durch lateinische Uebersetzung zu erläutern, aber diese übertriebene exegetische Gründlichkeit entsprach der damals herrschenden Sitte, und im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß eine praktische Richtung in den Predigten sich geltend macht und der Ton oft etwas Frisches und Kräftiges hat. Es war P. vergönnt, 21 Jahr lang dem Frankfurter lutherischen Kirchenwesen vorzustehen, doch waren seine letzten Amtsjahre sehr getrübt durch Mißhelligkeiten, welche mit der Gründung eines lutherischen Consistoriums (1728) zusammenhingen. Er glaubte der neuen Behörde gegenüber die seiner Meinung nach verletzten Rechte des Predigerministeriums wahren zu sollen und gab seinem Mißfallen durch Verlassen der ersten Sitzung (26. Juni), sowie durch andauerndes Fernhalten von den Verhandlungen des Consistoriums, energischen Ausdruck. Zwar ging man gegen den gelehrten Senior nicht disciplinarisch vor, doch beraubte er sich durch seine Haltung fast allen Einflusses. Erst unter seinen Nachfolger Münden kam es zu geordneten Verhältnissen. Einen Einblick in das Gemüthsleben des alleinstehenden, von außen und innen angefochtenen Greises in seinen letzten Jahren gewähren vier merkwürdige Manuscripte der Frankfurter Predigerbibliothek, welche für die Jahre 1731 und 32 (bis zum 16. August) einen doppelten Cyclus täglicher lateinischer Gebete unter den Titeln meditationes de morte, colloquia cum Jesu, laudes divinae und querelae enthalten: diese bis wenige Tage vor seinem Tode (24. August 1732) fortgesetzten Sammlungen sollten vermuthlich Angehörigen und Freunden ein geistliches Vermächtniß sein; ein Band ist ausdrücklich für seinen geistesverwandten Collegen Johann Friedrich Starck, den Verfasser des bekannten Gebetbuchs, bestimmt. Das Andenken an P. hat sich in Frankfurt unter Anderem durch einige von ihm gestiftete Stipendien erhalten.

Vgl. besonders die lateinische Erinnerungsrede von Münden in den Acta Historico-Ecclesiastica (Tomus I, p. 48—78), in der auch seine zahlreichen Schriften meist verzeichnet sind.

Dechent.

Prittwitz: Bernhard v. P., ein Schlesier, welcher sich unter der Regierung der Könige Sigismund I. und Sigismund II. von Polen in den Kämpfen gegen die Tataren, worunter die nichtchristlichen Bewohner des südöstlichen Europa zu verstehen sind, so auszeichnete, daß seine Zeitgenossen ihm den Beinamen Terror Tartarorum beilegten. Er ist wahrscheinlich durch den ersten jener Könige, welcher vor der Besteigung des polnischen Thrones die Herzogthümer Glogau und Oppeln besaß, nach Polen gekommen, wo er nach und nach mit den Starosteien von Bar, Tremblono (20 Meilen westlich von Bar, an der Straße von Lemberg nach Jassy gelegen) und Uhlanow (14 Meilen nördlich von Bar) belehnt wurde; meist schrieb er sich „Hauptmann auf Bar“. Außerdem ward er mit reichem Grundbesitz beschenkt. Seine Kriegsthaten bestanden, dem Charakter der Zeit entsprechend, meist in der Ausführung oder in der Abwehr von Raub- und Beutezügen. Die bekanntesten derselben fallen in die Jahre 1540 bis 1560. Mit dem deutschen Hochmeister Albrecht von Brandenburg und mit seiner schlesischen Heimath stand er in regem Verkehr. Er starb 1561.

R. v. Prittwitz, Das v. Prittwitz'sche Adelsgeschlecht, Breslau 1870.

B. Poten.

Prittwitz: Joachim Bernhard v. P. und Gaffron, preußischer General der Cavallerie, wurde am 3. Februar 1726 auf dem väterlichen Gute Laserwitz im schlesischen Kreise Wohlau geboren und kam 1741, als König Friedrich II. Schlesien in Besitz genommen hatte, in das Berliner Cadettenhaus. Hier blieb er jedoch nicht lange, denn bereits im November 1741 wurde er Fahnenjunker beim Regiment Posadowsky-Dragoner Nr. 1, mit welchem er an den beiden schlesischen Kriegen Theil nahm. Das ungeregelte Leben in der Garnison Schwedt, an welchem die Hofhaltung des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit schuldig war und ein Werbecommando im Reiche brachten den von Haus aus wenig bemittelten P. in arge pecuniäre Verlegenheiten; die Hülfe eines Oheims und während des siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1758, der König selbst befreiten ihn aus derselben; letzteren ging er durch ein Bittgedicht darum an, welches Friedrich mit ein paar Knittelversen willjährig beantwortete. Diesem war er inzwischen vortheilhaft bekannt geworden, da er ihn beim Bereiten der Vorposten vor der Gefangennahme durch die Kroaten bewahrt und sich bei Kolin, wo sein Regiment, jetzt Normann-Dragoner, sich besonders brav und standhaft erwies, hervorragend ausgezeichnet hatte; auch war er zweimal verwundet und hatte sich durch sein tapferes Verhalten bei Zorndorf den Orden pour le mérite erworben. Dem General v. Zieten war er so vortheilhaft bekannt geworden, daß dieser, als ihm gestattet war, für sein Regiment aus der ganzen Cavallerie Officiere auszusuchen, welche für den Husarendienst besonders geeignet wären, neben mehreren Anderen P. erbat, worauf der König ihn am 20. December 1758 zum Rittmeister bei jenem Regimente ernannte; erst wenige Monate vorher war er Premierlieutenant geworden. Mit einem Theile des Regiments machte P. im Anfange des Jahres 1759 den Zug des General v. Wobersnow mit, welcher in Polen die russischen Magazine zu zerstören hatte, focht bei Kay, wo das Regiment den Rückzug decken half, und am 12. August bei Kunersdorf. Nachdem er schon am Abend vorher durch das Auffinden einer Furt in der Oder sich nützlich gemacht hatte, erwarb er am Schlachttage ein besonderes Verdienst dadurch, daß er den König vor der Gefangennahme durch die feindlichen Reiter rettete. Die Schlacht war verloren; P., einer der letzten auf der Walstatt, wollte daher, wie er seinen Husaren, deren er noch etwa einhundert, nach anderen noch viel weniger, um sich versammelt hatte, sagte, sehen, „wo der Zimmermann das Loch gelassen habe“, als er den König abgesessen und ohne weitere Bedeckung auf einem Hügel, dem Mühlberge, stehen sah; ein Unterofficier Namens Velten, als Major v. Velten 1793 bei Hochheim im Kampfe gegen die Franzosen gefallen, machte ihn aufmerksam. Wider des Königs Willen drang er sich diesem zur Begleitung auf und brachte ihn mitten durch die seine Schar umschwärmenden Kasaken, deren Führer er vom Pferde schoß, über das Mühlwasser in Sicherheit. „Herr, darauf verlasse Er sich, daß ich Ihm das nie vergessen werde“, sagte ihm Friedrich darauf; zugleich wies er ihn an, so viel er könnte, zerstreute Infanteristen zu sammeln. P. sorgte dafür, daß er auch sonst dem Könige im Gedächtniß blieb; eine Reihe von hervorragenden Leistungen während der folgenden Feldzüge, wo er, immer unter seines Feldherrn Augen, 1760 in Sachsen, 1761 dort und in Thüringen, 1762 in Schlesien und darauf wieder in Sachsen am Kriege Theil nahm, mit besonderer Auszeichnung bei Torgau und bei Langensalza focht, im Vorpostendienste mit großem Ruhme und Erfolge thätig war und eine Menge von kecken, glücklichen Parteigängerstücken ausführte, legen Zeugniß dafür ab. „Ihr habt übrigens Eure Mesures sehr gut genommen und thut Alles, so einem guten und braven Officier zukommt“; „die Action gegen den Feind ist ungemein schön“; „der Coup, den ihr gemacht habt, ist excellent“ — diese und ähnliche Aeußerungen in den Briefen, welche die

königlichen Antworten auf Prittwitz's Meldungen enthalten, legen Zeugniß ab von des Husaren Brauchbarkeit und von der königlichen Anerkennung. Auch daß der König ihm während des Krieges gestattete, sich mit einer reichen Schlesierin, einer Frau v. Paczenski, geborene Freiin v. Seherr-Thoß, zu verheirathen, zeugt für die Gunst, in der er stand. Ganz besonders aber sprach sich diese in dem Danke aus, welcher ihm für den Tag von Kunersdorf zu Theil wurde. Er bestand in der Verleihung eines bedeutenden Landbesitzes im Kreise Lebus, Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O., belegen, aus dem Nachlasse des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt herrührend. Einen anderen Theil empfing Lestwitz (s. A. D. B. XVIII, 457), denn „P. hat mich, Lestwitz den Staat gerettet". Ursprünglich zu Lehen gegeben, ward der Besitz 1769 allodificirt. Das Hauptgut, auf welchem P. sich häufig aufhielt, war Quilitz. Prittwitz's Sohn überließ den Besitz 1809 dem Staate behufs Bildung der dem Fürsten Hardenberg als Dotation gegebenen Herrschaft Neu-Hardenberg und erhielt dafür Güter im Kreise Leobschütz, deren eines „Casimir", der Wohnsitz der Familie ist. P. war nun sehr reich geworden, er war aber auch ganz der Mann danach, sich der ihm zugefallenen Glücksgüter zu freuen; Thiébault (Frédéric le Grand, Paris 1817, IV, 283) nennt ihn einen Spieler. Am 27. März 1763 zog er als Oberstlieutenant und Commandeur des Zieten'schen Leibhusaren-Regiments Nr. 2 in seine Garnison Berlin ein. 1775 zum General befördert, in dem nämlichen Jahre an die Spitze des Regiments Gensdarmes gestellt und gleichzeitig zum Generalinspecteur der Märkischen und der Magdeburger Cavallerie ernannt, erfreute er sich, theils in der Hauptstadt, theils in Quilitz oder auf seinen anderen Gütern lebend, fortwährend der Huld seines Monarchen, welcher ihn vielfach in seine Gesellschaft zog. Er glänzte in derselben weder durch Geist noch durch Kenntnisse und Bildung, aber er wußte den König angenehm zu unterhalten: „Je ne ris qu'avec Prittwitz," sagte dieser; daß er ihm überhaupt Vertrauen schenkte, beweisen verschiedene nicht militärische Aufträge, welche er ihm gab, so die Inspicirung des neu hergestellten Finnowkanals und die Untersuchung von Betrügereien, welche bei der Münze vorgekommen waren, und lebhaft interessirte er sich für Prittwitz's landwirthschaftliche Bestrebungen, welche diesen als einen umsichtigen und verständigen Gutsherrn zeigten; auch nahm er nicht übel, daß P. ihm ein an die Cavallerieinspecteure erlassenes Cabinetsschreiben, welches vorgekommene Unregelmäßigkeiten in Rechnungssachen scharf rügte, mit dem Erwidern zurückgab, er könne davon keinen Gebrauch machen; statt eines Verweises erhielt P. eine gnädige Antwort. Im baierischen Erbfolgekriege commandirte dieser eine Cavalleriebrigade vom rechten Flügel der Armee des Königs, 1785 ward er Generallieutenant und erhielt den Schwarzen Adlerorden, 1788 ernannte König Friedrich Wilhelm II. ihn zum General der Cavallerie, enthob ihn aber 1790 wegen seiner Neigung zum Spiel der ihm anvertrauten Inspection; am 4. Juni 1793 ist er zu Berlin am Schlage gestorben, gerade als er seine Officiere zum Mittagessen bei sich erwartete.

R. von Prittwitz, Das v. Prittwitz'sche Adelsgeschlecht, Breslau 1870, S. 230. — K. W. v. Schöning, des General-Feldmarschall D. G. v. Natzmer's Leben etc., mit den Hauptbegebenheiten des Regiments Gensdarmes, Berlin 1838, S. 452. — Baron v. Ardenne, Geschichte des Zieten'schen Husaren-Regiments, Berlin 1874. — Genealogisch-militärischer Kalender, Berlin 1786 (mit Bildniß).

B. Poten.

Prittwitz: Karl Ludwig Wilhelm Ernst v. P., preußischer General der Infanterie, am 16. October 1790 auf dem väterlichen Gute Karisch im Kreise Strehlen geboren, trat am 5. Mai 1803 bei dem in Königsberg i. Pr. garnisonirenden Infanterie-Regiment v. Zenge in den Dienst, ward am 31. December

1804 zum Fähnrich ernannt und machte den Krieg von 1806 mit, blieb dann aber mehrere Jahre lang außer Verwendung, wahrscheinlich weil er zu denjenigen Officieren gehörte, welche, bei Auerstädt am 14. October 1806 gefangen genommen, ihr Ehrenwort gegeben hatten, während des Krieges nicht gegen Frankreich zu dienen und nach demselben nicht gleich sämmtlich wieder angestellt werden konnten. Er benutzte diese Zeit, um sich im elterlichen Hause militarisch fortzubilden. Am 21. Februar 1810 durfte er als Secondlieutenant beim 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiment wieder in den Dienst treten; bald darauf wurde er zum Besuch der Kriegsschule in Berlin zugelassen. Hier zeichnete er sich so aus, daß er am 26. Februar 1812 in den Generalstab versetzt wurde. Als Generalstabsofficier hat er dann an dem russischen Feldzuge und an den Befreiungskriegen Theil genommen, an jenem beim York'schen Corps, an diesem zuerst unter dem General von Bülow, seit dem Waffenstillstande im Sommer 1813 aber bei der Reserve-Cavallerie des Bülow'schen Corps unter General v. Oppen. Eckau am 19. Juli, Messoten und Ruhenthal am 29, Kiopen am 30. September, Garossinkrug am 1. October 1812; Möckern am 5. April, Halle am 2. Mai, Luckau am 4. Juni, Wittstock am 22., Großbeeren am 23. August, Zahna am 5., Dennewitz am 6. September, Wartenburg am 3., Leipzig am 18. October, Arnheim am 26. November 1813; Hoogstraaten am 11., Lier am 31. Januar, Soissons am 2., Laon am 9. März, Compiegne am 1. April 1814 sind die Kampfestage, deren Namen ein dem General v. P. zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums von den Officieren des Garde-Corps verehrter silberner Schild aufweist. Nach Beendigung des Feldzuges von 1815, während welches er nicht in das Feuer gekommen war, blieb P., nunmehr zum Major aufgestiegen zunächst bei der Besatzungsarmee in Frankreich, kam 1817 zum Generalstabe des Garde-Corps in Berlin, war von 1818 bis 1821 Adjutant des damaligen Prinz Wilhelm, später Kaiser Wilhelm I., und 1822 bis 1828 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelm III., dann wurde er Commandeur des Ersten Garde-Regiments zu Fuß und ist von diesem Zeitpunkte an bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienste im Garde-Corps verblieben; am 1. März 1843 wurde er zum Commandeur der gesammten Garde-Infanterie ernannt. Sein dienstlicher Aufenthaltsort war jetzt Berlin. Da kamen die Märztage des Jahres 1848. Der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I., war commandirender General des Garde-Corps. Als derselbe am 9. jenes Monats zum Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt wurde, übernahm P. dessen Geschäfte an der Spitze des Garde-Corps. In der Stadt ward es immer unruhiger; die Sachlage gestaltete sich andauernd bedrohlicher, am Mittage des 18. ward P. der Oberbefehl über sämmtliche in und um Berlin versammelte Truppen übertragen, und es ward ihm der Auftrag ertheilt, den ausgebrochenen Unruhen mit der Gewalt der Waffen entgegen zu treten. Der Kampf begann. Am Abend waren die Truppen Meister der Stadt: in der Nacht erklärte P., daß er im Stande sei, seine Erwerbungen zu behaupten, nicht aber weitere Fortschritte zu machen; er hielt es für das Beste, die Stadt einzuschließen und sie so zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Er erhielt hierauf keinen Bescheid; am Mittag des 19. aber ward ihm der Befehl, die Stadt den Aufständischen zu überlassen. Mit schwerem Herzen gehorchte er. Die siegreichen Truppen räumten Berlin. Zwei Monate nach jenen Märztagen wurde er mit Wahrnehmung der Geschäfte des Generalcommandos des Garde-Corps, welche er bis dahin nur als ältester Officier geführt hatte, beauftragt, und am 1. März 1849 erhielt er die Ernennung zum Oberbefehlshaber der sämmtlichen zum Reichskriege gegen Dänemark aufgebotenen deutschen Truppen. Wie die Politik ihm in Berlin die Früchte seiner soldatischen Erfolge vorenthalten hatte, so hinderte sie ihn hier

lediglich militärische Rücksichten seinen Maßregeln als Richtschnur dienen zu lassen und hemmte ihn auf Schritt und Tritt. Er eroberte freilich in einem zweimonatlichen Feldzuge Schleswig und den größten Theil von Jütland, führte aber keinen entscheidenden Schlag gegen die feindliche Macht. Nachdem er am 24. März sein Commando angetreten hatte, wurden unter seiner persönlichen Leitung am 13. April durch Baiern, Sachsen und Kurhessen die Düppeler Höhen erstürmt; als er dann ermächtigt war in Jütland einzurücken, warf er am 7. und 8. Mai in einem Zusammentreffen bei Alminde-Viuf-Veile, in welchem Preußen, Baiern und Kurhessen fochten, die Dänen nach Fridericia und nach Norden zurück: darauf beschränkt sich Prittwitz's persönliche Theilnahme an den Kämpfen. Seine Doppelstellung als Reichsgeneral, als welcher er in Eid und Pflicht genommen war, und als preußischer Officier, und die Einwirkung der Politik auf die Kriegsführung machten sein Commando zu einem äußerst schwierigen; seine Haltung und seine Maßnahmen haben ihm vielfache Anfeindung und Vorwürfe zugezogen, die großentheils der Begründung entbehren. Einer seiner Kritiker, der schleswig-holsteinische Oberauditeur Lüders meint in seiner absprechenden Weise: P. habe den Krieg bis dahin nur in der Hasenhaide kennen gelernt (!) (Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte, 3. Buch, Stuttgart 1851). Am 3. November 1849 vorläufig, am 23. März 1852 endgültig zum commandirenden General des Garde-Corps ernannt, schied er wenige Tage, nachdem er am 5. März 1853 ganz in der Stille die Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums begangen hatte, aus dem Dienst, zog sich nach Görlitz zurück und starb dort am 9. Juni 1871. Als Schriftsteller ist P., ohne seinen Namen zu nennen, mit einem Werke an die Oeffentlichkeit getreten, welches den Titel „Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813 von einem höheren Officier der preußischen Armee" führt (Potsdam 1843, 2 Bände). Dasselbe behandelt vorzugsweise die Verhältnisse und Ereignisse bei den Truppen, welche vom December 1812 bis zum August 1813 unter den Befehlen des General v. Bülow standen. P. war eine ernste, zurückhaltende und abgeschlossene Persönlichkeit, aber von Soldaten und Officieren geschätzt und geachtet.

R. von Prittwitz, Das v. Prittwitz'sche Adelsgeschlecht, Breslau 1870. — Die Berliner Märztage vom militärischen Standpuncte geschildert, Berlin 1850, und die Bemerkungen des Grafen Arnim-Boytzenburg zu dieser Schrift, Berlin, October 1850. B. Poten.

Prittwitz: Siegmund Moritz v. P., preußischer Generallieutenant, am 29. Juni 1747 auf dem väterlichen Gute Pontwitz im Kreise Oels geboren, war, nachdem er gegen Ende des siebenjährigen Krieges in den Dienst getreten war, als Rittmeister im Husarenregiment v. Werner Nr. 6 am bairischen Erbfolgekriege Theil genommen und als Commandeur des Husarenregiments von Köhler Nr. 3 am Rhein gegen die Truppen der französischen Republik gefochten hatte, im Jahre 1806 General und Chef eines in Südpreußen stehenden seinen Namen führenden Husarenregiments, welches sich im Kriege von 1807 einen vorzüglichen Ruf erwarb. P. gehörte damals zu den Führern, deren Haltung dazu beitrug, der Welt den Glauben an die Widerstandskraft der preußischen Waffen zurückzugeben, und welche es verstanden, durch ihr eigenes Benehmen und durch die Leistungen ihrer Untergebenen ihren Gegnern eine bessere Meinung von den Nachkommen der Soldaten Friedrich's des Großen beizubringen, als sie nach den Capitulationen des Feldzugs jenseits der Oder gefaßt hatten. Der spätere General von Krauseneck, damals als Hauptmann im Füsilierbataillon Stutterheim unter seinem Commando, nennt P. „zwar brav, aber doch schon alt und abgelebt" und bezeichnet sein Verhalten nach einem durch Prittwitz's eigene Wachsamkeit vereitelten Ueberfallsversuche der Franzosen als „zu vorsichtig";

P. bewies aber bei anderen Gelegenheiten, daß Entschlußfähigkeit und Thatkraft ihm nicht abgingen. So am 8. Februar 1807, wo er mit der Nachhut des L'Estocq'schen Corps den Marschall Ney abhielt, den Marsch des Ersteren nach dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau zu hindern, und bei Heilsberg, wo er am 10. Juni das Dragonerregiment v. Baczko mit Erfolg gegen ein feindliches Husarenregiment vorführte. Sein eigenes Regiment ward bei der Reorganisation der Armee nach dem Frieden von Tilsit zum „Leibhusaren-Regiment" gemacht und P. blieb bis zu seiner 1813 erfolgten Pensionirung Chef desselben. Er starb am 22. März 1822 zu Oels.

R. von Prittwitz, Das v. Prittwitz'sche Adelsgeschlecht, Breslau 1870. — E. von Höpfner, Krieg von 1806/7, 2. Thl., 2. Aufl., Berlin 1855.

B. Poten.

Prittwitz: Moritz Karl Ernst v. P. und Gaffron, preußischer General der Infanterie, ward am 9. Februar 1795 auf dem väterlichen Gute Kreisewitz, Kreis Brieg, geboren und bezog Michaelis 1812 nach einem musterhaft bestandenen Abiturientenexamen die Universität Breslau um Jura zu studiren, trat aber im Frühjahr 1813 dem Rufe seines Königs folgend, in den Militärdienst. Auf den Rath des Professors der Mathematik Brandes, dessen Vorlesungen er besuchte, wählte er die Ingenieurwaffe und trat bei der Schlesischen Festungspionier-Compagnie ein, ward am 12. März zum Portepeefähnrich befördert und am 20. August zum Secondelieutenant ernannt, hatte aber anscheinend nicht das Glück, am Kampfe Theil nehmen zu dürfen, sondern ward zunächst bei der Errichtung eines verschanzten Lagers bei Wartha verwandt, im November wird sein Name bei der Belagerung von Torgau genannt. Im J. 1815 traf er erst nach Beendigung der Feindseligkeiten in Frankreich ein, verblieb dann aber bei der Besatzungsarmee. In dieser Zeit veröffentlichte Professor Brandes eine von ihm verfaßte Schrift „Ueber die Kurven, die durch ihre Subtangenten rektifizirt werden". Nach seiner Rückkehr aus Frankreich ward P., seit 1818 Hauptmann, zunächst beim Festungsbau in Coblenz beschäftigt, welchen General von Aster leitete. Er zog hier die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, wurde 1823 zur Generalinspection des Ingenieur-Corps und der Festungen berufen, 1824 zum Adjutanten des Generalinspecteurs, General von Rauch, und am 14. April 1828 zum Festungsbaudirector in Posen ernannt. Es handelte sich hier darum, die Grundsätze einer Befestigungsweise in Anwendung zu bringen, welcher man später den Namen der „Neupreußischen" gegeben hat. Die Entwürfe im Großen gingen freilich meist vom nachmaligen General Brese aus, welcher damit anfänglich im Kriegsministerium, später als Inspecteur der betreffenden Festungsinspection betraut war; die Bearbeitung im Einzelnen und die Ausführung lagen aber P. ob, welchem dadurch Gelegenheit geboten wurde, die fortificatorische Constructionslehre und die Bautechnik auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen und eine Schule der Festungsbaukunst zu begründen, welche mehrere Jahrzehnte lang maßgebend gewesen ist. Sein Unterricht fand namentlich durch die Herausgabe der „Beiträge zur angewandten Befestigungskunst, erläutert durch Beispiele aus den neueren preußischen Befestigungsanlagen", der sogenannten „Prittwitz'schen Blätter", Verbreitung, welche, aus einer von ihm schon 1830 zum Dienstgebrauch vervielfältigten Sammlung von Zeichnungen in fünfzig Blättern hervorgegangen, im Jahre 1836 auf Befehl der General-Inspection in doppelter Anzahl zum Gebrauch der Officiere des Ingenieurcorps erschienen; später ist ihre Zahl noch vermehrt worden. Sie begründeten Prittwitz's Ruf als Kriegsbaumeister in weiteren Kreisen. In noch wichtigerer und einflußreicherer Stellung sollte ihm vergönnt sein, seine Fähigkeiten zu verwerthen, als er im Mai 1841 die Leitung des Baues der Bundes-

festung Ulm übernahm. Die Ausführung desselben war der würtembergischen Regierung übertragen, diese hatte sich um Zuweisung eines zur Leitung derselben geeigneten Officiers nach Preußen gewendet und von dort hatte man den Major v. P. zur Verfügung gestellt. In Ulm hat er bis zum Jahre 1850 gewirkt, hier wie in Posen erinnert je ein Fort mit seinem Namen an seine Wirksamkeit, welche, trotz der dem fremden Officier aus seiner Stellung erwachsenden Schwierigkeiten und trotz der Strenge, mit welcher er das militärisch-fiskalische Interesse der Einwohnerschaft gegenüber wahrnahm, ihm schließlich allgemeine Anerkennung eintrug. Am 19. November 1850 machte die Ernennung des nunmehrigen Oberst v. P. zum Inspecteur der 1. Ingenieurinspection dieser Thätigkeit ein Ende. Er kehrte nach Berlin zurück, wo inzwischen General Brese an die Spitze der Waffe getreten war. Die neue Stellung behagte P. wenig, weil sein Chef die Leitung der Geschäfte, namentlich auf dem Gebiete des Bauwesens, in sehr weitem Umfange persönlich in die Hand nahm und weil Beider Ansichten in Betreff der Gestaltung der Festungsanlagen wesentlich auseinandergingen. P. hatte erkannt, daß die Einführung gezogener Geschütze grundsätzliche Aenderungen bei denselben bedinge, Brese aber wollte sich nicht dazu verstehen, solche vorzunehmen, weil sie in das Wesen der neupreußischen Befestigungsweise, als dessen Schöpfer er sich betrachtete, tief einschnitten. Prittwitz's Thätigkeitsdrang, welcher in seinem durch Brese's Autorität beschränkten Wirkungskreise keine Befriedigung fand, führte ihn damals mit vermehrtem Eifer zu dem von ihm schon früher mit Vorliebe betriebenen Studium der Volkswirthschaft, von welchem weiter unten die Rede sein wird; außerdem war er in seiner Berufswissenschaft schriftstellerisch thätig. Diesem unbehaglichen Zustande machte 1860 der Rücktritt des Generals v. Brese aus seiner Dienststellung ein Ende; P. wurde indessen, obgleich er der rangälteste Officier im Ingenieurcorps war, nicht sein Nachfolger. Es wurde vielmehr, um den Geist im Corps zu heben und zu beleben, am 1. Juli 1860 Fürst Wilhelm Radziwill (s. d.) zum Generalinspecteur des Ingenieurcorps und der Festungen ernannt; General v. P. mußte sich mit der neugeschaffenen Stelle eines zweiten Generalinspecteurs der Festungen begnügen, in welcher seine reichen fortificatorischen und bautechnischen Kenntnisse verwerthet werden sollten. Seine Vorschläge fanden jetzt mehr Entgegenkommen, wenn auch seine Wünsche vielfach für zu weit gehend angesehen wurden. Sein Hauptbestreben ging dahin, die Werke gegen das feindliche, ungleich zerstörender gewordene Geschützfeuer thunlichst zu sichern, außerdem regte er Reformen in der gesammten Landesvertheidigung an. Mancherlei Enttäuschungen, welche er bei diesem Streben fand, werden es gewesen sein, welche ihn bewogen, nachdem er eben sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, obgleich er körperlich wie geistig noch vollkommen rüstig war, seine Pensionirung zu erbitten. Sie wurde ihm am 12. März 1863 zu Theil, doch blieb er Mitglied der Ingenieurcommission, bis im J. 1868 an Stelle derselben, mit einem erweiterten Wirkungskreise, die Landesvertheidigungscommission trat. Bei Ausbruch des Krieges von 1870 kam er als Gouverneur der Festung Ulm noch einmal in Verwendung, bei seiner Entbindung von der Stellung erhielt er den Charakter als General der Infanterie. Bis zu seinem am 21. October 1885 erfolgten Tode hat er dann, geistig stets frisch und mehrfach an der Leitung von Wohlthätigkeitsanstalten betheiligt, in Berlin gelebt. Prittwitz's oben angedeuteter schriftstellerischer Thätigkeit entstammen, seiner Berufswissenschaft angehörend, außer den „Prittwitz'schen Blättern" und zahlreichen für den Dienstgebrauch bestimmten Anweisungen zur Ausführung von Festungsbauten, welche seinen Nachfolgern und Schülern als Muster dienten: ein „Repertorium für den Festungskrieg" (Berlin 1856, Nachtrag 1860), „Die schwebende Eisenbahn bei Posen" (Berlin 1857), die Be-

schreibung einer dort angewandten eigenthümlichen Anlage zum Zweck des Ziegeltransports mittelst einer Pferdebahn enthaltend, „Ueber die Verwendung der Infanterie bei der Vertheidigung von Festungen" (Berlin 1858), „Ueber die Leitung großer Bauten, mit besonderer Beziehung auf die Festungsbauten von Posen und Ulm" (Berlin 1860), „Lehrbuch der Befestigungskunst und des Festungskrieges" (Berlin 1865), eine Neubearbeitung des Fesca'schen Handbuches der Befestigungskunst. Eine von P. schon früher verfaßte kleine Schrift „Ueber allgemeine Landesbewaffnung, insbesondere in Beziehung auf Würtemberg" erschien, durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, 1848 im Druck. An der Behandlung nationalökonomischer Fragen betheiligte er sich zunächst in Zeitschriften (Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen; Nationalökonom); dann auch in selbständigen Werken „Die Volkswirthschaftslehre gemeinfaßlich dargestellt", „Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation", „Ueber Frauenwirthschaft", auch schrieb er über Phrenologie. — Kurze Zeit hat P. einen Berliner Wahlkreis im Abgeordnetenhause vertreten.

Archiv für die Artillerie- und Ingenieurofficiere des deutschen Reichsheeres, Novemberheft, Berlin 1885. — Militär-Wochenblatt Nr. 94, Berlin, 21. November 1885. — R. v. Prittwitz, das v. Prittwitz'sche Adelsgeschlecht, Breslau 1870. — U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, II, Berlin 1878. B. Poten.

Pritz: Franz Xaver P., österreichischer Historiker, geb. zu Stadt Steyer in Oberösterreich am 4. November 1791 als der Sohn eines Kaufmanns. Nach absolvirten Gymnasialstudien trat P. in das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian in Oberösterreich, betrieb die theologischen Studien zu Linz, dann zu Wien, erhielt 1815 die Priesterweihe und widmete sich zunächst als Cooperator in Mauthhausen der Seelsorge. Bald aber bot sich ihm Gelegenheit zur Uebernahme einer theologischen Lehrkanzel am Linzer Lyceum. Von 1817—1855 sehen wir ihn hier als Professor des alten Bundes und der orientalischen Sprachen thätig, worauf er, mit 64 Jahren (1855) das Pfarrvicariat in Wallern und später (1862) das zu Ansfelden bei Edelsberg bekleidete. Ehrenbürger seiner Vaterstadt, seit 1851 correspondirendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1856 durch das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens ausgezeichnet, schloß er am 22. März 1872 mit 81 Jahren zu Ansfelden sein thätiges Leben. Die schriftstellerischen Leistungen Pritz's scheiden sich in theologische und historische Publicationen. Letztere sind für uns maßgebend, da sie ihm einen würdigen Platz in der geschichtlichen Forschung Oberösterreichs sichern und neben den Arbeiten seiner gleichzeitigen Ordens- und Klostergenossen: Jodok Stülz und Joseph Chmel, ihren Platz behaupten. Den Anfang machte (1837) die „Beschreibung und Geschichte der Stadt Steier nebst kleineren Beiträgen zur Geschichte der Eisengewerke und der Klöster Garsten und Gleink". Das Buch wurde später neu herausgegeben und stofflich fortgeführt. 1841 erschien seine „Geschichte der ehemaligen Benedictinerklöster Garsten und Gleink". Sein Hauptwerk (1846—47) „Geschichte des Landes ob der Enns" (2 Bde.) bezeugt Ernst der Forschung und wurde 1849 in einem Auszuge für Schule und Haus bearbeitet. Von Abhandlungen in historischen Fachzeitschriften erschienen in den vom Museum Carolo-Francisceum zu Linz herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte des Landes ob der Enns": 1840 über die steierischen Markgrafen Ottokar V. und VI. als Stifter des Klosters Garsten, 1846 über die steierischen Ottokar (—1192), 1854 über Jörg von Stein, 1856 über das Kloster Suben am Inn. Die 1853 gedruckten „Ueberbleibsel aus dem heidnischen Alterthum im Leben und Glauben der Bewohner Oberösterreichs" wurden 1854 in zweiter

Auflage wiederholt. Von den anderen in der Heimath erschienenen Journalen brachten die „Linzer Museal-Blätter“ 1839 (Nr. 15 und 16), 1841 (Nr. 19 und 20), 1842 (N. 5), 1843 (Nr. 5 und 9), 1844 (Nr. 7—12) historische Beiträge, so auch das „Album für Oesterreich ob der Enns“ (1843) und zwar über die Feste Leonstein. Eine Reihe nicht selten umfangreicher localgeschichtlicher Untersuchungen finden wir dem „Archive für Kunde österr. Geschichtsqu.“, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissensch. in Wien, einverleibt, so 1853 (V, 639—59): Gründung des Collegiatstiftes weltlicher Chorherren zu Mattighofen; 1851 (VII, 187—203): Ein Beitrag zur Geschichte der Lamberge zu Steier, besonders in jüngerer Zeit; 1853 (IX, 305—350): Geschichte des aufgelassenen Stiftes der regulirten Chorherren des heil. Augustin zu Waldhausen im Lande o. d. Enns; 1853 (X, 241—328): Geschichte des einstigen Collegiatstiftes weltlicher Chorherren zu Spital am Pyhrn im Lande o. d. Enns; 1853 (XII, 1—62): Geschichte des aufgelassenen Cistercienserstiftes Baumgartenberg im Lande o. d. Enns; 1855 (XV, 133—184): Beiträge zur Geschichte von Würzbach und Windhaag in Oberösterreich im einstigen Machlandviertel; 1856 (XVII, 327—435): Geschichte des aufgelassenen Stiftes regulirter Chorherren des heil. Augustin zu Ranshofen in Oberösterreich. — Das von der kaiserlichen Akademie vordem herausgegebene „Notizenblatt“ brachte (III. Jahrg., 450—472, 484—496) die „Matricula episcopalis Dioecesis Pataviensis per Austriam superiorem“ vom J. 1633.

Krones.

Pritzel: Georg August P., Bibliothekar und botanischer Schriftsteller, geb. zu Carolath in Schlesien am 2. September 1815, † zu Hornheim bei Kiel am 14. Juni 1874. Nach Vollendung seiner Studien in Breslau begab sich P., der, unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, schwer mit den äußeren Sorgen des Lebens zu kämpfen hatte, nach Berlin, wo er hoffte, eine seinen Fähigkeiten angemessene und auch materiell ergiebige Thätigkeit zu finden. Es gelang ihm indessen erst im J. 1851, in einem Alter von 36 Jahren, in eine Stellung als Hülfsarbeiter an der königlichen Bibliothek einzutreten, die dann auch nach einiger Zeit zu einer festen Anstellung als Custos dieses Institutes führte. Neben dieser Stellung bekleidete er von 1855 an auch das Amt eines Archivars der königl. Akademie der Wissenschaften. Zwar war seine Lebensstellung hierdurch eine gesicherte geworden, doch konnte er nur kurze Zeit sich derselben mit wirklichem Genusse erfreuen, da ihn, im besten Mannesalter, ein Rückenmarksleiden befiel, das, stetig fortschreitend, ihm seine Berufsfreudigkeit mehr und mehr nahm und seine Stimmung verbitterte, bis ihn schließlich der Tod in einem Alter von 59 Jahren von seinen Leiden erlöste. Pritzel's Bedeutung für die Botanik liegt in seinen bibliographischen Schriften, zu deren Herausgabe ihn seine amtliche Thätigkeit in hohem Grade befähigte. Specielle botanische Untersuchungen enthält nur seine ursprünglich in der Zeitschrift Linnaea vom Jahre 1841 erschienene und im folgenden Jahre daraus abgedruckte und mit einem Index versehene Dissertation: „Anemonarum revisio“. Sein Hauptwerk bleibt sein: „Thesaurus litteraturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia operum recensens“, dessen erste Auflage 1851 herauskam. In der deutschen Litteratur ist ein ähnliches Nachschlagewerk, das jedem wissenschaftlich arbeitenden Botaniker als litterarisches Hülfsmittel unentbehrlich geworden ist, nie erschienen, in der ausländischen aber keins vorhanden, welches an Genauigkeit der Angaben und an Sorgfalt in der Ausführung den Pritzel'schen Thesaurus überträfe. Wie der Verfasser in der Vorrede angiebt, ist er zur Herausgabe durch die Vorlesungen des Prof. Dierbach angeregt worden. Er hatte es sich dabei zur Aufgabe gestellt, neben einer möglichst vollständigen Herbeischaffung der Quellen der

botanischen Litteratur, von der ältesten Zeit an, auch möglichst viele der angeführten Werke selbst zu sehen und nachzuschlagen, zu welchem Zwecke er außer den deutschen Bibliotheken auch diejenigen in Paris, Genf, London und Wien, sowie viele Privatsammlungen durchsuchte. So sind ihm infolge dieser Thätigkeit gegen 40 000 Bücher durch die Hände gegangen, deren vollständige Titel er zu registriren hatte. Der Thesaurus zerfällt in zwei Theile. Der erste, dessen Drucklegung in den Jahren 1847—49 erfolgte, führt unter alphabetischer Ordnung der Autorennamen 11 538 Werke an. Die in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen sind nicht angegeben. Bekanntlich ist hierfür das englische Werk „Catalogue of scientific papers“ maßgebend, das im Thesaurus überall da citirt ist, wo in ersterem über den betreffenden Autor Angaben sich finden. Neben dem Autorennamen sind überall da, wo es anging, auch noch kurze Notizen über Geburts- beziehentlich Todesjahr und Lebensstellung angegeben. Die in deutschen Bibliotheken befindlichen Bücher sind durch einen Stern, diejenigen aus Frankreich und der Schweiz durch ein Kreuz bezeichnet; sehr seltenen Werken ist der Name der Bibliothek hinzugefügt. Die wenigen, von P. nicht selbst eingesehenen Bücher tragen kein Zeichen, dafür aber die Angabe der Gewährsmannes für das betreffende Buch. Der zweite, systematische Theil enthält die botanische Litteratur, nach Materien geordnet, wobei die außerordentliche Reichhaltigkeit der Capitel, unter denen selbst solche wie Poemata de plantis, Plantarum mythicarum et magicarum historia u. s. w. nicht fehlen, den eisernen Fleiß des Verfassers bezeugt. Die weite Verbreitung, welche das Werk Pritzel's fand, machte eine zweite Auflage nothwendig. Nur den ersten alphabetischen Theil derselben hat indessen P. selbst zu Ende geführt, für den systematischen Theil trat Professor C. Jessen ein, welcher die schwierige Aufgabe hatte, das Manuscript Pritzel's, das in Schrift und Ausdruck schon deutliche Spuren von dem leidenden Zustande seines Verfassers trug, auszuarbeiten und für den Druck fertig zu stellen. Im Buchhandel erschien die zweite Auflage 1872. Erst nach Pritzel's Tode veröffentlichte Prof. Jessen aus dessen hinterlassenen Papieren eine mit großem Fleiße ausgeführte Zusammenstellung der deutschen Volksnamen der Pflanzen aller Mundarten und Zeiten, ein Werk, das als ein neuer Beitrag zum deutschen Sprachschatze, 24 000 Pflanzennamen anführend, unter dem Namen beider Autoren mit dem Titel: „Die Volksnamen der deutschen Pflanzen“ 1884 herauskam. Ein Seitenstück zu Pritzel's Thesaurus bildet sein nicht minder umfangreiches Werk: „Iconum Botanicarum index locupletissimus“. Es enthält dasselbe eine Aufzählung der in der botanischen und Gartenlitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts publicirten Abbildungen der Phanerogamen und Farnkräuter, in alphabetischer Folge zusammengestellt. Die erste größere Abtheilung, 1855 erschienen, führt die während des genannten Zeitraumes bis zum Jahre 1854 veröffentlichten Abbildungen an; der zweite Theil setzt deren Aufzählung fort bis zum Ende 1865 und erschien 1866 im Druck. Dem Werke voran geht eine Uebersicht der hauptsächlichsten excerpirten Werke. Die erste großgedruckte Zahl vor dem Komma bezeichnet den Band, die folgende kleinere die Tafel. Bloße Analysendarstellungen sind durch ein †, solche von Monstrositäten durch ein beigesetztes ! bezeichnet. In Bezug auf die Auswahl der aufgenommenen Illustrationswerke hat sich P. freie Hand gelassen und nur diejenigen insgesammt aufgeführt, welche, seiner Ansicht nach, durch ihren Werth Anspruch auf Berücksichtigung haben. Eine objective Prüfung würde vielleicht hierbei manche Aenderung gewünscht haben und bedauern, daß gewisse Werke, wie beispielsweise de Candolle's „Organographie végétale“, Berg's „Pflanzengenera“ u. a. übergangen, andere dagegen, die nur Copien enthalten, erwähnt sind. Indessen hat der Verfasser in dem zweiten Theil eine Reihe von wichtigen, älteren Werken,

die er im ersten ausgelassen, nachgeholt, so daß hier ein ziemlich vollständiger Nachweis der in den 12 Jahren von 1854—65 in den verschiedenen Kupferwerken, in zahlreichen kleinen Abhandlungen und in gegen 200 Zeit- und Gesellschaftsschriften niedergelegten Abbildungen gegeben ist. Ob die Namen, welche die Abbildungen führen, überall richtig sind, oder ob sie möglicherweise als Synonyma zu andern gehören, hat P. wegen der Unausführbarkeit der dazu nothwendigen Vergleichung sämmtlicher Abbildungen nicht geprüft. Immerhin enthält das Werk ein tüchtiges Stück Arbeit von bleibendem Werth. Außer der einer fröhlichen Laune entsprungenen Schrift: „Specimen bibliographiae botanicae, quod Ernesto Meyer, botanices Professori Regiomontano, nuptias Johannae Isenbartiae cum Doctore Zaddachio celebranti gratulaturus scripsit" (Wien 1845), welche verschiedene scherzhaft verstümmelte Büchertitel, überallher gesammelt, enthält, und die er in nur neun Exemplaren vertrauten Freunden übersandt hatte, schrieb er noch für Walpers' Repertorium die kleine, auch separat erschienene Schrift: „In Ordines XII priores Repertorii botanices systematicae supplementum adjectis Resedaceis", 1843.

Unter Benutzung gef. brieflicher und mündlicher Mittheilungen der Herren Geh. Rechnungsrath Kunstmann und Prof. C. Jessen in Berlin. — Pritzel, Thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Probst: Jakob P., vielgenannter Prediger und Superintendent zu Bremen in der Reformationszeit, auch Freund von Luther. Der Name wird auch Propst geschrieben und lateinisch Praepositus. Daß er aber mit eigentlichem Zunamen Spreng oder Sprenger geheißen und jener Name sein Amt bezeichnet haben soll, ist erst eine spätere und ungerechtfertigte Annahme, daraus wohl entstanden, daß seine Zeitgenossen ihn mehrfach nach seiner Vaterstadt Ypern in Flandern Yperensis (Hyperensis) nannten. P. ist nach einer Kölner Matrikel 1486 geboren (schriftliche Mittheilung von Pastor D. Krafft in Elberfeld). Ueber seine Eltern und Jugendzeit ist nichts bekannt, auch die öfter sich findende Notiz, daß er in Erfurt ein Zellbruder Luther's gewesen, läßt sich nicht nachweisen. Sicher ist, daß er früh in den Augustinerorden eingetreten war und schon vor 1519 als Schüler von Luther in Wittenberg verweilte. In eben diesem Jahre aber ward er in seiner Heimath als Prior des erst kürzlich gegründeten Augustinerklosters zu Antwerpen (Antorf) angestellt. Hier predigte er in reformatorischem Sinne, aber in maßvoller Weise, seinem Charakter entsprechend, nur auf Christum verweisend, wie besonders Erasmus in einem Briefe an Luther (vom 30. Mai 1519) hervorhebt. 1521 finden wir ihn wieder in Wittenberg, wo er seine Studien fortsetzt und dabei das Baccalaureat und die Licentiatur erwirbt. In demselben Jahre auf seinen Posten in der Heimath zurückgekehrt, findet er hier über die evangelische Sache die Verfolgung ausgebrochen. Auch in Antwerpen war das Wormser Edict angeschlagen, Luther's Schriften verboten und verbrannt, und verschiedene Männer eingezogen. Bald traf es auch ihn, da er wegen seiner Stellung und seines Einflusses besonders gefährlich zu sein schien. Um ihn sicher zu fangen, erschien am 5. December dieses Jahres ein Mitglied des kaiserlichen Raths bei ihm und lud ihn freundlich ein, nach Brüssel zu kommen und nichts zu fürchten. Trotz mehrfacher Warnung ging P. in die Schlinge und beruhigte sogar das Volk, das ihn mit Gewalt zurückhalten wollte. In Brüssel ward er in einem Minoritenkloster gefangen gehalten. Man behandelte ihn gut und bot Alles auf, ihn zum Widerruf zu bewegen, viele hervorragende Männer kamen zu ihm, wie des Kaisers Beichtvater Glapio, die Pariser Doctoren Quintana und Coronel u. A., unterredeten sich eingehend mit ihm und drohten schließlich mit dem Feuertode. P., weich und nachgiebig in seinem Wesen, vermochte zuletzt nicht mehr zu widerstehen und erklärte sich zum Widerruf bereit.

Am 9. Februar 1522 erfolgte derselbe vor einer großen Versammlung in der St. Goedelekirche, in Gegenwart des päpstlichen Nuntius Aleander. Die Gegner triumphirten und sandten das Actenstück von seinem Widerrufe weit umher, die Evangelischen aber, vor allem Luther, waren tief darüber bekümmert. Am meisten niedergeschlagen war aber P. selber. Bald sollte es auch ans Licht treten. Man brachte ihn nach seiner Vaterstadt Ypern und ließ ihn in einem dortigen (nicht zur „sächsischen Congregation" gehörigen) Augustinerkloster, unter gewisser Aufsicht der Franciscanermönche, bleiben. P. hielt sich anfangs ruhig, bald aber begann er wieder vom Evangelium zu zeugen. Obgleich das ohne Polemik geschah, schöpfte man doch Verdacht, und da er die kirchlichen Heilmittel nicht empfehlen wollte, ließ ihn der kaiserliche Inquisitor Franz v. d. Hulst wiederum gefangen setzen (Mai 1522) und zuerst nach Brügge, dann nach Brüssel bringen. Neue lange Untersuchungen stellten hier seinen ungebrochenen Ketzersinn klar und er ward als Rückfälliger zum Scheiterhaufen verurtheilt. Man sperrte ihn in einen dunklen Kerker und das Gerücht von seinem Tode erfüllte bereits seine Freunde mit neuem Schmerz (s. versch. Stellen in Luther's Briefen jener Tage). Aber durch die Hülfe eines Klosterbruders ward er gerettet und floh nach Wittenberg. Hier verkehrte er aufs Herzlichste mit den Reformatoren und half ihnen in vielen Stücken (Reise zum Grafen Edzard in Ostfriesland, Herausgabe von Luther's Vorlesungen über die erste Johannesepistel u. s. w.) Auch verfaßte er hier die Geschichte seiner Gefangenschaft, welche ein schmerzliches Bekenntniß seines Abfalls enthält, und ließ ebenso ein offenes Schreiben an seine früheren Zuhörer, besonders in Antwerpen, drucken, worin er seine Sünde beklagt und sie zur Standhaftigkeit ermuntert. Zugleich gründete er sein Hauswesen, indem er sich mit einer in Luther's Hause befreundeten Jungfrau vermählte. Bald aber sollte er auf den eigentlichen Schauplatz seiner Lebensthätigkeit berufen werden. Seit November 1522 hatte Luther's Freund und Ordensbruder Heinrich v. Zütphen mit dem günstigsten Erfolge zu Bremen gewirkt, und da man nach Jahresfrist ihn um weitere Prediger anging, hatte er auf P. hingewiesen. Infolge dessen ward dieser nach Bremen eingeladen und erhielt hier das Predigtamt an der U. Liebfrauenkirche (Mai 1524). Es war das um so wichtiger, als Heinrich nach einem halben Jahre Bremen wieder verließ, um einer Aufforderung zufolge im Lande Ditmarschen das Evangelium zu verkündigen, wobei er den Märtyrertod fand (s. Artikel Heinrich von Zütphen, A. D. B. XI, 642). P. war tief erschüttert von dieser Kunde und schrieb darüber eine ergreifende Epistel an Luther, in welcher er ihn auch um eine Trostschrift an die Bremer bat. Luther ging darauf ein und empfahl dabei den Bremern aufs Angelegentlichste ihren Prediger P. (1525). Damals hatte die Stadt schon angefangen, noch andere evangelische Prediger anzustellen. P. zeigte sich hierbei sehr rührig. Er wußte viele tüchtige Männer herbeizuschaffen, er verfaßte eine evangelische Gottesdienstordnung, unter seinen Auspicien wurde das Schul- und Armenwesen völlig umgestaltet. Freilich trat nun bald eine Wendung ein, welche seinem Wirken hätte verderblich werden können. 1530 brach nämlich in Bremen eine sociale Revolution aus, in welcher das Volk bei Gelegenheit der vielen Neuerungen auch seine vorgegebenen Rechte von der Obrigkeit erringen wollte. Hierbei ward unter Anderem auch die noch päpstliche Domkirche gestürmt und P. auf die Kanzel gesetzt, wo er über die Austreibung der Krämer und Wechsler aus dem Tempel Jerusalems predigte. Als aber die Wogen der Bewegung höher gingen und der Rath sich genöthigt sah, aus der Stadt zu fliehen, zog auch P. mit seinem Collegen Timann fort (Ostern 1532). Luther empfahl ihn damals dem Rath zu Soest, welcher einen gelehrten und frommen Superintendenten suchte (30. April 1532). Doch hatte jener nicht nöthig, darauf einzugehen, da

in Bremen gleich darauf die Revolution zum Stillstand kam und alle Ausgewiesenen zurückkehren konnten. Bei der nun nothwendigen neuen Regelung aller Verhältnisse kamen auch die kirchlichen Dinge in der Stadt und deren Gebiete zum Abschluß durch die „Bremische Kirchenordnung“ von 1534, welche der genannte Timann verfaßte und die in Wittenberg ihre Billigung fand. P. hatte von nun an, neben seinem Dienst an der erwähnten Kirche, das Amt eines Superintendenten der bremischen Kirche.

Seither hat derselbe noch eine lange Reihe auf seinem Posten wirken dürfen. Sein Amt war kein leichtes. Er hatte mehrere Male in der Woche zu predigen, dazu noch einmal besonders für die Armen, an der Schule für Jedermann den Katechismus zu lehren, dreimal die Woche eine lateinische Vorlesung für die Gelehrten zu halten u. s. w. Wichtig ist in seinem Leben vor allem sein fortgesetzter Briefwechsel mit Luther. Wir besitzen davon noch 12 Briefe von Letzterem an P. aus den Jahren 1527—1546. Sie sind sehr anziehend und bekunden ein liebliches Freundschaftsverhältniß beider Männer. Luther berichtet darin von vielen Ereignissen, erzählt von seinen Kämpfen und Leiden, erwähnt allerlei häusliche Erlebnisse, fügt köstliche Scherze bei und bittet den Freund immer wieder um seine Fürbitte, wie er ihn denn auch in verzagten Stimmungen mit kräftiger Zurede aufrichtet. 1534 ersucht er ihn, die Pathenschaft bei seiner jüngsten Tochter Margarethe (mit dem Fürsten Joachim von Anhalt) zu übernehmen. Noch einer der allerletzten Briefe des Reformators ist an P. gerichtet (vom 17. Januar 1546). Auch mit Melanchthon stand dieser in Briefwechsel. Erwähnenswerth ist hier weiter noch die Geschichte von jenem spanischen Märtyrer Francisco San Romano, der bei seinem Aufenthalte zu Bremen 1540 vom evangelischen Glauben ergriffen, hernach in den Niederlanden gefangen ward und später durch Karl V. zu Valladolid in Spanien den Feuertod erlitt (nach Crocius' Märtyrerbuch). Es scheint, als ob die Bekehrung dieses Mannes vorzugsweise auf P. zurückzuführen ist. Aus seinem häuslichen Leben erfahren wir, daß er sich in seinen späteren Jahren noch einmal verheirathet habe (1549). Gegen sein Lebensende trat wiederum eine Wendung für ihn ein. Nachdem nämlich durch den schmalkaldischen Krieg der Prediger Hardenberg an den Bremer Dom gekommen war, begannen 1555 dessen Streitigkeiten mit dem Prediger Timann über die Ubiquität und die Abendmahlslehre, die für Bremen so bedeutungsvoll werden sollten. P., damals bereits ein Siebziger, konnte die Dinge nicht mehr mit fester Kraft regieren, doch stand er ganz auf Seiten Timann's und wollte von der milden Richtung des Melanchthonianers Hardenberg nichts wissen. Man rieth in jener Zeit den Bremern (auf dem Hansetage zu Lübeck am 24. August 1559), die Leitung der bremischen Kirche in die Hände eines Jüngeren zu legen und schlug ihnen dazu Tilemann Heßhusius in Heidelberg vor, der anfangs auch annahm, aber dann doch nicht kam, weßhalb man Simon Musäus in Braunschweig erwählte. Damit trat P. von seinem Wirkungsplatze ab und durfte sich auch mit Ehren zurückziehen. Freilich mußte ers noch erleben, daß die Dinge eine völlig unerwartete Wendung nahmen. Denn nachdem zuerst das strenge Lutherthum in Bremen triumphirt hatte und Hardenberg vertrieben war, siegte im Januar 1562 die entgegenstehende Partei, wodurch die Melanchthonianer ans Ruder kamen und worüber fast alle Prediger und Rathsherren die Stadt verließen. P. mag wenig erfreut davon gewesen sein, doch mochte er bei seiner Milde sich vielleicht darin finden. Er starb am 30. Juni desselben Jahres 1562 und ward im Chore der U. Liebfrauenkirche begraben. — Außer den erwähnten Schriften scheint er keine Bücher verfaßt zu haben, vor allem keine gelehrten Sachen; er war ein Mann des praktischen Lebens, und auch seine uns erhaltenen Licentiatsthesen tragen diese Art. Aber auch

im praktischen Wirken tritt er nicht groß und charaktervoll hervor, doch ist er von großer Thätigkeit, Treue und Zuverlässigkeit, sodaß ihn alle, auch die Besten seiner Zeit, hochgeschätzt haben.

Janssen, Jacobus Praepositus, Luthers Leerling en Vriend (Amsterdam 1862). — Iken, Die erste Epoche der Bremischen Reformation (Brem. Jahrbuch VIII, 40 ff.). — Briefe von und an Probst (Brem. Jahrbuch II. Serie, I S. 241 ff.). — Stammbuch von Jakob Probst auf der Bremer Stadtbibliothek. — Iken, Artikel über Probst in Herzog's Realencyclopädie (neueste Auflage). — Spiegel, Dr. Albert Rizäus Hardenberg (Brem. Jahrbuch IV, 1 ff.).
Iken.

Probst: Peter P. ist in den Jahren 1544—1566 als Meistersinger und Dramatiker nachzuweisen. Von seinem Leben wissen wir wenig. Im März 1544 war er Rechenmeister, 1553 oder wenig später Spitalschreiber in Nürnberg, wo er vielleicht seine Heimath, sicher seinen dauernden Aufenthalt hatte. Anspielungen auf die Juden von Fürth, auf das Dorf Katzwang an der Regnitz und auf das nahe Winzelburg, auf den Localscherz vom Bachen im deutschen Hof, den auch Hans Sachs so oft benutzte, all das verräth den Nürnberger; hier erlebte er das große Sterben des Jahres 1562, das ihn sogar zu einem geistlichen Klagelied veranlaßte. Der Leichenstein auf dem Friedhof von St. Johannis, den er sich selbst, seiner Gattin Kunigunde und seinen Erben errichtete, trägt die Jahreszahl 1562; das läßt vermuthen, daß jene Epidemie ihm unmittelbares Familienunglück brachte. Noch 1569 wird er unter den Handeltreibenden Nürnbergs genannt, dann brechen die Nachrichten ab. — P. war als Dichter mehr vielseitig als fruchtbar. Die Sammlung seiner Werke, die er selbst 1553 begann und mindestens bis 1566 fortführte, zeigt fast alle die poetischen Gattungen, in denen sich sein Landsmann Hans Sachs versuchte. Probst's schlichte geistliche Lieder gehen sämmtlich auf die Melodien Luther'scher Choräle. Seine Sprüche in Reimpaaren warnen vor Buhlerei und rühmen den Ehestand mit reichlichen biblischen Belegstellen. Störender wirkt die pedantische Gewissenhaftigkeit dieser biblischen Citate bei den geistlichen Meisterliedern; die weltlichen Gesänge der Art behandeln zumeist rohe Schnurren von geringem Werth; nur eine localisirte Fabel, die die Feindschaft der Katzen und Hunde erklärt, verdient Erwähnung. Fast die Hälfte der Meisterlieder ist in Tönen von Hans Sachs gedichtet; eigene Töne Probst's sind mir nicht bekannt. Um so bemerkenswerther sind Probst's dramatische Leistungen. Während Hans Sachs es mit wenigen Ausnahmen bewußt vermied, Christus selbst in ernsten biblischen Stücken auf die Bühne zu bringen, wagt P. das in seiner „schon Christlichen Comedie von dem plint geborenen" mit der vollen Unbefangenheit früherer Zeiten. Das Stück ist vortrefflich gearbeitet; die reichen dramatischen Motive, die das 9. Capitel Johannis in sich birgt, hat der Dichter geschickt ausgenützt; die vier Acte sind in sich einheitlich und viel vernünftiger abgegrenzt, als Sachs das je verstand; der Disput der fünf Schriftgelehrten läßt in seiner symmetrischen Anordnung zwar Leben, aber nicht charakteristische Sonderung der Streitenden vermissen. Der Text der Luther'schen Uebersetzung ist möglichst wörtlich benutzt. Steif und unmotivirt sind hier, wie oft bei P., Einleitung und Schluß; die Reimbrechung wird in der Comedie wie in den Fastnachtsspielen consequenter gehandhabt, als jemals durch Hans Sachs; sie respectirt in der Regel auch die Scenengrenzen, auch neue Auftritte nicht.

Probst's sieben Fastnachtsspiele sind ein interessanter Beleg dafür, wie wenig es der fruchtbaren Thätigkeit des Hans Sachs selbst in seiner Vaterstadt gelang, die typischen Scherze und Unflätereien des alten Fastnachtsspiels zu beseitigen. Kennten wir nicht das Datum der Probst'schen Spiele, wäre nicht die Reim=

brechung, wir würden sie gutentheils dem 15. Jahrhundert zuweisen. Freilich zeigen sie überall Handlung, nicht bloße Aufzüge verschiedener Typen; aber die altbeliebte Bauernhochzeit, die Quacksalber-, Priester- und Gerichtsscenen kehren bei P. im Ganzen und in Details wieder. Während z. B. Hans Sachsens Aerzte vorwiegend moralische Leiden curiren, befassen sich Probst's Doctoren, darunter der nicht von ihm erfundene Dr. Schmotzmann, mit der ganzen hergebrachten Schmierigkeit widerlicher Krankheiten; an den gröblichen Mißverständnissen, die die verblümten Anfragen des „Nartztes" zur Folge haben, freuten sich Probst's Hörer wie ihre Ahnen, und das viehische Fressen und Saufen der Bauerntölpel, die grobdrähtige Komik ihrer Namen und Masken wirkte den Städtern mit ungeminderter Kraft auf die Lachmuskeln. P. ist durchgehend roher als Hans Sachs, von dessen natürlicher Anmuth er keine Ahnung hat; aber die geschlechtliche Frechheit des 15. Jahrhunderts ist auch bei ihm gemildert; seiner Bauernhochzeit fehlt z. B. das typische Motiv, daß die Braut eine „versuechte Diern" ist, die Aufzählung ihres Hausraths schildert werthlosen Plunder, aber sie wirkt nicht durch Zoten; und der Ehebruch dient P. nur selten als komisches Sujet. Darin wird sich der Einfluß des großen Landsmanns zeigen, der sonst nur in Einzelheiten durchschimmert. So hat die erste Rede des Molkendremel im Nasentanz, die Werbung des Gesellen im bösen Weib und manch einzelner Witz auf P. gewirkt, während Sachsens „Farendt Schuler mit dem Teuffelbannen" an Probst's ungeschicktere Behandlung des gleichen Stoffs nirgends anklingt. Mit Vorliebe ging P. bei den älteren Meistern des Nürnberger Fastnachtspiels in die Schule. Ein Spiel von 1556, das in seinen Hauptscenen einen Freihirten (= Freihart) im komischen Verhör vor Doctor und Pfarrer vorführt, hat Hans Folzens (?) Spiel vom Arzt (Keller's Fastnachtspiele Nr. 120) und namentlich seinen dialogischen Spruch von dem Freyheit und dem Priester (Zschr. f. deutsches Alterthum 8, 530) ausgiebig geplündert. Vagabunden, die den liederlichen und geizigen Pfaffen hänseln und ausbeuten, sind auch sonst Lieblingsfiguren des lutherischen Dichters. Zwei ernsthaftere Spiele führen uns in Bürgerkreise und stellen die Folgen schlechter Kindererziehung, ehelichen Unfrieden und nachlässige Haushaltung ohne befriedigenden Abschluß dar. — Nirgend in den Fastnachtspielen erreicht P. die bezaubernde Anschaulichkeit, die lebendige Bewegung des Sachs'schen Dialogs; während dieser in belebter Rede und Gegenrede ganz kurze 1—3silbige Verschen effectvoll verwerthet, verläßt P. die Regel seiner Acht- und Neunsilbler nur zu Gunsten der traditionellen halblateinischen Segensformeln einmal; der reichen weltlichen Belesenheit, die der regsame Schuster so anmuthig zur Schau trägt, hat der Herr Spitalschreiber nur ein vereinzeltes Pittacuscitat entgegenzusetzen; aber für Manches entschädigt der strömende Reichthum an dialektischen Wendungen, an Sprichwörtern und ungenirtem Volkswitz. Dagegen that Gottsched dem Dichter eine unverdiente Ehre an, als er seinen Heincz Wurst aus dem Spiel von kranken Bauern als das dramatische Debut des verhaßten Spaßmachers ansah. Mit gleichem Recht konnte er dann den Wursthans im Wildbad des Hans Sachs anführen. Heincz Wurst ist bei P. nichts als ein verfressener schmieriger Bauer wie viele, ohne jede witzige oder satirische Ader; so gewiß Goethe's „Hanswursts Hochzeit" im letzten Grunde auf die Bauernfarcen des Fastnachtsspiels zurückgeht, so wenig hat P. gethan, um seinen Heincz Wurst, dem an anderm Orte auch ein Fritz Wurst zur Seite steht, aus der Schaar seiner Dorfgenossen irgendwie herauszuheben.

Dresdener Hs. M 173. — Archiv für Litteraturgeschichte IV, 409. — Schnorr, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs. S. 8. Eine Ausgabe soll bevorstehen.

Roethe.

Probst: Philipp Ludwig P. von Wendhausen wurde geboren zu Gandersheim am 25. März 1633, † am 17. November 1718. Sein Vater Georg Wilhelm P., Senior und Canonicus des Stifts Gandersheim, starb, als jener kaum 2½ Jahr alt war; seine Mutter Dorothea Elisabeth Steinbringk war die Tochter des Oberamtmanns Heinrich St. Er besuchte das Anna-Sophianeum zu Schöningen und wurde am 30. März 1650 als Student in Helmstedt immatriculirt, wo er neben den juristischen auch geschichtliche Studien betrieb. Nachdem er dann weite Reisen durch die Niederlande, England und Frankreich unternommen und in Speier das Verfahren des kaiserlichen Kammergerichts kennen gelernt hatte, erwarb er 1658 zu Helmstedt mit einer Dissertation „De renuntiatione nobilium filiarum in bona suae familiae“ die juristische Doctorwürde. Im J. 1660 wurde er von der braunschweig-wolfenbüttelschen Landschaft zum Landsyndicus erwählt; 1669 ernannte ihn Herzog Anton Ulrich zum Rath, und es gelang ihm nun in kurzer Zeit, eine äußerst einflußreiche Stellung zu erreichen. Als 1671 die Stadt Braunschweig nach langem Streite sich der Gewalt der Herzöge unterwerfen mußte, wurde eine herzogliche Commission gebildet, welche vor allem das überaus zerrüttete Finanzwesen der Stadt neu zu ordnen hatte. In diese sogenannte Stadtcommission ward im November 1674 auch P. gesetzt, der bald die Seele derselben wurde. Einige Jahre darauf wurde er zum Geheimrath und am 9. März 1680 zum Kanzler ernannt. Er hat in den folgenden Jahrzehnten in der Politik, wie in der Verwaltung des Herzogthums, wo eine Reihe von Jahren auch die Kammer, die Klosterrathsstube und das Consistorium seiner Leitung unterstellt waren, die wichtigste Rolle gespielt. Vor allem gelang es ihm für den Kammer- und den Landesetat, die bedenklich in Verfall gerathen waren, wieder sichere Grundlagen zu gewinnen und für die allmähliche Abtragung der Schulden feste Grundsätze aufzustellen. Es war ein weiteres Verdienst, daß er in diesen Fragen sowohl mit der Landschaft als zwischen den beiden Brüdern, den Herzögen Rudolf August und Anton Ulrich, volles Einverständniß erzielte. Wesentlich durch seine Vermittlung ist auch die gemeinsame Regierung der beiden Fürsten (seit 1685) zu Stande gekommen; ebenso ward ihm die Wiederherstellung guten Einvernehmens zwischen den einzelnen Linien des Gesammthauses nach längerem Zwiste im J. 1706 zugeschrieben. In Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm Herzog Rudolf August am 28. October 1682 das Gut Wendhausen und im folgenden Jahre erhob ihn nebst seiner Gemahlin und Tochter Kaiser Leopold in den Adelsstand mit dem Zusatze „von Wendhausen“. Auch sonst wußte P. v. W. manche einträgliche Würden und Güter sich zu verschaffen. Am 10. August 1660 erhielt er von dem Capitel des Blasienstifts in Braunschweig eine Commende, die er 1683 wieder aufgab. Ende des Jahres 1673 wurde ihm daselbst das Decanat übertragen, auf das er am 10. April 1680, und 1676 ein Kanonikat, auf das er 1689 Verzicht leistete. Von der Aebtissin von Gandersheim erhielt er 1686 die Salder'schen Lehen; dann wurde er 1695 Propst des Klosters St. Lorenz bei Schöningen. Außerdem besaß er in dieser Stadt ein Gut und beim Kloster Riddagshausen das Gut Neuhof. Er galt als einer der reichsten Privatmänner des Landes. In der äußern Politik hat er alle ehrgeizigen Pläne Herzog Anton Ulrich's nach Kräften unterstützt. Um der Enkelin seines Fürsten die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, hat er den Uebertritt der Prinzessin Elisabeth Christine zur katholischen Kirche möglichst zu fördern gesucht, da er „kein Theologus sondern ein Politicus“ sei. Dagegen hat er an der Spitze des Geheimerathes den Herzog selbst 1710 in einem eindringlichen Schreiben von dem gleichen Schritte abzuhalten gestrebt. Und damit seine eigene Enkelin ihrem ersten Gemahle, dem Geheimrath v. Imhoff, der katholisch geworden war, hierin

nicht nachfolge, verfaßte er selbst zu ihrer Abmahnung eine Schrift „Purae religionis characteres“ etc., die 1715 im Druck erschienen ist. Den Bestrebungen des Pietismus war er sehr abhold; er gehörte zu den Urhebern des scharfen Edicts vom 9. März 1692 wider die „Sectareyen“, das zumeist gegen die Pietisten gerichtet war. Bis in das höchste Alter hinein hat P. in geistiger Frische die Staatsgeschäfte geführt; er starb zu Braunschweig am 17. November 1718 und wurde in einem eigenen Erbbegräbnisse im Dome zu Braunschweig beigesetzt. — P. stand wegen seiner langjährigen Thätigkeit bei Fürst und Volk in hoher Achtung. Herzog Anton Ulrich rühmte in einer dicht vor seinem Tode für seine Söhne aufgesetzten Instruction die vielen Tugenden seines Kanzlers, den er „in summa einen ganzen Minister“ nennt, räth aber zugleich, man müsse „ihn zuweilen durch eine kleine Belohnung cajoliren“. Auch von anderer Seite wird P. als auf seinen Vortheil bedacht und für Geschenke nicht unempfänglich geschildert. Sein Wahlspruch war: Simplicitas astu bene communita triumphat. — P. hat drei Gemahlinnen überlebt; 1660 verheirathete er sich mit Barbara Ilse Fluwerk, die 1696 starb, am 2. December 1697 mit Christine Ermunde v. Sperling, die bereits am 12. Juni 1698, und 1699 mit Maria Elisabeth Freiin von Imhoff, die 1709 verschieden ist. Nur die erste Frau schenkte ihm eine Tochter, Dorothea Elisabeth († 1686), welche 1684 den Geheimrath J. Ch. Stisser heirathete, der sich dann ebenfalls von Wendhausen nannte. Auch diese hatten nur eine einzige Tochter, Ilse Luise, welche ohne Zustimmung des Vaters 1703 den Geheimrath Rud. Christian v. Imhoff und nach dessen Tode († am 22. Juli 1717) dem Geheimrath Konrad Detlev v. Dehn die Hand reichte. Beide Ehen blieben kinderlos. Da Ilse Luise bereits am 27. April 1719 starb, so fiel Dehn, der 1726 in den Grafenstand erhoben wurde, die ganze reiche Hinterlassenschaft Probst's zu, welche er in kurzer Zeit in leichtsinnigster Weise verschwendete.

Vgl. G. S. Treuer, Ehren-Gedächtnis des . . . Herrn Ph. Ludw. von Wendhausen, Helmstädt 1719. — Harenberg, Historia eccles. Gandersh., S. 1587 ff. — Manecke, Biographische Skizzen von den Kanzlern der Herzöge von Br.-Lün. S. 34. — Havemann, Gesch. der Lande Br. und Lüneb. Bd. III, S. 588 u. a.
P. Zimmermann.

Proch: Heinrich P., der einst ebenso gefeierte als rasch wieder vergessene Liedercomponist, war geboren zu Wien am 22. Juli 1809. Er verlebte seine Jugendzeit mit seinen Eltern in Wiener Neustadt, wo der Chorregent und Hauptschuldirector Anton Herzog sein erster Lehrer für Generalbaß und Composition wurde. Als Joseph Benesch, der Orchesterdirector der philharmonischen Gesellschaft in Laibach mehrere Monate bei Proch's Eltern in Wiener Neustadt zubrachte, unterrrichtete er den jungen und in allen Zweigen der Musik äußerst strebsamen P. im Violinspiel, welches derselbe schon vorher meist auf eigene Faust betrieben hatte. P. liebte das Violinspiel über Alles. Auch als er die Universität Wien bezog, um sich dem Wunsche der Eltern gemäß juridischen Studien zu widmen, blieb die Geige seine Leidenschaft. In den Jahren 1833 und 1834 spielte er mit Erfolg des Oefteren in Wien öffentlich, meist eigene Compositionen, deren er sich damals schon eine große Zahl für den eigenen Bedarf zurechtgelegt hatte. Zu jener Zeit trat er auch als Kirchencomponist auf und verschiedene größere und kleinere Kirchenmusikstücke von ihm wurden in Wiener Neustadt, Wien und den nächstliegenden Orten aufgeführt. 1837 wurde er Capellmeister des Josephstädter Theaters in Wien, 1840 der Hofoper daselbst. Als solcher schrieb er eine Oper „Ring und Maske“ und gelangte durch seine zahlreichen, höchst dankbaren aber seichten und süßlichen Lieder zu großer Berühmtheit. Gab es doch eine Zeit, in welcher Proch'sche Lieder, wie „Das

Alpenhorn", „Das Erkennen", „In dem Herzen ein Bild" u. dgl., alle anderen Compositionen dieser Art, so weit die deutsche Zunge reicht, in den Hintergrund gedrängt hatten. Aber rasch wie er aufgestiegen war, ging sein Ruhm zu Ende und der alternde Mann mußte das Verblassen desselben noch erleben. 1870 wurde P. als Hofoperncapellmeister in den Ruhestand versetzt. In der kurzlebigen „Komischen Oper" erscheint er 1874 noch einmal als Operncapellmeister; jedoch nur für kurze Zeit. Auch den Fall dieses Institutes überlebte er. P. starb zu Wien am 18. December 1878, ein fast vergessener Mann. Als Gesanglehrer hatte P. große Verdienste um die Ausbildung mancher Künstler von Ruf und Ansehen; Frau Dustmann, Frau Peschka-Leutner, Frau Csillag, Frl. Gindele, Frl. Tietjens u. a. werden als seine Schülerinnen genannt. Er lieferte auch mehrere vortreffliche Uebersetzungen italienischer Opern für die deutsche Bühne, wie die zu Verdi's „Trovatore". — Seine Tochter Louise hat sich als begabte Sängerin und Schauspielerin einen Namen gemacht.

Mandyczewski.

Prochaska: Marie Christiane Eleonore P. wurde am 11. März 1785 in Potsdam als die Tochter eines Unterofficiers im 2. Bataillon Garde geboren und 1794, als ihr Vater in den Krieg marschirt war, „weil die Mutter die Kinder vernachlässigte", in das dortige Militär-Waisenhaus aufgenommen. Obgleich ursprünglich katholisch, ward sie auf den Wunsch ihres Vaters dort im evangelischen Glauben erzogen. 1797 nahm der Vater, welcher inzwischen pensionirt war und Musikunterricht gab, die Kinder wieder in sein Haus, in welchem Eleonore blieb, bis sie als Köchin in Dienste trat; in ihren Mußestunden blies sie die Flöte; bei einem im Hause ihrer Herrschaft gegebenen Familienfeste spielte sie mit Erfolg Theater. Das Jahr 1813 erfüllte sie in solchem Maße mit patriotischer Begeisterung, daß sie Potsdam heimlich verließ und unter dem Namen August Renz als freiwilliger Jäger in die Reihen des Bataillons der Lützow'schen Schaar trat, in welcher später, unter dem Namen Kruse, auch Anna Lührmann aus Bremen diente (Soldatenfreund, Zeitschrift, begründet von L. Schneider, Märzheft 1886). Um sich Männerkleidung anschaffen und sich mit Büchse, Hirschfänger und Czako ausrüsten zu können, verkaufte sie ihre Habseligkeiten; ihre hohe, schlanke Gestalt trug dazu bei, daß ihr Geschlecht nicht erkannt wurde; das Quartier theilte sie, wenn dies nicht zu vermeiden war, mit einem fünfzehnjährigen Kameraden. In der Geschichte des Corps wird ihr Name nicht eher erwähnt, als bis ihr Heldentod das Geheimniß ihrer Geburt offenbarte. Es war am Tage des Treffens bei der Göhrde, am 16. September 1813. Damals galt es, eine Höhe zu nehmen, auf welcher französische Infanterie im Quarré und eine Haubitze standen. Eleonore hatte einem gefallenen feindlichen Tambour die Trommel abgenommen und schlug den Sturmmarsch. „Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießest wie Keiner von uns und nun kannst du auch trommeln", sagte einer ihrer Kameraden. „Dafür bin ich ein Potsdamer Soldatenkind", erwiderte sie. So ging es vorwärts, dem Kartätschenhagel entgegen. Da stürzte sie mit dem Ausrufe: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!" mit welchem sie sich an Dr. Fr. Förster (vgl. dessen Geschichte der Befreiungskriege 1813—15, Berlin 1855, I, 28, 859) wandte, zu Tode getroffen nieder; ein Schuß durch den linken Schenkel hatte sie hingestreckt. Am 5. October erlag sie zu Dannenberg ihrer Wunde. Fünfzig Jahre später wurde ihr auf dem dortigen Kirchhofe ein Denkmal errichtet. „Sie genoß als wohlgesittet, bescheiden und dienstfertig die Freundschaft und Achtung ihrer Kameraden und Vorgesetzten", heißt es in der „Geschichte des Lützow'schen Freicorps" von Ad. S(chlüsser), Berlin 1826, S. 108.

Der Soldatenfreund. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung

des preußischen Soldaten, herausgegeben von L. Schneider. Berlin 1865 66, S. 857. — F. Arnd, Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen, Halle 1867. B. Poten.

Prochaska: Georg P., Arzt, am 10. April 1749 zu Lispitz in Mähren geboren, widmete sich, nachdem er bereits in seinem 18. Lebensjahre die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, in Prag und später in Wien dem Studium der Medicin, war zwei Jahre lang als Assistent in der medicinischen Klinik von de Haën thätig und wurde im J. 1776 zum Doctor der Medicin promovirt; er habilitirte sich an der Wiener med. Facultät als Docent der Anatomie, indem er gleichzeitig den Professor der Augenheilkunde Barth in seinen anatomischen Arbeiten und in seiner sehr ausgebreiteten augenärztlichen Praxis unterstützte. — Nach Veröffentlichung von zwei anatomischen Arbeiten „De carne musculari tractatus“ und „De structura nervorum“, in welchen er die feinern Structurverhältnisse der Muskeln und Nerven, so weit die damaligen sehr mangelhaften optischen Instrumente eine derartige Untersuchung gestatteten, auseinander setzte, wurde er (1776) zum Prof. extraord. der Anatomie ernannt und 1778 auf Barth's Empfehlung als Professor der Anatomie und Augenheilkunde nach Prag berufen. In dieser Stellung verblieb er 11 Jahre und erwarb sich daselbst durch die Gründung einer anatomischen Sammlung, welche durch die Aufhebung alter Begräbnißstätten in den Besitz zahlreicher pathologischer Knochenpräparate gelangt war, ein großes Verdienst. Anfangs docirte er Anatomie und Physiologie, bei der Reorganisation des medicinischen Studiencurses aber überließ er den Unterricht in der elementaren Anatomie seinem Prosector und beschränkte sich mit seinen Vorlesungen wesentlich auf die Physiologie. In die Zeit seines Aufenthaltes in Prag fällt die Veröffentlichung seiner „Quaestiones physiologicae, quae vires cordis et motum sanguinis per vasa animalia concernunt“, in welchem er den Beweis zu führen versuchte, daß der Druck, der durch die Herzcontraction auf die Blutsäule ausgeübt wird, sich noch über das Capillarsystem hinaus erstreckt und so auch den Rückfluß des Blutes durch das venöse System vermitteln hilft, ferner „Adnotationes academicae continentes: observationes et descriptiones anatomicae“ (III Fasc. 1780—84), von welchen das erste Fascikel Untersuchungen über die Abnutzung und den Verlust der Zähne, das dritte Untersuchungen über die Verrichtungen des Nervensystems enthält, in welchen er, wie er erklärt, von allen Hypothesen abgesehen und den von Newton eingeschlagenen Weg der Forschung befolgt hat. Seiner Auffassung gemäß äußert sich die Thätigkeit des Nervensystems in Art einer electrischen Erregung; in dem „centrum commune“ nehmen die motorischen Nerven ihren Ursprung und finden die sensiblen Nerven ihr Ende; eben hier werden die Eindrücke, welche die Empfindungsnerven erfahren haben, auf die Bewegungsnerven übertragen (reflectirt) und dadurch werden willkürliche und unwillkürliche Bewegungen hervorgerufen; übrigens, sagt P., ist bei diesem reflectorischen Vorgange der Reflexwinkel keineswegs immer dem Incidenzwinkel gleich, auch darf man das Sensorium commune nicht nur im Gehirn suchen, da auch bei geköpften Fröschen Reflexbewegungen zu Stande kommen, daß also auch Nervenplexus und Nervenganglien ein Sensorium commune darstellen, welche reflectirte Bewegungen vermitteln, ohne daß die sensible Reizung zum Bewußtsein kommt. — Ob P. mit den diesen Gegenstand aprioristisch behandelnden Speculationen von Descartes bekannt gewesen ist, erscheint mindestens zweifelhaft, jedenfalls ist er der Erste, der sich mit demselben experimentell beschäftigt hat und daher als würdiger Vorläufer von Marshall Hall angesehen werden muß. Daß er aus dieser physiologischen Thatsache gewisse teleologische Schlüsse zog, indem er in die reflectirten Bewegungen zweckvolle, auf die Abwehr oder die Entfernung nachtheiliger Einflüsse

hingerichtete Vorgänge erblickte, erklärt sich aus dem Charakter des Vitalismus, den Reil damals der Physiologie aufgedrückt hatte. — Im J. 1791 wurde P., nach Barth's Rücktritt, als Professor der Anatomie, Physiologie und Augenheilkunde nach Wien berufen, überließ jedoch, da er neben seinem akademischen Amte eine sehr ausgebreitete augenärztliche Praxis ausübte, im J. 1805 den anatomischen Unterricht dem (überaus unfähigen) Prosector, späteren Prof. ord. Mich. Mayer, während er selbst ausschließlich sich der Physiologie zuwandte. Im J. 1819, d. h. in dem für Pensionirung der Professoren gesetzlichen Alter von 70 Jahren legte er sein Amt nieder und ist ein Jahr später (am 17. Juli 1820) gestorben. — Während seines Aufenthaltes in Wien hat P. eine weitere Reihe zum Theil werthvoller Schriften anatomischen und physiologischen Inhaltes veröffentlicht. Bald nach seiner Ankunft daselbst erschien der erste Band der „Institutiones physiologiae humanae“ (der zweite Band erschien 1805, das ganze Werk in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen“ 2 Bde. 1797, in 2. und 3. Aufl. 1802 und 1810), die er vollständig umgearbeitet 1820 unter dem Titel „Physiologie oder Lehre von der Natur des Menschen“ herausgegeben hat. — In der ersten Bearbeitung dieses, von dem Standpunkte der neuesten Erfahrungen seiner Zeit verfaßten Lehrbuches lehnt er sich sehr entschieden an die dem Vitalismus nahestehenden animistischen Theorien Stahl's an, der, wie er sagt, „die Verrichtungen des Nervensystems aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet zu haben scheint“, und „mit Recht kein Bedenken trug, die Seele allein in dem menschlichen Körper für die Ursache aller Verrichtungen, sie mögen mit oder ohne Bewußtsein geschehen, anzunehmen“. Die aus der „anima“ resultirende Kraft nennt P., im Einverständnisse mit Reil, die „Lebenskraft“, während er in der zweiten Bearbeitung des Werkes ausdrücklich erklärt, daß die physikalischen (mechanischen, hydraulischen u. a.) und chemischen Kräfte noch kein Leben ausmachen, und daß das Lebensprincip, d. h. die Lebenskraft auf galvanische Polaritäten zurückzuführen sei. In der Ausführung dieses Gedankens gibt sich P. einer maßlosen naturphilosophischen Speculation hin, und in demselben Sinne ist denn auch sein „Versuch einer empirischen Darstellung des polarischen Naturgesetzes und dessen Anwendung auf die Thätigkeiten der organischen und unorganischen Körper, mit einem Rückblicke auf den thierischen Organismus“ (1815) bearbeitet. — In einem andern Werke „Bemerkungen über den Organismus des menschlichen Körpers und über die denselben betreffenden arteriösen und venösen Haargefäße nebst der darauf gegründeten Theorie der Ernährung“ (1810), theilt P. interessante Experimente mit, welche er über Diffusionserscheinungen an Geweben (Arterienhäuten) angestellt hat und äußert Ansichten über die Knochenbildung, welche in der Uebereinstimmung mit den jetzt allgemein acceptirten Ansichten über diesen Gegenstand in hohem Grade überraschen müssen. Uebrigens sei darauf hingewiesen, daß die von P. ausgeführten Injectionen des Capillarsystems zu den ausgezeichnetesten Leistungen auf diesem Gebiete gehören, sodaß dieselben den berühmten Lieberkühn'schen Injectionspräparaten vollkommen an die Seite gestellt werden können. Daß es Capillargefäße gibt, die nur Blutserum führen, wird von P. in Abrede gestellt. — Zu seinen besten Arbeiten gehört die „Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani ejusque processus vitalis“ (1812), in welcher er u. a. auf die Aehnlichkeit in den anatomisch-physiologischen Verhältnissen zwischen der portio major und minor des nervus trigeminus einer- und den hinteren und vorderen Wurzeln der Rückenmarksnerven andererseits hinweist und dabei die später von Bell als richtig bestätigte und weiter ausgeführte Lehre vorträgt, daß von den Rückenmarksnerven die einen (vorderen) in centrifugaler, die anderen (hinteren) in centripetaler Weise

leiten. In derselben Schrift spricht P. das stolze Wort aus: „Limites non constant, ultra quos progredi ingenio humano-non datur". Außer diesen größeren Schriften hat P. noch mehrere Arbeiten aus dem Gebiete der Physiologie, pathologischen Anatomie und der Augenheilkunde in den Schriften der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, in den Wiener Beiträgen zur praktischen Arzneikunde und in den Abhandlungen der k. k. Joseph. med.-chir. Akademie veröffentlicht. — P. theilt mit anderen bedeutenden Gelehrten das Geschick, daß ihre Leistungen während ihres Lebens wenig Anerkennung gefunden haben und erst nachher in ihrer Bedeutung gewürdigt und geschätzt worden sind; lange nach seinem Tode hat man in ihm den scharfen Denker erkannt und sich von dem überzeugt, was er nicht nur von einem divinatorischen Standpunkte, sondern auch auf dem Boden der exacten Beobachtung stehend, für die Neugestaltung der Wissenschaft geleistet hat. A. Hirsch.

Procop von Mähren, aus dem Hause Luxemburg, jüngster Sohn des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren aus dessen zweiter Ehe mit Margaretha von Troppau, geboren zwischen 1350 und 1360, † am 24. September 1405. Er hatte nur einen Theil des väterlichen Landes unter der Oberhoheit seines älteren Bruders Jost zur Regierung, ein Verhältniß, das bei dem habsüchtigen Charakter beider Brüder sie nicht lange in Freundschaft mit einander leben ließ. Schon 1382 sind sie in Fehde. Bei der Verpfändung der Mark Brandenburg an den kinderlosen Jost 1388 wird indeß Procop's Anfallsrecht anerkannt und demselben darauf gehuldigt. Jemehr sich sonst Jost seinem Vetter König Sigismund von Ungarn anschloß, destomehr hielt sich P. zu König Wenzel von Böhmen. Schon 1387 und 1388 erscheint er als Vorsitzender des obersten Landgerichts in Böhmen, 1393 hat er an dem Streite des Königs mit dem Erzbischof Johann von Prag einen sehr lebhaften Antheil. Eben damals brach auch zwischen ihm und seinem Bruder Jost offener Krieg aus, wobei Jost die dem Bruder von der Mark geleistete Erbhuldigung für ungültig erklärte. Im März 1394 finden wir ihn als Gesandten Wenzel's am polnischen Hofe. Im J. 1395 sind beide Brüder wiederum im Kriege gegen einander, gegen dessen ungünstige Folgen wohl Wenzel den Vetter schützte. Im folgenden Jahre übertrug dieser ihm während seines Zuges ins Reich die Statthalterschaft in Böhmen; auf ihn setzte der argwöhnische König noch das meiste Vertrauen. Es zeugt nun freilich von einem geringen Vertrauen Procop's in Wenzel, wenn der erstere am 23. Mai 1398 mit dem Markgrafen Wilhelm von Meißen einen Vertrag abschließt, wonach sie Wenzel im Königreich Böhmen getreuen Beistand leisten wollen, insofern er ihnen folgen wolle; wolle er ihnen aber nicht folgen, so sollen Beide seinen Dienst aufgeben. Wenzel konnte indeß bei seinen zerfahrenen Verhältnissen Procop's gar nicht entbehren. Ende 1398, als er mit Jost in neuen Streit über die Lausitzen gerathen war, ernannte er ihn wieder zum Statthalter Böhmens. Als P. dann Truppen zum Kriege sammelte, ließ ihn allerdings der König im Stich und schloß in Böhmen einen Waffenstillstand mit Jost, während P. in der Lausitz lag. Ohne Ruhm geerntet zu haben, zog er von da im Juli über Schlesien nach Mähren zurück, wo er nun auch mit dem Bischof von Olmütz in eine Fehde gerieth, die ihm schließlich den Bann eintrug. Auch Sigismund schloß sich jetzt seinen Feinden an, der Krieg zog sich bis ins Jahr 1400 hinein, erst Wenzel's Absetzung vom Reiche brachte den Streit der Brüder vorübergehend zur Ruhe. Trotz Wenzel's Unthätigkeit hielt P. doch auch in der Folge weiter zu ihm und trat 1402, als Sigismund den Bruder gefangen nahm und aus Böhmen wegführte, an die Spitze der königlichen Partei in Böhmen, sogar in Verbindung mit König Ruprecht, dem Nachfolger des abgesetzten Wenzel. Da lockte ihn Sigismund durch die Zusage freien

Geleits aus seiner Hauptburg Pösing und nahm ihn hinterlistig gefangen, am 3. Juni. Eine Zeit gab er ihn an Jost zur Verwahrung, führte ihn dann aber mit sich nach Preßburg, wo er ihn über Jahr und Tag in Gefangenschaft hielt. Man hat noch Proben von lateinischen Versen, mit deren Abfassung und Niederschreibung sich der Gefangene die Langeweile vertrieb. Er muß darnach doch früher eine gelehrte Erziehung genossen haben. Als es Wenzel gelang, aus seiner Haft in Wien zu entkommen, war P. schon frei. Jetzt einigten sich P. und Jost mit Wenzel zum Kampfe gegen Sigismund, der ihrer aller Selbständigkeit bedrohte. Während dessen starb P. unvermählt am 24. September 1405, worauf seine Besitzungen an Jost fielen. Man wird kaum Unrecht thun, wenn man auch P. einen Theil der Schuld an der schlimmen Zwietracht des luxemburgischen Hauses zuschreibt; blieb doch fortan das Einvernehmen zwischen Jost und Wenzel bis zu des ersteren Tode ungestört.

Nach Lindner, Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel I, II. — Palacky, Geschichte Böhmens III, 1 ꝛc.

Markgraf.

Procopius von Templin, auch von Brandenburg zubenannt, war geboren zu Templin in der Uckermark gegen Ende des Jahres 1608. Brentano nennt ihn Friedrich P., aber nur, weil er die Anfangsbuchstaben P. Fr. vor seinem Ordensnamen mißverstand. Von seinen Eltern, fleißigen Bürgersleuten, bekam der etwas träumerische Knabe, wie er späterhin selbst erzählt, öfters den Vorwurf: „du fule Släwik“ zu hören. Nach dem großen Brandunglücke der Stadt Templin im J. 1618 fand er in Berlin ein Unterkommen, wo er allem Anscheine nach den Studien sich widmete. Durch die Psalmen von Lobwasser, die er im Dome zu Berlin singen hörte, fühlte er sich eine Zeitlang zum reformirten Bekenntnisse hingezogen, doch war dieser Eindruck vorübergehend. Von Werbern angelockt, ging er um das Jahr 1625 im Dienste eines höheren Officiers nach Böhmen, trat dort zur katholischen Kirche über und ließ sich bald darauf zu Wien im Kloster am neuen Markte (am 3. Juni 1627) in den Kapuzinerorden aufnehmen. Einige Jahre später wurde er an den Wallfahrtsort Maria-Zell in Steiermark entsendet und hier entstanden die ersten seiner geistlichen Lieder. Hierauf durchzog er als Missionar Ober- und Niederösterreich und Böhmen und machte besonders in Prag durch die Unerschrockenheit, mit der er den Reichen und Mächtigen gegenüber zu Gunsten ihrer Leibeigenen auftrat, gewaltigen Eindruck. Um das Jahr 1642 als Prediger nach Wien berufen, entfaltete er unter schweren politischen Bedrängnissen wie z. B. nach der Schlacht bei Jankau (1645) und unter den Schrecken der Pest im J. 1649 eine segensreiche Thätigkeit. Das Jahr 1651 führte ihn in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom. Nach seiner Rückkehr finden wir ihn zuerst in Linz und über einige Zeit auf dem Mariahilfsberge nächst Passau. Hier, umgeben von einer herrlichen Landschaft, dichtete er den größten Theil seiner Mariengesänge; dieselben erschienen mit Melodieen von G. Kopp ausgestattet unter dem Titel: „Der Großwunderthätigen Mutter Gottes Mariä Hilff Lobgesang“ zu Passau 1659. Eine kleine Auswahl dieser Lieder nahmen Arnim und Brentano in des Knaben Wunderhorn auf und so kunstlos ja vernachlässigt sie ihrer Form nach oft erscheinen, gewannen sie doch den Beifall Goethe's, der an P. „die anmuthige Art“ rühmt, „christliche Mysterien ans menschliche, besonders deutsche Gefühl herüberzuführen“, und das Lied: „Zwei Nachtigallen in einem Thal“ als „das liebenswürdigste von allen katholischen Gedichten im ersten Bande des Wunderhorns“ bezeichnet. Nach zehnjährigem Aufenthalte in Passau siedelte P. nach Salzburg über, um den Druck seiner Predigtwerke überwachen zu können, deren

er eine große Zahl, meist mit einer Zugabe geistlicher Lieder versehen, herausgab. Kurze Zeit vor seinem Tode zog er sich in das Kloster seines Ordens zu Linz zurück, wo er am 22. November 1680 aus diesem Leben schied.

Des Unterzeichneten Art. Procopius von Templin in den hist.-pol. Blättern, Bd. 79, S. 165 ff. — Bernardus a Bologna, biblioth. script. Capucc., p. 218. — Ilg, Franziskusrosen 1879, S. 360. — Birlinger und Crecelius, Des Knaben Wunderhorn. G. Westermayer.

Procurator: Wilhelm P., Benedictiner der Egmunder Abtei in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nachdem er vorher einige Jahre im Schlosse Brederode als Capellan fungirt hatte; zeichnete sich besonders als Historiker aus. Er verfaßte eine Fortsetzung der Egmunder Chronik, die Jahre 1205—1332 umfassend. Obwol der Stil roh und Wilhelm's Kenntniß des Lateinischen sehr mangelhaft ist, muß man seiner Arbeit dennoch ein großes Verdienst einräumen, indem sie sich durch Genauigkeit und Wahrheitsliebe auszeichnet. Besonders aber ist der Freimuth zu rühmen, welchen er trotz seines geistlichen Amtes, bei der Beurtheilung kirchlicher Personen und Verhältnisse an den Tag legt. Ohne Scheu vergleicht er zum Beispiel den Papst Johann XXII. mit den wilden Saracenen und dem Kindermörder Herodes, und verwünscht alle die, welche die zu Gunsten Roberts von Sicilien ertheilten Ablaßbriefe kaufen möchten, zur Hölle hinab. Er ist daher von nicht geringer Bedeutung für die richtige Kenntniß der Regierung der holländischen Grafen Floris V., Johann I. u. II. und Wilhelm III. Seine Mittheilungen verdienen den Vorzug vor den weniger genauen Nachrichten des Melis Stoke. Die Arbeit ist von A. Matthäus im zweiten Theil der 4. Ausgabe seiner Analekten S. 496 ff. abgedruckt. In der Vorrede dazu, S. 419 ff., handelt Matthäus auch über den Verfasser.

De Wind, Bibl. v. Nederl. geschiedschr. I. bl. 49 v. und Moll, Kerkgesch. v. Nederland II, 2° sl. bl. 341 und Glasius, Godg. Nederl.
van Slee.

Prose: Ambrosius P. wurde in Breslau am 12. Februar 1589 als der Sohn des Tuchmacher-Aeltesten Daniel P. und dessen Ehefrau Eva, Tochter des aus Nürnberg eingewanderten Kaufmanns Martin Sebald, geboren. Seine gelehrte Bildung empfing er auf der Universität Wittenberg, wo er, wie sich aus zwei daselbst gedruckten und an seinen Vetter Joachim P., Pfarrer in Merzdorf bei Jauer, gerichteten Gratulationsschriften ergiebt, in den Jahren 1612—15 verweilte. Am 8. März 1617 trat er sein Amt als Lehrer der Quarta am Elisabethgymnasium an, ging jedoch bereits am 18. October desselben Jahres nach Jauer, um dort an der evangelischen Kirche und Schule als Cantor und Lehrer zu wirken. Am 28. Mai 1619 heirathete er die Tochter eines Jauer'schen Kaufmanns, Maria Dietmann. Da im J. 1629 der protestantische Gottesdienst in Jauer unterdrückt wurde, ist anzunehmen, daß P. sich bald nachher wieder nach Breslau begeben hat, wo ihm Mutter und Geschwister noch lebten. Später, jedenfalls vor 1641, wurde er Organist an der Elisabethkirche. Wie lange er daselbst amtirt hat, ist unbekannt; sicher ist nur, daß sein Tod nicht vor 1657 erfolgt ist. — Als Componist hat sich P. wenig hervorgethan; erhalten ist von ihm eine Gelegenheitscomposition („Die Hütte des Herrn") und ein seiner Sammlung von Weihnachtsliedern einverleibtes Stück. Ungleich größere Verdienste erwarb er sich durch die Neuausgabe einer stattlichen Anzahl von Kirchenconcerten der bedeutendsten italienischen und deutschen Componisten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. (excellentissimorum Musicorum imprimis Venetorum numeros ut eruditissimos ita suavissimos magnis sumptibus nostros fecit"). Sie wurden unter dem Titel „Geistliche Concerte und Harmo-

nien" 1641 (Theil 1 u. 2), 1642 (Theil 3) und 1646 (Theil 4) in Leipzig gedruckt. Das dazu gehörige Corollarium erschien 1649; der erste Theil enthält neben den Concerten eine kurze, gegen die Solmisation gerichtete Abhandlung. „Wie ein junger Mensch leichtlich und mit geringer Mühe, ohne einige mutation in kurtzer Zeit singen möge lernen", welche noch 1717 von Mattheson (Beschütztes Orchester, S. 340) lobend erwähnt wurde. Eine Sammlung von 31 Weihnachtsliedern erschien 1646 in Liegnitz (Exemplar auf der Breslauer Stadtbibliothek). C. J. A. Hoffmann erwähnt in „Die Tonkünstler Schlesiens" außerdem von ihm: „Auszug des musikalischen Interims" (Madrigalien mit untergelegter deutscher Uebersetzung), Wittenberg 1627, und „Musicalische Moralien" (Leipzig 1639). Seine letzte Arbeit scheint eine neue und vereinfachte Ausgabe der besten Lieder Heinrich Albert's (den ersten sechs Theilen der Arien entnommen) gewesen zu sein. Sie besteht aus zwei Theilen, deren erster 60 Lieder enthaltend, 1657 in Leipzig erschien, während der zweite (74 Lieder) in demselben Jahre in Brieg gedruckt wurde.

E. Bohn.

Prohaska: Franz Adolf Freiherr P. von Guelphenburg, k. k. General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 7, wurde am 19. Mai 1768 zu Pisek in Böhmen geboren und ist am 20. August 1862 zu Wien gestorben. Seine Ausbildung muß vornehmlich eine juristische gewesen sein, denn er ließ sich 1789 dem Militärauditoriate zuweisen. In diesem Verhältnisse erhielt er 1792 seine Eintheilung beim Ottocaner-Grenz-Regimente als Cantonsauditor; schon 1794 avancirte er zum Hauptmannauditor, 1795—1799 war er in gleicher Eigenschaft bei den Grenzhusaren thätig. Mit diesen kam er auch vor den Feind und in deren Verbande entflammte in P. das Verlangen nach unmittelbarer Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen. An solchen betheiligte er sich denn jedesmal, wenn es sein Dienst gestattete, mit derartiger Bravour, daß er 1799 auf seine Bitte und bei Verzichtleistung auf die Hauptmannscharge als Oberlieutenant in das Grenzhusarenregiment aufgenommen wurde. Nun war P. Truppenofficier mit Leib und Seele; hervortretenden Unternehmungssinn und wohlbedachte Umsicht während des Feldzuges 1799 erwarben ihm schon anfangs des Jahres 1800 die Ernennung zum Rittmeister außer der Tour; sein belobtes Verhalten im Feldzuge 1805, sowie die rasch stattgehabte Aneignung vorzüglicher militärischer Kenntnisse bewirkten aber, daß P. kurz hierauf vom Erzherzoge Karl zur Mitbearbeitung der neuen Reglements und Vorschriften nach Wien berufen wurde. In Erzherzog Karl's Gefolge befand sich P., seit 1807 Major, auch während des Feldzuges 1809. Im J. 1810 rückte er jedoch als Oberstlieutenant beim jetzigen Husarenregimente Graf Radetzky zum Dienste ein und gilt er dem Regimente als eines der ruhmwürdigsten Mitglieder. Denn seinem beispielgebenden Muthe, seiner steten Geistesgegenwart, nie zagenden Entschlossenheit und sicheren Leitung hat es das Regiment zu danken, einen höchst wirksamen Antheil an den Feldzügen 1813 und 1814 genommen zu haben. Denkwürdig sind im Hinblick auf den Feldzug 1813 die Besetzung Gurkfelds am 19. August, das Zurücktreiben der Franzosen theils über die Save, theils in ihre Verschanzungen bei Tschernutsch am 30. August, der gelungene Angriff auf des Feindes rechte Flanke bei der Tschernutscher Brücke am 8. September; die von P. für nothwendig erkannte und trotz seiner unverhältnißmäßig geringen Streitkräfte von ihm erfolgreich durchgeführte Attacke bei Kreutzen am 16. September; die ausschlaggebende Theilnahme an der Erstürmung des Brückenkopfes bei Tschernutsch am 25. September und endlich die Rettung der Brigade Starhemberg bei Rovigo

am 8. October, welche ausschließlich durch die unerschütterliche, mit hoher Einsicht gepaarte Standhaftigkeit Prohaska's, damals bereits Oberst und Regimentscommandant, ermöglicht wurde. Im Feldzuge 1814 knüpft sich seine erste bedeutende That an den Tag von Fiorenzuola, wo er am 17. Februar in drei Hauptangriffen mit überraschender Gewandtheit den an Zahl übermächtigen Gegner zum Weichen brachte. Hierauf hat er mit vieler Klugheit an allen hinhaltenden Gefechten theilgenommen und am 26. März an der Spitze des Regiments die Uebernahme des Papstes Pius VII. aus französischer Gefangenschaft bewirkt. Am 13. April gelang es ihm aber, wieder bei Fiorenzuola sich den Militär-Maria-Theresien-Orden und die Freiherrnwürde mit dem Prädicate von Guelphenburg zu erringen, indem er mit der Vorhut und der Centrumscolonne, selbst stets im heftigsten Feuer, bis an den Taro vorrückte, mit dem Geschütz die gegnerischen Verschanzungen zerstören ließ, den Fluß mit seinen Reitern und der an den Steigriemen sich festhaltenden Infanterie überschritt, der am jenseitigen Ufer befindlichen fliegenden Brücke sich bemächtigte und endlich den Gegner unter oft höchst bedenklichen, schwierigen Verhältnissen über Castel Guelfo (Guelphenburg), Alseno und Fiorenzuola drängte. Diesen Erfolg an der Spitze seiner Truppen weiter auszunützen, war P. nicht beschieden, denn noch am 13. April wurde ihm der Czako mittelst einer Kanonenkugel durchschossen, was eine heftige Kopfentzündung zur Folge hatte. Von dieser genesen, kam nun P. als Generalcommandoadjutant nach Ungarn, 1815 in der Eigenschaft eines Generaladjutanten zum Erzherzoge Karl und auf dessen Veranlassung 1816 als zugetheilter Stabsofficier zur Justiz-Normalien-Commission des Hofkriegsrathes. Seinem höchst einflußreichen Wirken auf diesem Posten folgten 1824 das Avancement zum Generalmajor und Referenten der staatsräthlichen Militärcommission, 1832 die Vorrückung zum Feldmarschalllieutenant, 1835 die Ernennung zum zweiten Präsidenten des Hofkriegsrathes, 1840 die Erhebung zum Chef der Militärsection im Staatsrathe. Erst 1849 trat P. als General der Cavallerie in den Ruhestand, nachdem er in treuer Pflichterfüllung sowohl seine militärischen als juristischen Kenntnisse den Interessen von Heer und Staat hingebungsvoll gewidmet hatte. Wie sehr er aber auch die Leistungen seiner Untergebenen zu schätzen wußte, zeigt das am Todestage seinem Infanterieregimente zugehende Telegramm, welches lautet: „Meinem vielgeliebten braven Regimente, welches meinen Namen mit so vielen Siegesblättern schmückte, übersende ich nun, am Schlusse meiner Lebensepoche stehend, meinen innigsten Dank und herzlichen Gruß."

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 23. Thl. Wien 1872. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden etc. Wien 1857. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Militär-Kalender. Wien 1863. — Gesch. des k. k. 5. Hus.-Rgts. in Schels' österr. milit. Zeitschr. 2. Bd. Wien 1834.

Sch.

Prohaska: Johann Freiherr v. P., k. k. Feldmarschalllieutenant, Chef des General-Quartiermeisterstabes, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 38, geboren am 3. Juli 1760 zu Wien, † ebendaselbst am 24. April 1823, entstammte einer Bürgerfamilie und stand in keinem Verwandtschaftsverhältnisse zum General der Cavallerie Franz Freiherr Prohaska v. Guelphenburg. Wie berichtet wird, soll P. namentlich eine gute mathematische Ausbildung erhalten haben, weshalb er sich auch am 8. März 1779 als Kanonier dem im wissenschaftlichen Rufe stehenden Artilleriecorps einreihen ließ. Bei diesem avancirte er in Rücksicht auf seine besondere Verwendbarkeit gegen den sonst üblichen Gebrauch schon nach 5 Jahren am 4. April 1784 zum Unterlieutenant. Seinen Kenntnissen und seiner Tüchtigkeit

ist es ferner zuzuschreiben, daß er Ende 1787 als Oberlieutenant zu dem neugebildeten Pioniercorps versetzt wurde, mit welchem er 1788 unter Feldmarschall Freiherr Laudon gegen die Türken thätig war. Im J. 1789 kam er als Generalstabsofficier zu den Truppen an der mährisch-schlesischen Grenze, 1790 wurde er zum Hauptmann, 1793 zum Major befördert. Anscheinend schon 1792 befand sich P. unter den Befehlen des Generalquartiermeisters Feldmarschalllieutenant Freiherrn v. Beaulieu in den Niederlanden, von 1793 an findet sich sein Name bereits wiederholt unter den wegen eifriger und tapferer Verwendung Angerühmten. Ganz besonders gilt dies bezüglich seiner Theilnahme an dem Angriffe auf die an Landrecy, Guise und St. Quentin gestützte und verschanzte Kantonnirungslinie des Feindes am 17. April 1794, wobei er die Durchführung des Sturmes auf das befestigte Dorf Catillon leitete, dann rücksichtlich der scharfen Gefechte von Landrecy am 24. und 26. April 1794, in welch' letzterem Kampfe er die Absicht des Gegners, Landrecy zu besetzen, vereitelte und endlich im Hinblick auf seine Ausdauer und Umsicht während der unausgesetzt beunruhigten Vertheidigung der Stellung am Wallfluße, 9. bis 26. Januar 1795. P. wurde denn auch insbesondere „wegen oft erprobter Tapferkeit, Einsicht und unermüdeter Thätigkeit" der Gnade des Kaisers empfohlen, welcher ihn im Februar 1796 zum Oberstlieutenant beförderte und in gleichem Jahre dessen Betheilung mit dem Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens nebst dem Anrechte auf die Freiherrnwürde bestätigte. Im Juni 1796 erhielt P. die Stelle des Generalstabschefs beim Armeecorps des Feldzeugmeisters Grafen Latour. Nach den Worten der Gefechtsrelationen hat nun P. „durch klugen Rath und weitere Mitwirkung den rühmlichsten Antheil an den ehrenvollen Ergebnissen des Tages von Friedberg" am 24. August 1796 genommen und weiterhin „mit rastloser und herzhafter Anstrengung zur Herstellung der Ordnung im Kampfe bei Bischofsheim" am 21. April 1797 beigetragen. Nicht mindere Zufriedenheit erwarb sich P. bald hierauf für die Wahl und Verschanzung einer Vertheidigungsstellung am Schwarzwalde, mittelst welcher alle vom Rheine und aus den Thalgebieten des Neckar und der Nagold kommenden Uebergänge geschirmt und eine entsprechende Basis zum Wiedervorschreiten geschaffen wurde. An dem Feldzuge 1799 nahm er nur geringen Antheil, denn er kam als Generalstabschef beim Corps des Feldmarschalllieutenants Grafen Bellegarde schon am 20. Juni an der Bormida infolge einer bedeutenden Verwundung außer Gefecht. Beim Ausbruche des Krieges 1800 wurde dem Obersten P. auf Ansuchen des königlich großbritannischen Armeeministers Wickham die Aufsicht und Leitung beim Aufgebote der pfalzbaierischen Subsidientruppen übertragen, und seine Schlagfertigmachung dieser Abtheilungen mehrfacher Auszeichnungen würdig befunden. Auch an dem Feldzuge 1805 hat P. als Generalmajor beim Generalstabe der Armee in Italien mitgewirkt; später commandirte er eine Infanteriebrigade in Salzburg, 1809 war er anfangs Generalstabschef bei der Armee in Deutschland; vom Mai dieses Jahres an Feldmarschalllieutenant und Commandant einer Grenadierdivision bei der Hauptarmee. Mit dieser hat P. in der Schlacht bei Wagram am 6. Juli dem feindlichen Sturme auf Aderklaa kräftigen Widerstand geleistet und ist es ihm gelungen bis in die Höhe von Süßenbrunn vorzurücken, um sich dort mit dem von Stammersdorf anmarschirenden 3. Armeecorps in Verbindung zu setzen. Nach Beendigung des Feldzuges nahm er bis 1812 als Inspector der Infanterie in Mähren besten Einfluß auf die Ergänzung und Ausbildung der Truppen, 1812 befand er sich bei der Reservearmee in Galizien, 1813 bei den Heeresabtheilungen an der böhmischen Grenze. Dort wurde er Verweser des Armee-Generalcommandos und nach der Ueberschreitung des Rheins zum Generalintendanten ernannt. In letzterer, sehr schwierigen und verantwort-

lichen Stellung hat P. 1814 und 1815 die Verpflegung des sich weit ausbreitenden Heeres und den Nachschub sämmtlicher Armeebedürfnisse mit solcher Umsicht und Sicherheit geleitet, daß er hierfür nicht nur vom Kaiser, sondern auch von andern Regenten durch Verleihung hoher Orden ausgezeichnet wurde. Unmittelbar nach Beendigung trat er in den Hofkriegsrath, 1816 wurde er zum Chef des General-Quartiermeisterstabes ernannt, als welcher er bis an sein Lebensende besonders dadurch Anerkennenswerthes leistete, daß er die auf Grund langjähriger Kriegserfahrung nothwendig gewordenen Besserungen im Heereswesen angemessen anzubahnen suchte. Wie der vorstehenden Skizze zu entnehmen, verdankte P. sein Emporkommen nur seinen Verdiensten um Heer und Staat, ihn kennzeichnen überdies stets geübtes Wohlwollen und eine jederzeit zu Rath und That geneigte Bereitwilligkeit.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 23. Th. Wien 1872. — Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. Feldh. d. k. k. österr. Armee. Prag 1828. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c. Wien 1857. — Schels' oesterr. milit. Zeitschr. 1. Bd. Wien 1824.

Sch.

Prohl: Hedwig P., eine der verdienstvollsten und bekanntesten der neueren Jugendschriftstellerinnen, wurde am 30. Juni 1823 zu Mewe in Westpreußen als das dritte Kind des Postsecretärs Taube geboren, der bald darauf nach Marienburg versetzt wurde. Eine Reise, welche Hedwig in ihrem fünften Lebensjahre mit ihrer Familie nach Bromberg zum Besuche eines kinderlosen Oheims unternahm, wurde für ihre weitere Erziehung und Bildung bestimmend. Sie kehrte nämlich mit den Eltern nicht nach Marienburg zurück, sondern sollte ihren Besuch in Bromberg noch um einige Wochen verlängern; aber aus diesen Wochen wurden 12 Jahre, und im Hause ihres Oheims verlebte Hedwig P. eine Jugend, wie sie schöner und glücklicher nicht gedacht werden kann. Nur in den Ferien reiste sie mit der Tante stets zu ihren Eltern, die später nach Riesenburg versetzt wurden und, obwohl sie fünf Kinder um sich hatten, ihre Tochter Hedwig nicht ganz entbehren wollten. Diese erhielt ihre Bildung in der Töchterschule zu Bromberg, außerdem Privatunterricht im Französischen und in der Musik, für welche Kunst sie unbeschreibliche Liebe und viel Talent zeigte, so daß die Eltern nur durch Rücksichten auf den Gesundheitszustand ihrer Tochter bestimmt wurden, alle Aufforderungen Sachverständiger, die Tochter für Kirchenmusik und Kirchengesang ausbilden zu lassen, zurückzuweisen. Mancherlei Anregungen für Herz und Geist empfing Hedwig theils in dem gebildeten Umgangskreise ihrer Pflegeeltern, theils durch den häufigen Besuch guter Theater. In ihrem 15. Lebensjahre unternahm sie mit ihren Eltern eine größere Reise nach Pommern und Berlin, von der sie die lebendigsten, unauslöschlichsten Eindrücke heimbrachte, und kehrte dann, 17 Jahre alt, zu ihren Eltern zurück, bei denen sie ihr Jugendleben in sorglos glücklicher Weise fortsetzte. Der Sommer wurde zum Theil im Bade Zoppot verlebt und der Winter der regsten Geselligkeit gewidmet. Zu dem Kreise ihrer Bekannten zählte auch Bogumil Goltz. Im J. 1845 verheirathete sich Hedwig mit einem Beamten, Namens Prohl, mit dem sie erst in Krakau, dann in Graudenz, Marienwerder und zuletzt in Breslau in glücklichster Ehe lebte. Eine Tochter und vier Söhne erhöhten das eheliche Glück. Der ersteren eine gediegene geistige Nahrung zuzuführen, kam die Mutter auf den Gedanken, für ihre Tochter selbst Jugendschriften zu schreiben, um so mehr, als die Lectüre für Kinder in jenen Tagen ihr in keiner Weise zusagte. Die ersten Versuche Hedwigs P. wurden sofort mit Freuden vom Verleger angenommen, und Letzterer ermunterte die Verfasserin zu weiteren Arbeiten. So entstanden die Jugendschriften „Samenkörner für junge Herzen“ (drei Erzählungen, 1862);

„Ernster Sinn in bunten Bildern“ (drei Erzählungen, 1863); „Erfreue und nütze!“ (drei Erzählungen, 1864); „Sei willkommen!“ (drei Erzählungen, 1866); „Stiefmütterchen“ (1868); „Das Glückskind“ (1871); „Gefunden“ (1872); „Wo ist der Himmel?“ (1881); „Rosige Jugendzeit“ (Gesammelte Erzählungen 1881); „Im trauten Daheim“ (1884); „Brauseköpfchen“ (1884); zu denen sich auch ein Band Novellen „In Leid und Freud“ (1878) gesellte. Was sämmtliche Erzählungen der P. vor den Erzeugnissen sehr vieler Jugendschriftsteller auszeichnet, das ist die Wahrheit, die uns daraus anblickt; man fühlt sofort die Stimme der Mutter, die mit klarem Geiste und inniger Liebe ihren Kindern Lehren der Weisheit und Tugend ins Herz senken will. Weder eine breitgetretene Moral, noch eine weichliche, verschwommene Sentimentalität, am allerwenigsten aber ein leichtfertiger, frivoler Ton tritt uns hier entgegen; überall soll das mustergültig gewählte Beispiel auf das Leben, auf Gemüth und Herz des Kindes einwirken und dieses für Recht und Pflicht erwärmen. Hedwig P. starb zu Breslau am 12. Februar 1886, und am 19. November 1886 ist ihr von Verehrern ihrer Schriften ein Grabstein errichtet worden.

Nach Mittheilungen aus der Familie.

Fr. Brümmer.

Pröhle: Heinrich Andreas P. wurde am 3. Februar 1797 zu Gunsleben bei Groß-Oschersleben in der Provinz Sachsen geboren, wo sein Vater Cantor und Schullehrer war. Er besuchte das Domgymnasium in Halberstadt, verließ dasselbe aber 1815, um mit den Halberstädtischen freiwilligen Jägern nach Frankreich zu ziehen. Sein damals gedichtetes Kriegslied: „Wem ruft des Hornes Eisenton?“ wurde von den Jägern täglich während des Marsches gesungen. P. hatte die Freude, mit den Siegern in Paris einziehen zu dürfen. Auf das Gymnasium zurückgekehrt, machte er bald sein Abiturientenexamen und bezog 1816 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Im J. 1819 wurde er Prediger in Molmerswende (dem Geburtsorte G. A. Bürger's), 1821 in Satuelle bei Neuhaldensleben, 1828 zu Rocklum, einer preußischen Enclave im Braunschweigischen, und 1835 zu Hornhausen bei Oschersleben, wo er 40 Jahre lang als treuer Seelsorger seiner Gemeinde, als gläubiger und streng conservativer Prediger wirkte. Viele seiner Predigten sind einzeln gedruckt. Im Jahre 1869 feierte er unter allseitiger Betheiligung sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb unerwartet am 19. April 1875. P. war auf theologischem Gebiete ein nicht unbedeutender Schriftsteller. Hervorzuheben sind seine Schriften „Die körperliche, christliche und bürgerliche Schulerziehung. Nebst einer erläuternden Beilage: Reden bei öffentlichen Kindergottesdiensten“ (1846); „Predigt-Entwürfe über die Evangelien und Episteln des ganzen Kirchenjahres“ ꝛc. (1856); „Kirchliche Sitten“ (1858), wofür ihm die Universität Halle das Diplom eines Dr. theol. verehrte, und „Andreas Proles, Vicar der Augustiner“ (1867). Eine Sammlung seiner religiösen und patriotischen Gedichte erschien unter dem Titel „Schwert und Altar“ (1859).

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen ꝛc. (1859), I. S. 159. — Mittheilungen aus der Familie.

Fr. Brümmer.

Prokesch: Anton P. (später Graf von Prokesch-Osten) wurde am 10. December 1795 zu Graz in Steiermark geboren; † am 26. October 1876. Sein Vater Maximilian P., der das Glück hatte, noch als sehr junger Mann die Gunst des Kaisers Josef II. zu gewinnen, war von ihm zum Verwalter der Staatsgüter in der genannten Provinz bestellt worden und lebte zu Graz. Seine Mutter Anna war ein Fräulein von Stadler, aus der schlesischen Familie von Elßnig, die sich nach dem Verluste Schlesiens an Preußen nach Oesterreich zurückgezogen

und in Graz angekauft hatte, wo sie in der Burggasse neben dem Hause v. Thinfeld ihr Familienhaus hatte. Anton P., der älteste Sohn, entwickelte bereits früh seine geistigen Fähigkeiten zu einer für den Körper fast unverhältnißmäßigen Reife. In seinem sechsten Jahre schon hatte er über fünfzig Bände dichterischen und historischen Inhaltes verschlungen. Das erste Buch, das ihm in die Hände fiel, waren Eckartshausens beleidigte Rechte der Menschheit, die er heimlich aus dem Glasschranke seines Vaters nahm und von dem Titelkupfer angezogen, mit größter Begierde durchlas. Er besuchte das Gymnasium, dann die philosophischen Schulen in seiner Vaterstadt und widmete sich sodann an der Universität daselbst dem Studium der Rechtswissenschaften. Zugleich gab sich der hoffnungsvolle Jüngling von ungemein reizbarem Wesen, schwärmerischer Phantasie und geistiger Regsamkeit den Freuden der Natur und Freundschaft hin, übte sich in der Dichtkunst (ein Gedicht an Theodor Körner war das erste, was von ihm gedruckt ward) und in den Wagnissen des Schwimmens und Eislaufens, bis im J. 1812 eine heftige Leidenschaft zu Marie Koschak, Tochter eines angesehenen Grazer Rechtsgelehrten, dessen Haus ein Mittelpunkt für Künstler und Gelehrte war, den tiefsten Einfluß auf sein späteres Leben übte. Schon zuvor war er auch mit einer anderen Persönlichkeit in Berührung gekommen, die eine nicht geringere Bedeutung für seine Entwickelung gewann.

Bei einer feierlichen Preisaustheilung in Graz (1808) in Gegenwart des Landesgouverneurs, wurde Schneller, der bekannte Geschichtsprofessor, welcher nebst vielen anderen Standespersonen derselben beiwohnte, durch den Vortrag und das einnehmende eigenthümliche Wesen des dreizehnjährigen Jünglings so entzückt, daß er ihn von der Kanzel herabholte und in seine Arme schloß. Fortan gedieh P. unter der Leitung Schneller's und des Major v. Kavanagh, eines der Familie Prokesch eng befreundeten Mannes von gediegener Denk- und Handlungsweise, in einem für sein Alter ungewöhnlichen Grade fort und das Leben selbst mit seinen großen Ereignissen und Erfahrungen, durch eine Fülle von Anschauungen bereichert, that das übrige hinzu. Bald wurden seine Beziehungen zu Schneller noch inniger. Prokesch's Vater hatte kurz vor seinem Tode noch die Herrschaft Grottendorf im Mürzthal in Ober-Steiermark an sich gebracht und war dahin mit seiner zweiten Gattin, Anton's Stiefmutter gezogen, am 15. December 1811 jedoch gestorben. Das Gut wurde nun veräußert und die junge Wittwe kehrte nach Graz zurück. Durch Anton P., welcher mit dem ganzen Feuer seiner Seele an Schneller hing, hörte sie viel von diesem, seinem Vorbild in allen geistigen Richtungen, sprechen und lernte ihn endlich auch persönlich kennen. Bald bildete sich zwischen beiden ein schönes Verhältniß gegenseitiger Achtung und Liebe, dem am 26. December 1815 die Kirche den Segen gab. P. selbst weilte damals in der Fremde. Von dem allgemeinen Enthusiasmus und dem Beispiele seiner Freunde dahingerissen war er, als es im J. 1813 — dem zweiten seiner juristischen Studien — den entscheidenden Kampf gegen Napoleon zu kämpfen galt, mit zu den vaterländischen Fahnen geeilt. Einer seiner Gönner, der Feldmarschalllieutenant v. Jordis, gab ihm eine Fähnrichstelle in seinem Infanterieregiment, das später den Namen Großherzog von Baden erhielt. Mit diesem Regimente, das mit anderen österreichischen Truppen dem baierischen Feldmarschall Fürsten Wrede zugewiesen wurde, machte er unter dem Befehle des verdienten Generals der Cavallerie Baron Frimont den Feldzug gegen die Franzosen, in dem sich ihm manche Gelegenheit darbot, Muth, Umsicht und Entschlossenheit zu zeigen. So fuhr er in einem kleinen Nachen über den mit Eisschollen bedeckten Rhein und überfiel mit wenigen Leuten einen sechsmal stärkeren französischen Wachtposten; ein anderes Mal vertheidigte er die über den Canal Napoleon führende Brücke mit 60 Mann,

von denen er die Hälfte verlor, gegen 800 Franzosen so lange, bis sein Regiment sich gesammelt hatte und ihm zu Hilfe eilen konnte. Beinahe hätte ihn Körner's und Chorinski's Schicksal ereilt. Verwundet sah er das freundliche Freiburg zum ersten Male und fand dort sorgsame Pflege. Nach der Rückkehr aus Frankreich kam P. im Juni 1814 in Garnison nach Mainz, wo er, als Napoleon von Elba zurückkehrte, eine kleine Broschüre: „Bonaparte und sein letzter Schritt" drucken ließ. Er gab jetzt seinen früheren Entschluß, nach beendigtem Feldzuge den Militärdienst wieder zu verlassen und sich dem Advocatenstande zu widmen auf, dies umsomehr, als Erzherzog Karl, damals Militär- und Civilgouverneur von Mainz, ihn als Ordonnanzofficier zu sich nahm und ihn zu einer Mission nach Paris sowie zu verschiedenen anderen Sendungen verwendete, worunter auch zu der als Auszeichnung geltenden, der Prinzessin Hermine von Schaumburg, Braut des Erzherzogs-Palatin Josef, das Brautkleid zu bringen. Nachdem Erzherzog Karl von seinem Posten in Mainz abgetreten war, theilte P. das Schicksal des Regimentes, das im Juni 1816 nach Linz, seinem Werbbezirke, zurückkehrte. Die dortige Muße benützte er zu einer größeren mathematischen Arbeit (Auflösung und Begründung der Lalandischen Formeln), durch die er die Aufmerksamkeit des Chefs des mathematischen Bureaus in Wien, des Obersten Fallon auf sich lenkte. Er wurde im December 1816 nach Wien berufen, dort ohne Vorbereitung einer mathematischen Prüfung unterzogen und infolge davon zum Professor der Mathematik an der Cadettenschule zu Olmütz ernannt. Dort blieb er zwei Jahre. Während der Herbstferien von 1818 ging er nach Wien, wo ihn Kavanagh mit dem Hofkriegsrathpräsidenten Feldmarschall Fürsten Karl zu Schwarzenberg bekannt machte, der ihn als Adjutanten zu sich berief und ihn bis zu seinem Tode bei sich behielt. In diese Zeit fallen eine Reihe militärischer Arbeiten, die in der Absicht unternommen wurden, der „österreichischen militärischen Zeitschrift" Aufschwung und Einfluß auf die Bildung der Officiere zu geben, namentlich über die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo, die ihm viele Anerkennung aber auch manche Unannehmlichkeit brachten und später mit vielen anderen Aufsätzen theils militärischer Natur, wie namentlich einer Schilderung des Feldzuges in den Niederlanden (1793), theils biographischen, historischen und poetischen Inhalts in seinen zu Stuttgart 1842 bis 1844 in 7 Bänden gesammelten „Kleinen Schriften" wieder abgedruckt wurden. Aus einem Feind war er jetzt ein Bewunderer des entthronten Kaisers geworden. Auch schrieb er damals unter den Augen des Feldmarschalls ein größeres Werk: „Der Feldzug des österreichischen Hilfscorps in Rußland im J. 1812", das eine gerechte Schuld an die Armee abtragen sollte. Die Karten und Pläne dazu wurden von dem Generalquartiermeisterstabe gearbeitet und das Werk war zum Druck bereit, als infolge von Schwarzenberg's Tode die Herausgabe unterblieb. — Durch den Fürsten Schwarzenberg wurde P. zum ersten Male in die große Welt eingeführt. Er folgte demselben nach Prag und Leipzig, von wo aus er in Jena Goethe besuchte, dem der schlagfertige junge Mann so wohl gefiel, daß er dem künftigen Prokesch-Osten längere Stellen aus dem „westöstlichen Divan" vorlas. P. stand an Schwarzenberg's Sterbebette und brachte sodann die Todesnachricht von Leipzig nach Wien. Die Auszeichnung, womit ihn der Feldmarschall behandelt hatte, zog ihm nach dessen Tode mehr als eine schwere Stunde zu; dies hinderte ihn jedoch keineswegs, in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg" ein würdiges Denkmal der Dankbarkeit zu errichten. Er schrieb dieselben in Ober-Ungarn, da er 1821 in den nordöstlichen Theil der Karpathen gesendet wurde, um dort als Oberlieutenant im Generalstabe, bei der Landesaufnahme verwendet zu werden. Vollendet wurde die Arbeit im nächsten Winter in Wien, wo er sie

einem Kreise wohlunterrichteter und hochgestellter Männer vorlas und sie dann dem Drucke übergab. 1823 kam er, als Hauptmann in das 22. Infanterieregiment Prinz Leopold beider Sicilien versetzt, zu Triest in Garnison. Der Anblick des Meeres, sowie der ein- und auslaufenden Schiffe, die Begeisterung für hellenische Geschichte, Dichtung und Kunst, ihr Ueberströmen in die philhellenische Idee, welche eben damals die Welt ergriffen, der Zauber Byron's und die Weihe, die Griechenlands Boden durch den Tod dieses Sängers empfangen, endlich der jugendfrische Drang nach Neuem, Unbekanntem, weckten in ihm die Sehnsucht, die Levante zu sehen. Er deutete sie seinem bewährten Freunde und Gönner, dem Referenten des Hofkriegsrathes, Obersten von Kavanagh, an; dieser, eben mit dem Gedanken umgehend, die in der österreichischen Kriegsmarine vorherrschenden italienischen Elemente durch deutsche zurückzudrängen, griff die flüchtig hingeworfene Aeußerung auf und trug seinem Schützling die Versetzung in die Marine an. P. lehnte das Anerbieten ab, da ihn der Seedienst wenig ansprach; als ihm aber Kavanagh bald darauf freistellte, sich versuchsweise auf ein Jahr einzuschiffen, um die levantinischen Gewässer nach Belieben zu durchkreuzen, ging er mit Freude auf diesen Vorschlag ein. Der Auftrag, dem Hofkriegsrathe über den Verlauf des griechischen Freiheitskampfes zu berichten und die Ermächtigung, jedes Schiff der Escadre zur Fahrt benützen zu dürfen, drückten der Reise den Stempel der officiellen Sendung auf. Am 19. August 1824 verließ P. am Bord der Kriegsbrigg „Veloce“ die Rhede von Triest und steuerte dem Orient zu, welcher seine zweite Heimath, der Träger seines Namens werden sollte. Wie er dort durch sechs Jahre Meere und Länder durchzogen, unter Griechen, Türken, Arabern und Franken gelebt, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten kennen gelernt, findet sich in seinen Schriften: „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien“ (in Briefform) Wien 1829—31; „Das Land zwischen den Katarakten des Nil“; „Reise in das heilige Land“ Wien 1831; „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient“ Stuttgart 1836—37 (aus dem Nachlasse Schneller's edirt von Münch) geschildert. Doch ist darin, so wie in seiner „Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche“ Wien 1867, der Thätigkeit, welche den Ausgangspunkt seiner glänzenden Laufbahn gebildet hatte, nur nebenbei gedacht.

Zunächst durchstreifte P. in allen Richtungen Griechenland und Kleinasien. Er besuchte das Gefilde von Troja und sah während des Winters 1824 auch Constantinopel. Die persönliche Kenntnißnahme von dem Stande der Dinge, von dem Charakter der beiden kämpfenden Völker und ihrer Häupter, enttäuschte bitter den hochbegeisterten Philhellenen, welcher mit den feurigsten Wünschen für die griechische Sache in diese Gegenden gekommen war; aber wenn auch sein Kopf aufhörte, für die Nation der Griechen zu glühen, so erlosch doch in seinem Herzen die schöne Flamme des Mitleids für die Einzelnen, für die Menschen nicht; auch unterschied er Kern und Anlage genau von der Entwickelung und Ausbildung, von dem, was die Zeit, die Sklaverei, das Elend, der mönchische Geistesdruck und der Parteigeist hineingetragen. Sein Blick erweiterte sich und manche von Europa mitgebrachten Vorurtheile streiften sich ab; die frische Meeresluft stärkte seine Phantasie, die Vergleichung zwischen beiden Himmelsstrichen lehrte ihn eines und das andere besser kennen und richtiger beurtheilen.

Seine Berichte an den Hofkriegsrath und die Briefe an Kavanagh (einer derselben mitgetheilt in der „Neuen freien Presse 1877, Nr. 4551) lenkten die Aufmerksamkeit seiner Regierung in erhöhtem Maße auf ihn. Auch der Internuntius Freiherr v. Ottenfels, der P. im Winter 1824—25 in Constantinopel kennen lernte und mit ihm von da an einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, sandte häufig dessen Schreiben und Arbeiten dem Wiener Cabinete

ein. Unter diesen befand sich eine Denkschrift: „Ueber die Vorbereitungen zu dem diesjährigen Feldzuge in Griechenland", welche P. im Februar 1825 an Ottenfels gerichtet und dieser „als das beste und brauchbarste, was neuerlich über dieses Thema gesagt wurde" bezeichnete. Diese Denkschrift bewog den Fürsten Metternich, „den jungen Officier" umgehend aufzufordern, unmittelbare Berichte an ihn einzusenden und veranlaßte zugleich die weitere Ausdehnung seines Urlaubes. In Vollziehung verschiedener Aufträge brachte P. auch das Jahr 1825 größtentheils wieder in Griechenland zu, bereiste die Inseln (Kreta, die Cykladen 2c.), lebte längere Zeit in Athen und Nauplia und kam mit allen Personen von Einfluß in mehr oder weniger nahe Berührung, die zu freundschaftlichen Verbindungen mit dem damals an der Spitze der Griechen stehenden Fürsten Maurokordatos, mit Trikupis und dem französischen Admiral de Rigny führten. So lockend übrigens auch die Bahn war, die ihm Kavanagh eröffnet hatte und die ihn, nach dessen Meinung, binnen wenig Jahren an die Spitze der Marine führen sollte, so bemerkte P. doch bald, wie wenig seine Ansichten über das für diese Waffe Zweckmäßige höheren Ortes durchdrangen. Er begriff, daß er als Deutscher keine Aussichten hatte, erklärte sich gegen die weitere Verwendung in der Marine, bat aber, durch den griechischen Kampf und durch Reiselust dazu angespornt, um die Verlängerung des Urlaubs, der ihm auch neuerdings bewilligt ward. Nachdem er den Winter auf 1826 wieder in Constantinopel zugebracht und einige Theile von Kleinasien besucht hatte, benützte er im September 1826 die Gelegenheit der Sendung einer kaiserlichen Fregatte von Smyrna nach Alexandria zu einer Reise nach Aegypten. „Ich hatte", schreibt P., „keinerlei Auftrag dahin. Mich zog das Verlangen, die Wunder zu besehen, die mir aus französischen und englischen Werken bekannt geworden waren; mich zog das neu erwachte Leben auf diesem fast der Mythe angehörigen Boden, das sich mit überraschender Kraft auf dem europäischen Markte sowie auf dem politischen Felde geltend zu machen anfing. Es war der Reiz des Neuen, des mir Unbekannten, was mich lockte. Den entscheidenden Anstoß aber zur Reise gab der Wunsch und Rath meines Landsmannes, Gönners und Freundes, des kaiserlichen Internuntius in Constantinopel, Freiherrn v. Ottenfels, mir über Lage, Personen und Stimmung auf dem damals als wichtig betrachteten Punkte ein unbefangenes, klares Urtheil zu bilden. Ich kannte durch ihn die Wünsche und Haltung unseres Hofes bezüglich der aus Anlaß der griechischen Wirren wieder aufgewachten russisch-türkischen Irrungen und meine eigene Ansicht darüber stimmte völlig zu der in Wien gefaßten. Aus den Verhältnissen, die ich in Alexandria vorfand und die mich fortrissen, erwuchs mir eine Wirksamkeit weit über meine Stellung hinaus und welche, als sie in Wien beachtet wurde, den Anlaß gab zu einer Verwendung auf diplomatischer Bahn." Seine Begegnungen in Alexandria und Kairo öffneten P. einen weiten Kreis von örtlicher Kenntniß und von Anschauungen über Menschen und Dinge. Er kam mit dem englischen Generalconsul Salt, dem Verfasser eines ausgezeichneten Werkes über Abyssinien, mit dem französischen Generalconsul Drovetti, dem berühmten Aegyptologen, mit den Generalconsuln von Dänemark und Schweden Lavie und Anastasi, aber auch mit einer Anzahl von im Dienste des Vicekönigs stehenden Franzosen, Italienern und Griechen in Berührung. Auch der Gouverneur von Alexandria, Moharem-Bey, Schwiegersohn des Vicekönigs, Mohamed-Bey, der Kriegsminister, Selim-Bey, der Vorstand des Generalstabs und aus der unmittelbaren Umgebung Mehmed-Ali's, die Armenier Nubar und Abro führten ihn in die Kenntniß der Lage des Landes ein. Die wichtigste Begegnung aber war die mit dem Armenier Boghos-Jussef-Bey, dem obersten und vertrautesten Geschäftsmanne des Vicekönigs. Im Verkehr mit diesem gewann P. die Ueberzeugung, daß die unbehinderte Entwickelung der Ertragsfähigkeit des Landes der

leitende Gedanke des Vicekönigs Mehmed Ali und daß derselbe, trotz der großen Spannung, die zwischen ihm und dem Sultan aus dem theilweisen Mißlingen des Feldzuges von 1825 gegen die Griechen entsprungen war, einem friedlichen Abkommen mit der Pforte nicht abgeneigt sei. Durch Boghos-Bey wurde P. bei dem Vicekönig selbst eingeführt und trug dann seinerseits wesentlich mit dazu bei, daß die Pforte die von Mehemed Ali gestellten Bedingungen des Ausgleiches annahm. Das diplomatische Talent, mit welchem P. ohne bestimmten Auftrag in den Verlauf der ägyptischen Frage eingegriffen hatte, erschien dem Wiener Cabinete so bedeutsam, daß Gentz darüber an einen Freund schrieb: „P. ist ein Diamant von reinstem Wasser, eines der seltenen Genies, die sich plötzlich, fast ohne Zwischenstufen, zum höchsten Grade der Brauchbarkeit erheben. Was aus diesem Menschen in zwei Jahren geworden ist, erscheint mir wie ein Wunder. Der Fürst Metternich und ich staunen, so oft wir seine Berichte und Briefe lesen. Was er in Alexandria geleistet, in zehn verschiedenen Fächern geleistet, grenzt ans Fabelhafte."

Um P., der, nachdem er Aegypten, sowie Nubien bis an die großen Katarakten bereist hatte, im Mai 1827 wieder nach Smyrna zurückgekehrt war, eine officielle Stellung zu geben, wurde er zu Anfang 1827 dem Befehlshaber der Escadre Grafen Dandolo als Generalstabsofficier zugetheilt und bald darauf zum Major und Chef des Generalstabs der mittlerweile bedeutend verstärkten österreichischen Seemacht befördert. Als solcher leitete er die Operationen gegen die damals übermächtigen Seeräuber des griechischen Archipels und wußte durch kluge Haltung, wie durch manche kühne That die österreichische Flagge in kürzester Frist bei Freund und Feind in Ansehen zu bringen. Gleichzeitig stand er als Vertrauensmann des Fürsten Metternich inmitten des diplomatischen Getriebes, welches die griechische Frage hervorrief und zwar in einer persönlichen Stellung, die weit über die Stufe seines Ranges hinausreichte und von der seine Beziehungen zu Männern zeugen, deren Gewicht in der politischen Wagschale zählte. Er hob das Mißverständniß, welches aus Mißgriffen der österreichischen Kriegsmarine und aus Anmaßungen der Griechen zwischen beiden entstanden war. Er besuchte 1828 den Grafen Capo d'Istrias zu Poros und leitete die Auswechslung von arabischen und griechischen Gefangenen ein, wodurch er sich eine große Zahl der angesehensten Familien in Griechenland verband und die österreichische Flagge in den Augen aller Philanthropen ehrte. Im folgenden Jahre begab er sich nach Palästina, und schloß mit Abdullah-Pascha von St. Jean d'Acre, einem schwer zu behandelnden und gewaltthätigen Manne, eine Uebereinkunft zu Gunsten der Christen in Palästina und Galiläa und pflanzte am Tage des Abschlusses eigenhändig die österreichische Flagge unter dem Donner der Kanonen der Festung und der Schiffe auf eben den Mauern auf, auf denen sie der Sage nach vor Jahrhunderten gegründet und in der Consularflagge neuerlich mißhandelt worden war. Als die griechische Unabhängigkeit entschieden war, wurde P. nach Wien zurückberufen, zum Oberstlieutenant befördert und erhielt (1830) zur Belohnung, außer dem Leopoldsorden, den Adelstand mit dem Namen Ritter von Osten. Als er im Juni 1830 seine Vaterstadt Graz für ein paar Wochen besuchte, um Verwandte und Freunde zu sehen und sich an dem Schauplatze seiner frühen Jugend erinnerungsvoll zu freuen, genoß er die Ehre, zur Tafel des soeben anwesenden Kaisers gezogen zu werden, an der er zum ersten Male den Herzog von Reichstadt sah. „Ich hatte das Vorgefühl", sagt P., „wie es einen Jüngling bei der ersten Begegnung mit dem Mädchen befällt, dem er sein Herz geben wird. Ich wechselte nur wenige und scheue Worte mit ihm, so lange wir bei Tafel saßen, denn die Kaiserin und mein alter Gönner Erzherzog Johann ließen nicht ab, mich erzählen zu machen aus meinen Erleb-

nissen und Erfahrungen in der damals so entlegen scheinenden Fremde". Am folgenden Morgen wurde P. durch den Grafen Moritz Dietrichstein, dem die Erziehung des Herzogs anvertraut war, zu diesem beschieden, der ihn mit den Worten empfing: „Ich kenne Sie und liebe Sie seit lange. Sie haben die Ehre meines Vaters vertreten zu einer Zeit, wo ihn zu verlästern alles um die Wette lief. Ich habe Ihre Schlacht von Waterloo gelesen und um jede Zeile darin in mich aufzunehmen, zweimal in andere Sprachen übertragen, ins Französische und ins Italienische". Er forderte P. auf, in seine Dienste zu treten, wie er sich ausdrückte, sein Posa zu werden. P. hatte seinerseits bereits Tags zuvor an der kaiserlichen Tafel den Gedanken hingeworfen, Griechenland aus seinen anarchischen Zuständen dadurch zu befreien, daß man ihm einen europäischen Prinzen, und zwar, da der Prinz von Coburg abgelehnt hatte, den Herzog von Reichstadt zum Könige gebe. Zu seiner Ueberraschung hatte dieser Vorschlag nicht nur bei Erzherzog Johann, sondern auch bei der Kaiserin Beifall gefunden. Als er nun aber hierüber den jungen Herzog selbst sondirte, entdeckte er bald, daß dessen Wünsche und Hoffnungen auf Höheres gerichtet seien. Freilich setzte der Prinz hinzu: „Ist es mein Verhängniß, nie wieder nach Frankreich zu kommen, so ist es mir Ernst mit dem Wunsche, Oesterreichs anderer Prinz Eugen zu werden. Ich liebe meinen Großvater, ich bin ein Stück seines Hauses und werde für Oesterreich gerne das Schwert ziehen gegen Jedermann, nur nicht gegen Frankreich". „Er legte", fügt P. hinzu, „diese Worte wie eine Beichte in meine Seele nieder, und so nahm ich sie". Ohne daß es zu bestimmten Abmachungen darüber kam, wurden doch die Schritte vereinbart, die der Herzog thun wollte, um, sobald sein Haus gestaltet sein würde, bei seinem Großvater, dem Kaiser, sich das Verbleiben Prokesch's in seiner Nähe zu erwirken. P. reiste einstweilen nach Deutschland und der Schweiz. Zu Freiburg besuchte er seinen Stiefvater Schneller, der mittlerweile Oesterreich verlassen hatte und als Professor an dieselbe Universität, an der einst sein Vater gewirkt hatte, berufen worden war. P. hatte mit seinem väterlichen Freunde trotz der Verschiedenheit ihrer Weltanschauung und Gesinnung stets den lebhaftesten Briefwechsel unterhalten, der als schönes Denkmal ihrer Freundschaft im 2. Bande von Schneller's Werken abgedruckt ist und durch die ebenfalls von Münch aus Schneller's Nachlaß edirten: „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten" in willkommener Weise ergänzt wird. Denn so verschieden auch die Ansichten Beider über manche Fragen des Tages und über manche Punkte des Lebens sich zeigten, so vereinigte sie doch ein und dasselbe Streben nach Recht und Wahrheit, und derselbe Sinn für alles Gute und Schöne. Der zartesten Dankbarkeit für früher genossene Anregung und Belehrung auf der einen entsprach der feste Glaube an des trefflichen Mannes Gemüth und die vollste Vaterfreude über dessen Fortschritte im Wissen und im Leben auf der andern Seite. Während der ältere die beschränkten Vorfälle des Katheders und des Lebens in einer kleinen Stadt, die Anstrengungen der Studirstube und die Leiden und Freuden einzelner Freundeskreise bald mit heiterem Sinne und kaustischer Laune, bald mit Bitterkeit und trüber Wehmuth schildert, sendet Jener ihm Lebensbilder im großen, beschreibt er ihm anschaulich jede Stelle der classischen Vorzeit, detaillirt ihm die Sitten und Leidenschaften, die Kämpfe und Schicksale ganzer Völker. Schilderungen der Persönlichkeiten und der Parteien, sowie Scenen des griechischen Freiheitskampfes von 1824 bis zur Periode des Präsidenten Capo d'Istrias wechseln mit historisch-topographischen und archäologischen Erläuterungen ab, die zwar heute veraltet sind, aber von der ausgebreiteten Bildung und dem scharfen Blicke ihres liebenswürdigen Verfassers vielfach Zeugniß geben. Oft spricht sich auch das tiefbewegte Herz in bald rührenden, bald begeisternden Liedern aus. So war denn der Tag, an

welchem P. in Freiburg eintraf, ein Freuden- und Triumphtag für Schneller und dessen Familie. P. selbst zwar wurde durch den ersten Anblick der zerbröckelnden Kraft seines Freundes und Lehrers tief erschüttert; nichtsdestoweniger genoß er an Schneller's Seite die Freuden des Wiedersehens und konnte sich gerne in dem Glücke einer Schwester, die mit einem angesehenen Kaufmann von Freiburg, M. Stutz, vermählt war. Auch die Männer der Opposition empfingen den Mann der österreichischen Staatskanzlei mit Achtung und Freundschaft. Selbst Rotteck brachte in seiner Villa auf dem Schloßberge einen Toast dem Monarchen, welcher einen Ritter von Osten geschaffen. In der dortigen historischen Gesellschaft hielt P. einen mehrere Stunden dauernden, freien Vortrag über den Sultan Mahmud und den Pascha Mehmed Ali; auch schenkte er dem Verein mehrere hundert von ihm selbstcopirte Steininschriften und nahm die Ernennung zum Ehrenmitgliede an.

Schon früher — zu Zürich — empfing P. die Nachricht, daß der Thron der älteren Linie der Bourbons über den Haufen gefallen sei. In Freiburg vernahm er den Namen Orleans und als er, da mittlerweile Metternich Königswart verlassen hatte, seinen ursprünglichen Plan, den Staatskanzler dort zu besuchen, fallen ließ und nach einem kurzen Besuche in Leipzig und Berlin, der dem Verlag seiner Schriften galt, nach Wien zurückkehrte, fand er im Kabinete den Entschluß, Louis Philipp anzuerkennen, bereits gefaßt. Wohl sah er nun den Herzog von Reichstadt wieder, dessen Hofstaat damals gebildet werden sollte, aber den Vorschlag, in denselben P. aufzunehmen, hatte Metternich abgelehnt und auch die Schritte, welche im Auftrage des Herzogs Graf Moritz Dietrichstein bei Gentz that, blieben wirkungslos. P. würde dem jungen Prinzen weitaussehende Pläne in den Kopf setzen — diese Meinung beherrschte den Hof und auch andere Kreise. Dennoch verblieb P. mit dem Herzoge im innigsten Verkehr und niemand hinderte denselben. Er prognosticirte der Regierung Louis Philipp's eine kurze Dauer. Er wartete auf die Anarchie, die in Frankreich dem Sturze des Julikönigs folgen würde und sah in dem Herzog von Reichstadt den zuletzt allen Kabineten und den Völkern genehmen Friedensfürsten. Ihn in würdiger Weise auf diese Rolle vorzubereiten und ihn in der Zwischenzeit von jedem übereilten, unüberlegten Schritte abzuhalten, darauf richtete P., soweit er es vermochte, sein Bemühen. Er las mit dem jungen Herzoge alle bedeutenden strategischen und geschichtlichen Werke der Zeit, alle Veröffentlichungen, die sich auf seinen Vater bezogen, ob sie von Freunden oder Feinden geschrieben waren. Zum Anhaltspunkt für diese Studien diente eine Sammlung von Auszügen, die sich P. selbst in früheren Jahren aus französischen, italienischen, englischen und deutschen militärischen Werken angelegt hatte und die die Aufmerksamkeit des Prinzen derart fesselten, daß er diese Sammlung sich fast ganz abschrieb. „Vergessen Sie nie, daß Sie der Sohn Napoleon's sind! Dies Bewußtsein wird Sie richtig führen", war der Rath, den P. seinem fürstlichen Freunde ertheilte, als ihn dieser einmal in einer Gesellschaft fragte, wie er sich benehmen solle. — Der Ausbruch der Unruhen in Italien gab P. eine neue Bestimmung. Metternich sandte ihn (1831) in den Kirchenstaat, um nach Bewältigung des Aufstandes dem vom Papst zum Prolegaten der Legationen und der Marken ernannten Cardinalerzbischof von Bologna, Oppizoni, als kaiserlicher Commissar zugesellt, die Durchführung der nothwendig erachteten Reformen zu überwachen. P. hat diese Mission selbst in dem Aufsatze: „Meine erste Sendung nach Italien" (in dem Buche: „Mein Verhältniß z. Herzog v. Reichstadt" abgedruckt) anziehend beschrieben. In Bologna wurden ihm im Palaste Caprara dieselben Zimmer angewiesen, die einst Napoleon bewohnte und wo noch alle Einrichtungsstücke die kaiserliche Krone und das N trugen. „So wohnt der Beduine in den Tempeln

von Theben". Obwohl der Cardinal sich den Mängeln der Verwaltung nicht verschloß und hier und da wirklich an Verbesserungen derselben schritt, auch sich für Milde gegen die Theilnehmer am Aufstande aussprach, so schöpfte P. doch aus der eigenen Anschauung der Dinge, wie er sie auf einer Bereisung des Landes gewann, die Ueberzeugung eines neuen Umsturzes, sobald dem Papst die Hilfe von außen fehlen werde. Mit dieser Ueberzeugung kehrte P., als die österreichischen Occupationstruppen auf das eifersüchtige Drängen Frankreichs den Kirchenstaat wieder räumten, nach Wien zurück. In Schönbrunn sah er den Herzog von Reichstadt wieder, dessen sinkenden Lebensmuth er neu zu beleben suchte, nicht ohne ihm zugleich jene Ruhe und Geduld anzuempfehlen, die allein der augenblicklichen Lage der Dinge zu entsprechen schien. Mitte Februar 1832 mußte sich P. einer zweiten Sendung nach Italien unterziehen. Als er den bereits kränkelnden Herzog verließ, wobei ihm dieser seinen eigenen Degen, auf den er seinen Namen hatte stechen lassen, zum Andenken gab, ahnte P. nicht, daß es ein Abschied fürs Leben war. Prokesch's zweite Sendung nach Italien, die er ebenfalls selbst nach Tagebüchern und Aufmerkungen geschildert hat, wurde durch neue Unruhen im Kirchenstaate (Forli) veranlaßt. Cardinal Albani, der an die Stelle Oppizoni's getreten war, rief die Hilfe österreichischer Truppen an und der Oberbefehlshaber im lombardisch-venetianischen Königreiche, Graf Radetzky, von seiner Regierung hiezu ermächtigt, ließ einige Bataillone in das Päpstliche einrücken. Da man aber in Wien die Verlegenheit fühlte, die dies der französischen Regierung Louis Philipp's und seinem Minister Casimir Périer bereitete, so wurde, um die Truppen sobald als möglich aus dem päpstlichen Gebiete ziehen oder wenigstens den Zeitpunkt ihres Rückzuges dem französischen Cabinete bezeichnen zu können, dem Papst angerathen, seine Armee durch österreichische Officiere, die man ihm leihen wollte, neu zu organisiren und zugleich einen Kern von Truppen in der Schweiz anzuwerben, wozu sich Graf Salis Soglio erbot. P., dem die Aufgabe zufiel, diese Vorschläge dem Papst zu überbringen, erfuhr zu Bologna, daß am 23. Febr. ein französisches Geschwader in den Hafen von Ancona eingedrungen sei und daß ein französisches Landungscorps die Stadt besetzt habe, und als er infolge dessen selbst nach Ancona eilte, fand er auch die Festung bereits in den Händen der Franzosen und neben der päpstlichen Fahne die französische Tricolore auf den Wällen aufgepflanzt. Doch überzeugte er sich im Verkehr mit dem General Cubières, daß die Besetzung Ancona's nichts als ein parlamentarisches Mittel war, um die Parteien Frankreichs zu beschwichtigen, dem die Enttäuschung derer in Italien, die auf Frankreich zählten, auf dem Fuße folgen mußte, und er trug sowohl hier als auch in Rom, wohin er sich nunmehr begab, um sowohl mit Papst Gregor XVI. als mit dem Staatssecretär, Cardinal Bernetti, über den eigentlichen Zweck seiner Sendung zu verhandeln, das seinige dazu bei, um die Anwesenheit der Franzosen in Ancona, deren Abzug zugleich mit jenem der Oesterreicher erfolgen sollte, bis dahin zu regeln. Auch der Auftrag der Bildung von zwei Schweizerregimentern wurde durchgeführt. Dagegen wollte das neuerdings unter Mitwirkung von P. in Angriff genommene Werk einer Reform des Kirchenstaates auch jetzt nicht gedeihen, als ein Brief Metternich's seiner Sendung ein Ende machte. Der Tod Friedrich's v. Gentz (1832), mit welchem er seit 1826 im lebhaftesten Briefwechsel gestanden hatte (mitgetheilt u. d. T.: „Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten". 2 Bde. Wien 1881), gab den Anlaß zur Berufung Prokesch's nach Wien, wo er nun in eine neue — die diplomatische Laufbahn — auch der Form nach eintrat. Den viermonatlichen Aufenthalt in Rom, das er am 24. Juli verließ und erst vierzig Jahre später wieder betreten sollte, bezeichnet P. selbst als einen der reichsten Momente seines Lebens. Denn neben der Last der Ge-

schäfte, die sich auf ihn häuften, fand er doch auch Zeit zum verständnißinnigen Genusse der Kunst und zu freundlichem Verkehr mit gleichgesinnten, reichbegabten und edlen Menschen. Im Hause des kaiserlichen Botschafters in Rom, des Grafen Lützow, traf er mit den deutschen Künstlern Overbeck, Steinle, Senff, Kadlik zusammen. Er fand hier auch seinen Landsmann und Jugendfreund Joseph Tunner, der ihn mit anderen Malern, wie Koch, Reinhard und Catel bekannt machte. Mit Koch besuchte er die Villa Massimi, mit deren Ausschmückung Overbeck, Führich und Koch beschäftigt waren. Bei Ritter Cammucini fand er den freundlichsten Willkomm. Innige Freundschaft verband ihn auch mit Thorwaldsen, den er durch den preußischen Gesandten v. Bunsen kennen lernte. Mit Cavaliere d'Este besuchte er alle Räume des Vaticans, Professor Gerhard am archäologischen Institut, Visconti, der Secretär der archäologischen Akademie, nahmen sich seiner freundlich an. Auch mit dem Hieroglyphenforscher Pallin, mit Mezzofanti, Monsignore Baini, Vorstand der päpstlichen Kapelle und andererseits Donizetti und Dessauer und der Sängerin Malibran kam er in Berührung. Zu seinen täglichen Begegnungen gehörte v. Kestner, der hannöversche Geschäftsträger, der kunstsinnige Sohn von Werther's Lotte, der ihm u. a. manch' werthvolle Erinnerungen an Goethe zeigte. Selbstverständlich konnte er unter den Personen seines Umganges auch die vorzüglichsten Vertreter des diplomatischen Corps registriren. Die geselligen Kreise des österreichischen Botschafters Grafen Lützow, des russischen Gesandten Fürsten Gagarin, des englischen Geschäftsträgers Seymour, ebenso die der römischen Familien Torlonia, Massimi u. a. boten viele Annehmlichkeiten dar. Am wohlsten fühlte sich P. in dem Hause des französischen Gesandten Grafen St. Aulaire, der selbst hochgebildet war und dem eine Frau von nie alternder „innerer und äußerer Schönheit“ mit drei blühenden Töchtern und einem wohlerzogenen Sohne zur Seite stand. Hier traf er mit der größten Schönheit Roms, Clara Vannutelli-Girometti, und Horace Vernet zusammen und verlebte er Stunden, „die allein glückliche genannt zu werden verdienen, da alles darin Maß und Gleichgewicht war“. Bei seinem Abschiede von Rom empfing er noch einen rührenden Auftrag von der Mutter Napoleon's, Madame Lätitia, nämlich ihren Segen, den er mit ihrem Miniaturbild, auf dessen Rückseite sich eine Haarlocke Napoleon's befand und einem Miniaturbild des letztern ihrem kranken Enkel, dem Herzog von Reichstadt überbringen sollte. Allein P. traf den Herzog nicht mehr am Leben. Auf der Rückreise zu Bologna erfuhr er, daß derselbe am 22. Juli zu Schönbrunn gestorben sei. Dem Herzog und sich selbst hat übrigens P. ein schönes Denkmal errichtet in der später von seinem Sohne herausgegebenen Schrift: „Meine Begegnung mit dem Herzog von Reichstadt und mein Verhältniß zu ihm“, worin er auch Aufklärung über das räthselhafte Verhalten Metternich's gibt, der sich seiner Zutheilung zu dem jungen Herzoge deshalb widersetzt hatte, da er beide nicht für stark genug erachtete, um Versuchungen zu widerstehen, die nicht nur in der Stimmung Frankreichs, sondern selbst im Kaiser einen gewissen Rückhalt fanden, dagegen Oesterreich gegenüber England, Rußland und Preußen in die größte Verlegenheit zu stürzen drohten. Schon früher hatte P. ein „Schreiben über den Herzog von Reichstadt“ bei Herder in Freiburg erscheinen lassen — anonym, nur mit dem Beisatze: „Von einem seiner Freunde“, wie dies Metternich wünschte. Dies Schreiben, zu welchem die spätere Arbeit eine Ergänzung bildet, sollte das Bild des Herzogs namentlich gegenüber dem Werke Montbel's richtig stellen, das zwar u. a. auch auf dem Tagebuche und mündlichen Mittheilungen Prokesch's beruhte, aber dem letztern nicht genügte. Auch zur deutschen Uebersetzung dieses Werkes, welche, von Fürst Metternich veranlaßt, zu Leipzig 1833 erschien, hat P. Berichtigungen und Ergänzungen geliefert.

Bald darnach gaben die neuen Zerwürfnisse und der offene Krieg, der zwischen der Pforte und Mehmed Ali ausgebrochen war, Metternich den Anlaß, P. nach Alexandria zu senden (1833), wozu sich derselbe nicht nur durch seine innige Vertrautheit mit den Verhältnissen des Orientes, sondern auch durch seine nie verhehlten Sympathien für Mehmed Ali ganz besonders eignete. Er selbst bezeichnet übrigens die Rolle, welche den Abgeordneten der Mächte in Alexandria zufiel, als eine wenig beneidenswerthe. „Aus Constantinopel fast immer mit Weisungen versehen, die, bis sie ankamen, durch Ueberstürzung und Schwanken dort weit überholt waren, konnte ihr Gewicht bei Mehmed Ali nur ein geringes, ein persönliches sein. Den Vertretern der Mächte in Constantinopel konnten sie allerdings den Stoff liefern zu einer richtigeren Beurtheilung der Menschen und Lagen, aber ihre Berichte kamen meist zu spät und paßten zu den dortigen Anschauungen nicht. Sie waren verurtheilt, sich zu allen den vergeblichen Einschüchterungsversuchen, von denen die Botschafter sich Erfolg versprachen, verwenden zu lassen, alle die Drohungen zu verwerthen, die am Morgen darauf wieder fallen gelassen wurden. Ich habe die Geduld Mehmed Ali's, mit der er unsere Belästigungen ertrug, oft bewundert". Nach Abschluß des Friedens zwischen Mehmed Ali und der Pforte (zu Kiutahia) und nachdem es ihm noch gelungen war, die Freilassung des bei der Erstürmung Akka's in die Gefangenschaft Ibrahim-Pascha's, des Sohnes des Vicekönigs, gerathenen Abdullah-Pascha zu erwirken, kehrte P. über Griechenland nach Wien zurück und begab sich sofort nach Münchengrätz, wo damals die Kaiser von Oesterreich und Rußland sich begegneten und wohin ihn Metternich beschied. Er lernte hier die Herren aus dem Gefolge des Czaren, namentlich die Fürsten Menzikoff und Suwaroff, die Grafen Orloff und Nesselrode und den „russischen Gentz", Freiherrn v. Brunnow, kennen. In einer Audienz fand er Gelegenheit, in die Seele des Czaren tiefe Blicke zu werfen. Nach dem am 7. Februar 1833 erfolgten Einzuge des neuerwählten Königs Otto von Griechenland bestimmte die österreichische Regierung 1834 den inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückten P. zum bevollmächtigten Minister in Athen, in welcher Stellung er als gewiegter Diplomat und genauer Kenner der griechischen Zustände in steter Opposition gegen England, Frankreich und Rußland einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke Griechenlands bis zum Jahre 1848 nahm, wie dies vor allem aus seinem Briefwechsel mit Metternich (mitgetheilt u. d. T.: „Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten". 2 Bde. Wien 1881) ersichtlich wird. Auch die Correspondenz von und nach Alexandria mit Wien lief durch seine Hände. Als Philhellene war er in das Land gekommen, als eifrigster Vertreter der Integrität der Türkei hat er es verlassen. Er rückte auf diesem Posten 1835 zum Obersten, 1843 zum Generalmajor vor, erhielt das Commandeurkreuz des österr. Leopoldordens und wurde am 1. Februar 1845 in den erblichen Freiherrnstand erhoben, 1848 aber zum Feldmarschalllieutenant befördert. Auch während seines langen Aufenthaltes in Athen war P. zugleich litterarisch thätig. Mit Land und Leuten und mit den jüngsten Ereignissen innig vertraut und im Besitz von Quellen, die nicht leicht eine andere Hand so vollständig sammeln konnte, schrieb er eine Geschichte des Befreiungskampfes der Griechen aus diplomatischem Standpunkte, die zugleich eine Menge falscher Ansichten und Ueberlieferungen berichtigen sollte. Allein er konnte für dies Werk lange Zeit keinen Verleger finden und seine eigenen Mittel reichten zum Verlage nicht aus. Er bot es, als ihn die Wiener Akademie der Wissenschaften 1848 zu ihrem correspondirenden Mitgliede wählte, derselben zur Herausgabe an. Während indeß in den fünfziger Jahren die akademischen Schriften von ihm, der 1853 zum wirklichen Mitgliede ernannt wurde, eine Reihe archäologischer und numismatischer Abhandlungen brachten, die auf Grund seiner im Orient gemachten Sammlungen erwachsen

waren, blieb dem griechischen Geschichtswerke nahezu zwanzig Jahre das Licht der Welt versagt, da dasselbe Enthüllungen über Rußland enthält, die man dem Publicum nicht zu Lebzeiten der dabei Betheiligten bekannt machen wollte (vgl. Aus Metternich's Papieren VIII, 128). Es war zum größeren Theile in Druck gelegt, als im J. 1853 seine Publication verboten wurde. Es ruhte nun in den Kellerräumen der Akademie, bis endlich im J. 1867 v. Beust diese Riegel wieder löste. Allein mittlerweile hatte der behandelte Stoff viel von seinem actuellen Interesse eingebüßt, so daß dessen Erscheinen nicht von jener unmittelbar packenden Wirkung war, die dasselbe in früheren Jahren geübt haben würde. Im März 1849 nach Wien zurückgekehrt, ward er für eine hochwichtige Mission nach Berlin ausersehen. Die Bedeutung und Schwierigkeit dieser Mission ist leicht zu ermessen, wenn man sich der Geschichte jener Zeit, der gegensätzlichen Bestrebungen Oesterreichs und Preußens und der Spannung zwischen beiden Staaten, die gegen Ende des Jahres 1850 auf's äußerste gewachsen war, erinnert. Statt der Lösung fand bekanntlich damals die deutsche Frage eine Vertagung, wesentlich infolge der selbstständigen Action Prokesch's. Von dem Ministerpräsidenten, dem Fürsten Felix Schwarzenberg, welchem er seit Jugend befreundet war, wurde P. zunächst nur zu der Specialmission nach Berlin ausersehen, den König zu hindern, die ihm vom Frankfurter Parlamente angebotene Kaiserkrone anzunehmen; als aber dies gelang, wurde P. zum bleibenden Gesandten Oesterreichs am dortigen Hofe ernannt. Berlin war ihm völlig neu. Er kannte nur den Grafen v. Arnim, weil er einmal Gesandter in Wien gewesen war. Aber er bemerkte bald, daß dieser, obgleich Minister des Aeußern, ebenso wie auch Graf Brandenburg, der Ministerpräsident, ohne entscheidenden Einfluß seien. Herr v. Radowitz wurde für ihn der Mann der Unterhandlung. Allein Schwarzenberg lehnte die Radowitz'sche Idee des engeren Bundes unter preußischer Spitze, des weitern mit dem Anschluß von Oesterreich ab und der engere Bund nahm einen noch engeren Charakter durch die Einschränkung auf den Fürstenbund zwischen Preußen, Sachsen, Hannover und einigen Kleinstaaten an. In Hessen standen sich Baiern und Preußen feindlich gegenüber. P. hatte Befehl, seine Pässe zu verlangen und abzureisen, wenn der erste Schuß falle und da dies wirklich geschah, so lagen Krieg und Frieden in der Toga des österreichischen Gesandten. Da that P. „eine jener Thaten, die im militärischen Leben, wenn sie glücken, das Maria Theresiakreuz eintragen". Er reiste nicht ab. Statt die Pässe zu verlangen, nahm er sofort beim Könige Audienz. Friedrich Wilhelm IV. empfing ihn zu Potsdam. P. kannte den Charakter des Königs, dessen edle Haltung in dem ganzen Auftritt er nicht genug zu rühmen wußte, wie ihm denn auch sein gutes Verhältniß zu dem Fürsten den Muth gab, selbständig und gegen den Wortlaut seiner Instruction diesen letzten Friedensversuch zu wagen. In dem Gespräche, das verlegen auf beiden Seiten mit Bemerkungen über die Akropolis von Athen begonnen hatte, brach der König plötzlich los: „Oh, ich begreife ganz, daß der Kaiser von Oesterreich diesem König von Preußen, der nach der Vorherrschaft in Deutschland strebt, den Krieg macht; ich würde es als dieser Kaiser gerade so halten!" Worauf P. erwiderte: „Majestät irren. Dieser Kaiser von Oesterreich wird warten, bis die von der Revolution gebotene Kaiserkrone den König von Preußen in den Abgrund gestoßen haben wird, wohin solche Gabe nur drängen kann, und ihm dann brüderlich die Hand reichen!" Das erschütterte und ergriff den König und wendete die Unterredung dem Frieden zu. Fürst Schwarzenberg mißbilligte das Verhalten Prokesch's, der junge Kaiser gab ihm das Großkreuz des Leopold-Ordens. Der Friede blieb bewahrt, aber P. war von diesem Tage an die gehaßteste Person in Berlin. Er lebte längere Zeit mit den Seinigen und einigen Freunden, zu denen merkwürdiger Weise sein gestürzter Gegner

v. Radowitz gehörte, in seinem Hause abgeschlossen, bis ihn seine Abberufung aus Berlin aus peinlicher Stellung befreite. Auch in Berlin war übrigens sein Haus ein wahrer Musensitz, an dem seine Gemahlin die Gäste — darunter vor allem Humboldt, Fürst Pückler-Muskau und Meyerbeer — durch ihre vorzügliche Stimme und ihren schönen Gesang entzückte.

An den Dresdener Conferenzen nahm P. lebhaften Antheil. 1850 war seine Ernennung zum Geheimen Rath erfolgt. Bei der Wiederherstellung des Deutschen Bundes und der Reactivirung des Frankfurter Bundestages wurde er 1853 zum Bundestagspräsidialgesandten ernannt. Auch in dieser Stellung bekämpfte er die preußischen Bestrebungen nicht nur mit diplomatischen Mitteln, sondern auch auf publicistischem Wege und es scheint sich hierauf der bei Schack (Ein halbes Jahrhundert. I. 325) angedeutete und von gegnerischer Seite wider ihn ausgebeutete Fund eigenhändig concipirter Zeitungsartikel in der Schublade eines zu seinem Mobiliar gehörigen Tisches zu beziehen. Reiches Material zur Schilderung seiner Frankfurter Thätigkeit liefert Poschinger's Werk: Preußen im Bundestage I. II., das indessen zu unbefangener Würdigung der dereinstigen Ergänzung aus dem österreichischen Staatsarchive entgegensieht. Die unerfreuliche Wirksamkeit in Frankfurt war indeß von kurzer Dauer. Ende 1855 wurde P., der in diesem Jahre Paris besucht hatte, wo Napoleon III. den einstigen Vertrauten des Herzogs von Reichstadt mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfing, als Internuntius nach Constantinopel gesendet, wo er mit seiner reichen Erfahrung und Kenntniß der orientalischen Verhältnisse, neben Henry Bulwer der entschiedenste Gegner der russischen Politik, einen Einfluß auf den Divan übte, wie ihn keiner seiner Nachfolger zu erreichen wußte und nicht ohne Selbstbefriedigung ebenso glücklich als würdig die Interessen Oesterreichs vertrat. Graf Adolf Friedrich v. Schack, der seinen alten Freund 1870 hier nochmals sah, bemerkt (a. a. O. II. 101): „Ich fand denselben körperlich schon vom Alter gebeugt, so daß ich eine bange Ahnung seines nahen Endes nicht unterdrücken konnte. Doch hatte er noch dieselbe Geistesfrische wie früher. Es war bewunderungswürdig, welch' lebhaftes Interesse er inmitten der vielen Geschäfte, die ihm sein Botschafterposten auferlegte, noch der deutschen Litteratur widmete. Er las Abends im Kreise seiner Familie mit wahrhaft jugendlichem Feuer Gedichte vor, die besonders starken Eindruck auf ihn gemacht hatten. Nachdem ich jeden Abend in der anregendsten Unterhaltung, die bis tief in die Nacht hinein dauerte, bei Prokesch verweilt, schied ich von ihm mit dem wehmüthigen Gefühl, einen Mann zu verlassen, der an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Theilnahme für höhere Bestrebungen fast Alle, die ich gekannt, überragte. Wenn ich jetzt an ihn und an einige andere Männer zurückdenke, die gleich ihm mehrere Dezennien älter waren als ich und welche ich doch noch näher kennen zu lernen das Glück hatte, so ist mir, als hätte ich mich von einem Symposion erhoben, wie jetzt keines mehr gehalten wird". Einige interessante Briefe aus diesem letzten Abschnitte seines Lebens brachte die „Deutsche Revue" im Aprilhefte 1881. Einer derselben aus Constantinopel vom 21. October 1870 schließt mit den Worten: „Unsere richtige Politik ist keine andere, als uns mit Deutschland gut zu stellen. Darin liegt für uns Hilfe im Innern und Schutz nach Außen." P. bekleidete die Stelle eines Internuntius, später eines Botschafters an der Pforte bis zu seiner am 6. Nov. 1871 — angeblich auf Anregung Beust's; vgl. jedoch des letzteren: Aus drei Vierteljahrhunderten II, 38 und die Mittheilungen Baron Warsberg's, wonach zu derselben der Tod des ihm engbefreundeten Großveziers Aali-Pascha und der Systemwechsel der Pforte den Ausschlag gab — erfolgten Pensionirung, bei welcher Gelegenheit er, nachdem er bereits 1861 zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede ernannt und am 26. October 1863 zum Feldzeugmeister befördert worden war,

in den Grafenstand erhoben wurde. Den Rest seiner Tage verlebte P. meist in seiner Vaterstadt Graz, im Verkehr mit seiner Familie und mit einigen Freunden, darunter dem ehemaligen Kriegsminister Baron Kuhn. Er ordnete Papiere, welche sich auf die Geschichte des Orients bezogen und war mit der Redaction seines Tagebuches beschäftigt. Die wenige Wochen vor seinem Tode erschienene Schrift: „Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten“ (Wien 1877) und die „Dépêches inédites des Gentz und der Hospodare der Walachei und Moldau“, welche sein Sohn herausgab, sind dieser Sammlung entnommen. Den letzten Sommer (1876) brachte P. in Aussee zu. An einem Steinleiden erkrankt, ging er im October nach Wien, um sich einer Operation zu unterziehen, die indeß in Anbetracht seines hohen Alters nicht mehr vorgenommen werden konnte. Am 26. Oct. nachts starb er im 81. Jahre seines thaten- und verdienstreichen Lebens. Am 28. Oct. fand in Wien das militärisch-prunkvolle Leichenbegängniß statt; der Leichnam wurde sodann nach Graz überführt und daselbst in dem auf dem Leonharder Friedhofe befindlichen Mausoleum der Familie P. beigesetzt. P. hatte sich 1832 mit der von Fürst Pückler-Muskau hochgefeierten, kunstsinnigen Irene geb. Kiesewetter von Wiesenbrunn, einer Tochter des Hofrathes am Hofkriegsrathe Raphael Kiesewetter, dessen Haus in der Musikgeschichte Wiens eine Rolle spielt, vermählt, welche ihm nach 40jähriger glücklicher Ehe um vier Jahre im Tode voranging. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne und eine Tochter hervor, von welchen der älteste Sohn, Graf Anton Prokesch-Osten, damals k. k. Major, vermählt mit Friederike Goßmann, und die Tochter Irene, vermählt mit dem k. k. Legationsrath Freih. v. Reyer, den Vater überlebten. Der jüngste Sohn war schon früher gestorben, der zweite, Karl, starb am 6. Februar 1864 als k. k. Oberlieutenant den Heldentod bei Oeversee in Schleswig-Holstein.

Innerhalb der österreichischen Diplomatie nahm P. eine eigenthümliche, ja in ihrer Art einzige Stellung ein. Man hat ihn als militärischen Diplomaten wohl mit Schwarzenberg und Ficquelmont verglichen. Richtiger würde ein Vergleich mit Männern wie Brunnow und Humboldt sein, insoferne er mit weltmännischer Bildung und staatsmännischer Erfahrung einen unendlich reichen Schatz des Wissens, empfänglichen Sinn für alles Schöne und Edle im Leben und die glückliche Gabe, seine Gedanken in anmuthige Formen zu kleiden, verband. Trotzdem muß uns eine Laufbahn fast beispiellos bedünken, die den bürgerlich Geborenen fast lediglich durch sein eigenes hervorragendes Verdienst, dem, wenigstens in jüngeren Jahren, die gewinnendste Liebenswürdigkeit zur Seite stand, von den untersten Stufen des Dienstes bis zu den höchsten Höhen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens emporhob. Als Staatsmann aber hat ihn wohl Niemand richtiger beurtheilt, als sein eigener Sohn, welcher an die Spitze seines Briefwechsels mit Gentz und Metternich die Worte setzte: „Prokesch war der letzte Vertreter der Metternich'schen Schule; die Anschauungen, welche er dort von den Grundlagen der Machtstellung Oesterreichs und den Bedingungen des Gleichgewichts der europäischen Staaten gewonnen, haben ihn bis an das Ende seiner Laufbahn geleitet; mit ihm ist die ‚alte Tradition' zu Grabe gegangen“.

Der vorliegenden Skizze wurden außer der Biographie Schneller's von Münch im 1. Bande von Julius Schneller's hinterlassenen Werken und den dort (Bd. 1. 2) abgedruckten Briefen, ferner dem Artikel von Wurzbach und dem im Almanach der k. Akademie d. Wiss. in Wien 1877 enthaltenen Fragmente einer Autobiographie vornehmlich die im Texte erwähnten Werke von P. selbst zu Grunde gelegt. Vgl. überdies die Artikel-Serie der Augsb. Allg. Ztg. von 1876, verfaßt von Baron Anton Warsberg und die anziehende Lebensskizze von Dietrich Baedeker in: „Unsere Zeit“ 1876 (Schlußheft); ferner die „Neue freie Presse“ 1876 Nr. 4407: „Russenspiegel“ (aus den

nachgelassenen Papieren des Grafen P.-O.) und ebenda Nr. 4452 den Brief Prokesch's an Ed. Mautner über den Tod seines Sohnes Karl; endlich: „Oesterr. Revue“ 1867 (Septemberheft): Prokesch-Osten, Bei Enthüllung des Denkmales des F. M. Fürsten Karl von Schwarzenberg. v. Zeißberg.

Prokop (Prokopp, Procop, Prokopf, Prokoppy, selbst Brokoff und Brachof geschrieben) ist der Name einer Anzahl österreichischer Bildhauer vom 17. bis 19. Jahrhundert, welche vielleicht demselben siebenbürgischen Geschlechte angehören dürften. Der älteste, Johann, soll 1652 (n. A. später) in Georgenberg in Ungarn geboren sein, wo er auch seine Fachbildung erhielt. Die Wanderschaft führte ihn über Regensburg nach Prag, wo er fünf Jahre arbeitete. Dann diente er dem Freiherrn Matthias v. Wunschwitz zwei Jahre in Ronsberg in Böhmen. Geborner Protestant, war der Künstler sehr zu religiösen Debatten geneigt, trat auch 1682 in Stockau zur römischen Kirche über. Für den Freiherrn arbeitete er im selben Jahre in Holz nach dem Modelle des Matthias Rauchmüller die Statue des h. Johannes Nepom., welche dann von dem Erzgießer Wolf Hier. Herold in Nürnberg gegossen und am 31. Aug. 1683 auf der Prager Brücke aufgestellt wurde. Die Holzfigur stand zuerst in Ronsberg, dann seit 1718 im Hause des Bestellers, jetzt in der Kirche des Heiligen in Prag. Sie ist von Mehreren gestochen worden. Der Bildhauer lebte dann in Prag, wo er am 28. Dec. 1718 starb. Den genannten Heiligen hat er nochmals 1715 für Skrabnik in Böhmen gefertigt, ferner noch mit seinem Sohne für die Prager Brücke die Heiligen Norbert, Francesco Borgia, Barbara, Joseph, Adalbert und Mater dolorosa, die erstere Figur wurde später zu der Kirche dieses Heiligen übersetzt. Das ehemalige Schönfeld'sche Museum in Wien besaß von Johann eine Marmorgruppe des Hercules mit dem Löwen (um 1690), sowie zwei Gruppen sich balgender Kinder, aus demselben Materiale.

Sein Sohn Johann Ferdinand ist der bedeutendste Künstler d. N. Zu Prag 1688 geboren, lernte er bei dem Vater und dem damals sehr berühmten Andreas Quitainer, mit welchem er an dem Dreifaltigkeits-Monumente auf dem Wälschen Platz 1708—13 thätig war. Auch jenes der böhmischen Landespatrone auf dem Hradschin schufen sie gemeinschaftlich. Die Absicht, nach Italien zu reisen, mußte er aus Dürftigkeit fallen lassen, er blieb in Prag, wo er eine ausgebreitete Thätigkeit entwickelte. Eine Zeitlang weilte er vielleicht in Wien, für welches er 1728 das Modell zum Hochaltar der Karlskirche lieferte, dann berief man ihn nach Breslau zu den von dem jüngeren Fischer von Erlach geleiteten Arbeiten im Dome, wo noch seine Marmorfiguren des Moses und Aaron, sowie Reliefs zu sehen sind. In der Elisabethkirche machte er nach Entwurf desselben Architekten das Grabmal des Grafen Wolff. In Schlesien erkrankt, mußte er die dortige Thätigkeit einstellen und starb schon 1731 in Prag. Der Künstler wird als ein schlichter, schüchterner Mann geschildert, dem im Verkehr mit Fachgenossen wohler gewesen als im Glanze der vornehmen Welt. Sein Freund, dessen Rath er viel verdankte, war der Architekt Joh. F. Schor. Eines seiner größten Werke ist das monumentale Grabmal des Grafen Mitrowitz bei S. Jacob, 1714 nach Entwurf des älteren Fischer von Erlach gemeißelt. Am gräfl. Morzin'schen Palais machte er u. A. die beiden, vielbewunderten Mohren an dem Portal, einen hölzernen Altar in der Todtencapelle bei S. Gallus, einen Springbrunnen mit Hercules und dem Drachen im gräfl. Kolowrat'schen Palaste, die Statue des h. Philippus von Neri für die Schloßtreppe des Hradschin, für die Brücke die Heiligen Vincenz Ferr., Procopius, Ignaz (1711), Johannes Math., Vitus, Franciscus Seraph., Cajetanus (1709) und Franciscus Xav., dessen Genius Selbstporträt des Künstlers ist. Ein Kupferstichporträt lieferte J. Balzer. Diese beiden Prokop sind echte Barokmeister, effektvoll und äußerst malerisch in ihren

stets bewegten Figuren. — Anton, Bruder des Vorigen, war in Wien kais., seit 1722 deutscher Hofpoet und Dilettant in der Malerei. In dem nicht mehr bestehenden Museum der Minoriten in Wien sah man zwei Brustbilder der Apostelfürsten, die er mit den — Fingern gemalt hatte! Dlabacz gibt seinen Tod 1721 irrig an, da er noch 1722 in den Acten vorkommt. Sein Geschäft war besonders, die italienischen Opern zu übersetzen. — Ein dritter Bruder, Joseph, war ebenfalls Bildhauer, genoß mit Joh. Ferd. denselben Unterricht, doch ist von ihm nichts bekannt.

Nach der alten böhmischen erscheint dann eine zweite Künstlergruppe d. N. in Wien, welche allem Anschein nach mit jener zusammenhängt. Sie beginnt mit Philipp Jacob, geb. am 1. Mai 1740, nicht in Rohberg oder Rehberg, sondern in jenem Ronsberg, wo schon der alte Johann gelebt hatte. Hiernach sind Wurzbach u. A. zu corrigiren. Nachdem er bei untergeordneten Meistern in die Lehre gegangen war, kam Philipp an die Akademie, wo er den zweiten Preis erhielt. Auch der bedeutende Balt. Moll war eine Zeitlang sein Lehrer. Philipp gehörte unter die große Zahl von Künstlern, welche bei der Herstellung der Theresianischen Anlagen im Park von Schönbrunn an den Marmorstatuen des großen Parterre beschäftigt waren. Leiter dieser Unternehmung war der kais. Hofstatuarius Johann Wilh. Beyer. Wenn hier ein Machwerk wie J. Dernjač's Schrift: „Zur Geschichte von Schönbrunn" erwähnt wird, so hat das seinen Grund nur darin, um zu corrigiren, was daselbst über Philipp gesagt wird. Der kritiklose Verfasser hat nämlich, um seinen Helden Beyer möglichst herauszustreichen, alle seine durchweg sehr tüchtigen Mitarbeiter zu nichts als Stümpern degradirt, was geradezu eine Fälschung ist. P. war ein sehr braver Bildhauer, und wenn an der dortigen Gruppe des Aeneas und Anchises (1774) ein etwas langes Bein vorkommt, so hat wohl Beyer schuld, nach dessen Modell die Arbeit gemacht ist. Spätere Schöpfungen des Künstlers sind die Figuren der h. Stephanus, Ladislaus und zweier Engel in der Pfarrkirche von Papa in Ungarn, 1789; das in Blei ausgeführte Altarantependium der Grablegung Christi in der Schottenfelder Kirche in Wien 1787, mehrere Statuen am Hochaltar bei S. Michael daselbst, die Renovation der Mariensäule vor der Marie-Treukirche daselbst; der Kaiser Josephbrunnen in Lerchenfeld; Mehreres in einer Kirche zu Steinamanger in Ungarn; an dem ihm gehörigen Hause in der Wiener Vorstadt Alservorstadt ist das Relief des h. Procop sein Werk, ebenso der Löwe einer Apotheke in der Josephstadt, Figuren für das Primatialpalais in Preßburg. Endlich gingen viele Portratbüsten, des Kaisers Joseph, Franz ꝛc. aus seiner Hand hervor. Er starb in Wien, am 16. Oct. 1814. — Sein Sohn Franz war ebenfalls Bildhauer. Er war in Wien am 20. Aug. 1790 geb., starb daselbst am 4. Oct. 1854.

Neue Bibl. d. Wiss. u. Künste. — Abbild. d. böhm. u. mähr. Gelehrten u. Künstler. — Dobrowsky, böhm. Litteratur. — Schaller, Beschr. von Prag. — Schottky, Prag wie es ist. — Dlabacz, Böhm.-Mähr. Künstler-Lex. — Füeßli, Künstler-Lex. und Nachtr. — Nagler, Künstler-Lex. — Wurzbach, Biogr. Lex. (voller Irrthümer!) — Hormayr, Archiv für Geographie ꝛc. — Wiener Sonntagsblätter. — Hammerschmied, Podromus glor. Prag. — Eigene Notizen.

Ilg.

Protsch: Joseph P., „der blinde Tonmeister" genannt — geb. zu Reichenberg in Böhmen am 4. August 1794, † zu Prag am 20. Decbr. 1864 — zählt als Musikunterrichts-Reformator unter die glanzvollsten Erscheinungen am Kunsthorizonte. Sein Vater, ein schlichter Leinenweber, der Musik als Nebenerwerb betrieb, dadurch Leiter einer kleinen Capelle, die für die ortsüblichen Hochzeitsbälle und Faschingstänze gesucht wurde, hatte wohl kaum anderes wie die Züchtung eines billigen Gehilfen im Auge, als er den kaum siebenjährigen „Joseph" — für

das Pauken- und Triangelschlagen — in sein Orchester einreihte. — Dabei sollte es freilich nicht bleiben, der gute Junge mußte über die Schulstunden hinaus noch Unterricht nehmen im Clavier- und Violinspiel, im Trompete- und Clarinetteblasen. So ging es bis ins achte Jahr, bis zum Erblinden des rechten Auges. — Aber wie von der Vorahnung des unabwendbaren Geschickes ergriffen, betrieb der Frühreife dann von selbst seine Weiterbildung, war denn auch im dreizehnten Jahre beim Erlöschen des anderen Auges schon vollkommen vertraut mit dem ganzen System der Tonschrift und mit der Handhabung sämmtlicher Orchesterinstrumente. — Da alle noch angewendeten Curen versagten, überging P. 1809 in die Prager Erziehungsanstalt für Blinde. Dort einer der gelehrigsten Zöglinge, vervollkommnete er sich unter Leitung der tüchtigen Lehrer, Wenz. Koscheluch und Wenz. Farnik, ganz besonders im Clavier- und Clarinettespiel. Und wie im „Instituts-Stammbuche“ geschrieben steht, leistete P. auch schon „werthvolle Compositionen für verschiedene feierliche Anläße“. — Auf eigenes Ansuchen 1816 aus dem Institutsverbande mit dem ehrenvollsten Zeugnisse entlassen, frischen Geistes, fröhlichen Gemüthes, musikalisch durchgebildet wie selten ein Blinder, durchströmte ihn begreiflich die Lust für musikalisches Weiterwirken. „Mir war nach meinem Austritte, als müßte ich sofort die ganze Welt durchwandern und allen Begegnenden etwas vorspielen“ — lautet eine Stelle in seinen später dictirten „Jugenderinnerungen“.

Vorerst zu den Eltern heimgekehrt, traten aber dem Wandervorhaben allerlei Hindernisse entgegen, namentlich der Mangel eines geeigneten Begleiters. Der innewohnende Trieb nahm darum vorläufig andere Richtung. Ueber kurz entstand eine große Baßarie mit Instrumentalbegleitung, zur Einlage für eine Fest-Messe bestimmt, sie trägt die Bezeichnung „Opus 11“; dieser folgte (Op. 12) Ouverture und Zwischenmusik zum Singspiel „Die Hagestolzen“ für das Reichenberger Theater und ein äußerst frisches „Trinklied“ für Sängerkreise. — Mittlerweile, 1817, fand sich auch die ersehnte Gelegenheit zur Befriedigung der Wanderlust. Es kam nämlich durch den Anschluß an einen Reichenberg besuchenden Harfner, Namens Rieger, zur gemeinschaftlichen Kunstreise. Concertirend in Jung-Bunzlau, Pardubitz, Brünn und Olmütz, erfuhr P. in letzterer Stadt die Auszeichnung, zu einer Sonderproduction beim dortigen Cardinal-Erzbischof, Erzherzog Rudolph, eingeladen zu werden. Damit verknüpft waren äußerst wirksame Empfehlungsschreiben für die Weiterreise nach Tyrnau, Preßburg, Komorn, Pest, Graz und Wien, die P. selbständig unternahm. Dieser Umweg nach der Kaiserstadt hatte die ersprießliche Folge, daß ihm der bereits erworbene gute Ruf als virtuoser Clarinettist und Clavierspieler voranging. Dort sogleich von Musikfreunden aufgesucht und in ihre Kreise eingeführt, interessirte sich ganz besonders das als musikalische Autorität geltende (blinde) Fräulein Maria Theresia Paradies für ihn. Geebneten Weges trat hernach P. in die Oeffentlichkeit und errang einen kunstgeschichtlichen Erfolg. Denn der namhafte Componist und musikalische Schriftsteller Ign. Ritter v. Seyfried sicherte ihm in seinem Anhange zu den Schriften des berühmten Contrapunktisten Joh. Georg Albrechtsberger ein unverwelkliches Blatt, auf welchem P. mit Bezug auf sein damaliges Concertiren als einer der „ersten Clarinettisten“ verzeichnet steht. — Die tiefgreifende Wirkung solchen Gehobenwerdens bestätigt vor allem den Entschluß für einen letzten Versuch zur Wiedererlangung der Sehfähigkeit. — P. überließ sich denn auch freiwillig dem jener Zeit namhaftesten Ophthalmologen Wien's, Dr. Beer, zur Operation, die — wie er selbst aussagte — eine langwierige und äußerst schmerzliche war, ohne mehr, als einen Sehschimmer im rechten Auge zu retten. Merkwürdigen Humores dictirte der also erfolglos Gequälte dann ein Schreiben an seinen Bruder Anton, aus dem sich eine Stelle besonders bedeutsam hervor-

hebt: „Erfolgreicher für mein inneres Schauen war dagegen die Operation, die Zacharias Werner an mir vornahm". Der gewaltige Kanzelredner und geniale Dichter, den P. im Verkehr mit Fräulein Paradies kennen lernte, dürfte eben der geistige Beistand gewesen sein während der Clausur bei Dr. Beer. Die tiefgreifende, läuternde Wirkung des Verkehrs mit Werner verräth nicht allein die weitere Mittheilung an den Bruder, sie leuchtet auch merkbar aus späteren Aeußerungen hervor.

In Wien bis zum August 1818, concertirte P. auf der Heimreise noch in Teplitz. Vorerst öffentlich, dann auf Einladung vor dem zur Cur anwesenden König Friedr. Wilhelm III. von Preußen. Andererseits nach Dresden berufen, befriedigte sich damit zugleich der längst gehegte Wunsch persönlicher Berührung mit Karl Maria v. Weber, die — laut späterer Notirung — von mächtiger Anregung war. Die Heimkehr erfolgt im Spätherbste. Weiteren Tagebuchdictaten ist zu entnehmen, daß P. diese glanzvolle Virtuosenfahrt nicht allzuhoch anschlug, vielmehr feinfühlig zu unterscheiden wußte, es gehöre ein bedeutender Gunsttheil dem — Blinden; auch genug selbstbewußt, um der Abhängigkeit vom Mitleid entrathen zu können, reiften Erfahrung und Erwägung eigenster Willenskraft den seine Zukunft umgrenzenden Plan. Umschrieben ist dieser in einer Mittheilung an den früheren Blindeninstitutsgenossen Isidor Schönberger . . . . „So weit ich zeither den Musikbetrieb zu übersehen vermochte, mein eignes Treiben eingerechnet, zeigte sich allenthalben ein plan- und zielloses Musikmachen, das anstatt zur Bildung und Veredlung blos etwa wie das Kartenspiel zum Tödten der Langeweile, meist aber zur Pein für die Mitmenschen betrieben wird". . . . „Die Musik, das ist mir jetzt klar geworden, bedarf zu ihrer gehörigen Werthachtung der Weihe einer guten Schulung. Der heutige Stand der Dinge drängt denn auch voller Entschiedenheit zur Reform des Musikunterrichtes. Du frägst vielleicht, ob ich mich dazu berufen fühle — und ich sage ja! Freilich in der Voraussetzung, daß es mir vorher noch gelinge, mich selbst zu reformiren". — Unter freundlicher Beihilfe des Reichenberger Hauptschullehrers Ant. Neuhäuser und des Chorrectors J. Wollek unternahm P. daraufhin die eingehendsten pädagogischen Studien, durchforschte in dieser Gemeinschaft die gesammte Musiklitteratur älterer wie neuerer Zeit, ging mit dem Erkenntnißgewinnste aber sofort auch an die Gründung einer Musikschule. — Darüber ins Jahr 1825 gekommen, in welchem ausländische Zeitungen zu berichten wußten über das Außerordentliche einer von Bernh. Logier in Berlin geleiteten Akademie für Pianisten, wird es wol begreiflich, daß es unseren Reformer anstieß, sich Ueberzeugung zu holen, inwieweit sein Wollen übereinstimme mit jenem des gepriesenen Methodikers. Und über kurz saß P. im Lehrsaale Logier's. Das also von diesem Erlangte gewann erhöhte Bedeutung durch die Uebereinstimmung im genetischen Vorgehen, wie sich dieses P. bereits festgestellt hatte. Der Vorsprung Logier's lag einzig in der schon fertigen methodischen Durchführung, die indeß wieder nur den mechanischen Theil des Clavierspiels umfaßte und sich auf den von ihm erfundenen Handleiter (Chiroplast) stützte, indeß P. auf der gegebenen rationellen Grundlage weiter baute und sein System künstlerisch giebelte.

Die Reichenberger Schule wurde 1826 erweitert, und behufs entsprechender Unterrichtstheilung Bruder Anton und Schwester Anna zu Hilfslehrern eingeschult. — Die erste öffentliche Prüfung, die P. nach Ablauf des zweiten Schuljahres abhielt, wirkte dann auch gleich einem die Stadtbevölkerung bewegenden Ereigniß. — Dieses allgemeine Interesse für P. erhöhte noch eine, für die Enthüllungsfeier des im Stadthause aufgestellten Kaiserbildes componirte, äußerst ansprechende Festcantate, und bewirkte eines zum andern seine Ernennung zum Ehrenbürger von Reichenberg. Die Schule, bis 1829 bereits derart fest organisirt, daß ihr Fortbestand

unter Leitung obgenannter Geschwister und aus ihr hervorgegangener Lehramtscandidaten vollkommen gesichert erschien, ließ weiteres Ausgreifen zu. P. durfte ohne weiteres Bedenken der vielfachen Aufforderung, besonders des ihm längst gewogenen Grafen Christian Clam-Gallas, seine Unterrichtsreform in die Landeshauptstadt zu verpflanzen, nachgeben. Diesem Zwecke galt die am 16. Aug. 1830 unternommene Reise nach Prag. — Durch den von Anfang an ziemlich ebenen Gang seiner Zulaßbewerbung sich schon bodensicher fühlend, zögerte P. nun auch nicht länger mit dem Eintritte in den Ehestand. Es geschah dieses in Reichenberg am 22. Nov. 1830, bei welcher Gelegenheit die dortige Stammanstalt förmlich und feierlich dem Bruder Anton übergeben wurde. — Und nachdem er unter dem 30. December die behördliche Bewilligung für Prag erhalten, verkündigten in den ersten Märztagen 1831 an den Straßenecken große Zettel die Eröffnung der „Musikalischen Lehr- und Bildungsanstalt des Jos. Protsch“. — Was er damit anstrebte, ist verständlich ausgesprochen in der an die oberste Landesbehörde gerichteten Eingabe: . . . . „Diese neue Unterrichtsmethode des Pianofortespieles in Verbindung mit der Harmonielehre berücksichtigt bei den Schülern, vom zartesten Alter ab, eine gleichmäßige Verstandes- und Gefühlsbildung, dadurch das Erziehen zu wahrhaft musikalischer Leistung“. . . . „Der elementare Vorgang besteht a) in theoretischen Uebungen; b) im Gebrauche des Handbildners (Chiroplasten); c) im gemeinschaftlichen Spielen. — Die Methode ist ein organisches Ganzes, dessen einzelne Theile durch einander bedingt sind und in gegenseitiger Wechselwirkung stehen“. . . . „Grundsatz der Methode ist, das Unbekannte durch das Bekannte zu finden. Ein Lehrsatz ist durch den anderen bedingt, alles muß folgerecht und logisch entwickelt werden“. . . . „Die zum Unterrichte bestimmten Lehrbücher bestehen aus vier Abtheilungen; daran schließen sich 12 Abschnitte theoretisch-praktischer Studien, enthaltend Compositionen von den besten alten und neuen Meistern“. — Den Lehrkörper bildeten nebst Director P. drei Classenlehrer und ein Assistent. Die Schülerzahl, bald eine bedeutende, bewies auch das für die neue Anstalt vorhandene Vertrauen. Parallel damit lief allerdings eine wohlerklärliche Opposition, die P. in seinen „Mittheilungen an vertraute Freunde“ (in Reichenberg) voll Humor dahin kennzeichnet: „Draußen stand in aller Beharrlichkeit der landläufige Troß von Stundengebern, mich anklagend der Beeinträchtigung, ja des „Broddiebstahls“ durch dieses „Zusammenraffen von Schülern“; drinnen war ich wieder genöthigt, für die zu Unterrichtenden vorerst noch die Lehrer gehörig zu präpariren. Das Eine ließ sich endlich überhören, das Andere überwinden, einem Dritten nur weiß ich noch immer nicht beizukommen. — Da sitzen nämlich die großen Herren vom Metier fort und fort beisammen und studiren, wie sie mich doch noch „fangen“ könnten. Ich bleibe eben für diese Sorte Alleinseligmachender der „Usurpator“, der „Fremdling“, der „Landschulmeister“ und weiß der Himmel was noch weiter. Das in ihren Augen Unverzeihlichste aber ist mein „als simpler Clavierlehrer in die Theorie der Musik und Compositionslehre Hineinpfuschen!“ — Ueber den Weiterverlauf verständigt ein späterer Bericht. . . . „Beruhigt Euch, ich hab's verwunden, habe durch festes Standhalten die Einen in's Verlaufen, durch unbekümmertes Weiterarbeiten den Anderen — wenigstens — einen Scheinfrieden abgerungen. Das Wesentlichste hiefür dürfte durch die eben abgehaltene erste öffentliche Prüfung meiner Prager Schüler geschehen sein. Dabei konnte doch Jeder, dem daran lag, bis in die Tiefen meiner Seele hineinschauen und erkennen, was ich eigentlich wolle“. Mächtige Förderung diesem rastlosen Sichselbstvorwärtsdrängen gab auch der traute Verkehr mit dem berühmten Maler Joseph Führich. Durch Landsmannschaft und geistverwandtes Streben gegenseitig angezogen, bildeten sie dann zugleich das Centrum eines Kreises von Männern der Wissenschaft und Kunst,

deren Thätigkeit sich über das ganze Culturgebiet erstreckte, und der so von deutschem Geiste durchdrungenen Stadt nach außen maßgebendes Ansehen gab. — Auf P., vermöge seines ausgedehnten Wirkens, wie seiner geistigen Regsamkeit schon immer Vordermann jenes Kreises, überging infolge der Berufung Führich's (1834) nach Wien auch die weitere Führung. In Bezug auf die Schule schrieb er unter dem 6. August 1835 an Bruder Anton: „Das Hauptergebniß der heurigen Jahresprüfung war, daß das Publicum sich mir endlich anbequemte und sich einverstanden zeigte, daß ich die mir anvertrauten Zöglinge harmonisch und zwar von Innen nach Außen durchbilde. Denn ich erachte die Kunst nicht blos als obenauf anzubringende Politur, sondern als ein zum Verschönen des ganzen Menschen bestimmtes Element .... den Schreckschuß von der „Mode“, den muß man ruhig an sich vorbeisausen lassen; sie ist im seltensten Falle Bildungsmittel, weitmehr das Gegentheil. . . . Schwere Schuld an all' den beklagenswerthen Musikzuständen tragen die sogenannten Virtuosen; diese haben die Mittel zum Selbstzweck erhoben, die Kunst aus dem Herzen in die Finger verlegt“. . . . „Gelingt es mir, tief genug einzugreifen, dann sind auch die Elemente gegeben für eine gesunde musikalische Volksbildung“. . . . Aus dem Jahre 1835 ist noch die bedeutsame Thatsache zu verzeichnen, daß durch die aus der Prokschschule hervorgegangenen Lehrer Ign. Stanzel und Frz. Sachers in Preßburg, durch Bernh. Pelz in Leitmeritz Zweiganstalten gegründet wurden. — Den Notizen des Folgejahres seien folgende Bruchstücke entnommen: . . . „Besten Wissens und Gewissens habe ich nun daraufhin vorgearbeitet, daß meine Schule zugleich ein Pädagogium für Musiklehrer werden könne“. . . . „Die Schulung nach der reformirten Methode ist schon vor sich gegangen, und wurde damit in sechs Monaten erreicht, wozu es früher das volle Schuljahr bedurfte“ . . . „Logier hat unzweifelhaft ein Bedeutendes für den Unterricht gethan: wie mir jedoch jetzt, nach wieder und wieder erneuter Prüfung erkennbar wurde, that er öfter zu viel, und auch wieder zu wenig, so daß er dadurch selber zum Weiterarbeiten zwingt“. . . . „Die Zahl der Schüler (beiderlei Geschlechts) beträgt gegenwärtig 75. . . Instrumente sind jetzt 14 im Gebrauche“. —

Merkwürdig genug hatte die Tagespresse bis dahin von dem opferwillig und rastlos für höhere Kunstbildung Arbeitenden vollständig geschwiegen. Erst 1837, nach einer mit seinen Zöglingen zum Besten des Prager Armenhauses veranstalteten Akademie, löste die „Bohemia“ den Bann und brachte einen überaus anerkennenden Bericht über die „schon zu unerwarteter Reife gediehene Anstalt“. Damit war gleichsam das Signal gegeben zu fortgesetzter Hervorhebung „der auf neuer Bahn erfolgreich einherschreitenden Prokschschule“. —

Im „engeren Zirkel“ bestand bis 1839 die nach Führich entstandene Lücke; endlich ausgefüllt durch den zur Leitung der Prager Malerschule aus Wien berufenen Director Frz. Kadlik, erfrischte sich in der Berührung mit diesem energischen Neuerer im Bildkunstgebiete auch bei P. der Vorwärtsdrang — ausgesprochen in den Worten: „Kadlik hat mich wieder in's Feuer gebracht“. — Zur Beglaubigung der Ehrlichkeit des periodisch erneuten Anlaufs ist hervorzuheben, daß dieser Anlauf stets zusammenhing mit seiner eigenen „Nacherziehung“, wie er bescheiden das fortgesetzte, mittels mehrerer Vorleser betriebene Studium nannte. Geradezu bewunderungswürdig ist die Regsamkeit des bereits in das fünfundvierzigste Lebensjahr Vorgeschrittenen, wenn er in den „vertrauten Mittheilungen“ aussagt: „Meine Nacherziehung suche ich noch durch Folgendes zu ergänzen: 1. durch gründliche Kenntniß der allgemeinen wie Specialgeschichte; 2. durch das Studium der Bibel; 3. durch das der Philosophie, Psychologie, Physiologie und Anthropologie; 4. der Methodologie im allgemeinen; 5. der Kunstgeschichte und Aesthetik; 6. der Litteraturgeschichte sammt Detailstudien der

bedeutendsten Litteraturwerke. — Diese Privatstudien basire ich auf sorgfältig gewählte Werke und kümmere mich noch besonders darum, frische Kräfte zu gewinnen, die zum Zeug dafür auch die Lust haben, sich ins Studieren mit mir einzulassen". — Zeitlang selbst betheiligt an dieser seiner „Nacherziehung", vermag ich Zeugniß zu geben über die Unermüdlichkeit, mit der P. all' den genannten Studien oblag, und wie diese auch bis an sein Lebensende das treibende Element blieben für fortschrittliches Wirken. — Wenn es an anderer Stelle heißt: „Als ich vor Jahren zum ersten Male eine Reihe von Abendunterhaltungen gab, suchte ich dadurch das Harte und Unerquickliche, das Manche in meinem Unterrichtsgange finden wollten, mit Kunstblüthen zu umweben" — so ist diese selbstwillige und mit größtem Erfolge fortgesetzte und erweiterte Umwebung seiner Methode auch größtentheils Studienerfolg. — Ebenfalls im Zusammenhange damit steht die Notirung: „Die Umarbeitung des Logier'schen Systems — eine wahre Riesenarbeit — hält mich noch immer in Athem. Mittlerweile habe ich wieder Einiges im Wege der Praxis abgeändert. Der gesammte Uebungsstoff, stets theoretisch-praktisch gehandhabt, theils vereinzelt, theils mit der Gesammtheit der Schüler vorgenommen, ist nun eingetheilt: 1. In den Fingerbildungscurs; 2. in rhythmische Zählübungen nebst Rhythmisirung der Melodie; 3. Gehörbildung durch angewandte Melodik und Rhythmik; allgemeine Musiklehre und Compositionslehre mit beständiger Anwendung des Clavierspiels". — „Die Schulung ist auf sechs Jahrgänge erstreckt".

Der tiefreligiöse Zug, der sich an P. seit seiner Berührung mit Zach. Werner bemerkbar machte, bewog ihn 1840 zur Einführung der Cäcilienfeier. Der Tag wurde von da ab, früh kirchlich, Nachmittags musikalisch in der Anstalt begangen. Für diese hatte er auch von Kadlik eine äußerst sinnige Darstellung der christlichen Musikpatronin malen lassen und ein wunderlieblich Chorlied dazu componirt. — Waren schon während der „musikalischen Abendunterhaltungen" in fortschreitender Folge Schüler aus dem Hintergrunde der Schule mit Aufsehen erregenden Leistungen hervorgetreten, so setzte sich dieses wirksam fort durch die alljährliche Cäcilienfeier, welche den Charakter „historischer Concerte" gewann vermöge der zu Gehör gebrachten, in Prag bis dahin fast durchweg unbekannten Werke classischer Meister. (Die Namennennung der vorragendsten, zu Künstlerruf gelangten Schüler, als Mitwirkender in diesen öffentlichen Vorführungen, bleibe dem Anhange vorbehalten.) P., trotz unablässiger Anfeindung durch die erbgesessenen musikalischen Amtsleute, allmählich Autorität geworden, gewann damit von selbst in sachlichen, an die Oeffentlichkeit gebrachten Fragen Gehör und entscheidende Stimme. — Zuvörderst sei hier erwähnt die, nach vielfacher Handanlegung seitens anderer Musiker, ihm übertragene Revision des Leitmeritzer Diöcesan-Gesangbuches. — Von großer Tragweite für sein Allgemeinstreben war die 1840 unternommene Reise nach Dresden und Leipzig, durch welche er — in Dresden — nachhaltenden Verkehr anknüpfte mit den gefeierten Organisten Joh. Schneider und Aug. Klengel; in Leipzig wieder mit Professor G. W. Fink, dem ausgezeichneten Redacteur der Allg. Leipz. Musikztg., mit C. F. Becker, dem berühmten Organisten, wie mit den namhaften Verlegern Peters und Hofmeister. Der gesuchte Verkehr mit Schumann blieb wegen dessen Abwesenheit auf die Kartenabgabe beschränkt, diese führte aber zur späteren freundlichsten Begegnung mit dem geistreichen Romantiker in Prag. — Einen nicht minder ehrenden Besuch erhielt P. — 1846 — von dem damals glänzendsten musikalischen Heroen Frankreichs, Hector Berlioz, der in das „Instituts-Denkbuch" Folgendes einschrieb: „Je ne puis que complimenter Mr. le professeur Proksch sur le talent de ses élèves, il en a fait non seulement d'habiles pianistes, mais aussi d'excellents musiciens, qui sentent et comprennent. Ils font le plus grand honneur à la

science et au sentiment musical élevé de leur maître. Prague, 10. Avril 1846. Hector Berlioz.“ — Mit Bezug auf diesen Künstler berichtete P. an seinen Bruder u. A.: „Was ihn, wie es schien, speciell interessirte, war, zu erfahren, auf welche Weise ich mir die Kenntniß der Partituren verschaffe; daß auf dem einzig für mich möglichen Wege, dem des Gedächtnisses, wollte ihm lange nicht recht eingehen“. — Diese Gedächtnißkraft war bei P. auch eine wahrhaft wunderbare! Sie befähigte ihn nicht nur zum Festhalten aller bedeutenden Tonwerke älterer und neuerer Meister, sondern auch zum flüssigen Dictiren eigener Compositionen, wie der für sein Lehrsystem erforderlichen theoretischen Erläuterungen. Ueberdies führte er eine — so zu sagen — riesige Correspondenz, für die, je nach der Richtung, verschiedene Schreiber bestimmt waren.

Schwere Bedrängniß brachte ihm das Jahr 1848. Die Schule, derzeit aus der Gründungsstätte, dem „Täublhause“ in der Schwefelgasse, ins Eckhaus des Altstädter Ringes zur Zeltnergasse verlegt, somit in der Linie des am Pfingstmontage ausgebrochenen Kampfes zwischen Militär und aufrührerischem Volke, brachte es mit sich, daß Rotten von Letzterem eindrangen, um die Fenster zu besetzen zum Angriffe gegen die in der Gasse vorrückenden Soldaten, die ihrerseits nicht säumten, nachzudringen und blutige Vergeltung zu üben. P. sammt Familie in größter Beängstigung, flohen, dem Schutze des Himmels alle Habe überlassend, nach Reichenberg und kehrten erst nach einer langen, bangen Woche wieder zurück auf die Heimstätte, wo es wie auf „einem Kampfplatze aussah, die Fenster sämmtlich zertrümmert waren, der Fußboden ein grauenhaftes Gemenge von Steinen, Sand und Blut aufwies“. Nur wunderbar genug, hatten die vielen Pianos keine erheblichen Verletzungen erlitten. Erheblicher war dagegen die durch den Rückschlag auf die socialen Verhältnisse erlittene Schädigung. Denn die schon erreichte Hundertzahl der Schüler minderte sich momentan um ein Bedeutendes — aber auch nur momentan. Der festbegründete Ruf der Anstalt; das durch sie geweckte Bedürfniß nach höherer musikalischer Ausbildung, schloß bald wieder die entstandene Lücke, führte sogar zum unanfechtbaren Beweis, daß die Prokschmethode in jeder Richtung durchgegriffen habe. — Diesen Beweis erbrachten die in weiterer Folge in Prag von Lehrern der Anstalt errichteten Schulen, durch Jiranek, Frömter und Smetana. Alle gediehen, hatten Nachfolge, ohne Nachtheile für die Mutterschule. — Die durch den Abgang dieser Lehrer entstandenen Lücken konnten jetzt leicht mit aus dem Schulcurse hervorgegangenen Lehramtscandidaten ausgefüllt werden. P. wollte indeß noch eine, bisher in Frage gebliebene „Concertmeisterstelle“ zur Besetzung bringen, und übertrug diese auf seinen in Wien lebenden jüngeren Bruder Ferdinand. Aus der Reichenberger Schule hervorgegangen, dann vom Gymnasium übergetreten ins Studium der Medicin, nach Absolvirung wieder dem inneren Zuge nach Musiker im Geiste der alten, tüchtigen Wiener-Schule und zu Rufe gelangter Beethoven-Spieler, schien er denn auch der Geeignetste für die in Aussicht genommene Stelle. — So unter fortgesetztem Wirken und Schaffen am Ablaufe des zwanzigsten Schuljahres, vollzog sich damit zugleich etwas von P. fast ängstlich Hintangehaltenes, nämlich das Heraustreten von Schülern in die Virtuosenlaufbahn. Längst schon finden sich einige musikalische „Wunderkinder“ in den Schülerreihen — zuvörderst Frl. Mery Boussiset de Moricourt und Frl. Pauline Rischawy — er aber ließ sie freiwillig über die für seine Absicht gezogene Grenze nicht hinaus, sondern bestimmte sie vorläufig noch zu Sendboten der Geschmacksreform in adeligen Kreisen. Nur eines davon, Frl. Wilhelmine Clauß, vermochte er nicht zurückzuhalten. Diese drängte es im Interesse ihrer Mutter in die Virtuosencarriere, dazu mit derartigem glücklichen Erfolge, daß schließlich auch der bescheidene Meister sich vollkommen beruhigen durfte. Er-

oberte doch Frl. Clauß von vornherein nebst einem guten Stück von Deutschland, die Hauptstadt von Frankreich für die Lehre desselben. Vollends dann, nachdem sie sich als Frau Clauß-Szarvady bleibend in Paris niedergelassen.

Mit dieser Periode hatte auch P. den angestrebten Höhepunkt erreicht. Im Weiterlaufe minderten sich die Kämpfe, ungehindert drang sein Ruf nach weit und breit, gewann Ausbreitung über ganz Europa. Denn in seinem Geiste als Lehrer fortwirkende Schüler hatten bis dahin nicht nur in den bedeutendsten Städten Böhmens, Oesterreichs, mehreren Deutschlands, sondern auch Rußlands, Russisch-Polens Berufsstellungen inne: zwei davon waren sogar nach den jonischen Inseln und nach Amerika vorgedrungen.

Bezeichnend für die nun schon aus der Erfahrung gewonnene Ueberzeugungskraft ist die Antwort, die er zur Zeit einer hohen Dame gab, auf die Frage, ob denn die Theorie so unerläßlich sei für gutes Clavierspielen: „Mag es anderweitig jeder treiben, wie er will, in meinem Gefriede bleibt Wissen und Können in der Musik für untrennbar gehalten, wie Seele und Leib; das den musikalischen Leib beseelende aber ist die Theorie." — Seine bereits in der Composition bewährten Schüler nach allen Richtungen „Probe bestehen" zu lassen, regte er sie 1851 an für die Herausgabe einer Tänzesammlung. Diese erschien unter dem Titel: „Album eleganter und concertanter Tonstücke in den gebräuchlichsten modernen Tanzformen" (Prag, bei Jak. Fischer). Den instructiven Zweck zu wahren, versah P. die Sammlung mit einem erläuternden Text. (Einer von den mitarbeitenden Schülern, Pius Richter, hatte vorausgehend schon eine Vocalmesse componirt, die auch zu wiederholter Aufführung gelangte.) — Da zeither bloß einzelne, allerdings die wesentlichsten Theile seines Schulwerkes, als „Manuscript" Vervielfältigung erhielten, verstärkte sich bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl selbständig wirkender Schüler und nach seiner Methode geleiteter Schulen, auch das Andrängen nach Drucklegung des ganzen Werkes. Wenn er dann einem dieser Dränger die dahin lautende Antwort gab: „Denken Sie mich in einer Lebensstellung, in welcher es keine Ruhe gibt, weder bei Tag noch am Abende; wo ein stetes Herandrängen und Herantönen mich im Officium hält; wo die widersprechendsten Aemter sich in einer Person vereinen, als: des Directors, Lehrers, Compositeurs, Correctors, Arrangeurs, Buchhalters, Zahlmeisters, Correspondenten, nebenbei auch des Hausvaters und Erziehers seiner Kinder — wie frage ich, ist da Alles in Ausgleich zu bringen mit dem systemgebärenden Autor und Herausgeber?!" — so ist damit zugleich Einblick gewonnen in sein rastloses Triebwerk. — Uebrigens lag der in Frage gebrachte Gegenstand nicht allzu weit ab. Ende December 1853 erschien nämlich zum ersten auch die zweite Abtheilung seiner „Musiklehre", bis wohin er ebenfalls eine längst vorbereitete „Liedersammlung für Kirche, Schule und Haus, ausgewählt, geordnet und zum Theil componirt und harmonisirt", zunächst für den Gebrauch seiner Musikbildungsanstalt, herausgab. Der erste Theil enthält geistliche, der zweite weltliche Lieder. Auch ein „Musikalisches Vademecum" von 50 Paragraphen, als bündige Sammlung trefflicher Grundsätze, abgetheilt in „ästhetische Ideen für Kunstbildung" und „pädagogisch-didactische Rathschläge für musikalische Kunstjünger" war mittlerweile erschienen. — Nebenbei überraschte er seine Tochter mit einer eigens für sie componirten, äußerst geschmackvollen, concertanten „Mazurka bravoura". — Einem Schreiben an Bruder Anton ist ferner zu entnehmen, daß das für den Druck bestimmte Schulwerk in raschem Fortschreiten schon bis zur vierten Abtheilung gedieh; „zuvörderst — heißt es — modificirte ich den theoretischen Theil, dessen Hauptabschnitte: a) Technik, b) Dynamik, c) Methodik, d) Litteratur in sich fassen." Weiter ist erwähnt, daß die Aphorismen über katholische Kirchenmusik" druckfertige wurden (erschienen 1858 bei Bellmann in Prag). — Diese unverkennbar erhöhte

Spannkraft leitet P. selbst aus jenem neuen Kreise ab, der ihn nach dem Ableben Kadlik's, jetzt als „wiederholt renovirter Führichkreis" umfing. Renovirt unter Beitritt frischer, wissenschaftlicher, aus Deutschland an die Prager Universität berufener Männer, wie die Professoren Brinz, Chambon, Curtius, Esmarch, Höfler, Mischler, Schleicher; des Wiener Professor Herbst; des Dichters Egon Ebert; der Bildhauer Joseph und Emanuel Max, der Maler Müller ꝛc., paralysirte gerade der von diesem Kreise in deutschem Geiste bewirkte Aufschwung die bereits keck vortretenden slavischen Ansprüche.

Ein Schlaganfall, 1854, während der Ferien in Teplitz erlitten, machte zwar allgemein besorgt, daß er die Vorankündigung der nachfolgenden Lebenspause sei: die Jenseitsgemahnung war aber eine so gelinde, daß er vollkommen schadlos blieb, ja, bald nachher besten Humors dem Bruder berichtete: „Am 23. August machte, wie mir schien, der Sensenmann einen Vorversuch, wie fest ich noch in der Haut stecke; bald wäre ihm der Scherz gelungen — wenigstens versicherte meine überbesorgte Frau, sie habe mich schon für leblos gehalten." — Rüstig, wie ehedem, fand man ihn denn auch zu Beginn des neuen Schuljahres an der Arbeit, und steigerte sich zusehends der Erfolg seines Wirkens, erkennbar durch vermehrte Bestellungen des Schulwerkes, durch fortgesetzte Ansuchen um Vermittelung von „Musikmeistern" und in seiner Schule gebildete Lehrer. Mit vorzüglichem Wohlwollen begleitete ihn jetzt zugleich die Journalistik — die ausländische, wie die heimische. Letztere anerkannte P. nun sogar „als den hochbegabten Componisten", vermöge seiner jetzt vielfach in den Hauptkirchen Prags zur Aufführung gebrachten Messeeinlagen: Gradualien, Offertorien, Hymnen ꝛc. — Besonders frischthätig trat er wieder anläßlich der hundertsten Geburtstagsfeier Mozarts vor. Zu der allgemeines Aufsehen erregenden musikalischen Festfeier in der Anstalt erschien ein mit großer Umsicht redigirtes „Mozart-Album". Die erste Abtheilung mit 10 Nummern aus Mozart's Kinderjahren; die zweite mit einer Auswahl classischer Compositionen für das Clavier zu 2 und 4 Händen in den verschiedensten Kunstformen aus Mozarts späteren Lebensjahren; die dritte mit einer Auswahl der schönsten und beliebtesten Melodien aus Mozart's Opern. (Erschienen bei Jacob Fischer in Prag.) Im selben Jahre — 1856 — betrat auch seine Tochter Maria besten Erfolges die Virtuosenlaufbahn — überging jedoch später ins Lehrfach — für welches, nebenbei bemerkt, schon siebenzig Lehrer und Lehrerinnen aus der Prokschschule hervorgegangen und activ geworden waren.

Ueber dem Weiterblättern im vorliegenden, wahrhaft colossalen Material, in hunderten von Briefen, Monatsheften mit Berichten an vertraute Freunde, Tagebüchern und „Memorabilien", überkömmt mich immer und immer wieder die Versuchung zur Anführung von Stellen, durch welche das krystallklare Wesen, der hoher, sittlicher Kraft beigehende, kindlich heitre Sinn des seltenen Mannes vollkommen umschrieben erscheint. Eine Versuchung, der jedoch in Rücksicht auf den zulässigen Raum widerstanden werden muß. — Allen für weitere Ausführungen Interessirten sei darum das am Schlusse angemerkte Buch empfohlen, das einen vollständigen Auszug seines schriftlichen Nachlasses enthält. — Hier möge nur noch den letzten Lebensjahren so viel entnommen werden, als zur Abrundung der Bildskizze nothwendig. — Wie vielsagend sind z. B. die Stellen aus dem Jahre 1857. . . . „Mit jedem weiteren Jahre will es mir bedenklich erscheinen mit dem Fertigwerden." . . . „Es kommt dabei zu Statten, daß so Viele mit so vielerlei an mich angewiesen sind. Denn das damit verbundene stete an mich Andrängen neutralisirt die innere Beunruhigung, läßt die Reflexion nicht allzu lange Stand halten und treibt vorwärts — sei es willig oder unwillig." . . . „Ich bedauere jetzt mehr denn je die einseitige Richtung der modernen Bildung, durch welche dem Gemüthe das eigentliche Schatz-

kästlein geplündert und erbarmenswerthe Leere dafür gelassen wurde. Was gäbe es denn Aermeres und Mitleiderregenderes als ein glaubensloses Gemüth!" — In einem anderen Schreiben heißt es: . . . „Sie sind so gütig, mich für beneidenswerth zu halten wegen meiner materiellen Sicherheit. Ich wollte, Sie hätten in Wahrheit Ursache hiezu. — Doch meine 20 dienstthuenden Claviere, meine an viele Hunderte von Nummern zählende Bibliothek von Büchern und Musikalien — sämmtliche auf 5000 fl. versichert; einige als Nothnägel noch reservirte Salinenscheine, bilden in Summa gewiß noch keine beneidenswerthe, materielle Sicherheit." — Seinen Standpunkt zur Bewegung im Kunstgebiete kennzeichnet die einem ehemaligen Schüler gegebene Antwort: . . . „Wie ich merken kann, fürchten Sie ganz ungeheuerlich die sogenannten Zukunftsmusiker. — Ich glaube, es hilft nichts, sie müssen mitgenommen und auch studirt werden." — Eine Tagebuchnotiz vom 8. November besagt: „Durch Hrn. Jahn wurde mir aus Berlin berichtet, daß daselbst Herr Dr. Adolph Kullak meine Lehrmethode eingeführt habe"; eine weitere: „Herr Heinr. Gottwalt, bisher in Hohenelbe, errichtete ein Musikinstitut nach meiner Methode in Breslau." — Das Jahr 1858 machte sich besonders bemerkbar durch das directe Inverkehrkommen mit einer Reihe von musikalischen Berühmtheiten, so mit Jenny Lind, Rubinstein, Liszt — der P. ermuthigte, „die mit seiner Unterrichtsreform unternommene Riesenarbeit unverdrossen zu Schutz und Schirm einer neuen Kunstgeneration fortzusetzen und zu vollenden". Der blinde Meister dedicirte aus diesem Anlasse Liszt sein für gemischten Chor componirtes „Vater Unser", über das er selbst aussagte: „Ich wollte damit noch ein Scherflein zur Ehre Gottes, wie zur Erbauung der christlichen Gemeinde beitragen; wollte zugleich meinem Ideale von katholischer Kirchenmusik in Etwas näher kommen, mindestens mit Anstoß geben helfen zu der so überaus dringend gewordenen Umkehr aus dem jetzt herrschenden Wirrwarr zu einer dem katholischen Wesen entsprechenden Einfachheit." — Im Weiterlaufe des Jahres erhielt er noch Besuche von Ignaz Moscheles und Ludwig Spohr; auch der Königsberger Louis Köhler suchte Anknüpfung mit P., die zu einem äußerst regen, jahrelang fortgesetzten brieflichen Verkehr führte. Sehr beachtenswerth ist der diesem Verkehr entsprungene Aufsatz von L. Köhler in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik" (1859, Nr. 15) „Ein still Wirkender" überschrieben, in welchem u. A. zu lesen ist: . . . Es gibt einzelne verdienstvolle Künstler und Kunstpädagogen, deren Thätigkeit im practischen Kunstleben sehr einflußreich ist und ungemein gewürdigt wird, über die aber wenig oder gar nichts in die Oeffentlichkeit gelangt . . . Mir ist das Glück geworden, einen solchen bedeutenden Mann zu finden, dessen Name nur wie zufällig genannt wurde, und der sich gewiß zu bescheiden verbirgt. Ich bitte Herrn Josef Proksch in Prag um Vergebung, wenn ich ihn hier namhaft mache und es ihm vielleicht nicht besonders lieb ist. Es geschieht auf Grund seiner neuen Werke für den Clavierunterricht . . . Proksch hat auch Schüler gezogen, wie Wilhelmine Clauß &c., und somit lebendige Zeugnisse seiner Lehrmethode geliefert, die schwerlich gediegener und vielseitiger gedacht werden kann." — Die Prokschschule, seit langem schon Haltestation für Prag berührende musikalische Würdenträger, behielt diese Anziehung auch in nächster Zeit. Verzeichnet findet sich — 1859 — der Besuch des Breslauer Domcapellmeisters Mor. Brosig, von Hans v. Bülow, Clara Schumann und der Londoner Pianistin Oxfort. — Ueberrascht wurde P. noch im selben Jahre durch das Ansuchen seitens der Direction des Dresdner Conservatoriums um „freundliche Zumittelung" seines Schulwerkes, „indem dessen Einführung daselbst in Absicht genommen sei". — Das Folgejahr brachte anläßlich der Aufführung des „Vater Unser" in Reichenberg von dorther den Auftrag für eine Passions-Cantate, dem er bereitwilligst nachkam durch eine äußerst gediegene

Composition, die auch in Brauch blieb. — Auf weiteres Verlangen componirte er für die Vaterstadt ein prächtiges Offertorium für Vocalmusik in C-dur. — Tief eingreifende Störung der bislang allen Anstürmen gegenüber behaupteten Seelenruhe verursachte 1861 das Ableben seiner treuen Lebensgefährtin. Von da ab in sich gekehrt, nur selten noch in der an ihm gewohnten heiteren Stimmung, wehrte er auch Alles ab, was seinem Lehramte Abbruch thun konnte, vereinigte dafür hastend alle Kräfte für die Vollendung des großen Schulwerkes durch eine sechste Abtheilung, die „Technik des höheren Clavierspiels". In solcher Stimmung schrieb er am letzten Jahrestage auch an Bruder Anton: . . . „Bin zwar nicht mehr, der ich war: bleibe aber doch, der ich bin, der auf von Gott zugestandener Frist unermüdliche Schulmeister." — Die Jahresprüfungen, ununterbrochen bis ins letzte Lebensjahr fortgesetzt, waren stets zugleich eine Art Musikercongreß, zu welchem die Fachmänner Prags, der Provinzstädte, vielfach des Auslandes sich einfanden. So gedenkt das „Diarium" von 1862 wieder der Anwesenheit einer Anzahl für die Methode interessirter Musiker aus Dresden und Leipzig, genannt sind indeß nur Musikinstitutsdirector Zschocher und Gesangvereinsdirector C. Riedel aus Leipzig. Ihr Besuch reflectirte auch in einem äußerst anerkennenden Berichte über die Prüfungsresultate in der „Neuen Leipziger Musikzeitung." — Verzeichnet ist ferner ein Ansuchen des Virtuosen Mortier de Fontaine um Beirath für Errichtung einer Clavierschule nach der Prokschmethode in München. — Eine längere Aufzeichnung gilt dem Verkehr mit dem Musikgelehrten Dr. Aug. Ambros, der P. seine eben zur Herausgabe vorbereitete „Geschichte der Musik", behufs der Beurtheilung, in abendlichen Zusammenkünften vorlas. Das mit angemerkte Urtheil ist ein für den Autor sehr günstiges: . . . „So weit ich die musikalischen Geschichtswerke kenne, wird das Werk von Dr. Ambros unstreitig das gründlichste und umfassendste sein, überdieß nach vielen Richtungen ganz Neues bringen."

Gewissermaßen am Vorabende des Scheidejahres — 1863 — kam P. noch in Berührung mit Rich. Wagner, der am 8. Febr. ein großes, stark besuchtes Concert gab. Von nachhaltiger Bedeutung sind die darüber dictirten Notizen: . . . „Wagner will Vieles, nur wahrscheinlich zu viel auf einmal: er will die alte und die neue Zeit ins Musikgehäuse zum Frieden zusammenzwängen; will den Nationalismus und die Romantik unter einen Hut gebracht wissen: Ist dabei aber gleicherweise verlegen über das Wie der Durchführung, als er befangen ist vom Geiste der eigenen Tradition mit den nach seiner Verbannung von der Capellmeisterei adoptirten Reformbestrebungen. Ich bezweifle darum auch das Erreichen seiner Absicht und glaube, es müsse einer nach ihm kommen, der frei von dieser Zwiespältigkeit erst fertig macht, was Wagner anstrebte" . . .

Geradezu ergreifend wirkt es, im Ueberblicke des biographischen Materials von 1864, bei ganz geringer Ausnahme, dem alten ungetrübten Humor, der von jeher mit seiner Natur verbundenen Rührigkeit wieder zu begegnen. Launig ist der „unendlichen Neujahrsgratulationen" gedacht; noch launiger des Gratulanten- und Weinflaschenaufmarsches am Namenstage, den er damit apostrophirt: „Ists doch, als müßt ich Alles, was anders nicht einwill, im Wege des Sorgenbrechers hinunterbringen!" . . . Gleich fröhlich ins Tagebuch eingetragen, erscheinen die Notizen über eine lebhafte Correspondenz „mit der geistreichen Baronesse von Fröhnau, Vorsteherin des adeligen Fräuleininstituts in Zangberg (Baiern) wegen Einführung seiner Methode in diesem Institute, wie über den Verkehr mit dem Breslauer Musikinstitutsdirector Feltsch in gleicher Angelegenheit; ferner noch die Begegnung mit dem „nordischen Trillerkönig" Rud. Willmers, den er scherzend anging, des Weiteren die für seine Compositionen zu wählenden Volksweisen nicht allzu gewaltsam in den „Virtuosenfrack" zu zwängen. Geplant

wurde eine nächstes Jahr vorzunehmende Aenderung der Jahresprüfungsform, damit, unter Ausschluß alles Nebensächlichen, nur der wahre Stand der Schüler erwiesen werde. — So in fortgesetzter Regsamkeit wäre bald, wie er dem Bruder berichtete, der „siebenzigste Geburtstag“ unbemerkt vorübergegangen, wenn nicht das feierliche Herankommen der Kinder und Lehrer daran erinnert hätte. — In den Ferien, diesmal daheim verbracht, wurde fast ausschließlich das zeither verschobene Ordnen der Bibliothek und Manuscripte vorgenommen; das neue Schuljahr hierauf bester Zuversicht angetreten, denn wie eine Octobernotiz besagt: „war die Schule schon wieder bis zum Aeußersten gefüllt; zu den Schülern der früheren Curse hatten sich für diesen Curs mehr angemeldet, als untergebracht werden konnten“, der Stand derselben bezifferte sich auf 101 (10 mehr wie im Vorjahre). — Das übliche Veni sancte am Schuleröffnungstage, feierlicher als je, durch Aufführung einer Messe von Brosig, mit eingelegtem Graduale und Offertorio von P., Alles, Alles das ließ nicht im Entferntesten ahnen die in der Morgendämmerung des 20. December flugs die Stadt durchlaufende Kunde vom Ableben des nach seinem unermeßlichen Wollen und Wirken wahrhaft großen Mannes! — Heimgekehrt aus der Aufführung von Mozart's Don Juan, seinen beiden Kindern die Schönheiten der Partitur des Meisterwerkes mit Beihülfe des Clavieres erläuternd, war P. am Wege zum Lehnstuhl plötzlich wankend geworden und lautlos zusammengesunken. — Alle Mühe der herbeigerufenen Aerzte blieb erfolglos, und konnte auch der Priester nur durch die „letzte Oelung“ seines Amtes walten. Der Pulsschlag hielt gegen 2 Uhr morgens inne.

Das Leichenbegängniß mit Tausenden Leidtragender gab beredtes Zeugniß für die wol erkannte Bedeutung des in Proksch vereinten lauteren Menschen und echten Künstlers. Sämmtliche Prager Tagblätter, wie auch die meisten Musikzeitungen Oesterreichs und Deutschlands widmeten dem Dahingeschiedenen ehrenden Nachruf. Den eingehendsten und kernigsten brachte die „Bohemia“ aus der Feder von Dr. Ambros, mit Zugrundelegung des über P. in der Weitzmann'schen Geschichte des Clavierspiels enthaltenen Ausspruchs: „Körperlich erblindet, aber geistig hellsehend.“ — Sogleich nach der Bestattung vereinigten sich Freunde und Schüler behufs Errichtung eines würdigen Grabdenkmals am Prag-Wolschaner Friedhofe, dessen Ausführung der Architekt Prof. Bernhard Grueber, Maler Rud. Müller und Bildhauer Eman. Ritter v. Max übernahmen. Letzterer führte das von Müller entworfene, die Capellennische zierende Relief aus: Proksch im Hausrocke dictirend am Clavier, seitwärts von ihm ein Engel, der mittels des Palmzweiges die Tasten streift und das „Tacet“ andeutet. Dem genannten Maler wurde auch 1852 die Porträtirung des blinden Meisters aufgetragen. Das so entstandene lebensgroße, überaus gelungene Bildniß (Kniestück), dem Concertsaale der Anstalt einverleibt, später von Moritz Golde lithographirt und mit eigenhändigem Namenszuge versehen, erschien im Verlage von W. Heß in Prag. Außer diesem existirt noch ein photographisches Bild aus dem Jahre 1862, das im Lichtdruck dem bereits erwähnten Buche von R. Müller beigegeben ist.

Die Persönlichkeit Proksch's war eine sehr interessante. Den kräftig gebauten Körper beherrschte ein edelgeformtes, das Gepräge hoher Geistesbildung tragendes Haupt; die breitgewölbte Stirne umrahmten leichte, gebleichte Haarwellen, die scheinbar zusammenflossen mit der Bebartung der Wangen; das Kinn und der feingeschnittene Mund blieben bartlos gehalten. Die Augen — das linke davon geschlossen, das rechte mit einem Sehschimmer versehen — überschatteten ungewöhnlich lange Brauen. — Obschon er stets eine Begleitung zur Seite hatte, bedurfte er doch keines eigentlichen Führens, bloß der leisen Fühlung an den Mitgehenden, so daß nicht leicht Jemand zur Wahrnehmung kam, der seinen Krückenstock gewandt handhabende, rüstig Einherschreitende sei blind.

Die Anstalt blieb in Bestand. Sohn Theodor und Tochter Marie theilten sich in die Leitung. Seit dem Ableben des ersteren ist letztere ausschließliche Leiterin, die auch versteht, als Lehrerin — im Geiste ihres Vaters — erfolgreich fortzuwirken.

Das Verzeichniß der Compositionen, deren Beginn in das Jahr 1815 datirt, mit dem Liede „Gefühl eines Blinden am Abende“ anhebt und bis zur Errichtung der Reichenberger Anstalt — 1825 — schon 70 Nrn. erreichte, werde hier nur auszugsweise angeschlossen. In späteren Jahren angelegt, hebt auch das Verzeichniß selbst die zu größerer Würdigung gelangten Stücke hervor, unter diesen eine Anzahl noch der ersten Periode angehörige Märsche und Walzer für die „Schützenbrüder“-Gesellschaft. Diesen folgte eine „Motette“, mehrere Lieder, ein romantisches Singspiel „Der Hungerthurm“, „Elementarstücke für das Clavier“, ein Offertorium und Agnus, ein „Concertino“, drei Polonaisen fürs Orchester in A-, H- und C-dur, — jene in A erhielt sich am längsten. Anreihend entstanden: Quadrille in Es mit Paukenschlag, vier Menuetten, großer Walzer in Es, „ein contrapunctischer Scherz“, zwei Grablieder, Pastorale in A für Sopran, Tenor, Baß, mit Instrumentalbegleitung; weiter ein 4 stimmiges Pastorale, eine Hymne mit eingestreuten Pastoralsätzen, eine Anzahl von Märschen und Tanzstudien, Musik zum Trauerspiele „Die Flibustier“ von Auffenberg, Musik zu einem kleinen Ballet, „Deutsche Hymne“ für 4 Singstimmen und Blasinstrumentbegleitung, Adagio concertant in Es für Piano und Orchester, Cantate für oblig. Sopranst. mit Chor zur Kaiserfeier, Pastoralmesse für Singst. und kleines Orchester, Hymne für Gesangchor und Blasinstrumente in C-dur für die Frohnleichnamsfeier, Große Messe in D mit voller Instrumentation, 1824 aufgeführt in der Malteserkirche zu Prag, Bearbeitung und Clavierauszug aus Mozart's Requiem. — So weit bis 1825. — Im Folgejahre componirte P. über Auftrag anläßlich der Kaiserbildaufstellung im Rathhause, eine „Große Cantate“, die ihm das Ehrenbürgerrecht von Reichenberg eintrug. — Nächst einer Reihe von Arbeiten für seine Anstalt: ein Concertino für 3 Pianos in D-moll, instructive Variationen über die österreichische und englische Volkshymne, fallen in die Reichenberger Zeit noch: ein Capriccio für Streichquartett, ein Pastoral-Offertorio in D für Singstimme und Orchester, mehrere Lieder, mehrere Stücke für die Schützencapelle und ein Concert für Piano und Harfe in F. — Aus Prag, vom Jahre 1831 an, datiren: Meßlied in F-dur für die Carmelitinenkirche, Cantate für Männerquartett, Sonate für Piano und Violine, Arrangement der Titus-Ouverture für 8 Pianos, neun Offertorien für den Sonntagskreis von Septuagesimä bis Palmarum f. 4 Singstimmen mit Saiten- und Orchesterbegleitung, Gloria zur Messe am Gründonnerstag, instructives Rondoletto à la Polacca in G, instructive Scalen-Sonate in F, Festgesang für 4 Männerstimmen für Reichenberg; folgen von 1837—1840 verschiedene kirchliche wie für die Anstalt bestimmte Compositionen, 1841 wurde die neue Clavierschule begonnen, die 1. und 2. Abtheilung vollendet und im Druck ausgegeben. Aus 1843 datirt: Ein Männerquartett (Rundgesang) in D für den Gesangverein in Groß Schönau, ein kirchlicher Viergesang und ein Meßlied mit 6 stimmiger Harmonie. Von 1844—48 beschäftigten P. vorwiegend Compositionen für seine Clavierschule, nebst Arrangements von zumeist classischen Orchesterwerken für mehrere Claviere; 1849 entstand ein großes Oratorium in Es-dur für 4 Singstimmen, Orgel und großes Orchester für das Kirchenfest in Warnsdorf; ebendahin componirte er 3 Kirchenlieder für 4 stimmigen Chor, und ein Offertorium, Halleluja und Graduale; für Reichenberg einen Trauergesang für 4 Stimmen in D-dur. (Angemerkt ist im Verzeichnisse, daß das Kirchenmusikarchiv zu Schönlinde 19 verschiedene rituale Compositionen von P. enthalte.) Notirt ist noch ein 1850 für Reichenberg componirtes Lied für 4 Männerstimmen in Es-dur und die schon

erwähnte Mazurka bravoura. Die Zwischenzeit, bis in die sechziger Jahre, galt der Durcharbeitung, Vollendung und Herausgabe des großen Schulwerkes. Die meisten in demselben enthaltenen Uebungen und Tonstücke — sogenannte Hauptstücke — sind von P., bloß einige als „Muster“ beigehende Nummern sind fremden Ursprungs und auch namhaft gemacht. — Die begonnene riesige, genial gelöste Reformarbeit läßt schon nach dem aus dem Inhalte des Schulwerkes hervorleuchtenden Plane eine beiläufige Beurtheilung zu. Diesen Inhalt bilden: „Die Fingercurse. 1. Abthlg.: Uebungsstoff für die natürliche Handstellung im Raume von 5 Tönen für die diatonische Grundlage derselben; 2. Abthlg.: Uebungsstoff für die ausgedehnte Lage der Hand im Raume der Terte, Decime und Octave in diatonischer, chromatischer und accordischer Grundlage der Melodie; 3. Abthlg.: Uebungsstoff für das Tonleiterspiel nebst den nothwendigen Vorbereitungen, das Auswechseln, Ueber- und Untersetzen der Finger bezweckend, durch alle Positionen der Tastatur; 4. Abthlg.: Doppeltöne (Doppelgriffe), Doppel-Scalen, Accorde und die melodische Zerlegung daraus entspringender Motive und Passagen in allen gebräuchlichen Intervallen; 5. Abtheilung: Fortsetzung der Figuration als Uebungsstoff zur Beförderung der Geläufigkeit und eines gleichmäßigen Tonanschlages bei melodischen Passagen, um durch das Zusammenziehen und Ausdehnen, Unter- und Uebersetzen der Finger die nöthige Leichtigkeit und Geschmeidigkeit zu erlangen; 6. Abthlg.: Vermischter Uebungsstoff: a) für Spannung und Ausdehnung der Finger und Hände, b) für Sprünge, c) für das Tremolo, d) für die melodischen Verzierungen der gebräuchlichsten Spielmanieren, e) für das Auswechseln, Ineinandergreifen und Ueberschlagen der Hände, f) für besondere Licenzen der Fingerordnung und g) für die polyphone Spielart. Den Elementarcurs bilden weitere 6 Abtheilungen: die 1.: Kurze leichtfaßliche Uebungsstücke für die natürliche Handstellung im Umfange von 5 Tönen als rhythmisch-melodische Vorbildung größerer Tonstücke, mit einem Supplement, enthaltend eine Reihe progressiver Vorübungen und melodischer Tonsätze, für die ausgedehnte Lage der Hand, ohne Untersatz des Daumens, als unentbehrliche Vorbereitung zur 2. Abtheilung des Elementarcurses; die 2.: Kurze, leichtfaßliche Uebungsstücke für die ausgedehnte Lage der Hände in Sexten, Septimen und Octaven, ohne Untersatz des Daumens, als rhythmisch-melodische Vorbereitung größerer Tonstücke; die 3.: Enthaltend eine Reihe progressiver Lectionen im Auswechseln, Vertauschen, Ueber- und Untersetzen der Finger bei melodischen Motiven, Gängen, Passagen, Tonleitern u. s. w. mit Bezugnahme auf Fortbildung der rhythmisch-melodischen Elemente; die 4.: Enthaltend eine Reihe progressiver Lectionen als Uebungsstoff in Doppelgriffen, Doppel-Scalen, namentlich im Terzen-, Sexten- und Octaven-Spiel mit Bezugnahme auf Fortbildung der rhythmisch-dynamischen Elemente des Vortrages; die 5: Enthaltend eine Reihe progressiver Lectionen, sowohl zur Bereicherung und Erweiterung der technischen Fertigkeit melodischer Passagen, Zerlegungen und Brechungen der Accorde, als auch zur Fortbildung der rhythmisch-dynamischen Elemente; die 6: Enthaltend die höhere Claviertechnik in künstlicher Darstellung concertanter Charakterstücke, Etuden, Studien &c., componirt auf Grundlage des Uebungsstoffes der 6. Abthlg. des Fingerbildungscurses von einigen seiner Zöglinge.“ Als theoretischen Theil zur Clavierschule ließ P. eine „Allgemeine Musiklehre“ in 2 Abtheilungen, dargestellt nach pädagogischen Grundsätzen in Fragen und Antworten, erscheinen. (Carl Bellmann's Verlag, Prag 1857.) — Das große Schulwerk erschien im Selbstverlage, später in Commission von Jacob Fischer. — Als Hilfslitteratur folgte „Sammlung zweckmäßiger Studien und Passagenübungen“; „Die Kunst des Ensembles im Pianofortespiel“, eine Reihe instructiver Tonstücke für 3, 4 und mehrere Pianos zu 2 und 4 Händen; „Große Tonleiterpassagen durch alle Ton-

arten des Parallelkreises fortgesetzt". — Von späteren Compositionen sind bloß noch angemerkt: 1858: Große Orgelphantasie über den Choral „Segne Jesu Deine Heerde" in Des-dur; 1859: Variationen über das Volkslied „Freut Euch des Lebens" in G-dur, vierhändig für 3 Pianos; 1860: Rondino in C-dur; Variationen über Schubert's „Forelle" zu 4 Händen; Gründonnerstag-Cantate und „Vater Unser" für 4 Männerstimmen für Reichenberg; 1861: für eben dort: Offertorium in Es-dur für 4 Chorstimmen mit Tenorsolo und Orgelbegleitung; 1863: Zwei Kirchenlieder für die Fasten- und Osterzeit für Warnsdorf; „Lied der Freude", Festgesang; „Trost" und „Cäcilienlied", sämmtlich für 4 Männerstimmen für Reichenberg. Damit schließt das Compositionsverzeichniß ab. — Einen gesonderten und sehr werthvollen Theil seines Nachlasses bilden Beurtheilungen über musikalische Vorkommnisse, Concert- und Opernaufführungen, Charakteristiken berühmter Musiker rc.

Aus der überraschend großen Anzahl von Schülern übertrat ein sehr bedeutender Theil in das Lehramt, wirkten vorausgehend 21 männliche, 5 weibliche in der Anstalt, folgten dann Berufungen nach Städten der österreichischen Kronländer, nach Deutschland, Frankreich, England, Polen, Rußland und Amerika. Drei davon: Franz Frömmter, Joseph Jiranek, Franz Neumann, errichteten Zweiganstalten in Prag; Eduard Köhler und Jul. Rösler in Wien; Jos. Buva in Graz; Baron Milota in Mailand; W. Irgang in Görlitz; Joseph Pelz in Leipzig; Alois Saga in Linz; Steiner in Philadelphia; Frl. Anna Kunze und Julie Wollmann in Reichenberg. Aus der Zahl der übrigen Schüler betraten die Virtuosenlaufbahn: Franz Bendel, Eduard Horn, Wilh. Kuhe, Eduard Thomas, Charles Wehle; die Damen Wilhelmine Clauß, Auguste Kolar, Marie Proksch, Pauline Rischawy, Amalie Sachers. Ein anderer Theil gelangte zu einflußreichen Stellungen: Pius Richter wurde Organist der kaiserlichen Hofcapelle zu Wien, später auch Musikmeister der Frau Erzherzogin Gisela; Anton Mauermann fungirte als tüchtiger Militärcapellmeister; Friedr. Smetana als Theatercapellmeister in Gothenburg, später in Prag; Franz Bendel, Eduard Horn, Eduard Jantsch, Franz Kavan, Pius Richter erwarben sich Ruf als Componisten; weitere Prokschschüler wirkten vermöge ihrer vorragenden gesellschaftlichen Stellung, und zwar durch Pflege der Kammermusik, im Geiste ihres Meisters fort; so Jaroslaw Czermak, Prof. Heinr. Hlasiwetz, Dr. Ottokar Nickerl, Fabrikant Wilhelm Ringhofer, Dr. Cornel Schäffner; die Frauen Dr. Görner, Dr. Schwarz, Gräfin Anna Westphalen rc. — Im Ganzen finden sich 56 Schüler und 25 Schülerinnen verzeichnet, die zu bevorzugten Stellungen im Musikgebiete gelangten. Nach Amerika kamen außer Steiner noch Jacob Landesmann, Jacob Neustadtel, Adolf Willhartitz; nach Petersburg: Jos. Kunz; nach Kiew: Siegm. Kuhe; nach Paris: nebst Fräulein Clauß, Charles Wehle; nach London: Wilh. Kuhe. —

Die Proksch-Litteratur ist eine sehr bedeutende, sie durchzieht von 1837 bis 1864 alle Prager Blätter: „Bohemia", „Prager Zeitung", „Tagesbote", „Constitutionelles Blatt", „Ost und West", „Salon"; ebenso die meisten Wiener, wie: „Theaterzeitung", „Humorist", „Wiener Ztg."; Wiener National-Encyclopädie von Gräffer und Czikann rc. — Biograph. Lexikon v. Wurzbach. — Neues Univers.-Lexik. d. Tonk. von Schladebach-Bernsdorf. — Dr. G. Schilling, Das musikal. Europa. — Gaßner, Univers.-Lexikon der Tonkunst. — Julius Schuberth, Musikalisches Convers.-Lexikon. — Neue Leipz. Musikzeitung. — Leipz. Signale und Schlesische Zeitung vom Jahre 1860. — Das Ausführlichste über den blinden Meister brachte das 501 Seiten starke Buch „Joseph Proksch. Biographisches Denkmal aus dessen Nachlaßpapieren, errichtet von Rudolf Müller. Mit Bildniß und Facsimile des Meisters". (Prag, im Commissionsverlage der J. G. Calve'schen k. k. Hof- und Universitätsbuchhandl.)

Organist Anton Proksch, der in der voranstehenden Biographie schon mehrfach erwähnte Bruder — geb. am 4. Octob. 1804, † am 17. Mai 1866 — erhielt gleichfalls vom Vater den ersten Musikunterricht, wurde aber von 1818 an ganz eigentlicher Schüler von Joseph P., der ihn bester Absicht zur Mitverwendung in seiner Reichenberger Schule heranbildete, ihm auch später, anläßlich seiner Uebersiedelung nach Prag, diese Schule und den ins Leben gerufenen Gesangverein zur Weiterführung übergab. Nebenbei erhielt Anton P. nach dem Ableben des den Organistendienst versehenden Volksschullehrers Neuhäuser die Stelle des Stadtorganisten. Als solcher erst recht an dem seiner Neigung entsprechenden Platze, vertiefte er sich mit aller Hingebung in das Studium der Orgellitteratur, unternahm dazu Reisen nach Deutschland, um dort die Meister seines Instrumentes, wie Johann Gottlob Schmieder, A. Fr. Hesse u. A., zu hören, sich unter ihrer Leitung in das Spielen mustergiltiger Werke einzuüben und vertraut zu werden mit der Behandlung großer, vollkommener Orgeln, wie sie damals meist nur in den lutherischen Kirchen der Hauptstädte Norddeutschlands zu finden waren. Anton P. brachte es fürder auch zu wege, daß die Orgel der Reichenberger Decanalkirche überbaut und durch die zur Vervollständigung fehlenden Register ergänzt wurde. Dann ähnlich dem Bruder, jahrelang stillwirkend, nur von der Kleinzahl Kunstverständiger gewürdigt, gewann er 1843 unerwartete Geltung. Nach Prag gereist, um die dortigen größeren Orgeln und Organisten näher kennen zu lernen, kam es nämlich zu einem Orgel-Wettspielen, aus dem Anton P. als Sieger hervorging. Es blieb dies kein Geheimniß, stellte sich vielmehr noch durch das nachfolgende Urtheil ausländischer Fachautoritäten fest, daß er für seine Zeit der erste und beste Organist Böhmens sei. — Die Stamm-Musikschule behielt ihn gleichzeitig als mit Erfolg wirkenden Leiter. — Eine Anzahl von Orgel-Präludien und Postludien, Gesangsharmonisirungen, sowie Clavierarrangements erweisen auch seine Begabung für gediegenes musikalisches Schaffen.

Ferdinand Proksch, Claviervirtuose — geb. 1810, † am 12. Sept. 1866 — nahm gleich den Vorangehenden die Elemente der Musik im Vaterhause auf, vervollkommnete sich dann unter Leitung von Bruder Joseph, sodaß er bis zum Eintritt ins Leitmeritzer Gymnasium im Stande war, im Wege der Selbstübung fortzuschreiten. Entschieden für das Studium der Medicin, bezog er 1830 die Universität zu Prag und wohnte dort beim Bruder. Das Zusammenleben mit diesem förderte von selbst die musikalische Weiterbildung, und zwar bis zu einem Grade, der sein Abschwenken von der Medicin besorgen ließ. Aus diesem Grunde zur Vollendung des Studiums nach Wien gedrängt, erwies sich die Maßregel doch als zu spät getroffen. Als virtuoser Clavierspieler in die musikalischen Kreise der Residenz gezogen, mit Hummel und Streicher, den intimsten Freunden des verstorbenen Beethoven in Verkehr getreten, war damit auch über seine Zukunft entschieden. Bald im Rufe eines vorzüglichen Interpreten Beethoven's, gesucht für das Vortragen seiner Werke, wurde aus dem Jünger Aesculap's ein Concertmeister, den als solchen dann Bruder Joseph 1849 für seine Anstalt gewann. Die damit verbundene edle Absicht blieb indes unerreicht. Schon zu sehr ins Fürsichsein eingelebt, erschien ihm der Verband mit dem brüderlichen Lehrinstitute allzu beengend. Es kam darum 1859 zur Trennung, und trat Ferdinand P. in die Stellung eines Privatlehrers, in welcher er wol erfolgreich wirkte, aber nicht zur Geltung kam, wie vordem in Wien. Darüber zerfallen mit sich und der Welt, umnachtete sich sein Geist, anhaltend bis zu seiner Erlösung im Jahre 1866. Rudolf Müller.

Proles: Andreas P., Augustiner-Generalvicar, war geboren am 1. October 1429 zu Alt-Dresden (jetzt Neustadt). 1446 bezog er die Universität Leipzig, 1447 wurde er Baccalaureus der freien Künste und 1451 Magister.

Aus innerem Drange verzichtete er auf die Laufbahn eines Weltgeistlichen und trat in das Augustinerkloster Himmelpforten (1 Std. südw. von Wernigerode), das zu den fünf Klöstern der strengen Observanz gehörte. Zwei Jahr später erhielt er vom Erzbischof Friedrich III. von Magdeburg die höheren Weihen und 1454 wurde er zu seiner weiteren Ausbildung vom Orden nach Perugia, einer seiner vielen Studienanstalten in Italien, geschickt, wo er anderthalb Jahr blieb und zum Lector befördert wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Professor der Theologie am Studium zu Magdeburg, ein halbes Jahr später (16. September 1456) zum Prior in Himmelpforten, demselben Kloster, wo er sein Mönchsleben begonnen hatte, gewählt und bestätigt. P. trat jetzt an die Spitze der Bewegung für die Durchführung der Reformation des Ordens, d. h. für die strenge Aufrechterhaltung (Observanz) der Ordensconstitutionen. Die Anhänger dieser Richtung hießen daher Observanten oder auch Vicarianer, weil sie einem besonderen Vicar des Ordensgenerals unterstellt waren. Ihre Gegner führten den Namen „Conventualen“. 1459 ging er wieder nach Italien. Auf sein Betreiben bestätigte der Ordensgeneral die alten Rechte der fünf Convente, welche die Observanz angenommen hatten, und richtete einen geordneten Vicariat ein, durch den die Klöster der Observanz vom Ordensprovincial eximirt wurden. Alle drei Jahre sollten sie ein Capitel abhalten und einen Vicar wählen, der dieselbe Autorität bei ihnen hätte, wie der General selbst. P. wurde bald darauf, wohl 1461, durch das Capitel der Observanten zum Vicar erwählt. Aber der Professor Sartoris am Studium in Magdeburg, vielleicht bewogen durch Eifersucht, wußte in Rom vom Papst für die dem Vicariat unterworfenen Klöster die Erlaubniß auszuwirken, die Privilegien aufzugeben und wieder die Obedienz des Provinzials anzunehmen. Infolge dessen löste sich factisch die Union der fünf Convente auf, aber P. wußte durch seine Energie das Verlorene zum größten Theile wieder zu gewinnen, jedoch der Ablauf seiner Amtszeit im J. 1467 hinderte ihn an der Vollendung seines Werkes. Schon vor dieser Zeit, 1465, hatte er seinen Aufenthalt in Magdeburg genommen, um das dortige Studium vor dem Eingehen zu retten. Einige Jahre später finden wir ihn in seinem alten Kloster Himmelpforten als Lector anwesend. 1473 wurde P. wieder zum Vicar erwählt und sofort stellte er sich die schwierige Aufgabe, die Observanz consequent durchzuführen. Dazu genügten die päpstlichen Privilegien allein nicht, auch die weltliche Macht war dazu erforderlich. P. gewann in den wettinischen Fürsten, namentlich in Herzog Wilhelm III. von Sachsen, eifrige Förderer seiner Reformideen. Mit einem fast fanatischen Eifer ging er an die Reformation der Augustinerklöster, was ihn bald mit dem Ordensgeneral in Conflict brachte. Dieser cassirte den Vicariat des P. und erklärte die Privilegien der Union für null und nichtig; zugleich forderte er auch Herzog Wilhelm auf, das Verfahren des P. gegen die Convente nicht zu dulden und diese in ihre alten Rechte wieder einzusetzen. Diese feindselige Gesinnung der Ordensoberen gegen P. sollte bald ihre Früchte tragen. Obwohl der Herzog auch in dieser kritischen Zeit P. nicht verließ, so konnte er doch dessen Excommunication nicht hindern. P. appellirte an Papst Sixtus IV., der Commissarien ernannte, welche den Streitfall untersuchen sollten. Das Urtheil fiel im Wesentlichen zu Proles' Gunsten aus (1477). Der alte Besitzstand der Union wurde dadurch nicht nur gesichert, sondern P. konnte jetzt auch daran denken, die Observanz in den süddeutschen und rheinischen Klöstern durchzuführen, ja selbst in den Niederlanden fand sie viel Anhänger. Mit der Wahl des Pater Marianus von Genazzano zum Generalprior des Augustinerordens im J. 1496 begannen für P. friedlichere Zeiten. Er wurde zum Vicar der Congregation bestätigt, nachdem er Gehorsam versprochen und sich verpflichtet hatte, die Capitelacten nach Rom zu schicken.

P. genoß nicht nur innerhalb des Ordens große Anerkennung, auch außerhalb der Congregation war er überall geachtet. Er wurde in wichtigen Angelegenheiten von Kirchenfürsten als Schiedsrichter angerufen, mit Kurfürst Friedrich von Sachsen und seinem Bruder Johann stand er in regem Verkehr. Nahmen ihn Ordensangelegenheiten nicht in Anspruch, so widmete er seine Zeit dem Dienste der Predigt; seine Zeitgenossen wissen seine große Beredtsamkeit nicht genug zu rühmen. Als er wegen vorgerückten Alters sein Amt nicht mehr versehen konnte, legte er dasselbe am 7. Mai 1503 nieder. Sein Nachfolger wurde der Professor an der neugegründeten Universität Wittenberg, Johann v. Staupitz. Bald darauf starb P. im Augustinerkloster zu Culmbach am 6. Juni.

P. hat mit Recht seinen Zeitgenossen für einen frommen Mann gegolten, aber als ein Vorläufer Luther's, wozu man ihn hat machen wollen, ist er nicht anzusehen. Das Mönchthum mit seinem vorgeschriebenen, bis ins kleinste geregelten Dienst ist ihm, wenn nicht der alleinige, so doch der sicherste Weg zur Seligkeit. Irrig ist auch die Meinung, daß Luther bei seinem Aufenthalte in Magdeburg ihn hätte predigen hören und von ihm Anregung erhalten habe.

Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz. Gotha 1879, S. 96—165. — Jacobs, Urkundenbuch der Deutschordens-Commende Langeln und der Klöster Himmelpforten und Waterleer. Halle 1882, S. 478 ff.
Janicke.

Promnitz: Ulrich Hipparchus Reichsgraf v. P., am 2. Januar 1636 auf dem Schlosse zu Sorau geboren, trat, durch Universitätsstudien und Reisen vielseitig ausgebildet, 1657 als Hauptmann in kaiserliche Kriegsdienste, focht zuerst unter Puchheim in Siebenbürgen, dann unter Montecuccoli auf der cimbrischen Halbinsel und darauf in Ungarn gegen die Türken, nahm aber, da seine Anhänglichkeit an die evangelische Religion seine Laufbahn, welche in anderem Falle eine sehr glänzende hätte sein können, zu einer wenig aussichtsvollen machte, den Abschied und trat die Verwaltung des ausgedehnten Familienbesitzes an, zu welchem außer Sorau ꝛc. auch die Standesherrschaft Pleß in Oberschlesien gehörte. Als darauf Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg Truppen zum Kampfe gegen Frankreich aufstellte, trat er in dessen Dienste, warb ein Reiterregiment, welches er 1672 an den Rhein führte, focht bei Fehrbellin und nahm, 1678 zum Generalmajor befördert, an der Spitze des kurfürstlichen Leibregiments an den Feldzügen in Pommern und in Preußen theil. Die Promnitz'schen Reiter werden vielfach mit Auszeichnung erwähnt. 1680 vertauschte er den brandenburgischen Dienst mit dem kurfürstlich sächsischen, wo Kurfürst Johann Georg III. sein großer Gönner war, ihn mit der Organisation seiner Cavallerie betraute und zum Geheimen Rath machte, schied aber 1682 wieder aus, reiste viel und starb am 29. Juli 1695 zu Pförten in der Lausitz. Er war ein gottesfürchtiger Herr, welcher sich um die evangelische Kirche mancherlei Verdienste erwarb.

Nicht zu verwechseln mit Heinrich Reichsgraf v. P., kurfürstlich sächsischem Generalmajor, 1650 zu Kreppelhof bei Landeshut in Schlesien geboren, welcher im dritten Raubkriege Ludwig's XIV. unter Johann Georg III. an den ersten Feldzügen gegen die Franzosen theilnahm und von dessen Nachfolger Johann Georg IV., als dieser seine Politik änderte, 1692 mit 2000 Mann am Rhein zurückgelassen wurde, mit denen er zum Heere des Landgrafen von Hessen stieß, am 14. Sept. tapfer bei Speier focht, im October heimkehrte und 1693 zu Frankfurt a. M. starb.

Historische Beschreibung der Hoch-Reichs-Gräfflichen Promnitzischen Residenzstadt Sorau von J. D. Magno, Leipzig 1710. — (König), Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Band, Berlin 1790. — Nachrichten über einige

andere Mitglieder dieser ausgestorbenen Familie finden sich in Fr. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, 2. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1863.

B. Poten.

Prosch: Karl Friedrich Wilhelm P., † zu Schwerin am 19. December 1876, war geboren am 30. August 1802 zu Ludwigslust als Sohn des damaligen Secretärs des Erbherzogs Friedrich Ludwig und späteren Geh. Finanzraths P. Er besuchte 1818—1821 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und studirte dann Rechte, Nationalökonomie und Finanzwirthschaft in Rostock, Genf, Paris und Göttingen; hier promovirte er 1824 zum Dr. jur. Seitdem war er in der Regierungskanzlei zu Schwerin angestellt und wurde am 18. März 1833 wirklicher Regierungsregistrator, 1840 Legationsrath und 1841 Geh. Legationsrath. In allen diesen Stellen war er, nominell zur Hülfleistung, thatsächlich aber als einer der bedeutendsten Arbeiter im Geheimen Staatsministerium beschäftigt; seine ausgezeichnete Kunde des Französischen war schon unter dem Staatsminister v. Plessen (s. o.) Veranlassung gewesen, ihm bei Abfassung und Abschluß der Ehepacten für die Vermählung der Herzogin Helene von Mecklenburg mit dem Herzog von Orleans eine bedeutende Rolle zuzuweisen. 1846 wurde er Regierungsrath und dadurch wirkliches Mitglied der großherzoglichen Regierung. Namentlich in Finanz- und den damals neu auftauchenden Eisenbahnfragen war er thätig; seine auf ein vernunftgemäßes Steuersystem hinarbeitenden Absichten scheiterten freilich an dem Widerspruche der für ihre Sonderinteressen bedachten Ritterschaft, ebenso seine Bemühungen für eine Eisenbahnverbindung Lübecks an dem zähen Widerstande Dänemarks, aber die Verhandlungen wegen der Berlin-Hamburger Bahn zwischen Preußen, Hamburg, Dänemark und Mecklenburg, bei denen er letzteres vertrat, kamen doch zu gedeihlichem Ende und führten zur Concessionirung der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft; ja als großherzoglicher Eisenbahncommissar erreichte er beim Stocken der Unternehmung deren Fortsetzung durch das Eintreten Mecklenburgs mit Uebernahme der Actien Lit. B, welche später dem Lande hohen Vortheil brachten. Auch das Entstehen der mecklenburgischen Eisenbahn (Hagenow-Schwerin Rostock-Wismar-Güstrow) ohne Opfer für das Land ist ihm zu danken. Daß er in den vierziger Jahren, wo dem Großherzoge ernstlichst die Aufhebung der Universität Rostock angerathen wurde, kräftig diesen Bestrebungen entgegentrat, hat die Universität ihm kaum in Erinnerung behalten. P. begegnete dabei aber vollauf dem guten Willen des Großherzogs Friedrich Franz II., welcher seine Lauterkeit und Charakterfestigkeit hochschätzte. Die gründliche Kenntniß vom mecklenburgischen Finanz- und Steuerwesen und von der Nothwendigkeit seiner Besserung und die klare Erkenntniß von der Schädlichkeit der veralteten Verfassungsformen, welche ihm in der Regierung noch mehr wie dem Privatmann entgegentraten, trieben P. in den Kreis der gemäßigten Reformer, wie v. Thünen und die Pogge (s. o.), während seine gediegene Bildung und humane Milde ihn niemals in schroffe Opposition treten ließen. Nach der Umwälzung von 1848 wurde er 1849 in die mecklenburgische Abgeordnetenkammer und in dieser in den Finanzausschuß gewählt; und als in demselben Jahre die bisherige Regierung aufgelöst und eine constitutionelle eingeführt wurde, ernannte ihn der Großherzog zum „Director im Finanzministerium“ im Ministerium v. Lützow, ein Amt, welches auch nach dem Freienwalder Schiedsspruch, der Repristination der alten mecklenburger Zustände und der Einsetzung einer ritterschaftlichen Regierung ihm bis 1856 blieb. Freilich sah die letztere scheel zu seinen bekannten Grundsätzen, die sich auch 1853 in der übel vermerkten tüchtigen Broschüre „Betrachtungen über den Beitritt Mecklenburgs zum Zollverein“ ausgesprochen hatten; aber er war unentbehrlich für die schwebenden diplomatischen

Verhandlungen wegen Ablösung der Elbzölle und des Sundzolles. Bei den letzteren war er Vertreter Mecklenburgs 1856 und 1857 in Kopenhagen. Diese Verwendung war ein ostensibler Grund, ihn 1856 „zur Disposition des Staatsministeriums“ zu stellen, womit er aus der Finanzverwaltung ausschied. 1860 trat er aus dem Staatsdienste ganz zurück, und noch in demselben Jahre erschien seine Schrift: „Die Grundübel des mecklenburgischen Steuerwesens“, dann später noch „Blicke auf die mecklenburgische Steuerfrage“. Beim Beginn der deutschen Entwicklung trat er von vornherein voll auf die Seite Preußens und sah das einzige Heil für Mecklenburg in dem aufrichtigen Anschluß an die große Nachbarmacht und in der Entwicklung einer kräftigen Bundesgewalt, durchaus im Gegensatz gegen die herrschende Ritterschaft, aber im Einklange mit dem Großherzoge Friedrich Franz II. 1867 wählten ihn die 20 westlichen Städte Mecklenburgs in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes, und auch später in dessen Reichstag; nach Errichtung des Reiches saß er im Deutschen Reichstage als Vertreter des ersten Wahlkreises bis kurz vor seinem Tode. Seiner Richtung und Ueberzeugung treu, gehörte er fortwährend zur nationalliberalen Partei und zählte zu deren gediegensten und besten Arbeitern in den Commissionen; als Redner trat er nicht hervor. Die Opposition unter den Häuptern der Ritterschaft gegen die deutsche Entwicklung veranlaßte ihn zu der Schrift „Die Stellung Mecklenburgs im Norddeutschen Bunde“ 1867, und der fortgesetzte Widerstand, der eine Besserung nur durch Abänderung der „landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs-Verfassung“ möglich erscheinen ließ, zu dem „Votum über die Competenz des Norddeutschen Bundes zur Einwirkung auf die Ordnung der inneren Verfassungszustände der einzelnen Bundesstaaten“ (1868). Er hatte schon damals mit der liberalen Partei Mecklenburgs den bis heute durch die Erfahrung bekräftigten Gedanken, daß die nothwendige Aenderung ohne Eingreifen der Centralgewalt unmöglich sein werde, und daß dieser die Competenz dazu zustehe; dieselbe Anschauung veranlaßte ihn auch zu der scharfen Kritik einer gegnerischen Schrift in demselben Jahre: „Offenes Schreiben an den Verfasser der Schrift: ‚Einige Gedanken über die Fortbildung der Mecklenburgischen Verfassung‘“. Seine dem Fürsten und dem Lande wohlmeinende Ueberzeugung ist in dieser Beziehung bisher ohne Früchte geblieben. 1870 gehörte er der Deputation des Norddeutschen Reichstags an, welche in Versailles den König Wilhelm um die Erneuerung und die Annahme der deutschen Kaiserkrone ersuchte. In den beiden ersten Reichstagsperioden hatte er Theil an den bedeutendsten gesetzgeberischen Arbeiten, er selber regte die Beseitigung der lästigen Unterschiede in den Volljährigkeitsterminen und das Zurückgreifen von der römischen Bestimmung des 25. auf die altdeutsche des 21. Jahres mit Erfolg an. Für die dritte Reichstagsperiode lehnte er die angetragene Wahl wegen großer körperlicher Schwäche ab und starb bald nachher. Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst hatte die Stadt Schwerin ihn in den Bürgerausschuß gewählt, auch in diesem engeren Verwaltungskreise war er in hervorragender Weise thätig. Hervorzuheben ist noch seine Wirksamkeit in Folge des Krieges von 1864. Er war der Veranlasser, daß noch im October dieses Jahres der „Mecklenburgische Landesverein für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ zu Schwerin begründet wurde, dessen Schriftführer und eigentlicher Leiter P. 11 Jahre lang blieb, und in dem er während der Kriege von 1866 und 1870—71 eine aufopfernde und segensreiche Wirksamkeit bewies.

Nekrologe brachten die „Rostocker Zeitung“ vom 21. December 1876, die „Mecklenb. Anzeigen“ vom 28. August 1877 und danach die „Rostocker Zeitung“ vom 29. August 1877.

Krause.

Proske: Dr. Karl P., der geniale Reformator der katholischen Kirchenmusik, wurde geboren am 11. Februar 1794 zu Gröbnig, einem Dorfe in Preußisch-Schlesien. Sein Vater, ein reicher Gutsbesitzer und Erbrichter daselbst, hatte nach dem Tode zweier Söhne, die als Kinder starben, nur noch den einen (Karl), und außerdem 5 Töchter Als die Mutter i. J. 1809 starb, heirathete er eine Wittwe, die ihm 6 Kinder ins Haus führte. Karl, den der Vater für die Landwirthschaft bestimmen wollte, beharrte, nachdem er das Gymnasium in Leobschütz absolvirt hatte, auf seinem Wunsche, weiter zu studiren. Hätte er seiner Herzensneigung folgen dürfen, so wäre er Theologe geworden. Da er aber hierzu die Zustimmung seines Vaters nicht erlangen konnte, so entschloß er sich, dem Studium der Medicin sich zu widmen. Er bezog die Universität in Wien und blieb dort bis zum Jahre 1813. Als nun plötzlich ganz Deutschland sich erhob, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, folgte auch der junge P. dem Rufe zu den Fahnen und machte als Escadrons-, später als Regimentschirurg die Feldzüge in Frankreich mit. Nach Beendigung derselben besuchte er zuerst die Seinigen, ging dann 1816 nach Halle, wo er promovirte, und nach Berlin zur Ablegung der Staatsprüfung. Als praktischer Arzt war er thätig in Oberglogau, Oppeln und Pleß. Hier bekleidete er zugleich das Amt eines Kreisphysikus. Trotz des Ansehens, welches P. als Arzt in allen seinen Wirkungskreisen genoß und trotz vielseitiger Anerkennungen, die ihm von seiner vorgesetzten Behörde zu Theil wurden, glaubte er doch seinen Beruf verfehlt zu haben und seine Herzensruhe nur in der Verwirklichung des Wunsches finden zu können, dessen Realisirung ihm schon seit seiner Jugend als Ideal vor Augen schwebte. Das Verlangen, Priester zu werden, drängte sich ihm von Tag zu Tag immer lebhafter auf und veranlaßte ihn endlich, im J. 1823 nach Regensburg zu gehen und dort Theologie zu studiren. Nach einem vierjährigen Cursus legte er ein glänzendes Examen ab und wurde am 11. April 1826 durch den Bischof Sailer, der sein Freund und Berather war, zum Priester geweiht. Zunächst wirkte er als Stiftsvicar an der alten Capelle. Bei Organisation des Stiftes im J. 1831 wurde er zum Kanonikus daselbst und zugleich zum Pfarrvicar von St. Cassian ernannt. Nachdem seine äußere Stellung gesichert war, übte er auch ausnahmsweise wieder die ärztliche Praxis aus. Die Erlaubniß dazu war ihm von Rom aus bereitwilligst ertheilt worden. Selbstverständlich ließ er sich nur auf den dringenden Wunsch der Kranken hin bewegen, sein Amt als Arzt auszuüben, und zwar meistens als Beirath der ordinirenden Aerzte, unter denen neben Schäfer, Stöhr, Schreyer besonders Dr. Schnitzlein seine Freundschaft und sein Vertrauen besaß.

Von Jugend auf ein Musikfreund, hatte er seit seiner Anstellung in Regensburg die Zeit, welche von seinen Berufsarbeiten nicht in Anspruch genommen wurde, auf das Studium der Musik verwandt. Ganz besonders interessirte ihn die Kirchenmusik. Als Priester wußte er den Zusammenhang dieser Kunst mit der Liturgie wohl zu würdigen. Deßhalb erkannte er auch, daß die Entartung der Kirchenmusik seiner Zeit ihren letzten Grund habe in der Vernachlässigung der Liturgie. Als einziges Rettungsmittel schlug er die Rückkehr zum liturgischen Gesange, dem Gregorianischen Choral, und der aus ihm erwachsenen polyphonen Musik der Meister des 16. und 17. Jahrhunderts vor. Dabei hatte er den Bischof Sailer und den kunstsinnigen König Ludwig auf seiner Seite. Es galt also zunächst, ein liturgisches Choralbuch zu schaffen, und dann, die Compositionen der alten classischen Meister der Kirchenmusik seinen Zeitgenossen in neuen Ausgaben wieder zugänglich zu machen. Obwol er nun nach beiden Seiten hin eine Menge von Material gesammelt hatte, glaubte er doch, dieses genüge noch nicht und reiste im J. 1834 nach Rom. Während seines Aufent-

haltes in der ewigen Stadt, wo er mit Baini, dem Capellmeister der Sixtina, mit Overbeck, Veit, Thorwaldsen und andern berühmten Männern verkehrte, sammelte und copirte er mit unermüdlichem Eifer die Meisterwerke der classischen Periode der Kirchenmusik. Zu demselben Zwecke besuchte er noch Neapel und Assisi und kehrte dann 1836 nach Regensburg zurück. Kaum hatte er hier seine mitgebrachten Schätze geordnet, so ging er wieder nach Italien. Sein Besuch galt diesmal den Städten Bologna, Florenz und Pistoja. Eine dritte Reise, die er i. J. 1838 antrat, führte ihn über Altötting, Salzburg, Innsbruck, Verona und Vicenza nach Padua und Venedig. Von seinem Vorhaben, auch Spanien zu besuchen, nahm er auf den Rath des Königs Ludwig hin Abstand. Nach Deutschland zurückgekehrt, war nun seine ganze Sorge darauf hin gerichtet, auf Grund des gesammelten Materials eine Reform der Kirchenmusik ins Leben zu rufen. Durch die Empfehlung des Bischofs Reisach von Eichstätt erhielt er einen sachkundigen Mitarbeiter in dem Organisten und Chorregenten an der alten Capelle: J. G. Mettenleiter. Dieser suchte zunächst im Publicum das Interesse für die ältere Musik wieder zu erwecken, indem er die von P. in Partitur gesetzten classischen Meisterwerke sowol in Concerten, als auch später beim Gottesdienste selbst zur Aufführung brachte. Sodann bearbeitete er das neue Choralbuch unter Aufsicht Proske's, während er diesem wieder behilflich war bei der Herausgabe der Musica divina. Der erste Band dieser großartigen Sammlung, 12 vierstimmige Messen der besten Meister enthaltend, erschien im J. 1854, nachdem das Enchiridion chorale kurz vorher ausgegeben worden war. Der Bischof Valentin empfahl 1857 diese beiden Publicationen in einem sehr anregenden Hirtenschreiben dem Klerus seiner Diöcese. Im J. 1854 55 folgte der zweite Band der Musica divina, mit vierstimmigen Motetten für das ganze Kirchenjahr. Seit dem Jahre 1856 ließ P. neben dieser ersten Publication und unabhängig von ihr den „Selectus novus Missarum“ erscheinen, eine Sammlung vier- bis achtstimmiger Messen. 1859 wurde der dritte Band der Musica divina publicirt, der die polyphonen Bearbeitungen der Vespergesänge enthält. Der vierte Band mit den Gesängen für die Charwoche, Litaneien und Te Deum wurde von P. noch druckfertig gestellt, aber erst nach seinem Tode vom Nachfolger Mettenleiter's, G. Wesselak, herausgegeben.

Die Reformbestrebungen Proske's fanden nach und nach die gebührende Anerkennung sowol von Seiten der Vorgesetzten, als auch in den Kreisen der Musikkenner. Der König Max II. von Baiern verlieh ihm das Ritterkreuz des Ordens vom heil. Michael, der Bischof Ignatius von Regensburg ernannte ihn zum bischöflichen Rath und zum außerordentlichen Ordinariatsmitgliede. Einen großen Erfolg seiner rastlosen Thätigkeit mußte er darin erblicken, daß noch zu seinen Lebzeiten der Dom von Regensburg eine Pflegestätte des Chorals sowol, wie der alten classischen Kirchenmusik wurde. P. starb am 20. December 1861. Die Inschrift auf seinem Grabstein charakterisirt in wenigen Worten seine Stellung in der Geschichte der Kirchenmusik: „Musicae divinae restaurator ingeniosissimus.“

Seine umfangreiche Bibliothek hatte er dem bischöflichen Stuhle in Regensburg vermacht. Sie umfaßt nach Kornmüller (Lexikon der kirchl. Tonkunst. Brixen 1870, S. 380) über 500 der wichtigsten theoretischen Werke über Musik älterer und neuerer Zeit, verschiedener Sprachen und Länder, theils der eigentlichen Doctrin, theils der Geschichte, theils den Hilfswissenschaften angehörig. Die Werke der praktischen Musik sind in 5 Partien geschieden: a) die liturgischen Gesangbücher, sowol die besten Ausgaben des Gregorianischen Gesanges (Drucke und Manuscripte) älterer Zeit, als auch die verschiedenen älteren und neueren Sammlungen des katholischen und protestantischen Kirchenliedes; b) ein beträcht-

licher Theil der 1842 käuflich erworbenen Hauber'schen Bibliothek (aus München), eine höchst reichhaltige Sammlung älterer Kirchenmusik und geistlicher Oratorien berühmter Meister, letztere vielfach in den Originalmanuscripten derselben; c) die eigene Sammlung in 150 großen und starkgefüllten Mappen, meist von der Hand Proske's geschriebene Partituren älterer Meister, jedoch auch die besten Werke neuerer Musik in Manuscripten oder Druckausgaben, zusammen Werke von mehr als 600 Componisten enthaltend; vielen liegt eine kurze kritische Beurtheilung Proske's bei; d) die vierte und kostbarste Partie bildet eine Sammlung, von ihm selbst genannt: „Antiquitates Musicae celeberrimae“, die seltensten Druckausgaben und Cod. Mscr. von mehr als 1200 Werken der größten Tonsetzer des 15., 16. und 17. Jahrhunderts; e) die fünfte Partie schließt eine andere Sammlung von Druckwerken derselben Gattung in sich, vom Jahre 1507 beginnend, mit Compositionen von mehr als 700 älteren Meistern. Die Titel seiner oben angeführten Publicationen lauten vollständig:

1) „Musica divina sive Thesaurus Concentuum selectissimorum omni cultui divino totius anni juxta ritum S. Ecclesiae catholicae inservientium: ab excellentissimis superioris aevi musicis numeris harmonicis compositorum. Quos e codicibus originalibus tam editis quam ineditis accuratissime in partitionem redactos ad instaurandam polyphoniam vere ecclesiasticam publice offert Carolus Proske.“ Annus I. Harmonias IV Vocum continens. Tomus I. Liber Missarum. 4°. LXX & 350 pp. Partitur. Voces separatae. Ratisbonae, F. Pustet. 1853. (Vergriffen. Neue Auflage von F. X. Haberl besorgt; daselbst 1884.) Tomus II. Liber Motettorum. 4°. LVI & 580 pp. wie oben. 1855. Tomus III. Psalmodiam, Magnificat, Hymnodiam et Antiphonas. B. M. V. compl. 4°. XX & 542 pp. daselbst 1859. Tomus IV. Liber Vespertinus. 4°. XL & 400 pp. daselbst von Wesselak herausgegeben.

2) „Selectus novus Missarum praestantissimorum superioris aevi autorum, juxta codices originales tum manuscriptos tum impressos editarum a Carolo Proske.“ Ratisbonae, F. Pustet 1856. 4. Tomus Primus. Pars I & II. 8 Missas IV, V, VI et VII vocibus decantandas continens. XVI & 208 pp. Tomus Secundus. Pars I & II. wie oben XII & 236 pp.

Nach dem Tode Proske's wurde die Herausgabe der Musica divina in einem „Annus secundus“, ebenfalls 4 Bände enthaltend, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt unter Redaction der Domcapellmeister Schrems († 1872) und F. X. Haberl.

Karl Proske weiland Med. Dr., Kanonikus-Senior a. k. Collegiatstifte U. L. F. zur alten Capelle in Regensburg, Pfarrvicar von St. Cassian, bischöflich geistlicher Rath ꝛc. Ein Lebensbild. Entworfen von Dominicus Mettenleiter, Phil. et Theol. Dr. Regensburg 1868, Bößenecker.

Wilhelm Bäumker.

Protas von Czernahora, aus dem vornehmen mährischen Geschlechte der Boskowitz, Bischof von Olmütz 1457—1482, war der älteste Sohn des Benes von Czernahora, der schon als Bräutigam im Augenblicke großer Lebensgefahr gelobt hatte, seinen erstgebornen Sohn der Kirche zu weihen. Er studirte zuerst in Wien, wo er sich mit Herzog Primko von Troppau befreundete, ging dann nach Italien, wo er in Padua den humanistischen Kreisen näher trat. Er schloß dort Freundschaft mit Janus Pannonius, dem Schüler Guarino's und späteren Kanzler des Königs Matthias Corvinus, hatte Galeotto Marzio zum Lehrer in den rhetorischen Künsten, studirte und bewunderte Lorenzo Valla. Er blieb von da ab ein Liebhaber und Mäcen der schönen Wissenschaften. Für die Angabe, daß er, wie sein Freund Primko von Troppau, in deutscher, lateinischer und böhmischer Sprache als glücklicher Dichter aufgetreten sei, fehlen allerdings die Belege. Noch unter Bischof Paul († 1450) ward er zum Domherrn in

Brünn ernannt, bald darauf nach dem Tode des Propstes Johann von Göding vom Capitel zu dessen Nachfolger erwählt. Der am 31. Juli 1457 in Wien, wie berichtet wird, durch Gift erfolgte Tod des Bischofs Bohuslaw von Zwola erhob ihn auf den bischöflichen Stuhl zu Olmütz. Er zeigte sich im Gegensatz zu diesem erbitterten Hussitenfeinde und trotz der Stammesfeindschaft der Kunstatte und Boskowitze überraschend schnell geneigt, den nach dem plötzlichen Tode des Ladislaus Posthumus von seiner Partei auf den Thron gehobenen hussitischen Georg von Podiebrad, aus dem mährischen Hause Kunstatt, anzuerkennen. Er war schon bei seiner Krönung und dem vorher geleisteten heimlichen Eide anwesend und half ihm in Mähren die Wege ebnen und den Widerstand der deutschen Städte des Landes besiegen. Er erscheint bald darauf im engsten Vertrauen des Königs und bei den wichtigsten Verhandlungen an seiner Seite. Wie bei seinem Genossen auf dem Breslauer Stuhle, Jost von Rosenberg, überwog auch bei ihm das tschechische Nationalgefühl die kirchlichen und Familiengegensätze; beide Prälaten waren in der Folge eifrig bemüht, den zwar hussitischen, aber wie sie meinten, durch seine Lage und durch seine bereits gemachten Zusagen zur Vereinigung mit der römischen Kirche gedrängten König mit Rom zu versöhnen, um das zerrissene Vaterland unter der Herrschaft eines Tschechen wieder zu einigen (1462—1464); beide haben indeß, als das mißlang und eine immer mächtiger werdende katholisch-deutsche Opposition gegen Georg sich bildete, ihrer kirchlichen Stellung, wenn auch zögernd und mit Bedauern, nach wiederholten Einigungsversuchen, Rechnung getragen. P., der als Olmützer Bischof zugleich Hauscaplan des Königs von Böhmen war, blieb indeß noch länger auf des Königs Seite als Jost; er erscheint noch Ende 1465 als sein Vertrauensmann bei den ersten Zusammenkünften des Herrenbundes; er belagert mit den übrigen mährischen Ständen den Rebell Hinko von Vöttlau in seiner Burg Zornstein, er beräth mit dem König die letzten Anerbietungen, die dieser 1466 in Rom machen ließ, er geht im Frühjahr 1466 als Vermittler zum päpstlichen Legaten nach Breslau und mahnt dort eifrig zum Frieden, wie er andererseits dem König zur Klugheit und Nachgiebigkeit räth. Bei vielen Dingen krieche man unten durch, wenn man nicht darüber könne. Er war selbständigen Geistes genug, um dem Drängen und Drohen der Curie fast zwei Jahre lang Widerstand zu leisten. Ende 1466 ist er noch Mitglied des Schiedsgerichts zwischen dem König und dem Herrenbunde, wenn er auch auf dem Octoberlandtage nicht mehr erschienen war, weil ihm ein Breve vom 27. Mai den persönlichen Verkehr mit dem König formell untersagt hatte. Der Papst hatte ihm bereits die Temporalien gesperrt; im Januar 1467 drohte ihm der päpstliche Legat von Breslau aus sogar mit dem Proceß auf Absetzung. Da er zugleich des Königs einziger Mittelsmann nach Ungarn hin war, war Bischof P. in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund getreten; seine Haltung, sein Entschluß wurden in diesem Augenblicke von geradezu maßgebender Wichtigkeit. Aber Rom hatte inzwischen das letzte Wort gesprochen; am 23. December 1466 war der König gebannt und abgesetzt worden. Vergeblich wandte sich Georg am 25. Februar 1467 noch einmal an den Bischof, ihm alle Wohlthaten, die er und seine Kirche von ihm genossen, vorhaltend und ihn beschwörend, seines Eides eingedenk zu sein. Aber es war doch etwas Anderes, in einem einzelnen Falle der höheren kirchlichen Autorität gegenüber eine eigene Meinung zu haben, auch wol einen Befehl unausgeführt zu lassen, als einem öffentlichen und in feierlicher Form verkündeten Urtheil den Gehorsam zu versagen. Das hieß mit seinem Gewissen eintreten und dem schwersten Vorwurf, dem der Ketzerei, Trotz bieten; und daß Bischof P. etwa an der Ketzerei der Compactaten gezweifelt oder an ihre Berechtigung geglaubt habe, dafür liegt gar kein Anhalt vor. Seine Antwort an den König

vom 4. März zeigt, daß er für diesen verloren war, sie stellt sich voll und entschieden auf den kirchlichen Standpunkt. Seitdem ist der Bischof unter den Feinden des Königs; er versammelt die mährischen Katholiken bei sich in Wischau und schließt ein Schutzbündniß mit den dem Tschechenkönig von jeher feindlichen deutschen Städten Mährens. Eine entschlossene Kriegsthätigkeit zu entfalten, war er nicht der Mann, deßhalb litt sein Stift sehr unter den neu ausbrechenden Kämpfen. Dagegen eignete er sich besonders zum Vermittler nach Ungarn hin und wurde schon auf dem großen Katholikentage im December 1467 in Breslau, zu dem er erschienen war, von den Feinden Georgs mit der Mission beauftragt, den König Matthias Corvinus für die Unterstützung der Bündischen zu gewinnen. Dieser sandte ihn dann nach Krakau, um auf der Grundlage einer Vermählung der polnischen Prinzessin Hedwig mit Matthias ein polnisch-ungarisches Freundschaftsbündniß anzubahnen, dessen erste Folge alsdann die gemeinschaftliche Bekämpfung Georgs von Podiebrad sein sollte. Die Ablehnung dieser Anträge trieb P. mit den andern Bündischen ganz in die Arme des Matthias Corvinus; er half diesen im April 1469 zum böhmischen Gegenkönig wählen. In den nun folgenden Kriegsjahren tritt er in den Hintergrund, aber der letzte Versuch einer Einigung zwischen Matthias und Georg im Januar und Februar 1471 geht wieder durch seine Hand. Da indeß König Georg am 22. März desselben Jahres 1471 durch den Tod aus dem wilden Streite abgerufen wurde und die hussitische Partei den schon früher von ihm zum Nachfolger bestimmten polnischen Prinzen Wladislaw zum König wählte, ging Bischof P. noch einmal im Auftrage des Königs Matthias an den Krakauer Hof, um einen friedlichen Vergleich zwischen den beiden Prätendenten herbeizuführen und dabei die vor drei Jahren abgewiesene Brautwerbung zu wiederholen. So lockend auch die Anerbietungen klangen, die Matthias durch ihn machen ließ, blieben sie doch auch diesmal ohne Erfolg (Juli 1471). Der Bischof scheint sich darauf mehrere Jahre lang von den politischen Verhandlungen fern gehalten zu haben, erst als die Erschöpfung beide Prätendenten zur Nachgiebigkeit nöthigte, kam wieder seine Zeit; an den Verhandlungen zu Brünn, Ofen und Olmütz 1478 und 1479 nimmt er hervorragenden Antheil; in seiner Bischofsstadt wurde im Juli 1479 der Friede abgeschlossen, durch den Mähren mit den übrigen Nebenländern der böhmischen Krone unter der Form einer Pfandschaft bei Matthias verblieb, der auch den Königstitel von Böhmen weiter führen durfte, ein Ergebniß, das den patriotischen Mann schwerlich befriedigt hat. Drei Jahre später, am 22. August 1482, starb er siebenzigjährig und fand inmitten des Olmützer Doms unter einem rothmarmornen einfachen Steine die ewige Ruhe.

Vgl. Palacky, Caro, Bachmann und des Verfassers eigne Arbeiten zur Geschichte dieser Zeit. Markgraf.

Prott: Victor Lebrecht (v.) P., hannoverscher General, am 21. September 1781 zu Hameln, wo sein Vater als Artilleriehauptmann in Garnison stand, geboren, trat 1795 als Cadet in die nämliche Waffe, ward 1802 Officier, ging nach der im Jahre 1803 erfolgten Auflösung der kurbraunschweigisch-lüneburgischen Truppen nach England, wo er am 20. April 1804 als Lieutnant im Ingenieurcorps bei „des Königs deutscher Legion" angestellt wurde, nahm 1805 an der Expedition unter Lord Cathcart nach dem nördlichen Deutschland theil, wohnte 1807 der Belagerung von Kopenhagen bei, und ward, nachdem er bis dahin mit der Erbauung von Martellothürmen an der Küste von Sussex beschäftigt gewesen, 1807 zum zweiten Ingenieurofficier auf der Insel Jersey ernannt, wo er den Bau einer zum Schutze des Hafens von Saint-Hellier bestimmten Citadelle leitete; 1814 kehrte er in die Heimath zurück. Als 1816 die Legion mit den neuerrichteten hannoverschen Truppen verschmolzen wurde,

fand P. als Oberstlieutnant im Ingenieurcorps Verwendung, wurde aber daneben zum Generalquartiermeisterlieutnant ernannt, als welcher er die Geschäfte als Chef des Generalstabes wahrzunehmen hatte. Die Stellung wurde um so wichtiger, als im J. 1823 zur Heranbildung eines Nachwuchses an Generalstabsofficieren zu Hannover eine Generalsstabsakademie ins Leben gerufen wurde, deren oberste Leitung ebenfalls P. oblag und der er, seiner Eigenart und seiner Vorliebe für mathematische Studien entsprechend, eine Richtung gab, welche dem Bedürfnisse der Truppen wenig entsprach. Zum Glück verfolgte der erste Lehrer derselben, der spätere General v. Jacobi (s. d.), praktischere Ziele, doch blieb der Einfluß Prott's, welcher bis an sein Lebensende an der Spitze der Akademie gestanden hat, nichtsdestoweniger fühlbar. Daneben ward er, als 1817 eine Generalwegbaucommission, welcher sämmtliche Chausseen im Lande unterstellt waren, errichtet wurde, Mitglied derselben und blieb mit der technischen Geschäftsleitung derselben bis zu ihrer 1843 erfolgten Auflösung beauftragt. Bei dem Herzog v. Cambridge, welcher bis zum Jahre 1837 Regent des Königreichs war, einem Freunde von Wissenschaft und Kunst, stand P. in hohen Gnaden; und dessen Nachfolger, die Könige Ernst August und Georg V., ließen es an äußeren Ehren nicht fehlen, namentlich Ersterer zog auch aus seinem Diensteifer und seiner Arbeitskraft mannigfachen Nutzen. 1845 übertrug ihm derselbe die Geschäfte des dienstthuenden Generaladjutanten, welcher alle obersten Commandoangelegenheiten zu erledigen hatte, und im März 1848 trat P. in das Ministerium Stüve-Bennigsen, ohne damit und in demselben eine politische Stellung einzunehmen; die Geschäfte des Kriegsministers, welche lediglich der Militärverwaltung angehörten, hatte er schon einige Zeit vorher geführt. Mit dem übrigen Ministerium trat er zurück und in seine Stellung als Chef des Generalstabes wieder ein. Im J. 1856 geadelt, starb er zu Hannover am 16. Februar 1857. P. war ein hochgebildeter Mann, von ehrenwerthem Charakter, wolwollender Gesinnung und liebenswürdigen Formen, aber kein Soldat.

Hof- u. Staats-Handbuch f. d. Königr. Hannover f. 1857, p. IV. — Beamish, Geschichte d. englisch-deutschen Legion, II, 421, u. Anhang B, S. 17, Hannover 1837. B. Poten.

Prowe: Leopold P., Schulmann, geb. am 14. October 1821 in Thorn, † ebenda am 26. September 1887. P. gehörte seiner Heimath Thorn, in welcher sein Vater Rathsherr war, so vollständig an, daß er sie mit Ausnahme seines Studienaufenthaltes in Leipzig und kleinerer Reisen nie verlassen hat. Dort wirkte er an dem Gymnasium, das ihn selbst erzogen hatte; dem Gedächtnisse eines Thorners war auch seine ganze Thätigkeit außerhalb der Schule gewidmet. Er hatte das Leben des Coppernicus in allen Einzelheiten zu ergründen zu seiner eigenen Lebensaufgabe gemacht. Ihr galten Reisen, welche er seit 1853 bald nach Schweden (Upsala), bald nach Frauenburg, bald nach Krakau unternahm. Ihretwegen half er den Coppernicusverein für Wissenschaft und Kunst gründen, an dessen Spitze er stand, als nach langwierigen Leiden der Tod ihn traf. Ihr gehören zahlreiche Einzelforschungen an, welche P. in verschiedenen Zeiten veröffentlichte, bis sie vereinigt und in einer ungeahnten Weise vervollständigt in seiner Biographie des Coppernicus (Berlin 1883) der gelehrten Welt geboten wurden. Ein zweiter Band, die Documente enthaltend, folgte bald nach. Der dritte Band, die Geschichte der Lehre des Coppernicus, steht noch aus. Hoffen wir, daß es gelingt in Max Curtze, dem langjährigen Mitarbeiter des Verstorbenen in der Coppernicusforschung, einen Herausgeber der gesammelten Materialien und einen ebenbürtigen Vollender eines Werkes zu gewinnen, auf welches heute schon die deutsche Wissenschaft allen Grund hat stolz zu sein.

Extrabeilage der Thorner Ztg. vom 16. Oct. 1887. Cantor.

Pruckmann: Friedrich P., kurbrandenburgischer Kanzler, geb. am 4. Februar 1562 zu Frankfurt a. O. als der Sohn eines dortigen Patriciers, der zugleich neumärkischer Rath, auch Bürgermeister seiner Stadt war, † am 25. Juni (oder Januar) 1630. Nachdem er zu Frankfurt selbst und in Wittenberg die Rechte studirt hatte, erwarb er sich, erst 22 Jahre alt, an der letztern Universität die juristische Doctorwürde und beschäftigte sich darnach einige Jahre theils praktisch, theils litterarisch zuerst in seiner Vaterstadt und dann in Berlin. Da namentlich seine Schriften die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatten, wurde er in den kurfürstlichen Dienst berufen: 1592 wurde er Hof- und Kammergerichtsrath, 1594 noch dazu Rath bei der die Domänen und Forsten verwaltenden Amtskammer und bald auch Assessor beim uckermärkischen Quartalsgericht. Doch auch mit politischen Sendungen wurde er daneben betraut, indem er schon 1597 und wieder 1603 als Mitglied der kurfürstlichen Reichstagsgesandtschaften nach Regensburg gehen mußte. Als der Kurfürst Joachim Friedrich zu Weihnachten 1604 den stehenden Geheimen Rath einrichtete, war P. unter den neun Männern, welche als die ersten Mitglieder desselben berufen wurden. Im Sommer 1606 wurde er zum Vicekanzler ernannt, in welcher Stellung ihm besonders die Beaufsichtigung und Leitung der kurmärkischen Rechtsverwaltung oblag; endlich 1616 erhielt P. das hohe Amt eines kurfürstlichen Kanzlers und wurde dadurch der zweite Beamte im brandenburgischen Staat. Auf der Seite, von welcher unlängst unter Beweis gestellt ist, daß das die jülich-clevische Erbfolge betreffende, sogenannte Strahlendorfische Gutachten nicht vom kaiserlichen, sondern vom kurbrandenburgischen Hofe ausgegangen und im Frühjahr 1610 verfaßt sei, ist man jetzt zu der Annahme geneigt, gleich vielen anderen politischen Gelegenheitsschriften rühre auch jenes von P. her. Was P. den Kurfürsten, weit mehr noch als Joachim Friedrich seinem entschiedenern Sohne und Nachfolger Johann Sigismund, persönlich nahe brachte, war seine Parteistellung in den Religionsangelegenheiten: er gehörte jener gemäßigten religiösen Richtung an, welche Johann Sigismund zu seinem Uebertritt zur reformirten Kirche hingeführt hat. Auch in seiner höhern Amtsstellung hat P., den gewandte Rede und gewinnendes Wesen besonders geeignet machten, neben den laufenden Berufsgeschäften nicht selten diplomatische Sendungen übernehmen müssen, so zu Kreistagen, 1612 und 1619 zu den Wahltagen in Frankfurt a. M., 1616 und 1618 zu Verhandlungen mit Polen über Handelsangelegenheiten. In seinem Amte selbst stand P. offenbar so fest, daß auch Graf Adam v. Schwarzenberg, der Statthalter Georg Wilhelms, ihn darin bis an seinen Tod belassen hat.

M. F. Seidels Bildersammlung, erläutert von Küster (1751), Nr. 78, S. 167 fg. — Beyträge z. jurist. Litteratur (von Hymmen), III. Sammlung (1779) S. 213 fg. — Cosmar und Klaproth, der Preuß. Wirkl. Geh. Staats-Rath (1805), S. 315 fg. — Isaacsohn, Gesch. d. Preuß. Beamtenthums, II (1878) S. 66 u. ö. — Stieve in den Sitz.-Ber. d. hist. Classe d. k. baier. Akad. d. Wiss., Jahrg. 1883 u. 1886. K. Lohmeyer.

Prugger: Johann Joseph P., bairischer Rechtsgelehrter; geb. zu Landsberg, einem oberbaierischen Städtchen am Lech, als Sohn des dortigen Oberschreibers, im J. 1717, † zu Ingolstadt am 14. December 1788. P. fand seine erste humanistische Bildung an der von den Vätern der Gesellschaft Jesu geleiteten Anstalt seiner Vaterstadt, hörte dann am Münchner Lyceum während zweier Jahre Philosophie, und ging 1736 nach Ingolstadt, um dort die Rechte zu studiren. Als er nach dreijährigem Aufenthalte daselbst eben in München die Rechtspraxis begonnen, brach nach dem Tode Kaiser Karls VII. (20. October 1740) alsbald der österreichische Erbfolgekrieg aus. P. trat in patriotischer Begeisterung sofort als Freiwilliger unter die Fahnen, und blieb bei diesen, bis

durch den Füssner Vertrag vom 22. April 1745 der Friede geschlossen wurde. Als mit diesem endlich geordnete Zustände wiederkehrten, kehrte auch P. zu seinem früheren Berufe zurück. Er fand alsbald bei dem Reichsgrafen Fugger-Zinneberg als Verwalter auf dessen Besitzung Zinneberg Verwendung, wurde jedoch vor Ablauf von 3 Jahren von den Vätern der Gesellschaft Jesu für ihr Kloster in Neuburg a. D. als Syndicus erwählt, und zugleich zum Vorstand der Civilgerichte ernannt. Als zu Ingolstadt Johann Georg Weishaupt, der den Lehrstuhl für Institutionen und Lehenrecht inne hatte, im Herbste 1753 mit Tod abgegangen war, wurde P. Ende October dieses Jahres an dessen Stelle für Institutionen und Strafrecht berufen, und am 7. November zum Doctor der Rechte erwählt, worauf er sofort seine Vorträge begann. Nach Chlingensberger's Tode mußte er im März 1755 unter Besoldungserhöhung von 600 auf 800 Gulden auch die Vorlesungen über jus patrium (Baierisches Landrecht) übernehmen; diese jedoch nach wenigen Monaten (September 1758) wieder dem neu ernannten Professor Schiltenberger jun. abtreten, worauf er bis zum Wintersemester 1765—66 stets Pandekten las, welche von diesem Zeitpunkte an J. P. Sutor übernahm, während Prugger's Nominalfach bairisches Staats- und Land-Recht bildeten. — P. war wegen seiner streng rechtlichen Gesinnung und seines liebenswürdigen Benehmens von allen Collegen geachtet und geliebt; in Universitäts-Angelegenheiten und Reformfragen stand er nicht immer, doch mehrmals auf Seite Ickstatts, welchen der Kurfürst Max Joseph III. in der hochsinnigen Absicht berufen hatte, durch eine neue wissenschaftliche Richtung den Gesammtbestand der Hochschule, vor Allem die Juristen-Facultät zu beleben, der aber von Seite seiner Collegen — namentlich der Aelteren leider nicht jederzeit die erforderliche Unterstützung fand. Da P. mit den vorerwähnten Eigenschaften Erfahrung, Gründlichkeit und Verläßigkeit verband, genoß er in den weitesten Kreisen unbedingtes Vertrauen und wurde ihm eine Reihe öffentlicher und Privatgeschäfte übertragen. Als Mitglied der Universität war er Vorstand und Custos von deren Archiv, führte dreimal (1757, 1764, 1774) das Rectorat, siebenmal (1754, 1757, 1760, 1764, 1769, 1778, 1782) das Decanat; seit 1756 das „Provasallagium (?) in feudo Eichstettensi", und stand fast regelmäßig an der Spitze der Abgeordneten, welche von der Universität zeitweise an den Münchner Hof entsendet wurden. Außerdem erhielt er kurz nach Antritt seiner Professur das Assessorat über das unmittelbare Amt Hirschberg in Franken, war Director des kurfürstlichen Polizei- und Stadtcommissariates Ingolstadt, und wurde 1784 von Karl Theodor zum Vorsitzenden und Regierungs-Commissär der neuerrichteten Universitäts-Cameral-Deputation (nun Verwaltungsausschuß) erwählt, nachdem er bereits früher von dem ihm wohlgewogenen Kurfürsten Max Joseph III. Titel und Rang eines wirklichen kurbaierischen Hofrathes erhalten hatte. Bei dem großen Ansehen und unbedingten Vertrauen, deren er sich von Seite seiner Mitbürger zu erfreuen hatte, war es eine natürliche Folge, daß dem ohnedieß Vielbeschäftigten mannigfache Arbeiten auch von angesehenen Privaten übertragen wurden; Auseinandersetzung großer Verlassenschaften, Uebernahme wichtiger Vormundschaften, Fällung von Schiedssprüchen in verwickelten Processen, Abgabe von Gutachten und Consilien in streitigen Rechtsfragen und dergleichen. Unter solchen Verhältnissen konnte seine schriftstellerische Thätigkeit, welche dem Gebiete des bairischen Staatsrechts angehört, nur von untergeordneter Bedeutung sein, sie beschränkt sich auf Abfassung zweier größerer Dissertationen: „Observationes practicae ad Jus et Consuetudines Bavariae de privilegiis Statuum provincialium der drey gefreyten Landständen" (Monachii & Ingolstadii 1761, 4°), u. „Dissert. sistens Jus et Consuetudines Bavariae de jure foeminarum illustrium singulari" (Ingolstadii 1765). Dagegen hinterließ er in Folge der ihm übergebenen Privatarbeiten

handschriftlich eine große Zahl von Aufsätzen und juristischen Abhandlungen, welche im Laufe der Jahre verloren gegangen zu sein scheinen. — Altorfer Universitäts-Professoren, welche 1778 den katholischen Süden bereisten und bei dieser Gelegenheit unsern Gelehrten in Ingolstadt besuchten, berichten in ihren „Bemerkungen über einige Gegenden des katholischen Deutschlands" (S. 14): „P. sey ein ansehnlicher Mann von 60 Jahren, der verschiedenes in der Welt versuchet, sich aber nie verehlicht habe. — — Menschen- und Gerechtigkeitsliebe seien ein paar Hauptzüge seines Charakters. Sie hätten bei ihm schöne Malereien und ein kleines artiges Naturalien-Cabinet gesehen." P. starb als Senior der R.-Facultät 1788 im 71. Lebensjahre; am 17. December desselben Jahres hielt Georg Franz Semer, ord. Prof. der Pandekten, seinem verstorbenen Amtsgenossen die übliche Denkrede (Oratio in parentali sacro Viri etc. Prugger. Ingolst. s. a. 4°).

Semer a. a. O. — Mederer, Annal. Ingolst. III, 285, 292. — Permaneder, Annal. Ingolst. 106. — Weidlich, Biogr. Nachr. jetzt lebender Rechtsgelehrter, 2. Thl. 190. — Prantl, Gesch. d. Ludw.-Maxim.-Univers. I, 593, 672; II, 510 N. 194. Eisenhart.

Prugner: Nicolaus P. (Pontanus), Theologe, Mathematiker und Astronom, war am Ende des 15. Jahrh. in Franken geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trat er in den Augustinerorden zu Mühlhausen im Elsaß. Seit 1521 sehen wir ihn in Beziehungen zu Beatus Rhenanus, Oecolampad, Hutten, und namentlich zu Balthasar Hubmaier. Die Schrift, durch welche P. zuerst bekannt wurde, führt den Titel: „Achtunddreißig Schlußreden, so betreffende ein ganz christlich Leben, woran es gelegen ist. Angeben von zweien christlichen Lehreren durch Nicolaum P., Prädikant zu Mülhausen und Balthasar Friedberger, Prädikant zu Waldshut. M. D. XXIV." P. und Augustin Krämer führten die Reformation in Mühlhausen ein, doch mußte ersterer am 16. Februar 1526 die Stadt verlassen. Durch Vermittlung seiner Straßburger Freunde wurde er Prediger in Benfelden, einem Städtchen im Straßburger Gebiet, in welchem die reformatorischen Ideen damals bereits Fuß gefaßt hatten. Als im Juni 1526 ein Weber aus Benfelden in Straßburg wegen anabaptistischer Anschauungen Aufsehen erregte, ermahnte Capito den P. am 11. Juni, er möge für die Reinheit der Lehre eintreten. Im J. 1538 legte P. sein Pfarramt in Benfelden nieder und widmete sich von nun an, anstatt von Neuem in den Dienst der evangelischen Kirche zu treten, ganz der Mathematik, Astronomie und Astrologie, die er schon seit Jahren betrieben hatte. Er hatte schon von Benfelden aus an der Erneuerung der seit 1352 vorhandenen astronomischen Uhr am Straßburger Münster neben den Mathematikern Dr. Michael Heer und Christian Herlin gearbeitet; er besorgte eine Ausgabe des Astronomicon des Jul. Firmicus, und verfaßte einen Bericht über den Cometen des Jahres 1533. Durch diese und ähnliche Arbeiten bekannt geworden, erhielt er nach dem Abzug von Benfelden einen Ruf an den Hof des Erzbischofs von Köln, welch' letzterer ihm seine besondere Gunst schenkte. In Bonn und Coblenz nahm er gemeinsam mit Ruprecht v. Mosham, dem ehemaligen Domdechanten von Passau (der später der „Wiedertäuferei" angeklagt wurde, † 1543), Gelegenheit, im Sinne des evangelischen Glaubens zu wirken und es ist möglich, daß Erzbischof Hermann's spätere Entschließungen durch den Verkehr mit diesen Männern beeinflußt worden sind. Viele Jahre blieb P. am kölnischen Hof. Erst nach Hermann's Fall zog er fort und ging an den Hof des Herzogs Georg v. Würtemberg. Dieser machte ihn im J. 1553 zum Professor der Astronomie in Tübingen, wo er um 1557 starb.

Die oben erwähnte Schrift Prugner's und Hubmaier's findet sich in der Univ.-Bibl. zu Straßburg. — Prugner's Bild und eine kurze Lebensbeschreibung

findet sich bei H. Pantaleon, Prosopographiae Heroum. Basileae 1566, p. 249. — Ungedruckte Briefe im Thesaurus Baumianus, Msc. der Straßburger Bibl. — Gedruckte Briefe s. Zwinglii Opp. VII, 474 f. und VIII p. 57. — Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus 1886 S. 293, 446 u. 449; Böcking, Opp. Hutteni II, 255; K. Schmidt, Der Antheil der Straßburger an der Ref. v. Churpfalz p. XI u. LVI; Corpus Reformatorum V, p. 115.; Röhrich, Mittheilungen aus der Gesch. der evang. Kirche des Elf. III p. 180—201. — Ueber die Bez. zu Ruprecht v. Mosham s. dessen Microsynodus Treverina Bl. M. 1. und Strobel, Miscellanea V, S. 31 u. 90. — Varrentrapp, Hermann von Wied (Register s. v. Prugner).

Ludwig Keller.

Pruner: Franz P., Arzt, ist am 8. Mai 1808 in der Ortschaft Pfreimd (Oberpfalz) geboren. Er hatte in München Medicin studirt, war in den letzten Jahren seiner Studienzeit als Assistent an der medicinischen Klinik des Prof. v. Grossi, der seine Ausbildung wesentlich gefördert hatte, thätig gewesen, und erlangte nach Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation „Tentamen de morborum transitionibus“ 1830 die medicinische Doctorwürde. Auf Anregung von Pariset, der im Auftrage der französischen Regierung im J. 1829 nach Aegypten gegangen war, um daselbst Studien über die orientalische Beulenpest anzustellen, und den er auf einer nach Paris unternommenen Reise kennen gelernt hatte, faßte P. den Entschluß, den Orient zu bereisen; hierzu bot sich ihm in der eben in Ausrüstung begriffenen Hügel'schen Expedition (vergl. A. D. B. XIII, 308) eine günstige Gelegenheit und er war im Begriffe sich derselben anzuschließen, als er 1831 einen Ruf als Prof. der Anatomie an die medicinische Schule zu Abuzabel bei Kairo erhielt, dem er folgte, und mit welchem sich für ihn eine glänzende Laufbahn in Aegypten eröffnete. Schon im J. 1834 wurde er zum Director des Militärhospitals zu Esbegyeh, zwei Jahre später zum Director der Centralhospitäler zu Kairo und Kast-el-Ain und 1839, mit dem Titel und Range eines Bey, zum Leibarzte des Vicekönigs Abbas-Pascha ernannt, und in diesen bevorzugten Stellungen war er stets bemüht gewesen, alle wissenschaftlichen Bestrebungen in Aegypten nach Kräften zu unterstützen und zu fördern. — Im J. 1860 mußte er seiner geschwächten Gesundheitsverhältnisse wegen das Land verlassen; er ging nach Paris, um hier die bereits in Aegypten begonnenen wissenschaftlichen Forschungen im Gebiete der Ethnographie und Anthropologie fortzusetzen, 1870 siedelte er, als Deutscher aus Frankreich vertrieben, nach Pisa über, wo er sich ebenfalls vorzugsweise mit Schädelmessungen und dem Studium der Völkersprachen beschäftigte und hier ist er am 29. September 1882 gestorben. — Unter den litterarischen Arbeiten Pruner's nimmt die Schrift „Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet“ (1847), die erste Stelle ein; sie bietet einen sehr werthvollen Beitrag zur medicinischen Geographie und Epidemiologie des Orients, für deren Bearbeitung die von ihm selbst gemachten reichen Erfahrungen in schweren Pest-, Typhus- und Cholerafeuchen ihm ein werthvolles Material geboten hatten. — In einer kleinen (1839 erschienenen) Arbeit „Ist denn die Pest wirklich ein ansteckendes Uebel?“ behandelte er die wichtige Frage über die Contagiosität dieser Krankheit, wobei er den Beweis lieferte, daß dieselbe zwar übertragbar (infectiös), aber nicht ansteckend (im gewöhnlichen Wortverstande) sei. Später (1851) veröffentlichte er eine kleine Monographie „Die Weltseuche Cholera und die Polizei der Natur“, in welcher er den Nachweis führte, welchen großen Einfluß die mangelhafte Gesundheitspflege auf die Entstehung und Verbreitung dieser Seuche äußert. Die Resultate seiner ethnographischen

Forschungen hatte er (1841) in einer der bairischen Akademie der Wissenschaften eingesandten Abhandlung „Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrassen“ niedergelegt und spätere Arbeiten auf diesem Gebiete kurz vor seinem Tode in Manuscripten der bairischen Staatsbibliothek überwiesen. Noch vor seinem Abgange aus Deutschland hatte er in Gemeinschaft mit Seb. Fischer eine Sammlung der „Opera posthuma“ (3 Bde. 1831) seines von ihm hochverehrten Lehrers v. Grossi veranstaltet und bei der Universität München hat er sich ein dankbares Andenken durch ein reiches Legat gesichert, indem er derselben ein bedeutendes Vermögen behufs Stipendien für unbemittelte Studirende vermacht hat.

Vergl. hierzu v. Voit in den Sitzungs-Berichten der baierischen Akademie der Wissenschaften 1883, S. 241. A. Hirsch.

Prüschenk: Zacharias P. v. Lindenhofen (auch Prüeschenck v. Lindenhoven), herzoglich sächsischer Geheimrath und Regierungs-Präsident; geb. am 19. Januar 1610 in Sulzbach, † 1679 zu Jena. Das Haus P. ist eines der ältesten adeligen Häuser in Oesterreich, das schon 1069 blühte, und aus welchem später die jetzigen Grafen v. Hardegg hervorgingen. Es theilte sich zu Anfang des 13. Jahrh. in zwei Zweige, von denen der zweite zu Freistein in Oberösterreich saß. Freistein wurde 1333 gegen Lindenhofen in der Oberpfalz erworben und nannten sich die Glieder dieses Zweiges, auch nach dem 1615 erfolgten Wiederverkaufe Lindenhofens — „Prüschenk ab Lindenhofen“. Nach der Veräußerung Lindenhofens wandten sich Sprossen dieses Zweiges wieder nach Oesterreich, Andere nach Sulzbach, Nürnberg oder Hessen. Zu den Sprossen dieses zweiten Zweiges gehörten auch die Vorfahren unseres Zacharias, dessen Vater, Sebastian — mit Katharina Pöder v. Pöderstein verheirathet — kurpfälzischer Rath, Landrentmeister des Fürstenthums Neuburg und Director des Zoll- und Mauthwesens war. Zacharias besuchte das Gymnasium zu Neuburg; als dort in Folge der Gegenreformation die protestantischen Lehrer von den öffentlichen Schulen entfernt wurden, erhielt Zacharias von Nicolaus Kirchmeyer, früherem Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, dann von dem ehemaligen Gymnasialrector Johann Mancus Privatunterricht; 1628 ging er zur Erlernung der Rechtswissenschaft nach Altorf, 1630 nach Jena. 1631 besuchte er seine Eltern in Nürnberg, welche er in sehr dürftigen Verhältnissen traf, da sein Vater um der Religion willen seine Aemter niederlegen, und das Land verlassen mußte, daher ohne gesichertes Einkommen in Nürnberg lebte. 1632 hielt Zach. P. seine Gradualdisputation, wurde jedoch erst am 19. Januar 1635 zum Doctor der Rechte promovirt, gegen den ausgesprochenen Willen seines Vaters, welcher der Meinung huldigte, „daß Edelmann und Doctor keine anständige Verbindung machten“. Im nämlichen Jahre erhielt P. zu Jena ein Professorat der Rechte sammt der Stelle eines Beisitzers am Hofgerichte und der Juristenfacultät, und wurde 1639 nebenbei zum wirklichen Rath bei der Wittwe des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Altenburg ernannt, welche unfern Jena auf dem Schlosse Dornburg residirte. Im nächsten Jahre (1640) trat er unter Beibehaltung des Seniorates der Jenenser Rechtsfacultät und des Beisitzes am gemeinschaftlichen Hofgerichte, als Rath in herzoglich Weimaranische Dienste. 1644 erwählte ihn die damals hochangesehene „fruchtbringende Gesellschaft“ (auch Palmenorden genannt), welche auf Anregung des Fürsten Ludwig v. Köthen am 24. August 1617 in Weimar gestiftet worden war, unter dem Beinamen des „Förderndeu“ zu ihrem Mitgliede; 1645 wurde er zum wirklichen Geheimrath und Statthalter des Fürstenthums Eisenach befördert, in Folge dessen er dort seinen Wohnsitz nahm. Von 1652—54 hielt er sich als Gesandter des Weimaraner Hofes am Reichstage zu Regensburg auf; nach der Rückkunft bot ihm durch Vermittlung des gelehrten Hermann Conring Herzog Enno Ludwig von Ostfriesland die Stelle eines Kanzlers an. P. schlug indeß das Anerbieten im

Hinblick auf die mannigfachen Gnadenbeweise des sächsischen Hofes aus, nachdem er früher ähnliche Auszeichnungen von Seite Schwarzburgs, Gothas und des Kurfürsten von Mainz dankend abgelehnt hatte. Die letzten Jahre verlebte P. zu Jena als geheimer Rath und Regierungspräsident bei Herzog Bernhard, welcher ihm beiläufig 1673 diese Aemter verliehen hatte, die P. bis zu seinem 1679 erfolgten Tode bekleidete. Trotz der Amtsgeschäfte war P. auch schriftstellerisch thätig, indem er mehrere juristische Dissertationen und Abhandlungen verfaßte, wovon in Jugler's Beiträgen Bd. 3, S. 213—217 ein erschöpfendes Verzeichniß. Indeß sind seine litterarischen Leistungen nicht hervorragend, und werden von seiner staatsmännischen Wirksamkeit weit überwogen. — P. war dreimal verheirathet. Die erste kinderlose Ehe mit der Tochter des sächsischen Leibmedicus Wilhelm Roman v. Muckershausen wurde schon nach zwei Jahren 1635 durch den Tod gelöst. Aus der zweiten Ehe, welche er 1636 mit der Tochter des gefeierten Rechtslehrers Friedrich Hortleder in Jena abschloß, gingen elf Kinder hervor. Als dritte Gattin wählte er Levika v. Kanpen, die Wittwe des Obersten v. Eisenberg. P. erwarb das Lehengut Berka im Fürstenthum Eisenach, welches längere Zeit im Besitze seiner Nachkommen blieb. — Unter seinen Söhnen ist Christian Friedrich P. namhaft zu machen, der zuerst sächsischer Hofrath, zuletzt (um 1672) Amtshauptmann zu Ichtershausen im Fürstenthum Gotha war, und 1678 in politischen Angelegenheiten an den König v. Dänemark abgeordnet wurde. Er gab 1659 zu Frankfurt in 12° unter dem Namen Lepidus Philalethes Gannio den „Academicus somnians" heraus, eine „artige Spottschrift", welche 1720 wieder aufgelegt wurde. Er zeigte sich selbst in einem Briefe, (den Struv mit einigen andern Christian Friedrich's in den act. litter. Fasc. 8, S. 68 ff. veröffentlichte,) und der an seinen Vater gerichtet ist, als Verfasser derselben an. —

Kneschke, Adels-Lexikon, Bd. VII, S. 266 u. 67. — Jöcher's Gel.-Lexikon III, 1795, u. Rotermund, Bd. 6, S. 991—993. — Jugler, Beiträge zur jurist. Biogr. Bd. III, S. 207—218. Eisenhart.

Pruß: Johann P. (auch Pryß, Priis, Prues, Briese, Pryhs u. s. w. gedruckt), war von 1480—1510 in Straßburg „zum Thiergarten" als Buchdrucker thätig. Ueber seine Herkunft und seinen Lebensgang ist nichts bekannt geworden; wohl aber hat sich eine nicht unbedeutende Anzahl seiner Druckerzeugnisse erhalten. Unter den zahlreichen Werken dieses Meisters, welcher neben Anderem auch die Schriften Johann Gerson's unter Geiler's Leitung druckte, befindet sich auch eine Schrift aus dem Jahre 1488, in welcher von dem Jahre 1457 gesagt wird, daß „um diese Zeiten die zuvor unerhörte Buchdruckerkunst zu Mainz erfunden wurde". Nur ein kleiner Theil der Druckwerke Pruß's ist mit seinem Namen erschienen, während verschiedene Werke ohne Druckfirma, die häufig anderen Druckern zugeschrieben wurden, nach neueren Typenstudien, gleichfalls aus seiner Officin hervorgegangen sind. Als Drucke der Pruß'schen Presse können wir hiernach anführen: „Statuta prouincialia vetera et noua" 1482. Diese frühe Ausgabe der „Statuta" für Mainz erschien ohne Ort, Firma oder Jahrzahl, aber die Typen deuten unstreitig auf P. Ein gleiches gilt von „Ortus Sanitatis de herbis et plantis" ꝛc., der 1483 mit 1058 Holzschnitten erschien. Dieser ersten Ausgabe des Pruß'schen „Hortus", dessen Verfasser (gleichwie auch der 1458 in Mainz erschienenen Ausgabe) Johann de Cuba war, folgten später noch drei Auflagen bei P., und zwar in den Jahren 1487, 1492 und 1498. Auf dem interessanten Druck: „Martirologium der heiligen nach dem Kalender" von 1484 hat sich P. genannt, dagegen findet sich auf dessen „Sermones Thesauri noui de Sanctis" von 1484 nur der Druckort und die Jahrzahl; die Firma aber fehlt, gleichwie auch in den Schriften

„Rationale diuinorum officiorum“ 1486 und „Malleus maleficarum“ 1487. Außerdem brachte P. im J. 1487 noch eine Sammlung von Redensarten und Phrasen — unter dem Titel „Varietates sententiarum seu Synonyma“ und einen Nachdruck des 1486 in Mainz gedruckten Buches: „Bernhard v. Breydenbach, Heilige Reisen nach Jerusalem.“ Diesen folgte dann 1488 Rolevinck's Chronik, ein Formularbuch mit dem Titel „Formulare Und Tütsch rhetorica“, das 1502 bei ihm in zweiter Auflage erschien, dessen Verlagsrecht später aber an Knobloch in Straßburg überging. Auch verschiedene Ausgaben der Heiligen Schrift sind aus Pruß's Presse hervorgegangen; so 1489 eine „Biblia“ in Klein-Folio, auch 1490 eine „Biblia pauperum“ in Klein-Quart, sowie 1492 der vierte Theil der „Postilla über die Bibel“ mit den Ergänzungen des Paulus Burgens, enthaltend das neue Testament. An weiteren Drucken aus der Officin Pruß's sind noch bekannt: eine deutsche Ausgabe der 1488 in lateinischer Sprache erschienenen Welt-Chronik von 1493; eine Legende über St. Pauls Leben von 1498, eine Verherrlichung der Dichtkunst nebst einer gelehrten Prosodie unter dem Titel „Margarita poetica“ 1503 und eine mit langen Commentaren versehene bukolische Dichtung auf die Jugend aus dem gleichen Jahre, sowie endlich ein kleines Schriftchen „De vita beata“ 1507 von demselben Verfasser. Des berühmten Wimphelings Schrift „Epitome rerum Germanicarum“ ist ebenfalls bei P. 1505 gedruckt, und von dem in vielen Ausgaben bekannten „Processus Luciferi“ hat P. 1507 und 1508 zwei Ausgaben mit Holzschnitten herausgegeben. Trotz dieser so regen eigenen Verlagsthätigkeit druckte er auch noch für Joh. Knobloch in Straßburg, da dessen Pressen für die an ihn gelangten Aufträge nicht ausreichten. Vom Jahre 1508 ab war die Officin bis 1527 im Besitz des Sohnes, der sich auf seinen Werken jedoch nur selten Johann P. jun. nannte, in den meisten Fällen es vielmehr vorzog, die alte Firma seines Vaters zu führen. Unter den Druckerzeugnissen des jüngeren P. verdienen hervorgehoben zu werden: eine Verdeutschung von achtzehn Erzählungen und Novellen von 1510 mit 19 Holzschnitten und ein lateinisch-deutsches Vocabularium von 1512. Renatus Beck aus Köln 1511—1522 zuerst des älteren P. Gehülfe, wurde später sein Schwiegersohn und endlich auch Geschäfts-Nachfolger. Als Signet führte P. von 1480—1527 ein Schild mit Monogramm, doch kommt auch letzteres ohne Schild vor.

Vergl. Klemm, Katalog S. 123—136, 437 f. — Kapp, Geschichte S. 86 ff. — Falckenstein, Buchdruckerkunst S. 169. — Stieda, Geschichte der Straßb. Buchdr. 1880 u. s. w. J. Braun.

Prutz: Robert P. ist in der deutschen Litteratur ein Name, viel genannt und mit Ruhm genannt, als sein Träger noch lebte, aber auch jetzt noch unvergessen, weniger zwar deßwegen, weil dieser auf dem Gipfel des Parnasses gesessen, oder die Litteratur in neue Bahnen gelenkt hätte, sondern hauptsächlich darum, weil seine Muse gewappnet einhergeht und männlichen Ernstes und Muthes mitstreitet in den Kämpfen der Zeit, wo sie zwar Wunden und Niederlagen erleben muß, aber gleichwohl ihre Würde und Hoheit bewahrt und weder an sich noch an der Welt verzweifelt. P. ist Zeit seines Lebens ein Kämpfer gewesen für Schönheit, Wahrheit und Recht, und hat die Herrschaft dieser Trias trotz der schmerzlichsten Enttäuschungen und der bittersten Erlebnisse zu sieghafter Anerkennung zu bringen gesucht. Da, wo der Kampf seine Kraft nicht stählt, hat P. keine besonders markirte, originelle Physiognomie, immerhin weiß er die Saiten seiner Leyer, sogar im gereiften Mannesalter, mit jugendlicher Kraft anzuschlagen und ihnen wiederum Töne des süßesten Wohlklangs, der innigsten Empfindung und des zartesten Schmelzes zu entlocken, wie sie sonst nur jugendlich fühlenden und glühenden Herzen eigen sind. Eine allseitig angelegte Natur, hoch

gebildet, mit empfänglicher Seele und reichem Geist ausgestattet, nahm er an allem, was die bewegte Zeit brachte, den regsten Antheil, und blieb keinem geistigen Gebiet, welches allgemein-menschliches Interesse erregen konnte, verschlossen; seine Gewandtheit in den verschiedensten Formen der Darstellung befähigte ihn, die verschiedenartigsten Materien geistig gleichsam zu erobern und zu beherrschen. Gleichwohl zersplitterte er seine Kräfte nicht, sondern wußte mit glücklichem Takte das Wichtige, seiner individuellen Anlage besonders Zusagende herauszugreifen und, soweit möglich, künstlerisch zu gestalten. Seit dem Jahre 1840 (Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV.) bis 1866 finden wir im Leben des deutschen Volkes keinen entscheidenden Moment, an dem nicht auch P. seine Stimme als Journalist oder als Schriftsteller oder als Redner erhoben hätte.

Robert Eduard P. wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, als Kind eines Kaufmanns, der sich aus eigener Kraft zu Wohlstand emporgerungen hatte und, da er sein Vermögen durch die napoleonischen Kriege verloren, nun bemüht war, durch verdoppelte Anstrengung den Verlust wieder einzubringen. Aber das Glück wollte sich nicht mehr einstellen, und der strenge heftige Mann endete vor der Zeit in Schwermuth. Die schwächere Mutter scheint auf den Knaben nicht bleibend eingewirkt zu haben, um so mehr seine älteste Schwester.

Die größte Förderung erhielt der mit Vorliebe der Litteratur zugewandte Jüngling durch anregende Lehrer, wie Ludwig Giesebrecht, Hasselbach, K. E. A. Schmidt u. a., die damals am Marienstiftgymnasium wirkten. Mit glänzenden Zeugnissen verließ der Abiturient Stettin und widmete sich auf den Universitäten Berlin, Breslau und Halle (1834—1838) dem Studium der Philologie, das allerdings, an den erstgenannten durch Zerstreuungen und studentische Ungebundenheit aller Art gefährdet, erst in Halle zu ordentlicher, erfolgreicher Arbeit gedieh. Im J. 1838 erschien als erste wissenschaftliche Arbeit von P. seine Doctordissertation über die Quellen der Annalen des Tacitus und anderer römischer Historiker („De fontibus quos in conscribendis reb. inde a Tiber. usq. ad mort. Neron. gestis auctt. vett. secuti videantur“). Litterarisch-belletristisches von seiner Hand war schon früher — z. B. in Chamisso's Musenalmanach — an die Oeffentlichkeit getreten, und auch jetzt noch ging die poetische Beschäftigung friedlich neben streng philologischer Arbeit und gelehrten Plänen (Geschichte des Horaztextes, Abhandlung über die Partikel ἄν) einher; bei diesen hatte P. nicht sowol eine pädagogische, als eine akademische Laufbahn im Auge. Er gedachte sich in seiner Vaterstadt Stettin darauf vorzubereiten, fand hier übrigens, besonders im regen Verkehr mit dem geistvollen Oberlehrer Wellmann, dessen Haus der eigentliche Mittelpunkt des dortigen geistigen Lebens war, auch für seine poetischen Bestrebungen Verständniß und Förderung. In Halle sodann, seiner zweiten Heimat, wohin er 1839 schon zurückkehrte, schloß er sich an die jüngeren Docenten und Doctoren, besonders erfolgreich aber wurde seine Verbindung mit Arnold Ruge und Echtermeyer, den Herausgebern der „Halle'schen Jahrbücher“. P. wurde sofort Mitarbeiter dieser epochemachenden, freiheitlichen Zeitschrift, und diese verdankt einen großen Theil ihres wohlverdienten Ansehens der Thätigkeit ihres neu gewonnenen Mitarbeiters. Diese war um so ersprießlicher, als sie, in wohlthuendem Gegensatz zu dem etwas steifen und abstracten Doctrinarismus Ruge's, durchaus eine praktische Richtung nahm und realisirbare Zwecke verfolgte, indem sie die Litteratur mit dem nationalen Interesse zu verschmelzen bestrebt war. Der jugendliche Journalist gewann dadurch zugleich erwünschte Fühlung mit den Koryphäen der damaligen geistigen Bewegung. Sein im J. 1840 erschienenes „Rheinlied“ — eine Vertiefung des N. Becker'schen Gedichtes — war nicht blos ein würdiger Vorläufer seiner im folgenden Jahre

in die Oeffentlichkeit tretenden „Gedichte“, sondern konnte gleichsam als Programm seiner dichterischen Ziele gelten, einer Bereicherung nämlich des poetischen Haushaltes durch nationale und patriotische Stoffe und durch die treibenden Mächte der Zeitinteressen. Die „Gedichte“ selber, wie auch die zweite, 1843 erschienene Sammlung machen zwar nicht den Eindruck einer groß angelegten, ursprünglichen und aus dem Vollen schöpfenden Dichterkraft, und auch ihre Formvollendung kann uns nicht über die Farbenpracht einer blendenden Rhetorik hinwegtäuschen, es fehlt ihnen vielfach der Reiz des Einfachen, Naiven, das sich beim Lesen sofort in Töne umsetzt, aber gleichwohl sind sie hoch entrückt über das Mittelmaß und wandeln, gegenüber der herkömmlichen verbrauchten Wein- und Liebeslyrik, doch in neueren Geleisen. Das Jahr 1841 — für das Leben des Dichters besonders wichtig durch seine eheliche Verbindung mit der Tochter eines sächsischen Beamten — brachte auch die erste größere Arbeit von P., die mustergültige Monographie über den „Göttinger Dichterbund“. In der Hoffnung, sich durch dieses glänzende Beweisstück für seine wissenschaftliche Befähigung eine akademische Stellung erringen zu können, gründete P. seinen jungen Hausstand in Jena und verlebte dort glückliche Tage im Verkehr mit Gelehrten wie Göttling, Danz, Luden, K. Hase, aber nicht nur erreichte er sein Ziel nicht, sondern er erlebte das Schlimmste. Sein ungescheutes politisches Auftreten, die freundschaftliche Verbindung mit Herwegh, sogar mit Dahlmann (!) machten ihn den sächsischen Regierungen verdächtig, und als nun vollends ein gedrucktes Tischlied auf Dahlmann der in verwegener Weise hintergangenen Censur in die Hände gerieth, so fand sich der willkommene Anlaß, sich des Autors R. P. durch förmliche Ausweisung zu entledigen (1843).

Mehr als je war nun P. auf die Arbeit seiner Feder angewiesen, denn er hatte zugleich für Weib und Kind zu sorgen. Zunächst gründete er das „Litterarische Taschenbuch“ (1843—48 jährlich erschienen), das vortreffliche Studien des Herausgebers selber enthält, dann (1847) erschienen die in jenen Jahren entstandenen Dramen „Karl von Bourbon“, „Moritz von Sachsen“ und „Erich XIV., der Bauernkönig“ (Prutz, dramat. Werke 1847—1849, 4 Bde.), denen die unbedeutende romantische Comödie in Platen's Stil „Nach Leiden Lust“ vorangegangen war; „sie wurzeln trotz ihrer historischen Stoffe und ihrer poetischen Form ganz in den politischen Erregungen jener gährungsreichen Jahre“, ohne indessen diesen Charakter ungebührlich zur Schau zu tragen. Trotzdem sie heute verschollen sind, haben sie poetischen Gehalt und dramatisches Leben, und verdienen mehr als manches moderne Zugstück eine Wiederaufnahme. Gewaltiges Aufsehen erregte, nicht nur beim Publicum, sondern auch höheren Ortes, die nach Form und Inhalt aristophanische, d. h. Alles, was im Staat, in der Litteratur, der Philosophie u. s. w. den Ingrimm oder den Hohn des Dichters herausforderte, geißelnde Comödie: „Die politische Wochenstube“ (1845 in Zürich — aus guten Gründen! — gedruckt und verlegt) — in ihrer Art ein Meisterstück, heut zu Tage zwar nicht vergessen, aber wegen der vielen der Augenblickssituation geltenden Anspielungen nicht mehr völlig verstanden. An Vielseitigkeit und Schärfe, allerdings auch an Derbheit ist sie ihren Vorgängern (Platen's Comödien, den „Mondzüglern“ H. Hoffmann's, den „Winden“ Gruppe's) überlegen. Für den Verfasser aber hatte sie neben dem litterarischen einen weniger erfreulichen Erfolg, nämlich sie trug ihm einen Proceß wegen Majestätsbeleidigung ein. König Friedrich Wilhelm IV. jedoch, an den sich der Verfolgte und Verfehmte in einer würdig gehaltenen Bittschrift gewandt hatte, schlug durch eine Cabinetsordre den Proceß nieder und gestattete dem Bittsteller sogar, in Berlin litterarische Vorlesungen zu halten; beides war durch die Intervention A. v. Humboldt's mit veranlaßt worden. Die Vorlesungen hatten zwar einen

außergewöhnlichen Erfolg, aber sie konnten den Gefeierten doch nicht für die fehlgeschlagene Hoffnung auf eine dauernde akademische Lehrthätigkeit entschädigen. Ein Ruf nach Hamburg als Dramaturg (1847) schien eher Garantie für eine dauernde Stellung zu bieten, aber er schien es auch nur. Der Aufenthalt in Hamburg dauerte nur einige Monate, nicht viel länger der in Dresden, wo P. es wieder mit Vorlesungen versuchte. Die Früchte dieser Thätigkeit liegen in der leider Torso gebliebenen „Geschichte des deutschen Journalismus" (1. Theil, Hannover 1845), den „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (Leipzig 1847) und den „Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart" (Leipzig 1847) vor. Im Sturmjahre 1848 zog es ihn nach Berlin, und hier schien wenigstens einer seiner Träume, der seine persönliche Stellung betraf, inmitten schmerzlicher Enttäuschungen sich erfüllen zu sollen, obschon auch dieser nur unvollständig: das Jahr 1849 brachte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Litteraturgeschichte in Halle. Der Gehalt war sehr bescheiden, die collegialischen Verhältnisse großentheils unerquicklich, die Gesundheit schwankend. Während eines aus letzterem Grunde nöthig gewordenen Urlaubs gründete P. (1851) das „Deutsche Museum", eine Zeitschrift, welche er (in Verbindung mit Wolfsohn) zum Range einer der geachtetsten Deutschlands erhob, und erst im Jahre 1866, wo er wegen Kränklichkeit ausschied, aus seiner Obhut entlassen mußte. Die um sich greifende Reaction, Chicanen und Aufspürereien, Zerwürfnisse mit den oppositionell gesinnten Collegen, denen P. nicht mit der gehörigen Vorsicht heimzahlen mochte, Denunciationen von unten und Maßregelungen von oben machten den Aufenthalt nach und nach zu einem unerträglichen; es war die höchste Zeit, daß P. — 1857 — Halle „auf Urlaub" verließ, um nur noch für kurze Zeit zurückzukehren. Man suchte ihn jetzt zwar, merkwürdig genug, zu halten, umsonst, er nahm seinen Abschied. Es folgten nun, daheim in Stettin, zwei Jahre angestrengter, aber auch lohnender Arbeit; als vortragender Redner erlebte P. wahre Triumphe. Die schriftstellerische Thätigkeit war nie unterbrochen worden. Im J. 1847 waren die „Kleinen Schriften" (Merseburg, 2 Bde.), 1850 die „Zehn Jahre Geschichte der neuesten Zeit" (1. Bd., Leipzig, der 2. folgte 1856), 1857 die schöne Arbeit über den dänischen Dichter Holberg (mit einer Auswahl von Uebersetzungen und der Widmung an Dahlmann, 1 Bd., Stuttg. u. Leipzig), drei Jahre vorher die Sammlung „Neue Schriften zur deutschen Litteratur- und Culturgeschichte" (Halle 1854) erschienen, worin P. der Poesie neue Ziele hinstellt und neue Pfade empfiehlt mit der dringenden Aufforderung: „Sie möge aufhören nur immer zu jubeln und zu drohen, zu jauchzen und zu klagen, sie lege mit Hand an zum Aufbau unseres Vaterlandes, nur dann werde sie aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber eine Poesie der Männer werden." — Aber siehe, vier Jahre später sehen wir die verpönte Jünglingspoesie durch des Dichters P. eigenstes glänzendes Beispiel wieder aufleuchten und zwar in voller Pracht. In der That, durch keine seiner poetischen Kundgebungen hat er seine Dichternatur so voll beglaubigt, wie durch die Sammlung „Aus der Heimat" (Leipzig 1858). Der erotische Gluthhauch, der uns aus diesen Liedern entgegenweht, die Dithyrambik der aus dem vollen Herzen hervorbrechenden, nicht erfundenen, sondern nach des Dichters eigenem Geständniß wirklich empfundenen Gefühle und Erlebnisse sind die eines liebeberauschten Jünglings, und die Frage, wie und ob diese „zweite Liebe", deren Stern über das alternde Haupt des Dichters seine Funken wirft, sich mit den Lebensverhältnissen des Dichters vertrug, darf eine kurze Lebensskizze zu beantworten sich nicht erkühnen. Also trotz seinem Programme der Zukunftspoesie, trotz dem Schlußworte in der 1859 erschienenen Schrift „Die deutsche Litteratur der Gegenwart", daß eine erneute Blüthe unserer

Litteratur nicht möglich sei ohne eine Erneuerung unseres gesammten volksthümlichen Daseins, erkennt P., wenigstens durch die Praxis, der individuellen Poesie, der Gemüthslyrik, denn doch auch ihre Berechtigung zu. Er hat diese Praxis auch noch später mehrmals geübt, in der Sammlung 1861 „Aus goldenen Tagen“, 1864 in den „Herbstrosen“ (5. Aufl. 1875) und im „Buch der Liebe“ (1869, 3. Aufl. 1874). In den Romanen, die mit Ausnahme von „Oberndorf“ (Leipzig 1862, 3 Bde.) vor diese Zeit fallen, hat sich P. dagegen redlich bemüht, Fragen der Zeit, Stoffe aus dem socialen Leben zu behandeln, und ähnlich wie später G. Freytag, das Volk bei der Arbeit aufzusuchen, so in „Das Engelchen“ (Leipzig 1851, 3 Bde.,), wo die Farben schon kräftig aufgetragen sind; greller noch treten sie uns entgegen im „Musikantenthurm“ (1855, 3 Bde.), mit Humor getränkt in „Felix“ (Leipzig 1851, 2 Bde.), während „Die Schwägerin“ (eine Novelle, Dessau 1851) und der Roman „Helene, ein Frauenleben“ (Leipzig 1856, 2 Bde.) sich mehr im häuslichen Geleise bewegen. — Ein Schlaganfall im Jahre 1860 und bald darauf ein Todesfall in seiner Familie drohten dem Leben des schwer Erschütterten Gefahr, um so mehr, da sich P. in Stettin nach und nach vergessen fühlte. Doch der gedrückte Geist erhob sich wieder in dem Maße, als die äußere Lage sich besserte (letzteres zumeist durch Aufnahme unter die lebenslänglichen Pensionäre der Schillerstiftung). So konnte 1862 seine Schrift „Menschen und Bücher. Vergleichende Beiträge zur deutschen Litteratur- und Sittengeschichte“ erscheinen und später, bei völlig wiedererlangter geistiger Frische, im Kriegsjahr 1866 die geharnischte Terzinenreihe „Mai 1866“ und die Palinodie „Juli 1866“, von denen die erstere ihm eine, freilich durch die bald darauf folgende Amnestie niedergeschlagene Verurtheilung zu dreimonatlichem Gefängniß zuzog.

Seine Laufbahn als politischer Dichter war mit diesen Kundgebungen geschlossen.

Der letzte Theil seines Lebens und Wirkens war, trotz der erschütterten Gesundheit, ein Wandern zwischen Stettin und Berlin, Bremen, Breslau, Hannover, Hamburg u. a. zum Zweck öffentlicher Vorträge, „in denen der ganze Glanz und die ganze Gewalt seiner freien Rede sich zu vollster Wirkung entfaltete“. Der schwache Körper versagte aber nach und nach; Badecuren in Karlsbad, ein längerer Aufenthalt in der Schweiz brachten keine Besserung, kaum eine vorübergehende Linderung. Als vollends auch eine Abnahme der geistigen Kräfte sich fühlbar machte, wünschte P. Erlösung durch den Tod. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Am Abend des 20. Juni traf ihn ein neuer Schlaganfall, infolge dessen er in der Frühe des 21. Juni 1872 den Geist aufgab. — Ein arbeitsvolles Leben, reich an Kämpfen und Enttäuschungen, aber auch reich an Erfolgen war ihm zum Loose gefallen, er hat dessen größeren Theil eingesetzt für die geistige Wohlfahrt seines Vaterlandes, im Dienste des Rechtes und der Freiheit, sein Schaffen wurzelt in einem edlen Wollen und strebt nach hohen Zielen, nicht seine Schuld ist es, wenn er diese nicht alle erfüllt sah; zu der Saat, welche später aufging und noch ferner aufgehen wird, hat auch P. Samenkörner gestreut.

Vgl. Deutsche Warte, von Dr. Bruno Meyer, 2. Septemberheft, Leipzig 1872, einen Necrolog von H. P. enthaltend; anderes in den Werken des Schriftstellers selbst.

J. Mähly.

Przemyslaw I. (Přimislaw, Přemek, Přimko), Herzog von Teschen, kaiserlicher Hofrichter und deutscher Reichsvicar unter König Wenzel, diente in seiner Jugend am Hofe Kaiser Karl's IV., in dessen Umgebung ihn zahlreiche Urkunden nennen. Da er noch bei Lebzeiten seines Vaters Kasimir selbständige Regierungsacte in seinem Teschen'schen Erblande vollzieht, wird er wohl nicht mehr ganz jung

gewesen sein, als er 1358 zur Regierung gelangte. Obschon dieselbe für sein Erbland von großer Bedeutung war, denn P. erwarb demselben die Burg und das Land Siewierz (1359), ferner die halbe Stadt Beuthen, Peiskretscham und Gleiwitz mit ihren Zugehörungen, alsdann die halbe Stadt Groß-Glogau, Steinau und Guhrau, weshalb sein Titel sich zu dem eines Herzogs von Teschen und Groß-Glogau erweiterte, erlangte ferner durch Schenkung König Wenzel's (1383) die bald wieder aufgegebene Herrschaft über Falkenberg und Ober-Glogau, und vereinigte endlich gegen den Ausgang seiner Jahre das beinahe 80 Jahre von Teschen getrennt gewesene Herzogthum Auschwitz mit demselben wieder, obschon also P. seiner Erbherrschaft einen Umfang verschaffte, wie ihn weder vor ihm noch nach ihm ein Herzog von Teschen besaß, so liegt doch das Uebergewicht seines Werthes in der Rolle, die ihm am deutschen Kaiserhofe zugefallen war. Namentlich von der Zeit an, da sein älterer Bruder Wladislaw wahrscheinlich bei der Vertheidigung des Kaisers im Pisaner Aufruhr (1355) gefallen war, trat P. merklich in den Vordergrund, und es gab wohl kaum irgend eine andere Persönlichkeit in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, welche mit der Politik der beiden Kaiser aus luxemburgischem Hause so vertraut und verbunden war, wie P. von Teschen. Da Karl IV. ihn zum kaiserlichen Hofrichter ernannte und sein Name in den auf die Gesetzgebung der goldenen Bulle bezüglichen Urkunden häufig vorkommt, so ist wohl kaum zuviel gesagt, wenn man ihn einen Mitarbeiter an der für Deutschland so überaus wichtigen Constitution nennt. Aber auch weiterhin, wenn man aus den Urkunden der beiden Kaiser diejenigen ausscheidet, in welchen P. nicht bloß als Zeuge, sondern als der die „Relation“ vertretende Kanzleibeamte auftritt, so findet man, daß hervorragende Handlungen der Monarchen auf den Herzog zurückzuführen sind. Daß er in einer Reihe von wichtigen Legationen der directe Geschäftsführer war, ist noch unmittelbarer bezeugt. In den bedrohlichen Störungen des Verhältnisses zwischen Karl IV. und Ludwig von Ungarn macht er nicht bloß den ausdrücklich als „vorzüglicher und geschäftsgewandter Diplomat“ gepriesenen Vermittler, sondern er ist geradezu der Autor jener dynastischen Verbindung der Häuser Anjou, Luxemburg und Oesterreich, welche in der sogenannten Heinburger Hochzeit (1375) ihren Ausdruck fand und für die osteuropäischen Monarchieen für die Folge so schicksalsbestimmend wurde. Die Erbverträge zwischen den Luxemburgern und Habsburgern (1364) zeigen ebenso seinen Namen, wie die Urkunde über Einverleibung der Mark Brandenburg (1374) in das böhmische Kronland. Noch wichtiger wird seine Stellung bei König Wenzel, von welchem er gleich nach dem Tode Karl's als Reichsvicar behufs Wahrnehmung der deutschen Interessen der Krone ins Reich gesandt wird. Wie viel von den in den gesunden Tagen Wenzel's geführten Geschäften auf die Rechnung Przemyslaw's zu setzen ist, wird sich wohl niemals aussondern lassen, nur so viel ist erweislich, daß P. unter den Mitgliedern des obersten den König umgebenden Rathes den ersten Platz einnahm. Ganz sein Werk und von ihm selbst eingeleitet und verhandelt ist die Vermählung der böhmischen Prinzessin Anna, der Schwester Wenzel's, mit König Richard II. von England, der seine Verdienste auch mit einer Jahresrente von 500 Pfund Sterling belohnte. Da dieser Vorgang jene mannigfaltigen Verbindungen zwischen Böhmen und England vermittelte, welche den wikleffitischen Lehren in Böhmen den Zugang verschafften, so gewinnt derselbe noch ein über das politisch-dynastische hinausgehendes Interesse. Als sich aber der Geist Wenzel's trübte und seine unlogische und verworrene Handlungsweise zunächst im böhmischen Kreise Widerstandsparteien (den Herrenbund) hervorrief, an welchem Blutsverwandte des königlichen Hauses sich betheiligten, stand P. in unerschütterter Treue zu seinem Monarchen und schloß sich vielmehr den Bestrebungen des Herzogs Johann von Görlitz zu Gunsten

seines Bruders Wenzel an. Aber auch in jenen Auflehnungen der deutschen Reichsfürsten, die zur Absetzung Wenzel's führten, suchte er für die Stellung desselben nach Kräften einzutreten. Im Mai 1400 erscheint er persönlich in der Frankfurter Fürstenversammlung, um für seinen Herrn das Wort zu führen, freilich ohne Erfolg. Von der Zeit an scheint er den Prager Hof verlassen und sich in sein Erbland zurückgezogen zu haben. Als Wenzel im J. 1402 von seinem Bruder Sigmund wiederum gefangen genommen wurde, stiftete P. im Verein mit dem Bischof von Breslau und einigen schlesischen Herzögen und Communen eine Einung, deren Aufgabe die Befreiung und Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Königs und die Wahrung der Sicherheit und des Landfriedens sein sollte. Aus alledem ergibt sich, daß Wenzel wohl kaum einen treueren Anhänger hatte, als diesen P. Dieser hervorragende Charakter der Treue und sein als Hofrichter bewährter Rechtssinn führten ihn wiederholt der Aufgabe zu, Schiedsrichter in den Streitigkeiten der schlesischen Herzöge untereinander und mit der Krone Polen zu sein. Er war zweimal verheirathet, erst mit Katharina, der Tochter Boleslaw's III. von Brieg, und dann mit Elska, der Tochter Boleslaw's von Beuthen-Cosel. Von seinen zwei Söhnen Przemyslaw und Boleslaw ist der Aeltere noch bei Lebzeiten des Vaters (1. Jan. 1406) durch Mörderhand gefallen, was der Vater durch eine an Phalaris von Agrigent erinnernde Strafe gerächt haben soll. In der letzten Zeit seines Lebens soll P. sich noch bemüht haben, den zwischen dem deutschen Orden und Polen drohenden Krieg zu verhindern. Die letzten dreißig Jahre mußte er, vom Podagra geplagt, in einer Sänfte stets umhergetragen werden, und erhielt davon den Beinamen „Noszak". Gestorben ist er im J. 1409 vor dem 23. April.

Vgl. Biermann, Geschichte des Herzogthums Teschen. 1863. — Kasperlik, im Notizenblatt der hist. statist. Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde. 1872. — Grotefend, Stammtafeln der schlesisch. Fürsten. 1875. — Lindner, Gesch. des deutschen Reiches unter König Wenzel. — Palacky, Gesch. Böhmens. — Huber, Regesta Caroli IV. und die deutschen Reichtagsacten. Caro.

Puchelt: Friedrich August Benjamin P., Arzt, ist am 27. April 1784 zu Bornsdorf (bei Luckau in der Lausitz) geboren. Er hatte in Leipzig Medicin studiert, war daselbst 1811 zum Doctor promovirt worden und habilitirte sich noch in demselben Jahre an der dortigen medicinischen Facultät als Privatdocent. Im Jahre 1812 errichtete er eine Poliklinik, wurde 1815 zum Prof. extraord., 1820 zum Prof. ord. der Pathologie und Therapie ernannt und folgte dann einem Rufe als Professor der Pathologie und Director der med. Poliklinik nach Heidelberg, wo ihm 1838 der Titel eines Geh. Hofrathes verliehen wurde; 1852 legte er seine akademische Stellung nieder und ist am 2. Juni 1856 gestorben. — Seine litterarischen Arbeiten, von welchen als die bedeutendsten, bez. umfangreichsten „Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen" (1818, in 2. Aufl. 1843), ferner „Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und Kunst" (1823) und „Das System der Medicin im Umrisse dargestellt" (2 Thl. in 5 Bänden 1825—32. 2. Aufl. 1835) genannt werden mögen, tragen durchweg einen rationalistisch-dogmatischen Charakter und sind längst der Vergangenheit anheimgefallen. Ein größeres litterarisches Verdienst hat er sich um die Mitherausgabe der seit 1825 erschienenen „Heidelberger klinischen Annalen" erworben, in welche er eine Reihe klinischer Berichte niedergelegt hat, die nicht ohne Interesse sind. — Als Lehrer hat sich P. großen Beifalles erfreut. — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon, Bd. XV, S. 252—55 und XXXI, S. 317—18. A. Hirsch.

Puchsbaum: Heinz P., Baumeister am Dome zu St. Stephan in Wien zwischen den Jahren 1432—1455. In die Zeit seiner Bauführung fällt 1446 die Einwölbung des Langhauses und 1450 die Grundsteinlegung zum nördlichen Thurm. Im J. 1452 baute P. die steinerne Denksäule „Spinnerin am Kreuz“ am Wiener Berg, welche noch heute besteht, jedoch schon wiederholt restauriert wurde. Von einzelnen Kunstforschern wurde P. auch die Conception und der Bau der schönen Kanzel im Innern des Domes von St. Stephan zugeschrieben, wozu jedoch bestimmte Anhaltspunkte fehlen. Er erscheint im J. 1455 als Besitzer des Hauses Or.-Nr. 4 (Conscr.-Nr. 410) am Judenplatz in der Stadt. Wann derselbe starb, ist unbekannt. K. W.

Puchta: Georg Friedrich P., Professor der Rechte, Mitglied des preußischen Staatsrathes und der Gesetz-Commission; geboren am 31. August 1798 zu Kadolzburg, † am 8. Januar 1846 zu Berlin. — Bei Darstellung des Lebensweges Puchta's folgen wir wohl am füglichsten den Angaben, welche er selbst auf besonderen Wunsch des italienischen Uebersetzers seines Pandekten-Handbuches kurz vor seinem Tode aufzeichnete.

Georg Friedrich P. ist der erstgeborene Sohn des als Musterbild eines deutschen Praktikers hochgeschätzten Landrichters Wolfgang Heinrich P., und wurde durch seinen Vater schon als Kind mannigfaltig mit rechtlichen Verhältnissen und Anschauungen vertraut. Von 1811 bis 1816 besuchte er das Gymnasium zu Nürnberg unter Umständen, die eine Hinneigung zur alten Geschichte und den Classikern, zugleich aber auch eine genaue Bekanntschaft mit der neueren schönen Litteratur begünstigten; und da Hegel in jenen Jahren als Rector des Gymnasiums seinen Schülern Philosophie vortrug, lernte P. auch die Grundsätze der Hegel'schen Philosophie einigermaßen kennen, obwohl sie in den jugendlichen Zuhörer nicht sonderlich tief eindrang. 1816 bezog er als Rechtscandidat die Universität zu Erlangen, wohin sein Vater einige Jahre früher (1811) als Landrichter versetzt worden war, und hatte den besonderen Vortheil, daß er schon während des Universitätsstudiums von seinem Vater in die Praxis eingeführt wurde. Unter den Professoren machten sich bei einem im ganzen unvollkommenen Unterrichte Gros (Naturrecht) durch seine Persönlichkeit und Glück (Institutionen und Pandekten) durch gewissenhaften Fleiß bemerklich, indeß die Schriften von Niebuhr und Savigny auf den strebsamen Jüngling mächtig einwirkten. Nach vollendetem Rechtsstudium erwarb er mit der Inaugural-Dissertation „de itinere, actu et via“ (Erlangen, 1820. 4°) den Doctorgrad und habilitirte sich noch in demselben Jahre an der Universität Erlangen für römisches Recht. 1821 unternahm er eine längere Reise durch Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Universitäten Jena, Berlin, Göttingen, Bonn, Heidelberg. Er machte auf derselben werthvolle, persönliche Bekanntschaften mit Savigny, Hugo, Göschen, Hasse, Ribbentrop, Bethmann-Hollweg, Thibaut ꝛc., von denen namentlich die beiden Ersteren P. stets mit fördernder Theilnahme zugethan blieben. Als Ergebniß dieser Reise hebt P. neben jenen wichtigen Bekanntschaften insonderheit ein Bewußtsein von dem Standpunkte und Berufe hervor, sowie von der Methode der Wissenschaft. 1823 erhielt er einen Ruf als Romanist nach Dorpat, den er jedoch ablehnte, weil ihm im nämlichen Jahre eine außerordentliche Professur der Rechte in Erlangen verliehen wurde. Diese behielt er bis 1828, in welchem Jahre er als ordentlicher Professor des römischen Rechtes in München angestellt wurde. Hier übten Schelling, den er bereits in Erlangen kennen gelernt hatte, und dessen Vorlesungen auf P. einen tiefen, nachhaltigen Einfluß; und wie er in Erlangen mit einem Kreise trefflicher Männer (mit Schubert, Döderlein, dem Dichter Platen, dem Prediger Pfeiffer u. A.) vorzugsweise verkehrte, so erfreute er sich in München des Umganges mit den bedeutendsten künst-

lerischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten, welche Baierns Hauptstadt damals vereinigte. In innige Freundschaft trat er auch mit dem hochgebildeten Präsidenten des bair. Oberconsistoriums Dr. v. Roth. 1835 erging durch den damaligen kurhessischen Minister von Hassenpflug, mit dem P. nachmals in ein näheres bis an sein Ende währendes Freundschaftsverhältniß trat, an Letzteren ein Ruf nach Marburg für römisches und Kirchenrecht, dem er auch folgte. Hier schrieb er (1837) den 2. Band seines 1828 in Erlangen begonnenen Gewohnheitsrechtes, siedelte jedoch schon im gleichen Jahre (1837) nach Leipzig über, wo er bis 1842 römisches Recht vortrug. In Leipzig erschien das „Lehrbuch der Pandekten" (1838), welches unter seinen sämmtlichen Schriften den ersten Platz behauptet und zugleich das vollendetste Werk ist, welches bisher über diese Materie ans Licht getreten war. 1842 kam er an die Berliner Hochschule, wo ihm die ehrenvolle Aufgabe zu theil wurde, Savigny's Lehrstuhl einzunehmen. In der ersten Hälfte des Jahres 1844 wurde er zum Hilfsarbeiter am Geheimen Obertribunal mit dem Titel eines Geh. Obertribunal-Rathes und in der ersten Hälfte des folgenden Jahres zum Mitglied des Staatsraths und der Gesetzgebungs-Commission ernannt. Leider sollte er sich des ausgedehnten, großen Wirkungskreises nicht lange erfreuen! Am 29. December 1845 wurde P. während eines Besuches von Uebelkeit befallen; das Leiden erwies sich alsbald als tödtlich und wenige Tage nach der Erkrankung (8. Januar 1846) erfolgte sein Ende. — P., einer der bedeutendsten Rechtskundigen dieses Jahrhunderts, besaß durch Schelling's Einwirkung eine gediegene philosophische Bildung, er verband mit ausgedehnten, nicht auf das Rechtsgebiet beschränkten Kenntnissen durchdringende Schärfe und Klarheit des Gedankens, sicheres Urtheil, einen umfassenden Ueberblick und seltene Gestaltungsgabe. Daher wird er besonders in seinen späteren Schriften zu einem Meister der Form, und sind diese hierdurch wahre Kunstwerke geworden, er selbst aber hat auf Fortbildung der Rechtswissenschaft und Hebung eines gründlichen Studiums unvergänglichen Einfluß gewonnen. Als warmer Verehrer Hugo's und Savigny's hing P. der sogenannten „historischen Schule" an; aber nicht einseitig, indem er sich in rechts-antiquarische Untersuchungen verlor; er erfaßte das geltende Recht mit historischem Geiste, erforschte dessen Entwicklung, und behandelte es mit Beziehung auf die Gegenwart. Er hat Savigny's Lehre von der Entstehung des Rechtes weiterausgeführt, sodann eine philosophische Deduction des Rechts als Grundlage der geschichtlichen Auffassung zu gewinnen versucht („Einleitung zu den Institutionen", 1841), ebenso ein Princip für wissenschaftliche Systematisirung des Rechts („Lehrbuch für Institutionenvorlesungen", 1829). „Das Bedeutendste aber, was er geleistet, ist seine Förderung der Einsicht in das Römische Recht und seine Geschichte! Hierin gehört er zu den wissenschaftlichen Größen seiner Zeit. In seinem „Cursus der Institutionen" gab er in meisterhafter Darstellung ein volles anschauliches Bild der ganzen organischen Entwicklung des Rechts bei diesem gerade für das Recht classischen Volke, und mit gleicher Vollendung gab er in den „Pandekten" den dogmatischen Gehalt des römischen Rechts, aus den Quellen geschöpft und mit dem ihm eigenen Scharfsinn verarbeitet und zur praktischen Anwendung durchgebildet; dazu in einer Kürze und Eleganz der Darstellung, wie sie bisher kein Lehrbuch des römischen Rechtes erreichte." — Im Allgemeinen sagte die Kritik seiner Natur zu, wie die vielen Recensionen bezeugen, welche in verschiedenen Zeitschriften (namentlich in den Jahrbüchern von Richter und jenen von Schunck) erschienen. Gewandte Dialektik, glänzender Witz, Scharfblick, und die Gabe, empfindliche Schwächen aufzudecken, kamen ihm dabei zu Statten, verliehen aber seinen Kritiken bisweilen etwas Herbes und Kantiges; auch ist er vielleicht vermöge seiner Vertiefung in das römische Recht bei deutschrechtlichen Fragen nicht immer mit vollster Ob-

jectivität zu Werke gegangen. — In der Politik huldigte P. monarchisch-conservativen, keineswegs jedoch absolutistischen Principien; so vertrat er die Freiheit der Presse, die Theilnahme der Gemeinde an der Kirchengewalt, eine erweiterte Unabhängigkeit der Rechtspflege, und erblickte die beste staatliche Einrichtung in wohlgeordneter „ständischer“ Gliederung. Im vollen Einklang mit diesen politischen Ansichten stand auch von Jugend an seine streng-conservative religiöse Richtung. In Erlangen war es Pfarrer Krafft, ein Mann von seltener Energie und Stärke des Willens, welcher, wie auf seine Pfarrgemeinde, so auch auf Puchta entscheidend einwirkte. P. ergriff den positiven evangelischen Glauben mit der vollen Macht und Entschiedenheit seines Wesens. Die Recension des Erbrechtes von Gans liefert hiervon bereits Zeugniß. Diesen seinen Glauben hat er bewahrt zu allen Zeiten und in allen Ländern, in denen er lehrte, und hat ihn auch in seinen letzten Momenten offen bekannt.

Nach Puchta's Hinscheiden (8. Januar 1846) veröffentlichten der ihm befreundete Berliner Staatsrechtslehrer Prof. Dr Stahl in der Beilage zur Augsb. Allg. Zeitg. (5. Febr. 1846 Nr. 36) und ebenso Prof. Wetzell in Richter's Jahrbüchern, deren fleißiger Mitarbeiter P. gewesen (Bd. X, Jahrg. 1846, S. 283—85) Nekrologe, und findet sich bei Wetzell ein erschöpfendes Verzeichniß der von 1820—43 publicirten Werke und Aufsätze Puchta's. Ferner hat Dr. Huber im 11. Hft. des Janus 1846 (S. 433 u. ff.) ein umfassendes Lebensbild des Verstorbenen geliefert. Zugleich sind diese 3 Aufsätze den von Prof. Ad. Aug. Frdr. Rudorff gesamm. „kleinen civilistischen Schriften Puchta's“, 38 an der Zahl, (S. I—LII) vorangedruckt. — Außerdem hat Ziller (Leipz. 1853) „über die von Puchta der Darstellung des römischen Rechts zu Grunde gelegten rechtsphilosophischen Ansichten“ eine Abhandlung geschrieben. Vergl. noch: Revue de la législation XXVI, 1846. — Ein Portrait unseres Gelehrten existirt eigentlich nicht, indem die vorhandene Lithographie ganz unzureichend ist.

Eisenhart.

Puchta: Dr. phil. Christian Heinrich Rudolf P., Stadtpfarrer zu Augsburg und geistlicher Liederdichter, stammt aus einer böhmischen Emigrantenfamilie. Sein Vater, Wolfgang Heinrich (s. u.), welcher in Erlangen 1845 starb, war Landrichter zu Kadolzburg im bairischen Mittelfranken, als er dortselbst am 19. August 1808 geboren wurde. Er stand somit seinem berühmten Bruder, dem Geheimen Obertribunalsrath Dr. Georg Friedrich Puchta (s. o.) im Lebensalter um zehn Jahre nach, keineswegs aber an Begabung und Reichthum des Geistes, überragte ihn vielmehr an Genialität und Tiefe der Conception, wenn auch seine Wege sich mehr in den Niederungen des Lebens hielten. Nachdem er im elterlichen Hause christlich erzogen und durch den Besuch des Gymnasiums gründlich vorbereitet war, bezog er 1826 die Universität Erlangen, um sich der Philologie und Theologie zu widmen, und fand dortselbst an Professor Döderlein einen hervorragenden Führer auf dem Gebiete der classischen Litteratur alter und neuer Zeit, in dem reformirten Pfarrer und Professor Krafft aber mit so vielen bedeutenden Geistern jener Tage den geistlichen Vater. In Berlin saß er zu den Füßen Neander's und Schleiermacher's, wurde aber mit nachhaltigster Wirkung von Schelling's Philosophie angezogen, in dessen großartige Weltanschauung er sich mit wahrer Begeisterung versenkte. Neben seinen theologischen und metaphysischen Studien gab er sich, dem Drange seiner reichen Phantasie und seines tiefen Gemüthes folgend, der Poesie hin, in welcher er schon während der Gymnasialzeit Proben einer überraschenden Begabung geliefert hatte. Bei aller Ursprünglichkeit der Empfindung war er zugleich ein solcher Meister der metrischen Form, daß seine Erzeugnisse in der Reinheit der Sprache und des Versmaßes denen seines Freundes und Vorbildes Platen gleichkamen. Obgleich

sein Forschen und Denken so mannichfach sich gestaltete, verlor er doch niemals den specifisch-christlichen Mittelpunkt: seine Philosophie entfremdete ihn nicht der Theologie, seine Poesie verflachte und versüßelte sie nicht; wir begegnen allezeit in dem strengen Denker und zarten Dichter dem Manne kindlichen Glaubens.

Nach seinem Aufnahmeexamen sehen wir ihn zuerst im Predigerseminar, dann als Stadtvicar in München, zugleich mit dem ausgezeichneten Emil Wagner, welcher nur zu frühe als Pfarrer in Bayreuth verstarb. Fand er hier einerseits für seine gediegenen, geisterfüllten Predigten dankbaren Boden in der Gemeinde, so boten ihm andererseits die Kreise hervorragender Persönlichkeiten, die sich ihm erschlossen, mächtige Förderung und Läuterung. Es sind nur die Namen v. Schubert, v. Roth, v. Niethammer, v. Thiersch, Cornelius, Schnorr v. Carolsfeld zu nennen, um zu erinnern, welche Welt von Bedeutung hier sich ihm aufthat. Hier war es auch, wo der Dichter Albert Knapp (1835) ihn kennen und lieben lernte. Er schreibt in der Vorrede zu Puchta's Gedichten, welche er 1860 herausgab, von dieser ihm unvergeßlichen Begegnung: „Damals sah ich den schönen 27jährigen Mann zum ersten Male — eine hochstämmige, ritterlich anmuthige Gestalt, mit weichem, dunklem, auf seine gewölbten Schultern niederwallendem Gelock, kräftig markirten, harmonischen Gesichtszügen, großen, braunen, biederherzig glänzenden Augen, einer wohlklingenden, metallenen Baßstimme, gerade ausschreitendem, die innere Lebenskraft bekundenden Gang — einen blühenden, von Einfalt und heiterer Gottesfurcht getragenen Normalmenschen, voll ernster, freundlicher Wirksamkeit, — einen genialen, aber selbstlosen, bescheidenen Mann, der seine geistige Fülle nirgends zur Schau trug, und mit welchem sich mein Herz gleich in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft aufs Innigste verband." Am mächtigsten aber wurde er von Schelling angezogen, welcher von 1827—1841 die Zierde der neuerrichteten Universität München war. Hingerissen von dessen Naturphilosophie nährte er in sich die Gluth eines poetischen Gährens und Schaffens, welches in seiner anonymen Schrift „Zeiten und Dinge" (Erlangen 1835) zum Ausdruck kam. Sie enthält eine großartige Kosmogonie auf Grund des biblischen Schöpfungsberichtes und ist von einer huldigenden Zueignung an Schelling eingeleitet, welche den Ton eines schwungvollen Dithyrambus anschlägt. Ihr reihte sich in späteren Jahren ein zweiter Theil: „die Riesenschlacht" an, welche Lucifer's Fall zum Inhalt hat, aber Manuscript geblieben ist. Schon diese tiefe, den ganzen inneren Menschen in Anspruch nehmende Geistesarbeit mußte an der Nervenkraft des Jünglings zehren; dazu kam aber noch die aufregende, erschütternde Aufgabe, mit seinem Collegen Wagner eine zum Tode verurtheilte Mörderin auf ihr Ende vorzubereiten und bei der Hinrichtung mit dem letzten seelsorgerlichen Dienste zu versehen. Schlaflose Nächte legten den Grund zu einer bedenklichen nervösen Reizbarkeit; doch behielt die Jugendkraft noch die Oberhand.

Als er 1837 als Repetent nach Erlangen berufen wurde, schien ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet zu sein. Schon nach zwei Jahren erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie an das Lyceum zu Speyer, nachdem er sich kurz vorher als Privatdocent an der theologischen Facultät zu Erlangen habilitirt hatte. Aber in Speyer brach seine Gesundheit zusammen. Ein ihm nahestehender Freund hatte sich in den Fluthen des Rheines das Leben genommen, und als Puchta vom Gerichte herbeigezogen wurde, die Identität des endlich Gefundenen und Halbverwesten festzustellen, da erschütterte der gräßliche Vorgang sein Nervensystem in einem Grade, daß die gebrochene und umflorte Seele in der psychiatrischen Anstalt zu Winnenthal am 16. März 1841 Heilung suchen mußte. Ein Jahr vorher, am 21. April 1840, hatte er sich mit seiner vielbesungenen Jugendliebe, der Tochter des Oberconsistorial- und Ministerialraths Dr. v. Faber, Eugenie, vermählt, welche nun frühe den bittern Kelch häuslicher

Trübsal zu kosten bekam. Am Tage seines Eintritts in die Heilanstalt gebar sie ihm in Speyer sein Erstlingskind, Anna. Doch nach kaum einem Jahre konnte der Arme als völlig hergestellt und gekräftigt entlassen werden. Nachdem er sich noch drei Monate mit Frau und Kind bei seinem Schwager, dem damaligen Decan Deininger in Burghaslach, nachmaligen Oberconsistorialrath, zur Nachkur aufgehalten, trat eine ruhige und erquickende Zeit für ihn ein. Er erhielt die kleine Landpfarrei Eyb in der unmittelbaren Nähe von Ansbach, auf welcher er zehn Jahre verblieb. Hier gab er noch im Jahre 1842, um dem weitverbreiteten, geist- und poesieleeren Witschel'schen Andachtsbuch, einer Frucht des Rationalismus, im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses eine erwünschte Concurrenz zu bieten, seine poetischen „Morgen- und Abendandachten“ heraus, welche 1857 von Karlsbad aus in vermehrter und verbesserter Auflage unter dem Titel „Christlicher Hausaltar“ erschienen. So positiv und sinnig diese Gesänge an Gehalt und so vollendet sie in der Form sind, so fanden sie doch nicht die gewünschte Aufnahme, weil sie, wie Albert Knapp richtig urtheilt, zu geistreich waren, und zwar nicht bloß für die flachen Kinder der Zeit, sondern auch für solche, die in der Andacht mehr das Schlichte und Nahrhafte lieben. Ein ähnliches Schicksal hatte auch der 1851 erschienene Entwurf der Commission, welche behufs Herstellung eines neuen Gesangbuchs für die evangelisch-lutherische Kirche in Baiern berufen worden war und deren hervorragendes Mitglied P. gewesen. Die populäre Ader ging ihm ab. Gleichwol lag ihm nichts ferner, als Ueberschätzung der künstlerischen Form. Albert Knapp sagt, P. habe ihm bekannt, „daß er die Kunst in ihrem weitesten Umfange nicht allzu hoch anschlage, weil sie gewöhnlich zu den Zeiten des religiösen Verfalls als ein Surrogat der echten Religion am meisten geblüht, Gott aber sein auserwähltes Volk am meisten ohne durchgebildete künstlerische Formen herangebildet und auch hierdurch von dem Wesen dieser schau- und hörlustigen Welt zum jenseitigen Leben der Herrlichkeit erzogen habe“. In Anerkennung seiner theologischen Tüchtigkeit wurde er auch zum Prüfungscommissär bei der jährlichen Aufnahmeprüfung der Candidaten ernannt.

Allein in dem Maße, als er innerlich und äußerlich erstarkte, begehrte er eines größeren Arbeitsfeldes, und freute sich, als er 1852 zweiter Pfarrer an St. Jacob in Augsburg und damit College des in hohem Ansehen stehenden Kirchenraths Dr. Bomhard wurde. Mit musterhafter Treue und Hingebung diente er seiner Gemeinde, und schon war 1854 ein neues litterarisches Product, „Handbuch der praktischen Katechese“, von ihm erschienen, als durch das Auftreten der Cholera in Augsburg an seine seelsorgerliche Thätigkeit wie an die Kräfte seines Leibes Ansprüche gestellt wurden, welche den Keim zu einer Magenkrankheit legten, die auch durch mehrmaligen Gebrauch der Kur in Karlsbad nicht gehoben werden konnte. Als er auf die erste Pfarrstelle an der Barfüßerkirche befördert wurde und damit in eine sorgenfreiere Zeit des Daseins eintrat, war er schon ein kranker Mann. Bald stellte sich ein Siechthum ein, welches keine Hoffnung der Genesung mehr zuließ. Aber je mehr der äußere Mensch dahinwelkte, desto herrlicher erneuerte sich der inwendige. Am 12. Sept. 1858 erlöste ihn der Tod, nachdem er drei Tage zuvor aus den Händen des ehrwürdigen Bomhard das heil. Abendmahl empfangen hatte; am 15. wurde er unter allgemeiner Theilnahme zur Ruhe bestattet. Er hinterließ eine Wittwe mit 8 Kindern: 3 Söhnen und 5 Töchtern. Nach seinem Tode sichtete Albert Knapp den überaus reichen schriftlichen Nachlaß und gab, wie oben erwähnt, eine gediegene Auswahl unter dem Titel „Gedichte von Heinrich Puchta“ (Stuttgart 1860) heraus. Einen eingehenden Nekrolog enthielt 1858 die „Augsb. Allg. Zeitung“.

Buchrucker.

Puchta: Dr. Wolfgang Heinrich P., bairischer Landrichter und juristischer Schriftsteller, geboren am 3. August 1769 zu Möhrendorf bei Erlangen, † am 6. März 1845 in Erlangen. — Nach Ueberlieferung der Familie stammt sie ursprünglich aus Böhmen und zog von dort wegen ihres lutherischen Bekenntnisses ins benachbarte markgräfliche Gebiet, wo Heinrich's Urgroßvater als Schloßbaumeister auf Plassenburg, der Großvater als Amtmann zu Münchsteinach lebten. Unser Wolfgang Heinrich wurde dem evangelisch-lutherischen Pfarrer Johann Christoph P. 1769 als das älteste von neun Kindern geboren. Der Knabe verbrachte im elterlichen Pfarrhause zu Möhrendorf meist freudenleere Tage. Der Vater, in Folge mancher Zurücksetzung von mehr düsterer als heiterer Gemüthsart, schien dem Erstgeborenen wenig Neigung entgegenzubringen; die Mutter klagte oft schmerzlich unter der Last schwerer Haushaltungs- und Nahrungssorgen. Diese Verhältnisse gestalteten sich für Heinrich nicht günstiger, als der Vater (erst vierzig Jahre alt) am 13. Mai 1784 starb und Ersterer von des Vaters Bruder, dem Regierungsadvocaten Arnold Heinrich P. in Ansbach, aufgenommen wurde. (Advocat P. bekleidete nebenbei auch die Stelle eines „Procurators an dem kaiserlichen Landgerichte Burggrafenthums Nürnberg“ — einem bis unter die preußische Regierung forterhaltenen Reliquum der vormaligen kaiserlichen Landgerichte, die statt der früheren Gaugerichte in den Reichsvogteien errichtet wurden.) Der argwöhnische, leutscheue Hagestolz hatte für die Neigungen seines Neffen, den er mit „er“ anzureden pflegte, weder Sinn noch Verständniß, und da er auch bei Verwendung seiner Mittel sehr haushälterisch war, erklärte er nach beendetem Gymnasialstudium (Septbr. 1789) dem betroffenen Jünglinge, nichts mehr für ihn thun zu können. Da war es Gymnasialrector Dr. Faber, welcher den eifrigen Schüler durch Vermittlung von Stipendien und Unterstützungen in den Stand setzte, die Universität Erlangen zu besuchen, an der er am 15. October 1789 als der Rechte Beflissener immatriculirt wurde, die er jedoch nach Ablauf des 3. Semesters (Ostern 1792) wegen Mangels ausreichender Mittel wieder verließ, worauf er nach abgelegter Prüfung mittels Decrets der Landes-Justiz-Commission vom 16. Juli 1794 zum Anwalt in Ansbach ernannt wurde. — Durch königl. preuß. Instruction vom 3. Juli 1795 und 11. Juni 1797 wurde die Justizpflege in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth neu organisirt. Die Seele der gesammten Landesorganisation war der geistreiche und gefeierte Minister v. Hardenberg. In Folge dieser Organisation wurde eine eigene Criminaldeputation behufs Urtheilsfällung in Strafsachen errichtet und P. neben seiner Advocatur laut Decret vom 24. December 1796 als jüngster Criminalrath dieser Deputation, zugleich auch als Rath bei der Kammer- und Justizdeputation angestellt, welch' letzteres Amt er alsbald mit dem eines honorirten Fiscals vertauschte. Um dieselbe Zeit (1796) hatte sich P. mit Johanna Philippina, der ältesten Tochter des preuß. Justiz- und Kammeramtmanns Heim verheirathet. Die 40jährige Ehe war mit acht Kindern gesegnet, unter welchen der später als Pandektist berühmte Georg Friedrich im August 1798 zuerst das Licht der Welt erblickte (siehe oben Seite 685). Am 1. Januar 1797 wurde P. bei dem neuen Justizamte Cadolzburg zum ersten Justizamtmann mit dem Charakter eines preußischen „Justizrathes“ und einem Gesammtbezuge von mindestens 2000 fl. ernannt. Als durch den Preßburger Frieden (26. Dec. 1805) das Fürstenthum Ansbach an die Krone Baiern fiel, blieb P. nach Umwandlung des bisherigen Justizamtes in ein Landgericht mit erweitertem Geschäftskreise auf seinem Posten, welchen er im April 1812 mit dem Landgerichte Erlangen vertauschte, dem er, ohne Beförderung nachzusuchen, 28 Jahre aus besonderer Neigung zu dem äußeren Dienste vorstand. In Erlangen erfreute sich P. des anregenden und fördernden Umganges mit seinem früheren Lehrer Dr. Glück, mit

Hildebrandt, Schreger, Vogel und namentlich mit dem 1840 zu Stuttgart als wirklicher Geheimrath verstorbenen Prof. Dr. Gros, — ein Verkehr, der nach Puchta's eigenem Geständniß dessen Sinn und Neigung zu litterarischer Thätigkeit entschieden weckte und mehrte. P. war ein Beamter von gediegenen Kenntnissen, rastlosem Eifer, reicher Erfahrung und sicherem Tacte. In Anerkennung seiner Leistungen verlieh ihm die Juristenfacultät der Universität Erlangen am 3. August 1817 die Würde eines Doctors beider Rechte, und da er nach dem Urtheile seiner Vorgesetzten zu den hervorragendsten Landrichtern des Königreiches zählte, wurde er durch Justizministerial-Rescript vom 6. April 1821 als Mitglied der Commission gewählt, welche zur Prüfung eines Gesetzbuches über das Gerichtsverfahren in München unter dem Vorsitze eines Justiz-Ministerialraths niedergesetzt wurde. Die Einberufung erfolgte am 25. März 1823; die aus 7 Mitgliedern bestandene Commission legte nach 2jähriger Thätigkeit einen Proceßordnungs-Entwurf vor, der dann zweimal die Revision passirte, aber auch in der umgeänderten Form von den Ständen nicht angenommen wurde, weil sie mit der Regierung über den Gerichtsorganismus und die leitenden Grundsätze des Verfahrens nicht ins Reine kamen. — 1826 veröffentlichte P. eine Denkschrift „Ueber die bürgerliche Rechtspflege und Gerichtsverfassung Baierns mit Hinsicht auf die Verbesserungsvorschläge einer zur Revision der Proceßordnung angeordnet gewesenen Commission“ (Erlangen, gr. 8°, Palm und Enke, 411 S.), worin der Verfasser nach vorausgeschickter Darstellung der bair. Proceßgesetzgebung, der Gerichtsverfassung und der gemachten Verbesserungsvorschläge (neben einer Kritik des gelieferten Entwurfes) zugleich seine bei jener Commission gemachten Erfahrungen ausspricht. — Am 15. Juni 1840 trat P. nach 45jähriger ehrenvoller Dienstzeit in den „wohlverdienten“ Ruhestand. Während desselben schrieb er „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten“ (Nördlingen 1842, 355 S.). Nach dem Vorworte besteht der „Zweck des Unternehmens minder in Abfassung einer der gewöhnlichen Selbstbiographien, als vielmehr in Sammlung von Erfahrungen und Reflexionen, zunächst zum nützlichen Gebrauche — als eine Art Vorschule — für angehende Praktiker, besonders diejenigen, welche eines äußeren, dem Volke unmittelbar vorgesetzten, Justiz- und Verwaltungsbeamten dienstlichen Beruf, und wie ihm würdig vorzustehen, kennen zu lernen verlangen“. (S. III u. IV a. a. O.) Der belehrende Inhalt des anziehend geschriebenen Buches zeigt, daß der Verf. den sich vorgesetzten Zweck nie aus dem Auge verloren. Am Schlusse der Monographie findet sich ein Verzeichniß der litterarischen Arbeiten Puchta's mit kurzen Inhaltsangaben. (S. 342—355.) Es ist in der That überraschend, wie er neben umfassenden Berufspflichten eine so fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln vermochte. Außer fünfzehn Abhandlungen, großentheils in Band 10—16 des Archivs für civilistische Praxis, dann in Band 3—13 der Gießner Zeitschrift für Civilrecht und Proceß abgedruckt erschienen in den Jahren 1815 bis 1838 aus Puchta's Feder neunzehn selbständige Werke, von denen sich die Mehrzahl (Nr. 4, 7, 8, 11, 13, 16, 17, 19 des Verzeichnisses) mit dem Verfahren in bürgerlichen Streitsachen, andere (Nr. 5, 10) mit dem Hypothekenwesen, (Nr. 6, 12) der freiwilligen Gerichtsbarkeit, oder (Nr. 14, 15) der Gerichtsorganisation befassen. Unter diesen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: „Beiträge zur Gesetzgebung und Praxis des bürgerlichen Rechtsverfahrens“. (2 Bde., Erlangen 1822, 392 S. u. 1827, 488 S.) Der erste Band liefert zwölf von einander unabhängige processuale Abhandlungen, der zweite Band spricht vom Concursprocesse und den Mitteln seiner Abwendung und Abkürzung. — Ferner die populär gehaltene Schrift: „Unterricht über die Gemeinde-Verwaltung auf dem Lande im Königreich Bayern“. (Erlangen 1822, II. Aufl. 1825, 127 S.) — Sodann: „Der Dienst der deutschen Justizämter

oder Einzelrichter". (2 Thle. gr. 8°, Erlangen 1829 u. 30, 329 u. 639 S.) Der Verf. gibt eine in sechs Büchern oder Hauptrubriken abgetheilte geschichtlich-dogmatische Darstellung der deutschen Gerichtsverfassung und des Verfahrens bei den deutschen Justizämtern von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. — Endlich: „Ueber die gerichtlichen Klagen, besonders in Streitigkeiten der Landeigenthümer". (Gr. 8°, Gießen 1835.) Ein praktisches Handbuch, dessen „zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage" 1840 erschien. — Allseits hochgeschätzt und geachtet erfreute sich P. eines glücklichen Alters. Er starb nach kurzem Unwohlsein zu Erlangen am 6. März 1845; nur wenige Monate später, am 8. Jan. 1846, folgte ihm sein Sohn Georg Friedrich (s. oben S. 685) ins Grab.

Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten 2c. von Dr. W. H. Puchta (Nördlingen 1842). — Holtzendorff, Rechts-Lexikon, 1. Aufl. II, 403.

Eisenhart.

Puel: Matthias P., Soldat und Reisebeschreiber, ein Oberösterreicher, trat 1660, nachdem er 6 Jahre in Steyr „der Handlung abwartend zugebracht", in Civitavecchia als Soldat in päpstliche Dienste und machte auf Galeeren, welche gegen die Türken kreuzten, einige Fahrten im Mittelmeer. Verwundet, krank, arm und enttäuscht, kehrte er 1661 nach Wien zurück und gab 1666 seine Erlebnisse unter dem Titel „Itinerarium thalassicum, das ist: Newe Raiß- und Meeresbeschreibung" heraus. Das Buch hat bloß als ein treues Bild der Gräuel des Korsarenkrieges einen culturgeschichtlichen Werth.

Beckmann, Litteratur d. älteren Reisebeschreibungen, I, 546.

Friedrich Ratzel.

Pückler: Fürst v. P.-Muskau gehörte einem alten, schlesischen Rittergeschlechte an, als dessen Stammherr Nikolas Pöckeler zu Blumenthal bei Neisse gilt, und in welches 1580 der Freiherrnstand, 1690 der Reichsgrafenstand, 1822, wenn auch nur auf eine Linie, die Lausitz'sche zu Branitz, der Fürstenstand gekommen ist. Pückler's Vater, Ludwig Karl Johannes Erdmann, war kursächsischer geheimer Rath, der Sohn, Hermann Ludwig Heinrich, wurde geboren am 30. October 1785 zu Muskau, dem Hauptort einer Standesherrschaft in der Oberlausitz, der, an der Neiße gelegen, durch seine Mutter, eine Gräfin v. Callenberg, und Erbtochter zu Muskau, in den Besitz der gräflich Pückler'schen Familie gekommen war. Da die Familie der Zinzendorf'schen Lehre zugethan war, wurde die Erziehung des Knaben einer Herrnhuteranstalt — zu Uhyst bei Bautzen — anvertraut. In den Anschauungen des Schriftstellers und Weltmannes P. hat diese Erziehung keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Sein weiterer Bildungsgang führte ihn durch das Pädagogium zu Halle und schließlich auf die Universität Leipzig, wo er sich der Rechtswissenschaft widmen sollte. Dann vertauschte er, wie so viele seiner Standesgenossen vom Adel, den Dienst der Themis mit dem des Mars, indem er als Lieutenant in das Corps der sächsischen „rothen Garden" eintrat. In dieses Corps — ein Ueberbleibsel aus der sturmbewegten Zeit Augusts des Starken, das sich bis in das Revolutionsjahr 1848 erhalten hat — wurden nur schöne kräftige Männer aufgenommen; P. genügte dieser Bedingung in vollem Maße. Er avancirte zum Rittmeister und nahm als solcher nach einigen Jahren seinen Abschied, um einen schon früh bei ihm erwachten Reisedrang zu befriedigen. Dieser ist für seine ganze Lebensrichtung so entscheidend, daß der Schriftsteller P. ohne ihn kaum denkbar wäre. Merkwürdigerweise trägt aber seine Physiognomie noch einen anderen ebenso charakteristischen Zug, der, obschon dem andern scheinbar entgegengesetzt, weil auf Verschönerung des engeren Heims gerichtet, allein schon dem Namen des Besitzers dauernde Beachtung verschaffen würde: die in großem Stil betriebene Gartenkunst. Auf diesem Gebiete ist P. ein wahres Vorbild geworden, das mit dem

feinsten Geschmack die gründlichste Kenntniß und wünschenswertheste Routine vereinigte. Auch die äußeren Mittel fehlten ihm nicht, denn nach dem Tode seines Vaters sah er sich im Besitz eines so bedeutenden Vermögens, daß er seine kunstsinnigen Ideen ohne jede Beschränkung verwirklichen zu können schien. Als Angriffsobject war zunächst Muskau ausersehen, wohin er, nach seiner Reise durch Frankreich und Italien, zurückkehrte. Später — 1813 im Befreiungskriege — finden wir ihn wieder beim Heere, und zwar beim Beginn des Feldzuges als Major im russischen Lager, später als Adjutanten des Großherzogs von Weimar, dann als Oberstlieutenant, als welcher er in den Niederlanden eine rühmliche Thätigkeit entfaltete und sich namentlich beim Sturm auf Merxem auszeichnete. Er übernahm auch die Bildung eines Regimentes und versah zu Brügge den Posten eines Gouverneurs. Nach dem Frieden entsagte er zum zweiten Mal dem Dienst und begab sich zunächst nach England, wo er für seine Liebhaberei neue Ideen und Anregungen zu finden hoffte. Denn in den dortigen großartigen Parkanlagen stand die Gartenkunst in ihrer Blüthe, und Pückler's gesellschaftliche Stellung öffnete ihm den Zugang zu allem, wofür er sich interessirte. Der sandige Familienbesitz zu Muskau verwandelte sich nach des Besitzers Rückkehr mehr und mehr in einen blühenden Garten, wo Natur und Kunst im Wettstreit ihre Macht schienen erproben zu wollen. Freilich konnten ihm beide die Gesellschaft, nach der er sich sehnte, nicht ersetzen, und so finden wir ihn für längere Zeit abwechselnd bald in Berlin, bald in Dresden, mit den höheren Kreisen verkehrend. Im J. 1817 verheirathete er sich mit der verwittweten Reichsgräfin v. Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Hardenberg. Die Ehe wurde nach neunjähriger Dauer, gerichtlich, aber im gegenseitigen Einverständniß, getrennt, und merkwürdiger Weise blieben die geschiedenen Ehegatten in freundschaftlichem Verkehr, der sogar im Briefwechsel einen zärtlichen Charakter annahm. Ja, als ein neues Heirathsproject Pückler's, um seinen durch allzu großen Luxus zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen — es betraf eine Engländerin — gescheitert war, wohnten die Gatten ohne zweite Verheirathung wieder friedlich beisammen. Unterdessen war P. 1822 vom König Friedrich Wilhelm III. in den Fürstenstand erhoben worden — zur Entschädigung, wie es hieß, für verschiedene freiwillig aufgegebene Standesrechte bei Einverleibung der Lausitz in den preußischen Staat. Mit 1828 beginnt dann die große Reiseepoche, die Zeit der kühnen Weltfahrten, denn nicht nur England und Frankreich wurden wieder besucht, sondern 1835 Algerien und Nordafrika, 1837 Aegypten, Griechenland und Kleinasien durchstreift. Die Rückkehr nach Deutschland erfolgte erst 1840. Seinen Sitz zu Muskau, der für den Besitzer durch die salinischen Producte, durch Alaun- und Gradirwerke, wo hundert Arbeiter beschäftigt waren, auch nutzbringend geworden war, verkaufte er 1845 — die Herrschaft ging an einen Grafen von Hatzfeld, später in den Besitz der geschiedenen Prinzessin Albrecht über — und zog mit seiner geschiedenen Frau nach seinem väterlichen Stammgut, Schloß Branitz bei Cottbus. Hier führte er seine alte Liebhaberei fort, d. h. er rief wieder großartige Parkanlagen ins Leben. Schon in Muskau hatte er sich nicht darauf beschränkt, Steppen und Sandwüsten in englische Parks zu verwandeln, sondern ganze Wälder wurden versetzt und aus Ebenen künstliche Gebirgslandschaften geschaffen, welche durch die Reize fast aller Länder und Zonen geschmückt wurden; jetzt wurden daneben auch Versuche mit Verpflanzung und Entwicklung der arabischen Pferderace und der Neger Afrikas gemacht — allerdings scheiterte damit die Kunst des kühnen Reformators. Gleich erfinderisch zeigte er sich bei der Parkanlage von Babelsberg bei Potsdam, dem Sommersitze König Wilhelm's, in dessen näherer Umgebung er mit verschiedenen Hofchargen betraut wurde. Im übrigen lebte er zurückgezogen auf

Branitz und trat selten mehr in die Oeffentlichkeit, wie dies 1857 geschah, als man ihn bei den Septemberfesten zu Weimar, anläßlich eines zu Ehren der hundertjährigen Geburtstagsfeier seines früheren Chefs, des Großherzogs, in Gala erscheinen sah. Im J. 1863 vom König zum erblichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, starb er am 4. Februar 1871.

P. ist groß als Gartenkünstler — vgl. Petzold, Fürst Pückler in seiner Bedeutung für die Gartenkunst, Leipzig 1874 — und seine eigenen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" 1834, sind in ihrer Art ein classisches Buch; als Weltfahrer wird man ihn eher kühn als groß zu nennen haben, er hat keine neuen Gebiete erschlossen noch die Wissenschaft bereichert, auch mangelt ihm die schriftstellerische Größe, und doch ist er nicht ohne Bedeutung für die Litteratur gewesen, wenigstens für die zeitgenössische. Er ist Hauptrepräsentant einer vorübergehenden Epoche unseres Schriftthums, immerhin einer Epoche. Inaugurirt hat er dieselbe nicht, aber er hat mächtig dazu beigetragen, das Genre, worin er glänzt, in der Lesewelt einzubürgern — das Genre nämlich der Reisebilder und Reisenovellen nach Heine's Vorgang und Manier, das Genre der ausgeprägtesten, ungenirtesten Subjectivität. Diese Reisen verfolgen kein wissenschaftliches Ziel, suchen auch keine Erholung, und wenn der Drang, die Welt zu sehen und den Blick zu weiten oder auch die ritterliche Liebe zu Gefahren und Abenteuern, überhaupt die Unternehmungslust, als Motive mächtig wirken, so steht doch in vorderster Reihe die Sucht, das Erlebte pikant darzustellen, im Glanz der Schilderung sein eigenes Ich zu spiegeln, jedes Object in den leuchtenden Brennpunkt des beschauenden Subjects zu fassen; das Interessanteste an allen Erlebnissen, in jeder Lage und Umgebung soll aber, nach der Absicht dieser Schilderer, ihre eigene Persönlichkeit sein. Eine richtige und würdige Lebensaufgabe ist das freilich nicht, aber man gibt sich doch wenigstens den Schein, etwas zu thun und täuscht sich und andere über das Nichtsthun hinweg. Zum Geistreichen und Pikanten gehört auch möglichste Offenheit: man kramt die heikelsten Dinge und Situationen, an welchen der Anstand sonst erröthend vorbeigeht, mit derselben vornehmen und unverfrornen Nonchalance aus, womit man die alltäglichsten Vorkommenheiten schildert. Dadurch unterscheidet sich P. von Beobachtern, wie Lamartine oder Châteaubriand, die sonst in der Geltendmachung und interessanten Drapirung ihrer Persönlichkeit mit P. wetteifern. Freilich befand sich letzterer auch in der glücklichen Lage, eine Masse Dinge zu sehen und zu sagen, die anderen, nicht-fürstlichen Schriftstellern, immer verschlossen bleiben, oder höchstens durch Hörensagen, aus zweiter oder dritter Hand, bekannt sind. Ihm waren die höchsten und ausschließlichsten Kreise zugänglich. Dabei beobachtet er scharf, sogar, trotz dem hocharistokratischen Naturell, mit unparteiischem Auge. Er findet nicht alles gut und löblich in den Bestandtheilen des „blauen Blutes" und möchte einige Tropfen demokratischen Saftes beimischen; dem hohen Adel klopft er etwa auch den Staub aus den Kleidern, wo dieser nach Philisterthum riecht. Auch die Aperçus religiöser Freigeisterei läßt er, wo es paßt und packt, über die Scenerie blitzen. Dabei ist er nicht bloß originell, sondern er weiß auch die Sucht nach Originalität geschickt zu verhüllen. Auch seine Sprache trägt dieses Gepräge: Er möchte nicht im gewöhnlichen Geleise, das Sprachgeist und Usus gezogen haben, wandeln, sondern sie nach seinen Launen modeln, er fühlt sich zu vornehm, im Frohndienst einer Herrin zu stehen, und da er sich doch im großen und ganzen ihrem Banne nicht entziehen kann, weil er nicht für sich, sondern für den Leser schreibt, so sucht er sie wenigstens durch Unarten zu ärgern, d. h. er flickt ihrem reinen Gewand fremde Lappen in Menge auf; er treibt Sprachmengerei in großem Stil, Fremdwörter und ganze Sätze aus lebenden und todten Sprachen, Kosmopoliten

aus allen Gegenden lassen sich häuslich nieder in seiner Darstellung, als ob sie da Heimathsrecht hätten. Natürlich, daß auch diese Eigenschaft eines fürstlichen Schriftstellers die meisten Leser von damals, besonders die, welche den Zopfstil der Gelehrtensprache im 17. u. 18. Jahrhundert nicht kannten, durch seine Neuheit fesseln, wenigstens verblüffen mußte. Heutzutage ist der Blüthenstaub der Pückler'schen Schriftstellerei so ziemlich verblaßt und verweht, aber man thut Unrecht, wenn man ihren Verfasser darum zu den „todten Männern" werfen will. Sein großes Talent, sein Typus als Reiseschriftsteller darf ihm nicht bestritten werden, und noch heute imponirt einem vorurtheilsfreien Leser sein feines Kunsturtheil, sein geläuterter Geschmack, seine wahre und warme Empfindung für Naturschönheit; auf seinen schriftstellerischen Blüthen, wenn sie auch nicht immer normal sind, glänzen doch die Thautropfen des Geistes. — Von Pückler's Schriften hat die erste, anonym erschienene: „Briefe eines Verstorbenen", 4 Bde., Stuttgart 1831, am meisten Aufsehen erregt, sie hat Herwegh Veranlassung gegeben zu dem Titel seiner Gedichte: „Gedichte eines Lebendigen". Es folgten, ohne das gleiche Interesse zu erregen „Tutti frutti", 5 Bde., Stuttgart 1835; „Jugendwanderungen", Stuttgart 1835; „Semilasso's vorletzter Weltgang", 3 Bde., Stuttgart 1835; „Semilasso in Afrika", 5 Bde., Stuttgart 1836; „Die Vorläufer", Stuttgart 1838; „Südöstlicher Bildersaal", 3 Bde., Stuttgart 1840; „Aus Mehemed Ali's Reich", 3 Bde., Stuttgart 1844; „Die Rückkehr", Berlin 1846—1848. Aus Pückler's Nachlaß veröffentlichte Ludmilla Assing eine große Anzahl Briefe: „Briefwechsel und Tagebücher", 9 Bde., Berlin 1873—76.

Vgl. Aug. Jäger, Das Leben des Fürsten Pückler, Muskau 1843, und Ludm. Assing, Fürst Herm. v. Pückler, Hamburg 1873. J. Mähly.

Pufendorf: Esaias P., Diplomat, ein älterer Bruder des berühmten Publicisten, entstammt dem Pfarrhause zu Dorf-Chemnitz in Kursachsen. Er wurde 1628 geboren. 1633 siedelte der Vater, Prediger Esaias P., nach Flöha über. Der Geist seines Hauses war der des bibelfesten Lutherthums jener Tage, wie er auch in den Vornamen der verschiedenen Glieder dieser alten Theologenfamilie, insbesondere in den Taufnamen der vier Söhne des Pfarrers: Esaias, Jeremias, Samuel, David seinen Ausdruck findet. Auf der Fürstenschule zu Grimma ausgezeichnet vorgebildet, wendete sich Esaias in Leipzig und Jena, der wortgläubigen Theologie entfremdet, dem Studium der Philosophie und den Alterthumswissenschaften zu. An letztgenannter Universität promovirte er 1650 mit einer Dissertation: „De Druidibus". — Seine gelehrten Jugendarbeiten, umfassend: „De legibus Salicis", „De Druidibus", „De theologia Platonica" sind von Johann Peter Ludewig herausgegeben. („Opuscula a iuvene lucubrata". Halae Hermund. 1699. 8°.) Zugleich bethätigte er sich in Jena als Erzieher des jungen Grafen Otto Wilhelm Königsmark, eines Sohnes des aus dem dreißigjährigen Kriege her bekannten schwedischen Feldmarschalls. — Durch diese Verbindung erhielt Pufendorf's Leben eine bestimmte Richtung. Nicht nur, daß er mit den regierenden Kreisen Schwedens bekannt wurde und zu Stockholm wie später auf Gesandtschaftsreisen in der Umgebung des Grafen mit der vornehmen Welt in Berührung kam, auch der Kanzler Axel Oxenstjerna und die Königin Christine ließen ihm ihre Gunst angedeihen und bewirkten, daß er selbst im Staatsdienste Verwendung fand. Die Rolle des diplomatischen Spions ward auch für diesen gewandten Streber, wie so häufig damals, die Vorschule weiterer Wirksamkeit. Unter Karl X. und unter der Reichsregentschaft während der Minderjährigkeit König Karl's XI. hat er dann selbständige, zunächst kleinere, weniger belangreiche Missionen verrichtet. — 1663 begegnet er als Legationssecretär in Königsberg. Während er hier über einige Veränderungen, den Post-

verkehr betreffend, gegen den Großen Kurfürsten von Brandenburg Beschwerde zu erheben hatte, widerfuhr ihm, daß er von diesem ausgewiesen wurde (Rescript d. d. 15. Januar 1663), weil ihm bei den Verhandlungen die Bemerkung entschlüpft war, daß die Polen sich in die — damals obschwebenden — Streitigkeiten des Kurfürsten mit den preußischen Ständen einmischen würden; ein Wort übrigens, welches, wie der schwedische Reichskanzler beschwichtigend sagte, „mehr Thorheit als Malice enthalte und mehr Mitleid als Strafe verdiene", denn der Secretär sei, ohne autorisirt zu sein, nicht fähig, dergleichen Reden zu führen. Daß der schwedische Agent unter den damaligen Verhältnissen in den Augen der preußischen Regierung kein gern gesehener Gast war, liegt auf der Hand. Der Kurfürst pflegte in solchem Falle keine Umstände zu machen; überdies war es nichts Unerhörtes, daß auf dem unterhöhlten Boden des vormaligen Ordenslandes fremde, namentlich schwedische Geschäftsträger sich als Conspiranten entpuppten (Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurf. Friedrich Wilhelm Bd. IX, 747). Um die Mitte der sechziger Jahre wirkte P. als Secretär bei der Gesandtschaft in Paris, allzeit bedacht auf das Prestige der Krone, welcher er sich gewidmet hatte, höchst empfindlich gegen verhaltenes Mißtrauen ihrer Verkleinerer (a. a. O. Bd. XI, 706). — In die Zeit der Verhandlungen, welche von der Triplealliance zum Aachener Frieden überleiten, gehört ein anziehendes Memorial seiner Hand an seinen König, das die Haltung und die Absichten der Mächte erläutert. — Später stieg er zum Range eines Raths bei der schwedischen Regierung in Bremen empor.

Esaias P. ist der rechte Typus des classisch gebildeten, anstelligen, geschmeidigen, vaterlandslosen Diplomaten des siebzehnten Jahrhunderts. Freilich der besseren Art. Während der bloße Glücksritter dient, wo er Brot bekommt, seine „Fortüne" sucht, gleichviel wo: wendet auch in jener Zeit der bessere Staatsdiener die ganze Kraft an den ihm überwiesenen Auftrag und läßt seine Fähigkeiten spielen, auch wo es gilt, eine heikle Aufgabe — oft wider besseres Wissen und Gewissen — in einer den Tendenzen seiner Regierung entsprechenden Weise durchzuführen. Genau in dieser Lage befand sich P. So gleich auf dem westfälischen Kreistage zu Bielefeld im Sommer 1671, wo er als Deputirter für den Kreis die Reichsstandschaft Verden vertrat. Der Bielefelder Kreistag erscheint als die letzte innerdeutsche Ständeversammlung vor dem Ausbruch des großen französisch-holländischen Krieges, welche formell gegen die Machtentfaltung Frankreichs gerichtet, gerade durch die Minirarbeit französischer Agenten zu Falle kommt. Insofern gebührt ihr eine gewisse höhere Bedeutung. An dem Scheitern derselben trägt die Krone Schweden ihr Schuldtheil. Seit dem bremischen Kriege war Schwedens Ansehen in Deutschland gesunken. Die Politik der vormundschaftlichen Regierung, welche nach dem Willen des Reichskanzlers Magnus de la Gardie gelenkt wurde, erschöpfte sich in Zettelungen und Anläufen, die es auf Gewinnung eines Stützpunktes bei einer auswärtigen Macht abgesehen hatten, weil die eigenen Machtmittel daheim nicht mehr ausreichten. Durch die Eifersucht dieser Krone mit wurde die anfänglich vielversprechende Einigkeit unter den Kreisdirectoren zu Bielefeld gestört; das Votum ihres Abgesandten hatte sich gegen die Höhe des zur „Sicherstellung" des Kreises geforderten Truppenquantums auszusprechen und trug dadurch mit dazu bei, daß die Versammlung am 20. August, ohne daß man etwas erreicht hätte, „vertagt" d. h. aufgelöst auseinander ging (vergl. Droysen, Gesch. der Preußischen Politik III, 3, S. 245. 246). — Schwieriger und verantwortungsreicher war Pufendorf's Negotiation am Kaiserhofe. Wie sie den Höhepunkt seiner diplomatischen Betriebsamkeit bezeichnet, so erwies sie sich zugleich als die unfruchtbarste seiner Sendungen. Sie zielte darauf ab, durch wirkliche Vollziehung des sogenannten

Basserode'schen Vergleichs einen engeren Zusammenschluß des Wiener und Stockholmer Cabinets zu schaffen. Aber sie gestaltete sich zu einer Bemühung peinvollster Art, als die Regierung der Königin-Regentin, mürbe gemacht durch die Umtriebe der französischen Diplomatie, an welcher sie selbst ihren Meister gefunden, am 14. April 1672 das folgenschwere Bündniß mit Frankreich eingegangen war und sich nun durch den Empfang ebenso ergiebiger wie unentbehrlicher Subsidien dem Könige Ludwig XIV. verpflichtet wußte. Alle die Vornahmen, die dieser Allianz entsprangen — einmal die Uebernahme der Mediation zwischen Frankreich und den Niederlanden im Januar 1673, dann wieder der Separatvertrag zwischen Brandenburg und Schweden vom 11. December 1673, endlich ein Jahr darauf der im stillen lange beabsichtigte und doch nichts weniger als planmäßig vollführte Einbruch in die Marken und der dann entbrennende Krieg, in den sich der waffenfrohe junge König verstrickt sah, ohne sich der Tragweite gerade dieser Unternehmung auch nur im mindesten bewußt zu sein — alle diese widerspruchsvollen, wunderlichen Maßregeln hatte P. als Gesandter zu rechtfertigen. Er sollte die Position Schwedens als nicht feindselig deduciren; er sollte dabei doch vom Kriege zu gunsten Hollands abrathen und die Ausdehnung desselben auf das deutsche Reich zu verhüten suchen. Freilich treffe er, so meint er von seinem Standpunkte aus höchst bezeichnend, „am Kaiserlichen Hofe nur verstockte Ohren, und wenn er endlich durchdringe, nur verkehrte und präoccupirte Sinnen; er wolle zwar fortfahren pro salute Germaniae zu predigen, aber er hoffe auf keine günstige Wendung" (an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg d. d. 7. September 1674). Der brandenburgische Legationsrath v. Crockow buchte mit gewissenhafter Treue die Aeußerungen des Schweden. Bald heiße es in ernstem Tone: „J. Kaiserliche M. suchten eines Theils Frankreich zu abaissiren, anderen Theils eine Armee von 75 000 Mann auf fremde Kosten zu unterhalten. Wenn Sie es dahin brächten, wie denn solches wol möglich wäre, so wüßte die Krone Schweden wol, daß sie eo ipso Pommern und Bremen verloren hätte, und danach würde sie ihre Mesüres nehmen. Zudem so sei nicht zu vermuthen, daß Frankreich so große Summen Geldes vergeblich ausgeben werde" (Worte Pufendorf's v. Crockow an den Kurfürsten d. d. 27. September 1674); bald verlautete dem entgegen: die schwedischen Maßregeln seien „nicht in terminis einer Ruptur". — Es ist klar, daß unter solchen Umständen P. unter der Diplomatie am Hofe Kaiser Leopold's eine ziemlich unglückliche Figur abgab. Er war der Vertreter einer Macht, welche zehrend vom Ruhme vergangener Tage weder das Herz hatte, ihre Schwäche einzugestehen, noch die Kraft besaß, den Nachdruck anzuwenden, der ihre Prätensionen verwirklichen, ihrer Machtstellung Dauer verleihen konnte.

Anläßlich des Beginns der Feindseligkeiten abberufen — Graf Johann Oxenstjerna löste ihn ab — hat P. unter dem 28. März 1675 seinem Souverän einen umfänglichen Bericht abgestattet, der sich über die Politik der maßgebenden Kronen, insbesondere über die persönlichen Regungen und öffentlichen Ziele der Hofburg ausführlich ergeht und von der Einsicht und dem Umblick des Gesandten vollgültigen Beweis liefert. (Dieser Bericht, schon vorher bruchstückweise bekannt und verwerthet, ist unverkürzt herausgegeben von C. G. Helbig, Leipzig 1862.)

Eine Reihe von Gesandtschaften führte nach der Fehrbelliner Schlacht den bewährten Diplomaten mit der Instruction, nach Bundesgenossen zu spähen, an verschiedene deutsche Fürstensitze. 1675 verhandelte er in Neuburg, in München, in Hannover, 1676 am Dresdener Hofe und bei dem Magdeburgischen Administrator August in Halle. Immer handelte es sich um Anbahnung eines Einverständnisses mit einzelnen deutschen Reichsständen im Sinne der kriegerischen

Absichten Schwedens. 1678 — das Project einer wittelsbachischen Hausunion unter dem Protectorate Schwedens gehört in diesen Zusammenhang — erschien er zum zweiten Male an dem verwandten Wittelsbacher Hofe zu München, um einen Allianzvertrag bemüht; dann nach einer Rundreise durch die süddeutschen Residenzen wiederum in Leipzig, Kursachsen zu ähnlicher Abmachung zu bestimmen. 1679 war er, gelegentlich der Präliminarien zum großen Universalfrieden, in Celle, obschon ohne activen Antheil, gegenwärtig, als Ludwig XIV. hier mit einem deutschen Gegner Schwedens, den Gliedern des Hauses Braunschweig, am 26. Januar für Schweden Frieden machte. Dahin war es gekommen. Der Dominat Frankreichs war bereits so überwiegend, daß auch der endgültige Friede zu Nymwegen — dies freilich nicht zur Freude des schwedischen Königs — durch das Vorwalten des französischen Einflusses unter vortheilhaften Bedingungen für Schweden abgeschlossen wurde. Pufendorf's Missionen hatten zu diesen äußeren Erfolgen nicht beigetragen. Daß von den deutschen Reichsfürsten nichts zu hoffen war, ergab sich aus der Natur der Verhältnisse. Der Gesandte hatte seine Sondirungsversuche ausgeführt, wie sie ihm oblagen. Konnte er wissen, daß er hier im Grunde einer verlorenen Sache diente? Im ganzen betrachtet, giebt er sich als ein leistungsfähiges Organ der Politik de la Gardie's zu erkennen, ohne daß seine eigenen Aeußerungen auf eine specifisch deutschfeindliche Gesinnung schließen ließen. — Mittlerweile hatte ihm die Kanzlerwürde im Herzogthum Bremen seine Mühewaltung belohnt.

Voraussichtlich würde er in dieser ehrenvollen Stellung seine Tage beschlossen haben, wenn ihn nicht, wie es heißt, der Haß mißgünstiger Gegner zu weichen gezwungen hätte. Wenn diese Aussage einen Sinn hat, so kann sie mit innerer Wahrscheinlichkeit nur auf den Umschlag der schwedischen Staatsleitung bezogen werden. Mit dem Abschluß des Nymweger Friedens, mit dem Sturz des Reichskanzlers Magnus de la Gardie, mit der selbständigen Haltung des glänzenden jungen Königs, der aus dem deutschen Kampfe als ein Anderer hervorgegangen war und sich nun nach innen als trefflicher Herrscher entfaltete, schlug die Politik Schwedens eine Bahn ein, welche sich bei der Zerfahrenheit des bisherigen Regiments nicht hatte betreten lassen — die Epoche des abenteuerlichen Tastens war beendet, eine neue Zeit voll Kraft und innerer Festigkeit brach herein. P. verließ den schwedischen Staatsdienst für immer.

Erst eine tiefergehende Actenforschung kann speciell über diesen Dienstwechsel helleres Licht verbreiten. Wir müssen uns hier mit der Notiz begnügen, daß der Bremische Kanzler sich nach Kopenhagen wandte und Aufnahme fand. König Christian V., der Schwager, aber in vielen Stücken ein Gegner Karl's XI., schickte ihn 1686 als dänischen Gesandten an den Regensburger Reichstag, und hier auf deutschem Boden, wenn auch in fremdem Solde, hat der Vaterlandslose schon nach wenig Jahren — 61 Jahre alt — das Zeitliche gesegnet. „Diese Nacht“, so meldet d. d. Regensburg, 5. September 1689 der brandenburgische Gesandte v. Danckelman an den Kurfürsten Friedrich, „ist der Königlich Dänische Minister Pufendorf ganz unvermuthet Todes verblichen. Man hat zwar die Krankheit für gefährlich geachtet, jedoch nicht vermeinet, daß der Fall noch so nahe wäre, und annoch in der Hoffnung gestunden, mit einiger anders woher erwartender Arznei denselben zu erhalten. Es hat die Wittib mir den Trauerfall sogleich notificiren lassen und ..... mich ihrer anzunehmen und mit gutem Rath beizustehen gebeten.“ Dieser Bitte willfahrte Danckelman. Da er zugleich für Dänemark am Reichstage das Votum für Holstein-Glückstadt führte, so war er Pufendorf's College gewesen und hatte mit diesem nähere Gemeinschaft unterhalten.

Das ist in den Hauptzügen der Lebensgang eines Mannes, über den mehr zu erfahren sich lohnte. Er bedeutet etwas in der Geschichte der schwedischen Diplomatie, ganz besonders der kritischen Epoche zwischen dem Aachener und Nymweger Frieden und erweckt doch auch über seine Geschäftsführung hinaus eine gewisse menschliche Theilnahme. Indeß erst ein in größerer Ausdehnung zugängliches Actenmaterial würde das Bild zu füllen und auszurunden im Stande sein, welches hier nur in den Hauptstrichen gezeichnet werden konnte.

Acten aus dem Berliner Geh. Staatsarchiv. Die Erträge hierauf bezüglicher Forschungen aus dem königl. baierischen Staatsarchiv zu München hat K. Th. Heigel niedergelegt in seiner schönen Abhandlung: Das Project einer Wittelsbachischen Hausunion unter schwedischem Protectorat (in Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns, München 1884, S. 1—50). — Die gedruckte Litteratur am besten in der Einleitung zu: Severinus von Monzambano, Ueber die Verfassung des deutschen Reiches. Uebersetzt von Harry Breßlau. Berlin 1870. Reinhold Brode.

Pufendorf: Friedrich Esaias P., geboren am 12. September 1707 zu Bückeburg, † am 25. August 1785 zu Celle. Sein Vater war Esaias P., der Neffe der berühmten Brüder Esaias und Samuel v. P., zur Zeit der Geburt unseres P. als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Christian v. Schaumburg thätig. In Minden, wo der Vater, nachdem er 1709 seine bisherige Stellung aufgegeben, seinen Wohnsitz genommen hatte, dann in der Stadt Celle, zu deren Syndicus er 1718 berufen wurde, besuchte der Sohn die öffentlichen Schulen bis Ostern 1724. Während der nächsten zwei Jahre privatisirte er und erhielt von seinem Vater Unterricht in einzelnen Zweigen der Jurisprudenz. Einigemale trat er öffentlich hervor mit Leistungen im Geschmacke der Zeit: zum Namenstage des Prinzen Friedrich von Wales, des Enkels Georg I., hielt er 1724 eine Rede „De laudibus Fridericorum tam virorum principum quam doctorum", und gelegentlich der Anwesenheit des Königs in seinen deutschen Landen verfaßte er ein Heldengedicht auf dessen Thaten; die zu Celle gedruckte „Vita et res gestae Georgii I.", welche Oeder ins Deutsche übersetzte, hierunter zu verstehen, läge nahe, wenn sie nicht Esaias P., den Vater, als Verfasser benennte. Der König nahm die Widmung gnädig auf und gewährte dem jungen Dichter ein Stipendium von 80 Thalern auf drei Jahre. 1726 bezog er die Universität Halle, hörte J. H. Böhmer, Thomasius und Gundling und machte sich besonders auch mit der Wolff'schen Philosophie bekannt, zu deren eifrigem Anhänger sich der frühere Verächter bekehrte. Seine Vermögensumstände scheinen ihm nicht erlaubt zu haben, länger als zwei Jahre zu studiren, wie sich auch die herkömmliche gelehrte Reise auf den Besuch von Dresden, Freiberg und Meißen beschränkte. Nach Celle zurückgekehrt übte er sich unter Anleitung seines Vaters, der seit 1723 Hof- und Kanzleirath bei der Justizkanzlei geworden war und 1732 zum Mitgliede des Oberappellationsgerichts erwählt wurde, in der Praxis und war ihm bei Abfassung der „Introductio in processum criminalem Luneburgicum" (1732) und der „Introductio in processum electoratus Brunsv.-Luneb." (1733) behülflich. Obschon der Beruf des Rechtsanwalts weder der Neigung des Vaters noch der des Sohnes entsprach, so sah sich letzterer, da alle Aussichten und Schritte zur Erlangung einer Beamtenstelle sich immer wieder vergeblich erwiesen, doch genöthigt, sich Ende 1732 als Advocat beim Tribunal zu Celle examiniren und immatriculiren zu lassen. Seine Lage blieb unbefriedigend. Er wurde zwar 1734 zum extraordinären Hofgerichtsassessor ernannt und nach dem Tode seines Vaters (1738) in dessen Stelle am Oberappellationsgericht von der lüneburgischen Landschaft nebst einem Mitbewerber erwählt, sein langjähriges Mißgeschick verließ ihn auch hier nicht, und der Mitbewerber erhielt

den Vorzug. Als aber noch im nemlichen Jahre eine zweite Vacanz im Tribunal entstand, deren Wiederbesetzung den Grubenhagen'schen Ständen zukam, war er glücklicher und wurde einstimmig erwählt. Nach vorgängigem Examen und abgelegter Relation ward er am 23. Februar 1739 beeidigt und als Rath der gelehrten Bank eingeführt. Damit hatte er die Stellung erlangt, in der er beinah fünfzig Jahre erfolgreich wirken sollte. Bis 1767 dem Gerichte als Rath, seitdem als Vicepräsident angehörend, hat er eine mit seiner richterlichen Beschäftigung im nächsten Zusammenhang stehende schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, die seinem Namen einen Platz in der Geschichte der Rechtswissenschaft gesichert hat. Die „Observationes juris universi", in vier Quartbänden 1744 bis 1770 erschienen, enthalten kurze Abhandlungen in lateinischer Sprache über die verschiedensten Rechtsmaterien und Rechtsfragen, größtentheils aus der Rechtsprechung des Celler Tribunals geschöpft und von Erkenntnissen desselben begleitet. Das Werk, die erste in der Reihe der Sammlungen, wodurch die hannoversche Praxis des vorigen Jahrhunderts ihren Einfluß ausübte, hat für die Länder des gemeinen Rechts, ihre Rechtsprechung wie ihre rechtswissenschaftliche Thätigkeit, maßgebende und lange nachwirkende Bedeutung erlangt. In noch weitern Kreisen erwarb dem Buche sein Appendix Werthschätzung: jedem Bande desselben ist eine Sammlung von deutschrechtlichen Quellen, Land- und Stadtrechten, vorzugsweise des nördlichen Deutschlands, beigefügt, die, theils aus Handschriften, theils aus wenig zugänglichen Drucken entnommen, gute Dienste für rechtsgeschichtliche Zwecke leisteten, ehe bessere Editionen vorlagen, und, soweit solche mangeln, noch jetzt leisten. Eine zweite gleichfalls auf die Rechtsprechung des Celler Oberappellationsgerichts gegründete Sammlung von Rechtsaufsätzen enthalten die „Animadversiones", von denen nur ein Band zwei Jahre vor dem Tode des Verfassers erschienen ist. Aus den jüngeren Jahren Pufendorf's stammen die Tractate „de privilegiis" und „de culpa" (1730), denen er selbst nachrühmt, ihre mathematische Beweisführung sei der Wolff'schen Philosophie entlehnt. Das Interesse für das deutsche Recht, das die Observationen oft bewähren, führte den Verfasser zu der Untersuchung „de tutela fructuaria", die zuerst in Estor's Kleine Schriften aufgenommen, nachher in den Observationen (I, 119 ff. n. 47) wieder abgedruckt ist. Die bedeutendste Schrift dieser Zeit ist: „De jurisdictione Germanica liber", zuerst 1740 erschienen, 1786 unverändert wieder abgedruckt, ein Buch, das die Zeitgenossen ein classisches Werk nennen. Einen Beweis des hohen Ansehens, das P. als Rechtsgelehrter genoß, liefert der Auftrag, den ihm der Minister v. Behr ertheilte, eine Rechtscodification für das Kurfürstenthum Hannover auszuarbeiten. Der „Codex Georgianus", den er in den Jahren 1760—62 abfaßte, ist nach dem, was darüber bekannt geworden ist, ein sich über alle Theile des Rechts verbreitendes Gesetzbuch, das vorzugsweise die vielfältigen Controversen des gemeinen Rechts zu erledigen sucht. Der enorme Fleiß, den diese Uebersicht über die Arbeiten Pufendorf's ermessen läßt, hat ihm doch noch erlaubt, außerjuristischen Gegenständen seine Feder zu leihen. Philologische und theologische Untersuchungen haben ihn beschäftigt, erstere, rein dilettantische Versuche, sind Manuscript geblieben, von letzteren sind veröffentlicht: „Lettre sur l'immortalité" (1747), „Religio gentium arcana" (1773) und eine „Erklärung des Hohen Lieds", die von Pastor Runge in Bremen 1776 herausgegeben ist. Zahlreiche Recensionen und Aufsätze in den Göttingischen und den Hannoverschen gelehrten Anzeigen gingen nebenher. Seit 1770 erkrankte P. an den Augen und erblindete 1776 völlig; doch verschaffte ihm eine in Göttingen vorgenommene Operation das Augenlicht wieder. Nach 1783 schrieb er seine Biographie nieder, die nach seinem Tode durch seinen zweitältesten Sohn, den hannoverschen Hauptmann v. P., veröffentlicht wurde.

1756 war P. mit seinen Brüdern vom Kaiser geadelt worden. Wie mit ihm selbst schon die zweite Generation dem Oberappellationsgericht zu Celle angehörte, so sind auch sein jüngster Sohn und dessen Sohn wiederum Mitglieder dieses Tribunals geworden. Sein ältester Sohn, Konrad Heinrich, der die processualischen Schriften des Großvaters 1768 und 1769 neu herausgab, war Reichshofrath zu Wien.

Hagemann, Nachricht von dem Leben und den Schriften des Vicepräsidenten von Pufendorf (Archiv für Rechtsgelehrsamkeit hg. v. Hagemann und Günther II (1788), S. 162 ff.). — Selbstbiographie in Jacobi und Kraut, Annalen der Braunschweig-Lüneb. Churlande VIII, (1794) S. 407 ff. — Spangenberg im Vaterl. Archiv I, (1819) S. 211 ff.

F. Frensdorff.

Pufendorf: Samuel P., geb. am 8. Januar 1632 zu Dorf-Chemnitz in der Grafschaft Meißen, † am 16. October 1694 zu Berlin, stammt aus einer Familie, deren Glieder seit fast einem Jahrhundert sich der lutherischen Theologie gewidmet hatten. Der dritte von vier Söhnen eines wenig bemittelten Vaters, empfing Samuel seinen ersten Unterricht im Hause des letzteren, der 1633 nach Flöha, vier Meilen von Chemnitz, versetzt wurde; erst die Unterstützung eines wohlwollenden und begüterten Edelmanns ermöglichte es dem armen Pfarrer, den begabten Knaben mit seinem vier Jahre älteren Bruder Esaias auf die altberühmte Fürstenschule zu Grimma zu senden. In den Zwang der klösterlichen Lebensordnung der hier herrschte, mag P. sich nicht eben schwer gefügt haben; aber die geistlose Methode des Unterrichts mit ihren Grammatiken, Rhetoriken, und Logiken und dergleichen „Bärenhäuterei" vermochte ihn nicht zu befriedigen: „Gott gab mir zu Grimma ein", schreibt er 1690 an seinen Bruder Jeremias, „daß ich denselben Quark fahren ließ und las sofort brave Autores, ungeachtet mir Mag. Brodkorb (der damalige Conrector) etlichemal Maulschellen darum gab. Aber durch diese Weise habe ich gleichwohl sehr befunden, es besser getroffen zu haben, als die so sich an den gemeinen Schlendrian hielten". Auch bei anderer Gelegenheit sprach er noch in späten Jahren seine Befriedigung darüber aus, daß er „in Zeiten autores Graecos und Latinos gelesen": das sei es, was ihn am meisten gefördert habe.

So war P. mit einem größeren Schatz classischer Bildung ausgerüstet, als die Mehrzahl der Schulkameraden, die mit ihm das ehrwürdige Gymnasium Grimmense verließen, um auf der Universität Leipzig, der Hochburg unerschütterter lutherischer Rechtgläubigkeit, ihre Studien fortzusetzen. Es verstand sich nach den Traditionen der Familie von selbst, daß Samuel Theologie studiren sollte; aber ihm sowenig wie vor ihm seinem Bruder Esaias konnte die dogmatische Beschränktheit der damaligen Leipziger Theologie, die im Parteigezänk des synkretistischen Streits ihre höchste Aufgabe erblickte, innerlich genügen. So kehrte er, dem Beispiel des Bruders folgend, schon nach kurzer Zeit der Theologie den Rücken und wandte sich juristischen, philologischen, philosophischen und historischen Studien zu, lernte dann in Jena, wohin er 1656 übersiedelte, unter der Leitung des geistvollen Mathematikers Erhard Weigel, die demonstrative Methode des Cartesius kennen und anwenden und wurde in die Schriften des Hugo Grotius und Hobbes eingeführt. Nur um so mehr widerte ihn der Formelkram der zünftigen Gelehrsamkeit seiner Zeit an: er hatte anfangs beabsichtigt, keinen der akademischen Grade zu erwerben, und erst das dringende Zureden Weigels vermochte ihn, sich in Jena den Magisterhut aufsetzen zu lassen; Doctor juris aber hat er nie werden wollen.

Es ist begreiflich, daß es diesem Manne unter solchen Umständen nicht gelang, als er 1658 nach Leipzig zurückkehrte, eine Anstellung zu finden. Er

hat es an Bemühungen nicht fehlen lassen; allein alles blieb vergeblich: er konnte der Sache mit glänzendem Metall keinen Nachdruck geben, wie einer seiner Biographen versichert. Da half ihm der Bruder Esaias (s. o.). Der hatte längst die deutsche Heimath verlassen, in der vornehme Protection alles bedeutete und im Auslande den Weg gefunden, sein Glück zu machen. Mit einem Grafen Königsmark, dessen Erzieher er geworden war, auf Reisen gegangen, durch ihn der Königin von Schweden empfohlen, war er selbst in den diplomatischen Dienst der nordischen Krone getreten: anfangs in untergeordneter Stellung, halb ein Spion, schwang er sich allmählich durch seine Gewandtheit und Welterfahrenheit zu immer einflußreicheren und ehrenvolleren Aemtern empor. Seine Vermittelung verschaffte Samuel im April 1658 eine Anstellung als Hauslehrer bei dem Ritter Peter Julius Coyet, damals schwedischem Gesandten in Kopenhagen. Der bald nach Antritt dieses Amts erfolgte Bruch zwischen Schweden und Dänemark zog P. zwar eine achtmonatliche Haft in dänischer Gefangenschaft zu, sicherte ihm aber die Dankbarkeit Coyet's, den er, im Frühjahr 1659 aus der Haft entlassen, nach Holland begleitete.

Hier nun auf dem glücklichen Boden wissenschaftlicher Freiheit, betrat er zuerst die schriftstellerische Laufbahn. Zwei sorgfältige Ausgaben von Laurenberg's Graecia antiqua (Amsterdam 1660) und Meursius' Miscellanea laconica (Amsterdam 1661) bekundeten eine gründliche philologische Bildung — das Werkchen aber, das über seine Zukunft entschied, waren die drei Bücher Elementorum jurisprudentiae universalis, die er im J. 1660 im Haag erschienen ließ. Die Schrift war eine Frucht der dänischen Gefangenschaft, während deren man P. alle Bücher entzogen hatte. Da hatte er in stiller Einsamkeit die Gedanken von Grotius und Hobbes noch einmal durchdacht; manches hinzugefügt, anderes geändert: aus den hier gemachten Aufzeichnungen ist seine erste rechtsphilosophische Schrift — für Deutschland der erste Versuch ein bloß auf die Vernunft begründetes System des natürlichen Rechtes aufzustellen und deshalb mehr als durch die Art der Ausführung bemerkenswerth — hervorgegangen. P. hatte die Elementa dem geistreichen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz gewidmet, und sie müssen auf diesen, der eben damals alles daran setzte, der alten Heidelberger Universität neuen Glanz zu verleihen, einen bedeutenden Eindruck gemacht haben; er bot dem jungen Gelehrten eine Professur des römischen Rechtes an und schuf sogar, als jener den Ruf ablehnte — er halte es für kein sonderliches Verdienst zu neunhundertneunundneunzig Institutionen-Commentaren den tausendsten hinzuzufügen — für ihn bei der philosophischen Facultät einen eigenen Lehrstuhl des Naturrechts — den ersten der für die neue Disciplin in Deutschland gegründet wurde.

Von 1661—1668 hat P. als Lehrer an der pfälzischen Universität eine sehr bedeutende und folgenreiche Wirksamkeit entfaltet. Litterarisch ist er in diesen Jahren nicht eben sehr productiv gewesen, aber unter dem was er gab, ist ist die bedeutendste politisch-publicistische Schrift, die Deutschland im 17. Jahrhundert hervorgebracht hat. Eine Art von Vorläufer derselben war die Abhandlung „De Philippo Amyntae filio“ (abgedruckt in Dissertationes academicae selectiores, Upsalae 1677, S. 86 ff.), eine Dissertation, bei der Wilhelm Julius Coyet, wahrscheinlich ein Sohn des Gesandten, der jetzt in Heidelberg studirte, als Respondent fungirte; sie ist besonders darum bemerkenswerth, weil sie in ihren §§ 3—16 bei Gelegenheit einer Untersuchung über die Regierungsform Macedoniens jene Theorie von der respublica irregularis zuerst aufstellte, die, später von P. auf die deutschen Verhältnisse angewandt, bei den Staatsrechtslehrern der herrschenden Schule soviel Anstoß erregen sollte. Die Hauptschrift aber führt den pseudonymen Titel: „Severini de Monzambano Veronensis de

statu imperii germanici ad Laelium fratrem dominum Trezolani liber unus“ (Genevae 1667) und wurde, nachdem Versuche das Erscheinen derselben in Deutschland oder Frankreich zu bewirken vergeblich geblieben waren, nicht in Genf, wie das Titelblatt sagt, sondern im Haag gedruckt. Unter der Maske eines vornehmen Italieners, der seinem Bruder über die Erlebnisse und Erfahrungen einer längeren Reise durch Deutschland berichtet, entwirft P. in den ersten fünf Capiteln ein auf gründlichen historischen und staatsrechtlichen Studien beruhendes, wenn auch nicht in allen Theilen zutreffendes, so doch überall von ungemeinem Scharfblick, treuer Beobachtungsgabe, unbefangener Freiheit von den herrschenden Vorurtheilen der Zeit und seltener Klarheit des Geistes zeugendes Bild von der deutschen Verfassung und ihrer Geschichte. So sehr dasselbe auch in manchen Beziehungen auf den Arbeiten der Vorgänger, namentlich Conring's, beruhte, so unterscheidet es sich doch in seinem Gesammteindruck von allen damals vielgelesenen Büchern über die hochgepriesene und vielbewunderte Verfassung des Reiches auf das schärfste. Unbarmherzig, mit überlegener Ironie und kühler Nüchternheit, mit bitterem Spott, der aber doch überall von inniger Vaterlandsliebe zeugt, wird hier das trügerische und lügenhafte Gewölk von Phrasen, mit denen die damalige Reichspublicistik die deutschen Zustände zu verhüllen liebte, durchlöchert und zerrissen; und in erschreckender Nacktheit treten die verkommenen und verrotteten Zustände ans Licht, in denen sich das officielle Leben der deutschen Nation bewegte. An diese historische Darlegung knüpft sich dann im sechsten Capitel eine kritische Untersuchung über die Staatsform des Reiches, die in dem alle Professores juris publici aufs heftigste erschreckenden Satze gipfelt, daß dasselbe weder eine Demokratie, noch eine Aristokratie, noch eine Monarchie sei, daß es auch keine gemischte Staatsform im Sinne der aristotelischen Politik oder neuerer Schriftsteller besitze, sondern daß es ein unregelmäßiges Staatsgebilde sei, wie es auf Erden kein zweites gebe — ein corpus tantum non monstro simile. Daran schließt sich im 7. Capitel eine glänzend geschriebene Uebersicht über Deutschlands Machtmittel und die Ursachen seiner trotzdem schmerzlich zu Tage liegenden politischen Ohnmacht, worauf dann im 8. Capitel Vorschläge zur Besserung seiner inneren Zustände folgen, die freilich den Verfasser selbst kaum zu befriedigen vermocht haben werden.

Die Schrift Pufendorf's, deren Verfasser erst nach einiger Zeit bekannt wurde, machte den allergrößten Eindruck. Ist es auch neuerdings gezeigt worden, daß seine Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung nicht sowohl ein Product seiner historischen Studien als vielmehr eine Consequenz seiner theoretischen staatsrechtlichen Anschauungen, seines starr ausgebildeten Souveränetätsbegriffes war, daß sogar umgekehrt seine historische Auffassung in einem Kernpunkte durch diese Theorie entschieden beeinflußt worden ist, so ist doch dies Verhältniß von den Zeitgenossen unter den Staatsrechtslehrern und Politikern kaum beachtet worden. Für sie war die Behauptung der Monstrosität der Verfassung, von deren Erklärung und Bewunderung sie lebten, ein tötlicher Schlag; daß jede einzelne der Theorieen, zu denen sie sich bekannten als gleich unhaltbar nachgewiesen war, konnten sie nicht verwinden. Das ist die bedeutendste Wirkung des Buches; so sehr seine positiven Ausführungen der Kritik unterliegen, so unverkennbar ist es, daß die gründliche Zertrümmerung der bis dahin herrschenden selbstzufriedenen Theorieen über die deutschen Zustände, die sein Verdienst ist, die nothwendige Vorbedingung einer freilich von ganz anderen Voraussetzungen ausgehenden Gesundung derselben war.

Der Monzambano wurde durch die kaiserliche Censur verboten und nur um so eifriger nachgedruckt und gelesen. In tausenden von Exemplaren ward er verbreitet; Uebersetzungen ins Deutsche, Französische, Englische, Holländische haben

ihn den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Die Polemik für und wider das Buch bildet eine eigene Litteratur für sich; die zahlreichen Angriffe gegen dasselbe wehrte der Verfasser in einer „Dissertatio de republica irregulari“ (Lund 1668), in der er seine theoretische Anschauung noch einmal im Zusammenhang begründete, mit überlegenem Witze ab. Seine eigene Schrift hat er selbst gegen das Ende seines Lebens noch einmal sorgfältig revidirt und überarbeitet, manches scharfe Wort abgeschwächt und gemildert, die Grundgedanken aber vollkommen aufrecht erhalten: dieser revidirte Text ist nach dem Tode des Verfassers für die Berliner Akademie 1706 von Paul Gundling herausgegeben worden.

Als P. jene Vertheidigung schrieb, war er schon nicht mehr in Heidelberg. Sein Verhältniß zu dem Kurfürsten war lange ein gutes gewesen; er hat für ihn in dem Wildfangsstreite eine Rechtsdeduction geschrieben und den Kurprinzen unterrichtet; das Manuscript zum Monzambano hat Karl Ludwig geprüft und gebilligt, ja selbst wahrscheinlich einige Beiträge dazu geliefert. Dann aber trat eine Trübung ein. Es hatte P. schon verdrossen, daß ihm bei der Besetzung der Professur für deutsches Staatsrecht ein anderer College vorgezogen worden war; dann verstimmte er den Kurfürsten durch ein schnelles Witzwort über eine Regierungsmaßregel desselben. So ward seine Stellung in Heidelberg unerquicklich, und ein Ruf an die schwedische Hochschule von Lund, wo man ihm unter glänzenden Bedingungen die Stellung eines Professor primarius des Naturrechts antrug, ward gern und schnell angenommen (1668).

Die zwanzig Jahre, während welcher P. demnächst in Schweden verweilte, sind wissenschaftlich ungemein productiv gewesen. Außer einer Anzahl kleinerer Abhandlungen, die in den „Dissertationes academicae selectiores“ (Upsala 1677) vereinigt wurden, sind hier seine bedeutendsten juristischen und sehr bedeutende historische Werke entstanden. 1672 erschien in Lund das große Hauptwerk „De jure naturae et gentium libri VIII“, 1673 folgte ebendaselbst, als eine Art von Auszug aus dem ersteren, die Schrift „De officio hominis et civis juxta legem naturalem libri duo“. Es sind die Schriften, welche für Deutschland auf lange hinaus das System des Naturrechts beherrschten und den nachhaltigsten Einfluß ausübten; ihre Wirkung ging aber über Deutschland hinaus, da sie in fast alle Sprachen Europas, u. a. auf Befehl Peters des Großen auch in das Russische übersetzt wurden. Wie klar auch heute unsere auf historischem Boden begründete Rechtswissenschaft die Gebrechen der abstracten Naturrechtslehre erkennt, so wird doch niemand die großen Verdienste in Abrede stellen, die sich ihre Vertreter, für Deutschland vor allem P., um die Entwickelung des politischen Denkens erworben haben. Es ist das größte derselben, daß sie die Rechtswissenschaft von der Dienstbarkeit, in welcher sie bisher von der Theologie gehalten worden war, für immer befreit haben; aber auch nach anderer Richtung hin ist ihre Lehre sehr wirksam gewesen: sie hat den fesselnden Zwang des Corpus juris gelöst, sie hat, wie es mit Recht gesagt worden ist, die Achtung vor der festen Rechtsordnung des Staates gegenüber tyrannischer Willkür gestärkt und verbreitet, sie hat gegen die mystische Verherrlichung des absoluten Fürstenthums eine Schranke gesetzt. Die ganze Politik des nächsten Jahrhunderts steht unter dem deutlich erkennbaren Einfluß dieser Theorieen, die nach Grotius niemand mannhafter vertreten hat als Samuel P.

Es verstand sich von selbst, daß die aufs empfindlichste angegriffene scholastische und theologische Orthodoxie die Position, in deren unerschüttertem Besitz sie bisher gewesen war, nicht ohne weiteres räumen mochte. Der heftigste litterarische Kampf erhob sich — ein Kampf, den P. für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung führte, in dem die Gegner alle Mittel, auch die der Lüge und Verläumdung anwandten, in dem aber der gerechten Sache der Sieg blieb.

Mochten auch die frommen Lunder Collegen zu einem Ketzergericht zusammentreten, mochten ihre deutschen Genossen in Jena und Straßburg, vor allem aber Leipzig und Wittenberg zetern und poltern: die Stockholmer Regierung hielt ihre schützende Hand über dem hart angefeindeten Mann, und in der litterarischen Polemik blieb ihm unbestritten der Sieg. In zahlreichen Streitschriften, bald mit sittlichem Ernst, bald mit übermüthiger Laune, bald mit göttlicher Grobheit, immer voll Witz und sprudelnden Geistes führte er seine Sache. Wären sie nicht durch das lateinische Gewand dem Volke unzugänglich geblieben, so würden diese Streitschriften den Lessing'schen fast an die Seite gestellt werden können. Sie sind später gesammelt in der „Eris Scandica, qua adversus libros de jure naturali et gentium objecta diluuntur“ (Frankfurt 1686) herausgegeben worden.

Inzwischen hatte P. auch auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung neue Lorbeeren zu ernten begonnen. 1677 war er nach der Besetzung Lunds durch die Dänen nach Stockholm berufen und zu dem durch den Tod des Loccenius erledigten Amt eines königlichen Historiographen befördert, gleichzeitig auch zum Staatssecretär und Geheimrath ernannt worden. An den Geschäften hat er wol wenig Antheil gehabt; wir kennen von ihm nur eine 1680 verfaßte lateinische Denkschrift „Ueber die Bündnisse zwischen Frankreich und Schweden“ (gedruckt in französischer Uebersetzung im Haag 1709), die zur Lösung der verderblichen Verbindung Schwedens mit Frankreich räth und auf die Wendung der schwedischen Politik nach dem Nimweger Frieden nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Viel umfassender war seine historiographische Thätigkeit. Schon 1682 erschien in Frankfurt der erste Theil seiner Einleitung zu der „Historie der vornehmsten Staaten und Reiche so jetziger Zeit in Europa sich finden“, deren 12. Capitel über die geistliche Monarchie des Papstes der Verfasser schon 1674 pseudonym herausgegeben hatte und der 1686 ein zweiter Theil folgte*). Hervorgegangen aus Vorlesungen, die P. in Lund gehalten hatte, und bestimmt zur Ausbildung junger Staatsmänner, legt sie naturgemäß das Hauptgewicht auf die neuere Geschichte, die in Verbindung mit Staatenkunde in lehrhafter Weise vorgetragen wird. Das Buch ist für den Universitätsunterricht von nachhaltiger Bedeutung gewesen, wird aber an wissenschaftlicher Bedeutung weit übertroffen von den großen Werken „Commentariorum de rebus Suecicis libri XXVI ab expeditione Gustavi Adolphi in Germaniam ad abdicationem usque Christinae“ (Utrecht 1686) und „De rebus a Carolo Gustavo Sueciae rege gestis commentariorum libri VIII“ (Nürnberg 1696), welches letztere schon 1688 vollendet war, aber erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurde. Bis 1650 schließt sich P. in dieser schwedischen Geschichte wesentlich an Boguslav Philipp Chemnitz' „Geschichte des Schwedischen in Teutschland geführten Krieges“ an, dessen ungedruckt gebliebener letzter Theil ihm im Stockholmer Archiv zur Verfügung gestellt wurde; von da ab beruht seine Darstellung so gut wie ausschließlich auf den schwedischen archivalischen Acten. Sie wird dadurch naturgemäß einseitig, ist aber in dieser Einseitigkeit vollkommen zuverlässig. Der Verfasser erzählt nur, was seine actenmäßigen schwedischen Quellen über Kriege und diplomatische Verhandlungen und große Staatsactionen berichten (die innere Entwicklung bleibt so gut wie unberücksichtigt). Dies aber erzählt er vollkommen getreu, in würdevollem und gemessenem Stil, mit unbefangen freimüthigem Urtheil — eine Art der Geschichtsschreibung, wie sie damals völlig neu erschien und allgemeine Bewunderung erregte.

*) Der dritte und vierte Theil, die sich als Fortsetzungen zu Pufendorf's Einleitung geben, rühren von anderen Verfassern her.

Kaum war die Geschichte Karl Gustavs vollendet, so verließ P. den schwedischen Boden, auf dem er sich seit dem Aufgeben seiner behaglichen und einträglichen Professur in Lund nie mehr recht wohl gefühlt hatte. Seine materielle und sociale Stellung in Stockholm war ihm gleich wenig befriedigend, und wenn er 1684 noch gezögert hatte, auf Unterhandlungen, die der große Kurfürst wegen seiner Uebersiedelung nach Berlin mit ihm anknüpfen ließ, einzugehen: als das Anerbieten 1686 wiederholt wurde, war er entschlossen dasselbe anzunehmen, Im Sommer gab er die Zusage; am 29. Januar 1687 erhielt er seine Entlassung in Schweden, traf aber erst im Februar 1688, da man seine Abreise unter allerhand Vorwänden noch fast um ein Jahr verzögert hatte, in Berlin ein, um die Stellung eines Historiographen und Hofraths mit einem Gehalt von 2000 Thalern zu übernehmen.

Schon 1687 hatte P. dem großen Kurfürsten seine merkwürdige kirchenpolitische Schrift „De habitu christianae religionis ad vitam civilem“ gewidmet, welche einerseits die Hoheit des Staats über die Kirche, andererseits das Recht des Einzelnen auf Gewissensfreiheit verfocht, und welche in der Zeit der lebhaften Erregung der Geister nach dem Widerruf des Edicts von Nantes und der Hugenottenverfolgung in Frankreich den mächtigsten Eindruck gemacht hat. Ob er dann dem großen Fürsten noch näher getreten ist, muß dahingestellt bleiben: wenige Monate nach seiner Ankunft in Berlin starb Friedrich Wilhelm, und P. erhielt von dem Nachfolger den Auftrag, die Geschichte des Gründers der preußischen Macht zu schreiben.

Schon im J. 1693 war das große Werk soweit vollendet, daß Verhandhandlungen über die Herausgabe mit dem Verleger angeknüpft werden konnten; publicirt ist es erst zwei Jahre später, nach des Verfassers Tode, unter dem Titel: „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni electoris Brandenburgici Commentariorum libri novendecem“ (Berlin 1695). Das Werk, das gleich bei seinem Erscheinen die abweichendste Beurtheilung erfahren hat, in neuerer Zeit aber allgemein und mit Recht als die bedeutendste historische Arbeit Pufendorf's angesehen wird, beschränkt sich wie die Geschichte Karl Gustav's wiederum lediglich auf die Darstellung der auswärtigen Politik und hält sich für diese ebenso ausschließlich an die brandenburgischen Acten wie jene an die schwedischen. Auf die daraus sich mit Nothwendigkeit ergebenden Mängel dieser Geschichtsschreibung brauchen wir nicht hinzuweisen: abgesehen von denselben verdient Pufendorf's Friedrich Wilhelm trotz einiger Ungenauigkeiten im einzelnen vollkommen die Anerkennung, daß es das Werk „eines Geschichtsschreibers im großen Stile sei, eine in hohem Maße würdige Darstellung des großen Fürsten von dem es handelt“. Für dessen Genialität hatte P. ein volles Verständniß; darum steigert sich sein Ton nicht selten zu größerer Wärme als in den schwedischen Werken; es fehlte ihm offenbar nicht an Empfindung dafür, daß die Politik Friedrich Wilhelm's, so particularistisch sie oft erscheinen mochte, im Grunde doch die nationale Politik war. Und er schrieb, gleich als ob er deutlich erkannt hätte, daß die Bewunderung dieser Politik nur zunehmen könne, je genauer man sie kennen lerne; darum hielt er nichts zurück, was er in den Acten fand, mochte auch Leibniz in Hannover im Bunde mit den Perrücken des Regensburger Reichstages über diese Eröffnung der „arcana politica“ des brandenburgischen Hofes gleich aufgebracht und befremdet sein. Sein Werk ist in Wirklichkeit, wie schon der alte Küster es genannt hat, ein „monumentum aere perennius“; denn wie viel auch unsere Erkenntniß zahlreicher Einzelheiten über P. hinausgeht, für unsere Gesammtauffassung der auswärtigen Politik des großen Kurfürsten ist seine Darstellung bis auf den heutigen Tag bestimmend geblieben.

Auch Friedrich III. war von derselben in hohem Grade befriedigt; er ordnete

ihre Uebersetzung ins Französische und Deutsche an, machte dem Verfasser ein glänzendes Geschenk und befahl demselben nunmehr die Geschichte seiner eigenen Regierung zu schreiben. Davon hat P. nur noch drei Bücher mehr entworfen als vollendet, deren Veröffentlichung, da bald nach dem Tode des Verfassers auf den Sturz seines Gönners und Freundes Danckelmann ein beklagenswerther Umschwung der preußischen Politik erfolgte und eine Geschichtsschreibung wie die seine mißliebig werden mußte, unterblieb. Erst 1784 hat der Minister Friedrich's II. Graf Hertzberg, einer der wenigen Männer die im 18. Jahrhundert die Größe Pufendorf's zu verstehen vermochten, dieselben unter dem Titel „De rebus gestis Friderici tertii fragmentum posthumum“ herausgegeben; sie haben damals wenig Eindruck mehr hervorzubringen vermocht.

P. selbst hat in seinen letzten Jahren neben diesen historischen Arbeiten sich noch mit ganz andersartigen Gedanken beschäftigt. Ihre Frucht war das Buch „Jus feciale divinum sive de consensu et dissensu protestantium“, das er abgeschlossen hinterließ, und das auf seinen ausdrücklichen Wunsch aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde. Es ist der große Gedanke der evangelischen Union, für den P. hier eintritt; der freilich auf dem Wege, welchen er selbst im Auge hatte und in der Art, wie er wünschte, nicht zu verwirklichen war.

Im J. 1694 hat P., der ebendamals von Karl XI. von Schweden in den Freiherrnstand erhoben wurde, noch einmal eine Reise nach Stockholm unternommen, um das Manuscript seiner Geschichte Karl Gustav's zum Zweck der Herausgabe zurückzuempfangen. Seine Rückkehr überlebte er nicht mehr lange; er hatte einen Leichdorn oder einen Nagel am Fuße zu tief geschnitten; eine Entzündung trat hinzu. So starb er am 16. October 1694 bei noch ungebrochener Kraft, in noch nicht vollendetem 63. Lebensjahre. Sein Leichnam wurde in der Nicolaikirche in Berlin beigesetzt: die Inschrift auf dem Grabstein spricht von seinem Ruhm, der über den ganzen Erdkreis fliegt. Aber das nächste Jahrhundert hat die Größe des Mannes vergessen, es konnte kaum ein Verständniß für sie haben, und erst unsere Zeit ist ihm wieder gerecht geworden. Kein Polyhistor wie Conring oder Leibnitz, steht P. an Umfang des Wissens und Vielseitigkeit der Talente hinter beiden zurück; aber auf den Gebieten, denen er seine unermüdliche Arbeitskraft zugewandt hatte, hat er genialer gewaltet als jene; und hoch über ihr emsiges Bemühen, durch Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit, bisweilen auch durch das Opfer der eigenen Ueberzeugung das Wohlwollen der Mächtigen und die Gunst der Höfe zu gewinnen, stellt den trotzigschroffen Samuel P. sein nie wankend gewordenes Streben der Wahrheit, wie er sie erkannte, und ihr allein zu dienen um der Wahrheit willen.

Eine sehr geistlose Biographie Pufendorf's von P. H. Adlemannsthal, die aber wegen der Dürftigkeit unserer Quellen nicht unbrauchbar ist und in der besonders die litterarischen Fehden sehr ausführlich erzählt werden, steht hinter der deutschen Uebersetzung des Monzambano (Samuels Freiherrn von Pufendorf kurtzer doch gründlicher Bericht von dem Zustande des H. R. Reichs Teutscher Nation, Leipzig 1710, zweite Auflage Leipzig 1715). Werthvolle Mittheilungen über sein Leben auch in den hallischen Acta Philosophorum, 18. Stück, sowie in der Hamburger Bibl. hist. Cent. X. — Vgl. Breßlau in der Einleitung zur deutschen Uebersetzung des Monzambano (Berlin 1870), woselbst S. 15 ff. auch eine Uebersicht über die Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare zum Monzambano und über die sonstige sich daran anschließende Litteratur gegeben ist. — Droysen, Zur Kritik Pufendorf's in den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Phil.-hist. Classe 1864), wieder gedruckt in den Abhandlungen zur neueren Geschichte, Leipzig 1876. — Franklin, Das deutsche Reich nach Severinus von Monzambano (Greifswald

1872). — Treitschke, Samuel P. in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 35. 36. — Jastrow, Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung (Berlin 1882, auch in der Zeitschr. für preuß. Gesch. und Landeskunde, 1882).

H. Breßlau.

Puff: Rudolf Gustav P., österreichischer Schriftsteller und Dichter, wurde am 10. Juli 1808 zu Holzbaueregg nächst Großflorian in Steiermark geboren und erhielt seine erste Ausbildung in Graz, wohin die Familie wenige Jahre darauf übersiedelt war. P. beschäftigte sich schon frühzeitig gern mit der Geschichte, insbesondere seiner engeren Heimath, so wie mit dem Studium der modernen Sprachen, wobei er ein besonderes angeborenes Talent entfaltete. Reisen durch die österreichischen Alpenländer, welche er unternahm, weckten seine Vorliebe für das gesammte culturelle Leben in denselben und für deren Naturschönheiten. Nach dem 1823 erfolgten Tode des Vaters übersiedelte die Mutter nach Wien, P. setzte seine Studien von 1825 an daselbst fort und verkehrte viel mit hervorragenden litterarischen Größen der Residenz, auch hatte er Gelegenheit, seinen ästhetischen Sinn an den trefflichen dramatischen Leistungen des Hofburgtheaters auszubilden. Als plötzlich auch die Mutter Puff's gestorben war, begab er sich an die Universität nach Graz zurück und betrieb daselbst neben den übrigen die juristischen Studien, welche er im J. 1830 vollendete und zugleich zum Doctor der Philosophie promovirte. Nach seiner Verehelichung in demselben Jahre wurde er Supplent in Marburg und im J. 1831 Professor in Capo d'Istria. Ein Diensttausch brachte ihn von dort wieder nach Marburg zurück, woselbst er eine treffliche pädagogische Thätigkeit entfaltete und bei seinen Schülern außerordentlich beliebt war. Von jener Zeit an stand er mit den litterarischen Kreisen Steiermarks und ganz Oesterreichs in steter Verbindung, unternahm öfter Reisen im Lande wie in den Nachbarländern, auch nach Tirol, in die Schweiz, an den Rhein u. s. w. Trotz verlockender Anträge, seine engere Heimath zu verlassen, verblieb er doch in Marburg und war schriftstellerisch außerordentlich thätig. Die Stadt ehrte ihn 1846 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. Im J. 1848 beschäftigte P. der Dienst in der Marburger Nationalgarde, wobei er durch Ruhe und Besonnenheit sich hervorthat. Nachdem im J. 1854 seine Gattin gestorben war, vermählte sich P. zum zweiten Male, trat nach 32jährigem Dienste beim Lehrfache in den Ruhestand und starb am 20. Juni 1865 zu Marburg, das er nicht mehr verlassen hatte. Puff's Arbeiten erstreckten sich über das historische, geographische und ethnographische Gebiet, er hatte auf seinen Wanderungen und Reisen zahlreiche Sagenstoffe gesammelt und Land und Leute beobachtet, die Resultate dieser Sammlung und Beobachtung legte er in zahlreichen Aufsätzen nieder, welche in allen hervorragenden Blättern Oesterreichs sowie auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und in anderen Journalen des Auslandes erschienen waren. Von seinen Einzelwerken seien hier angeführt: 6 Bändchen „Gedichte“ (1835—1840), welche insbesondere zahlreiche Balladen und Romanzen aus der heimischen Geschichte enthalten, die treffliche Topographie: „Marburg in Steiermark. Seine Umgebung, Bewohner und Geschichte“ (1847), 2 Bände, das reichhaltige „Marburger Taschenbuch für Geschichte, Landes- und Sagenkunde der Steiermark“ (1853—1855), 3 Jahrgänge, die 10 Hefte steirischer Volkssagen: „Von der Mur und der Drau“ (1830), „Sagen und Erzählungen“ (1837 u. 1838), 2 Bände, eine Reihe von Bändchen unter dem Titel „Frühlingsgruß“ (1839 ff.), zumeist Gedichte, Sagen und Erzählungen aus Steiermark und den Nachbarländern enthaltend, die Monographien über die steirischen Badeorte: Gleichenberg, Römerbad-Tüffer, Sauerbrunn-Rohitsch, der „Wegweiser in sämmtliche Gesundbrunnen und Bäder der Steiermark“ (1854), die „Wanderungen

durch Steiermark" (1843). Zahlreiche ungedruckte historische, topographische, poetische und dramatische Arbeiten fanden sich in seinem Nachlaß, welcher in dem steiermärkischen Landesarchive zu Graz niedergelegt ist. Viele seiner Stoffe entnahm P. dem Volksleben der slavischen Bevölkerung des Landes, da er der Sprache mächtig war und auch mit den Litteraten, welche zu diesem slavischen Stamme gehörten, in fortwährender Verbindung stand.

Selbstbiographie in der Südsteirischen Post, Jahrg. 1881 (Marburg), dazu erbetene Mittheilungen vom Sohne Herm. Puff. — Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XXIV. — Ausführl. Biogr. auch bei Kehrein, Biogr. litterar. Lex.

A. Schlossar.

Püllenberg: Johann P., katholischer Geistlicher, geb. am 30. Sept. 1790 zu Lügde, † 29. Mai 1856 zu Paderborn. P. war der Sohn eines unbemittelten Handwerkers, besuchte zuerst die Schule der Franciscaner in seiner Vaterstadt, dann unter großen Entbehrungen das Gymnasium zu Paderborn, machte seine theologischen Studien in dem dortigen Seminar und wurde 1813 zum Priester geweiht. Nachdem er 1814—1817 als Kaplan zu Sommersell in der Seelsorge thätig gewesen, wurde er 1817 Lehrer am Gymnasium zu Paderborn, 1825 Professor der Philosophie an der dortigen bischöflichen Lehranstalt; bis 1854 behielt er den Unterricht in der philosopischen Propädeutik am Gymnasium. 1826—1844 war er zugleich Subregens im Seminar. 1818 wurde er Doctor der Theologie. Er beschäftigte sich zugleich eifrig in der Seelsorge. Er war kein großer Gelehrter, aber ein gewissenhafter und allgemein geachteter Geistlicher. Außer einem Gebet- und Betrachtungsbuche, welches von 1822 an wiederholt aufgelegt, auch ins Polnische übersetzt wurde, hat er veröffentlicht „Handbücher für den Religionsunterricht in den oberen, mittleren und unteren Classen des Gymnasiums", 1826, 1827 (2. Aufl. 1833); „Geschichtliche Einleitung in die Religionslehre", 1831 (2. Aufl. 1841); „Rhetorik für Gymnasien und angehende Redner", 1829; „Leitfaden der Logik und der empirischen Psychologie", 1834 (2. Aufl. 1854); „Handbuch der Philosophie", 1829; „Kurze Darstellung der Geschichte der Philosophie", 1831; „Fundamentalphilosophie", 1855.

J. Seiler, J. Püllenberg, Paderb. 1856. Reusch.

Pullet: Samuel P., preußischer Generalmajor, am 10. April 1770 zu Granzow in der Uckermark geboren, stammte aus einer französischen Flüchtlingsfamilie, welche ihren Namen „Poulet" schrieb; erst 1806 wandelte Samuel P. denselben in „Pullet" um. Sein Vater war Vorsteher einer Lehranstalt in Stettin; er selbst trat, nachdem er das dortige Gymnasium besucht hatte, am 22. October 1787 als Conducteur in die zu Potsdam neu errichtete Ingenieurakademie; der damalige Mineurmajor von der Lahr war sein Oheim; ein Flügeladjutant des Königs und Freund von Pullet's Vater, der Oberst von Boulet, wünschte ihn an Kindesstatt anzunehmen, worauf der Vater nicht einging; durch eine Namensverwechslung wurde indessen Pullet's erstes Patent für den Conducteur von Boulet ausgefertigt. Am 5. April 1790 wurde er Lieutenant, im J. 1793 kam er nach Danzig, mit dessen beiden denkwürdigen Belagerungen seine Lebensschicksale in enger Verbindung stehen; 1804 ward er dort Ingenieur vom Platz. Als solchem lag ihm beim Nahen der französischen Streitkräfte im Winter 1806/7 zunächst ob, die Festung in Vertheidigungszustand zu setzen; als dann die Belagerung begann und ältere Ingenieurofficiere eintrafen, blieb er die Seele des Ganzen und sein geistiges Uebergewicht, verbunden mit einem bescheidenen und tactvollen, aber sehr bestimmten Auftreten schufen ihm eine Sonderstellung; nachdem General v. Laurens am 30. April eine tödtliche Wunde empfangen hatte, Major Bousmard am 5. Mai gefallen war, lag ihm auch der Form nach

die Leitung der Vertheidigungsarbeiten ob. Am 10. März 1807 hatte die Berennung der Festung ihren Anfang genommen, in der Nacht vom 5. 6. April waren die Laufgräben eröffnet, am 27. Mai übergab Feldmarschall Kalkreuth, mit vollen Kriegsehren abziehend, die Festung, deren Widerstandsmittel erschöpft waren, dem Marschall Lefebvre. Am 27. Juni des nämlichen Jahres ernannte der König den Lieutenant P., mit Ueberspringung des Hauptmannsgrades, unmittelbar zum Major; den Orden pour le mérite hatte er ihm schon früher verliehen. Die damals in Deutschland verbreitete Schmähschrift „Feuerbrände" beschuldigt P., sich an den bedeutenden Summen, welche gelegentlich der Belagerung durch seine Hände gingen, vergriffen zu haben; der Vorwurf ist durch nichts erwiesen und P. ist gestorben, ohne Vermögen zu hinterlassen. Dagegen ward er berufen, als Mitglied der betreffenden Untersuchungscommission, über das Verhalten derjenigen Officiere zu urtheilen, welche bei den Capitulationen anderer Festungen betheiligt waren. — Im J. 1813 folgte die zweite Belagerung von Danzig. Diesmal gehörte P. zu den Angreifern der seit dem 17. Januar von den Russen berannten Stadt, deren bisherige Blokade im September in eine Belagerung verwandelt wurde. Dem mit der Leitung derselben betrauten russischen General, Herzog Alexander von Württemberg, wurde P., welcher inzwischen Oberstlieutenant und Ingenieurbrigadier geworden war, als Ingenieur en chef beigegeben. Russische und preußische Truppen waren bei der Belagerung zu Lande, russische und englische Schiffe zu Wasser thätig. Siebenundzwanzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben unterlag die Stadt; am 29. November unterzeichnete General Rapp die Capitulation. Wie P. es bei der Belagerung an Thätigkeit, Umsicht und Tapferkeit wiederum nicht hatte mangeln lassen, so fehlten seinen Leistungen auch diesmal die äußeren Zeichen der Anerkennung nicht. — Er starb am 22. December 1825, auf einer Dienstreise begriffen, zu Grünberg in Schlesien, als Inspecteur der 2. Ingenieurinspection zu Breslau.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 75. Bd., 3. Heft. Berlin 1849. — C. Friccius, Geschichte der Befestigungen und Belagerungen Danzigs. Berlin 1854. — U. v. Bonin, Gesch. d. Ingenieurcorps. 2 Thle. Berlin 1877. 78. B. Poten.

Pundschu: Karl P., österreichischer Militärarzt, ist im J. 1823 in Wien geboren und am 17. März 1875 in Trient gestorben. Seine Studien erledigte er in Wien, um nach Erlangung der Doctorwürde am 17. Juni 1850 als Oberarzt II. Cl. im Heere angestellt zu werden. Am 16. Juli 1854 wurde P. Oberarzt I. Cl. und am 1. Juli 1856 Regimentsarzt II. Cl. 1852—1855 war er dem Militärlazarethe zu Mainz, der damaligen deutschen Bundesfestung, zugetheilt. Am 1. Mai 1864 wurde P. zum Regimentsarzt I. Cl. ernannt, am 1. Januar 1869 in die 14. Abtheilung des österreichischen Kriegsministeriums berufen und am 1. Mai 1874 zum Stabsarzt befördert. Lungenleidend erreichte er seine Versetzung in das mildere Klima von Trient, wo er nach halbjährigem Aufenthalte starb. In weiteren Kreisen ist der ungewöhnlich thätige Arzt durch die mehrjährige Herausgabe des Jahrbuchs der Militärärzte bekannt geworden.

Allgem. militärärztl. Zeitung 1875, Nr. 18. H. Frölich.

Pupikofer: Johann Adam P., geb. am 17. März 1797 zu Unter-Tutwil, einem Dorfe der Kirchgemeinde Wengi, Kanton Thurgau, † am 28. Juli 1882 zu Frauenfeld, schweizerischer Geschichtsforscher. Zugleich mit dem zwei Jahre jüngeren Landsmanne Mörikofer (s. A. D. B. XXII, 258—260), studirte P. in Zürich Theologie, worauf er 1817 ordinirt wurde und in der Heimat in amtliche Function trat. Den größten Theil seines Amtslebens verbrachte P. im Städtchen Bischofszell, an dessen Kirche er 1821 die Stellung eines Helfers übernahm und bis 1861 beibehielt. Dann siedelte er nach Frauenfeld über und trat da in die

Besorgung des Kantonsarchives und der Bibliothek ein. 1880 hatte er sich ganz in das Privatleben zurückgezogen. Neben seinen geistlichen Verpflichtungen widmete er sich mit großem Eifer dem Erziehungswesen und den Bestrebungen der 1821 gegründeten kantonalen „Gesellschaft zur Beförderung des Gemeinnützigen und Guten"; in der kirchlichen Gliederung war er 1846 zum Decanate des Capitels Oberthurgau und zur Würde eines Kirchenrathes emporgestiegen. Eben aus jener Gemeinnützigen Kantonsgesellschaft wuchs, zuerst als Section derselben sich betrachtend, der historische Verein des Kantons Thurgau heraus, als dessen erster Präsident P. 1859 bis 1880 wirkte. — Schon in jungen Jahren begann P., sich auf dem Felde der Topographie und Geschichte seiner engeren Heimath zu bethätigen. Seine ersten Arbeiten — geographisch-historische Darstellungen thurgauischer Städte, Schlösser, Klöster — legte er von 1824 an theils in den „Neujahrsblättern der Gemeinnützigen Gesellschaft", theils, seit 1828, in dem Sammelwerke: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern" nieder. Aehnlich führte er noch später in einzelnen Veröffentlichungen die Einzelschilderungen der Gemeinden Wengi (1844), Bußnang (1857), Züge aus der Geschichte von Bischofszell (1857) vor; ganz besonders aber war die „Geschichte der Stadt Frauenfeld" (1871) eine letzte größere Leistung dieser Art. In der Reihe der „Gemälde der Schweiz" (s. A. D. B. XXI, 618) gab er 1837 in sehr anerkennenswerther Weise die Darstellung des Kantons Thurgau. Aber schon 1828 und 1830 hatte er sein Hauptwerk erscheinen lassen, die zweibändige „Geschichte des Thurgaus", ein für die Zeit seiner Bearbeitung höchst beachtenswerthes Werk, das die Befähigung Pupikofer's für historische Forschung und Erzählung ganz unleugbar darlegte, wenn es auch an das etwas ältere, vielfach zur Vergleichung herausfordernde Werk von J. v. Arx „Geschichten des Kantons St. Gallen" (s. A. D. B. I, 615), nicht ganz hinanreichte. Zu den durch Th. v. Mohr edirten „Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft", Bd. II, steuerte P. 1853 diejenigen des Stiftes Kreuzlingen bei. Ebenso betheiligte er sich als Mitarbeiter an der „Amtlichen Abschiede-Sammlung" und ließ als solcher 1867 die erste Abtheilung von Bd. VI, über die Jahre 1649 bis 1680, erscheinen. Eine „Geschichte der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft" schrieb er 1860. Andere Arbeiten liegen auf dem Felde der Biographie, theils schon in jenen „Neujahrsblättern", dann vorzüglich 1857 in dem Buche über einen verdienten Pädagogen aus v. Fellenberg's Schule: „Leben und Wirken von J. J. Wehrli" und 1859 in dem „Biographischen Beitrage" über den Zürcher Staatsmann J. J. Heß (s. A. D. B. XII, 289—292), welcher durch den Biographen vielleicht überschätzt worden ist. Für die Mittheilungen der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft lieferte P. in Bd. XIII, „Thurgauische Städte und Landessiegel" (1858) und in Bd. XVI, „Geschichte der Burgfeste Kyburg" (1869). Ganz vorzüglich enthielten seit 1861 die „Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte" zahlreiche größere und kleine Arbeiten Pupikofer's, darunter in Heft II als Denkschrift zur Erinnerung eine „Geschichte der Landgrafschaft Thurgau vor und bei ihrem Uebergange an die Eidgenossenschaft im Jahre 1460", in Heft VII „Thurgauische Kriegsgeschichte", in Heft VIII und X genealogische Untersuchungen: „Geschichte der Herren von Hohen-Landenberg und ihrer Besitzungen im 14. und 15. Jahrhundert" und „Geschichte des Freiherrn von Klingen zu Altenklingen und Hohenklingen", sowie manches Kürzere. 1872 hatte die philosophische Facultät der Zürcher Hochschule dem unermüdlichen fleißigen Forscher den Doctortitel honoris causa ertheilt, zugleich mit seinem Freunde Mörikofer. Allerdings war nicht zu verkennen, daß P. in seinen späteren Jahren, in der Art zu arbeiten oft ein Stillestehen, auch ein mehr oder weniger absichtliches Sichverschließen zeigte, während sein fast gleich-

alteriger Landsmann im höheren Alter immer reifere Arbeiten hervorbrachte. So muß auch gesagt werden, daß die erst nach Pupikofer's Tode, seit 1886, aus seinem Nachlasse erscheinende „Geschichte des Thurgaus“ in der „zweiten, vollständig umgearbeiteten Ausgabe“, wenn sie auch ein gut lesbares Buch ist, als wissenschaftliche Leistung für die Zeit ihres jetzigen Erscheinens im Verhältniß nicht jenem Maßstabe entspricht, der vor mehr als einem halben Jahrhundert getrost an das Werk in seiner früheren Gestalt gelegt werden durfte.

Vgl. den Nekrolog in der Thurgauer Zeitung, 1. bis 13. August 1882, und denjenigen (von Christinger) in der Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit von 1882. Meyer v. Knonau.

Purgold: Ludwig P., Philolog, entstammte einem angesehenen bürgerlichen Geschlechte Gotha's, unter dessen Angehörigen sich mehrere im Staatsdienste ihres engeren Vaterlandes ausgezeichnet haben. Am 8. Mai 1780 als Sohn eines herzoglichen Kammersecretärs in der genannten Stadt geboren, besuchte er das dortige Gymnasium von 1790—1799 und genoß während dieser Jahre den Unterricht vorzüglicher Lehrer, zu denen u. a. Fr. Jacobs, Fr. W. Döring und S. Kaltwasser gehörten. Durch diese für das classische Alterthum begeistert, wendete er sich nach seinem Abgange von der Schule der Philologie zu und studierte von 1799—1802 Anfangs in Jena, wo er Mitglied der lateinischen Gesellschaft war, und hierauf in Göttingen, wo namentlich Heyne auf ihn einwirkte. Im Mai 1804 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Freiherrn v. Hülsen zu Kallenhof in Livland, sah sich aber schon im December des gleichen Jahres von der Universität Dorpat als Bibliothekar und Oberlehrer für griechische und deutsche Litteratur an das neuerrichtete Gymnasium zu Wiborg in Finnland berufen. Hier fühlte er sich bald heimisch; denn St. Petersburg war nicht weit entfernt und gewährte manche wissenschaftliche Förderung; in der Hauptstadt und an seinem neuen Wohnorte machte er verschiedene schätzbare Bekanntschaften, darunter diejenige mehrer deutscher Collegen; vor allem aber befriedigte ihn sein Wirkungskreis und das rasche Aufblühen der Anstalt, an welcher er lehrte. Sein an Anregungen reiches Leben gestaltete sich jedoch allmälig trüber: einige seiner Freunde verließen Wiborg, und das russische Papiergeld sank um 75 % im Werthe, wodurch ihm die Berufsfreudigkeit und die Mittel zu einer gedeihlichen Weiterbildung verloren gingen. Er entschloß sich daher 1814 in die Heimath zurückzukehren. Nachdem er mehrere Monate bei den Seinen in Gotha verweilt hatte, begab er sich 1815 nach Berlin und fand dort eine ihm zusagende Anstellung als Adjunct an der Königlichen Bibliothek. Seine Collegen waren Zeune, Buttmann und Wilken, zu denen er bald in freundschaftliche Beziehungen trat. Aus dieser Wirksamkeit rief ihn frühzeitig der Tod ab: am 11. August 1821 endete er infolge eines Schlagflusses und hinterließ den Ruf eines in hohem Grade gewissenhaften, kenntnißreichen und zuvorkommenden Beamten. — Was seine litterarische Thätigkeit betrifft, so hat er ebensowohl der ernsten Wissenschaft als der heiteren Kunst gehuldigt, wenn auch die meisten seiner poetischen Arbeiten nicht zum Drucke gelangt sind. „Observationes criticae in Sophoclem, Euripidem, Anthologiam Graecam et Ciceronem. Adiuncta est Sophoclis e codice Jenensi varietas lectionis in scholia maximam partem inedita. Auctarium subiecit H. C. A. Eichstaedt“ (1802); „Ueber die Bildung zur Poesie und Beredsamkeit“ (1807; Programm); „Hellwig. Zum Besten der preußischen Verwundeten“ (1808; 32 S. gr. 4°), ein Gedicht in Hexametern, das die kühne Befreiung preußischer Gefangenen bei Eisenach am 17. October 1806 durch den Lieutenant Hellwig feiert; „Ueber die Wichtigkeit der deutschen Sprache für gründliche Bildung“ (1813; Programm) und: „Abälard und Heloise, oder die Fragen der Menschheit. Romantisch-Platonisches Gespräch“ (1818). In seinem Nach-

lasse fanden sich noch: eine kurze griechische Grammatik in Tabellenform, eine deutsche Uebersetzung des Sophokles, zwei Dramen: „Johann Friedrich" und „Wittekind", verschiedene Gedichte u. A. Daß die genannte Sophoklesübersetzung nicht im Drucke erschien, darf man bedauern, denn aus einem in Wieland's „Neuem Teutschen Merkur" 1810, 1. Bd., S. 14—43 mitgetheilten „Probestück" (Philoktet, Vers 219—506) geht hervor, daß diese Verdeutschung eine sehr gelungene und sprachlich wohllautende gewesen ist.

Meusel, G. T. — Allgem. Litteratur-Zeitung vom J. 1821, 3. Bd., Nr. 261, Octbr., Sp. 359—360. Schumann.

Purgoldt: Johannes P., Jurist. Aus der Lebensgeschichte Purgoldt's wissen wir nur, daß er um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, einer angesehenen, wohlhabenden Familie Thüringens entstammt, zwischen 1480—90 Beisitzer des Schöffenstuhles zu Eisenach war, 1490 daselbst als Stadtschreiber erwähnt wird und muthmaßlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Rechtsbuch abfaßte, welches für die geschichtliche Entwicklung des Rechtes in Deutschland von hohem Belange, und in drei Handschriften (der Eisenacher, Wolfenbüttler und Hamburger) auf uns gekommen ist. Das Werk besteht aus 12 in Capitel oder Abschnitte getheilten Büchern, von denen sich die ersten vier mit dem bürgerlichen Rechte, das fünfte bis achte mit dem Processe, das neunte und zehnte mit der städtischen Organisation befassen; das elfte und zwölfte handeln vom „gothaischen Stadtrechte", welches mit dem vorangehenden Texte weder in Zusammenhang steht, noch P. zum Verfasser hat. Mit Ausnahme des zweiten und zwölften Buches beginnt jedes mit einer gereimten Vorrede, von denen jene zum dritten, vierten und zehnten Buche in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse (Akrosticha:) und die Vorreden zum neunten und elften in den Anfangssilben der fünf Strophen den Namen „Johannes Purgoldt" erkennen lassen. So beginnt z. B. das 3. Buch (Ortloff S. 90):

Ich thadt uff zceyt bedenckenn
On neydt und argen wahn
Horet iar von seltzamen swenckenn,
Als es nuhn ist gethan.
Nimandt thut mehr fragen
Nach kunst, ern ader wyczen.
Ein ider das wyrdt clagen,
Szo er am gericht sall syczen; ꝛc. ꝛc.

P. liefert eine systematische Zusammenstellung aus den verschiedensten Quellen, welche er am Schlusse der Capitel anzuführen pflegt. Er beabsichtigt weniger ein einheitliches Rechtsbuch, als die Wiedergabe umfangreichen Stoffes und die Aufzählung der am Anfange des 16. Jahrhunderts praktisch wichtigsten Sätze. Hauptbestandtheile des Werkes sind deutsche Rechtssätze des Landrechts, Weichbildrechts und Stadtrechts. — Nach P. (VI. 2) ist Landrecht das gemeine Recht zu Sachsen und Thüringen, Weichbildrecht das gemeine Recht der Städte dieser Länder und Stadtrecht das Recht der Stadt Eisenach, für die er zunächst schreibt. Mit dem deutschen Rechte verbindet er das römische, besonders die Institutionen, das canonische nach Meister Wilhelm, Meister Heinrich von Merseburg und Meister Peter in seiner Summa, ferner viele Sätze des mosaischen Rechtes und der Bibel, welche er göttliches Recht nennt. Außerdem citirt er häufig Kirchenväter und Stellen aus den Classikern. Im neunten und zehnten Buch, von der Stadtverfassung entwirft er im Anschlusse an Cicero und Aristoteles eine Art Politik, worin er Rathschläge für Behandlung der öffentlichen Geschäfte, ebenso für das Verfahren und Betragen der Beamten und Gemeinde-Vertreter ertheilt. Die Hauptquelle für den deutschrechtlichen Inhalt bildet das sogenannte „Rechts-

buch nach Distinctionen", aus welchem ganze Capitel genommen sind. Dr. Friedrich Ortloff, Oberappellationsgerichtspräsident zu Jena, hat im 2. Bande seiner Sammlung Deutscher Rechtsquellen (Jena 1860) Purgoldt's Rechtsbuch kritisch herausgegeben, in der Einleitung (Seite 1—16) den Inhalt mit großer Genauigkeit angegeben und den Werth der Eingangs erwähnten drei Handschriften gründlich besprochen. Die zwei letzten Bücher (11 u. 12), welche wie bemerkt ein gothaisches Stadtrecht ohne alle systematische Ordnung enthalten, sind dem Werke unseres Juristen nur zufällig beigefügt, gehen zum Theile von andern Rechtsgrundsätzen aus als die übrigen Bücher und ihren Inhalt bilden Gerichtswesen, Privat- und Strafrecht.

Otto Stobbe, Gesch. der deutsch. Rechtsquellen, 1. Band, 2. Abth., S. 144—147. — Ortloff a. a. O. Eisenhart.

Purgstall: Hanns Ernst Graf v. P., † am 24. März 1695 zu Graz. Das Geschlecht der Purgstalle hatte sich seit dem 12. Jahrh. in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol und Böhmen ausgebreitet, 1632 den Freiherrn-, 1670 (1676) den Grafenstand erworben und eine Reihe, zumal im Kriegsdienste des Staates ausgezeichneter Männer hervorgebracht. Hanns Ernst Graf v. P., innerösterreichischer Statthalter und geheimer Rath, war jenes Glied des Hauses, welches durch Heirath der Freiin Regina v. Galler die berühmte Riegersburg, die Königin der steiermärkischen Schlösser, erwarb und damit der Purgstall'schen Hausmacht den Mittelpunkt auf steiermärkischem Boden schuf (1672). In der Geschichte der Steiermark und insbesondere der Riegersburger Gegend wird Hanns Ernst namentlich als Commissär bei dem 1675 durchgeführten Feldbacher Hexenprocesse vielfach genannt.

Zweiter Stifter des Hauses Purgstall in der Steiermark ist Wenzel Karl, Graf v. P., geb. 1681 zu Prag, † am 23. Jan. 1749 zu Graz. Nach dem Tode von Hanns Ernst, dem Erwerber der Riegersburg, entbrannte ein langjähriger Streit um die Erbschaft zwischen seinem Sohne Albert, beziehungsweise dem Jesuitenorden, welchem dieser letzte Sprößling der steiermärkischen Linie Purgstall (geb. am 13. April 1671 zu Graz, † am 24. December 1744 zu Wien) als hervorragendes Mitglied angehörte, und dem böhmischen Zweige des Geschlechtes. Dieser Streit wurde durch eine Abfindung geschlichtet; Graf Wenzel Karl von der böhmischen Linie setzte sich in den Besitz der Riegersburg und Pater Albert widmete die Abfindungssumme einer Stiftung, aus der später (1758) das Gymnasium in Marburg entstand. Der neue Begründer der Dynastie erhob die Riegersburg sammt dem Freihofe in Radkersburg zum Familien-Fideicommiß und vermehrte die steiermärkischen Besitzungen im J. 1710 durch den Kauf des benachbarten Hainfeld. W. K. hat unter drei Kaisern (Leopold I., Joseph I. und Karl VI.) im Staatsdienste der innerösterreichischen Länder in hervorragenden Stellungen gewirkt; sein Name ist aber überdieß in der Litteratur bekannt durch eine als seine Doctoratsschrift erschienene Topographie der deutschen Lande Oesterreichs („Germania austriaca, seu topographia omnium Germaniae provinciarum, augustissimae domui austriacae haereditario jure subjectarum." Wien 1701.

Vgl. Wurzbach's biogr. Lex. u. die dort citirten Schriften, außerdem namentlich Janisch, topogr.-statist. Lexicon v. Steiermark, Bd. II, Graz 1885 voce Riegersburg; Bd. I, Graz 1878 voce Burgstall. Außerdem Hammer-Purgstall, Porträtgallerie des steiermärk. Adels. Hugelmann.

Purgstall: Johann Wenzel Graf v. P., geb. am 7. März 1724 zu Graz, † am 4. November 1785 auf der Reise nächst Graz. J. W. Graf v. P., der Sohn Wenzel Karl's, zeichnete sich durch sein gemeinnütziges Wirken aus. Er griff in seiner steiermärkischen Heimath überall ein, wo es öffentliche Interessen,

zumal auf volkswirthschaftlichem Gebiete, zu fördern galt, so daß Hormayr ihn geradezu den „Rumford Oesterreichs“ nennt. Nach seiner Heimkehr von mehrjährigen Reisen in Deutschland, Italien, der Schweiz, Holland und theilweise auch in Frankreich und England, während welcher eine Fülle persönlicher Beziehungen für das ganze Leben angeknüpft wurde, war er vor Allem als praktischer Landwirth bestrebt, seine Besitzungen zu Musterwirthschaften zu gestalten; er entfaltete aber auch über diese private Sphäre hinaus eine rege, auf die Hebung der Landescultur und besonders auf die Einführung neuer Culturen (Kartoffelbau, Seidenzucht u. s. w.) gerichtete öffentliche Thätigkeit. Den festen Boden zu dieser unermüdlichen Wirksamkeit in Wort und Schrift gewann P., nachdem er 1768 zum Commercienrath und Beisitzer der Landesstelle in technischen Angelegenheiten ernannt und an die Spitze der 1764 gegründeten steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft berufen worden war; sein erfolgreiches Wirken in letzterer Stellung wurde noch nach fünf Decennien, bei der Wiedereröffnung der Gesellschaft am 28. März 1819, von Erzherzog Johann in beredten Worten gefeiert. P. war aber auch ein großer Freund der Wissenschaften und mit den litterarischen Strömungen seiner Zeit vertraut; von lebhaftem philosophischem Interesse erfüllt, hatte er sich von diesem Ausgangspunkte aus besonders dem Studium der Nationalökonomie zugewandt und war ein warmer Vertreter der neuen Lehren dieser Disciplin geworden. Die Anregungen, welche er dem öffentlichen Leben und der Staatsverwaltung zu geben trachtete, die Entsumpfung des Ennsthales und die Colonisation des Pettauer Feldes, die Auftheilung der Gemeinweiden, Aufhebung von Bannrechten, Vereinfachung des Steuerwesens, stehen offenbar mit seinen theoretischen Neigungen im Zusammenhange. Daß die Errichtung der neuen Lehrkanzel der „Cameralistik und politischen Wissenschaften“ an der Grazer Universität, welche in den letzten Jahren der Jesuitenperiode auf Betreiben der Grazer Regierungsbehörde stattfand, gleichfalls auf Purgstall's Anregung zurückzuführen sei, ist wahrscheinlich. Jedenfalls bleibt es bezeichnend, daß P. zum „Protector“ dieses neuen Universitätsstudiums ernannt wurde. Als solcher hat P. (im Januar 1770) den neuen Professor (Dr. Buresch v. Greifenbach) eingeführt und gegen die Schwierigkeiten angekämpft, welche demselben in den Weg gelegt wurden.

Vgl. von den bei Wurzbach citirten Schriften insbesondere den Aufsatz in Kunitsch, Biographien merkw. Männer der österr. Monarchie (Bd. V, S. 126 u. ff., abgedruckt bei Hammer, Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen von Purgstall, S. III u. ff.). Außerdem Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz, 1886, S. 89, 90, 91, 434, und das oben angeführte Werk von Hammer-Purgstall. Hugelmann.

Purgstall: Gottfried Wenzel, Graf von P., Sohn des Grafen Johann Wenzel, wurde am 12. Februar 1773 zu Graz geboren, und verbrachte seine Jugend, nach dem frühen Tode seines Vaters unter der Leitung seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Rindsmaul, bis zur Vollendung der Humanitätsstudien in seiner steiermärkischen Heimat. Nach einer Reise an verschiedene deutsche Höfe sowie zur Kaiserkrönung Leopold's II. in Frankfurt begann er auch die Universitätsstudien an der Grazer Hochschule, im J. 1793 finden wir ihn aber schon in Jena, wo der beredte Interpret der Kantischen Phisophie, Reinhold, Hörer aus den entferntesten Gegenden Deutschlands um sich versammelte. Die Zugehörigkeit zu diesem Kreise ist für Purgstall's ganzes Leben kennzeichnend geworden, als einer der „Kantianer Oesterreichs“ ist er bekannt geblieben. Als Reinhold im Frühjahre 1794 dem Rufe nach Kiel folgte, begleitete ihn P., wie Reinhold's Biograph sagt, als „einer seiner liebsten Schüler“ auf der ganzen Reise und brachte dann noch in Kiel ein volles Jahr an seiner Seite zu; von Kiel zog P.

nach Königsberg, um Kant persönlich kennen zu lernen, und von da nach Göttingen, um sich hier juridisch-politischen Studien zu widmen. Nach Abschluß der deutschen Lehrjahre begab sich P. über die Niederlande und Frankreich nach England und Schottland und von hier führte er Johanna Anna Baronin Cranstown als seine Gattin heim.

In Oesterreich trat P. zunächst als Volontär bei der niederösterreichischen Regierung in den Staatsdienst und sein Haus ward in Wien bald ein Vereinigungspunkt aller Elemente, welche höhere Bildung und vaterländisches Gefühl verbanden (Graf Moritz Dietrichstein, General Steigentesch, Collin, Hammer, Hormayr, Gentz, Johannes von Müller u. a. m.). Im J. 1807 wurde P. Gubernialrath in Steiermark, nahm als solcher an den Vorbereitungen zu dem Befreiungskampfe des Jahres 1809, speciell an der Errichtung der Landwehr, lebhaften Antheil und zog, zur Generalintendanz des Heeres von Innerösterreich berufen, mit ins Feld. In Padua fiel er in die Hände des Feindes, wurde in die Gefängnisse von Mantua geworfen und erst durch die Intervention seiner muthigen Gattin bei Napoleon selbst befreit. Diese Gefangenschaft legte den Keim des Todes in seine Brust; er erlag demselben, noch nicht vierzigjährig, am 22. März 1812 in Florenz.

Während seines mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland war G. W. P. fast mit allen geistigen Koryphäen der Nation in Berührung gekommen und insbesondere mit einigen Gesinnungsverwandten aus dem Kreise der Kantischen Gemeinde in einen innigen Freundschaftsbund getreten; neben Reinhold sind in erster Linie Wieland, die Grafen Schimmelmann und Stolberg und von den Jüngeren Fernow, Baggesen, Thibaut zu nennen. Ueber diese Beziehungen gibt der Briefwechsel Purgstall's interessante Aufschlüsse. Jener Theil der Correspondenz, welcher in dem Wiener „Literaturblatt" des Jahres 1879 zum Abdruck gelangt ist, behandelt speciell den Aufenthalt in Deutschland, während die in Hammer's biographischem Denkmal veröffentlichten Briefe aus den Reiseabschnitten in Holland, Frankreich und England stammen und die in Frankl's „Sonntagsblättern" der Jahre 1842 und 1843 publicirten Briefe von Steigentesch an P. in die Zeit des Aufenthaltes in der Heimath fallen; der größte Theil des Briefwechsels ruht aber noch unveröffentlicht im Schloßarchive zu Hainfeld. Abgesehen von diesen Verhältnissen hat G. W. P. die Aufmerksamkeit aber auch als der letzte zum Mannesalter gereifte Sprosse des Purgstall'schen Grafengeschlechtes auf sich gelenkt. Sein Sohn Wenzel Raphael überlebte ihn wol kurze Zeit; er starb aber am 7. Januar 1817 noch nicht neunzehnjährig, von den Zeitgenossen wegen seiner wunderbaren Geistesgaben tief betrauert, und hiermit war der Mannsstamm des Hauses P. erloschen. Nur der verwittweten Gräfin Johanna Anna († am 23. März 1835), in deren Armen Gatte und Sohn gestorben, war es noch durch fast zwanzig Jahre gegönnt, die Erinnerung an den Namen P. in der Steiermark wach zu erhalten. Die Bedeutung dieser Frau, welche in ihrer Jugend mit Walter Scott befreundet und diesem das Vorbild der „Diana Vernon" in „Rob Roy" gewesen, ja sogar auf Walter Scott's erste litterarischen Versuche, so auf die Uebersetzung von Bürger's Lenore, entscheidenden Einfluß geübt haben soll, ergibt sich aus vielen Mittheilungen über ihr Leben. Sie that aber noch ein Weiteres, um den Namen P. auf spätere Generationen zu überliefern, indem sie den Verfasser des biographischen Denkmals ihres Gatten und Sohnes, den berühmten Orientalisten Josef v. Hammer, unter der Bedingung zum Erben des ihr zugefallenen Allodialgutes Hainfeld einsetzte, daß er den Namen und das Wappen des Hauses P. mit dem

seinigen vereinige. Die kaiserliche Bewilligung hierzu wurde unter Erhebung Hammer's in den Freiherrnstand ertheilt (Diplom vom 11. Mai 1836).

Vgl. von den bei Wurzbach citirten Schriften insbesondere: Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen v. Purgstall. Gesetzt von ihrem Freunde Joseph v. Hammer. Gedruckt als Handschrift für Freunde. Wien. Gedruckt bei Anton Strauß. 1821. — Außerdem: Schloß Hainfeld, oder: Ein Winter in Steiermark. Von Basil Hall. Aus dem Englischen übersetzt von Minna Herthum. Berlin 1836; Aus dem Leben des vorletzten Grafen v. Purgstall (von Hugelmann) in Nr. 4, 6, 8, 9, 10 des Litteraturblatt, Bd. III, Leipzig und Wien 1879. (Der erste der in dieser Arbeit veröffentlichten Briefe Purgstall's, welcher über den Besuch bei Kant berichtet, ist auch abgedruckt in der Altpreußischen Monatsschrift, Bd. XVI, H. 7 u. 8); Janisch, topographisch-statist. Lexikon v. Steiermark, Bd. I, Graz 1878, voce Hainfeld, Bd. II, Graz 1885, voce Riegersburg.

Hugelmann.

Purkinje: Johannes Evangelista P., geb. am 17. December 1781 zu Libochowitz bei Leitmeritz in Böhmen, † am 18. Juli 1869 zu Prag. Schöpfer der mikroscopischen Anatomie und Begründer des ersten physiologischen Instituts in Deutschland.

P. verlor seinen Vater, Oekonomiebeamten auf einer fürstlich Dietrichstein'schen Herrschaft, bereits als Knabe von zehn Jahren. Seine Mutter (Rosalie geb. Safranek, Bauerntochter) gab ihn nach dem Tode des Gatten nach Nicolsburg in Mähren in ein von Piaristen geleitetes Chorknabeninstitut, — ein Schritt, der für P. dadurch von förderlicher Bedeutung wurde, daß er dort die deutsche Sprache erlernte und das Gymnasium besuchte, aber für seine Zukunft fast verhängnißvoll geworden wäre, weil er sich so sehr an die Stille klösterlichen Lebens gewöhnte, daß er sich für den geistlichen Stand bestimmte. Im Alter von 18 Jahren in den Piaristenorden eingetreten, verbrachte er drei Jahre an den Collegien zu Altwasser und zu Straßnitz in Mähren, zuletzt zu Leitomischl in Böhmen. Der geistliche Stand befriedigte jedoch seine Erwartungen nicht auf die Dauer; kurz bevor er die priesterlichen Weihen empfangen sollte, trat er aus dem Orden aus, durch die Kenntniß der Fichte'schen Schriften in andere Bahnen geleitet, um in Prag Philosophie zu studiren. In den Jahren 1810—12 fungirte er als Erzieher in dem Hause eines Baron Hildebrandt, von welchem er die Mittel zum medicinischen Studium erhielt. Im J. 1819 promovirte er mit einer Dissertation („Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht"), welche ihm schnell ein bedeutendes Ansehen verschaffte; im nächsten Jahre übernahm er die Stellung eines Assistenten an der Anatomie in Prag, in welcher er bis zu seiner Berufung nach Breslau verblieb.

An der medicinischen Facultät der im J. 1811 begründeten Breslauer Universität bestand von vornherein ein eigner Lehrstuhl für Physiologie, — wol die erste selbständige Professur dieser Wissenschaft in Deutschland, damals und für lange. Denn erst im J. 1832 gab der ältere Burdach in Königsberg, welcher die Anatomie und die Physiologie gleichzeitig vertrat, das Directorat der Anatomie an Karl Ernst v. Baer ab, um fortan Physiologie allein zu lehren. Der Breslauer Physiologe Bartels, Verfasser eines physiologischen Compendiums, vertrat neben der Physiologie und allgemeinen Anatomie (die er nach Bichat las) auch die allgemeine Pathologie, welche an vielen Universitäten bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts den Professoren der Physiologie zu lesen oblag. Als Bartels im J. 1821 nach Marburg berufen wurde, schlug die Breslauer Facultät dem Minister von Altenstein Herrn Gruithuisen als Nachfolger vor; trotz der Befürwortung des damaligen Universitätscurators, Geh.

Oberregierungsrathes Neumann, wurde P. berufen. Er hatte durch seine Promotionsschrift das Interesse Goethe's erregt und dessen persönliche Bekanntschaft in Weimar im J. 1822 gemacht (Goethe's Werke. Stuttgart u. Tübingen 1830. Bd. 32). Von diesem war er an Alexander v. Humboldt empfohlen worden. Der Einfluß Humboldt's und Rust's, welcher Letztere P. bereits vor dessen Promotion in Prag kennen gelernt und zur Bewerbung um die Breslauer Professur veranlaßt hatte, trug über den Breslauer Vorschlag den Sieg davon. Eine von der Facultät dem Minister überreichte Eingabe, in welcher sie ihr Bedauern über Purkinje's Berufung ausdrückte, erfuhr eine sehr entschiedene, von dem damaligen Decernenten für Universitätsangelegenheiten Johannes Schulze, concipirte Zurückweisung. Purkinje's Ernennung durch den König erfolgte am 11. Januar 1823 „zum ordentlichen Professor der Physiologie und Pathologie“ mit einem Gehalte von 800 Thalern und 350 Thalern Umzugsentschädigung. Am 15. März 1823 wurde P. in den Senat eingeführt, um im nächsten Sommersemester seine Vorlesungen zu beginnen.

Die äußeren Verhältnisse waren seiner Thätigkeit wenig günstig. Die durch seine Berufung gekränkte Facultät erkannte erst nach und nach, was sie an ihm gewonnen, und unterstützte deshalb zunächst seine Bestrebungen auf keine Weise. Seine Einnahmen reichten für seine Bedürfnisse trotz seines anerkannt überaus bescheidenen Lebens so wenig aus, daß er sich fast jedes Semester von dem Curatorio Gehaltsvorschüsse ausbitten mußte, ein Mißstand, der während seiner ganzen Breslauer Periode fortdauerte und durch zweimalige Gehaltserhöhungen von je 100 Thalern in den Jahren 1829 u. 1833 nicht merklich verringert wurde. Trotz dieser drückenden äußeren Schwierigkeiten verfolgte P. vom Anfange seines Lehramtes an die von ihm angestrebte Reform der Physiologie, aus welcher er eine selbständige demonstrative und experimentelle Wissenschaft zu gestalten bemüht war, mit eiserner Consequenz, bis er sein Ziel, die Begründung eines besonderen Instituts für seine Wissenschaft, erreicht hatte.

Um die Zeit, als P. seine Professur antrat, lag die Physiologie in Deutschland in hohem Grade darnieder und begann eben erst, sich als naturwissenschaftliche Disciplin zu fühlen. „Nachdem die Physiologie“, so schreibt P. in einem Promemoria an den Minister von Altenstein aus dem Jahre 1836, „noch im vorigen Jahrhundert nur ein etwas geistigerer Commentar der Anatomie gewesen, im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Naturphilosophie zu einem andern Extrem, einer beinahe überirdischen Selbständigkeit sich emporgeschwungen, tritt sie nunmehr von ihren Höhen in ihre ursprüngliche, zwar irdische und materielle, aber lebendige und organische Existenz zurück.“

Der Unterricht war überall nur ein rein theoretischer, der sich auf das Dictiren ausgearbeiteter Hefte beschränkte, eine Methode, die P. vom Beginn seiner Thätigkeit an als unzulänglich erkannte und zu ändern bestrebt war. „Ich erkannte“, heißt es in einem an R. Wagner in Göttingen im J. 1841 gerichteten Schreiben, „bald nach dem Antritte meines hiesigen Lehramtes, daß nach meiner Stellung als eigner Lehrer der Physiologie und nach dem Gefühle des eignen Berufes sich meine Amtsführung mit bloßer historischer Ueberlieferung des von Anderen Geleisteten und mit bloßen theoretischen Speculationen nicht würde genügen lassen. Ich fing deshalb schon im J. 1824 an, meine theoretischen Vorlesungen mit einem experimentellen Collegium zu begleiten. Ich begann dieses auf eignes Risico. Der Director der Anatomie, Professor Otto, räumte mir hierzu (im J. 1824/25) das damals zu gerichtlichen Sectionen und chirurgischen Uebungen bestimmte Local des alten Anatomiegebäudes ein; der damalige Prosector (spätere Professor der Chirurgie in Königsberg) Sehrig war mir bei seiner Vorliebe für Chirurgie sehr freundlich zur Hand, auch des Anatomiedieners Hilfe

war mir nicht versagt. Auf den Antrag des damaligen Herrn Curators Neumann erhielt ich meine Auslagen, die etwa in 50 Thalern bestanden, ersetzt. Der Bitte, einen besonderen Etat für experimentelle Physiologie zu errichten, wurde nicht gewillfahrtet.“ Doch erhielt P. eine lange Reihe von Jahren auf jährlich wiederholten Antrag 60—80 Thaler für die Zwecke seiner Vorlesung.

So entstand im J. 1824 zu Breslau das erste physiologische Experimentalcolleg in Deutschland, zunächst in der Weise, daß allwöchentlich eine besondere Demonstrationsstunde als Ergänzung der Vorlesung gehalten wurde, — in demselben Jahre, in welchem Liebig als außerordentlicher Professor nach Gießen berufen wurde, wo er sich, ähnlich wie P., aus Privatmitteln die Bedürfnisse für praktischen Unterricht in der Chemie beschaffte.

Trotzdem daß P. den physiologischen Unterricht auf eine neue, zukunftsreiche Basis stellte, gelang es ihm zunächst nicht, sich Anerkennung als Lehrer zu verschaffen. Nach allen vorliegenden schriftlichen Aeußerungen in den unten citirten Acten und nach dem Zeugniß noch lebender Schüler, war es seine Sache nicht, durch mündlichen Vortrag anzuregen und zu fesseln. Seine Collegia wurden nur schwach besucht und oft nicht zu Ende gehört, Klagen darüber drangen zum Ministerio, welches Professor Otto (Rescr. vom 12. Apr. 1825) zu vertraulichem Berichte aufforderte. Die kritischen Aeußerungen Otto's über Purkinje's Vorlesungen lauteten überaus ungünstig. (Gutachten vom 9. Mai 1825.) P. spreche nicht fließend und deutlich, es fehle ihm oft an den deutschen Ausdrücken, die Vorträge seien zu philosophisch und abstract, die gangbaren Ansichten würden nicht genügend hervorgehoben. Otto bezweifelt, daß P. je ein guter Lehrer werde, vielleicht könne er trotzdem ein brauchbarer Docent werden, wenn er lateinisch vortrage, denn die lateinische Sprache zwinge zu präciser Ausdrucksweise, und nicht nach eignen Heften, sondern nach einem gangbaren Compendium, wozu sich etwa Lenhossek empfehle, da Rudolphi's Lehrbuch für P. zu gelehrt sei!

Die große Härte dieser Aeußerungen mag zum Theil in einem persönlichen Streit zwischen P. und Otto begründet gewesen sein, welcher dazu führte, daß P. sein bisheriges Vorlesungslocal in der Anatomie aufgeben mußte. Indeß stand die geringe Befähigung Purkinje's zu freiem Vortrag wol so sehr außer Zweifel, daß der Curator Neumann bei Ueberreichung jenes Otto'schen Gutachtens an den Minister den Antrag stellte, neben P. noch Professor Treviranus mit physiologischen Vorlesungen zu beauftragen. (Es handelt sich um Ludolf Christian Treviranus, welcher, der medicinischen Facultät angehörig, Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens war, bis er 1829 nach Bonn versetzt wurde.)

Glücklicher Weise wurde dieser Schlag, welcher P. bedrohte, durch die Einsicht des damaligen Universitätsreferenten Johannes Schulze abgewandt. P. hatte an das Ministerium einen Bericht über die Verwendung der ihm für Demonstrationszwecke bewilligten 50 Thaler eingereicht. Aus demselben ersah der Minister, daß P. eine neue Bahn in der physiologischen Unterweisung der Studirenden zu betreten im Begriffe sei. Ein Rescript vom 23. Juni 1826 beauftragt den Curator, P. die besondere Zufriedenheit des Ministers über seine Demonstrationen und wissenschaftlichen Forschungen auszudrücken, und spricht die Erwartung aus, daß P. sich auch in die Vorträge hineinleben werde, weshalb die Bestellung eines zweiten Physiologen zunächst nicht erforderlich sei.

Offenbar erkannte der Minister, daß Purkinje's Stärke in der wissenschaftlichen Forschung und in der speciellen Anleitung einzelner Schüler zu wissenschaftlichen Arbeiten bestehe, wofür seine und seiner Schüler Arbeiten bereits in jenen Jahren beredtes Zeugniß ablegten, und wünschte die Entwicklung des

Unterrichts nach dieser neuen Seite möglichst zu begünstigen. Aber es sollte noch lange dauern, bis sich der Weg nach dieser Richtung hin für P. ebnete.

Wie bereits erwähnt, wurde P. durch einen Streit mit Otto genöthigt, seinen Vorlesungs- und Demonstrationsraum in der Anatomie aufzugeben. Als Ersatz fand sich nur im Universitätsgebäude ein drei Stock hoch zwischen Professorenwohnungen und dem damaligen physicalischen Hörsaal gelegenes Zimmer, in welchem nun Instrumente, Thiere, Sammlungen, Abfälle neben einander untergebracht werden mußten. Daß P. den hier Wohnenden ein lästiger Nachbar ward, liegt auf der Hand. Namentlich wurden Klagen laut über üble Gerüche, welche sich aus dem physiologischen Zimmer verbreiteten. Man suchte nach Vorwänden, die Physiologie vor die Thür zu setzen; die landwirthschaftliche Modellsammlung brauche jenen Raum und dergl. mehr. Indeß hatte P. durch seine wissenschaftlichen Leistungen wie durch seine experimentellen Vorlesungen, die allmählich mehr und mehr Anklang fanden, bereits seine Stellung so sehr befestigt, daß man die Existenz der Physiologie nicht thatsächlich zu untergraben wagte. Trotz aller Ungunst der Verhältnisse gewannen seine Vorlesungsdemonstrationen so sehr an Ausdehnung, daß auf die Dauer mit jenem einzigen kleinen Raume nicht auszukommen war, und so stellte P. im Mai des Jahres 1831 zum ersten Male an den Universitätscurator Neumann den Antrag auf Begründung eines eigenen physiologischen Institutes. „Die Physiologie ist heutzutage", so heißt es in dem Schreiben, „von den müßigen Speculationen voriger Jahrzehnde glücklich zurückgekommen und hat sich den realen Wissenschaften zugewendet. Sie fordert von diesen nicht nur literärische Hülfe, sie erwartet nicht blos Resultate von diesen, sondern sie will thätig in sie eingreifen. Der Physiologe muß als Physiologe Physik, Chemie und Organik treiben können, wenn in diesen Theilen der Naturwissenschaften physiologische Resultate gewonnen werden sollen. Wenn die Physiologie, obgleich selbständig wie jede Wissenschaft, eine gewisse reale Existenz von der mitunter sehr precären Liberalität anderer Institute, die das Herkommen schon seit langer Zeit befestigt hat, erbetteln soll, kann ohnmöglich etwas gedeihen, und es muß endlich auch der frischeste Muth sinken. Wenn es zweckmäßig ist, die Physiologie als eignes Fach neben Anatomie, Zoologie u. A. auf der Universität geltend zu machen, so ist's ebenso consequent und einer weisen wissenschaftlichen Administration würdig, ihr eine reale Existenz und Organe thätigen Producirens zur Ausstattung zu geben."

Mit dieser einleuchtenden Motivirung beantragte P. bei dem Universitätscuratorio 1) ein eignes Local; 2) einen eigenen Diener und einen Assistenten; 3) einen angemessenen Jahresetat.

Dieser Antrag ist niemals an das Ministerium gelangt. Der Curator wies denselben ohne Weiteres in entschiedener Weise ab. Selbst die mit Instituten so reich ausgestattete Universität Bonn, ja, keine einzige deutsche Universität, nicht einmal die Berliner, habe ein solches Institut, welches mit einer besondern physiologischen Präparatensammlung, mit besonderen anatomischen und chirurgischen Instrumenten, mit chemischen Vorrichtungen und mit besonderen Aufwärtern und Assistenten und dergl. versehen wäre. P. möge deshalb den bescheideneren Antrag stellen, wenn ein neues Anatomiegebäude errichtet würde, ihm in dem bisherigen zwei Zimmer für Vorlesungen und Vivisection zu geben. Freilich wäre das schon ein Fortschritt gewesen! Allein als das neue Anatomiegebäude (1833/34) errichtet war, wußte der Anatom Otto es einzurichten, daß ihm das alte als Amtswohnung überwiesen wurde, und die Physiologie ging leer aus.

Inzwischen war der Umfang der Lehrthätigkeit Purkinje's mit Bezug auf die Unterweisung Studirender zu eigenen Arbeiten so sehr gestiegen, daß das

Zimmer im Universitätsgebäude nicht mehr ausreichte, und so entschloß er sich, mit den größten persönlichen Opfern, der Physiologie selbständig eine Stätte zu bereiten. „Es hatte mich", so schreibt er an R. Wagner, „nach dem Laufe menschlicher Dinge vielfaches Hausunglück durch Sterbefälle getroffen; mein Quartier wurde halb leer, und es zog die Physiologie in die leeren Räume ein. Ich benutzte das unbequeme Universitätslocal nur noch zur Aufbewahrung von Geräthschaften und anatomischen Gegenständen und hielt die experimentellen Vorträge im eignen Logis, da ich es nun ungescheut thun konnte."

Nicht ohne das Gefühl der Ehrfurcht kann man auf den Mann zurückblicken, der, selbst in fortwährender financieller Bedrängniß, der wissenschaftlichen Idee, welche sein ganzes Leben durchdringt, so große Opfer zu bringen nicht zögerte, die er nicht bloß sich persönlich, sondern auch seiner Familie auferlegte. Denn als einige Jahre später, wie wir sehen werden, ein neuer Universitätscurator bei dem Minister die Begründung eines physiologischen Institutes beantragte, schilderte derselbe dem Minister den kläglichen Zustand der Purkinje'schen Wohnung in den beweglichsten Worten: kein einziges Zimmer sei frei von Gläsern, Geräthschaften, Präparaten gewesen, und der Gesundheitszustand der Purkinje'schen Familie ernstlich bedroht.

So sah die Stätte aus, an welcher die Wiege der deutschen Histologie durch P. gezimmert werden sollte. Denn gerade hier in seiner Wohnung sind alle jene bahnbrechenden Arbeiten entstanden, die, noch vor Schwann, den Grund zu jenem neuen Gebiete des Wissens legten.

Bereits am 7. September 1830 hatte P. an den Curator Neumann den Antrag gestellt, die Anschaffung eines großen Plößl'schen Mikroscopes für 200 Thaler bei dem Ministerio zu befürworten. Der Herr Curator trug Bedenken, für ein einziges Institut allein die Anschaffung eines solchen Instrumentes zu empfehlen, und beauftragte deshalb P., er möge sich mit Steffens (Physiker), Jungnitz (Astronom), Otto (Anatom), Nees von Esenbeck (Botaniker), zu einem gemeinschaftlichen Antrage verbinden. Das Instrument sollte dann an einem allen diesen Herren zugänglichen Orte zu gemeinsamer Benutzung aufgestellt werden. Indeß gelangte im Juni 1832 P. doch in den ausschließlichen Besitz des ersehnten Mikroscopes. Der Ausdruck der Freude und Befriedigung über dies Ereigniß findet sich in dem schon mehrfach citirten Schreiben an R. Wagner mit folgenden Worten:

„Mit der Acquisition des Plößl'schen Mikroscopes im Sommer 1832 begann für meine physiologische Wirksamkeit eine neue Epoche. Jeder, der das Mikroscop ernstlich in Gebrauch gezogen, weiß, daß unser Auge dabei eine Potenzirung erlangt, die alle Grenzen des gewöhnlichen Sehens durchbricht und allenthalben neue Welten entdecken läßt. Mit wahrem Heißhunger durchforschte ich nun in kürzester Zeit alle Gebiete der Pflanzen- und Thierhistologie und erlangte die Ueberzeugung der Unerschöpflichkeit des neu gewonnenen Stoffes. Fast jeder Tag zählte neue Entdeckungen, und ich fühlte bald das Bedürfniß, mein gesteigertes Auge auch Andern zu Theil werden zu lassen und mich an ihrer Sehfreude zu erfreuen. Auch wollte ich die gegebene Gelegenheit benützen, öffentlich und durch lebendiges Beispiel zu zeigen, in welcher Art ein physiologisches Institut durch Gewinnung neuer Bearbeiter der Wissenschaft wirksam und gemeinnützig werden kann. So entstand eine Reihe physiologischer Dissertationen, die an demselben Instrumente, meist im eignen Hause, von Doctoranden der Medicin gearbeitet wurden und wodurch namentlich die Kenntniß der Elementartheile des Organismus vielfach gefördert wurde. Ich fand selbst Anregung durch die jungen Kräfte und es gelang mir so mancher glückliche Fund, namentlich als ich mit einem so exquisiten Talente, als das Valentin's, mich verbündete."

Während P. trotz aller äußern Ungunst in vollster Schaffensfreudigkeit der Wissenschaft neue Bahnen wies, trat ein Ereigniß ein, welches seinen Bestrebungen auf Errichtung eines besonderen physiologischen Institutes höchst förderlich werden sollte. Das Universitätscuratorium ging an den Geh. Oberregierungsrath Heinke über, welcher in weit höherem Maße als sein Vorgänger, Purkinje's wissenschaftliche Leistungen zu würdigen wußte. Bald nach seinem Amtsantritte stellte er bei dem Minister den Antrag (2. Febr. 1836), „dem bescheidenen, überall zurückgedrängten P." eine feste jährliche Summe von 200 Thalern für seine Demonstrationen (statt der bisher alljährlich neu beantragten Summe von 60—80 Thalern) zu bewilligen. Als durch Rescript vom 6. April 1836 der Minister von Altenstein die Gewährung dieses Antrages in Aussicht stellte, belebten sich Purkinje's Hoffnungen in solchem Grade, daß er zum zweiten Male ein ausführliches Promemoria über die Begründung eines physiologischen Institutes ausarbeitete, welches der Curator unter dem 27. Juni 1836 mit warmer Befürwortung nach Berlin sandte.

Diese 20 Folioseiten umfassende Denkschrift entwickelte die Gründe für die Errichtung eines physiologischen Institutes und das Programm für seine Thätigkeit in ausführlichster Weise. Natürlich verbietet es der Raum an dieser Stelle, auch nur einen ausführlichen Auszug aus jenem hochinteressanten Actenstück zu geben. Aber um den Geist, in welchem P. die Aufgabe der Physiologie erfaßte, hinreichend zu charakterisiren, mögen die Hauptgesichtspunkte, welche er dem Minister vorlegte, hervorgehoben werden.

Bereits kurze Zeit nach Antritt seines Lehramtes, seit dem Jahre 1827, hatte P. sich ein eignes System seiner Vorlesungen zurechtgelegt, welches er bis an sein Ende festgehalten zu haben scheint. Die Lehre von den Functionen wurde als eine vorläufige Beschreibung und Begründung der Lebensphänomene in die allgemeine Physiologie aufgenommen. Darauf folgten in der speciellen Physiologie: 1) die physiologische Morphologie (Embryologie, Histologie); 2) physiologische Physik; 3) physiologische Chemie; 4) physiologische Dynamik (umfaßt nach Purkinje's Ausdruck erstens die allgemeinen physischen dynamischen Agentien, insofern sie theils im thierischen Körper von selbst sich entwickeln, wie Wärme und Electricität, theils auf die Grundformen des Lebens und ihre abgeleiteten Functionen eigenthümlich einwirken); zweitens auch die allgemeinen Gesetze der Nerventhätigkeit; 5) physiologische Psychologie. (Psychologie des thierischen Lebens, des menschlichen Lebens, psychologische Anthropologie.)

Alle diese physiologischen Disciplinen, so entwickelt P. dem Ministerio in breitester Weise, erfordern reichliche Hilfsmittel zur Untersuchung. Aus den für das Ministerium zur Informirung über das Wesen physiologischer Demonstrationen und Experimente gewählten Beispielen geht hervor, daß P. für seine Vorlesungen eine für die damalige Zeit sehr erhebliche Zahl von Demonstrationen für nothwendig hielt. Nicht blos mikroscopische auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte und Histologie, wie man es nach den damals unter seiner Leitung herausgegebenen Arbeiten vermuthen sollte. Er machte z. B. die wesentlichsten Momente des Blutumlaufes durch einen künstlichen hydraulischen Apparat anschaulich, zeigte am lebenden Thiere die Höhe des Blutdrucks mittelst der Hales'schen Röhre, ließ das Herz mittelst des Sthetoscopes auscultiren, demonstrirte den Mechanismus der Athmung an Modellen, zeigte Reizversuche an Muskeln und Nerven u. s. f. Viele seiner originellen Ideen sind nie in die Oeffentlichkeit gelangt; der Verfasser dieser Biographie hat z. B. im Breslauer Institute ein Spirometer einfachster Art gefunden, welches P. lange vor Hutchinson zur Messung des Athmungsvolumens construirt hat.

Auf Grund dieser ausführlichen Darlegungen verlangte nun P. ein Institut mit folgender, nach heutigen Begriffen sehr bescheidener, Einrichtung:

1) Ein amphitheatralisch gebautes Auditorium, hinreichend groß, damit in demselben noch Raum für Aufstellung von Präparaten, Instrumenten, Modellen übrig bleibe; 2) ein großes, lichtes Zimmer, wenigstens zwei Fenster desselben nach der Südseite. An den Fenstern sollte mikroscopirt werden, der Mittelraum könne für physikalische und dynamische Untersuchungen bestimmt bleiben; 3) ein chemisches Laboratorium; 4) ein Zimmer für den Professor; 5) ein Zimmer für einen besonderen Gehilfen bezw. Aufseher; 6) einen Hofraum mit Stallungen für Thiere.

Die Purkinje'sche Denkschrift erfuhr sehr bald seitens des Ministerii eine zustimmende Antwort. Bevor aber ein Bauplatz ermittelt, die Genehmigung des Königs zur Begründung des Institutes und zur Flüssigmachung der nothwendigen Geldmittel (3800 Thaler) eingeholt und der Bau vollendet war, vergingen noch mehrere Jahre. Erst am 8. November 1839 wurde an P. das Haus übergeben.

Aber welch ein Haus! Auf dem mehrere Morgen großen Grundstücke der Anatomie hatte man P. den denkbar ungünstigsten Platz ausgesucht, weil der frei gelegene, zur Amtswohnung des Directors der Anatomie gehörige Garten intact gehalten werden sollte. Auf diesem Grundstücke wurde ein kleines dunkles Gebäude aufgeführt, das heute nur noch als — akademisches Carcer zu dienen gewürdigt wird. Als im J. 1854 Reichert die Professur der Physiologie in Breslau übernahm, schilderte er in einem Promemoria an den Minister v. Raumer das Institutsgebäude in folgenden Worten: „Das ganze Local und die einzelnen Räumlichkeiten in demselben erweisen sich selbst bei sehr mäßigen Ansprüchen als viel zu eng und unbequem. Eine Räumlichkeit, in welcher Vivisectionen gemacht und größere Experimente vor den Zuhörern angestellt werden könnten, fehlt gänzlich. Besonders störend ist die große Dunkelheit. Das Gebäude liegt mit der Hauptfront nach Norden und ist von hohen Kirchen und andern Häusern umgeben. Monate lang fehlt die Sonne gänzlich, und wenn sie erscheint, so währt sie nur eine kurze Zeit des Tages. Selbst das gewöhnliche Licht verdankt das Institut mehr dem Reflex von den dunkeln hohen Mauern der Umgebung, als dem freien Himmel. Für feinere physiologische Arbeiten, für welche eine gute Beleuchtung so unerläßlich ist, ist nicht ein geeigneter Raum, nicht ein einziges geeignetes Fenster im ganzen Gebäude nachzuweisen. Zugleich liegt die Anstalt so unmittelbar an einer belebten, engen Straße, daß jede Erschütterung derselben bei feineren Arbeiten störend empfunden wird."

Daß P. sich mit einem derartigen Bau zufrieden erklärte, kann seinen Grund nur darin gehabt haben, daß es ihm nach 17jährigem vergeblichem Streben wichtig schien, endlich einmal einen Anfang mit einem selbständigen Institute zu machen. Sehr enttäuscht wurde er aber durch die Dotation der jungen Anstalt. Für die erste Einrichtung zwar wurden ihm die von ihm beantragten 900 Thaler bewilligt. Aber als jährlichen Etat hatte er für Personalien 600 Thaler gefordert (für einen Assistenten, einen Diener und einen Zeichner), für sachliche Ausgaben 240 Thaler. Statt dessen wurden ihm insgesammt nur 300 Thaler bewilligt, ein Assistent zunächst versagt. Indeß erlangte er bald nicht blos die Assistentenbesoldung, sondern auch ab und zu außerordentliche Zuschüsse für sachliche Ausgaben, so daß die Thätigkeit in der neuen Anstalt ohne wesentliche Schwierigkeit aufgenommen werden konnte.

So stand denn P. am Ziele eines langen, mühevollen Strebens. Und nun ist es im höchsten Maße überraschend, daß nach Erreichung des heiß ersehnten und erkämpften Institutes seine wissenschaftliche Productivität plötzlich

sinkt. Die Zahl wie der Gehalt der aus dem Institut hervorgegangenen Arbeiten steht in keinem Verhältniß mehr zu den Leistungen des vorausgehenden Jahrzehnts. P. fühlte diesen Niedergang selbst. In einem Jahresberichte von 39 Seiten (vom 30. December 1844) an den Minister Eichhorn heißt es: „Es war eine Periode zwischen den Jahren 1830 und 1840, vor der eigentlichen Errichtung des physiologischen Institutes, wo eine Art physiologischer Schule hier in Breslau zu existiren schien. Die damalige Richtung der Arbeiten hatte sich der Histologie und der Morphologie zugewendet, vielleicht aus dem Grunde, weil diese Gegenstände der wenigsten Mittel und Inanspruchnahme anderer Institute erfordern. Seitdem mir die Errichtung eines eignen physiologischen Institutes nachgegeben worden, hat sich das Quantum der mir zu Gebote stehenden Geistes- und Gemüthskraft großentheils an der Materialität der Einrichtung und Herstellung desselben erschöpft. Dennoch unternahm ich jedes Jahr irgend eine selbständige Untersuchung, deren Resultate in den Jahrbüchern der schlesischen Gesellschaft und auch in einigen medicinischen Dissertationen mitgetheilt worden sind. Eine große Menge fruchtbarer Untersuchungen und auch die weitere Ausführung früherer erwarten ihre Erledigung, sobald die hierzu nöthige Muße und Ruhe gekommen sein wird."

Aber diese Muße und Ruhe kam nicht mehr, weder in Breslau, noch später in Prag, wohin P. im J. 1850 berufen wurde. In Breslau beschäftigte ihn im Institute wesentlich die Herstellung von Sammlungen und von Unterrichtshilfsmitteln. Viel Mühe wurde auf die Zubereitung mikroscopischer Dauerpräparate verwandt, ein Thätigkeitsgebiet, auf welchem noch gar keine Erfahrungen vorlagen, so daß erst neue Bahn gebrochen werden mußte. Die Herstellung feiner Schnitte geschah zum Beispiel mittelst eines von dem Institutsassistenten Dr. Oschatz construirten mechanischen Apparates, welcher den Namen „Mikrotom" erhielt. Für feuchte Gewebe wurden die verschiedensten Einschlußflüssigkeiten durchprobirt, Knochen und Zahnschliffe in Canadabalsam oder Copallack aufbewahrt. Zur objectiven Darstellung mikroscopischer Bilder auf weißem Grunde wurde Drummond'sches Kalklicht benutzt, ja es wurden sogar mikroscopische Bilder auf Daguerre'schen Platten fixirt. Wer von den Tausenden, welche bei der Berliner Naturforscherversammlung im J. 1886 die Ausstellung der Mikrotome, die Projection mikroscopischer Bilder mittelst elektrischen Lichtes durch Stricker, die zahlreichen Mikrophotographien gesehen, hat wohl gewußt, daß die Anfänge dieser jetzt so modernen wissenschaftlichen Hülfsmittel in dem Purkinje'schen Institute zu suchen sind und um vier Decennien zurückdatiren! Wunderbar genug, daß P. alle diese originellen Methoden nicht weiter ausbildete — ein Beweis, daß diese hochbegabte Natur mehr Anregung zu geben, als neue Gedanken fruchtbar zu verfolgen angelegt war. — Wie die Mikroscopie, so suchte er auch die experimentelle Physiologie mit Unterrichtshülfsmitteln auszustatten. So adaptirte er die stroboscopische Scheibe Stampfer's unter dem Namen „Pharolyt" für Unterrichtszwecke zur Demonstration von Bewegungen z. B. des Herzens, so construirte er Kreislaufsmodelle u. s. f. Neben diesen praktischen Beschäftigungen war es aber ein ganz anderes Thätigkeitsfeld, welchem P. in jener Zeit sich wesentlich widmete: er begann eine eifrige Wirksamkeit in national-czechischem Sinne, die ihn später in Prag fast ganz absorbiren sollte. Bevor wir ihm jedoch dorthin folgen, ist es an der Zeit, seinen bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten eingehende Aufmerksamkeit zu widmen.

P. gehörte um jene Zeit zu den fruchtbarsten und gedankenreichsten Forschern. Neue und originelle Ideen beschäftigten ihn fortwährend, oft in so raschem Wechsel, daß er zu eingehender Durcharbeitung des Gedachten und Gesehenen nicht kam. Zum Theil liegt hierin der Grund, daß seine Arbeiten viel weniger Eindruck

machten und sich Einfluß verschafften, als sie es ihrem Inhalte nach verdienten. Eine andere Ursache dafür, daß Purkinje's Entdeckungen oft nicht hinreichend beachtet wurden, ist in der anspruchslosen Weise ihrer Publication zu finden: Die Sitzungsberichte der Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur, lateinische Doctordissertationen, Tageblätter von Naturforscherversammlungen, — das sind die Stätten der meisten Veröffentlichungen. In Müller's Archiv, damals der einzigen anatomisch-physiologischen Zeitschrift, ist nur wenig aus dem großen Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen der wissenschaftlichen Welt vorgelegt. P. dachte und grübelte ununterbrochen; in der geistigen Arbeit lag sein wesentliches Interesse; Ruhm für seine Untersuchungen einzuernten, dieser Gedanke hat ihn, wenigstens früherhin, niemals beschäftigt. Erst in späteren Jahren suchte er auf die Früchte seines Fleißes in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen, indem er Verzeichnisse seiner Schriften theils selbst, theils durch Assistenten drucken ließ. —

Im Großen und Ganzen zerfallen seine Arbeiten in zwei Hauptgruppen: die eine umfaßt die Untersuchungen auf dem Gebiete der subjectiven Empfindungen, die andere die Forschungen auf dem Gebiete der Morphologie. Die erstere Gruppe füllt, wenn auch nicht ganz ausschließlich, so doch hauptsächlich die Periode von 1819—1832 aus, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo er in den Besitz des ersten Plössl'schen Mikroscopes kam. — In den Arbeiten, welche die subjectiven Sinnesphänomene behandeln, suchte P., begünstigt durch eine eminente, durch lange Uebung erworbene Fähigkeit zu ihrer Auffassung, die objectiven Ursachen jener Erscheinungen aufzudecken. Am berühmtesten sind seine „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht" (Bd. I, Prag 1819. Bd. II, Prag 1825) geworden, zu denen er die Anregung ohne Zweifel durch Goethe's Farbenlehre erhalten. P. beschreibt eine Fülle bis dahin unbekannter Gesichtserscheinungen, oft mit einer Präcision und Schärfe, daß bis auf den heutigen Tag nichts Wesentliches hinzugekommen ist. Den Reichthum des in jenen Schriften mitgetheilten thatsächlichen Materials auch nur annähernd wiederzugeben, verbietet der hier zugemessene Raum. Die Erscheinungen, welche im dunkeln Sehfelde, welche bei mechanischen Einwirkungen auf das Auge, welche durch elektrische Ströme hervorgerufen werden, sind mit vollster Treue beschrieben (I, 50, II, 31); das reizende, von ihm entdeckte Phänomen der Aderfigur wird nach drei Methoden dargestellt (I, 89; II, 117) u. s. f. Zum vollen Verständniß vieler von ihm beobachteten Erscheinungen fehlte P. der Satz von den specifischen Energieen der Sinnesnerven, welchen kurze Zeit darauf Joh. Müller aufstellte. So begreift es sich, daß er die bei anhaltendem Drucke auf das Auge entstehende Lichtfigur aus Oscillationen im Innern des Auges erklärt, durch welche Licht entwickelt wird, oder daß die bei plötzlicher Augenbewegung auftretende Lichterscheinung von der Zerrung des Sehnerven in der Weise abgeleitet wird, daß letztere in der Substanz jenes Nerven elektrische Gegensätze und mit ihnen Lichtentwicklungen erregen solle (I, 79), — oder daß er die Blendungsbilder für etwas Analoges, wie die Phosphorescenz, hält (I, 92). Viele der in den beiden Bändchen enthaltenen Mittheilungen sind skizzenhafter Natur. Gründlich durchgearbeitet ist die vorzügliche Abhandlung über das indirecte Sehen (II, 1), in welcher die Größe des Gesichtsfeldes gemessen, die Grenze des deutlichen Sehens bestimmt, die Ermüdbarkeit der seitlichen Netzhautregionen, ihre Unfähigkeit zu deutlicher Formauffassung und zu richtiger Erkennung der Farben untersucht, und endlich die Bedeutung des indirecten Sehens für die Auffassung der Bewegung erörtert wird. Nicht minder interessant und noch heute lesenswerth ist die Abhandlung über wahre und scheinbare Bewegung in der Gesichtssphäre (II, 50). — In das Gebiet der subjectiven Untersuchungen gehören weiterhin

seine Beobachtungen über den Schwindel (Beiträge zur Kenntniß des Schwindels aus heautognostischen Daten. Medicinische Jahrbücher des k. k. österreichischen Staates. Herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien, VI. Bd., II. Stück, S. 79, 1820. — Ueber die physiologische Bedeutung des Schwindels und die Beziehung desselben zu Flourens' neuesten Versuchen über die Hirnfunction. Rust's Magazin, Bd. 23, 1825. H. C. G. Krauß, De cerebri laesi ad motum voluntarium relatione, certaque vertiginis directione ex certis cerebri regionibus laesis pendente. Vratislaviae 1824). In diesen Arbeiten beschreibt P. meisterhaft die Erscheinungen des Schwindels, namentlich in optischer Beziehung, bei Drehung um die Körperaxe und verschiedener Haltung des Kopfes (senkrecht, nach vorn oder zur Seite geneigt u. s. f.). Er sucht die Ursache der Schwindelempfindung in Verschiebungen, Dehnungen, Zerrungen der Hirnmasse bei der gewaltsamen Rotation des Kopfes. Die Zwangsbewegungen, welche Magendie und Flourens bei gewissen Hirnverletzungen an Thieren beobachtet haben, und die in der Dissertation von Krauß nach Verletzung des kleinen Gehirns, der Vierhügel, des pons studirt werden, sollen von Schwindelempfindungen herrühren, welche die Thiere veranlassen, durch Gegenbewegungen das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen Wenn auch die theoretischen Vorstellungen über die Ursache der Schwindelempfindung nach den neueren Untersuchungen von Mach (über die Bewegungsempfindungen, Prag 1883) kaum noch haltbar sein dürften, so verdienen jene Arbeiten Purkinje's doch auch heute noch die vollste Aufmerksamkeit Aller, welche auf diesem interessanten Gebiete eigene Untersuchungen anstellen wollen.

Während die bisher besprochenen Arbeiten Purkinje's mehr oder weniger Beachtung gefunden haben, ist seine akademische Habilitationsschrift („Commentatio de examine physiologico organi visus et systematis cutanei.“ Vratislaviae 1823) fast vollständig vergessen worden, obschon in ihr eine Fülle wichtiger Beobachtungen enthalten ist. P. will an dem Beispiele des Auges und der Haut zeigen, wie der Arzt die einzelnen Organe des Körpers untersuchen müsse, um über ihr normales oder abnormes Verhalten ein ausreichend sicheres Urtheil zu gewinnen. Die Untersuchung des Auges erstreckt sich auf alle Theile, von der Conjunctiva bis zur Netzhaut. Aber es tritt in dieser Arbeit recht hervor, daß P. seiner ganzen Natur nach mehr dazu geschaffen war, Gedanken anzuregen und sein zu beobachten, als seine Ideen und Beobachtungen durchzuführen. So ist es gekommen, daß die wichtigsten Thatsachen, die er in diesem Schriftchen beschrieb, nach Jahrzehnten von neuem entdeckt werden mußten. Das gilt vor allem von den Reflexbildchen, welche von der Hornhaut, der vorderen und der hinteren Linsenfläche entworfen werden, und in den Fig. 1—5 abgebildet sind. Erst 14 Jahre später hat der Pariser Augenarzt Sanson („Leçons sur les maladies des yeux, publiées par Bardinot et Pigné.“ Paris 1837) dieselben wieder aufgefunden. Aber P. hat auch den Vorschlag gemacht, das Reflexbildchen der Cornea zu benutzen, um ihre Krümmung zu messen. Man solle vor dem Auge in passender Entfernung eine Lichtlinie von genau bestimmter Länge aufstellen und die Größe ihres Reflexbildes mittelst eines horizontal gestellten Mikroscopes mikrometrisch bestimmen: je kleiner das Reflexbild, desto kürzer der Radius des Kugelsegmentes, welches die vordere Hornhautfläche bildet. Um aber aus der Länge des Reflexbildchens den Kugelradius zu bestimmen, solle man analoge Versuche an Reihen gläserner Kugeln von bekanntem Radius anstellen. Offenbar liegt hier der Grundgedanke der heutigen Ophthalmometrie, den erst nach 17 Jahren Kohlrausch selbständig wieder aufnahm (Oken's Isis 1840). — Weiter ist P. in seiner Habilitationsschrift der erste Entdecker auch des Augenleuchtens beim Menschen. Daß Thieraugen (Katzen,

Hunde) unter Umständen leuchten, war lange bekannt und Gegenstand des Streites: Die Einen glaubten an eine Lichtentwicklung im Auge, die Andern (z. B. Rudolphi) erklärten das aus dem Augenhintergrunde zurückstrahlende Licht für Reflex. P. (S. 29) beobachtete, mit einer Concavbrille bewaffnet, das Leuchten an den Augen eines Hündchens, hinter welchem in einiger Entfernung ein Licht aufgestellt war. Er stellte fest, daß die Augen nur leuchteten, wenn er in bestimmter Richtung in dieselben hineinsah und erkannte, daß die Quelle des Leuchtens in dem Kerzenlichte gegeben sei, welches von der concaven vorderen Seite seiner Brille in das Auge reflectirt und von dort nochmals zurückgeworfen wurde. „Eodem statim in hominibus experimento repetito idem phaenomenon oblatum est, pupilla namque integra laeto aurantio colore lucebat“. P. hatte also das Beleuchtungsprincip des Helmholtz'schen Augenspiegels entdeckt. Er empfahl seine Methode für diagnostische Zwecke, verfolgte dieselbe aber nicht weiter. So mußten nach 24 Jahren Ernst Brücke und E. v. Erlach das Augenleuchten beim Menschen nochmals entdecken (Müller's Archiv 1847, S. 225) und dadurch die große Helmholtz'sche Erfindung des Augenspiegels vorbereiten.

Von geringerer Bedeutung, als die bisher besprochenen Arbeiten, ist ein Aufsatz über Tartini's dritten Ton (Kastner's Archiv 1826, S. 39), den er zwar von den Schwebungen (Schlägen) ableitet, aber doch für ein subjectives Phänomen erklärt, welches im Gehörorgane selbst seinen Ursprung nehme. —

Reich an Gedanken und Thatsachen ist also die erste Reihe seiner Arbeiten, welche auf dem Gebiete der Sinnesorgane, namentlich des Gesichtssinnes, liegen; aber noch viel reicher und fruchtbringender sind seine morphologischen Untersuchungen geworden. Sie begannen im J. 1825 mit den berühmten, in einer Gratulationsschrift der Breslauer Facultät zum 50jährigen Jubiläum Blumenbach's niedergelegten: „Symbolae ad ovi avium historiam ante incubationem“. P. beschreibt zunächst das Eierstocks-Ei des Huhnes und entdeckt das Keimbläschen, zwei Jahre bevor K. E. v. Baer die bisherige Irrlehre, welche die Graaf'schen Follikel für die Eier der Säugethiere erklärte, durch Auffindung des wirklichen Säugethier-Eies zerstörte. An die Untersuchung der vesicula germinativa in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien während der Reifung des Eies schließt sich sodann eine Schilderung des musculösen Mechanismus, durch welchen das Ei in den Eileiter übergeführt wird und der Umhüllungen, welche das Ei beim Durchgange durch den Oviduct erhält.

Demnächst wandte P. sich der Phytotomie zu: seine Rudolphi gewidmete Abhandlung: „De cellulis antherarum fibrosis nec non de granorum pollinarium formis.“ Vratislaviae 1830, welche durch 18 Tafeln illustrirt ist, wurde von der Pariser Akademie mit einem Preise belohnt. Beide Untersuchungen sind noch mit Hülfe des einfachen Mikroscopes geführt. Im J. 1832 kam P., wie oben mitgetheilt, in den Besitz eines großen Plössl'schen Mikroscopes, und von dem Augenblicke an begann eine Reihe bahnbrechender Untersuchungen, welche als die ersten systematisch durchgeführten mikroscopischen Arbeiten sich über fast alle Gewebe des Körpers erstreckten und die Grundlage für die heutige Histologie geworden sind. Entdeckung häufte sich auf Entdeckung, die elementarste Technik der mikroscopischen Untersuchung brach sich mühsam, aber allmählich doch mehr und mehr Bahn. Es ist unthunlich, an dieser Stelle die Einzelnheiten aller jener Arbeiten zu geben, welche die durch P. begründete Breslauer histologische Schule lieferte. Es muß genügen, eine Anzahl der glänzendsten Befunde kurz hervorzuheben. So wurden bekannt gemacht: Die spiraligen Ausführungsgänge der Schweißdrüsen (Alph. Wendt, „De epidermide humana“, 1833); die Grundlamellen und Speciallamellen der Knochen, sowie die Knochenkörperchen, angeblich die Träger der Kalksalze (Carolus Deutsch, „De penitiori ossium

structura", 1834); die knöcherne Wurzelrinde der Zähne, die zwar bereits Leuwenhoek bekannten, aber wieder in Vergessenheit gerathenen Röhrchen des Zahnbeins und die Schmelzprismen mit ihrer Querstreifung (M. Fränkel, „De penitiori ossium structura observationes", 1835); bezüglich der Entwicklung der Zähne die Entdeckung des Schmelzorganes mit seiner aus sternförmig verzweigten Zellen bestehenden Pulpa, der aus senkrecht auf der Oberfläche des Dentinkeims stehenden Fasern (Zellen) zusammengesetzten Schmelzmembrane, welche die Schmelzprismen nach Art einer Drüse secerniren" u. s. f. (Raschkow, „Meletemata circa mammalium dentium evolutionem", 1835); die erste vollständige Beschreibung der menschlichen Knorpel (M. Meckauer, „De penitiori cartilaginum structura symbolae", 1836); die mikroscopische Analyse der Gefäßwandungen, welche aus Bindegewebsfasern, elastischen Fasern und eigenthümlichen ‚fibrae molles', wahrscheinlich musculöser Natur, bestehen (Räuschel, „De arteriarum et venarum structura", 1836).

Inzwischen hatte P. in Verbindung mit Valentin die bis dahin nur bei niederen Thieren bekannte Flimmerbewegung auch bei höhern Thieren, zuerst an dem Eileiter des Kaninchens, als weitverbreitet nachgewiesen und in mustergültiger Weise nach allen Richtungen hin untersucht. P. und Valentin stellten fest, daß sie immer und überall ausschließlich durch schwingende Härchen zu Stande komme, untersuchten die Form, Richtung und Geschwindigkeit der Schwingung, den Einfluß physikalischer und chemischer Agentien auf dieselbe, und gelangten so zu einer Reihe allgemeiner Sätze für diesen Vorgang, welche noch heute unerschüttert dastehen und darin gipfeln, daß die Flimmerbewegung nur von örtlichen Bedingungen abhängig sei, „rem sua ipsa natura fundatam ac nisam a nulla alia vi vel systemate vel functione generali dependentem, suis locis fixam suisque tantum locis minimis adeundam atque ingrediendam" (Entdeckung continuirlicher, durch Wimperhaare erzeugter Flimmerbewegungen als eines allgemeinen Phänomens in der Classe der Amphibien, der Vögel und der Säugethiere. Müller's Archiv 1834. — De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui in membranis cum externis tum internis animalium plurimorum et superiorum et inferiorum obvii commentatio physiologica. Scripsit Prof. Dr. Joh. Ev. Purkinje et Dr. G. Valentin. Vratislaviae 1835. — De motu vibratorio animalium vertebratorum observationes explicant Joh. Ev. Purkinje et G. Valentin. Acta acad. Caes. Leop. Carol. Nat. cur. vol. XVII. 1835. — Bemerkungen über die Unabhängigkeit der Flimmerbewegung der Wirbelthiere von der Integrität des centralen Nervensystems. Von Prof. Dr. Purkinje und Dr. Valentin. Müller's Archiv 1835. — Ueber Flimmerbewegung im Gehirn. Von Purkinje. Müller's Archiv 1836.)

Während dieser umfangreichen Untersuchungen fand P. aber noch Zeit zu einer Reihe anderer Arbeiten, von denen die meisten fundamentale Bedeutung beanspruchen. Fast zu kurz und skizzenhaft legte er dieselben der Naturforscherversammlung zu Prag im J. 1837 vor (Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag im September 1837. Vom Grafen Caspar Sternberg und Professor J. V. v. Krombholz. Prag 1838). Abgesehen von der Beschreibung der Nerven der Hirnarterien und des Epithels der Plexus choroidei (er nannte die Zellen „Körnchen"), theilte er die Entdeckung von Ganglienzellen im Gehirn mit. Vorher hatte Ehrenberg in den Spinalganglien von Vögeln kugelförmige Gebilde gefunden (Poggendorff's Annalen 1833, Bd. 28), die er mit einer Drüsensubstanz vergleicht. Die bis dahin unbekannten Ganglienzellen der Centralorgane mit ihren an verschiedenen Orten verschieden gestalteten Fortsätzen legte P. in Abbildungen aus der substantia nigra des Hirnschenkels, der Sehhügel, des großen und kleinen Gehirns u. s. f. den zu

Prag versammelten Collegen vor und sprach mit genialem Blicke ihre Bedeutung dahin aus, sie seien Centralgebilde, die sich zu den elementaren Hirn- und Nervenfasern verhalten möchten, wie Kraftcentra zu Kraftleitungslinien. Sie seien Sammler, Erzeuger und Vertheiler des Nervenagens.

Außerdem fand er in der lamina cribrosa vor dem chiasma nervorum opticorum und in den Hornstreifen zu beiden Seiten der thalami optici „eine eigne Gattung klar durchsichtiger, runder oder rundlich eckiger, dem Ansehen nach den Amylonkörnchen ähnlicher Körperchen von wachsartiger Consistenz“. Die beigegebene Abbildung zeigt keine concentrische Streifung; es ist daher nicht ganz sicher, wie allgemein angenommen wird, daß er die heutigen corpuscula amylacea vor sich gehabt habe. — Wie auf dem Gebiete des centralen, so brachte er auch auf dem Gebiete des peripherischen Nervensystems eine fundamentale Entdeckung. Er beschrieb in einem Vortrage „Ueber die scheinbar canaliculöse Beschaffenheit der elementaren Nervencylinder“ unter Vorlegung treffender Abbildungen die Fasern der peripherischen Nerven nach Querschnittsbildern, die er an frischen, wie in Holzessig oder Kali carbonicum gehärteten Nerven gewann, und unterschied an denselben eine äußere Membran, das von ihr eingeschlossene Mark und in der Mitte den Durchschnitt eines Canales, der auch auf Längsschnitten demonstrirt wurde. Der Name „Axencylinder“ kommt hier noch nicht vor. Nachdem Remak in demselben Jahre in Froriep's Notizen das angeblich platte „Primitivband“ der Nervenfasern beschrieben, entspann sich eine Discussion, in deren Verfolg P. zwei Jahre später in einer Dissertation von J. F. Rosenthal („De formatione granulosa in nervis aliisque partibus organismi animalis“, 1839) eine neue, noch heute maßgebende, wenn auch in mancherlei Punkten erweiterte Beschreibung der Nervenprimitivfasern gab. Sie bestehen 1) aus dem runden, soliden cylinder axis, der hier unter dieser Bezeichnung zum ersten Male auftritt; 2) aus der (mit der heutigen Bezeichnung als vagina medullaris eingeführten) Markscheide; 3) aus einer letztere umhüllenden „vagina cellulosa“, auf deren Oberfläche 4) Längsstreifen wahrgenommen werden, die wahrscheinlich von Bindegewebsfasern herrühren. — In derselben Dissertation wurde der Irrthum Remak's widerlegt, nach welchem Kerne ein specifisches Charakteristikum der „organischen“ Nervenfasern seien. Denn mit Hülfe der von Ernst Burdach in die Mikroscopie eingeführten Essigsäure wurden Kerne (formatio granulosa) an animalen und organischen Muskeln, Sehnen, Gefäßen aller Ordnung, im Bindegewebe, in den serösen und fibrösen Membranen u. s. f. nachgewiesen.

Aber die Prager Versammlung brachte noch andere Schätze. P. hatte die bis dahin unbekannten Drüsen der Magenschleimhaut entdeckt. Sie enthalten Körner (Zellen), von denen ein jedes wieder einen Centralkern besitzt. P. nennt diese körnige Inhaltsmasse das Enchym der Drüse. Er findet ähnliche „Körner mit Centralkern“ auch in der Leber, in den Speicheldrüsen, im Pancreas, in den Nieren und Hoden, in Milz, Thymus, Schilddrüse u. s. f. Dem „körnigen Enchym“ der Drüsen sei das der Membranen (Epidermis, Schleimhäute u. s. f.) ähnlich. Es dränge sich somit die Analogie mit der Pflanze auf, welche bekanntlich ganz aus Körnern oder Zellen zusammengesetzt sei. Wäre es Purkinje's Sache gewesen, Gedanken von solcher Tragweite zu verfolgen und durchzuarbeiten, so hätte er vor Schwann die Grundlagen der heutigen Zellenlehre erschafft.

Die physiologische Bedeutung des Enchyms („Laabsubstanz“) der Magendrüsen untersuchte P. in Gemeinschaft mit Pappenheim (Müller's Archiv, 1838, S. 1), indem er sich aus der Schleimhaut, unter Zusatz verdünnter Salzsäure (nach Eberle's Vorgange) künstlichen Magensaft herstellte. Da es gelang, die Salzsäure dadurch zu ersetzen, daß durch eine Mischung von Laabsubstanz und

Wasser ein galvanischer Strom geleitet wurde, wobei am „Sauerstoffpole“ unter Eintritt saurer Reaction Verdauung von Eiweiß stattfand, kam P. auf den originellen, freilich durch jene Beobachtung wenig motivirten Gedanken, die Salzsäure möchte in den Magendrüsen unter dem Einflusse der Nerven abgesondert werden, deren Thätigkeit mit dem Galvanismus Aehnlichkeit zeige — eine Vermuthung, die nach vielen Jahren Brücke auf Grund ganz anderer Beobachtungen ausgesprochen hat.

Auf der Prager Versammlung stand P. auf der Höhe seines schöpferischen Wirkens. Wenn in den nächsten Jahren, während der Errichtung des Instituts, noch einige Dissertationen erschienen, so hatten sie doch nicht das Gewicht der früheren Arbeiten (B. Palicki, „De musculari cordis structura“, 1839. — O. Ludwig, „De velamentis medullae spinalis“, 1839. — G. Kasper, „De structura fibrosa uteri non gravidi“, 1840). Vollends in dem Jahrzehnt seit der Eröffnung der physiologischen Anstalt ist nur noch eine einzige Dissertation unter P. gearbeitet worden (D. Rosenthal, „De numero atque mensura microscopica fibrillarum elementarium systematis cerebrospinalis symbolae“, 1845. Breitenmessungen und Zählungen an den spinalen und cerebralen Nerven). Auch P. selbst veröffentlichte wenig mehr von Bedeutung. Das Interessanteste ist ein in der Schlesischen Gesellschaft (Jahresbericht von 1843, S. 17) gehaltener Vortrag über die Saugkraft des Herzens, in welchem er die originelle Ansicht vertheidigt, daß die Ventrikel nicht bei der Diastole, sondern bei der Systole ansaugend wirken, indem durch die systolische Zusammenziehung der Papillarmuskeln zwischen den Zipfeln der abwärts gezogenen Klappen ein kegelförmiger Raum hergestellt wird, in welchen das Vorhofsblut einströmen müsse. In diese Zeit fallen auch die für R. Wagner's Handwörterbuch gelieferten Abhandlungen (Mikroscop, Bd. II. 1844. — Sinne im Allgemeinen, Bd. III, 1. — Wachen, Schlaf, Traum und verwandte Zustände, Bd. III, 2. 1846), welche heute einen überaus dürftigen Eindruck machen. Dieses plötzliche Sinken der Productivität mag zum Theil dadurch begründet sein, daß die Organisation des Institutes viel Zeit in Anspruch nahm. Die hauptsächlichste Ursache aber lag darin, daß P. mehr und mehr national-czechischen Bestrebungen sich zuwandte, die ihn in Prag während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens so gut wie ganz absorbiren sollten. —

Im J. 1850 kehrte P. nach Prag zurück, an wissenschaftlicher Anerkennung und an Ehren reich. Seine materielle Lage gestaltete sich bei einem Gehalte von 2500 Gulden überaus viel günstiger, als in Breslau. Was er hier erst nach jahrelangem Ringen erreicht hatte, die Errichtung eines physiologischen Institutes, wurde ihm von der österreichischen Regierung sofort bereitwilligst gewährt. Er eröffnete die Anstalt am 6. October 1851 mit einer Rede, in welcher er sich über den Begriff der Physiologie und über physiologische Institute in ähnlicher Weise aussprach, wie früherhin in seinen Denkschriften an das preußische Ministerium (vgl. die Eröffnungsrede in der Prager Vierteljahrsschrift, Bd. 33, S. 1. 1851). Das Institut war geräumiger als das Breslauer, die Dotation höher; in Joh. Czermak wurde ein leistungsfähiger Assistent gewonnen. Alles war für einen Mann von der reichen Erfahrung Purkinje's auf das denkbar Günstigste vorbereitet. Aber in der ganzen Zeit seines Prager Lebens hat P. nichts Wesentliches mehr auf naturwissenschaftlichem Gebiete geleistet. Sein ganzes Interesse wandte sich den czechischen Bestrebungen zu, die ihn bereits während der letzten Breslauer Jahre wesentlich in Anspruch genommen hatten. Schon dort hatte er Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Czechische geliefert (Schiller's Spaziergang, 1829; Torquato Tasso's befreites Jerusalem, 1834; Schiller's lyrische Gedichte, 1841). In Prag, wo er sich „Purkyně“ schrieb, nachdem

er bis dahin die deutsche Schreibweise „Purkinje“ gebraucht hatte, wurde er der wesentlichste Begründer einer böhmischen naturwissenschaftlichen Terminologie, indem er mit Kreijci von 1853—1864 die Zeitschrift Živa herausgab, welche eine bedeutende Anzahl zumeist populärer Abhandlungen von ihm enthielt. In den böhmischen Landtag gewählt, wurde er einer der Führer der Jungczechen; die Begründung einer böhmischen Universität fand in ihm einen lebhaften Verfechter, — Bestrebungen, die ihm das Ehrenbürgerrecht von nicht weniger als 21 czechischen Ortschaften eintrugen. Denselben näher nachzugehen, kann nicht im Interesse der „Allg. Deutschen Biographie“ liegen. Die Fortentwicklung des physiologischen Instituts und Unterrichts zu Prag kam auf diese Weise natürlich zu kurz, so sehr, daß bei dem österreichischen Minister der Gedanke auftauchte, in der Person v. Vintschgau's (jetzt Professors in Innsbruck), ihm einen Adlatus zu geben. Indeß verweigerte P. die Aufnahme desselben in sein Institut so entschieden, daß der Plan aufgegeben wurde.

Es ist P. vergönnt gewesen, das hohe Alter von 82 Jahren zu erreichen. Als er am 28. Juli 1869 abberufen wurde, gedachte mit dankbarer Verehrung Deutschland des Mannes, der in seinen besten Lebensjahren für die deutsche Wissenschaft so Großes geleistet hatte. Auf seinen Sarg legte die gesammte czechische Nation den Lorbeer des Patrioten nieder. An Ehren und Auszeichnungen aller Art war sein Leben überreich. Außer zahlreichen Gesellschaften ernannte ihn die Akademie zu Berlin (1832), Petersburg (1836), Paris (1839), Wien (1848), sowie die Londoner Royal Society (1850) zu ihrem Mitgliede. Orden vieler Monarchen zierten seine Brust; kurz vor seinem Tode erhob ihn der Kaiser von Oesterreich in den Adelsstand. —

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 24. Wien 1872. S. 94. — Die feierliche Sitzung der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. am 30. Mai 1870. Rede v. Schrötter's, Verzeichniß der gesammten Arbeiten Purkinje's. — Vierteljahrsschrift für die prakt. Heilk. zu Prag. Jahrg. 16. 1859. Bd. 3. Außerordentl. Beilage. Verzeichniß der Arbeiten Purkinje's von Eiselt. — Acten des physiologischen Instituts zu Breslau, des königl. Univ.-Curatorii daselbst und des königl. Cultusministerii zu Berlin.

R. Heidenhain.

Purmann: Matthias Gottfried P., ein deutscher Militärwundarzt, lebte von 1648—1721. Er stammte aus Lüben in Schlesien, genoß bis 1667 seine wundärztliche Ausbildung beim Wundarzt Paul Rumpelt in Groß-Glogau, ging 1667 nach Frankfurt a. O., arbeitete hier bei Balthasar Kaufmann und siedelte mit diesem nach Cüstrin über. Hier trat er als Compagniefeldscheer in brandenburgischen Militärdienst und verblieb neun Jahre in demselben. Der Krieg führte ihn nach dem Westen (Elsaß, Westfalen) Deutschlands und darauf nach dem Norden. 1678 kam sein Regiment nach Stralsund und von hier aus siedelte er nach dem Frieden 1679, den Dienst verlassend, nach Halberstadt über. Hier fand er bald als Stadtwundarzt infolge der auftretenden Pest reichliche Gelegenheit zu segensreicher Thätigkeit. 1685 kaufte sich P. eine Officin in Breslau und verließ Halberstadt, um am 3. Mai 1690 zum Stadtarzt seines neuen Aufenthaltsortes erwählt zu werden. — P. war zwar keineswegs von allgemeiner Bildung, aber er zeichnete sich durch natürlichen Verstand, volle Beherrschung des wundärztlichen Fachs und operative Meisterschaft aus, so daß er seinen in ganz Norddeutschland verbreiteten Ruf wohl verdiente. Er war der erste in Deutschland, welcher die Transfusion, 1668 und darauf noch dreimal, ausführte. Die Trepanation hat P. bis 1684 vierzigmal vollzogen. Neben seiner umfangreichen praktischen Arbeit entwickelte P. eine bedeutende litterarische Thätigkeit, deren hauptsächlichen Früchte folgende sind: „Der wahrhaftige Feld-

scherer, oder die wahrhafte Feldscherkunst" (Halberstadt 1680, 1682. Frankfurt und Leipzig 1690, 1693, 1705. Jena 1721); „Aufrichtiger und erfahrener Pestbarbirer" ꝛc. (Halberstadt 1683. Frankfurt u. Leipzig 1700. Leipzig 1705, 1715, 1721); „Anweisung pestilentialische Brüche zu kennen und zu curiren" (Leipzig 1686); „Chirurgischer Lorberkranz, oder große Wundarzney" ꝛc. (Halberstadt 1685, 4°. Frankfurt und Leipzig 1692, 4°. Breslau 1705, 4°); „50 sonder- und wunderbare Schußwundencuren" (Frankfurt u. Leipzig 1693, 1703. Liegnitz 1703. Frankfurt 1721); „Ausführlicher Unterricht und Anweisung wie die Salivationscur" ꝛc. (Frankfurt und Leipzig 1700).

Billroth, Histor. Studien, S. 26 u. ff. — Häser, Gesch. der Medicin. 3. Aufl., 2. Bd., S. 421 u. 442. — Biogr. méd. VI, S. 513. — Deutsche Zeitschr. f. prakt. Medicin, 1878, S. 418 ff.

H. Frölich.

Puschman: Adam Zacharias P., der bemerkenswertheste Vertreter des sinkenden Meistergesanges, hatte als Jüngling die Blüthe dieser Kunst zu Nürnberg mit warmer Hingabe selbst erlebt und sah als Mann seine Lebensaufgabe darin, den drohenden Verfall durch eigensinnig strenges Anklammern an die alten Traditionen aufzuhalten. P. wurde etwa 1532 zu Görlitz geboren. Seine wahrscheinlich lutherischen Eltern schickten ihn in eine lateinische Schule; auch für seine musikalische Ausbildung wurde gesorgt; doch sagte der unruhige Knabe, dem etwas Vagantenblut in den Adern floß, „aus kindischem Unvorstand" den Büchern allzufrüh Valet; er lernte das Schneiderhandwerk, um möglichst schnell auf die Wanderschaft zu kommen. Aber schon in Augsburg, wo P. an dem Barchetweber Onophrius Schwarzenbach einen tüchtigen Lehrer im Meistergesange fand, wo er die Bekanntschaft des jüngeren Joh. Spreng machte, schon hier zog ihn die holdselige Kunst mehr und mehr vom Handwerk ab, und ganz nahm sie sein Herz gefangen, als er 1555 in Nürnberg ihrem anerkannt größten Meister näher treten durfte, als ihn Hans Sachs seines Umgangs und seiner Lehre würdigte. In Nürnberg dichtet P. Neujahr 1556 sein erstes Lied; im selben Jahre schon ehrte Sachs den Schüler dadurch, daß er einen seiner Töne benutzte; an 300 Weisen eignete sich P. an dieser classischen Stätte des Meistersanges an, und hier stieg er selbst zum Meistergrade auf. Von jetzt an nennt er sich mit Vorliebe „Liebhaber vnd beförderer der alten deutschen Singekunst vnd Poetereyen", und sein Handwerk hat er auf seinen zahlreichen Reisen wol manchmal gegrüßt, aber nicht mehr ausgeübt. Doch der Meistersang konnte ihn nicht nähren. Seine musikalische Schulung schaffte ihm 1570 in der Vaterstadt das Cantorat an der Peterskirche, mit dem der Gesangunterricht am Gymnasium verbunden war; doch resignirt er aus unbekannten Gründen schon 1572, vielleicht, weil seine unbezwingliche Reiselust, die ihn schon 1571 wieder bis an den Rhein getrieben hatte, sich mit den Anforderungen des Amtes nicht vertrug. Vor 1576 hat er sich in Görlitz verheirathet; aber auch das hält ihn nicht ab, nahe und ferne Singschulen zu besuchen: führten ihn solche Sangesfahrten doch bis nach Colmar im Elsaß, nach Olmütz und Iglau, ja nach dem besonders kunstregen Steyer. Ende der siebziger Jahre siedelt er nach Breslau über. Er scheint dort sein Leben kärglich genug als Sprach- und Rechenmeister durch eine Privatschule gefristet zu haben, die ihm bei der übermächtigen Concurrenz städtischer Anstalten wenig eintrug. Daneben dedicirte er seine Werke vornehmen und reichen Gönnern, städtischen Behörden; für Geld oder doch in der Hoffnung auf Lohn stellte er große Meistergesangbücher zusammen; von seiner biblischen Comödie veranstaltete er in Breslau und sonst Aufführungen; aber das Alles brachte nur gelegentlich kleine Einnahmen. Eine Bewerbung um die Görlitzer Glöcknerstelle 1584 schlug fehl. Neben der Sorge ums tägliche Brod bekümm-

merte ihn Verfall und Mißachtung seiner Kunst, die gerade in Breslau sehr darnieder lag. Zwar hatte er an dem alten Schuster Wolf Herolt, dem Lehrer Geo. Hager's, einen eifrigen Sangesgenossen; doch erst 1598 erhielt dort eine Meistersängerzunft die Bestätigung des Raths. P. soll am 4. April 1600 gestorben sein, sein letztes datirtes Lied stammt vom 24. Februar 1598.

Der Schwerpunkt der schriftstellerischen Thätigkeit Puschman's liegt durchaus nach der formalen Seite hin. Von der Stofffreudigkeit seines Lehrers keine Ahnung. Tief durchdrungen von dem göttlichen Ursprung, mit Recht überzeugt von der sittigenden Bedeutung seiner Kunst, sah er Heil und Zukunft für sie nur in der stricten Befolgung der von Alters her und zumal in Nürnberg durch Hans Sachs bewährten Regeln. Auf seinen Reisen hatte er, namentlich in Iglau, wahrgenommen, wie oft und gröblich Leichtfertigkeit oder Unkenntniß gegen diese Regeln verstieß, wie selbst die alten Töne in verfälschter Gestalt verbreitet wurden. Seine große Weisenkenntniß befähigte ihn wie keinen zweiten, dem zu steuern; nach dem Muster der Kolmarer Liederhandschrift, die er am 21. December 1571 selbst gesehen und excerpirt hatte, legt er 1587 unter Beihülfe eines musikalischen Fachmanns eine Sammlung von mehr als 300 „genotirten“ Meisterliedern an, und es fehlt nicht an Zeugnissen dafür, daß Puschman's Notirungen der alten Melodieen große Autorität besaßen. Aber auch der rein theoretischen Seite seiner Kunst wandte er Aufmerksamkeit zu. 1571 erschien zu Görlitz sein „gründtlicher Bericht des Deudschen Meistergesangs“, der erste Versuch einer umfassenden Darstellung des gesammten Regelgebäudes; Wagenseil's bekanntes Buch über den Meistergesang ruht zum guten Theil auf P.; in zwei Auflagen (die zweite erschien Frankfurt a. O. 1596), in zahlreichen Abschriften war seine Arbeit verbreitet; er hat sein Leben lang immer von Neuem daran gebessert und ergänzt. Auch Augsburger und Straßburger Traditionen sind darin benützt; zu Grunde liegt natürlich die Nürnberger Tabulatur. Ihre alte Einfachheit hält er hoch gegenüber den unbegründeten und lediglich verkünstelnden ‚Scherffstraffen‘ der überwitzigen Neulinge und Klüglinge, „die in gemelter Tabulatur gewület, wie die Schwein im Rübenacker“. Ja, P. geht so weit, daß er allerlei Strafartikel, die er persönlich billigt, darum nicht aufnimmt, weil sie auch seinen „Lehr-Meister und lieben Freund“ Hans Sachs treffen würden. Doch sind seine Grundsätze ohne dem streng genug. Geo. Hager z. B. beklagt seine Spitzfindigkeit, seine „so spitzig und scharpfe ortnung, die er in Seinem gedicht selbst nie gehalten hat“. Der Vorwurf ist nicht ohne Grund. P. schilt „falsches Latein“ und hat selbst infolge seiner mangelhaften Schulbildung böse Böcke geschossen; principiell bekennt er sich zu der Ansicht, daß die Betonung der gewöhnlichen Rede auch für die Verse gelten müsse, und in Wahrheit ist bei Niemandem der Widerspruch zwischen Wort- und Versbetonung schlimmer als bei ihm. Dieser Umstand erschwert es uns sehr, der formalen Verdienstlichkeit seiner Meisterlieder gerecht zu werden. Das Interesse der Form überwog so sehr, daß P. sogar seine eignen Weisen selten mehr als einmal benutzt hat. Er hat deren nicht weniger als 36 zu Stande gebracht, ein rechtes Epigonenkunststück; Hans Sachs hatte sich mit 13 Meistertönen begnügt. P. benennt seine Töne außer der klingenden Busch- und der Jungfrauenweis ausnahmslos nach Vögeln, ein hübscher Gedanke, der nur übertrieben wird: neben den Singvögeln Lerche und Nachtigal, Stieglitz, Rothkehlchen, Drossel, Fink, Hänfling und Zeisig figuriren auch Papagei, Eisvogel, Auerhahn, Birkhahn, Kranich und Grünspecht; ja zu einer Vogelweise aller Vögel hat er sich verstiegen. Daneben hat er die Töne zahlreicher anderer Meister, oft ganz systematisch, durchprobirt: an einen Ton des Hans Sachs hat er sich merkwürdiger Weise nur einmal gewagt, und zwar in seinem Lobliede auf den todten Meister.

Inhaltlich sind die Lieder erschrecklich unbedeutend. Mehr als neun Zehntel versificiren möglichst wörtlich Luther's Bibelübersetzung, die höchstens durch eine triviale Moral erweitert wird. Solche biblischen Lieder, seiner Zeit ein werthvolles Mittel, Bibelkenntniß zu verbreiten, waren für P. kaum mehr als das Resultat leblos gewordener Tradition. Aber auch das Dutzend weltlicher Lieder ist wenig werth. Da wird die Tabulatur in Reime gebracht, Wickram und Pauli werden saftige Schwänke nacherzählt, allerlei pointelose Localanecdoten und schmutzige Kneipscherze in steife Verse gekleidet. Eine schlesische Wundergeschichte, die sich späterhin als mönchische Betrügerei entpuppte, hat der arme Schulhalter seinen katholischen Mitbürgern zu Gefallen sofort 1593 besungen. Hoch hinaus über alle seine übrigen dichterischen Leistungen ragt nur sein „Elogium reverendi viri, Johani Sachs, Norinbergensi", im Juni 1576 verfaßt. Von den 3 Baren, die zu diesem Elogium vereinigt sind, bilden die beiden ersten freilich nur eine mechanische Umdichtung des Sachsischen Spruchs „Summa all meiner Gedicht" von 1567, ein zahlenstrotzendes Register; dagegen der dritte Bar, sehr passend in Mügeln's Traumweise gefaßt, zeigt warme innere Betheiligung, ja ein Hauch von Sachsens naiver Grazie hat den unbegabten Schüler gestreift. Ein Traum führt ihn in ein schön Lusthäuslein, wo er an einem Tisch einen alten Mann sieht, grau und weiß wie eine Taube, von alt lieblichem Angesicht; grüßte man ihn, so sagte er nichts, „sondern tett neigen gar eygen gen ihm sein Haupt". Rührend wirkt der Contrast zwischen den unbeholfen gequälten Versen und den schlichten Herzenstönen, die der Dichter hier und nur hier findet.

Noch ein anderes Denkmal hat seine Liebe dem Meister gesetzt. 1580 verfaßte er ihm „zu einem gedechtniß" die „Comedie Von den Patriarchen Jacob, Joseph vnd seinen Brüdern", die aber erst 1592 in Görlitz gedruckt erschien. Drei Ursachen trieben zu seiner Dichtung: Hans Sachs hatte diesen Stoff nicht behandelt; alle andern Josephdramen, die P. kannte, waren ihm theils zu weitläufig und episodenreich, theils zu gekürzt, willkürlich; vor allem aber, und das ist ihm die „fürnembste Vrsach", waren ihre Verse nicht nach den Regeln gebaut. Also auch das Drama dichtet er lediglich als Meistersinger. Er gebraucht nur Acht- und Neunsilbler, weit vorwiegend jene; Reimbrechung hat er von Sachs gelernt, aber nicht consequent verwandt; die Schlüsse der Acte und einzelnen Scenen schmückt er durch Dreireim. Ursprünglich siebenactig, hat die Comödie im Druck nur noch fünf Acte, jeder Act zu fünf Scenen, die durch Zwischenactsmusik, „Instrument", wie er sagt, von einander geschieden sind: nach den Acten sollten, wenn möglich, eigens dazu verfaßte Meistergesänge, die den Inhalt recapitulirten, vorgetragen werden. Inhaltlich hält sich das Stück Puschman's, auch wieder mit meistersingerischer Pedanterie, ängstlich an die Luther'sche Bibel. Was in den Capiteln Gen. 32, 35, 37, 39—46 erzählt wird, all das wird gewissenhaft vor unsern Augen abgespielt; nichts wird uns erspart, wenig hinzugefügt. Keine Spur von dramatischer Concentration, von innerlicher Motivirung, von bewegtem Dialog. Und dabei kannte der Mann manch besseres Vorbild. Die Compilation seines Laubaner Collegen, des Rechenmeisters Leschke (1571), der die Josephdramen Greff-Majors und des genialen Gart verbunden hatte, ist seine Hauptquelle; ihr folgt er im allgemeinen Aufbau und in vielen Einzelheiten; aus ihr entnahm er z. B. die vier Kaufleute, die drei Magier, die besonders feindselige Haltung Dans gegen Joseph, den Dispensator u. A.; daneben lag ihm der Joseph des Weißenburger Schulmeisters Zirl vor (1572), dessen Potiphera ihn zu dem Namen Potiphora veranlaßte; und manche höchst charakteristische Detailzüge entnahm er dem Züricher Spiel (Ruofs?) von 1540. Das abgezogen, kommen auf Puschman's Rechnung höchstens ein Paar humo-

ristisch sein sollende Bagatellen, wie eine egoistische Hebamme, wie die dürftige Kinderscene Benjamins u. A. Für die absolute Reizlosigkeit von Handlung und Sprache können die sorgfältigen und reichlichen scenischen Angaben nicht entschädigen; da P. die Aufführungen seines Stücks selbst leitete, sind sie, aus eigenster Erfahrung geschöpft, immerhin ein lehrreicher Beitrag zur Bühnentechnik der Zeit. Erfolg hat P. mit seiner Comödie nicht geerntet. 1580 wollte das Breslauer Pfarramt die Aufführung, die er späterhin durch einflußreiche Fürbitter durchsetzte, überhaupt nicht gestatten. Das interessante Gutachten nimmt nicht nur an gewissen Obscönitäten Anstoß, die P. darauf hin getilgt zu haben scheint, sondern es tadelt das Machwerk als bloße Geldspeculation und übt eine sehr berechtigte Kritik an seinem ästhetischen Unwerth. Auf dem beschränkten Gebiete des stagnirenden Meistergesangs konnte Puschman's eifrige Sorgfalt eine bedingte Bedeutung gewinnen; die Entwicklung des Dramas aber ging mit großen Schritten vorwärts; wie schnell veralten selbst Hans Sachsens ernste Stücke! Und Puschman's altmodischer Joseph mußte, zumal zur Zeit seines Drucks, wie ein großer Anachronismus wirken.

Hoffmann v. Fallersleben, Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte, Bd. 2 (Leipzig 1844), S. 1—16. — Edm. Goetze, Monographie über den Meistersänger Adam Puschmann, Neues Lausitz. Magazin, Bd. 53, S. 59 bis 157. — Al. v. Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des XVI. Jahrhunderts, Wien 1887, S. 134 fg. — Einen Abdruck des ‚gründlichen Berichts‘ von 1571 liefert R. Jonas in den „Neudrucken deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts", Heft 73, Halle 1888.

Roethe.

Pußjäger: Mathias P. (auch Bußjäger, Pussieger), Maler, um 1650 geb. zu Rottenbach im südlichen Baiern. In Tirol wurde er von seinem Verwandten Michael unterrichtet, kam dann nach Meran und endlich durch Unterstützung eines Adeligen zu Carlo Lotto nach Venedig, dem Lehrmeister so vieler damaliger Oesterreicher. Hier waren Strudel, Dallinger u. A. seine Mitschüler. Auch in Rom hielt er sich einige Zeit auf, kehrte dann 1682 nach Meran zurück und wurde hier ein sehr angesehener Bürger, eruditus, artificiosus pictor, civis et senator nennen ihn die Urkunden. Einer seiner Söhne wurde später Abt des Stiftes Wilten im Innthal. Mathias starb um 1734 in Meran. Seine vielen in tiroler Kirchen, Schlössern und Sammlungen zerstreuten Altarbilder schließen sich der Richtung des Lotto, des Carlo Carlone u. a. berühmter Meister der damaligen italienischen Schule an, auch Porträts kommen vor. Die schönsten Werke sieht man in Meran, Wilten, Algund, Bozen, Marienberg, Bruneken, St. Lorenzen, Neustift, Innsbruck und Schloß Ambras. Außerhalb Tirols habe ich nichts von seiner Hand gefunden.

Ilg.

Pustet: Friedrich P. wurde am 24. Februar 1798 in dem kleinen Marktflecken Hals bei Passau geboren, als Sohn eines Buchbinders, der mit seiner zahlreichen Familie in den ärmlichsten Verhältnissen lebte. Während des Krieges wurde das elterliche Anwesen von den Franzosen niedergebrannt, der Vater starb, und die bedrängte Mutter schickte den kaum Elfjährigen fort, damit er sich sein Brot selbst verdiene. Nach vielfachem vergeblichem Bemühen fand er dann 1809 bei dem Buchbinder Eggensberger in Stadtamhof bei Regensburg als Lehrling Aufnahme. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn schon wenige Monate später wurde auch das Haus seines Lehrherrn in Brand geschossen und der junge P. kehrte nun wieder nach der Vaterstadt zurück. Mehrere Jahre brachte er nun zu Hause als Buchbinder zu, endlich aber gelang es ihm, in Passau eine kleine Leihbibliothek zu begründen, der später eine Buchhandlung angefügt wurde. Im J. 1819 legte er durch Anschaffung einer Hand-

presse den Grund zu einer Druckerei. Obgleich das Geschäft mehr und mehr aufzublühen begann, sah er sich doch 1826 durch Familienverhältnisse genöthigt, dasselbe zu verlassen. Er errichtete nun in Regensburg eine bescheidene Buchhandlung, die ihm so viel einbrachte, daß er schon ein Jahr später an die Gründung einer eigenen Druckerei denken konnte. Von nun ab gediehen seine Geschäfte in der glücklichsten Weise; Buchhandlung und Druckerei wurden vergrößert, dazu 1833 ein eigenes Gebäude erworben, bald darauf die erste Schnellpresse aufgestellt, und bei dem immer größer werdenden Bedarf an Papier der schon länger gehegte Plan einer eigenen Papiermühle 1836 in Alling, nahe bei Regensburg, zur Ausführung gebracht. Durch eisernen Fleiß und unentwegtes Streben gelang es P., sowol Druckerei und Buchhandlung, als auch das Verlagsgeschäft, in welchem vorzugsweise die katholisch-religiöse Litteratur gepflegt wurde, zur bewunderungswürdigsten Höhe zu bringen. Besonders die seit 1859 als Specialität von der Firma betriebene liturgische Abtheilung des Verlages erlangte mit der Zeit eine Bedeutung, die von der ganzen katholischen Welt anerkannt ward, und die ihm den Titel eines „Typographen des heil. Apostol. Stuhles und der Congregationen der heil. Riten und Indulgenzen“ einbrachte. Im J. 1854 erwarb P. die durch ihren Kalenderverlag bekannte J. E. v. Seidel’sche Buchhandlung in Sulzbach, und trat dann 1860 seine Besitzungen in Regensburg seinen drei Söhnen ab. Als ihm die Geschäftsverhältnisse in Sulzbach zu kleinlich wurden, übernahm er 1864 den königl. baier. Central-Schulbücherverlag in München, den er während der folgenden zehn Jahre in der ersprießlichsten Weise betrieb, auch durch eine große Druckerei erweiterte. Nachdem er sich auf Andrängen seiner Familie 1874 endlich ins Privatleben zurückgezogen hatte, starb er am 6. März 1882 im Alter von 84 Jahren. Das von ihm begründete Geschäft, eines der ersten auf dem von ihm gepflegten Gebiete, wird unter seinem Namen von den Söhnen weitergeführt.

J. Braun.

Pustkuchen: Dr. Johann Friedrich Wilhelm P.-Glanzow, evangel. Geistlicher und Schriftsteller, geb. am 4. Februar 1793 zu Detmold, † am 2. Januar 1834 zu Wiebelskirchen bei Ottweiler. Sein Vater war zu Detmold Elementarlehrer und Cantor sowie Hilfslehrer am dortigen Gymnasium; derselbe war ein tüchtiger Musiker und unterrichtete auch als solcher die fürstlichen Kinder daselbst; P. selbst erhielt von seinem Vater ebenfalls eine gediegene musikalische Bildung. Nach früher Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog P. die Universität Göttingen, wo er mit Eifer den theologischen Studien oblag. Nach wohlbestandenem theologischen Examen entschloß er sich, auch noch medicinische Collegien zu hören, um einer künftigen Pfarrgemeinde nöthigenfalls auch in dieser Hinsicht nützlich sein zu können. Nach seinem Weggange von der Universität nahm P. vorerst eine Hauslehrerstelle in Pempelfort an, die ihm jedoch bald wenig zusagte und ihn auch in seinen sonstigen geistigen Bestrebungen hemmte, weshalb er sie gegen Ende des Jahres 1815 niederlegte. Nach kurzem Aufenthalt zu Elberfeld, wo er als Lehrer wirksam war, begab er sich 1816 nach Leipzig, wo er bei Buchhändler Härtel wiederum eine Hauslehrerstelle übernahm; hier gestalteten sich seine Beziehungen zur Härtel’schen Familie auf’s Angenehmste, die sich auch für die Folgezeit erhielten. Den Leipziger Aufenthalt benützte P. außerdem theils zu seiner weiteren Ausbildung für seinen zukünftigen Beruf, theils zu schriftstellerischen Arbeiten. 1819 wurde er substit. Prediger zu Hamminkeln bei Wesel und im nächsten Jahre folgte er einem Rufe als Pfarrer zu Lieme bei Lemgo, wo er in demselben Jahre seine Braut Sophie Gerhardine van den Bruck als Gattin heimführte, aus welcher Ehe neun Kinder entsprossen. Sieben Jahre dauerte Pustkuchen’s pfarramtliche Wirksamkeit daselbst, bis ihm

bezüglich der Art des von ihm ertheilten Religionsunterrichtes von seiner vorgesetzten Stelle Schwierigkeiten bereitet wurden. Entschlossen, seinem Gewissen zu folgen, verzichtete P. 1827 mit Zustimmung seiner Freunde auf sein Amt in Lieme und siedelte sich in Herfort an, wo er den Unterhalt seiner Familie durch schriftstellerische Arbeit zu gewinnen suchte, indem er die Redaction des dortigen Wochenblattes übernahm und die pädagogische Zeitschrift „Levana“ und sonstige Schriften herausgab. Nach ungefähr dreijährigem Aufenthalt daselbst erhielt P. durch die Gunst des damaligen preußischen Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. wiederum eine Anstellung als Pfarrer in Wiebelskirchen bei Ottweiler, wo er pflichtgetreu und eifrig seinem geistlichen Berufe oblag bis zu seinem an oben genanntem Tage infolge einer Erkältung herbeigeführten Tode. — Neben seiner pfarramtlichen Wirksamkeit entfaltete P. aber auch zugleich eine außerordentliche regsame litterarische Thätigkeit, die sich auf den verschiedenen Gebieten der Theologie, der Pädagogik, der Belletristik u. s. w. bewegte. Schon in seinem siebenten Lebensjahre machte der Knabe dichterische Versuche, und die Lese- und Schreiblust war in ihm so mächtig, daß die Eltern ihm Schreibzeug, Bücher und Licht am Abend entziehen mußten, damit er nicht den größten Theil der Nacht zum Schreiben und zur Lectüre verwandte. Sein erstes zur Ausgabe gelangtes Erzeugniß, „Die Schlacht bei Belle-Alliance“, erschien schon 1816; diesem folgte 1817 „Die Poesie der Jugend. Erzählungen, Gedanken und Lieder“; sodann 1818 „Die Natur des Menschen und seines Erkenntnißvermögens als Fundament der Erziehung, psychologisch entwickelt“. Von seinen weiteren Schriften mögen hier nur die bedeutenderen noch angeführt werden wie „Die Perlenschnur“, 1820, 2 Theile; „Die Urgeschichte der Menschheit in ihrem vollen Umfange“, 1. oder histor. Theil, 1821; dann „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, 1821 u. 1822, 3 Theile, sowie „Wilhelm Meister's Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre“, 1821; ferner „Gedanken einer frommen Gräfin“ (auch unter dem Titel: „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, 2. Beilage), 1822; weiter „Das Ideal der Staatsökonomie“, 1822. Im J. 1823 folgte „Historisch kritische Untersuchung der biblischen Urgeschichte nebst Untersuchung über Alter, Verfasser und Einheit der übrigen Theile des Pentateuchs“ und 1824 „Wilhelm Meister's Meisterjahre“, 2 Theile; in demselben Jahre erschien auch seine „Kritik der Schulen und der pädagogischen Ultra's“; dann „Grundzüge des Christenthums“, 3. Aufl. 1826. Im J. 1829 gab P. die oben erwähnte pädagogische Zeitschrift „Levana“ betitelt heraus, von der aber nur sieben Hefte erschienen; die darin enthaltenen Aufsätze von allgemeinem Interesse veröffentlichte er sodann in einer besonderen Sammlung unter dem Titel: „Abhandlungen aus dem Gebiete der Jugenderziehung“; schließlich ist noch anzuführen seine „Kurzgefaßte Geschichte der Pädagogik“, 1830; sodann „Der Beruf des evangelischen Pfarrers nach seinem Zweck und Wesen“, und „Kirche, Schule und Haus“, welche beiden letzten Schriften 1832 erschienen sind; außerdem lieferte P. vielfache Beiträge in verschiedene Zeitschriften. In dieser umfänglichen Reihe litterarischer Erzeugnisse sind besonders die beiden Schriften „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ und „Wilhelm Meister's Meisterjahre“ bemerkenswerth, die durch ihre eigenthümliche Tendenz und die gegen Goethe hervortretende polemische Haltung Aufsehen erregten und eigentlich erst den Namen des Verfassers weiteren Kreisen bekannt machten, jedoch zugleich vielfach eine berechtigte abfällige Beurtheilung erfuhren. Eine gegen Goethe durchaus feindselige Stimmung, die sich in einer bitteren, absprechenden und einer selten gerechten Kritik über die Persönlichkeit und die Werke dieses Dichters äußerte, durchzieht den Inhalt der beiden parodistischen Bücher. Die von P. erhobenen Anschuldigungen gegen Goethe

als „Geistesleugner“ und seine noch sonstigen Angriffe der Goethe'schen Schöpfungen gaben übrigens ähnlich Gesinnten Stoff und Anlaß zu weiteren derartigen Richtungen. Es sind sodann unter Pustkuchen's angeführten Arbeiten noch dessen pädagogische anderweitigen Schriften sachmännischer Beachtung werth, die bei oft richtigen, geistreichen und den damaligen Schulverhältnissen entgegenstehenden Ansichten doch wieder jeder Art von Schulverbesserung, wenn solche über das ihm gefällige Maß hinauszuschreiten schien, mit herber Abweisung entgegentreten. Schon seine erste hierher zu rechnende 1824 erschienene Schrift, „Kritik der Schulen und pädagogischen Ultra's“, kennzeichnet seine Stellung und verwickelte ihn in eine sachmännische Polemik. Als Geistlicher war P. ein gewissenhafter Seelsorger, wie dies verschiedene amtliche Zeugnisse ersehen lassen, und ganz besonders ein beliebter Kanzelredner, der großen Einfluß auf seine Gemeinde übte, mit deren Gliedern er einen regen persönlichen Verkehr pflegte. Als eine seiner Hauptpflichten betrachtete er die von ihm mit Vorliebe und Sorgfalt geübte Ertheilung des Religionsunterrichts bei der Jugend. Einer unthätigen Frömmigkeit war er Feind, aber ein Freund und Förderer wahrer und werkthätiger Gottesfurcht. Von persönlicher Gemüthstiefe zeigt unter anderem die Aufnahme einer armen Waise in seine ohnedies schon wol an Gliedern, doch durchaus nicht an irdischen Gütern reiche Familie und seine hingebende Thätigkeit in der Krankenpflege, die sich besonders in seiner letzten Pfarrstelle in Wiebelskirchen beim Ausbruch einer Epidemie bewährte, wo er seine früher gewonnenen medicinischen Kenntnisse mit solchem Erfolg verwerthete, daß ihm die Ausübung der ärztlichen Praxis in seiner Gemeinde weiterhin verstattet wurde. — P. war eine geistig reich veranlagte Natur, die sich mit Leichtigkeit und Geschick in die von ihm gewählten Stoffe vertiefte und dieselben in gewandter Schreibweise behandelte; daß es ihm auch nicht an poetischer Begabung fehlte, haben seine Schriften ebenfalls zu Tage gelegt. Dabei ist aber nicht zu verkennen ein von lebhaftem Selbstbewußtsein getragenes Bestreben, seiner Persönlichkeit und seinen wol oft richtigen, oft aber auch seltsamen Ideen Geltung zu verschaffen, was Widerspruch und litterarische Kämpfe zur Folge hatte. Seine Schriften sind ziemlich rasch in Vergessenheit gerathen; einige derselben hatte P. unter dem Namen Glanzow veröffentlicht, den er dann seinem Familiennamen beifügte.

K. G. Hergang, Pädag. Real-Encyklopädie. II. Bd., S. 452. — Biographien der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen v. J. B. Heindl. — Privatmittheilungen der Familie und aus dem schriftlichen Nachlasse Pustkuchen's. Binder.

Putbus: v. P., eine Seitenlinie des Rügischen im J. 1325 ausgestorbenen Fürstengeschlechts, welche noch jetzt besteht, und ihren Namen nach einem ihrer Hauptsitze führt, leitet ihren Ursprung von Stoislav I. her, der im J. 1193 mit seinem Sohne Isaak die Stiftung des Klosters Bergen durch den Fürsten Jaromar I. bezeugte. Während des letzteren ältester Sohn Barnuta die Burg Gristow mit den umgebenden Ländereien als Grundbesitz erhielt und dort die Seitenlinie des Geschlechts „von Gristow“ begründete, welche mit Hans v. G. im J. 1740 erlosch, verlieh Jaromar I. seinem Bruder Stoislav I. und dessen Nachkommen, welche in 3 Generationen den Namen „Borante“ mit dem Zusatz „nobilis baro de genere principis“ führten, eine südlich von Stralsund belegene Burg mit mehreren Höfen, welche nach ihnen „Borantenhaghen“, gegenwärtig „Brandshagen“ benannt wurde. Wegen des auf der Insel Rügen belegenen den Nachkommen Stoislav's nach Erbrecht gebührenden Besitzthums waltete längere Zeit hindurch Uneinigkeit, bis im J. 1249 der Pommersche Herzog Barnim I. dieselbe zwischen den Fürsten Jaromar II. und Borante III. dahin verglich, daß letzterer für sich und seine Erben das Land Reddevitz (Mönchgut) mit der Parochie

Lanken, das Land Streye mit der Parochie Vilmnitz und den dritten Theil der Halbinsel Jasmund empfing; abgesehen von diesen Kirchspielen betheiligte sich Borante III. in Gemeinschaft mit seiner Schwester Margarete (1254) auch an der Stiftung des Franciscaner-Klosters St. Johannis in Stralsund. In dieser Zeit, wo sich die Theilung des Grundeigenthums zwischen dem fürstlichen Regentenhause und seinen Agnaten vollzog, scheint sich auch die Annahme oder Verleihung bestimmter Wappenembleme und Siegel zur Unterscheidung der einzelnen Linien desselben ausgebildet zu haben in der Weise, daß das fürstliche Haus abwechselnd einen wachsenden Löwen oder Greifen über einem Mauergiebel (tenoculum), das Geschlecht v. Gristow einen Hirschkopf, und die Nachkommen Stoislav's I. einen wachsenden Adler über einem von Schwarz und Gold geschachteten Felde führten. Die ältesten Beispiele dieses letzten Wappenbildes finden sich an der berühmten Urkunde v. J. 1316, nach welcher sich die Stadt Stralsund mit 137 Mitgliedern der Rügischen Ritterschaft zum Schutze ihrer altväterlichen Rechte gegen den Fürsten Wizlaw III. und seine Genossen verbündete. Aus der Umschrift dieser in ihren Emblemen übereinstimmenden Siegel entnehmen wir jedoch, daß zu jener Zeit die einzelnen Mitglieder des Geschlechts sich noch nach ihren Hauptburgen „Pridbor von Vilmnitz", „Pridbor von Lanken und Stoislav von Putbus" benannten; erst die Nachkommen von Nikolaus, dessen Tochter Margarete sich mit Stoislav II. (1253) vermählte, vereinigten sich zu der beständigen Führung des Namens „von Putbus", während man die Kirche zu Vilmnitz als gemeinsame Familiengruft erwählte. Zugleich läßt sich aus der auffallenden Größe der Siegel und der ersten Stelle, welche dieselben einnehmen, erkennen, daß man ihren Inhabern eine hervorragende Bedeutung unter der Rügischen Ritterschaft beilegte. Auch die ehelichen Verbindungen, welche das Haus Putbus mit den angesehensten Geschlechtern Pommerns und der Nachbarländer, u. A. mit den Grafen v. Gützkow und v. Lychen, den Edlen v. Perleberg und Putlitz und dem Ritter Jakob Borke in dieser Zeit schloß, deuten auf den hohen Rang, welchen man demselben als einer Seitenlinie der Rügischen Fürsten einräumte. Um so befremdlicher muß der Umstand erscheinen, daß nach dem Erlöschen des regierenden Hauses mit Wizlaw III. im J. 1325 beide Geschlechter v. Gristow und v. Putbus auf die Succession verzichteten und solche dem Herzoge Wartislaw IV. von Pommern, einem Schwestersohne Wizlaw's III., bereitwillig überließen. Diese Entsagung findet vielleicht darin ihre Erklärung, daß sich dieselben der Uebermacht des Dänischen Reiches, welches beim kinderlosen Tode Wizlaw's III. das Fürstenthum Rügen beanspruchte, unterwarfen und sich im J. 1309 durch die Zusicherung des Anfalles von Wittow und Jasmund abfinden ließen. Als dann aber infolge der Besiegung Dänemarks durch Stralsund (1316) und nach dem Tode Erich's VIII. Menved (1319) der nordische Einfluß gesunken war, mochte das Ansehen des Pommerschen Herzogs so gestiegen sein, daß nicht nur Wizlaw III. mit seinem Neffen Wartislaw IV. (1321) den bekannten Erbvertrag schloß, sondern dieser auch nach des Fürsten Tode (1325) von sämmtlichen Vasallen und Städten zur Nachfolge im Fürstenthum Rügen berufen und (1326) vom Könige Christoph II. von Dänemark mit demselben belehnt wurde. Diesen Ereignissen entgegen zu treten scheinen sich die Geschlechter v. Gristow und v. Putbus nicht mächtig genug gefühlt zu haben, vielmehr betheiligten sie sich gemäß dem mit Stralsund (1314) abgeschlossenen Vertrag an jener Wahl und leisteten selbst auf den ihnen von Erich VIII. zugesicherten Besitz von Wittow und Jasmund Verzicht. Dessen ungeachtet blieb auch nach der Pommer'schen Succession die schon früher durch die Vermählung von Stoislav's II. Tochter mit dem Ritter Nikolaus Hak († v. 1295) angebahnte Verbindung

zwischen Dänemark und dem Hause Putbus bestehen; einerseits finden wir nämlich mehrere Mitglieder desselben in hervorragenden Dänischen Aemtern, u. A. Henning II. (1356—84) als Drost des Reiches und seinen Sohn Theze V. (1390 ff.) als Bischof von Odensee auf Fühnen, andererseits erwarben sie dort sowol auf den Inseln als auf dem Festlande werthvollen Grundbesitz. Auch die weiblichen Mitglieder des Geschlechtes werden uns, sofern sie nicht, wie Christine (1339) als Nonne und Gertrud (1362 ff.) als Priorin des Klosters zu Bergen, den geistlichen Beruf erwählten, in ehelicher Verbindung mit den Dänischen Familien Andersson, Gyldenstern, Ulfstand, Bille, Rosenkranz, Uhlefeld, Rantzau u. A. genannt; eine Verwandte des Bischofs Theze war auch als Geliebte des Königs Waldemar Atterdag von großem Einfluß auf dessen Leben und unter dem Namen „Towe lille“ von der Sage mit romantischer Dichtung verherrlicht. Diese persönliche Beziehung mag auch dazu beigetragen haben, daß Henning II. von Putbus in so hohem Ansehen beim Könige stand, daß ihn dieser zum Statthalter des Reiches in seiner Abwesenheit ernannte. Als solcher leitete er dasselbe während des Krieges v. J. 1364 und schloß am 24. Mai 1370 in Waldemar's Namen den Stralsunder Frieden mit den Hansischen Städten. Im Auftrage der letzteren führte er auch die Verwaltung des an die Hansa als Pfand überwiesenen Schonens und empfing als Ersatz für diese Thätigkeit den sechsten Theil der dortigen Einkünfte. Ungeachtet dieser Dänischen Beziehungen blieb jedoch noch eine enge Verbindung mit Pommern und namentlich mit der Stadt Stralsund bestehen, welche letztere u. A. aus dem Umstand hervorgeht, daß Nikolaus II. v. P. seine Tochter Hippolita (1466—8) mit dem Stralsunder Bürgermeister Erasmus Stenweg vermählte, während sich deren Schwester Gisela (1483—6) mit Heinrich v. d. Lanken verheirathete; auch mit den Grafen v. Eberstein und den Geschlechtern v. Osten, Moltke, Normann, Borck u. A. schloß das Haus Putbus eheliche Verbindungen. Am deutlichsten tritt jedoch die Annäherung an Pommern dadurch hervor, daß Henning's II. Vetter, Pritbor III., am 24. Aug. 1365 die Herrschaft Putbus, welche in der betreffenden Urkunde ihrem Umfange nach als der dritte Theil der Insel Rügen bezeichnet wird, vom Herzoge Wartislaw VI. von Pommern zu Lehn nahm, während Pritbor's Bruder, Waldemar I., von 1354—64 als Domherr zu Cammin und von 1356—70 als Archidiakonus von Demmin wirkte. Diese Abhängigkeit des Hauses von zwei verschiedenen Lehnsherren und die gesonderte Lage des Grundbesitzes in zwei Reichen gab dazu die Veranlassung, daß die beiden Brüder Pritbor V. und Waldemar II. im J. 1483 die Güter theilten in der Weise, daß jener die Dänischen Besitzungen, u. A. Opborch in Jütland und Kerdorp in Fühnen, dieser aber die Herrschaft Putbus mit dem Schlosse und die Güter auf Jasmund und im Lande Barth empfing. Seitdem sonderte sich das Geschlecht in die Pritborsche oder Dänische und die Waldemarische oder Rügische Linie. Die Mitglieder der letzteren, die in Putbus ihren Sitz und in der Kirche zu Vilmnitz ihr Erbbegräbniß hatten, zeichneten sich theils in kaiserlichen Kriegsdiensten, theils als Räthe der Pommerschen Herzöge aus und schlossen wiederholt eheliche Verbindungen mit den angesehenen gräflichen Familien v. Hohenstein, Stolberg, Schlick, Reuß, Promnitz u. A. Auch führten Ludwig I. († 1594) und dessen Söhne Erdmann († 1622) und Volkmar Wolf († 1637) die Würde eines Commendators des Johanniter-Ordens zu Wildenbruch; letzterer leitete auch während der gefährlichen Zeit des 30jährigen Krieges als Statthalter die Pommersche Regierung. Ihre Bildung erwarben sie in der Mehrzahl auf deutschen und niederländischen Universitäten, von welchen ihnen in der Regel Ehren halber das Rectorat übertragen wurde. Seit dem Aussterben der Nehringenschen Linie der Familie v. Buggenhagen (1652) ging auch das bis dahin von dieser geführte Erblandmarschall-Amt auf das Geschlecht

Putbus über. Als dann mit Ernst Ludwig II., welcher in Schwedischen Kriegsdiensten den Rang eines Obersten erwarb und mit Eleonore Sophie, Tochter des berühmten Marschalls Karl Gustav Wrangel, verheirathet war, am 6. October 1702 die Waldemarische Linie erlosch, fielen deren Besitzthümer und Würden, nachdem die Ansprüche des Kronfiscus in einem mehrjährigen Processe zurückgewiesen waren, (1704) an die Pritborsche Linie. Die Mitglieder der letzteren hatten von 1483—1702 in Dänischen Kriegsdiensten und im Reichsrathe gewirkt, eheliche Verbindungen mit nordischen Geschlechtern geschlossen und ihren Grundbesitz in Dänemark vermehrt; u. A. besaßen sie Kraperop in Schonen und Kiorup auf Fühnen, wo Moritz I. († 1593) eine Kirche erbaute und zum Familienbegräbnisse bestimmte. Daneben bestand auch mit der Waldemarschen Linie schon vor dem J. 1704 insofern eine Verbindung, als sich Moritz III. Schwester Ursula Sophia mit Erdman Ernst Ludwig, dem Vater von Ernst Ludwig II. vermählte, und als deren Enkelin Magdalene Juliane Gräfin v. Promnitz eine Heirath mit dem Sohne von Moritz III., Malte I. schloß. Letzterer wurde am 13. December 1727 vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben, behielt jedoch seinen Hauptwohnsitz in Dänemark und wurde nebst seiner Gemahlin nach beider Tode (1728) in dem Erbbegräbniß zu Kiorup bestattet. Erst sein Sohn, Graf Moritz Ulrich, vermählt mit der Gräfin Christ. Wilh. Lynar, nahm seinen dauernden Sitz in Putbus, vergrößerte das seit dem Jahre 1371 in Urkunden genannte Schloß mit den dasselbe umgebenden Parkanlagen, und vereinigte mit der von der Waldemarschen Linie überkommenen und ihm (1728) von Schweden bestätigten Erblandmarschallwürde seit dem Jahre 1733 auch das Präsidium des Tribunals. Von seinen sieben Söhnen starben sechs jung und unvermählt, nur der älteste, Malte Friedrich, schloß (1782) eine Ehe mit Soph. Wilh. v. Schulenburg; sein und seiner Gattin Verdienst bestand namentlich darin, den unter des Vaters Verwaltung sehr verschuldeten Grundbesitz zu entlasten und zu verbessern, zu welchem Zwecke er (1780) die Dänischen Güter veräußerte; zugleich aber führte er seit dem Jahre 1772 das Präsidium der Regierung und des Hofgerichts. Von seinen beiden Söhnen widmete sich der ältere Wilhelm Malte, der ihm in der Herrschaft Putbus folgte, gleichfalls der Verbesserung des Grundbesitzes und der Verschönerung von Putbus, indem er jenen durch den Ankauf der Herrschaft Spyker vom Grafen Brahe (1817) vergrößerte, dieses aber, in Gemeinschaft mit dem ihm befreundeten Grafen Hahn, zu einem Badeorte erweiterte. Sein durch das Studium auf der Universität Göttingen (1801) und durch viele Reisen gewecktes lebhaftes Interesse für die Wissenschaften und Künste bethätigte er durch die Gründung eines Pädagogiums, sowie durch den nach Schinkel's Plänen ausgeführten Neubau des Schlosses und die in demselben aufgestellten Sammlungen von plastischen Darstellungen und Gemälden. Seit dem Jahre 1807 in den Fürstenstand erhoben, empfing er (1813) die Würde eines General-Gouverneurs des früheren Schwedischen Pommerns und Kanzlers der Universität Greifswald, welche Aemter er auch seit 1815 unter der Preussischen Herrschaft beibehielt und in wohlwollender Weise zur Erleichterung des beim Uebergange unter die neue Regierung schwer belasteten Landes verwaltete. Denn in ähnlicher Weise, wie bei den Schwedischen Königen, erfreute er auch bei den Preussischen Monarchen sich eines dauernden Vertrauens, sodaß ihn Friedrich Wilhelm III. zum außerordentlichen Botschafter bei der Krönung der Königin Victoria (1838) ernannte; mit Friedrich Wilhelm IV. theilte er dagegen namentlich den Sinn für die Kunst und die Naturschönheiten Rügens und entwarf in Gemeinschaft mit demselben und Schinkel den Plan zu dem Prachtbau des Jagdschlosses auf der Höhe der Granitz. Leider wurde seine Schaffensfreudigkeit durch den Tod seines einzigen Sohnes Malte (1837) getrübt;

infolge dessen ging die fürstliche Würde und der Majoratsbesitz der Graffschaft Putbus auf einen Sohn seiner Tochter Clotilde, vermählt an den Grafen Friedrich v. Wylich und Lottum, über, welcher ihm unter dem Namen Wilhelm Malte nach seinem Tode (26. Sept. 1854) folgte; eine Marmorstatue von Drake, in der Nähe des Schlosses, ist seinem Andenken gewidmet.

Fabricius, Urk. z. Gesch. des Fürstenthums Rügen, II, 19 ff. III, 142 ff. IV, 131 ff. — Cod. Pom. Dipl. Nr. 71 ff. mit Register. — Pom. Urk. Buch, Nr. 123 ff. mit Register. — Klempin, Stammtafeln des Pom. Rüg. Fürstenhauses u. s. Nebenlinien, h. v. Dr. v. Bülow, p. 16 ff. — Fabarius, Genealogia diplomatica dynastum in Putbus, o. Gründl. Geschlechtsregister d. Herren zu Putbus, m. a. Stammbaum, 1733, Man. nach den Urkunden des Archivs zu Putbus u. den Grabdenkmälern in der Kirche zu Vilmnitz zusammengestellt, in Abschrift in Aug. Balthasars Vitae Pomeranorum. Vol. 30, wo auch, ebenso wie in den Vitae. Pom. der Univ. Samml. Vol. 60 und 95, die Leichenprogramme und anderen Parentalien des Hauses Putbus gesammelt sind. Die Abb. der ältesten Wappen finden sich in Fr. Jul. v. Bohlens Gesch. des Geschlechts v. Krassow, II, Taf. I ff. — Vgl. ferner A. G. Schwarz, Pom. Rüg. Lehnshistorie, 1740, m. Register. — Gust. v. d. Lancken, Rügensche Geschichte, 1819, Anhang S. 1—47. — Fock, Rüg. Pom. Gesch. III, 37 ff., 128 ff., 139 ff., 214 ff. — Malte Fürst u. Herr zu Putbus, ein Lebensbild v. Leopold Spreer, Director des kön. Pädagogiums zu Putbus, Berlin 1886, p. 1—68. Pyl.

Puteanus: Erycius P., eigentlich Hendrik van Put (nicht van den Putten), Polyhistor des 16. u. 17. Jahrhunderts. Er war in Venlo in Obergeldern am 4. (8?) November 1574 als Sohn wohlhabender Eltern geboren, erhielt seine Schulbildung in Dordrecht und auf dem Jesuiten-Gymnasium in Köln, studierte dann in Loewen Jurisprudenz, wurde hier auch Baccalaureus der Rechte und schloß sich vornehmlich an Justus Lipsius an, der dem begabten Schüler besonderes Wohlwollen erwies und seinen Studien die Richtung auf das Alterthum gab. Auf seinen Rath und mit seinen Empfehlungen ging P. nach Italien, zuerst nach Padua, dann nach Mailand. Hier fand er bei dem Erzbischof Cardinal Friedrich Borromeo huldvolle Aufnahme und Förderung in seinen Studien; 1601 wurde er zum Professor Eloquentiae in Mailand ernannt, erhielt auch den juristischen Doctorgrad, sowie die Ernennung zum königl. spanischen Historiographen. Durch seine Beziehung zum Cardinal Borromeo bekam er vielfache Anknüpfungen mit den hervorragenden Männern seiner Zeit; mit Päpsten und Fürsten ebensowol wie mit Gelehrten und Kriegsmännern stand er im Briefwechsel, von dessen Umfange die mehr als 16000 Briefe seines Nachlasses Zeugniß gaben. 1603 verlieh ihm der Senat der Stadt Rom das Bürgerrecht für sich und seine Familie. Nach J. Lipsius' Tode (1606) beriefen ihn unter Zustimmung der Stände von Brabant die Statthalter, Erzherzog Albrecht und Isabella, zu dessen Nachfolger; 1607 trat er die Professur in Loewen an. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Fächer der Geschichte, der alten namentlich römischen Litteratur, auch wol der Rechtswissenschaft; ebenso vielseitig war seine schriftstellerische Thätigkeit, deren Umfang das kaum vollständige Verzeichniß bei Rotermund, welches 98 Nummern aufzählt, beweist. Zahlreiche Gutachten über staatsrechtliche und andere Fragen wurden von den verschiedensten Höfen (u. a. auch dem polnischen) von ihm erfordert; man überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren: die Statthalter ernannten ihn zum königl. Rath und Gouverneur des Kastells zu Loewen, Papst Urban VIII. hob einen seiner Söhne aus der Taufe u. a. m. Die zahlreichen Anerbietungen anderer Stellen, namentlich in Italien, lehnte er jedoch ab; er starb in Loewen am 17. September 1646. — Von seinen

Schriften, an denen bereits seine Zeitgenossen vornehmlich die Eleganz des Stiles, weniger aber die Gründlichkeit des Inhalts zu rühmen wußten, sind erwähnenswerth die „Reliquiae convivii prisci“ 1594; „De distinctionibus syntagma“ 1602; „Suada Attica“ zuerst 1615; „Amoenitatum humanarum diatribae XII“ 1615; „De stipendio militari apud Romanos“ 1620; „Pecuniae Romanae ratio“ 1620. „De nundinis Romanis“ 1646; ferner von historischen Schriften: „Historiae Mediceae Epideigma“ 1605; „Historia Insubrica“ 1614; „Historia Cisalpina“ 1614. Einen großen Theil seiner Briefe gab er in verschiedenen Zeiten selbst heraus; nach seinem Tode erschienen noch 4 Centurien, 1662 von seinem Schwiegersohn X. Ant. Misler veröffentlicht.

Nic. Vernulaei orat. in funere E. Puteani, 1646. — Praefatio zu der Misler'schen Ausgabe des Apparatus posthumus epistolarum 1662. — J. K. Broers, or. de Er. Put. 1835. — Jöcher III, 1814 ff.; Rotermund (s. o.) VI, S. 1066—1071. R. Hoche.

Putlitz: Friedrich Wilhelm Ludwig Otto Gans Edler Herr zu P., preußischer Generallieutenant, am 11. März 1750 in der Mark geboren, trat 1770 beim Infanterieregiment Prinz Ferdinand Nr. 34 in den Dienst und nahm am Baierischen Erbfolgekriege theil, wurde aber im December 1780 ohne Abschied entlassen, aus welchem Grunde ist nicht gesagt. Sein Verschulden kann nicht allzu arg gewesen, denn sechs Jahre später ward der „holländische Capitän“ als Stabscapitän im leichten Infanterieregiment von Chaumontet wieder angestellt und machte in den Jahren 1792 und 1793 als Hauptmann im Füsilierregiment Nr. 33 den Krieg gegen Frankreich mit, wurde am 10. November des letzteren Jahres beim Sturme auf die Veste Bitsch schwer am Fuße verwundet und erhielt 1803 seiner Harthörigkeit wegen eine Verwendung, welche ein halber Ruheposten war, indem er zum Commandeur des (3.) Musketierbataillons des Regiments Grävenitz Nr. 57 in Glogau ernannt wurde. Daß er nicht Invalide war, wie eine solche Anstellung voraussetzen ließ, bewies er im J. 1807, wo er, nachdem die Festung Glogau seines entschiedenen Widerspruches ungeachtet am 3. December 1806 capitulirt hatte, in der Grafschaft Glatz tapfer gegen die Franzosen focht. Bei der Vertheidigung des festen Lagers bei der gleichnamigen Stadt, dessen Commandant er war, am 24. Juni 1807 schwer verwundet, ward er durch die Aufopferung seines Dieners Sachek gerettet, welcher ihn mit seinem eigenen Leibe deckte. (Vgl. E. von Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807, 2. Theil, 4. Band, Seite 419 ff. Berlin 1851.) Für sein tapferes Verhalten erhielt er den Orden pour le mérite. Für den Friedensdienst infolge seiner körperlichen Gebrechen ziemlich unbrauchbar, ward er indessen, nachdem er zunächst das Schlesische Schützenbataillon befehligt hatte und darauf Commandant von Graudenz gewesen war, 1812 als Generalmajor mit 800 Thalern jährlich pensionirt. Sobald aber im folgenden Jahre der König sein treues Volk zu den Waffen rief, trat P. von Neuem in die Reihen des Heeres; er erhielt jetzt das Commando einer Landwehrdivision und zwar zunächst einer schlesischen, bald darauf einer märkischen, welche, unter den Befehlen des Generals von Bülow stehend, zur Nordarmee des Kronprinzen von Schweden gehörte. Mit dieser hatte er an dem Ehrentage der Landwehr, dem Treffen von Hagelberg, ruhmreichen Antheil. Zuerst zur Beobachtung von Magdeburg verwendet, zog er sich, als nach Beendigung des Waffenstillstandes die französische Division Girard von dort, um Oudinot's Marsch auf Berlin zu unterstützen, ebenfalls gegen Preußens Hauptstadt vorbrach, den ihm gewordenen Weisungen gemäß am 21. August fechtend über Genthin auf Brandenburg a. Havel zurück, trat hier unter Hirschfeld's Befehle und ging mit diesem vereint zu Girard's Vernichtung vor, welche am 27. bei Hagelberg erfolgte. Während des Gefechtes stürzte P. mit dem Pferde

und brach ein Schlüsselbein. Am 10. September war er wieder bei den Seinen, welche von Neuem Magdeburg berannten, und marschirte von hier am 14. Januar 1814 nach Wesel, wo er den Befehl über die Blokadetruppen übernahm. Die Festung kam erst infolge der Abdankung Napoleon's in preußischen Besitz. P. wurde dann zum Commandanten von Glogau ernannt, trat 1815, dieses Mal aber mit einer Pension von 1500 Thalern, von Neuem in den Ruhestand und starb am 16. März 1828 zu Jauer in Schlesien. Der preußische Generalstab sagt in der, in den Beiheften zum Militärwochenblatte abgedruckten Geschichte der Nordarmee, daß P. „zu den gebildeten Officieren zu zählen sei, welche mit der Routine des Dienstes eine sehr anständige und durchdachte Auffassung ihrer Stellung und ihrer Thätigkeit zu verbinden wissen"; Boyen urtheilte über ihn: „Seine Ansichten bezeichnen den vernünftigen und erfahrenen Krieger"; Höpfner nennt ihn gelegentlich der Vertheidigung von Glogau „den braven P.".

Neuer Nekrolog der Deutschen, 6. Jahrgang, 1828, 1. Theil, Nr. 79, Ilmenau 1830. — Beiheft zum Militärwochenblatt, Berlin 1859. — Stammtafeln des Geschlechtes Putlitz, Berlin 1887. — „Aus dem Nachlasse von F. A. L. v. d. Marwitz", I, Berlin 1852, beurtheilt Putlitz' Leistungen im J. 1813 weniger günstig. B. Poten.

Pütrich: Jakob P. von Reichertshausen stammte aus dem alten Münchener Patriciergeschlechte der P. und zwar aus demjenigen Zweige, der, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im Besitze des Sedels zu Reichertshausen (zwischen München und Ingolstadt), von diesem Besitze Namen, Wappen und Nobilitätsrang erhalten hatte. Die Häufigkeit des Vornamens Jakob in dieser Linie beeinträchtigt die Sicherheit der Lebensdaten für den Einzelnen. Jakob P., der Dichter des Ehrenbriefs, wurde 1400 (in München?) geboren, wahrscheinlich als Sohn des gleichnamigen streitbaren Stadtfeindes von Augsburg. Es scheint, daß der reise- und abenteuerlustige Jüngling zugegen war, als Kaiser Siegmund 1420 die Hussiten in Prag belagerte. Die Sehnsucht nach der entschwundenen Ritterzeit, die ihm sein Leben lang anhaftet, sucht er in eifriger Pflege des Turnierwesens zu stillen; die turnierfähigen Geschlechter Baierns kennt er bis ins Detail und verfolgt ihre Geschichte mit treuem Interesse; auf den Münchener Turnieren von 1427 und 1434 zeichnet er sich als „guter Gesell" aus und 1439 betheiligt er sich gar am Ausschreiben eines Turniers ebenda. Ein langjähriger Proceß, den er mit seinem Stiefvater über einen Theil des väterlichen Erbes führen muß, wird 1440 zu seinen unbedingten Gunsten entschieden. Spätestens seit diesem Jahre, vielleicht schon erheblich früher (1431?) erscheint P. als herzoglich bairischer Hofrath und hat diese Stellung bis zum Tode inne gehabt. Doch hat sie ihn nicht ständig an München gefesselt. 1442 (vom 18. Juni bis zum 3. Januar 1443) war er als Richter und Vorsteher in den Rath von Landshut delegirt; 1452 wohnte er dem Einzug Kaiser Friedrich's in Rom bei, wohin ihn sein Weg auch später wieder führte, und von seinen Reisen in Brabant und Ungarn erzählt der Ehrenbrief. Von dem Ansehen, dessen er sich erfreute, zeugt die Thatsache, daß er sich März 1466 unter den fünf Räthen befand, die unter dem Vorsitz des Hofmeisters Veit v. Egloffstein den jungen und nicht immer einträchtigen Herzögen Sigmund und Albrecht IV. zur Seite gestellt wurden. Verheirathet war P. dreimal. Er starb wahrscheinlich 1469, 7 Jahre nach Vollendung des Werkchens, dem er sein bescheiden Theil Unsterblichkeit verdankt.

Es war der glänzenden Kunst der staufischen Dichter gelungen, über die Utopien des höfischen Ritter- und Minnewesens einen täuschenden Schimmer lebensvoller Schönheit auszugießen, der vergessen machte, daß es sich da zu gutem Theile nur um erträumte und keineswegs unbedingt erstrebenswerthe

Ideale handle, der auf spätere Geschlechter den Eindruck einer verschwundenen goldenen Wirklichkeit machte, welche sich vielleicht gar wieder realisiren lasse. Von Ulrich v. Liechtenstein an bis auf Kaiser Maximilian kennen wir eine lange Reihe von schwärmerischen Naturen, die inmitten einer rauhen und rohen Gegenwart Trost suchten und Hoffnung bei den dichterischen Bildern einer scheinbar herrlichen Vergangenheit. Bei thatkräftigen Personen steigert sich diese Sehnsucht bis zu den abenteuerlichsten Extravaganzen; bei allen wol, die doch eben Kinder ihrer, einer andern Zeit waren, äußert sie sich mit einer steifen, unbehilflichen Plumpheit, die gerade im Contrast zu dem verfeinerten Gefühlsleben, der vollendeten Formschönheit jener ersehnten Periode zugleich rührend und erheiternd wirkt. Schon die Zeitgenossen empfanden diese Komik oft genug. Auch P. konnte seine angesehene Stellung nicht vor den Foppereien der Hofleute retten. Seine Freude an ritterlichen Spielen, am Turnier ließ man gelten, nicht völlig aber seine unbegrenzte Leidenschaft für alte Ritterromane. Aus modernen Sachen machte er sich Nichts: um aber ein altes Buch, etwa gar von Wolfram oder Gottfried, in seinen Besitz zu bringen, da scheut er keine Mühe, keine Mittel. Von ihm selbst wissen wir, wie wenig wählerisch er in diesen Mitteln war. In 40 Jahren hat er die sehr stattliche Zahl von 164 Büchern, weltlichen und geistlichen, zusammengebracht: aber wie? „mit stellen, rauben, auch darzue mit lehen, geschenkt, geschriben, gekauft und darzue funden“. Sein Abgott ist Wolfram, „der hochbekannt mit tichtes kunst so gar in teutschen welden, das im halt nit geleichet“. P. hat eine weite Reise daran gewandt, um an Wolfram's Grab in Eschenbach für die Seele des großen Dichters zu beten, wie er ein ander Mal in einem Kloster bei Lüttich die Gruft des berühmten Reisenden Johannes Mandeville gesehen und die Grabschrift copirt hat. Verehrung für Wolfram führt ihn mit dem jungen Landshuter Maler und Dichter Ulrich Füterer zusammen, der nach 1487 sich die Zauberkunst der Medea wünscht, um seinem Gönner P. das Leben wiedergeben zu können, wie dieser Jahre seines Lebens opfern möchte, um den Dichter der Jagd, Hadamar von Laber, vom Tode loszukaufen. Und in aller Bescheidenheit wagt P. selbst ein Paar kleine poetische Versuche.

Von den Liedern und Reden seiner Jugend ist uns Nichts erhalten. Wir kennen nur den Ehrenbrief, den er am Kathrinenabend 1462 vollendete und in einem Akrostichon der Herzogin Mechthild von Oesterreich zueignete. Eine bairische Edeldame hatte ihm das Bild der Fürstin in den wundervollsten Farben gemalt. Er wußte, daß auch sie starke litterarische Interessen besitze. Während freilich der bairische Hof im Wesentlichen die rückwärts gewandte Geschmacksrichtung Pütrich's theilte, war Mechthild's Residenz Rotenburg vielmehr der Mittelpunkt eines sehr modern angeregten Kreises; aber P. fühlte diesen Gegensatz wol nicht in ganzer Schärfe und schätzte in der Herzogin die Tochter ihres Vaters, des Pfalzgrafen Ludwig des Bärtigen, dessen alte Bücherschätze er einst in Heidelberg voll neidischer Bewunderung angestaunt hatte. So richtet er an sie eine poetische Epistel, halb Liebesbrief, halb Geschlechtsregister und Bücherkatalog. Dies wunderliche Gemengsel wird in 148 Strr. in des Labers gemeinem Ton, d. i. in der verkünstelten Titurelstrophe abgehandelt. P. überschätzt sein Können nicht; er hofft, daß gewandtere Dichter aus Mechthild's Umgebung seine Verse bessern, er weiß, daß seine Kunst „nit hoch, nur nider nistet“, daß sein Gedicht nicht „schon und feielfar“ sei, er macht keinen Anspruch darauf, „ein poet teutsch nit unlieblich“ zu heißen, wie ihn die Unterschrift seines Bildes nennt. Sein Ungeschick ist besonders lustig in dem überschwänglichen, von gespreiztem Unsinn strotzenden ersten Theil, in dem er zeigt, daß er den Minnesang wohl kenne. Obgleich „seins leibs luceren“ Mechthild nie sahen,

obgleich seinen 62 Jahren die Amorschaft wenig ansteht, wie ihm Frau Anna sehr unzweideutig zu Gemüthe führt, trotzdem sähe er die Herzogin lieber als alle Blumenauen; der Wind, der aus ihrem Lande weht, würde sein Herz laben, wenn er etwas jünger wäre; die Krone gäbe er hin, um ihr nahe zu sein, sei's auch nur als Ofenheizer; ein Kranz aus ihrem Garten wäre ihm lieber als der Kranz, den Gawan der Orgeluse vom Baume des Gramoflanz brach; und als Lohn seiner Ergebenheit bittet er, daß sie nächste Fastnacht seine Amie heiße, ja er verstärkt die Bitte durch ein Geschenk, ein Paar niedlicher römischer Schuhe für ihre kleinen Füßchen, deren Maß er freilich nicht kenne. Mitten in diese minniglichen Phrasen schneit eine lange Episode hinein, Verzeichniß und Statistik der bairischen turnierfähigen Geschlechter; daß während Pütrich's Lebzeiten nicht weniger als 17 ausstarben, gibt Anlaß zu einer Klage über die Macht des Todes. Mechthild scheint dies altmodische Liebesgefasel, dessen gespenstische Leblosigkeit an Gestalten E. T. A. Hoffmann's gemahnt, so harmlos hingenommen zu haben, wie es gemeint war; sie läßt den biedern Greis gar zur Vollendung drängen und schickt ihm einen Katalog ihrer Bibliothek, den er in einer Nachschrift erwidert. Diese Nachschrift ist für uns das weitaus Interessanteste an Pütrich's Arbeit. Ein Vergleich ergibt zur Evidenz, wie Mechthild vorzüglich für neue und neueste Litteratur Sinn hat, während für P. noch immer der Titurel „das haubt ab teutschen puechern" ist. Er besaß mhd. Gedichte, von deren Existenz wir nur durch ihn erfahren. Der Zug des Herzens verleitet ihn, wider Recht und Brauch die weltlichen Bücher vor den geistlichen zu nennen, und Gewissensbisse bleiben nicht aus. Wir aber werden dem guten alten Herrn, der im Leben ein hoher und tüchtiger Beamter war, gern das Närrische in der ehrlichen Schwärmerei seiner Mußestunden nachsehen; nicht die schlechtesten Geister waren es, die von einer unfruchtbaren Gegenwart unbefriedigt die versinkenden Schätze der Stauferzeit festzuhalten suchten. Nur sehr allmählich drang der Humanismus Ersatz schaffend in das Geistesleben des deutschen Adels, der deutschen Höfe ein, und erst die Reformation, die im letzten Grunde auch dem Humanismus zu Gute kam, hat den Nachwirkungen der mhd. Dichtung einen vorläufigen Abschluß zu geben vermocht.

Einen Abdruck des Ehrenbriefs gibt Karajan in der Zeitschr. f. deutsches Alterthum, 6, 31 fg.; doch ist dort die Versabtheilung sehr fehlerhaft und zur Herstellung eines verständlichen Textes nichts geschehen. — Monographie von Adelung, Leipzig 1788. — Eine vortreffliche Charakteristik Pütrich's bei Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 2, 250 fg. — Ueber das Biographische vgl. ferner Freiberg, Sammlung historischer Schriften und Urkunden III, 265; Oberbair. Archiv, 36, 158; Zeitschr. f. deutsches Alterth. 27, 278 ff.; Strauch, Pfalzgräfin Mechthild, S. 38 fg.; über das Litterarhistorische Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans, S. 16.

Roethe.

Putsche: Karl Eduard P., Philologe und Schulmann, 1805—1882. Er wurde in Wenigenjena bei Jena am 24. Februar 1805 geboren als der Sohn des durch mehrfache ökonomische Schriften bekannt gewordenen dortigen Pfarrers Dr. Karl Wilh. Ernst P. Nach guter Vorbereitung durch den Vater besuchte P. von 1820 an das Gymnasium in Weimar und studirte dann von 1824 an in Jena Philologie und Theologie, erwarb hier auch 1828 durch eine Schrift über Valerius Cato den philosophischen Doctorgrad. 1829 bestand er zwar auf den Wunsch seines Vaters die theologische Amtsprüfung, widmete sich aber dann in Leipzig, wohin er bereits 1828 gegangen war, ausschließlich philologischen Studien, um eine akademische Laufbahn einschlagen zu können. Vornehmlich durch G. Hermann in seinen Arbeiten unterstützt, konnte er sich 1832

mit einer Schrift über die Homerische Mythologie habilitiren; über denselben Gegenstand eröffnete er auch im Herbste 1832 eine Vorlesung, die aber seine letzte blieb, da er auf Ostern 1833 zunächst als Collaborator an das Gymnasium in Weimar berufen wurde. Dieser Anstalt ist er treu geblieben; allmählich rückte er in die höheren Stellen auf, seit 1851 war er Conrector und Professor. Wegen eines Halsleidens mußte er schon 1866 in den Ruhestand treten, blieb aber dann in einem glücklichen Alter noch unermüdlich thätig im Gemeinderathe, im Vorstande des Gustav-Adolf-Vereins, an der Spitze der Loge u. s. w., bis er am 13. März 1882 nach kurzer Krankheit starb. — Außer durch seine eigentlich gelehrten Schriften, von denen hier noch die kritische Ausgabe des Valerius Cato 1828 und die Arbeit über die Commentarii Homer. spur. 1832 zu nennen sind, hat er sich einen Namen gemacht durch seine beiden lateinischen Grammatiken, von denen die kleinere zuerst 1842, die größere zuerst 1850 erschien; namentlich die erstere fand rasch Verbreitung und erlebte zahlreiche Auflagen, deren spätere von A. Schottmüller bearbeitet wurden. Das Hauptverdienst dieser Bücher besteht in der musterhaften Beispielsammlung zur Erläuterung der Regeln. Zahlreiche kleinere Arbeiten sind in Programmen und Zeitschriften, auch maurerischen, verstreut.

Nekrolog von Wernekke in Bursian's biogr. Jahrbuche, 1882, S. 35.

R. Hoche.

Putschius: Helias P., eigentlich van Putschen oder Putsch, auch Putz, hervorragender Philologe des 16. und 17. Jahrhunderts. Er war am 6. November 1580 in Antwerpen als der Sohn eines wohlhabenden — aus Augsburg stammenden — Kaufmanns Johannes P. geboren. Die Eltern verlegten der politischen Verhältnisse wegen 1583 den Wohnsitz nach Emden und 1588 nach Stade; von hier aus sandten sie den Sohn nach Hamburg, um Französisch zu lernen. Nach seiner Rückkehr 1593 veranlaßte ein Freund des Hauses, Joh. Phil. Stamler, der später Putschius' Stiefvater wurde, daß der begabte und eifrige Knabe im Lateinischen unterrichtet wurde. Sein Lehrer war der Rector der Stader Schule, Petrus Carpentarius; als dieser nach Holland ging, um zuerst das Rectorat in Nortwieck, dann in Rotterdam zu übernehmen, folgte ihm P. dorthin. Bei Abschluß seiner Schulstudien 1598 verfaßte er ein Gedicht „In circumcisionem Domini“, welches er seiner Mutter und Stamler widmete. Er begann seine juristischen und philologischen Studien in Leyden, kam hier Scaliger persönlich nahe, siedelte 1601 aber nach Jena über und Ende 1602 oder Anfang 1603 nach Leipzig, wo er im Paulinum wohnte. Obwohl P. sich bereits durch seine 1602 in Leyden erschienene Ausgabe des Sallustius einen Namen gemacht hatte, zwang man ihn in Leipzig doch noch, sich der lästigen und lächerlichen Ceremonie der Deposition zu unterwerfen. — Bald nach seiner Ankunft in Leipzig kam er in Beziehung zu Gottfried Jungermann (s. A. D. B. XIV, 709 ff.), mit dem ihn bald innige Freundschaft verband. Gemeinschaftlich reisten sie Ostern 1603 nach Frankfurt und Heidelberg, wo sie bei Jan. Gruter freundlich aufgenommen wurden; auch 1604 ging P. nach Beendigung der Leipziger Studien und vorübergehendem Aufenthalte in Hamburg und Stade wieder zu längerem Aufenthalte nach Heidelberg. Hier fand er außer bei Gruter namentlich bei Marquard Freher und bei dem französischen Gesandten am kurpfälzischen Hofe, Jaques de Bongars, förderndes Entgegenkommen. De Bongars war ein eifriger Freund historischer und philologischer Studien; aus seiner reichen Bibliothek erhielt P. die handschriftlichen Hilfsmittel zu seiner großen Sammlung der römischen Grammatiker, welche unter dem Titel: „Grammaticae latinae autores antiqui opera Heliae Putschii“ 1605 in Hanau erschien, „ein für das Studium der lateinischen Sprache und

ihrer Geschichte epochemachendes Werk, das ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philologie gesichert hat“ (Bursian). Ein zweiter Band sollte in einem kritischen Commentare die Rechtfertigung seiner Textrecension enthalten; die Fertigstellung verzögerte sich jedoch zuerst durch eine längere Reise, die ihn über München, Ingolstadt, Nürnberg und Altorf nach Hamburg und Stade führte, dann durch die Vorbereitungen zu einer für das Frühjahr 1606 beabsichtigten weiteren wissenschaftlichen Reise nach Frankreich und England. Ehe er dieselbe antreten konnte, starb er am 9. März 1606 im Alter von 25 Jahren; er wurde in der Nicolaikirche in Stade bestattet. — Mit ihm wurden große Hoffnungen begraben. Nach seinem Tode erschienen noch 1607 die „Notae in Jul. Caesarem“; die Sallust-Ausgabe, in welcher er auch die Fragmente der Historien veröffentlicht hatte, wurde noch wiederholt herausgegeben.

Konr. Rittershusius, Vita et mors Heliae Putschii. Hamburg 1608, 4°. Hierin auch Michael Piccart's Heterosticha in H. P. und eine große Anzahl von poetischen Nachrufen. — Laur. Halenbeck, Ehren- und Trostschrift über dem . . . Absterben H. Putschii. Hamburg 1608, 4°. — Leben Heliae Putschii in „Leben der berühmten Lindenbrogiorum . . .“. Hamburg 1723, 8°, S. 82—112. Hier findet sich u. A. auch ein Nachweis über die Vorgeschichte der Familie Putsch. — H. Putschius' Gedichte sind aufgezählt bei Rotermund VI, S. 1076. — Vgl. auch Bursian, Gesch. der Phil. S. 277 ff.

R. Hoche.

Putten: Nicolaes v. P., holländischer Ritter, einem alten Geschlechte entsprossen, besaß in den letzten Decennien des 13. Jahrhunderts große Güter auf der Insel, die jetzt Goeree heißt, und kommt schon unter den vornehmen Edelleuten vor, welche 1298 den Tractat des Grafen Florens V. von Holland mit König Philipp August mitsiegeln. Er war erst kurz bevor volljährig geworden. Mit Fräulein Aleid, der Erbtochter von Stryen, im jetzigen Nordbrabant, verheirathet, wurde er bei weitem der mächtigste Mann in jenen Gegenden. Nach dem Tode des Florenz griff er entschieden Partei für Johann von Avesnes gegen Borsselen und die englische Partei, wobei er sich mit den Dordrechter Bürgern verband, jedoch ohne Erfolg. Er war selbst gezwungen, sein Schwert der Gegenpartei zu leihen. Als Borsselen aber von den Delfter Bürgern ermordet war, kamen P. und seine Freunde wieder oben auf, und er wirkte beim Tode des Grafen Johann I. eifrig mit an der Anerkennung des Grafen von Hennegau. 1304 nahm er mit des letzteren Sohn, dem Grafen Wilhelm von Ostervant, theil an dem unglücklichen Feldzug in Seeland gegen Renesse und die Vläminger, wurde in der Schlacht auf Duveland gefangen, aber von seinen Freunden, den Dordrechter Bürgern, mit schwerem Gelde losgekauft. Als Dordrecht dann von den Brabantern belagert wurde, kam er, wie es scheint, zum Statthalter von Südholland ernannt, der Stadt zu Hülfe und leitete die Vertheidigung mit solcher Umsicht und Kühnheit, namentlich mit Angriffen und Streifzügen ins feindliche Land, daß die Brabanter noch eher als die Vläminger abzogen. Mit dem jungen Grafen Wilhelm und Witte von Haemstede verdankte Holland ihm seine Befreiung in jenen Jahren. Er hat dann noch in hohen Ehren und in einer Art von Unabhängigkeit in Holland gelebt, wenn er auch 1308 in Verdacht kam, sich gegen die gräfliche Gewalt auflehnen zu wollen, bis er 1311 starb, nachdem er eine Capitularkirche in Geervliet gegründet und auch sonst der Kirche viel Gutes erwiesen hatte. Bloß eine Tochter überlebte ihn und sein Geschlecht starb mit ihm aus, aber die Güter von Putten und Stryen blieben in einer Hand, zuletzt in der der Gaesbeeks, bis dieselben Ende des 15. Jahrhunderts an den Landesherrn kamen

und fortan einen beträchtlichen, ganz gesonderten Theil der Landesdomäne in Holland bildeten.

Vgl. van Wyn, Schetze van het leven en bedryf van Nicolaes van Putten, in den Werken der Gesellschaft für niederländische Litteratur in Leyden, Bd. V, der die Urkunden in van Mieris, Charterboek, Bd. I, II und die Nachrichten der Chroniken, namentlich des Stoke, sorgfältig geprüft und verglichen hat. Weiter Kluit, Historia critica Comitatus Hollandiae, van den Bergh, Oorkondenboek van Holland en Zeeland, Bd. II. — Meine Regesta Hannonensia. — Wagenaar. — Arend, Alg. Gesch. des Vaderlands u. s. w.

P. L. Müller.

Pütter: Johann Stephan P., geboren am 25. Juni 1725 zu Iserlohn, stammte väterlicherseits aus einer kaufmännischen Familie, die schon in der dritten Generation in Iserlohn ansässig war. Die Mutter, Tochter des Predigers Varnhagen daselbst, gehörte einer Familie an, in welcher sich seit 1524 eine damals gestiftete Blutvicarie an der Iserlohner Stadtkirche von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Schon in seinem siebenten Lebensjahre verlor P. den Vater, statt seiner erhielt der älteste Bruder, der als Advocat und Gerichtsschreiber in der Vaterstadt lebte und um zwanzig Jahre älter war, den erheblichsten Einfluß auf seine Erziehung. Schulunterricht empfing er privatim, erst in Iserlohn, nachher bei dem reformirten Pfarrer Stolte in Hohen-Limburg an der Lenne, der Residenz des Grafen von Bentheim-Tecklenburg. Sehr früh, selbst nach dem Maßstab des Zeitalters, zu Ostern 1738, also im 13. Jahre, bezog P. die Universität, so daß er bei Abschluß seines sechs Jahre dauernden Studiums noch nicht 19 Jahre alt war. Die Universitäten, die er besuchte, waren Marburg, Halle, Jena. Am längsten blieb er in Halle, zwei Jahre: Herbst 1739 bis Herbst 1741; am kürzesten in Jena: Herbst 1741 bis 1742; in Marburg, wo er sein Studium begann und schloß, jedesmal anderthalb Jahre. An der letztern Universität, wo ihm erst der unerläßliche Degen und die Vorzeigung der Matrikel das Ansehen eines Studenten verschafften, hörte er bei Christian Wolff reine Mathematik und Metaphysik „mit großem Vergnügen und Nutzen"; bei Joh. Ad. Hartmann Logik, Universalhistorie und Reichsgeschichte, Vorträge, die nicht sonderlich anregend waren, aber doch mit großem Eifer nachgeschrieben wurden, wie das erhaltene Collegienheft mit der Aufschrift: Carissimi ac doctissimi Professoris Hartmanni Adnotationes ad Cellarii Historiam universalem zeigt. Da die Vorlesungen in Marburg an dem alten Schaden litten, nicht binnen einem halben Jahre zu Ende geführt zu werden, so siedelte P. nach Halle über und besuchte hier neben juristischen und philosophischen auch, da er noch nicht confirmirt war, theologische Vorlesungen. In den beiden letzteren Disciplinen waren die Brüder Baumgarten seine Lehrer, in der Rechtswissenschaft vornehmlich Heineccius und Just Henning Böhmer. Das Staatsrecht des Kanzlers v. Ludewig übte auf ihn und andere geringe Anziehungskraft. Der Name Estor's, der ihm von seinem Freunde und Stubenburschen Emminghaus genannt wurde, führte ihn nach Jena, und dieser Lehrer ist der einflußreichste für Pütter's wissenschaftlichen Entwicklungsgang, wie für seine Lebensschicksale geworden. Er hörte in Jena bei Engau peinliches Recht, bei Schaumburg ein Relatorium, nachdem er in Halle ein mit Ausarbeitungen begleitetes Colleg über den Proceß bei Knorre sehr zu seiner Förderung besucht hatte, bei Estor ein Prakticum über den Reichsproceß, deutsches Privatrecht, Lehnrecht und eine sehr vortheilhaft von Halle abstechende Vorlesung über deutsches Staatsrecht. Die akademische Sage hat ihn zum Famulus von Estor gemacht. Das ist nicht richtig, aber er wohnte in Estor's Hause, konnte dessen reiche Bücher- und Actensammlung benutzen und genoß seinen täglichen Umgang. Wie weit die

Anhänglichkeit an seinen Lehrer ging, beweist der kleine Zug, daß er Buder's historische Vorlesungen, die ihm, wie er nachher einsah, sehr dienlich hätten sein können, aus dem noch dazu irrigen Grunde unbesucht ließ, daß er Buder für verfeindet mit Estor hielt. Als Estor im Herbst 1742 einen Ruf nach Marburg annahm, das seine durch Wolff's Weggang geschwundene Anziehungskraft wiederherzustellen suchte, folgte ihm P., sehr gegen den Wunsch seines ältesten Bruders, der schon unzufrieden mit der langen Studienzeit, eine Uebersiedelung nach Berlin und die Aufsuchung einer praktischen Stellung entschieden einem Schritte vorgezogen hätte, der zur akademischen Laufbahn hinführen mußte. Erst nach Jahren, als er sah, daß der Bruder die praktisch-juristische Beschäftigung sehr wohl mit der theoretischen zu vereinigen wußte, hat er sich mit jenem Entschlusse ausgesöhnt. Seinem Lehrer Estor verdankte P. dann auch die Einführung in die akademische Thätigkeit: er arbeitete an den Facultätsgutachten mit, die Estor zu erstatten hatte, half ihm bei Herausgabe seiner Anfangsgründe des gemeinen und Reichsprocesses (Gießen 1744) und versuchte sich unter seiner Protection in den Anfängen schriftstellerischer und sachwalterischer Wirksamkeit. Nebenbei beschäftigte er sich mit Ertheilung von juristischen Privatstunden und fühlte sich besonders glücklich, einen Herrn von Stande, den jungen Burggrafen von Kirchberg, zum aufmerksamen Schüler zu haben, dessen Gunst ihm sein ganzes Leben erhalten blieb. Nachdem er im April 1744 Marburger Licentiat geworden und eine Dissertation „De praeventione atque inde nata praescriptione fori“ publicirt hatte, begann er seine Thätigkeit als Docent in Estor's Hörsaal mit einer Vorlesung, die später zu seinen berühmtesten zählte, aber einem Studienkreise angehörte, den er auf der Universität nicht sonderlich bevorzugt hatte: nämlich teutsche Reichsgeschichte. Daneben las er, wie es die kleine Universität und seine Stellung mit sich brachte, über römische Alterthümer und Institutionen, deutsches Privatrecht, alles nach Heineccius, über Naturrecht nach eigenen Sätzen. Wie seine Anfangsvorlesung mit 39 Zuhörern, darunter 11 Adeligen, besetzt war, so erfreuten sich die folgenden einer entsprechenden Frequenz, doch so, daß die der deutschrechtlichen Collegia die der römischrechtlichen übertraf. Der akademischen Thätigkeit ging unausgesetzt eine praktische zur Seite. Die auf Estor's Empfehlung P. übertragene Defension eines hessischen Hauptmanns v. Knoblauch, der einen rauflustigen Cornet v. Baumbach in Nothwehr erstochen hatte, verschaffte ihm durch ihren Erfolg großes Ansehen. Es ist bezeichnend, daß die wörtliche Einrückung ganzer Stellen aus Wolff's Moral in die Defensionalschrift auf die Mitglieder des Kriegsgerichts, bei denen der Name des Philosophen von seiner Marburger Zeit her noch in frischem Andenken stand, mehr Eindruck machte, als ein Dutzend criminalistischer Autoritäten bewirkt haben würde. P. verdankte dem glücklichen Ausgang Bekanntschaften in den Kreisen des Adels, die bald anfingen, gleichwie sie Estor in ihren privatrechtlichen Angelegenheiten um Rath zu fragen pflegten, nun auch seinem Schüler ein gleiches Vertrauen zu schenken. Die Schenk zu Schweinsberg, die Baumbach's, der Freiherr v. Ketschau übertrugen ihm Führung ihrer Rechtsstreitigkeiten. Auch die persönliche Bekanntschaft in den adeligen Kreisen erwies sich sehr werthvoll. Der Burggraf v. Kirchberg verschaffte ihm während der Kaiserwahl Franz I. zu Frankfurt im September 1745 wie in Wetzlar, wo der Graf sich nach der Marburger Studienzeit für seinen künftigen Richterberuf vorbereitete, Beziehungen zu einflußreichen Personen. Am Sitze des Reichskammergerichts, der bald zu geselligen, bald zu geschäftlichen Zwecken aufgesucht wurde, in den Kreisen der Assessoren wie der Sollicitanten machte P. sich bald heimisch. Besonders folgenreich wurde die Bekanntschaft mit dem Assessor v. Schwarzenfels, der seinen Oheim, den Großvogt Gerlach Adolf v. Münchhausen, auf den jungen P. und

seine Verwendbarkeit an der neuen Universität Göttingen aufmerksam machte. Münchhausen, schon länger bemüht, eine Vorlesung über Reichsproceß in den Göttinger Studienplan einzuführen, hatte auf seines Neffen Empfehlung zunächst den Gießener Professor Christoph Ludwig Koch gewonnen; als der Landesherr die Entlassung verweigerte, wandte er sich an P., der sich auf Schwarzenfels' Anrathen zu Pfingsten 1746 dem Minister in Hannover vorstellte. Der junge Licentiat, der den Minister ehrfurchtsvoll schon aus der Ferne bei der Kaiserwahl in Frankfurt gesehen hatte, muß ihm bei der ersten Begegnung gleich sehr wohl gefallen haben, denn die Verhandlung ergab ein ungewöhnliches Resultat. Eine Stelle als Extraordinarius der juristischen Facultät in Göttingen mit einem Gehalt von 250 Thalern — genauer von 210 Thalern und der jedem Professor zustehenden Licentvergütung von 40 Thalern — verdient solche Bezeichnung noch nicht. Der Minister sicherte ihm aber außerdem zu einer vor dem Antritt seines Amtes anzustellenden Reise eine staatliche Unterstützung von 500 Thalern und eine Anwartschaft auf eine der beiden Professuren zu, welche zur Zeit noch Hofrath Schmauß und Professor Köhler bekleideten. Zugleich stellte er P. in Aussicht, ihm von der großen Sammlung staatsrechtlicher Urkunden und Acten, die er sich seit seiner Regensburger Gesandtenthätigkeit angelegt hatte, die einzelnen Bände allmählich zu seinem Gebrauche nach Göttingen zu senden. Solchen Vergünstigungen gegenüber war es nicht unbillig, wenn die Regierung sich die Dienste des so freigebig Unterstützten dauernd zu sichern suchte. Sie verlangte von P. einen Revers, den er dahin ausstellte, daß er seine ganze Lebenszeit hinfüro dem Dienst Sr. königl. Majestät widmen und sich weder auf der vorhabenden Reise noch sonst nachher in auswärtige Dienste einlassen wolle, und unterm 2. Juni 1746 mit einem körperlichen Eide bekräftigte. Die Gegenurkunde der königlichen geheimen Kanzlei vom 10. Juni vergaß die Möglichkeit nicht, daß die auf P. gesetzte Hoffnung fehlschlagen oder ein anderer Umstand die Regierung an seiner Beförderung hindern könne und entband ihn für solch unverhofften Fall seiner Verpflichtung, zeitlebens in Göttingen zu bleiben. Nachdem P. seine Marburger Vorlesungen zu Ende geführt, trat er im September 1746 seine gelehrte Reise an und begab sich zunächst nach Wetzlar. Aus den zwei Monaten, die er hier zu bleiben gedachte, wurden beinah acht, nachdem Freiherr v. Ketschau, für dessen beim Reichskammergericht schwebende Rechtssache er die Feder zu führen übernommen, beim Minister eine Verlängerung des Urlaubs erwirkt hatte. Die Reise, ursprünglich auf ein halbes Jahr berechnet, ward dadurch noch einmal so lang. Die zweite Station bildete Regensburg. Dorthin reiste P. mit Joh. Phil. Konrad Falcke (s. A. D. B. VI, 543), der in Wetzlar als Praktikant sein vertrauter Freund geworden war, Julius Melchior Strube, dem Sohne des berühmten Vicekanzlers David Georg Strube, und dem Licentiaten Wacks aus Heilbronn, der sich gleichfalls in Wetzlar als Praktikant beschäftigt hatte. Die Gesellschaft suchte bei ihrer Reise durch Süddeutschland überall Gelehrte und gelehrte Merkwürdigkeiten, wie Bibliotheken, Archive und Universitäten, politisch bedeutsame Einrichtungen, wie die schwäbische Kreisversammlung, historische Schauplätze u. dgl. auf und begab sich von Ulm aus zu Schiff an ihren Bestimmungsort. Es gewährt ein anmuthendes Bild, wie die vier Genossen, fast von gleichen Jahren, einerlei Gesinnung, einerlei Studien auf ihrem leichten Schiffe dahin fahren, das der Schiffer durch unentgeltlich mitgenommene Handwerksburschen rudern läßt, sich der herrlichen Gegend und der schönen Jahreszeit erfreuen, lehrsame Gespräche führen, der Heilbronner Freund wol nach einer wilden Ente schießt, oder P. auf seiner Geige spielt. Mittags und Abends ging man ans Land und kam am dritten Tage zu Anfang Juni in Regensburg an. P. machte sich während des einmonatlichen Aufent-

halts mit dem Personal der Gesandtschaften, dem einen und andern Gesandtschaftsarchive und den äußern Einrichtungen des Reichstages bekannt, erlangte aber auch einen Einblick in das innere Getriebe, der weniger erfreulich als nützlich war. Länger verblieb P. in Wien, wo er den Burggrafen v. Kirchberg als Reichshofrath antraf. Auch hier profitirte er von allen zu seinem Endzweck dienlichen Gelegenheiten, vermochte aber alles Fleißes ungeachtet sich keine so eingehende Kenntniß von dem Verfahren des Reichshofraths wie von dem des Kammergerichts zu verschaffen, weil hier alles weniger aus Vorschriften als aus der Vergleichung einer großen Anzahl verschiedener Acten zu erlernen war. Zu Anfang September reiste P. über Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Wittenberg, Helmstedt zurück und machte dem Minister in Hannover seine Aufwartung. Die Kosten der Reise betrugen etwa 1100 Thaler, von denen Münchhausen aus öffentlichen Mitteln gegen 740 Thaler bestritt, nicht ohne bemerklich zu machen, wie ganz außerordentlich und ohne Exempel die erwiesene Gnade sei und wie man nur in der Erwartung ein solches über die erste Abrede hinausgehendes Opfer habe bringen können, daß P. sich bestreben werde, von allen diesen starken Ausgaben der Universität den gehofften Nutzen zu verschaffen.

Ende September 1747 traf P. in Göttingen ein. Sechzig Jahre lang sollte die Stadt sein Wohnsitz, beinahe ebenso lang die Stätte seines Lehrens und Wirkens sein. Wenig über 22 Jahre alt, trat er sein Lehramt an. Mit Bewilligung der Marburger juristischen Facultät erwarb er, der bisher nur Marburger Licentiat war, die Doctorwürde in Göttingen, gelegentlich der Promotionsfeierlichkeit, die zu Ehren der Anwesenheit König Georg II., des Stifters der Universität, am 1. August 1748 stattfand. Seine Lehrstunden hatte er mit Beginn des Wintersemesters 1747/48 eröffnet und im Januar 1748 seine Antrittsrede über den Zustand der beiden höchsten Reichsgerichte gehalten, zu welcher durch ein Programm „De necessario in academiis tractanda rei judiciariae imperii scientia“ eingeladen war. Der Reichsproceß, den er zunächst zu vertreten berufen war, fand bei der studirenden, zum größten Theile aus solchen Ländern stammenden Jugend, welche durch Privilegien gegen Appellation an die Reichsgerichte geschützt waren und infolge dessen ihr Verhältniß zu den Reichsgerichten so gut als gelöst ansahen, wenig Theilnahme: zu Pütter's Lehrstunde meldeten sich nur drei Zuhörer. Bessern Erfolg hatte die zweite von ihm angekündigte Vorlesung, das deutsche Privatrecht. Aber dieser Gegenstand interessirte ihn nicht um seiner selbst willen; seinen Beruf erblickte er im öffentlichen Rechte, wie auch bei seiner Anstellung und der ihm gewährten Reiseunterstützung die Studia der Reichshistorie und eines brauchbaren Teutschen Staatsrechts als Hauptzweck anerkannt waren. Da die akademische Vertretung dieser beiden Fächer in den Händen der Ordinarien Schmauß und Köhler lag, so war die Stellung für einen jungen strebsamen Mann, der die Kraft zu größeren Leistungen in sich fühlte, vor der Hand wenig befriedigend. P. legte dem Curator, der sich nicht begnügte Professoren zu berufen, sondern sie auch zu einer der Universität nützlichen Thätigkeit anzuleiten bemüht war, einen Plan vor, wonach er ohngefähr seine künftige Arbeit einzurichten gedächte. Da ihm das jus publicum zu lehren vorläufig nicht vergönnt war, so beabsichtigte er die Abfassung von Compendien darüber theils allein, theils in Verbindung mit seinem Freunde Achenwall, der ihm zu Ostern 1748 von Marburg nach Göttingen gefolgt war. Münchhausen theilte den Plan Pütter's einigen Geschäftsmännern und Gelehrten seiner Umgebung mit, außerdem aber auch J. J. Moser, der die Gelegenheit benutzte, um Ideen, welche er seit langem über die zweckmäßigere Ausbildung junger Publicisten und Beamten hegte, aufs neue anzuregen und womöglich zur Ausführung zu bringen. Reformen solcher Art war

Münchhausen nicht abgeneigt und verwandte sich für deren Verwirklichung in Göttingen bei P. und Achenwall, die aber doch nicht weiter gehen konnten und wollten, als zur Einfügung von praktischen Uebungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts in den akademischen Unterricht. Eine eigentliche Staatsakademie, wie sie dann Moser in Hanau schuf, mit der Universität zu verbinden, widerstrebte ihnen wie dem Curator aus pädagogischen Gründen wie aus Rücksichten der Universitätsverfassung. Auch trauten sich die beiden jungen Gelehrten bei ihrem Mangel an Erfahrung nicht die Kraft zu, in allen den praktischen Unterweisungen, welche Moser als erforderlich für die Ausbildung ansah, den Studirenden an die Hand zu gehen. Die Verhandlungen trugen für Göttingen nur den Gewinn, daß sich eine Lehrstunde fest einbürgerte, welche die Studenten zu eigenen Arbeiten processualischer und extrajudicialer Art anleitete. Es ist das Verdienst Pütter's dies Colleg, als practicum juris oder praxis juris bezeichnet, zu immer vollkommenerer Ausbildung gefördert und ihm auch eine Ausdehnung auf das Gebiet des öffentlichen Rechts gegeben zu haben. Ein auf das öffentliche Recht beschränktes Prakticum, ein sog. Staatsprakticum, war nach dem Versuche während einiger Semester fallen gelassen. Der Thatendrang des jungen Professors legte sich zum Ziel, je näher ihm die Aussicht rückte, sich auf seinem eigentlichen Studiengebiete mit seinen Vorlesungen frei bewegen zu können, und es ihm auch sonst glückte, seine Lage fest und befriedigend zu gestalten. Er trat April 1749 als außerordentlicher Beisitzer in das Spruchcollegium ein, übernahm Ostern 1750, da Schmauß mit zunehmendem Alter seine Lehrthätigkeit einschränkte, die Vorlesung über Reichsgeschichte und wenn auch noch nicht das Staatsrecht selbst, so doch vorbereitende Vorlesungen. Im September 1751 verheiratheie er sich mit Petronella Stock, einer Tochter des fürstlich solmsischen Geheimraths Stock zu Braunfels, mit der er über 50 Jahre in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe verbunden bleiben sollte. Ostern 1753 bezog er ein neugebautes und nach dem Verhältniß der Zeit sehr ansehnliches Haus an der Allee (Nr. 13), einer der besten damaligen Stadtgegenden, das er zunächst mit Achenwall als Miether bewohnte, Ostern 1765 zu Eigenthum erwarb, ausbaute und bis zu seinem Tode inne hatte. Wie sich seine Lehrthätigkeit von Jahr zu Jahr glänzender entfaltete, so schritt er von Stufe zu Stufe in den geregelten Bahnen des akademischen Lebens fort, sich ununterbrochen der Fürsorge Münchhausen's erfreuend. Im December 1753 wurde er Ordinarius, ohne aber sofort eine der ordentlichen Facultätsstellen, deren es nur vier gab, erhalten zu können. Erst der Tod Wahl's verschaffte ihm 1755 die vierte Stelle; der Gebauer's 1773 und Ayrer's 1774 ließen ihn weiter nachrücken, bis ihm G. L. Böhmer's Ableben 1797 die Aussicht auf die erste Stelle eröffnete; er verzichtete jedoch auf den Sitz in der Facultät, wurde professor juris primarius und Ordinarius des Spruchcollegs. 1757 hatte er die durch den Tod von Schmauß erledigte professio juris publici mit 800 Thalern Gehalt erhalten, nachdem ihm schon in den Jahren vorher allmähliche Aufbesserungen seiner Anfangsbesoldung bis zu 700 Thaler zu theil geworden waren. War ein Gehalt von der Höhe des Pütter'schen erreicht, so pflegte Münchhausen, wenn er belohnen wollte, nach Beobachtung der Zeitgenossen zu einer andern Münze zu greifen. Im December 1758 wurde P. Hofrath, 1770 Geheimer Justizrath. Erst 1773 und 1774 unter Münchhausen's Nachfolgern stieg sein Gehalt auf 1000, und als er 1797 Ordinarius des Spruchcollegs wurde, auf 1200 Thaler. Die Würde des Prorectorats, die übrigens damals halbjährlich und nach einem gewissen Turnus umzugehen pflegte, wurde ihm zuerst im Juli 1763 und dann noch dreimal: 1772—73, 1784—85 und 1791 zu Theil.

Seine regelmäßig wiederkehrenden Vorlesungen waren: Deutsches Staatsrecht, Reichsgeschichte, Reichsproceß und juristisches Prakticum. Deutsches Privatrecht las er nach dem Winter 1755/56 nicht mehr. Seit seiner Ernennung zum Ordinarius trug er täglich drei, nach 1765 zwei Stunden vor, und zwar im Sommer Staatsrecht, im Winter Reichsgeschichte, und in jedem Semester das Prakticum. Der Verpflichtung, öffentliche Vorlesungen zu halten, kam er gewissenhaft nach; am häufigsten wählte er dazu den Reichsproceß, außerdem juristische Encyclopädie, Litteratur des Staatsrechts, Privatfürstenrecht, Kirchenstaatsrecht und exegetische Vorlesungen über den Westfälischen Frieden. Den Reichsproceß gab P. gegen Ende der achtziger Jahre nach der Anstellung von Joh. Friedr. Brandis (s. A. D. B. III, 247), die Encyclopädie um dieselbe Zeit zu Gunsten Hugo's auf. Die Reichsgeschichte trug P. lange allein vor; denn der Nachfolger Köhler's, Gatterer, las nicht wie dieser Reichsgeschichte, sondern Universalgeschichte. Erst mit der Berufung Spittler's betheiligte sich wieder ein Historiker an der Reichsgeschichte und wechselte mit P. ab. Wenn er wiederholt von dem gesegneten Fortgang seiner Lehrstunden redete, so durfte er sich zugleich das Zeugniß geben, ihnen großen Fleiß zu widmen, in ihnen die wichtigste Seite seines Berufes zu erblicken. Als er seit den siebziger Jahren regelmäßig im Juli eine dreiwöchentliche Unterbrechung zum Besuche des Pyrmonter Brunnens eintreten ließ, rechtfertigte er sich mit dem hinlänglichen Arbeitsstoff, den er den Besuchern des Prakticums hinterlassen habe. Das Staatsrecht, im Sommer 1753 mit 36 Zuhörern begonnen, zählte im Winter 1756/57 80 Zuhörer. Während des siebenjährigen Krieges sank der Besuch wohl einmal bis auf 18 herab; als aber nach dem Friedensschluß die glänzende Zeit Göttingens begann, nahm die Zuhörerzahl Pütter's derart zu, daß sie sich von 90 im J. 1763 nach drei Jahren auf 141, nach sechs weitern Jahren auf 201 hob. Die Höhe des Winters 1772 ist allerdings nicht wieder erreicht. In den nächsten 18 Jahren zählte sein Hörsaal noch gegen 170, nach 1790 aber sank der Besuch erheblich, so daß Pütter's Listen 1795: 99, 1796: 78 verzeichneten. Ein ähnliches Bild bietet die Reichsgeschichte: sie beginnt mit 31, 1756 weist sie 84, 1764: 93 Zuhörer auf. Wenn 1766 die Zahl 146 beträgt, so ist nicht bloß der wiederhergestellte und befestigte Friede die Ursache, sondern auch der Umstand, daß P. die Vorlesung allein und nur einmal alljährlich hielt. Bis 1773 stieg die Frequenz auf 212. 1779 beträgt sie noch 160, 1786: 103, 1791: 66, 1796: 49. Einer besondern Berühmtheit erfreute sich das Prakticum; selbst in den höchsten Kreisen hatte man davon Kenntniß und die Theilnahme gereichte zur Empfehlung. In den dafür angesetzten drei wöchentlichen Stunden ertheilte P. Aufgaben an die Zuhörer zu eigener Ausarbeitung, die in der nächsten Stunde eingeliefert und von ihm besprochen wurden; daneben wurde über Rechtsfälle, und zwar nur wirklich vorgekommene, nicht erfundene, referirt, wobei der Lehrer als beständiger Correferent fungirte. Als sich diese Einrichtung für die Zuhörer, die meistens dem letzten Semester angehörten, als zu beschwerlich erwies, stufte er seit 1777 das Colleg in drei Abtheilungen ab, die von leichtern zu schwerern Aufgaben aufstiegen, nur je eine Stunde die Woche in Anspruch nahmen und von Studirenden des vierten bis sechsten Semesters besucht wurden. Den Beifall, den diese Vorlesung fand, zeigt die Zahl der Prakticanten, im Sommer 1753: 17, 1765: 30, 1779: 54, während der Jahre 1780—1784 105 bis 135, selbst im folgenden Jahrzehnt noch über 100. Zur richtigen Beurtheilung aller dieser Angaben muß man wissen, daß Göttingens höchste Frequenzziffer im vorigen Jahrhundert 947 war und die Juristen in den siebziger und achtziger Jahren durchgehends etwa die Hälfte der Gesammtzahl ausmachten. Ueber Pütter's Vortrag, von dem moderne Schriftsteller ihren Lesern wunderliche

Dinge zu erzählen wissen, lasse ich einen Zeitgenossen berichten, Hugo, der 1782—85 in Göttingen studirte und bei P. Reichsgeschichte, Staatsrecht und die Praktica hörte: sein Vortrag war durchaus kein Dictiren, als gegen welches er sich bei jeder Gelegenheit erklärte. Es war auch ebensowenig Declamation, sondern eigentliche Unterhaltung, die durch Mienenspiel, durch gelegentlich angebrachte Bemerkungen, durch die abgebrochenen Perioden, selbst durch die schnelle, feine Sprache höchst lebendig wurde. Man sah es ihm an, daß er seine Stunden gerne gab, daß er sich freute, einer Menge von Zuhörern seine Ueberzeugung mittheilen zu können. Man darf hinzusetzen: einer Menge von Zuhörern, unter denen die Söhne der vornehmsten Stände und der in Staat und Gesellschaft einflußreichsten Personen zahlreich vertreten waren. Sein Hörsaal wurde von durchreisenden Fremden aufgesucht; Fürsten verschmähten es nicht, sich unter die Zuhörer zu setzen; ein preußischer General auf dem Durchmarsche trat mit seinen Adjutanten ein, um einer Vorlesung über Reichsgeschichte zuzuhören. Der Erfolg Pütter's erklärt sich vor allem aus der Klarheit des Vortrages, die wieder bedingt war durch die volle Beherrschung des Stoffes. Er wie das Göttingen seiner Zeit war fern davon, mit tiefer Gelehrsamkeit zu prunken. So vollständig er das Reichsstaatsrecht bis in das geringfügigste Detail kannte, so wenig war es seine Art, die Zuhörer damit zu überschütten. Er wußte, wie sehr es seinem Publicum darauf ankam, einen raschen Ueberblick zu gewinnen, durch eine kurze Inhaltsangabe sich zu unterrichten. Ueberall sorgt er bei seinen Auseinandersetzungen dafür, durch Summarien den Zusammenhang sichtbar zu machen. Die Klarheit und Uebersichtlichkeit des Vortrages hat sich dann auch seinen Schriften mitgetheilt, und die Generation, die so hochmüthig auf P. herabzublicken pflegt, mag sich daran erinnern lassen, daß Goethe in Wahrheit und Dichtung, wo er den Zustand der deutschen Litteratur charakterisirt (Buch VII), den Rechtsgelehrten und ihrem abstrusen Stil außer F. C. v. Moser P. gegenüberstellt, der durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte; alles was aus seiner Schule hervorging, zeichnete sich dadurch aus.

Seine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit verfolgte zweierlei Zwecke: sie war entweder lehrhafter oder praktisch-richterlicher Art. Jene stand im nächsten Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit als Professor, diese mit seiner Thätigkeit als Mitglied eines Spruchcollegiums oder als gesuchter juristischer Consulent. Die Arbeiten der ersteren Kategorie haben zum größten Theile seinen akademischen Vorträgen gedient oder sind aus ihnen hervorgegangen. Anfangs las er über die Bücher anderer: Reichsgeschichte und Staatsrecht über Schmauß, deutsches Privatrecht in Marburg über Heineccius, in Göttingen über Engau. Als ihm diese Unterlagen nicht mehr genügten, ging er selbst an die Abfassung von Lesebüchern und von Lehrbüchern. Oft durchlaufen diese Arbeiten alle akademischen Formen: sie beginnen mit dem Programm, worin der Lehrer angibt, was und wie er vortragen will; es folgt der Grundriß; zuletzt erscheint das Compendium, mitunter den Zuhörern bogenweise, wie es die Druckerei verläßt, während der Vorlesung mitgetheilt. Nicht selten ist der Rahmen des Compendiums selbst noch weiter veränderlich, es wächst nicht bloß, es wird auch noch wieder zusammengezogen: auf das vollständige systematische Compendium folgt ein abkürzendes, ein kurzer Begriff. P. hat für alle seine Vorlesungen nach und nach Compendien ausgearbeitet, und wenn das Göttingen jener Zeit sich durch gute Compendien über die verschiedensten Lehrfächer auszeichnete, so war sein Einfluß und der Pütter's auf die Bildung der Zeitgenossen nicht zum wenigsten diesen Hülfsmitteln zu danken. Aus den Bedürfnissen des Unterrichts

hervorgegangen, reiften sie und vervollkommneten sich an den Erfahrungen, welche der Lehrer beim Unterricht sammelte. Unablässig war P. bemüht, seine Bücher zu verbessern und dem fortschreitenden Bedürfniß der Zeit anzupassen. Der Schaffung und Weiterführung seiner Lese- und Lehrbücher waren überwiegend die vier ersten Jahrzehnte seiner Wirksamkeit gewidmet, während in den beiden letzten die Abfassung von Monographieen überwiegt. Der einen wie der andern Form seiner litterarischen Arbeit geht die praktisch-juristische zur Seite, die Erörterung schwieriger Rechtsfälle, welche bald als Deduction, bald als Gutachten, bald als Entscheidung in die Oeffentlichkeit tritt. Den Gegenständen nach vertheilen sich Pütter's Schriften auf die Gebiete des deutschen Privatrechts, des Processes, des Staatsrechts, der Reichsgeschichte, der Rechtswissenschaft überhaupt, auf Tagesfragen von allgemeinem Interesse und endlich auf das Gebiet der religiösen Erbauung. — Dem deutschen Privatrecht hat P. wie als Lehrer (oben S. 754), so auch als Schriftsteller sich nur kurze Zeit gewidmet. Die 1748 zuerst erschienenen „Elementa juris Germanici privati hodierni“ sind vermehrt 1756 und unverändert 1776 noch wieder aufgelegt worden; zum Gebrauch in einem während der Osterferien 1754 gelesenen Colleg diente ein besonderer „Conspectus juris Germanici privati hodierni novo systemate tradendi“. Am frühesten, schon in Marburg, wandte sich seine Feder dem Processe zu. In Göttingen begann er mit einem „Conspectus rei judiciariae imperii“ 1748, dem im nächsten Jahre eine continuatio folgte. Dieser Grundriß oder Entwurf, wie P. ihn selbst nennt, war tabellarisch abgefaßt, eine Form, die nicht weniger als das lateinische Gewand des Buches die Kritik J. J. Moser's herausforderte. Die wenigsten Staatsleute, meinte er, verstehen oder lesen lateinische Schriften; will der Verfasser sich nützen und der Universität Zugang von jungen Staatspersonen, Deductionen und Acten in causis illustribus verschaffen, so muß er sich in guten teutschen Schriften sehen lassen und nicht, wie hier so zu sagen den Werkschuh und Leisten gleich neben das Werk legen, der große Philosoph Wolff schrieb auch mathematisch und demonstrativisch, aber nicht tabellenweis. P. nahm sich den Vorwurf zu Herzen und schrieb noch im selben Jahre eine „Patriotische Abbildung des heutigen Zustandes beyder höchsten Reichsgerichte“, eine Umarbeitung seiner Göttinger Antrittsrede. Sie enthält eine glänzende Widerlegung der ihm gemachten Vorwürfe. Frei von aller schulmäßigen Diction, in klarer, allgemein verständlicher Sprache schildert er in kurzen, schlagenden Sätzen, voll Freimuth und Patriotismus „den Verfall des Reichsjustizwesens sammt dem daraus bevorstehenden Unheile des ganzen Reichs“ und zeigt, daß der Gegenstand, dem er seine jugendliche Kraft gewidmet, nicht bloß der wissenschaftlichen Behandlung werth, sondern auch der gesetzgeberischen Reform bedürftig sei. Persönliche Erfahrung wie litterarische Beschäftigung hatten ihn genugsam mit den Gebrechen der Gerichtsverfassung des Reiches bekannt gemacht, er dringt auf eine ausreichende Besetzung und Besoldung des Reichskammergerichts, auf eine möglichste Zurückführung des Reichshofraths auf Lehns- und Gnadensachen, anstatt ihn mit Justizsachen zu überhäufen, auf eine Beschränkung des Recurses an den Reichstag, der jede Rechtssache zu einer politischen Angelegenheit mache. Die Schrift erregte Aufsehen, wurde noch 1756 in Wetzlar nachgedruckt, von jesuitischer Feder als eine abscheuliche Mißgeburt gebrandmarkt, aber doch auch von dem Protector Pütter's mit Kopfschütteln aufgenommen. Bei aller Anerkennung der Gründlichkeit des Verfassers und seiner guten Gesinnung verhehlte Münchhausen nicht seine Besorgniß, die Schrift werde in Wien übel wirken, und veranlaßte, um den kaiserlichen Hof nicht zu ombragiren, eine Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (April 1749), die, mit ziemlich kahlem Lobe sich begnügend, dem Reichshofrathe das Wort redete und dem

Recurs an die Reichsversammlung sein Recht wahrte. Die nächsten processualischen Schriften dienten rein Lehrzwecken, so die „Introductio in rem judiciariam imperii“ (1752), das darauf folgende akademische Lehrbuch: „Nova epitome processus imperii“, in drei Auflagen 1757, 1769, 1777 erschienen, und der zwischen die beiden letzteren sich einschiebende kürzere Entwurf „Spicilegium ad supplendam passim et emendandam processus imperii novam epitomen“ (1771). Die „Opuscula rem judiciariam imperii illustrantia“ (1768) vereinigten eine Reihe kleiner Abhandlungen, die größtentheils zuvor als Programme oder Dissertationen gedient hatten. — Das Gebiet des Staatsrechts wurde mit einem Programm betreten, das durch die Anregungen J. J. Moser's (oben S. 756) veranlaßt war und den Titel führte: „Vorbereitung zu einem collegio practico juris publici“ (1749). Im nächsten Jahre in etwas erweiterter Form und unter der Bezeichnung: „Nähere Vorbereitung zur Teutschen Reichs- und Staatspraxi nebst Eröffnung einer neuen Art von Vorlesungen über die neuere Reichshistorie“ ausgegeben, bildete es den Vorläufer eines Buches, das 1753 als „Anleitung zur juristischen Praxi“ erschien und bis zum Jahre 1802 sechs Auflagen (1758, 1765, 1780, 1789) erlebte. Eine 1759 zuerst veröffentlichte und als „Zugaben zur Anleitung zur juristischen Praxi“ bezeichnete Schrift wurde dann, zugleich als zweiter Theil der Anleitung betitelt, mit deren erstem Theil fünfmal bis 1802 aufgelegt. Damit war dieser Zweig der litterarischen Thätigkeit Pütter's in das schon besprochene Gebiet des Processes zurückgekehrt. Allerdings nur zum Theil; denn P. legte großen Werth darauf, daß nicht juristische Praxis und Proceß mit einander verwechselt, daß einerseits Theorie und Praxis des Processes, andrerseits Proceßprakticum und praxis juris unterschieden würden. Waren Rechtsbeflissene bisher überhaupt auf Universitäten praktisch angeleitet, so hatte man sie behandelt, als wenn nichts als Libelle, Exceptionsschriften oder Urtheile dereinst ihren Beruf ausmachen würden. P. wies mit Recht darauf hin, daß Sachwalter und Richter noch manche andere processualische Arbeiten als diese, und alle Juristen, die als Räthe, Syndici, Consulenten oder in Cameral-, Kriegs- und Polizeisachen dermaleinst gebraucht werden sollten, noch manche andere Schriften als processualische zu verfassen haben würden. Ihnen allen wollte das Buch eine Anleitung gewähren. „Ueber die beste Art aus Akten zu referiren“ verbreitet sich eine besondere Schrift vom Jahre 1797. Die „Zugaben“ enthalten theils Anweisungen über das Teutsche Canzlei-Ceremoniell und Muster zu Schreiben in öffentlichen Angelegenheiten verschiedener Art, theils beschäftigen sie sich, wie der akademische Unterricht jener Zeit sich vielfach mit Gegenständen befassen mußte, die eine andere Zeit den Schulen überlassen konnte, mit so elementaren Dingen wie Orthographie und Richtigkeit der Sprache. In erweiterter Form hat er diesen Gegenstand in einer kleinen Schrift: „Ueber die Richtigkeit und Rechtschreibung der Teutschen Sprache“ (1780) noch besonders behandelt und gegenüber den schon damals stark auseinander gehenden Schreibweisen, wie er sie in seinem Prakticum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, den Mittelweg empfohlen, weder zu altfränkisch noch zu neumodisch zu schreiben. Wie bereit er war, eingewurzelten Mißbräuchen entgegenzutreten, zeigt das Schriftchen: „Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode teutscher Aufschriften auf teutschen Briefen“, zuerst im Hannoverschen Magazin 1775 erschienen und im besondern Abdruck dreimal (1775, 1784, 1795) aufgelegt, das sowohl die bisher üblichen französischen Adressen als die Weitschweifigkeit deutscher Adressen bekämpft. Neben dem ersten Anlauf, in das staatsrechtliche Gebiet einzudringen, unternahm P. noch einen zweiten, der gleich jenem für den beabsichtigten Zweck zunächst erfolglos blieb. 1750 erschien als Programm einer neuen Art von Vorlesungen: „Vorbereitung zur Kenntniß der

vornehmsten Teutschen Staaten", dem 1758 ein „Historisch-politisches Handbuch von den besondern teutschen Staaten", Th. I, folgte. Das Werk umfaßte: Oesterreich, Bayern und Pfalz und stellte geographische, historische und statistische Angaben über alle wichtigen Verhältnisse der genannten Länder übersichtlich und in skizzirenden Sätzen zusammen. Eine Fortsetzung des Buches, zu der sich einzelne Vorarbeiten in Pütter's Nachlasse befinden, ist nie erschienen. P. gibt als Grund seine anderweite Beschäftigung an, sicherlich wirkte auch die Unzweckmäßigkeit des Planes mit, dessen Ausführung mindestens noch sechs bis acht gleich starke Bände gefordert haben würde. Um so größer war der Erfolg, als P. sich mit seinen Arbeiten dem eigentlichen Staatsrecht zuwandte. Sie begannen mit den „Elementa juris publici Germanici" vom Jahre 1754, die in dieser Gestalt drei Auflagen erlebten (1756, 1760, 1766) und 1757 in einer verkürzten Form als „Nova epitome juris publici Germanici" ausgegeben wurden. Seit 1770 war der Titel in „Institutiones juris publ. Germ." umgewandelt, unter welchem das Buch noch fünfmal (1776, 1782, 1787, 1792, 1802) aufgelegt wurde. Der Wechsel war übrigens nicht durch eine erhebliche Umgestaltung der Schrift, sondern durch ihren Uebergang in einen neuen Verlag veranlaßt. Nach der Ausgabe von 1787 wurde von Friedrich Graf v. Hohenthal eine deutsche, mit Vorrede und Anmerkungen von F. W. Grimm versehene Uebersetzung veranstaltet (2 Thle., Bayreuth 1791), die heutzutage nicht selten gebraucht wird. Nach den Institutionen hat man von P. wohl Pandekten des deutschen Staatsrechts erwartet. Er selbst begründete ihr Ausbleiben mit seinem Mangel an Zeit und Kraft, weshalb er es vorgezogen habe, einzelne Materien, deren Bearbeitung ihm wissenschaftliches Bedürfniß und seinen eigenen Fähigkeiten und Neigungen besonders entsprechend erschien, zum Gegenstand seiner Thätigkeit zu wählen. Diese Einzeluntersuchungen sind in den beiden Sammlungen vereinigt: „Beiträge zum teutschen Staats- und Fürstenrecht" (2 Thle., 1777—79) und „Erörterungen und Beispiele des Teutschen Staats- und Fürstenrechts" (3 Thle., in einzelnen Heften 1790—97 erschienen). Beidemal ist im Titel neben dem Staatsrecht das Fürstenrecht genannt. Diesem Gebiete war Pütter's Aufmerksamkeit von früh auf zugewandt. Das deutsche Privatrecht hatte ihn vorwiegend wegen seines auf das Fürstenrecht bezüglichen Inhalts interessirt. Neben der Theorie war ihm die Praxis dieses Rechtstheils von jungen Jahren her geläufig geworden; ein großer Theil seiner Deductionen ist aus den Rechtsfragen und Streitigkeiten des Privatfürstenrechts erwachsen. Bei der großen Menge der hierher gehörigen Arbeiten verbietet sich eine Aufzählung von selbst. Es muß genügen, die „Primae lineae juris privati principum" (1768, 1779, 1789) und die berühmten Monographien anzuführen, welche die deutsche Rechtswissenschaft seiner Feder in diesem Fache verdankt: „Ueber den Unterschied der Stände, besonders des hohen und niedern Adels in Teutschland" (1795) und „Ueber Mißheiraten Teutscher Fürsten und Grafen" (1796). Noch seine letzte Publication gilt diesem Gebiete: „Etwas über Teutsches Fürstenrecht und den Reichsproceß" (1801), eine Vorbereitung zu Vorlesungen, in welchem er diese beiden Lieblingsgegenstände zu vereinigen vorhatte. Wie in den „Erörterungen" Materien des Kirchenstaatsrechts großen Raum einnehmen, so hat das letzte Jahrzehnt seiner akademischen und litterarischen Thätigkeit sich überhaupt diesem Gegenstande mit Vorliebe zugewandt. Ihr reifstes Product ist der „Geist des Westphälischen Friedens" (1795). Auch die Herausgabe der Augsburgischen Confession (1776), deren Kenntniß er oft bei seinen Zuhörern vermißt hatte, darf hierher gezählt werden. — Litterarhistorischen Studien hat sich P. immer gern hingegeben, und so verdankt ihm das Staatsrecht ein Hilfsmittel, wie es kein anderer Zweig der Rechtswissenschaft besitzt: „Litteratur des

Teutschen Staatsrechts", 3 Thle., 1776—83, wozu Klüber 1791 einen fortsetzenden und ergänzenden vierten Theil geliefert hat. Da P. das deutsche Staatsrecht lediglich vom Standpunkt einer praktischen Wissenschaft trieb, so hat er seiner geschichtlichen Vergangenheit um ihrer selbst willen nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das „Specimen juris publici et gentium medii aevi" (1784) umfaßt eine Reihe von Abhandlungen, die aus Programmen zu Inauguraldissertationen der Jahre 1766—83 hervorgegangen sind und alle die Herstellung des Römischen Reichs unter Karl dem Großen und Otto I. zum Gegenstand haben. Die Schrift: „Etwas zur vorläufigen Uebersicht des Teutschen Staatsrechts der mittleren Zeiten" (1788) ist eine Einleitung und Grundriß für öffentliche Vorlesungen über den bezeichneten Gegenstand, die er einigemale gehalten hat. — Mit der Thätigkeit Pütter's auf dem staatsrechtlichen Gebiete ist die für die deutsche Reichsgeschichte aufs nächste verwandt. Die Reichsgeschichte arbeitet nach seiner Auffassung wie der seiner Zeitgenossen für die Zwecke des Staatsrechts. Die Form seiner historischen Arbeit unterscheidet sich von der staatsrechtlichen darin, daß er hier nur Lehrbücher verfaßt hat, Lehrbücher der verschiedensten Gestalt, so gleich sich auch im ganzen der Inhalt bleibt. Es zeugt nicht wenig für deren Brauchbarkeit, daß trotz alles umfassenden und eindringenden Schaffens auf diesem Felde nach seiner Zeit, manche von diesen Arbeiten oder manches in ihnen noch heutzutage unersetzt ist. P. begann auch hier mit einem Grundriß: „Staatsveränderungen des Teutschen Reiches von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" (1753), der sieben Auflagen (1755, 1764, 1769, 1776, 1789, 1795) und manche Wandelung erlebte. In der ersten Ausgabe ein Buch von noch nicht zwanzig Bogen, umfaßt es in der zweiten beinah doppelt soviel und geht in der dritten, für den Prinzen von Gotha verfaßten, wieder zu seiner anfänglichen Bestimmung eines akademischen Lesebuches zurück. In dieser Gestalt verharrt es eine Zeitlang und erst in den letzten Auflagen werden wieder Umordnungen vorgenommen, um das Buch zu andern Werken des Verfassers in entsprechende Beziehung zu bringen. Dem Lesebuche wurde ein umfangreicheres zur selbständigen Belehrung und zum Nachschlagen bestimmtes Werk an die Seite gesetzt in dem „Vollständigen Handbuch der teutschen Reichshistorie" in 3 Bdn. (1762, zweite Aufl. 1772). Es folgt: „Teutsche Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwickelt" (1778, zweite Aufl. 1783, dritte 1794), die dann als „Kurzer Begriff der Teutschen Reichsgeschichte" (1780, zweite Aufl. 1793) ausgezogen wird. Die vollendetste Form, welche Pütter's ganze Thätigkeit auf dem Felde der Reichsgeschichte erreicht hat, ist die „Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs" (1786 und in unveränderter Auflage 1788 und 1798). Das Buch ist auf Wunsch der Königin von England, Sophie Charlotte, einer mecklenburgischen Prinzessin, geschrieben, die ein historisches Buch zu besitzen wünschte, woraus man sich über Verfassung und Grundgesetze des Reiches in ihrer damaligen Gestalt belehren könne. Dem entsprechend ist in dem Werke auf die ältern Zeiten nur einleitend Rücksicht genommen, ausführlich erst die Geschichte seit der Reformation dargestellt und eine Form gewählt, die von allem gelehrten Apparat absieht und in klarer, allgemein verständlicher Sprache vorträgt. Unter dem Titel: „An historical developement of the present political constitution of the German empire" ist das Buch von Josiah Dornford, der im Sommer 1787 und den folgenden Semestern in Göttingen studirte und in der juristischen Facultät promovirte, ins Englische übersetzt und außer mit einzelnen Anmerkungen mit einem Anhang statistischer Tabellen versehen worden. — Neben den Schriften, in denen einzelne Theile der Jurisprudenz bearbeitet sind, hat P. auch Bücher von einem mehr allgemeinen Charakter, dem Ganzen der Rechtswissenschaft zu dienen bestimmt, hinterlassen. Hierher gehört „Entwurf",

oder, wie die Schrift in der zweiten Auflage hieß, „Neuer Versuch einer Juristischen Encyclopädie und Methodologie“ (1757, 1767). Nachdem Schmauß schon 1737 auf Weisung des Curators ein „Collegium juris praeparatorium“ veranstaltet hatte, erneuerte Münchhausen zwanzig Jahre später seine Anordnung für alle Fächer, und wie Gesner und Kästner 1756 derartige Vorlesungen durch Programme für die historisch-philologischen und die mathematisch-physikalischen Wissenschaften ankündigten, so schrieb P. für die Rechtswissenschaft ein Lehrbuch und bürgerte wie den Namen, so auch die Vorlesung der juristischen Encyclopädie ein. Als eine der Rechtswissenschaft im Ganzen dienliche Arbeit sind auch die mit Achenwall gemeinsam 1750 veröffentlichten „Elementa juris naturae“ zu betrachten. In diesem zweispännigen Naturrechte, wie es damals genannt worden ist, führte Achenwall die Feder im eigentlichen Natur- und Völkerrechte, P. im allgemeinen Staats- und bürgerlichen Rechte. Beide lasen auch anfangs gemeinsam über das Buch in der Weise, daß Achenwall dem Freunde den Vortrag über seinen Antheil überließ. In den spätern von Achenwall allein bearbeiteten Auflagen ist weggeblieben, was P. als ein allgemeines Privatrecht vorgetragen hatte, da der Herausgeber ein solches Recht nicht mehr gelten lassen wollte. Allgemeine litterarhistorische Bedeutung kommt zu dem „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen“, von der 1765 der erste, 1788 der zweite Theil erschien. Die Geschichte der Universität, ihrer Institute und ihrer Mitglieder ist darin für das erste halbe Säculum ihres Bestehens nicht chronologisch erzählt, sondern systematisch dargestellt. Ein musterhaftes Buch, sowohl was seine Genauigkeit und Vollständigkeit, als auch die Brauchbarkeit seiner Anordnung betrifft; die spätern Fortsetzungen desselben bis 1820 von Saalfeld und bis 1837 von Oesterley haben zweckmäßig den alten Rahmen beibehalten. Verwandten Inhalts ist „Johann Stephan Pütter's Selbstbiographie“, „zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen“ in zwei Bänden 1798 veröffentlicht. Auch dies Buch, das P. in den letzten vier Jahren zusammengestellt hatte, theilt mit den übrigen Werken des Verfassers die musterhafte Ordnung und Uebersichtlichkeit und birgt einen überaus reichen Stoff nicht bloß für die Geschichte des Autors selbst, sondern auch für die der Zeit nach verschiedenen Richtungen hin. Ein zweiter synchronistischer Theil, der der chronologischen Selbstbiographie folgen sollte, ist nicht erschienen, auch hat sich in Pütter's Nachlaß nichts gefunden, was als Vorbereitung dazu gelten könnte. Auf die Sammlung seiner Beobachtungen hätte man um so gespannter sein dürfen, als er, eine mehr als halbhundertjährige Lehrerfahrung hinter sich, schon durch vereinzelte der Selbstbiographie eingestreute pädagogische Winke sich als ebenso sorgfältiger wie feinsinniger Beobachter erwiesen hatte. So genau das Buch über seine wissenschaftliche Thätigkeit berichtet, so vermißt man doch einiges, was von Wichtigkeit gewesen wäre, wie die Angabe über den von ihm 1746 ausgestellten Revers, Mittheilungen über seine Schüler wie Hugo und Hofacker; auch sonst interessantes ist weggeblieben, z. B. die Promotion des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zum Ehrendoctor der juristischen Facultät, obschon über seinen Aufenthalt zu Göttingen im Juli 1768 ausführlich berichtet worden ist. — Ein Rechtsstoff wie das damalige deutsche Staatsrecht rief zahllose Verwicklungen und Streitigkeiten hervor, von denen viele in das Publicum drangen und die öffentliche Discussion beschäftigten. P., obschon der beste Kenner des Staatsrechts und bestrebt, sich über jede der auftauchenden Streitfragen zu unterrichten und eine Meinung zu bilden, begnügte sich doch in der Regel mit der Mittheilung seiner Ansicht in seinen Lehrvorträgen. Ohne besondern Beruf ergriff er nicht leicht öffentlich das Wort. Als 1777 der bairische Mannsstamm aus-

starb, hielt er es „beinahe für eine schriftstellerische Pflicht“, die Resultate seines Nachdenkens in Schlözer's Briefwechsel bekannt zu machen; als er 1784 in einer Abhandlung über den Werth der Conventionsmünze die Mißstände im Münzwesen darlegte, hob er hervor, daß es ohne weitere besondere Veranlassung bloß in wahrer patriotischer Gesinnung geschehen sei. Provocationen von Schriftstellern, anonyme Recensionen vermochten seine der Polemik abgeneigte Natur nicht zu reizen. Wurde er aber von zuständiger Stelle zur Abgabe seines Votums aufgefordert, so ließ er es nicht an rascher und eingehender Antwort fehlen. Ueber die Visitation des Reichskammergerichts zu schreiben veranlaßte ihn die Aufforderung der hannoverschen Regierung im J. 1768, sich gutachtlich über die Ablösung der ersten Classe der zur Visitation herangezogenen Reichsstände, welche man nach Ablauf des ersten Jahres verlangte, zu äußern. Von da ab begleitete er den ganzen Verlauf der Angelegenheit, die für ihn noch ein persönliches Interesse dadurch hatte, daß sein alter Freund Falcke, der hannoversche Subdelegirte, der Führer der protestantischen, den kaiserlichen Prätensionen entgegentretenden Partei war, bis zu ihrem Scheitern in Schriften, die, im Auftrag der Regierung verfaßt, alsbald der Oeffentlichkeit übergeben wurden, und bei der Gegenpartei so starkes Mißfallen erregten, daß man nicht übel Lust hatte, dieselben öffentlich verbrennen zu lassen und ihren Verfasser fiscalischer Ahndung zu überantworten. Das Corpus Evangelicorum erklärte aber in einem Schlusse vom 4. December 1776, sich derer, die nach ächten evangelischen Grundsätzen gehandelt oder selbige vertheidigt, sofern es nöthig, durch gesetzmäßige Wege jederzeit standhaft und behauptend annehmen zu wollen. — Auf Nachsuchen des Fürsten von Anhalt, dem zur Hebung der Einnahmen aus seinem Lande verschiedene Pläne vorgelegt waren, unterzog P. die damals viel empfohlene Zahlenlotterie einer Untersuchung, nicht vom politischen oder moralischen Gesichtspunkte aus, sondern von dem der Rechtmäßigkeit, und seine Darlegung der Unverhältnißmäßigkeit des Gewinnes der Unternehmer gegenüber den Chancen der Spieler fiel so wirksam aus, daß der Aufsatz, zuerst in dem von Lichtenberg und Forster herausgegebenen Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur, Jahrg. I (1780) veröffentlicht, in einem Nachdruck und in Pütter's Erörterungen (I, 470) wiederholt, allgemeine Beachtung fand und weithin gute Frucht trug. Ebenso erfolgreich wie hier rieth P. durch ein Gutachten, das erst in Beckmann's Beiträgen zur Oeconomie III (1780), dann in Pütter's Erörterungen (III, 27) erschien, dem Fürsten von Anhalt davon ab, das Salpeterregal in seinem Lande einzuführen. — Am bekanntesten ist vielleicht sein Auftreten gegen den Nachdruck geworden. Er hatte selbst auf diesem Gebiete die Erfahrung gemacht, daß seine „Elementa juris publici Germanici“, noch ehe sie 1754 in Göttingen die Presse verlassen hatten, in Frankfurt a. M. nachgedruckt wurden. Als ihn zwanzig Jahre später eine Reihe der vorzüglichsten deutschen Buchhändler um eine ausführliche rechtliche Darstellung des Unfugs ersuchten, unternahm es die Schrift: „Der Büchernachdruck nach ächten Grundsätzen des Rechts“ geprüft (1774), von der gleichzeitig eine kürzere französische Uebersetzung: „La propriété littéraire“ aus der Feder des damals in Göttingen studirenden Grafen Odonel erschien, aus der Natur der Sache die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu erweisen, indem sie dem Autor ein wirkliches Eigenthum an dem gelehrten Grundstoffe seines Werkes und der Verlagsangabe auf jedem Exemplar die Bedeutung eines Vorbehalts dieses litterarischen Eigenthums beilegte. — Auch die Schrift: „Ueber den Unterschied zwischen öffentlichen und Privatschulen, insonderheit im Hochstifte Osnabrück“ (1778), die ihm Veranlassung gab, widrigen intoleranten Gesinnungen entgegenzutreten, erschien nicht ohne officiellen Beruf. — In der Angelegenheit des Herrn v. Berlepsch (s. A. D. B. II, 403), die zu Ende des Jahrhunderts

soviel Unruhe im hannoverschen Lande erregte, ergriff nicht P., sondern sein College v. Berg nach Verabredung mit ihm in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1797 St. 26 das Wort, um das Verfahren der Regierung gegen die einseitige Darstellung Häberlin's zu vertheidigen. Der Aufsatz, obschon ohne alles Mitwissen der Regierung verfaßt und erschienen, wurde von Häberlin in einer Antikritik unter dem Titel: „Noch ein Wort an Wahrheitsfreunde" (Helmstädt 1797) als bestellte und dem Prof. v. Berg wider seinen Willen von P. aufgedrängte Arbeit charakterisirt. Dagegen trat P. in einer sehr entschiedenen Erklärung in Berg's Teutschem Staats-Magazin, Bd. II (Göttingen 1797), S. 284 auf, alle einzelnen Punkte dieser Insinuation bestimmt widerlegend.

Der schon so ausgedehnte Ueberblick über die schriftstellerische Thätigkeit Pütter's hat eines Zweiges seiner Arbeiten noch nicht gedenken können, der ihn eine Zeitlang überwiegend in Anspruch genommen hat, Arbeiten, die nicht den Zweck der Belehrung, sondern den unmittelbar praktischen verfolgten, Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden oder zu vergleichen. Schon den jungen Marburger Licentiaten hatten oft sachwalterische Geschäfte nach Wetzlar geführt, zu einer zugleich schriftstellerischen war die praktisch-juristische Thätigkeit erst seit der Zeit gediehen, da er nach Göttingen gekommen und in das Spruchcollegium eingetreten war, dem er seit 1755 als ordentliches Mitglied angehörte. Längere Zeit hat er einen sehr erheblichen Antheil an der Actenarbeit getragen: 1756 z. B. fielen 49, in den nächsten Jahren immer noch einige 30 Ausarbeitungen auf ihn. Von seinen Referaten ließ er sich Abschriften anfertigen und begann 1760 die große, dreißig Jahre fortgesetzte Publication: „Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Teutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit" in drei Foliobänden, deren jeder in vier Theile zerfällt (Gött. 1760—91). Im Gegensatz zu der etwas ältern, von Celle ausgehenden Veröffentlichung, welche sich auf die Mittheilung von Auszügen aus der Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofes beschränkt (s. oben S. 700) giebt die Göttinger den vollständigen Wortlaut des Urtheils oder Rechtsgutachtens wieder. Neben den von ihm im Namen der Juristenfacultät abgefaßten Ausarbeitungen hat P. in die Sammlung auch von ihm allein herrührende aufgenommen; denn wenn es ihm auch gelang, durch Vermehrung der Beisitzerstellen und durch Abgabe der ihn weniger interessirenden Sachen sich eine Erleichterung in der Facultätsarbeit zu verschaffen, so nahm doch seine private Thätigkeit in Ausarbeitung von Deductionen, rechtlichen Bedenken und Gutachten nicht nur nicht ab, sondern wuchs nur noch. Hatte er sich einst in Wetzlar unter die Sollicitanten gemischt und noch im Sommer 1754 eine Angelegenheit des Hamburger Senats durch seine persönliche Bekanntschaft am Sitze des Reichskammergerichts rasch zu Ende gefördert, so kamen nun die Boten der Parteien oder die Parteien selbst nach Göttingen, um ihre Sache zu betreiben oder zu warten, bis P. seine Arbeit beendigt hatte. In allen mit dem Reichsstaatsrecht zusammenhängenden Streitigkeiten, in allen das Privatfürstenrecht berührenden Processen galt P. als das Orakel. Zahllose Privatgutachten gingen aus seiner Feder hervor und wurden besonders oder in seinen Rechtsfällen oder in den Erörterungen veröffentlicht. Neben solchen, die vorwiegend ein Interesse für den einzelnen Fall haben, stehen in der Sammlung andere, die von allgemeiner Bedeutung sind, wie über den Ungrund der Regredienterbschaft (II, 1 v. J. 1767), über die Unstatthaftigkeit der römischen Gradualfolge unter Seitenverwandten in reichsständischen Häusern (I, 1 1757 und Erörterungen I, H. 3 v. 1792), oder über die auf Grund einer Wette vorgelegte Frage, ob ein Protestant zum römisch-deutschen Kaiser rechtsgültig erwählt werden könne (III, 3 v. J. 1783). Obschon er sich in der späteren Zeit von der Actenarbeit im Spruchcolleg mehr und mehr zurückgezogen hatte und von den zwei wöchent-

lichen Sitzungen nur noch eine besuchte, wurde er doch 1797 beim Tode des langjährigen Ordinarius G. L. Böhmer zu dessen Nachfolger bestellt, da die Regierung Claproth und Runde für die vorzugsweise civilistische Kenntnisse fordernde Stellung nicht für ausreichend hielt. P., der sich opferwillig zur Uebernahme des Amtes verstand, ist nur noch kurze Zeit fähig gewesen, dasselbe zu verwalten. Die eintretende Altersschwäche machte sich am frühesten hier bemerklich. Aus seinen Abstimmungen war das Bestimmteste, was die Zuhörer vernahmen, die an den nächsten Votanten Claproth gerichtete Frage: was meinen der Herr Hofrath? — Es giebt endlich noch einen Zweig in der litterarischen Thätigkeit Pütter's, der ganz außerhalb der Jurisprudenz liegt. Die kleine hierher gehörige Gruppe von Schriften hängt gleichwol mit seinem Wesen aufs innigste zusammen, hat auch nach außen hin sich eines nicht geringen Beifalls zu erfreuen gehabt, ohne deshalb von ihrem Autor je überschätzt zu sein, wie man nach Schlosser's Angabe glauben sollte. Zu den mannigfachen Parallelen, die sich zwischen J. J. Moser und P. ziehen lassen, gehört auch die, daß Beide Schriften religiösen Inhalts verfaßt haben. Vor dem Pietismus seines Rivalen blieb P. durch die Nüchternheit seines Wesens bewahrt. Was ihn zur religiösen Schriftstellerei trieb, war das eigene Bedürfniß, sich alles, was ihn anging, zurechtzulegen und nach seiner Weise zu ordnen. In diesem Sinne schrieb er zunächst für seine eigene Belehrung und Erbauung allsonntäglich ein aus der Bibel gezogenes System der Dogmatik und Moral zugleich in kurzen Betrachtungen und Sprüchen nieder, das ohne Nennung seines Namens 1772 der Oeffentlichkeit durch einen theologischen Collegen, den Adjuncten und Universitätsprediger Gerling, übergeben wurde, von der zweiten Auflage ab (1774) seinen Namen trug. „Der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist", wie das Buch betitelt ist, wurde noch zweimal aufgelegt (1776 und 1794) und erheblich erweitert, ins Französische und Holländische übersetzt und selbst in katholischen Kreisen als nützlich zum Gebrauch empfohlen. Zwei kleinere Schriften ähnlichen Inhalts: „Etwas für alle Stände oder von treuer Ausübung der Berufs- und Standespflichten als der täglichen Hauptbeschäftigung eines jeden Menschen" (Göttingen 1776) und: „Die christliche Religion in ihrem wahren Zusammenhange und ihrer Vortrefflichkeit dargestellt" (Göttingen 1779) sind mit dem „Einzigen Wege" in dessen vierter Ausgabe verschmolzen.

Eine Arbeit, wie die geschilderte, hätte sich nicht leisten lassen ohne das ruhige und geregelte, den Studien unverbrüchlich ergebene Leben, das P. führte. P. war ein Mann nach der Uhr. Jede Stunde des Tages hatte ihre Bestimmung, die Arbeit so gut wie der Spaziergang und die gesellige Unterhaltung; das Bibellesen am Sonntag wie das Concert am Montage. Stets seines Zieles bewußt arbeitete er nicht bloß äußerst fleißig, sondern auch rasch. Die „Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs", ein Buch von beinahe achtzig Bogen, ist innerhalb 16 Monaten nicht bloß ausgearbeitet, sondern auch publicirt worden, und das litterarische Urtheil hat übereinstimmend dies Werk als Pütter's beste Leistung anerkannt. Er konnte sich nach 50jähriger mannichfaltiger Geschäftsthätigkeit rühmen, daß nie eine seiner Arbeiten zu spät fertig geworden sei. Auch auf Reisen ging keine Stunde unbenutzt vorüber. Er las im Wagen; am fremden Orte wurden alle Merkwürdigkeiten gewissenhaft aufgesucht, alte Bekanntschaften erneuert, neue angeknüpft, die Abende im Schauspiele verbracht, weniger aus Liebe zur Kunst, als um die sonst nicht verwerthbare Zeit zum Zusammentreffen mit ihn interessirenden Menschen zu verwenden. Pünktlichkeit, wie er sie selbst inne hielt, forderte er auch von andern; man war es nicht gewohnt, sagt er von sich, daß ich zu einer von mir bestimmten Zeit nicht angekommen wäre. Eine nüchterne Natur, ließ er sich nicht durch unvor-

hergesehene Zwischenfälle außer Fassung bringen. Friedlich und gleichförmig floß sein Leben hin, durch keinerlei Wechsel oder tiefgreifende Wandelung gestört. Dem Berufe des Göttinger Professors vermochte ihn nichts abwendig zu machen. Mannichfaltige und ehrenvolle Rufe sind ihm von früh auf zutheil geworden: in akademische Stellungen, so schon 1748 und nochmals 1754 nach Halle, 1770 als Kanzler in Gießen, 1781 nach Hommel's Tode als Ordinarius, d. h. erster juristischer Professor mit der einem ehrlichen Mann wol anzubietenden Einnahme von 4000 Thalern in Leipzig, aber auch in praktische Stellungen als Richter zu Wetzlar oder Wolfenbüttel, als geheimer Archivar oder Hofrath in Dresden 1763, als advocatus patriae, d. h. als staatsrechtlicher Berather der Regierung in Hannover 1771, oder als Minister in Braunschweig in demselben Jahre. Kein Ruf war glänzender als der 1766 an ihn gelangende in eine erledigte evangelische Stelle am Reichshofrath. Nicht nur daß der Kaiser mit Pütter's Berufung einverstanden war und die hannoversche Regierung die Annahme auf Grund des Reverses nicht verhindert, ja vielleicht im eigenen Interesse nicht ungern gesehen haben würde, für P. selbst, dem seine freimüthigen Aeußerungen über den Reichshofrath einst die Prophezeiung eingetragen hatten, Reichshofrath werde er nie werden, mußte eine große Genugthuung in dem durch seinen alten Gönner, den Burggrafen von Kirchberg, übermittelten Antrage liegen. Gleichwohl lehnte er ihn ab, weil er lieber als den Parteien der Wissenschaft und der Erziehung der Jugend dienen wollte und das in einem Lande und an einem Orte, wo er sowol in Ansehung der Religion als auch sonst die vollkommenste Freiheit genoß, zumal er sich auch in anderen Verhältnissen nicht verbessert haben würde. Diese unerschütterliche Anhänglichkeit an den akademischen Lehrstuhl hat dazu verleitet, sich P. als den exclusiven Professor, als den in seine Acten und Bücher vergrabenen, der Welt entfremdeten Mann vorzustellen. Die Actenarbeit ist ihm auf die Dauer immer lästiger geworden und wiederholt äußerte er den Wunsch, mit praktischen Arbeiten weniger überhäuft zu werden. So hohen Werth er in seinen Büchern auf reiche Litteraturmittheilungen legte, ein so großer und kenntnißreicher Bücherfreund er war, er hatte nichts von einem Buch- und Stubengelehrten an sich. Brauchbarkeit ist die Eigenschaft des Gelehrten, welche er vor Allem schätzt; wie er sie von andern forderte, so suchte er auch selbst ihr gerecht zu werden. Ein Mann von Welt, verstand er es mit der Gesellschaft, insbesondere den vornehmen Ständen, zu verkehren, und verdankte seinen großen Einfluß nicht zum wenigsten dem Umstande, daß er in diesen Kreisen ein gern gesehener und geschätzter Gast war. Belebend und fördernd hat er auf die Geselligkeit in seiner Umgebung eingewirkt; kannte und übte er doch von früh auf das Mittel, das seit langem als ihr sicherstes Band gilt. Als Schüler lernte er Clavier, als Student in Halle Flöte und Geige spielen. Wie Estor einmal wöchentlich sein Concert hatte, so richtete sich P. bald, nachdem er sich in Göttingen heimisch gemacht hatte, ein Privatconcert alle Montag Nachmittags ein, worin er selbst die Geige spielte. Er ist dann auch der Begründer der öffentlichen Concerte in Göttingen geworden, die alle Sonnabend im Concilienhause unter Forkel's Leitung gehalten wurden. Da seine Wohnung eine der geräumigsten und seine Stellung eine der angesehensten in Göttingen war, fanden bei ihm abwechselnd mit Böhmer, Achenwall und dem Stadtcommandanten alle Sonntag Nachmittage während des Winters Gesellschaften statt, zu denen jeder Bekannte einer dieser Familien Zutritt hatte; und mögen diese Zusammenkünfte, die nach dem Tode der übrigen Theilhaber allein noch bei P. fortdauerten, später dem Rufe der Steifheit verfallen sein, als sie aufkamen, waren sie eine entschiedene Besserung der früheren Zustände. Im Uebrigen verlief das Leben in seinem Hause sehr einfach und prunklos. Nur der zweite Weihnachtstag als der

Stefanstag wurde glänzend gefeiert. Hatten ihn sein Fleiß und der Wunsch erhabener Zuhörer, die ein Privatissimum von ihm begehrten, auch mitunter um den Genuß der Ferien gebracht, so legte er doch großen Werth auf ihre zweckmäßige Verwendung zu Reisen, auf denen er sich mit den verschiedenen Theilen des Vaterlandes bekannt zu machen suchte. Wohin er kam, trafen ehemalige gelehrte Mitbürger aus Göttingen oder suchten ihn Personen, denen seine Anwesenheit aus den Thorzetteln bekannt geworden war, auf. In Straßburg feierte ihn die Universität 1778 durch ein akademisches Gastmahl. Fürstliche Personen, in deren Nähe er kam, versäumten es selten, sich den berühmten Mann vorstellen zu lassen. An Anknüpfungen fehlte es nie; bald bot sie die Universität Göttingen, die damals eine Art Merkwürdigkeit war und die öffentliche Meinung vielfach beschäftigte, bald irgend eine seiner Arbeiten, die für die vornehmen Herren meistens ein sehr praktisches Interesse hatten. Am häufigsten führten ihn seine Reisen in den deutschen Süden und Westen; dort waren die Heimath der Frau, Wetzlar, Frankfurt die Anziehungspunkte, hier Pyrmont. P. erfreute sich eines sehr gesunden Körpers; ernstlich krank ist er nie gewesen. Als sich im Frühjahr 1754 Zeichen eines Unwohlseins einstellten, das der Arzt auf Ueberarbeitung zurückführte, verordnete er ihm Enthaltung von der Vorlesungsthätigkeit während des Sommers und eine Badekur. Der gewissenhafte Mann ließ es sich aber nicht nehmen, zuvor die Osterferien hindurch täglich ein zweistündiges Colleg über deutsches Privatrecht zu halten, und der Gesundheitszustand gestattete es, sich vor Antritt der Badekur in Schwalbach und Schlangenbad wie nach derselben einer angestrengten Thätigkeit zu Wetzlar in einer Sache der Stadt Hamburg zu unterziehen. Seit 1770 unterbrach er fast jährlich die Vorlesungen im Juli zum Zweck einer Badekur in Pyrmont, in den Jahren 1795 und 1796 trat Rehburg an die Stelle. Es war nicht bloß der Brunnen und das Bad, was er hier suchte und fand, Pyrmont bildete das Stelldichein der besten Gesellschaft jener Tage. Auf solchen Verkehr hielt P. große Stücke. Eine der gewöhnlichsten Anklagen gegen P. bildet der übertriebene Werth, den er auf die Annäherung an die Großen der Erde legte und kein Document so schlagend beweisen kann als seine Selbstbiographie. Mit pedantischer Genauigkeit führt er Buch über das Zusammentreffen mit vornehmen oder, wie er zu sagen liebt, erhabenen Personen. Erhaben ist bei ihm geradezu technischer Ausdruck für alles auf den Adel, hohen wie niederen, Bezügliche: er redet von erhabenen Nachkommen, erhabenen Cirkeln, von Acten über erhabene Gegenstände (causae illustres). „Personen von so erhabenem Stande auch nur zu sehen — sie mehrere Tage nacheinander in verschiedenen Verhältnissen zu sehen — kann für psychologische Beobachtungen und Erfahrungen großer Gewinn seyn — doch noch ungleich größerer Gewinn, wenn sie sich zu Gesprächen mit unser einem herablassen; — ein Glück, dessen ich mich mehrmal zu erfreuen gehabt habe“ (S. 847). Sein Hörsaal wird dadurch auf einmal sehr glänzend, daß der vierzehnjährige Erbprinz von Nassau-Sarbrücken die Reichsgeschichte bei ihm hört, und als er aus Rücksicht auf die englischen Prinzen, die drei jüngsten Söhne Königs Georg III., eine Vorlesung in eine andere durch collidirende Collegia besetzte Stunde verlegt, tröstet er sich: ich hatte Ursache meinen Hörsaal für vollzählig genug zu halten, wenn auch keine andern Plätze als die von den königlichen Prinzen und ihrem Gefolge besetzt gewesen wären. Dieser Flecken der Höfischkeit, des mangelnden Selbstbewußtseins läßt sich von seinem Wesen nicht wegwischen. Aber es muß hervorgehoben werden, daß er die Beziehungen zur vornehmen Welt nie zu persönlichen Zwecken, um sich oder andere vorwärts zu bringen, einen Einfluß irgend welcher Art oder auch nur das Ansehen eines vielgeltenden Mannes zu erlangen gesucht hat. Er fühlte sich beglückt durch den Verkehr mit Standespersonen,

nach seiner dankbaren Natur schon deshalb, weil ihm dadurch ein Einblick in Kreise und Verhältnisse vergönnt wurde, den er für seinen Beruf als besonders wünschenswerth hielt. Wer wie er überall auf die „anschauende Erkenntniß“ drang, bei Büchern, Ereignissen und Menschen sie sich zu verschaffen bemüht war, mußte auch in den politischen Beziehungen auf ein unmittelbares Bekanntwerden mit den maßgebenden Kreisen und Persönlichkeiten bedacht sein. In einer Zeit, da das Staatsrecht im Wesentlichen in ein Recht der Herrschenden aufging, da die Oeffentlichkeit der Presse und der Parlamente fehlte und doch die Brauchbarkeit des Gelehrten nach seiner Kenntniß des Neuesten und Allerneuesten geschätzt wurde, mußte für einen Mann, der in einer kleinen Universitätsstadt, fern dem Treiben der großen Welt und der Höfe lebte und durch seinen Beruf darauf angewiesen war, auch über die thatsächlichen Vorgänge des politischen Lebens genau unterrichtet zu sein, eine Verbindung mit hochstehenden Persönlichkeiten das wichtigste Mittel bilden, um in den Besitz zuverlässiger Kenntnisse und Anschauungen namentlich von dem zu gelangen, was nicht in Bücher oder Zeitschriften Eingang fand. So wenig als er in seiner Selbstbiographie bloß die adligen Zuhörer aufführt, sondern alle, die sich durch Familie, Amt, schriftstellerische Leistung bemerklich machen, sind es die Vornehmen schlechthin, welche er aufsucht. Die in einflußreichen Stellungen des Staats- und Rechtslebens Stehenden, die bürgerlichen Geschäftsmänner, die Strube, Justus Möser, Falcke bilden den Kreis, in dem er am intimsten verkehrt. Einerseits die ausschließlich akademische Atmosphäre zu überwinden, sich gegen das Verkommen in der Einförmigkeit des Universitätslebens zu schützen, andrerseits sich über die innere Verfassung fremder Staaten bei den sachkundigsten Personen Belehrung zu verschaffen, das sind die beiden Rücksichten, die bestimmend auf seinen Umgang einwirken. Ueberall sucht er zu lernen; die Privatissima, die er Fremden ertheilt, werden ihm regelmäßig zu einer Quelle eigener Belehrung. Die vornehmen Kreise haben auch in seinem Auftreten nie eine Zudringlichkeit gesehen. Ein gewandter Mann, voll Feinheit und Höflichkeit, der doch allen Uebertreibungen der Formen abgeneigt, freimüthig der Beschränkung derselben das Wort redete, ist er um seiner Geschicklichkeit und Umsicht willen oft mit der Vermittlung in schwierigen Lagen betraut worden. Schon als junger Mann wurde er von Estor zu Verhandlungen nach auswärts entsandt, nicht bloß um ihn in juristischen Geschäften wie mit dem Anwalt Zwierlein in Wetzlar, sondern auch bei dem Curator von Superville zu vertreten, der einen Ruf an die neugegründete Universität Erlangen zu überbringen hatte. In den Wechselfällen des siebenjährigen Krieges, welche Göttingen fortwährend in Athem erhielten, ist er wiederholt als Vermittler bei den fremden Machthabern verwandt worden. Zweimal hat er die hannoversche Gesandtschaft zu den Kaiserwahlen nach Frankfurt begleitet. Hatte die hannoversche Regierung, die immer Werth darauf legte, sich auf das jus publicum zu verstehen, bei der Wahl Kaiser Franz I. J. J. Moser zum Beirath gehabt, so stand 1764 bei der Wahl Joseph II. P. dem Wahlbotschafter v. d. Bussche zur Seite. Welchen Respect sein Kommen einflößte, zeigte der Umstand, daß sich die Oesterreicher auf die Nachricht hin sofort den Reichshofrath Senckenberg verschrieben. Im Sommer 1790 bei der Wahl Kaiser Leopold II., der ein ganzer Generalstab von Professoren beiwohnte, war P. dem Minister v. Beulwitz beigegeben; er machte die Reise in Gemeinschaft mit seinem Freunde Spittler und hatte die Ehre, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Das Anerbieten, auch der Wahl Franz II., des letzten römisch-deutschen Kaisers, beizuwohnen, lehnte er ab, weil voraussichtlich von eigentlichen Geschäften wenig vorkommen würde. Auch das beweist für die Gewandtheit und Brauchbarkeit seines Wesens, daß ihn der Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha oder vielleicht mehr noch seine Ge-

mahlin, die Herzogin Louise Dorothea, die Freundin Voltaire's, der in ihrem Auftrag die Annales de l'Empire verfaßte, an ihren Hof zog, um ihre Söhne, Ernst und August, in Reichsgeschichte und Staatsrecht zu unterrichten. Der Ruf war ihm offenbar sehr willkommen, nicht bloß wegen der günstigen Gelegenheit, das Leben eines ansehnlichen Hofes kennen zu lernen, sondern auch weil er dadurch den Beschwerden der französischen Occupation Göttingens entrückt wurde. Wie freudig er die Botschaft und den von Hannover gern ertheilten Urlaub aufnahm, merkt man noch der mehr als dreißig Jahr später niedergeschriebenen Erzählung an, deren trockene Prosa das Bild, er sei „wie ein Brand aus dem Feuer gerissen", unterbricht. Der Aufenthalt, der ihm unter anderen eine Begegnung mit Friedrich dem Großen verschaffte, war von bestem Erfolg begleitet und dehnte sich auf ein Jahr (Ostern 1762 bis Ostern 1763) aus. Ein bloß gelehrter Mann hätte für alle solche Fälle nicht ausgereicht. P. wußte von seiner Gelehrsamkeit den rechten Gebrauch zu machen, darin Maß zu halten und Anderen den Gebrauch des von ihm Gebotenen zu erleichtern. Es sind Aeußerlichkeiten, ja vielleicht Kleinlichkeiten, wenn man hervorhebt, wie er seine Bücher mit guten Registern, seine Deductionen mit Inhaltsübersichten und Summarien versah, aber sie haben dazu gedient, seiner Belehrung Eingang zu verschaffen. Er war noch keiner von den Gelehrten, die bloß für Gelehrte schrieben.

Die Erfolge, welche P. als Lehrer und als Schriftsteller errang, kamen zunächst der Universität, an der er wirkte, zu Gute. Zur Blüthe Göttingens hat er sechzig Jahre lang beigetragen, ja, wer an den Ruhm Göttingens im vorigen Jahrhundert denkt, erinnert sich Pütter's vor den meisten seiner Genossen (R. v. Mohl). Daß es nach dem siebenjährigen Krieg die hohe Schule des deutschen Staatsrechts ward und Jahrzehnte lang blieb, ist vor Allem ihm zu danken. Eine Vorlesung, anderwärts kaum vertreten, noch weniger gehört, schon bald nach seinem Rücktritt als eine für Minister und Diplomaten brauchbare, aber sonst entbehrliche Wissenschaft angesehen, galt zu jener Zeit als nothwendig zur Bildung eines jungen Juristen. Das deutsche Staatsrecht und die Reichsgeschichte gehörten zu den besuchtesten rechtswissenschaftlichen Vorlesungen. Nicht wie zu anderen Zeiten das römische Recht, sondern die publicistischen Fächer bildeten den Mittelpunkt der juristischen Studien. Es war das nicht bloß Pütter's Verdienst. Einmal kam die große praktische Bedeutung des Reichsstaatsrechts in Betracht. Die Visitation des Reichskammergerichts, eine wegen ihres Zusammenhanges mit der deutschen Litteraturgeschichte noch heute in weiteren Kreisen nicht unbekannte Angelegenheit, beschäftigte die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Maße und rief die politischen wie die kirchlichen Parteien gegen einander in die Schranken. Außerdem ist zu beachten, daß das römische Recht damals überhaupt nicht in Flor stand und die Vertreter der übrigen juristischen Fächer in Göttingen, wie G. L. Böhmer, Claproth, Selchow, Becmann, Meister sich nicht mit P. an Bedeutung messen konnten. Die Sterne Göttingens, die Michaelis, Schlözer, Spittler, Heyne, Kästner, Lichtenberg waren in der philosophischen Facultät zu suchen. Erst gegen Ende seiner Laufbahn traten hervorragendere Männer neben P. in die juristische Facultät. Zu Pütter's Füßen saßen nicht bloß Juristen. Wenn Bürger und Bouterwek unter seinen Zuhörern vorkommen, so kann das, da sie ursprünglich Juristen waren, nicht weiter auffallen; aber auch Hölty, Spittler, Sprengel, Biester, die Buchhändler Weygand und Andreä, der Mathematiker Lambert (A. D. B. XVII, 553), der alle Arbeiten im Prakticum mitmachte, sind in seinen Listen aufgeführt. Ausländer, welche nach Deutschland kamen, um die deutsche Reichsverfassung kennen zu lernen, wies man nach Göttingen an P. Waren sie nicht im Stande, seinem öffentlichen Vortrage zu folgen, so hat er wiederholt Privatissima in französischer Sprache ertheilt, wie 1778 dem

Grafen v. Chatenay, 1781 dem Grafen v. Castelalfer und 1786 dem Grafen v. Broglie und dabei die Genugthuung erlebt,. meistens sehr gelehrige Zuhörer zu finden, mit denen er sich unterhalten konnte, anstatt ihnen vortragen zu müssen. Ein Mann von solchem Ansehen in seiner Wissenschaft, zugleich von großer praktischer Tüchtigkeit und Gewandtheit des Benehmens, mußte auch an seinem Wohnsitz und im Verhältniß zur Regierung des größten Vertrauens genießen. Als es sich um die Besetzung der Bürgermeisterstelle in Göttingen handelte, fragte Münchhausen P. um Rath. Nachdem der Plan, seinen alten Universitätsfreund Emminghaus zu berufen, unausführbar geworden war, schlug er zögernd den Regierungsassessor Stock in Braunfels vor, aber das eine Bedenken seiner reformirten Confession erachtete Münchhausen für irrelevant und das andere seiner Schwägerschaft mit P. als ein desto größeres Motiv, die Gewinnung dieses Mannes zu wünschen. Ueber dreißig Jahre stand Stock an der Spitze der Bürgerschaft, und seine Beziehung zu P. vermochte manche Mißhelligkeit zwischen Stadt und Universität zu verhüten oder zu vermindern. Zahlreiche Mitglieder des Adels und der höheren Beamtenwelt, alles, was in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine Stellung im deutschen Staatsleben einnahm, ist aus Pütter's Hörsaal hervorgegangen. Es mag die ausdrückliche Nennung eines Staatsmanns genügen, Hardenberg's, von dem Ranke sagt: unter den Schülern Pütter's wird sich vielleicht keiner finden, der die Doctrinen desselben mit größerer Application und Selbstthätigkeit in sich aufgenommen hätte, wir begegnen ihnen allenthalben in späteren Arbeiten. Nicht weniger gilt das Gesagte von den öffentlichen Lehrern. Als sich seit den siebziger Jahren die juristische Facultät allmählich erneuerte, traten durchgehends Männer ein, die Pütter's Schüler gewesen waren: Meister, Hugo, Waldeck, Leist, Martens, Runde, J. Fr. Brandis, Martin, zuletzt noch K. Fr. Eichhorn. Wenn auch in beschränkterem Maße wird sich das an anderen Universitäten wiederholen; es mag hinreichen, an Hofacker in Tübingen, Reitemeier in Frankfurt a. O., Häberlin in Helmstedt zu erinnern.

Pütter's Bedeutung für die Wissenschaft zu kennzeichnen, datiren die älteren Publicisten von ihm eine Epoche in der Culturgeschichte des deutschen Staatsrechts, und trotz alles Verdienstes, das sie J. J. Moser zuerkennen, sind sie geneigt, fast den Schöpfer des deutschen Staatsrechts in ihm zu erblicken. Dem Gebäude des Staatsrechts, das er errichtet, rühmen sie nach, daß es ebenso haltbar als wohlgeordnet sei. Forscht man nach den Gründen, die ihm einen solchen Ruhm eingetragen, so ist vor Allem seine Kenntniß der Geschichte anzuführen. Er hat das positive Recht seiner Zeit aus seinen historischen Grundlagen erklärt. Es fehlte ihm nicht das Gefühl dafür, daß man zur Bloßlegung der letzten Wurzeln weiter zurückgehen müsse, daß das Mittelalter nicht nur der rechtshistorischen Erforschung noch reiche Ausbeute liefern werde, sondern auch das jetzige Staatsrecht sowol im Ganzen als in den meisten einzelnen Materien auf das deutsche Staatsrecht der mittleren Zeiten aufgebaut werden müsse. Aber er verfolgte praktische Zwecke. Moser's Warnung, jus jus bleiben und das jus publicum historicum nicht zu einer historia juris publici auswachsen zu lassen, war nicht vergebens an ihn gerichtet. Andererseits ist ihm die Geschichte nicht ein bloßer Zierrath, sondern ein Mittel zum gründlichen Verständnisse des geltenden Rechts zu gelangen. Er versteht die Forderung brauchbar, pragmatisch zu schreiben sowol in ihrer Opposition gegen das Ueberflüssige wie gegen das Hypothetische in der Geschichte. Zum Verständniß der ihn umgebenden Rechtszustände zu gelangen, begnügt er sich, in die Verhältnisse der nächstvoranliegenden Zeiten einzudringen und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart aufzudecken, wie er andererseits Front macht gegen die luftigen historischen Combinationen der Cocceji und Ludewig. Zu der historischen Kenntniß gesellte sich der

praktische Blick, geschult in der täglichen Behandlung staatsrechtlicher Streitfragen, und die logische Behandlung des Stoffes. Er läßt sich nicht auf Nebenwege verlocken, um Gelegenheit zur Entfaltung seines Scharfsinns oder seiner Gelehrsamkeit zu haben; er erkennt, worauf es bei einer Untersuchung ankommt, und läßt dies Ziel nicht aus dem Auge. Die Zeitgenossen werden nicht müde, seinen ordnenden Sinn, den lichten Geist der Ordnung, der seine Schriften durchdringe, zu preisen. In seinen überall zu Grunde gelegten Büchern für den öffentlichen Unterricht ist es weit weniger der Stoff, als die Methode, die Klarheit der Anordnung, die Uebersichtlichkeit, was sie empfiehlt. Ein Zeitgenosse, der sonst den Göttingern nicht besonders freundlich gegenübersteht, Daniel Nettelbladt, nennt die Pütter'schen Institutionen geradezu die idea exemplaris eines recht eingerichteten Compendiums. Als zu Ende des Jahrhunderts der jüngere Häberlin sein Handbuch des deutschen Staatsrechts schrieb, legte er das System Pütter's zu Grunde und hatte nichts dagegen, daß man seine Arbeit als einen Commentar zu den Institutiones juris publici betrachtete. Die Erziehung in der Schule Wolff's hat P. Zeitlebens Frucht getragen. In den Gedankenzusammenhang einzudringen, die logische Ordnung des Stoffes vorzunehmen, ist ihm die wichtigste Aufgabe. Seinen Büchern schickt er regelmäßig eine allgemeine und eine besondere Tabelle, um die systematische Gliederung des Stoffes zu verdeutlichen, voraus. Er liebt so sehr, sich alles in der Form von Tabellen oder Stammtafeln vorzustellen, daß er selbst den „einzigen Weg zur wahren Glückseligkeit" in der ersten Ausgabe mit einer solchen ausgestattet hat. Auf seinen Reisen, wo andere Tagebücher mit subjectiven Empfindungen oder mit dem chaotischen Allerlei, das ihnen begegnet, anfüllen, machte er sich systematische Entwürfe von dem, was er kennen lernen wollte, berichtigte und ergänzte sie an Ort und Stelle nach dem Augenschein und las sie dann den bestunterrichteten Personen zur Controlle vor. Aus solchen frühzeitig angelegten Sammlungen hat er lange gezehrt. Durch diesen Sinn für exacte Methode hat er auch über sein eigenes Fach hinaus günstig gewirkt. Schon in der ersten Auflage seiner Encyklopädie bekämpfte er die zu seiner Zeit herrschende Behandlung des römischen Rechts, die sich an die äußere Ordnung der Pandektentitel band und das reine römische Recht verquickt mit seinen Verunstaltungen durch das Kaiserrecht und seinen Abänderungen durch den usus modernus der Particularrechte vortrug. Er empfiehlt einen nach innern Gründen geordneten Vortrag und dringt auf das Studium des Rechts aus seinen lautern Quellen, wie er selbst überall bestrebt ist, den Leser seiner Bücher zum Studium der Quellen anzuleiten. Durch seinen Schüler Hugo, der P. als den juristischen Lehrer bezeichnet, dem er am meisten verdanke, haben diese Anregungen zu einer bessern Methode der Vorlesungen über römisches Recht Fleisch und Bein gewonnen. Es ist endlich nicht bloß die Form, die er in der philosophischen Schule gelernt hat. So seltsam es heute manchem klingen mag, P. behandelt das Recht durchaus nicht als bloßer Positivist. Das machen schon die Zeitgenossen bei der Vergleichung mit J. J. Moser überall geltend. Probleme, die Moser als müssig erschienen, regen ihn zu tief eindringenden Untersuchungen an. Er verschmäht nicht die rationelle Begründung aus dem Zweck und Wesen des Staats und der einzelnen Rechtsinstitute. Mit der historischen Methode verbindet er die philosophische. Namentlich die Beiträge zum Staats- und Fürstenrecht liefern dafür die Beweise. Hugo hebt rühmend hervor, wie bestimmt er sich in seinen Vorlesungen gegen die Erbsünde der Philosophen, des Argumentiren aus willkürlich angenommenen Begriffen, erklärt, andrerseits aber auf die mögliche und wirkliche Mannigfaltigkeit des positiven Rechts und die Gründe bald diese, bald jene Bestimmung vorzuziehen hingedeutet habe. „Ich gestehe gerne — setzt er

hinzu — daß ich in keinem juristischen Collegium so sehr davon entwöhnt worden bin, einen Satz unsers positiven Rechts für den einzig möglichen zu halten, was Juristen und Philosophen noch alle Tage thun, als in dem Pütterischen."

Neben diesen glänzenden Eigenschaften, die Pütter's akademischer und litterarischer Thätigkeit zu ihren großen Erfolgen verhalfen, sind die Fehler und Schwächen, die ihr anhafteten, nicht zu verkennen. Wenn es seinen historischen Untersuchungen zum Lobe gereicht, daß sie ihr praktisches Ziel nicht außer Acht ließen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wo seine Forschung weiter zurückgreift, sie unter dem Bann moderner Vorstellungen bleibt. J. J. Moser hatte nicht so Unrecht, wenn er ihm die Anlage zu einem Docenten in der Reichsgeschichte absprach. Um ihrer selbst willen interessirte ihn die Geschichte nicht; der wahre geschichtliche Sinn fehlte ihm: die Thronbesteigung der Pippiniden ist ihm eine große Revolution, in welcher ein noch blühender königlicher Stamm einer Ministersfamilie vom Throne weichen muß; zur Kaiserkrönung Karls des Großen gab der Papst den ersten Ton an, wie sonst wohl in der Geschichte zu einer Revolution, einer unerwarteten Thronbesteigung ein Soldat den ersten Ton angab. In seinen dogmatischen Schriften beschränkt er sich auf eine logische Darlegung des Bestehenden. Während er in seinen Vorlesungen auch auf Untersuchung der Zweckmäßigkeit des geltenden Rechts und auf eine Vergleichung der deutschen Rechtszustände mit denen anderer Völker einging, hat er in seinen Schriften solche Kritik wenig geübt. Zu einer freimüthigen Besprechung des Unbefriedigenden in den deutschen Staats- und Rechtsverhältnissen seiner Zeit schwingt er sich nicht auf. Einen Ton, wie er ihn in jungen Jahren in der „Patriotischen Abbildung" (oben S. 756) angeschlagen, sucht man vergebens in seinen spätern Schriften. Ob ihn die Aufnahme der Schrift bei seinen Obern eingeschüchtert? Redlich hat er der Einführung unzweckmäßiger, schädlicher Einrichtungen mit der überzeugenden Kraft seines Worts Widerstand geleistet, bestehendes Recht auch der Unterthanen gegen ihre Herren in Schutz genommen. Aber stets nur da, wo er dazu aufgefordert wird. Aus eigenem Antriebe greift er nicht zum Worte. Ohne „Beruf" mischt er sich nicht in öffentliche Angelegenheiten. Zeitungspolemik, anonyme oder pseudonyme Schriftstellerei, auch wenn sie direct auf sein Urtheil provocirt, locken ihn nicht aus seiner Zurückhaltung. Seinen Vorlesungen hat es nicht an reformatorischer Anregung gefehlt. Aber um selbst als Reformator wirksam zu werden, dazu fehlte es seinem Geiste an Kühnheit. Er blieb im Alten stecken. Der Mann der auf die Erkenntniß der Quellen drang, kam nicht über den Wahn der Zeit hinaus, daß der Staat auf Vertrag beruhe; während er eine systematische Lehrweise des römischen Rechts befürwortete, dachte er dem möglichen Mißbrauch, daß jeder Lehrer sein eigenes System zu Grunde lege, durch staatliche Approbation eines bestimmten und Verbot jedes andern Systems zu begegnen. Trifft man auf diesen Mangel an Energie und Initiative schon bei den Gegenständen seines wissenschaftlichen Bereiches, um wievielmehr erst außerhalb desselben. Als in einer Gesellschaft der achtziger Jahre die Räthlichkeit den die Stadt Göttingen umgebenden hohen Wall beizubehalten debattirt wurde und der Philosoph Feder ihn, einen der eifrigsten Spaziergänger, apostrophirte: nicht wahr, Herr Geheimer Justizrath, wenn man uns den Wall nehmen will, so rebelliren wir, antwortete er: ich lasse mir alles gefallen, was meine Obern beschließen. „Meine Obern" ist das Wort, vor dem alle Bedenken schweigen. Als man sich in Hannover nach dem Ableben Köhler's nicht gleich der ihm gemachten Zusagen (oben S. 751) erinnert, erklärt er sich „nach den Grundsätzen der Genügsamkeit und nach einer überwiegenden Abneigung gegen alle Arten mit seinen Obern zu hadern", mit dem Geringern, was man ihm gewährt, zufrieden. Selbst

in seinen Privatangelegenheiten, als er die Reitbahn zur Herstellung seiner Gesundheit besuchen will, vergewissert er sich der Zustimmung des Curators. Zu Empfehlungen anderer bei dem Curator entschloß er sich schwer — in jüngern Jahren war auch das anders — selbst wo er der von ihm so über alles hochgeschätzten Universität einen wichtigen Dienst hätte erweisen können; der Weggang seines Schülers Hofacker nach Tübingen zu einer Zeit, wo er eine Reform des römischrechtlichen Unterrichts in Göttingen zu bewirken vermocht hätte, wird wesentlich seiner Zurückhaltung zugeschrieben.

Wo es sich nun gar um Besserung öffentlicher Rechtszustände handelt, enthält er sich alles Raisonnements. Höhere Politik zu treiben, ging, wie er selbst sagt, über seinen Horizont. Sie ist nach seiner Ansicht eine Angelegenheit der Regierungen, nicht des Privatmannes. Und um nicht als ein unbequemer Mahner zu erscheinen, begnügt er sich mit Darlegung und Erklärung des bestehenden Rechts und verschweigt seine Besserungsbedürftigkeit. Daß er sie nicht erkannt hätte, ist bei einem Manne von seiner Kenntniß und seiner Einsicht nicht denkbar, wenn er gleich die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Zustände nicht so tief empfand, wie sie vorhanden war. Mag Niemand unter den Zeitgenossen sie in vollem Maße gewürdigt haben, so gehörte doch P. zu denen, die sich sehr leicht trösteten. Ein französischer Graf de Chatenay, der ein Privatissimum über die deutsche Reichsverfassung bei ihm hörte, kam ihm nach einiger Zeit mit dem Bedenken, die ihm oft sehr gerühmte deutsche Freiheit erscheine ihm doch nachgerade mehr als eine Freiheit der deutschen Fürsten und Reichsstände denn der Unterthanen. „Ganz konnte ich ihm diesen Scrupel nicht benehmen“, setzt P. hinzu, aber meint, die Hülfe, die des Adels Hintersassen bei den Landesherren und landesherrliche Unterthanen, theils bei den Landständen, theils bei den Reichsgerichten finden können, bilde doch noch immer einen wesentlichen Vorzug der deutschen vor der französischen Verfassung. An andern Stellen, wo er gleichfalls dieser Rechtscontrolle als eines besonders werthvollen deutschen Besitzthums gedenkt, ist er so vorsichtig hinzuzusetzen: wenn alles geht, wie es gehen soll. Er brauchte nicht weit zu suchen, um auf den Gegensatz von Theorie und Praxis zu stoßen. Das haarsträubende Unrecht, das fünf Jahre hindurch seinem großen Rivalen Moser widerfuhr, hat ihm nie ein offenes Wort des Tadels entlockt. Dies Verhalten in Lehre und Wissenschaft hing mit Pütter's ganzem Wesen eng zusammen. Er war eine durchaus zufriedene und ruhige Natur in einem unzufriedenen und aufgeregten Zeitalter. Ein thätiges, ruhiges und vergnügtes Leben zu führen war ihm beschieden und machte ihn glücklich. „Freudigkeit des Geistes und Munterkeit des Gemüths, worin zunächst einem guten Gewissen das unschätzbarste aller Güter dieser Welt besteht“, sich für seine Wirksamkeit zu bewahren, lag ihm vor allem am Herzen. Vergebens sucht man in seinen Schriften nach einem leidenschaftlichen Ausdrucke, nach einem Worte gerechten Zornes über das Unrecht, das er auf seinem Wege traf. Er hatte Ursache mit seinem Loose zufrieden zu sein; früh war es ihm geglückt, eine seinen Wünschen und seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu erlangen. Kummer und Sorgen waren nie an ihn herangetreten. In Verfolgung seiner Laufbahn war ihm von oben herab kein Hinderniß in den Weg gelegt, die Sonne der Gunst seiner Obern hatte ihm immer ungetrübt gelächelt. Gewiß hatte er, was er errungen, sich durch redlichen Schweiß verdient, durch selbsteigene Kraft erlangt. Aber eine durch und durch dankbare Natur, beruft er sich nie auf sein eigenes Verdienst. Dankbar gegen Gott und gegen die Menschen, sieht er alles, was ihm widerfährt, von der günstigsten Seite an. Er durchlebt harte Zeiten, den Krieg in nächster Nähe und unter schwerer persönlicher Belästigung. Sein Haus als

eines der ansehnlichern der Stadt, und dem stattlichen Grätzelschen, in dem die Commandanten absteigen, nahe gelegen, wird mit Vorliebe von den Adjutanten in Anspruch genommen. Kaum daß eine Klage über seine Lippen kommt. Er gewinnt allen schlimmen Begegnungen die günstigste Seite ab, oder trägt sie mit Ergebung. Als er alt wird, die Frequenz Göttingens abnimmt und die Zahl seiner Zuhörer auf die Hälfte herabsinkt, verkleinert er seinen Hörsaal, wie er ihn zuvor vergrößert hatte. Es bleibt genug Licht, warum sich über den Schatten grämen? Als er im J. 1787 die „Historische Entwicklung“ beendete, meinte er, der deutschen Verfassung müsse, wer sie gerecht beurtheile, doch immer noch gewisse Vorzüge zuerkennen. Wo auch noch kleine Flecken und Anstände übrig seien, werde die Vorsehung, wie sie bisher sichtbar über unserer Nation gewacht habe, in Zukunft Rath schaffen. Er schließt mit der Frage, warum man nicht mit frohen Aussichten in die Zukunft blicken solle, da dem bevorstehenden Zeitalter so erhabene Muster von Thätigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe vorleuchteten wie Joseph, Georg und Friedrich Wilhelm. Wenig Jahre darauf war die Antwort ertheilt. Auch als die Revolution und der Krieg mit Frankreich den Zusammensturz der Verfassung, der sein ganzes Leben und Wirken gegolten, immer näher rückten, sah er gefaßt in die Zukunft. Am 2. August 1796 verweilte König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, von Pyrmont zurückkehrend, auf dem Hardenberge bei Göttingen und gewährte einer Deputation des Senats, den Decanen Stäudlin, P., Richter und J. G. Eichhorn, Audienz. Der König unterhielt sich mit jedem über sein Fach, und der neben dem Könige stehende Landrath Graf v. Hardenberg richtete an P. die Frage: wie es mit dem bisher von ihm betriebenen deutschen Staatsrechte gehen werde? Worauf ich — heißt es in der Selbstbiographie — natürlich erwiderte: wenn ich dessen Umsturz erlebte, müßte ich darauf denken, auf die Ruinen des alten, das dann doch wohl noch manche Ueberbleibsel zurücklassen dürfte, ein neues zu bauen. Diese Aeußerung ist P. wohl als ein Zeichen des Hochmuths ausgelegt und mit der selbstgefälligen Erwiderung Gottscheds auf die Bemerkung Friedrichs des Großen von gewissen Vorzügen der französischen Sprache vor der deutschen zusammengestellt: das wollen wir noch machen. Pütter's Aeußerung war grade entgegengesetzt ein Zeichen der Bescheidenheit, die sich den gegebenen Verhältnissen unterwirft und sie zu verstehen, ihre Kenntniß zu ordnen, anstatt sie zu meistern strebt. Seinen Vorsatz auszuführen war P. nicht mehr in der Lage. In seinen letzten Lebensjahren stellte sich ein solcher Verfall seiner geistigen Kräfte ein, daß er sich emeritiren lassen mußte. Der Tod seiner Frau im J. 1806 ging spurlos an ihm vorüber. Er mußte unter Curatel gestellt werden, die dem Professor Meiners und dem Secretär Oesterley anvertraut wurde. In seinem Wahne glaubte er noch in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges zu leben, und hielt den Pedellen, der ihm zur Gesellschaft beigegeben war und mit ihm aß, für einen preußischen Hauptmann, wobei er sich wunderte, daß keine Dislocation der Truppen des Königs in Preußen erfolge. Als er sich nicht ausziehen und zu Bett begeben wollte, legte ihm der Vormund ein angebliches Curatorialrescript, das ihm seine Widerspenstigkeit verwies, vor. Das half; der Respect vor den Obern verließ auch den schwachsinnig gewordenen Greis nicht. Am 12. August 1807 starb er. Sein Grab liegt auf dem jetzt geschlossenen Kirchhof der Mariengemeinde vor dem Groner Thore; eine große viereckige Steinplatte deckt seine und seiner Frau Ruhestätte. Der Plan eines getreuen Schülers, des westfälischen, vorher braunschweigischen Ministers v. Wolfradt, ihm ein Denkmal zu errichten, ist durch die Ungunst der Zeiten nicht zur Ausführung gekommen. Die Göttinger Gelehrten Anzeigen (1807 St. 138) brachten den Nachruf: „Den 12. August starb der Patriarch der deutschen Publicisten, der berühmte Geheime

Justizrath Johann Stephan P., dessen ausgezeichnet große Verdienste um seine Wissenschaft, um die Bildung so vieler tausend Staatsdiener und um den Glanz der Universität, der er über 50 Jahre seine rastlose Thätigkeit mit seltenem Eifer widmete, unvergeßlich bleiben werden. Er erreichte ein Alter von 82 Jahren und fast 2 Monaten." Darauf beschränkte sich, was zu seinem Gedächtniß geschah. Die Zeiten waren nicht danach, um sich der Gestorbenen lange zu erinnern; die bange Sorge um die nächste Zukunft beherrschte die Gemüther. Für Heyne, den Verfasser der obigen Zeilen, kam der Unwille darüber hinzu, daß P., „der alles der Universität und seine Deductionen und Bücher der Bibliothek zu verdanken hat, dieser nicht das geringste Legat, ebenso wenig den Armen oder den Wittwen etwas, dagegen entfernten lachenden Erben ein Vermögen von 120—130,000 Thalern und darunter 92,000 Thaler baar und in Capitalien hinterließ. Seine Memoria wird wohl unterbleiben" schloß er einen Brief an den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel. Der Geisteszustand Pütter's während der letzten Jahre erklärt die Vernachlässigung der öffentlichen Institute nicht; denn schon durch eine unter dem 4. Mai 1804 zwischen P. und seiner Frau aufgerichtete Erbvereinigung, welche einen ältern Vertrag von 1779 ergänzte, waren die letztwilligen Anordnungen getroffen und die beiderseitigen beim Tode des Letztlebenden vorhandenen Intestaterben zu Erben eingesetzt, dergestalt, daß das gesammte Vermögen zu gleichen Theilen der Pütter'schen und der Stock'schen Familie zufallen sollte. Hatte man P. schon bei seinen Lebzeiten Kargheit, auch wohl Habsucht nachgesagt, so wird dieser Vorgang dem neue Nahrung gegeben haben; doch fehlt es nicht an kundigen Zeit- und Ortsgenossen, die ihn gegen jene Nachrede in Schutz genommen und ihre wahrscheinlichen Entstehungsgründe aufgedeckt haben: einmal seine trotz großer Einnahmen einfache, wenn auch sehr anständige Lebensweise; und dann eine Anzahl finanzieller Neuerungen, die an sich ganz berechtigt, doch leicht dem der sie anregt in akademischen Kreisen den Ruf der Erwerbsucht zuziehen: er hat die Vorausbezahlung der Vorlesungshonorare, die erhöhte Bezahlung der Praktica eingeführt und auf die Beseitigung der Unbilligkeit gedrungen, wonach das den außerordentlichen Beisitzern des Spruchcollegs für ihre Arbeiten gebührende Honorar den ordentlichen Beisitzern zufiel. Auch mangelt es nicht an positiven Gegenbeweisen gegen jene Beschuldigung. Des Verzichts auf seine Facultätsstelle ist schon gedacht. Die zahlreichen Berufungen, die ihm zu Theil wurden, finanziell auszubeuten, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Für seine öffentlichen Vorlesungen wählte er Gegenstände, für die er, auch wenn er sie privatim vorgetragen hätte, unzweifelhaft gefüllte Hörsäle gefunden haben würde. War P. auch keine Natur für die man sich erwärmen konnte oder heute erwärmen wird, so fehlt es doch seinem Leben nicht an anmuthenden Zügen. Sein Sinn für Freundschaft war sehr lebhaft. Mit manchen seiner Universitätsfreunde hat er Zeitlebens zusammengehalten. Kaum ist er selbst für Göttingen gewonnen, so weiß er den Curator für Achenwall zu interessiren, mit dem er bis zu dessen Tode (1772) in fast täglichem Verkehre blieb. So sehr er auch Gefühlsäußerungen in seiner Selbstbiographie meidet, bei dem Tode seines Jugendfreundes Jul. Melch. Strube (1777) kann er nicht umhin, seinem „gewiß sehr verzeihlichen Schmerze" Worte zu leihen. Sein Amt wie sein Umgang hatten ihn den Kreisen, aus denen er hervorgegangen war, entrückt; den Zusammenhang mit seiner Familie hat er demungeachtet immer hoch und werth gehalten; nach dem Tode des Bruders seiner Frau nimmt er dessen Kinder zu sich ins Haus; als er 1770 nach jahrelanger Abwesenheit einmal wieder nach Iserlohn kommt, fühlt er sich in einer Umgebung, in der Niemand ein Wort von gelehrten Sachen zu reden weiß, und jeder Knabe auf die Frage, was er

werden wolle, „Koopmann“ antwortet, zur Verwunderung seines Freundes Strube ganz befriedigt. P. war eine durchaus religiöse Natur, von fester evangelischer Gesinnung, der Offenbarung mit vollem Glauben anhängig. Er erinnerte sich kaum mehr als dreimal in seinem Leben den Sonntag zu seinen Geschäften benutzt zu haben. Er begnügte sich nicht mit der kirchlichen Erbauung, sondern war ein fleißiger Leser der Bibel und theologischer Schriften. Das in der Jugend erlernte Hebräisch ermöglichte ihm das Studium des alten Testaments im Grundtext. Dennoch war er fern davon, sich einer streng confessionellen Richtung anzuschließen. Als er die Augsburgische Confession, dies herrliche Bekenntniß, wie er sie nennt, mit einer kurzen Vorrede herausgab, welche die Fragen vom Gewissenszwang und Toleranz erörterte, gab das dem bekannten Pastor Goeze in Hamburg den Muth zu der Anfrage, ob er nicht auf gleiche Art, wie dort das Verhältniß von Katholiken und Evangelischen behandelt sei, auch von Reformirten schreiben wolle. Er antwortete: nach seiner Ueberzeugung hätten Lutherische und Reformirte vielmehr Ursache gemeine Sache zu machen, als ihre Trennung polemisch zu unterhalten. In den conservativen Kreisen Englands galt seit der französischen Revolution der ganze Continent als politisch und religiös verdächtig. Auch Göttingen, zumal sich einige seiner Bewohner der Bewegung angeschlossen hatten, entging dem Vorwurf des Atheismus nicht; nur P. pflegte man von der allgemeinen Verdammniß auszunehmen. Der politische Sinn d. h. der Sinn für politische Parteinahme war schwach in ihm entwickelt. Seine Geburt als Preuße hat wenig Einfluß auf sein Urtheil ausgeübt. Es heißt die Vorstellungen einer ganz andern Zeit in das vorige Jahrhundert übertragen, wenn man ihn sich wegen seiner Anhänglichkeit an Reich und Reichsverfassung als einen Gegner Preußens denkt. Als Hugo eine Recension über das Preußische Landrecht, dessen Entwurf P. zugeschickt war, für die Göttinger gelehrten Anzeigen verfaßte, bewirkte P. die Weglassung der Bemerkungen, welche es auffallend fanden, daß nach dem Gesetzbuche Preußen gar nicht mehr als ein dem Reiche verpflichtetes Glied, sondern höchstens als ein berechtigter Alliirter erschiene. Ebenso ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, er habe in Friedrich dem Großen den Zerstörer der deutschen Reichsverfassung erblickt und ihn gar gehaßt. Er hat nie anders von ihm als mit der größten Ehrerbietung gesprochen. Es ist eine durch ihren lebhaften Styl besonders anziehende Stelle der Selbstbiographie, in der er noch 30 Jahre später die Audienz schildert, welche er während des Gothaer Urlaubes bei Friedrich gehabt: „der Blick, womit der König, indem er sich umwandte mich ansah, ist mir seitdem unvergeßlich geblieben. So majestätsvolle durchdringende Augen habe ich sonst bei keinem Sterblichen gesehen. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß dieser Anblick mich doch nicht aus der Fassung brachte.“ Die Unterhaltung drehte sich um deutsche Geschichte, die Friedrich nur aus dem Werke des Franzosen de Barre kennt, den P. schon wegen seiner Unkenntniß des Deutschen nicht gelten lassen wollte. Auch hat man in Preußen auf P., obschon er die Berufung auf dortige Lehrstühle wiederholt abgelehnt hatte, stets große Stücke gehalten. 1787 ward ihm die Ehre zu Theil, zum auswärtigen Mitgliede der Berliner Akademie ernannt zu werden.

In dem Urtheil über P. hat sich eine große Wandlung vollzogen. Das vorige Jahrhundert blickte mit Ehrfurcht auf ihn. Selbst noch die ältere liberale Schule unsers Jahrhunderts, wie sie durch das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon repräsentirt wird, nennt ihn mit Verehrung und eignet sich das Wort eines sonst sehr kritisch gegen Göttingen gestimmten Göttingers an: P. sei zwar kein Mann der Freiheit, aber doch Feind jedes juristischen Unrechts gewesen und habe den Muth besessen, es offen zu bekämpfen, wofür dann das Zeugniß der „Aus-

erlesenen Rechtsfälle“ angerufen wird. Erst das Lebensbild, welches R. v. Mohl von ihm entworfen hat, hat das Signal zu einer entgegengesetzten Auffassung gegeben. Nach einer ausführlichen, die verschiedenen Gattungen seiner Schriften untersuchenden und größtentheils sehr anerkennenden Darlegung kommt er zu dem Schluß: P. habe sich begnügt ein großer Rechtsgelehrter zu werden, nicht aber gewußt, ein großer Charakter zu sein, denn es habe ihm an Gesinnung gefehlt. Die Gründlichkeit der Motivirung, der gefeierte Name des Verfassers, nicht wenig aber auch der Umstand, daß die heutige Generation Schriften des vorigen Jahrhunderts nicht mehr liest und froh ist, durch einen Gewährsmann wie Mohl dessen überhoben zu sein, haben dem Urtheile weithin Eingang verschafft. Und wie es zu gehen pflegt, das sittliche oder politische Urtheil hat auf das wissenschaftliche zurückgewirkt. P. ist der modernen Vorstellung der verknöcherte Actenmann, der das Recht des heiligen römischen Reichs zu dociren und demonstriren fortfuhr, ohne zu merken daß das Reich selbst dahinschwand. P. war in Wahrheit sowenig in den überkommenen Stoff versunken und seiner bedingungslosen Verehrung zugethan, daß die Zeitgenossen ihm grade nachrühmen, wie er mit der Zeit fortgeschritten sei. Man braucht nur seine Schriften aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts anzusehen. Es sind seine besten Sachen nach Form wie nach Inhalt, die er als Siebziger geschrieben hat. Daß er auch nicht bloß für das abgestorbene oder absterbende, sondern auch für das werdende Recht Sinn hat, beweist sein Auftreten gegen den Büchernachdruck, und Ranke spricht grade gelegentlich der Beziehungen Hardenberg's zu P. von dem Segen der deutschen Universitäten, daß sie den jungen Männern aller Stände nicht allein die vollendete, sondern auch die werdende Wissenschaft mittheilen. Gegen die Beurtheilung Pütter's in der Abhandlung Mohl's ist von verschiedenen Seiten Protest erhoben und in der neuern Zeit mehren sich die Stimmen derer, die für seine wissenschaftliche Ehre und Bedeutung eintreten. Jener Vorwurf Mohl's ist aber auch wohl noch gesteigert worden. Man hat ihn dahin mißverstanden, als habe er P. als sogenannten Hofpublicisten — „unstreitig die schädlichste Gattung von Menschen“ nach Häberlin's Ausspruche — bezeichnen wollen. P. war, wie ihn H. A. Zachariae richtig charakterisirt, ein Mann von lebendigem Rechtssinn, wenn ihm auch der politische fehlte. Daß sein Ideal die absolute Monarchie gewesen sei, ist unrichtig. Daß in seinen Schriften die Rechte der Landstände unzureichend behandelt sind, hängt damit zusammen, daß sie in den meisten Territorien seiner Zeit verkümmert existirten. Im Reiche war er ein entschiedener Verfechter der fürstlich-protestantischen Partei und trat den gelegentlichen Anwandlungen von Cäsarismus auf staatlichem Gebiete wie den Uebergriffen katholischer Landesherren auf kirchlichem mit den Waffen seines Wissens entgegen. Was P. in der öffentlichen Meinung geschadet hat, ist zweierlei: zunächst die Zusammenstellung mit J. J. Moser. Das Leben und Wirken der beiden Männer bietet so mannigfache Vergleichungspunkte, daß es auffallen müßte, wenn eine Parallelisirung nicht längst versucht wäre. Joh. Christ. Majer hat das schon in vielfach treffender Weise in seiner „Constitution des deutschen Reichs“ (1800) gethan; Bopp im Staatslexikon (Bd. IX) sie als die Dioskuren des deutschen Staatsrechts bezeichnet, ein Wort, das Mohl acceptirt, wenn er es auch nicht aufgebracht haben möchte. Grade seine Nebeneinanderstellung von Moser und P. mußte bei einem Publicum und in einem Zeitalter, das im Publicisten vor allem den Politiker suchte und den Werth des Schriftstellers nach dem Maß seines Freimuthes abschätzte, die Wagschale zu Gunsten Moser's herabdrücken. Moser, der aufrichtige, ehrliche Mann, der unerschrocken der Willkür entgegentritt und Verfolgung und Kerker um des Rechtes willen erträgt; P. der vorsichtige, zeitlebens in glücklicher Lebenslage sich be-

findende Mann, der sich begnügt mit Wort und Feder das Recht zu lehren. Ich weiß nicht, ob P. ein Martyrium so standhaft wie Moser ertragen haben würde. Aber daß ihn sein Lebensgang nicht mit tyrannischen Regierungen, sondern nur mit wohlwollenden, für das Beste ihrer Unterthanen besorgten Herren in Berührung gebracht, ihm jeden Conflict mit seinen Obern erspart hat, kann ihm nicht zur Schuld angerechnet werden. Was ihm ferner geschadet hat, ist, daß er seine Kraft an eine verlorne Sache gesetzt hat. Mit allem Aufwand seiner geistigen Mittel hat er das Staatsrecht des Reiches bearbeitet für den Zweck der Anwendung. Als diesem Recht die Anwendbarkeit genommen war, erschien die ganze darauf verwandte Mühe als vergebliche, nutzlose Arbeit. Der politische Neubau in diesem Jahrhundert fand wenig Brauchbares darunter: die Gesammtorganisation ruhte auf ganz andern Grundlagen, die der Einzelstaaten verfolgte fremde Muster, und wo sie an die eigene Vergangenheit anzuknüpfen vermochte, hätte sie in Pütter's Schriften wenig Unterstützung finden können, da diese sich ganz überwiegend auf das Reichsrecht beziehen, auf Landesrecht nur sehr nebensächlich Rücksicht nehmen und kaum anders verfahren können, da das innere Landesrecht, soweit es nicht in Herkommen bestand, sich aus einer unübersehbaren Fülle von Verordnungen zusammensetzte, die wenigen Personen zugänglich waren und die Niemand zu einer Einheit zu verbinden vermochte. So ist es gekommen, daß von Pütter's reicher Wirksamkeit der heutigen Wissenschaft nur noch weniges unmittelbaren Nutzen bringt. Die Abfassung von Compendien macht Niemanden unsterblich. Im Gebiete des Privatfürstenrechts hat P. unbestritten die erste Stellung errungen; und mag in den meisten Zweigen des Rechts sein Name heute nur noch historische Bedeutung haben, in diesem wirkt seine Autorität bis in die Gegenwart fort. Seine Monographieen aus diesem Rechtstheile sind nicht nur heute noch die ausschlaggebenden theoretischen Werke, sondern haben auch im Leben eine günstige Wendung zur Einbürgerung und Aufrechterhaltung strengerer Grundsätze bewirkt. In Pütter's Fußtapfen trat K. F. Eichhorn, der sich grade in Schriften dieses Gebiets auf seinen verewigten großen Lehrer beruft. Pütter's Untersuchungen über die Regierungsform des deutschen Reiches in den Beiträgen Thl. I haben die neuern Forschungen über die Entwicklung des Begriffs vom Bundesstaat mancherlei Förderung zu danken. Seine Litteratur des deutschen Staatsrechts ist noch heute ein unentbehrliches Buch. Je mehr die Wissenschaft des Staatsrechts sich von der Politik sondert, wird sie im Stande sein, Gedanken der Pütterschen Schriften darauf zu prüfen, ob sie nicht ihre Brauchbarkeit behaupten, wenngleich ihre nächsten Objecte verschwunden sind. Wer auch im Staatsrecht Jurisprudenz sucht und es nicht der Politik Preis geben will, soll P. auch heute noch in Ehren halten. Für Göttingen verknüpft sich mit seinem Namen eine der bedeutendsten Erinnerungen, und als es galt, das neue, 1865 eröffnete Auditoriengebäude an seinem Frontispiz mit Medaillonbüsten der wichtigsten Vertreter der Vergangenheit zu schmücken, wählte man P. zusammen mit Heyne und Spittler als Repräsentanten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Hauptquelle ist die Selbstbiographie (oben S. 760). Außerdem: P., Versuch e. akadem. Gelehrtengesch. v. d. Univ. zu Göttingen I, 142; II, 124; III, 63. — Hugo, Civilistisches Magazin V, (1814) 54—98; das. III, 92 ff.; dess. Lehrbuch der Gesch. des Röm. R. seit Justinian S. 543; dess. Beitr. z. civilist. Litterärgeschichte I, 98, 268, 518. — Häberlin, Handb. des Teutschen Staatsrechts I, (1797) Vorrede und S. 29 ff. — Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. III, 309; IV, 96, 221. — Bopp in Rotteck u. Welcker's Staatslexikon XI, 270. — R. v. Mohl, Gesch. und Litt. der Staatswissensch. II, (1856) S. 425 ff. — v. Kaltenborn in Bluntschli und Brater's Staats-

wörterb. VIII, 439. — Bluntschli, Gesch. des deutschen Staatsrechts S. 402. — Brie, der Bundesstaat S. 25 ff. — Zachariae in Göttinger Professoren (1872) S. 99 ff. — Frensdorff, Die Anstellung Pütter's als Professor in Göttingen (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1883 S. 256); ders., die ersten Jahrzehnte des staatsrechtlichen Studiums in Göttingen (Festschrift z. 150jähr. Jubelfeier der Georg-Augusts-Univ. 1887); ders., Ueber einen Band des Pütter'schen Nachlasses (Nachr. v. der Ges. der Wissensch. 1883 Nr. 2). — Ebert, Ueberlieferungen II, 8. — v. Ranke, Hardenberg I, (Sämmtl. W. 46) S. 14. — Acten des Universitätsgerichts zu Göttingen.
F. Frensdorff.

Pütter: Karl Theodor P., Jurist und Verwandter des berühmten Johann Stephan P. in Göttingen, wurde am 3. April 1803 bei Hagen in der Graffschaft Mark als der Sohn des dortigen Bürgermeisters Konrad P. geboren, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin und studirte von 1823 bis 1825 in Bonn, sowie von 1825—1827 in Berlin die Rechte, wo namentlich die Vorlesungen von Mackeldey und von Savigny von wesentlichem Einflusse auf ihn waren. Zugleich erwarb er sich jedoch auch eine vielseitige historische und sprachwissenschaftliche, sowie philosophische Bildung, indem er sich mit lebhafter Neigung der damals alle Zweige der Gelehrsamkeit beherrschenden Hegel'schen Schule zuwandte. Nachdem er dann im J. 1827 auf Grund einer „Diss. de senatusconsulto Claudiano“ promovirt und habilitirt war, widmete er sich besonders dem Studium des Deutschen Rechtes und gab im J. 1831 „Die Lehre vom Eigenthum nach Deutschen Rechten aus den Quellen dargestellt, und mit den Römischen Rechtsgrundsätzen verglichen“ heraus. Bald darauf (1832) als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen, dehnte er seine Vorlesungen auch auf das Kirchen- und Eherecht, sowie auf Völker- und Fremdenrecht aus, und ließ in dieser Zeit auch „Beiträge zur Völkerrechts-Geschichte und Wissenschaft“, Leipzig 1843, und „Das praktische Europäische Fremdenrecht“, Leipzig 1845, erscheinen. Nachdem er dann im J. 1845 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt war, veröffentlichte er sein bedeutendstes Werk „Der Inbegriff der Rechtswissenschaft, oder Juristische Encyclopädie und Methodologie“, Berlin 1846, in welchem er die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse auf philosophische Grundsätze zurückführt, und dieselben in chronologischer Reihenfolge, von den Völkern des Orients und des classischen Alterthums bis zum Mittelalter und zur neueren Zeit, in geistvoller Weise darstellt. Dieses Buch legte er auch den betreffenden Vorlesungen zum Grunde, welche er ein Menschenalter hindurch über juristische Encyklopädie hielt, bis ihn, ohne daß er die Schwäche des Alters erfuhr, ein plötzlicher Tod am 13. April 1873 im siebzigsten Jahre aus seinem glücklichen Familienkreise abrief.

Personalnachrichten. — Indices scholarum univ. Gryph. — Vorreden seiner Schriften.
Pyl.

Puttkamer: George Ludwig v. P., preußischer Generalmajor, 1715 geboren, der Sohn eines hinterpommerschen Gutsbesitzers, von dessen Familie König Friedrich Wilhelm I. sagte „es seien ehrliebende und rechtschaffene Leute von altem kriegerischen Adel, aus denen man gute Officiere ziehen könne“. George Ludwig war ein Beispiel für die Richtigkeit des Urtheils. Seine Tüchtigkeit bahnte ihm den Weg, welchen er im J. 1732 betrat, indem er beim Blankensee'schen Kürassierregiment in einer kleinen Garnison Ostpreußens in den Dienst trat; 1735 ward er Cornet. Als Friedrich der Große 1740 das Husarenregiment Bandemer errichtete, ernannte er den Cornet im Kürassierregiment Geßler von P. zum Lieutenant in demselben; er hatte ihn ein Jahr zuvor bei

der Musterung gesehen, wo seine Werbungen in Polen ihm großes Lob eingetragen hatten. Friedrich verstand sich auf Menschen. Trotz einer Leibeslänge von sechs Fuß machte er ihn zum Husaren. Puttkamer's Anfang im Kriegsleben war freilich unglücklich. In einem Gefechte beim Kloster Leubus am 2. August 1741 gerieth er bei dem Versuche, die hochangeschwollene Oder zu durchsetzen, nachdem sein Pferd ertrunken war, in feindliche Gefangennahme. Aber der feindliche Führer, Graf Festetics, belobte ihn wegen seiner Entschlossenheit und sein König trug ihm den Unfall nicht nach; er gab ihm vielmehr nach seiner Rückkehr zum Regiment eine der bei jener Veranlassung erledigten Schwadronen. Der zweite schlesische Krieg ward für P. eine gute Schule husarischer Thätigkeit. Unter Leopold von Anhalt-Dessau, Winterfeld und Nassau in Oberschlesien dienend, zeichnete er sich vielfach durch Umsicht, Entschlossenheit und tapferes Draufgehen aus; in jenen Vorgesetzten erwarb er sich ebensoviele Gönner. Aus dem Kriege als dreißigjähriger Stabsofficier hervorgegangen, bewies er in der folgenden Friedensperiode, zu Guttentag in Oberschlesien und dann im Fürstenthum Oels garnisonirend, gleich große Befähigung für die Ausbildung und Erziehung der Truppe; vom Regiment Wartenberg, welchem er angehörte, und dessen Chef er eng befreundet war, rühmte der König, daß er es „in einer sehr schönen Ordnung“ gefunden habe. Der hohe Grad taktischer Ausbildung, an welchem P. ein Hauptverdienst gebührt, veranlaßte Friedrich vielfach andere Officiere behufs ihrer Belehrung zu demselben zu entsenden. 1755 gab er P. ein eigenes Regiment (Nr. 4), nach der Farbe seiner Dolmans „die weißen Husaren“ genannt. Diese führte er in den Siebenjährigen Krieg. Die Ueberrumpelung der Stadt Görlitz, mittelst einer Kriegslist, beim Einmarsch in das Königreich Sachsen war seine erste That, dann folgten die Einschließung des sächsischen Heeres bei Pirna und die Winterpostirung an der böhmischen Grenze bei Zittau. Seine Husaren hatten wenig Ruhe, ihre Wachsamkeit trug ihnen aber die Anerkennung ihrer Gegner ein. Schon früh im J. 1757 erfolgte Bevern's Einmarsch in Böhmen, am 12. März lieferte P. dem gegenüberstehenden Feinde bei Busch-Allersdorf ein glückliches Gefecht. Am 20. April zersprengte er bei Machendorf die kaiserlichen Kürassiere und Dragoner und am folgenden Tage in dem Treffen bei Reichenberg hieb er tapfer auf des Feindes Carabiniers und Grenadiere zu Pferde ein. Auch bei Prag am 6. Mai war er zur Stelle, und wenn auch am Abend dieses Tages seine Husaren zu denen gehören mochten, welche bei Löschung ihres Durstes des Guten zu viel gethan hatten, so verfolgte er doch am 7. mit ihnen den geschlagenen Feind bis zur Saczawa und brachte demnächst wichtige Meldung über das Heer des Feldmarschalls Daun. Auch in trüben Tagen bewährte er seine Standhaftigkeit, so, unter Zieten fechtend und am Abend auf der Walstatt aushaltend, bei Kolin und darauf in den Spätherbsttagen jenes Jahres, als Zieten die Reste des unter dem Herzog von Bevern an der Lohe nahe bei Breslau geschlagenen Heeres dem Könige zur Leuthener Schlacht zuführte und er den Abmarsch deckte. Dem von schwerer Krankheit genesenen P. verlieh der König Anfang 1758 eine Zulage von jährlich 1700 Thlr., sonst aber brachte ihm das Jahr mehr Leid als Freud, zuerst den mißlungenen Anschlag auf Olmütz und dann bei Hochkirch, wo er tapfer gefochten hatte, wieder die Deckung des Rückzuges; aus der Nach- wurde aber bald wieder eine Vorhut, mit welcher P. am 26. October an einem glücklichen Gefechte bei Görlitz Theil hatte. Im Feldzuge von 1759 machte er des Generals v. Wobersnow berühmt gewordenen Zug nach Polen zur Zerstörung der russischen Magazine mit und fiel dann am 12. August durch eine feindliche Kugel in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, als er an der Spitze seiner zehn Husarenschwadronen den Versuch machen wollte, das Geschick des Tages abzuwenden.

Pflichttreue, Edelsinn und Wohlwollen waren Hauptzüge in Puttkamer's Charakter; die letzteren Eigenschaften bewährte er namentlich auch in dem Verhältniß zu der katholischen Bevölkerung seiner in Oberschlesien erworbenen Güter; er vereinigte damit den äußeren Anstand des vornehmen Mannes.

C. F. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, V, 35, Halle 1760. — E. Graf zur Lippe, Husarenbuch, Potsdam 1863.

B. Poten.

Püttmann: Josias Ludwig Ernst P., Doctor beider Rechte, Professor des Civilrechts und juristischer Schriftsteller, geb. am 12. Juli 1730 in Ostrau am Fuße des Petersberges unweit Zörbig, † am 28. April 1796 in Leipzig. Püttmanns Vater — Ernst Ludwig P. — bekleidete in Ostrau lange Jahre den Dienst eines adelig-Velthemischen „Amts-Schösser" (Juridicus) und verbrachte unser Gelehrter daselbst seine Kinderjahre. 1744 kam er auf die Fürstenschule in Grimma; 1748 auf die Universität Leipzig; worauf er nach bestandenem juristischen Examen als Notarius und chursächsischer Advocat Praxis nahm. 1757 begann er mit Erfolg juristische Vorträge in Leipzig zu halten, wurde 1761 dortselbst Doctor beider Rechte, — seine Inauguraldissertation führt den Titel: „De querela inofficiosi testamenti fratribus uterinis haud concedenda"; — 1764 Oberhofgerichts- und Consistorial-Advocat, 1765 außerordentlicher Professor der Rechte, 1771 ordentlicher Professor titul. de V. S. et R. J. wie auch Beisitzer der Juristenfacultät und stieg nach und nach bis zur zweiten Stelle in der Facultät empor. Wegen zunehmender Kränklichkeit wurde ihm auf Ansuchen in Ansehung der Actenarbeiten Dr. Einert als Substitut beigegeben, und zog er sich von da an mehr und mehr von den öffentlichen Geschäften zurück. P. erfreute sich als Lehrer wie als Schriftsteller eines guten Rufes und verband mit seiner juristischer Bildung auch sehr gediegene humanistische, wovon seine zahlreichen Schriften das beste Zeugniß liefern. Sowol Meusel (biogr. Lex. 10, S. 558—63), dann Weidlich (biogr. Nachr. Bd. 2, S. 214—19) geben eine stattliche Liste seiner Arbeiten, welche in die Jahre 1761—81 fallen und zum größten Theile aus Dissertationen und Programmen bestehen. Als warmer Verehrer Gottfried Mascov's schrieb er (1771) unter dem Titel: „Memoria Gottfridi Mascovii" dessen Biographie, welcher er eine Sammlung unedierter Briefe von Juristen jener Zeit beigab; 1776 erschienen zu Leipzig, von ihm bearbeitet, mit Vorrede und Anmerkungen Gottfried Mascov's kleinere Werke (Opuscula). Sein Porträt von Brumme findet sich in Knötzschers juristischem Almanach für d. J. 1794.

Meusel u. Weidlich a. a. O. — Leipziger gelehrtes Tagebuch (von Eck) f. d. J. 1796, S. 44—50.

Eisenhart.

Puttrich: Ludwig P., Kunsthistoriker, Sohn des kurfürstlich sächsischen Jagd- und Floß-Secretarius Johann August P., geb. am 30. April 1783 in Dresden, † am 2. September 1856 in Leipzig, war seinem Berufe nach Jurist und übte in Leipzig die rechtsanwaltschaftliche Praxis aus. Nur nebenbei betrieb er als eifriger Sammler und Forscher die kunstgeschichtlichen Studien, aus welchen sein in den Jahren 1835 bis 1852 erschienenes stattliches Werk: „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" hervorging. Aber auch auf die Musik scheint er, wenigstens in seinen jungen Jahren, seine Nebenbeschäftigungen ausgedehnt zu haben, da erwähnt wird, daß er Mitvorsteher der Singakademie zu Leipzig gewesen ist und im J. 1811 Tänze herausgab. Im J. 1828 begründete er in Verbindung mit C. G. Börner die Gesellschaft Leipziger Kunstfreunde, die sich später unter dem Namen „Leipziger Kunstverein" durch rühmliche Thätigkeit auszeichnete. Nachdem 1834 der Plan zu seinen „Denkmalen der Baukunst" entstanden war, unternahm P. 1837 eine Reise nach Italien. Bei Herausgabe

jenes Werkes stand ihm neben anderen Künstlern besonders G. W. Geyser der Jüngere zur Seite, zum Texte der zweiten Abtheilung lieferte C. P. Lepsius Beiträge. Er selbst begleitete dasselbe mit einer von ihm in Verein mit C. A. Zestermann verfaßten „Systematischen Darstellung der Entwickelung der Baukunst in den obersächsischen Ländern vom 10. bis 15. Jahrhundert“. Der reichhaltigen Bücher- und Kunstblättersammlung, welche er für seine Zwecke zusammenbrachte, entäußerte er sich noch bei Lebzeiten. Sie ist in einem ausführlichen gedruckten Kataloge verzeichnet, der zu ihrer für den 15. Mai 1848 festgesetzten Versteigerung erschien. Doch kam damals diese Versteigerung nicht zu Stande, sondern blieb bis zum 15. Februar 1850, wie einem von T. O. Weigel in Leipzig zum letzteren Termine ausgegebenen Auszuge aus jenem Kataloge zu entnehmen, aufgeschoben.

J. W. S. Lindner, Taschenbuch für Kunst und Litteratur im Königreich Sachsen, 2. Jahrg., 1828, S. 39.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Pütz: Dr. Wilhelm P., Professor am Gymnasium an Marzellen in Köln, Verfasser geschichtlicher und geographischer sowie deutscher Lehr- und Lesebücher, geb. zu Köln am 6. November 1806, † am 4. Juni 1877 ebendaselbst. P. war der Sohn eines dortigen Hafenbediensteten Justus Pütz und dessen Ehefrau Anna Maria Krauthoven; die Eltern bemüht, ihrem Sohne eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, ermöglichten demselben den Besuch und die Absolvirung des Gymnasiums; dann widmete sich P. zu Bonn philologischen und daneben mit Vorliebe historischen Studien, wo er unter seinem großen Lehrer Niebuhr den wissenschaftlichen Grund zu seinem umfassenden historischen Wissen legte. Nach bestandenem Staatsexamen begann P. seine pädagogische Thätigkeit als Lehramtscandidat am Gymnasium zu Düren; an Ostern 1841 wurde derselbe von dort an das katholische Gymnasium, das jetzige Gymnasium an Marzellen, in Köln berufen, wo er dann ununterbrochen bis Herbst 1865 in den oberen Classen als Lehrer des Deutschen, Lateinischen, der Geschichte und Geographie erfolgreich wirkte. Seine verdienstvolle Thätigkeit als Lehrer, dann auch als Verfasser von geschichtlichen, geographischen und anderen Lehrbüchern fand bei der vorgesetzten Behörde gebührende Anerkennung; 1862 wurde ihm der Professorentitel und 1865, als er in den Ruhestand trat, der rothe Adler-Orden vierter Classe verliehen. Die letzten Lebensjahre widmete P. der weiteren Durcharbeitung und Ausfeilung seiner Lehrbücher, deren Stoffe er mit Benützung bester Quellen in eklektischer Weise nach dem von ihm confessionell eingenommenen Standpunkte zusammengestellt und didaktisch bearbeitet hatte. Von diesen Lehrbüchern, von denen die meisten in vielfachen Auflagen erschienen und weite Verbreitung fanden, mögen hier erwähnt werden sein „Grundriß der Geographie und Geschichte der alten, mittleren und neueren Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten“ 3 Bde., wovon der erste Band das Alterthum (18. Aufl.), der zweite das Mittelalter (16. Aufl.) und der dritte die neuere Zeit (16. Aufl.) umfaßt; unter gleichem Titel und mit der nämlichen Eintheilung der Zeitabschnitte bearbeitete P. einen solchen Grundriß auch für die mittleren Klassen dieser Anstalten, dessen erste Abtheilung 19, die zweite 15 und die dritte 14 Auflagen erfuhr; weiter folgte ein „Grundriß der deutschen Geschichte für die mittleren Classen höherer Lehranstalten“ (15. Aufl.); ferner ein „Leitfaden bei dem Unterricht in der Geschichte des preußischen Staates“ (12. Aufl.). Als Hilfsmittel zur Ergänzung und Belebung des geschichtlichen und des damit in Verbindung stehenden geographischen Unterrichtes veröffentlichte P. „Historische Darstellungen und Charakteristiken für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet“, dessen 1. Band das Alterthum, 1861, der 2. Band das Mittelalter, 1862, der 3. Band die neuere Zeit, 1864,

und der 4. Band die neueste Zeit, 1866, behandelt; zuvor schon 1859—60 erschienen seine „Charakteristiken zur vergleichenden Erd= und Völkerkunde", 2 Bände, die je zwei Auflagen erlebten. Außerdem verfaßte P. noch ein „Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten u. s. w." (7. Aufl.), ferner ein „Altdeutsches Lesebuch" sowie ein „Mittelhochdeutsches Lesebuch" mit Sprach= und Sacherklärungen, denen sich eine „Uebersicht der Geschichte der deutschen Litteratur für höhere Lehranstalten" anreiht, die ebenfalls sämmtlich mehrfache Auflagen nöthig machten. — Die geschichtlichen Lehrbücher von P. fanden bald nach ihrem Erscheinen eine stets steigende Anerkennung seitens sehr vieler Schulbehörden und fachmännischer Kreise, sowie die ausgedehnteste Verbreitung nicht allein in Preußen, Oesterreich und in sonstigen deutschen Staaten, sondern schon seit 1843 auch im Ausland durch ihre Uebertragung in die meisten europäischen Sprachen. Diese auffallend günstige und so weit ausgebreitete Aufnahme dieser Lehrbücher dürfte abgesehen von vielfachen, nicht zu verkennenden Vorzügen derselben, doch wol theilweise eine Erklärung finden in der nach 1848 eintretenden Zeitstimmung, der die geistige Richtung jener Lehrmittel entgegenkam, dann auch in dem weitreichenden Einfluß der hier interessierten kirchlichen Kreise, sowie in der hierdurch angeregten Unterstützung mancher Regierung; außerdem ist übrigens doch noch zu sagen, daß gleichzeitig ein Mangel an geeigneten derartigen Unterrichtsmitteln fühlbar war. Vom pädagogischen Standpunkte aus und besonders in Ansehung der in den Darstellungen der Thatsachen hin und wieder hervortretenden und bereits erwähnten confessionell beinflußten Anschauungen des Verfassers nahm später die Kritik Anlaß zu scharfen Angriffen; von gegnerischer Seite nannte man P. den „richtigen Missionar des ultramontanen Regiments zur Verbreitung eines geistlosen, aller subjectiven Kritik und aller Farbe entkleideten Geschichtsunterrichts", ein hartes Urtheil, das in dieser Schärfe doch wol das gerechte Maß übersehen dürfte. In der Form der Darstellung wird oft die der Jugend nahe liegende und deshalb ihrem Verständniß anzupassende Einfachheit der Wendungen und der Satzbildung vermißt; der Periodenbau ist häufig zu umfänglich, und durch störende Einschiebungen ist die Uebersicht und Auffassung erschwert. P. selbst hat, diese Mängel einsehend, noch in seinen letzten Zeiten, wie schon erwähnt, an der Vereinfachung seiner Ausdruckweise gearbeitet. — In seiner Wirksamkeit als Lehrer erzielte P. sehr günstige Ergebnisse, und diese beruhten nach dem Urtheile fachmännischer Genossen auf der seinen mündlichen Mittheilungen eigenen Klarheit und Bestimmtheit und auf der besonnenen Erwägung der zu erstrebenden Lehrziele. Durch die Herausgabe seiner historischen und geographischen Lehrbücher hatte P. sich allmählich ein bedeutendes Vermögen erworben, bezüglich dessen Verwendung im Falle seines Todes er durch letztwillige Verfügung zu Gunsten der beiden von ihm zeitlebens gepflegten Wissenschaften, der Geschichte und Geographie, eine hochherzige Bestimmung traf: er setzte die Universität Bonn als Universal=Legatarin ein und bestimmte, daß der Haupttheil seiner Hinterlassenschaft, 75,000 Mk., beziehungsweise deren Zinsen jährlich zu Bibliothekszwecken und zwar zur Anschaffung von Werken historischen und geographischen Inhalts verwendet, ferner die jährlichen Zinsen von weiteren 40,000 Mk. alljährlich an drei Studierende als Stipendien verliehen werden sollten, die zu ihrem Hauptfach die historischen oder geographischen Fächer sich gewählt hätten; außerdem hat derselbe in seinem Testamente noch sehr bedeutende Summen ausgeworfen, wie für das Marien=Hospital und sonstige Wohlthätigkeitsanstalten in Köln, sowie für den dortigen Gymnasial=Studienfonds und mehrere werthvolle Gemälde für das Wallraf=Richartz'sche Museum bestimmt. Zum dankbaren Andenken an die Verdienste des Mannes um die Universität Bonn hat die Bibliothek=Verwaltung derselben das lebensgroße Bildniß ihres

Wohlthäters ausführen und in dem dortigen Bibliotheksaal aufstellen lassen. — P. war nie verheirathet; eine kurz dauernde Krankheit führte an dem oben bezeichneten Tage zu seinem Tode.

Nekrologische Notiz in der Kölner Zeitung v. 6. Juni 1877. — Chronik des Gymnasiums an Marzellen in Köln 1878. — Sonstige amtliche and Privatmittheilungen.

Binder.

Pyl: Christoph P., geboren am 12. October 1678, war der Sohn des M. Theodor Pyl, Predigers an der Nicolaikirche und Professors an der Universität Greifswald, aus einer alten Stralsunder Patricierfamilie, welche zuerst 1410 genannt wird und wahrscheinlich von Levenstede bei Braunschweig oder einem anderen niederdeutschen Orte nach Pommern eingewandert ist. Von seinem Vater, welcher neben seiner theologischen Amtsführung ein besonderes Interesse für mathematische und physikalische Studien hegte und in diesen Fächern auch schriftstellerisch thätig war, sowie unter dem Einflusse der reichen Sammlungen von Büchern, astronomischen Instrumenten und Kunstwerken, welche ihn von Jugend an im elterlichen Hause umgaben, erhielt er für sein späteres Leben und seine litterarische Thätigkeit eine ungewöhnliche Vielseitigkeit, mit welcher er jedoch einen ebenso regen Fleiß und eine strenge Gründlichkeit verband. Während er in Greifswald studierte, wendete er sich, seitdem Dr. J. Fr. Mayer als Generalsuperintendent im J. 1701 dorthin berufen war, von dessen Eifer angeregt, besonders zur Theologie, zugleich aber begann er unter Palthen seine historischen Forschungen; in Kiel dagegen, wohin er sich 1702 begab, widmete er sich der Mathematik und Naturwissenschaft und verfaßte auch zwei Schriften über Astronomie, sowie über die Mineralwasser von Schwalbach und Pyrmont. Nachdem er dann noch 1704 in Rostock mit seinem jüngeren Bruder, dem späteren Prediger an der Nicolaikirche zu Greifswald, M. Gottfried Pyl (geb. 1690, † 1748) aufs Neue theologische Studien getrieben hatte, habilitirte er sich, 1705 zum Magister promovirt, 1706 in der Gr. philosophischen Facultät durch eine Schrift „de atmosphaera lunari“; wurde aber bald darauf als Rector an die Schule nach Anklam berufen, wo er von 1708—20 thätig war und auch die Schrecken des russischen Krieges im J. 1713 erlebte. Die durch die edelmüthige Aufopferung des dänischen Comm. Carlson bewirkte Rettung Anklams vor der Einäscherung feierte er in der Folge durch eine Reihe von Schulprogrammen (1712—20), welche theologische und historische Stoffe zum Inhalte haben. Wichtiger aber als diese sind seine historischen Collectaneen, welche er den Handschriften der Nicolaikirchenbibliothek und den Archiven zu Greifswald und Anklam entnahm: Diarium rerum Ancl.; Vol. excerptorum; Pom. celebrata; Orbis litteratorum, ein Gelehrtenlexikon, und Theatrum universi, ein statistisches Werk, von denen einige unter die Handschriften der Gr. Universitätsbibliothek gelangt sind. Nach einer kurzen Amtsführung des Rectorats in Stettin (1720—23), und nach Ablehnung eines Rufs zur Professur der Eloquenz in Greifswald, übernahm er das Rectorat in Stralsund, welches er von 1723 bis zu seinem Tode (20. September 1739) mit großem Eifer verwaltete und sich in dieser Wirksamkeit eine innige Liebe seiner Schüler erwarb. Er unterwies sie nicht nur in den Sprachen und Wissenschaften des classischen Alterthums, sondern suchte auch ihren Sinn für Poesie und Humanitätsbildung durch Redeübungen und dramatische Aufführung von Racine's Tragödien auszubilden. Daneben setzte er seine historischen Studien fort, sammelte eine sehr umfangreiche Bibliothek, welche mehrere tausend Schriften über pommersche Geschichte enthielt, und gab unter andern heraus: „Faustinus redux in jub. Luth.“ 1717; „Memorabilia Pom.“ 1722; „De jub. Sundensi obsidionis Wallensteinianae“ 1728; „Jubel-Schrift zur Augsburgschen Con=

fession" 1730; „Von der Nutzbarkeit der auf der Bühne zu haltenden Redeübungen" 1736.

Familiennachrichten und Progr. funer. — Catalogus bibl. M. Christophori Pyl, Gr. 1740 (478 S). — Zober, Gesch. des Stralf. Gymn. IV, S. 18, 44, 49, 61 ff., 106 ff.

Pyl.

Pyl: Johann Theodor P., Dr. med., geboren am 16. November 1749 zu Barth, war ein Sohn des dortigen Physikus Dr. med. Theodor P. (geb. 1718, † 1759) und Großneffe von M. Christoph P. (s. S. 782). Nach dem frühen Tode seines Vaters erfreute er sich des Wohlwollens seines Vormundes, des später 1764 nach Berlin berufenen Propstes Spalding, welcher auch auf seine späteren Lebensschicksale von Einfluß blieb. Dann besuchte er 1765 das Gymnasium zu Stralsund unter Büttner und Wackenroder, und studirte seit 1768 in Greifswald unter Rehfeld und Westphal Medicin, widmete sich aber zugleich unter Dähnert, Möller, Muhrbeck, A. Mayer u. A. den historischen und philosophischen Wissenschaften. In dieser Zeit vereinigte er sich zu gemeinsamen Forschungen mit dem später als Chemiker und Botaniker ausgezeichneten Chr. Ehr. Weigel (s. A. D. B.) und blieb mit ihm für das ganze Leben in inniger Freundschaft verbunden. Am 2. November 1776 ging er auf Spalding's Veranlassung nach Berlin, machte dort einen anatomischen und praktischen Cursus, erhielt 1777 infolge einer „Diss. de morbillis" seine Approbation als Arzt in Berlin, und wurde am 30. März 1778 auf Grund einer anderen „Diss. de rubedine sanguinis" in Greifswald zum Doctor promovirt. Am 18. April 1778 ging er als Feldarzt der preußischen Armee nach Schlesien und erwarb sich hier während des Bairischen Erbfolgekrieges nicht allein das Vertrauen seiner Vorgesetzten, des Dr. Knape und Dr. Siemerling, sondern auch das persönliche Wohlwollen König Friedrich's II. Infolge dessen berief ihn der Monarch nach der Rückkehr zu sich und übergab ihm eigenhändig am 10. November 1779 seine Ernennung als Stadtphysikus von Berlin und Rath im Collegium medicum, wodurch er schon im Alter von 30 Jahren zu einer sehr einflußreichen Stellung gelangte. Durch seine Vermählung (1780) mit Magd. Louise Rebelt, deren Vater reiche naturwissenschaftliche Sammlungen besaß, wurde er, neben seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis und Physikatsführung, auch diesen Studien zugewendet und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, sowie 1787 Rath im Collegium sanitatis. Durch den frühen Tod seiner Gattin (1784) und noch mehr durch den schmerzlichen Verlust seiner zweiten Frau im J. 1792 aufs tiefste gebeugt, starb er, nachdem er noch zum Obermedicinalrath ernannt war, am 27. December 1794 im Alter von 45 Jahren. Neben seiner praktischen Wirksamkeit erlangte er auch eine litterarische Bedeutung für die gerichtliche Medicin, indem er die Erfahrungen seines Amtes in einer Reihe von Zeitschriften und Sammlungen niederlegte, welche noch jetzt als wesentliche Hülfsmittel für diese Wissenschaft dienen. Von ihnen sind zu nennen: Uhden und Pyl, Magazin für gerichtliche Arzneikunde, I—II, Stendal 1782—84; Pyl, Neues Magazin für gerichtliche Arzneikunde, I—II, Stendal 1785—88; Pyl, Aufsätze aus der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, I—VIII, Berlin, Mylius, 1783—93; Pyl, Repertorium für gerichtliche Arzneiwissenschaft, I — III, Berlin, Vieweg, 1789 — 93. Von seinem Sinne für Kunst zeugt seine Uebersetzung der schwedischen Abhandlung von Thunberg über japanische Münzen (Stendal 1785) und mehrere Sammlungen. Von seinem jüngeren Bruder, dem Assessor Dr. jur. Paul Gottfried P. (geb. 1751, † 1830), welcher eine Abhandlung vom Einflusse der Veränderung des Wohnortes und Standes auf die eheliche Gütergemeinschaft (1804) schrieb, stammt die noch jetzt in Greifswald wohnhafte Familie Pyl.

Familiennachrichten und Briefe. — Büsten Berliner Gelehrten, S. 247, Nachtrag S. 173. — Denina, Prusse lit. III, 182. — Schlichtegroll, Nekrologe 1794, S. 378. — Meusel, Gel.-Lex. X, 570. — Gesterding, Pom. Mannigf. S. 56.

Pyl.

Pynaker: Adam P., Landschaftsmaler, geb. im J. 1621 im Dorfe Pynaker zwischen Schiedam und Delft. Wer ihn in der Kunst unterwiesen hat, ist unbekannt. In Italien hielt er sich drei Jahre auf und studirte fleißig nach der Natur. In der Kunstweise steht er dem Jan Both sehr nahe. Seine Bilder, die nicht sehr selten und in verschiedenen Galerien zerstreut sind, werden geschätzt. Parthey führt allein in deutschen Sammlungen 54 Bilder von ihm an, ist aber noch nicht vollständig. Im Louvre ist ein Hauptbild von ihm, Maulthiertreiber vor einer Schenke, im Haag eine Gebirgslandschaft, ebenso in Amsterdam. Das Museum von Braunschweig besitzt eine treffliche italienische Landschaft mit Maulthiertreibern, Berlin eine Landschaft mit Wasserfall vom J. 1654. Auch das Belvedere in Wien, die Esterhazy-Sammlung in Pesth, Gotha, München besitzen Werke seiner Hand; manche befinden sich noch in Privathänden. P. liebt große Formen in den Bergen und Bäumen, ein feiner Goldton zieht sich durch die Luft und die Landschaft hin, das Colorit ist angenehm und die verschiedenen Baumarten sind gut charakterisirt. Einzelne seiner Bilder sind nachgestochen worden; zu den besten Stichen gehören die von Darnstedt, Geyser, W. v. Kobell (la bergère filante, in Aquatinta), Lerpinière, Schlicht (Landschaft mit hoher Brücke), G. W. Weise u. a. Man will ihm selbst auch zwei Blätter zuschreiben, eine Felsenlandschaft mit einer Hütte und eine Ruine. Da die Blätter nicht bezeichnet sind, so ist die Sache nicht über allen Zweifel erhaben. Der Künstler ist in Delft im J. 1673 gestorben.

S. Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Parthey (Bildersaal).

Wessely.

Pyra: Jacob Immanuel P., Dichter und Kritiker, ist geboren am 25. Juli 1715 zu Cottbus als Sohn eines mittellosen Advocaten. Er besuchte das Bautzner Gymnasium, früh für schöne Litteratur interessirt, mit Lohenstein, dann mit Neukirch beschäftigt, im frommen Christenglauben erzogen. 1734—1738 studirte er Theologie in Halle bei dem strenggläubigen Lange, und fand in dessen Sohn, Samuel Gotthold, einen Freund und Dichtgenossen, der auch seine traurige Lage milderte. Zwei Hallesche Strömungen, der Francke'sche Pietismus und der von Thomasius eingeleitete freiere preußische Zug, ergriffen P. Religiöse Weihe, kritische Litteraturbetrachtung, Begeisterung für König und Vaterland vereinigten sich in ihm. Er trieb Philologie und Aesthetik. Er stiftete mit Lange eine poetische Gesellschaft, wies auf die Alten und die Engländer hin und ging von einseitiger Befehdung der bloßen Reimer zur Praxis der reimlosen Verse über. Er trat 1736 in briefliche Verbindung mit Gottsched. 1737 erschien sein größtes Gedicht, „Der Tempel der wahren Dichtkunst.“ Mit Gottsched äußerlich und innerlich zerfallen, näherte er sich den Schweizern. Im Laublinger Asyl seit 1739 dichtete er geistliche Oden und mit Lange freundschaftliche Lieder, begann nach einer unglücklichen Hauslehrerepisode eine Wochenschrift, setzte seine Uebertragung und Erläuterung der Aeneis fort und suchte, angeregt durch Wolff und Baumgarten, aber auch durch die Kämpfe der beiden litterarischen Heerlager, eine neue Poetik zu begründen. Gegen Ende 1742 als Lehrer, bald Subrector, an das Cöllnische Gymnasium zu Berlin berufen, erfreute er sich allmählich besserer Vermögensverhältnisse und genoß, neu belebt durch die Hauptstadt, anregenden Verkehr mit seinem braven Rector Damm, dem Gräcisten, streifte die alte pietistische Strenge ab, verschmähte sogar bedenkliche Liebessänger wie Rost und

Lamprecht nicht und reichte jungen Dichtern edlerer Richtung, die von seiner eigenen Theorie und Praxis gelernt hatten, wie Gleim und Kleist die Hand. Er schritt rasch vorwärts, nicht sowohl in den damals neu behandelten Dramen, die durch formale Experimente interessiren, als in der Kritik. 1743 trat er mitten im Dichterkrieg als gewappnetster Gegner der Leipziger hervor, keineswegs auf parodistischen Spott und bloße Verneinung beschränkt. Neue Angriffe wies er 1744 sehr überlegen zurück. Unsre Litteratur durfte Bedeutendes von ihm erwarten; aber sein schwächlicher Körper war den Entbehrungen eines kargen Lebens und den Unruhen des bei den Gegnern so oft in persönliche Schmähung ausartenden Kampfes nicht gewachsen: P. starb am 14. Juli 1744.

Der ernste, energisch an seiner Charakter- und Geistesbildung arbeitende, keinem Fortschritt verschlossene Mann, welcher polemische Verstandesschärfe mit tiefer Neigung zu religiöser Dichtung vereinigte, Römer und Engländer so eingehend wie die Bibel studirte, behauptet in der deutschen Litteraturgeschichte seinen Platz unter den Vorläufern Lessing's und als ein Vorbote Klopstock's. Ein Programm für den christlichen vates, den deutschen Milton, ist das mit einem charakteristischen Motto aus Vida's Hymnen ausgestattete, 1737 in 4⁰ erschienene allegorische Lehrgedicht „Der Tempel der wahren Dichtkunst. Ein Gedicht in reimfreien Versen von einem Mitgliede der Deutschen Gesellschaft in Halle". In dem lang hin und her wogenden Kampfe für und wider den Reim nimmt P. als ein extremer Reimfeind Stellung mit reimlosen Alexandrinern. Gottsched war in dieser Formfrage unbefangener als die durch ihn selbst angeregten Züricher und als die Hallenser. Die Wirkungen sind bei den jüngern Anakreontikern, bei Klopstock, bei Ramler zu verfolgen. In den Miltonstreit greift P. mit dem feierlichen Votum ein, der göttliche Prophet verdiene den Kranz vor Homer: „Er hat die Poesie vom heidnischen Parnaß ins Paradies geführet." P. wendet sich von der Aftermuse ab, die ihn in eine ambraduftige Opernwelt zu Nymphen lockt und folgt der wahren Dichtkunst (Milton's Urania, Klopstock's Sionitin) in das Reich der echten Poesie. Der Vorhof wird unplastisch beschrieben. Dann findet im Tempel eine weitere Umschau nach Gattungen und Personen statt. Spätere Einschiebsel sind nachzuweisen; das Ganze uneinheitlich. Der 5. Gesang verherrlicht die frommen Sänger seit dem alten Testament und giebt die Losung aus: singt christlich-episch, laßt den leeren Reim, ahmt den Alten weise nach! Die Anlage des Ganzen und manche Einzelheiten bekunden den Einfluß vor allem Pope's (Temple of fame), des Kebes und Vergil, vielleicht des Dante, sicher — wie noch näher zu untersuchen — des Vida und Sannazaro, deren Namen in der letzten Revue nicht vergessen sind. P. selbst entwarf ein Gedicht auf die Sündflut.

P. hat die Einseitigkeit dieses Programms nicht unentwegt festgehalten, sondern schon vor Berlin die puritanische Verpönung aller Sinnlichkeit fallen lassen. Er mischte realistisch-idyllische Züge in kleine Gedichte. Er ergötzte sich an den Epopöen Boileau's und Pope's und lieferte 1741 in seiner nur bis auf neun Stücke gediehenen Wochenschrift „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft" (vergl. Bemühungen 1², 255 ff.) das Fragment „Bibliotartarus" in gereimten Alexandrinern, durch das launig entworfene Bild eines studentischen Renommisten Zachariae anregend. Im „Tempel" hat er die römischen Elegiker als Sänger „geiler Buhlerlieder" abgewiesen, David über Pindar erhoben, aber den edlen Paaren Homer und Vergil, Horaz und Theokrit, Sophokles und Euripides gegenüber, deren Tugendliebe manch Christenlied beschäme, nur sein Bedauern ausgesprochen, daß sie noch in der blinden Nacht des Aberglaubens irrten. Er war nichts weniger als ein Feind der Antike. „In Pyra singt der göttliche Virgil"

rühmt Bodmer. 1736 schickte P. die Probe einer Aeneisübersetzung, in reimfreien iambischen Tetrametern, an Gottsched (Waniek S. 21, Crit. Beitr. St. 17, 89, 18, 328, 21, 69). Ein häßlicher Streit über den Vorrang der P.'schen Leistung oder der „Schwarzias" folgte. P. ging später zu reimfreien Alexandrinern über; immer etwas verbreiternd, aber gegen die Amthor, Schwarz u. s. w. unläugbar edel im Ausdruck. Sein Nachlaß (Gleimstiftung in Halberstadt; zum Vergil vgl. auch Nathusius, Halberstädter Programm 1874) enthält 3½ Gesänge. Ein Stückchen der Ilias in Hexametern hat sich erhalten und bekundet den Uebergang zum antiken Maß. Auch Pyra's dramatische Versuche zeigen ihn auf neuer Bahn. Er wählt alttestamentliche Stoffe: Jephta, Agag (Saul); aber auch ein Atreusfragment liegt vor. Rhetorisches Gepräge, Frauenchöre, Versexperimente bis zur Einführung des Hexameters ins Drama.

In der Ode hat P. den letzten Schritt zum antiken Maß nicht gethan, aber antikisirend dem Wagniß Klopstock's vorgearbeitet. Lyrica erschienen 1745 in „Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern," besorgt von Bodmer, der „dem poetischen Ansehn zu Liebe", wohl aus Thomson, die arcadischen Namen für P. und Lange substituirt hat. In der 2. Auflage 1749 hat Lange eine zusammenfassende Notiz über Pyra's Pläne und Nachlaß gegeben. P. ist der tiefere, erhabnere, während Lange in landpastörlicher Behaglichkeit am genießbarsten ist. P. hat zuerst den Reim gewandt gehandhabt, dann ohne den „Schellenklang" vornehm, selbstbewußt, fern vom „Pöbel" hohe Ideale, Klopstock'sche Themata: Gott, Dichtkunst, Tugend, Freundschaft, Vaterland besungen. Im Psalm ist er Cramer's Vorgänger. Seine Reimode „Ich sah den jungen Adler fliegen" feiert König Friedrich. Die Sammlung wurde zuerst von Kästner im Hamburger Correspondenten vom 15. December 1745 angegriffen. Lange und Meier antworteten, vielleicht von Sulzer unterstützt, in einer wortreichen Broschüre. Kästner replicirte.

Nach Pyra's Tod schrieb Bodmer an Lange: in Pyra hätten sie einen Freund, der Geschmack einen Kenner, die Poesie einen Dichter, die Kritik einen Streiter verloren. Lange vergleicht ihn mit Horaz und fügt hinzu, P. habe das Reich der Dummheit kühn angegriffen und tolle Schmierer niedergeschlagen wie Zeus tolle Riesen. Gegen die „Erzgottschedianer" Cramer und Mylius, die 1743 in den „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" einen ebenso bornirten wie boshaften Kampf wider Milton, Haller, die Zürcher eröffneten, aber nicht gegen sie allein, gab P. 1743 den ersten „Erweis, daß die G*ttsch*dianische Seite den Geschmack verderbe" heraus, worin in trefflicher, an den Franzosen und Liscow geschulter Prosa die schweizerische Lehre von der dichterischen Phantasie gegen die „logicalischen Erklärungen" verfochten, Wernicke als Anfang einer gesunden Kritik, Haller als Anfang einer neuen, gedankenschweren Poesie beredt gewürdigt, und mit seinem Sinn für Dichtersprache, doch nicht ohne theologisirende Beweisgründe Milton in Schutz genommen wird. Was in Leipzig für Haller'schen Unsinn galt, stellt P. als erhabene Prägnanz und geschmückte Rede hin, auch Hallers Varianten beachtend. Er wirft den Sachsen „Weisianismus" vor. Er geht grausam ins Gericht mit Atalanta und Cato. Man antwortete plump und persönlich, Bemühungen 1^2, 264. P. warf 1744 die „Fortsetzung des Erweises . . . ." auf den Markt, die Unpersönlichkeit seiner Kritik durch eine beredte Unterscheidung zwischen dem Dichter und Poetiker Gottsched und dem Professor und Magnificus Gottsched kundgebend. Er verurtheilt Gottsched'sche Lieblinge wie Neukirch, Schwarz, erkennt aber J. E. Schlegel's Begabung an. Er wird der neuen Komödie nicht gerecht, weiß aber alle Schwächen der „Hausfranzösin" aufzudecken und setzt seine Polemik gegen den „Cato" vernichtend fort. Neben schiefen Bemerkungen feine Einzelheiten, z. B. gegen die

todte Beschreibung in der Poesie. „Nicht große Leute, sondern die Natur muß die Regeln geben", hatte er schon im Vergilstreit geschrieben. Jetzt erklärt er Gottsched's ganze Poeterei für Wasserdichtung, seine „Dichtkunst" nur für ein historisch-kritisches Handbuch ohne ästhetische Einsicht, fordert vor allem „poetisches Feuer" und erklärt, der geborene Dichter werde schon nach und nach durch Uebung Regelmäßigkeit erwerben. — Die Hallischen Bemüher haben ihre niedrige Kampfweise noch an Pyra's frühem Grabe fortgesetzt und gegen Lange wohlgezielte Hiebe geführt; überlaute Lobeserhebungen auf den Todten antworteten ihnen. Ruhige Würdigung ist seinen Verdiensten und Talenten erst spät zu Theil geworden; zuerst wies Danzel nachdrücklicher auf P. hin.

Waniek, Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Leipzig 1882 (vergl. Seuffert, Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 28, 253). — E. Schmidt, Lessing. 1884. 1, 227. — Neudruck der „freundschaftlichen Lieder", 2. Aufl., mit Einleitung von Sauer in Seuffert's Deutschen Litteraturdenkmalen 22, Heilbronn 1875.

Erich Schmidt.

Pyrker: Anna Maria P., berühmte Sängerin des vorigen Jahrhunderts, geb. 1717 (nicht 1713), gestorben in Eschenau bei Weinsberg im Würtembergischen am 10. November 1782. Sie heißt nicht, wie C. F. D. Schubart in seiner Autobiographie (Leben und Gesinnungen u. s. w.) angiebt, mit dem Vornamen Marianne, ebenso ist ihr angeheiratheter Name, wie ihn derselbe Autor angiebt, Pirkner, durchaus falsch, endlich kann auch die Schreibung, welche Hänle, Korsinsky, Mendel, Riemann haben, Pirker, nicht bestehen. Anna Maria ist eine geb. Geyereck, dieser Name deutet wohl auf Herkunft ihrer Familie aus dem Salzburgischen hin, wo eine der drei Spitzen des zwischen Salzburg und Berchtesgaden gelegenen Untersbergs „das Geiereck" heißt. Die Familie des Namens war nach archivalischen Nachrichten zu Graz in Steiermark vor dem „eisernen Thore" ansässig und zählte zur wohlhabenden Classe. Demungeachtet scheint Anna Maria nicht in dieser Stadt geboren zu sein, Hänle in seinen „Württembergischen Lustschlössern" nennt sie vielmehr eine Württembergerin, die 1750 (als sie nämlich nach Stuttgart kam) in ihr Heimathland zurückgekehrt wäre. Näheres ist zur Zeit noch nicht bekannt. Anna Maria zeigte von Jugend auf schöne Gesangstalente, heirathete um 1737 den Violinisten Franz Joseph Pyrker und wurde dadurch verwandt mit der Familie, d. h. den Vorfahren des bekannten Dichters und Erzbischofs von Erlau, Joh. Ladislav Pyrker. Etwa ein Jahr nachher, als sich die Eheleute gerade zu Graz aufhielten, wurde ihre Tochter Josepha M. Anna Pürkher (so steht im Taufbuche) geboren, den 21. September 1738; wahrscheinlich um Verwechselung mit einer andern nahen Anverwandten zu vermeiden, hieß diese nachher Rosalie Marianne. Der Ehemann P., der das Gesangstalent seiner Frau vollkommen zu würdigen wußte, veranlaßte sie zu Kunstreisen in seiner Begleitung, sie fallen in die Zeit von 1738—50, Hänle giebt als Orte, wo die P. geglänzt habe, Wien und London, Neapel und Venedig an. 1750 berührte das Ehepaar Stuttgart: im improvisirten Saale wurde die Oper „Artaserse" gegeben, die Gatten ernteten großen Beifall und wurden vom Herzoge Karl Eugen in Dienste genommen, er als Concertmeister, sie als Hofsängerin. Anna Maria verstand den musikalischen Sinn der Herzogin in besonderem Grade anzuregen und verursachte, daß das herzogliche Lusthaus in Stuttgart alsbald in ein Opernhaus umgestaltet wurde. Sechs Jahre lang ging alles gut, da ließ sich die gefeierte Sängerin von ihrem lebhaften Rechtsgefühl und den Freundschaftsempfindungen für die regierende Herzogin zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen,

die sie sogleich büßen mußte und die, weil bald ein wichtiges Moment noch hinzutrat, ihr ganzes ferneres Leben zerstört hat. Herzog Karl Eugen war nämlich in intime Beziehungen zu der Tänzerin Auguste Agata geb. Gardela getreten und die P. berichtete der herzoglichen Gemahlin aus Theilnahme diese Sache in ihren Einzelheiten. Der Herzog brachte heraus, wer seiner Gemahlin den Freundschaftsdienst erwiesen habe, ließ die Sängerin in Stuttgart verhaften und war wahrscheinlich blos Willens, sie einige Zeit im Gefängnisse zu belassen. Die Herzogin nahm sich der Verlassenen an und bat nachdrücklich um ihre Loslassung, als das aber abgeschlagen ward, so dünkte ihr, der Herzogin, die eigene Lage hinfort unerträglich, sie verließ heimlich Hof und Land und rettete sich zu ihren Eltern nach Baireuth, von wo sie nie zurückgekehrt ist. Diese Entweichung geschah im September 1756, nicht 1755, man vergl. darüber Spittler, sämmtl. Werke XIII, 433; Pfaff, Geschichte von Würtemberg III, 2, S. 257. Der aufgebrachte Herzog ließ nun seinen ganzen Zorn auf die Sängerin P. fallen, die zwar Vertraute seiner Gattin gewesen war, aber doch an deren Entweichung nicht Schuld trug; Anna Maria wurde aus ihrem Stuttgarter Gefängnisse nach der Festung Hohenasperg in strengen Arrest gebracht. Schubart in seiner Autobiographie giebt wieder irrig an, ihr Mann, der Concertmeister, sei ebenfalls verhaftet worden und habe lange Jahre auf dem Asperg zugebracht: dies ist ein von Schubart aus Rache über dessen eigene Gefangenschaft geführter Schachzug gegen den Herzog (geradeso wie später das Gedicht „Die Fürstengruft“ gegen ihn gemünzt ist), in Wirklichkeit blieb P. während der ganzen Zeit der Gefangenschaft seines Weibes unangefochten und waltete seines Amtes als Concertmeister in Stuttgart, bis 20. October 1764 Hof und Residenz nach Ludwigsburg verlegt wurden. Was seine Frau, die gefeierte Sängerin betrifft, so saß sie acht und ein halbes Jahr lang (September 1756 bis Frühjahr 1765) auf Hohenasperg ganz allein in einem elenden Kerker; damaliger Commandant der Festung, den mithin das Unglück traf, sie so mißhandeln zu müssen, war erst Obristlieutenant Julius Otto v. Biberstein († 1760), dann Obrist Friedr. Christoph v. Kettenburg (bis 1768). Eine verbürgte Tradition sagt, daß die P. in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft auf Hohenasperg in ihrer Verzweiflung so geschrieen habe, daß eine Stimmbrechung bei ihr eingetreten und ihr prächtiger Sopran in einen tiefern Ton heruntergegangen sei, mit dem sie dann, nach ihrer Befreiung, in Heilbronn den Unterricht hätte ertheilen müssen. Im 8. Monate ihrer Gefangenschaft, am 28. April 1757 verehelichte sich ihre Tochter Rosalie Marianne mit dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta: welch' trauriges Fest zu Stuttgart, während die Mutter der Braut weit weg von ihren Lieben und im Unglücke war! Indessen sollte es noch schlimmer mit ihr kommen. Auf den Verlust der Stimme folgte nach einiger Zeit der des Verstandes, die ewige Einsamkeit und Nichtbeschäftigung, in der sie auf ausdrücklichen Befehl gehalten wurde, machten ihren reich talentirten Geist erliegen. Bei diesen Mißgeschicken der Künstlerin blieb gleichwohl Herzog Karl Eugen unbeweglich, denn er mußte Jemanden haben, an dem er seinen Grimm über den Skandal, daß ihm seine Gattin entwichen war, fortwährend und fühlbar auslassen konnte. Indessen gerieth doch das arme, irre Geschöpf in lichten Augenblicken auf ein Mittel, sich die harte Prüfung etwas zu erleichtern. Sie hatte nichts als das Stroh ihres Bettes, daraus zog sie Halme und nahm von ihrem eigenen Haare zum Festbinden. Mit diesem Material gelang es ihr Blumen zu bilden und als sie dies Spiel einige Zeit getrieben hatte, ließ ihr der Commandant Faden und Draht heimlich zustecken. Die Strohblumen, die sie nun in größerer Anzahl machen konnte, waren sehr künstlich verfertigt und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit. Aber auch das nützte ihr nichts beim Herzoge, der ja dafür bekant ist, daß seine wichtigeren

Gefangenen immer nur durch fremde Verwendung wieder frei geworden sind. Es würde demnach Anna Maria höchstwahrscheinlich bis zum Tode in ihrer unnatürlichen Einengung und dem ihre Arbeiten öfter unterbrechenden Irrsinn verblieben sein, wenn nicht Intercession von außen gekommen wäre. — Und diese ward ihr durch die gedachte Kunstfertigkeit. Mitleidige Seelen wußten ihre Arbeiten in große Entfernungen hin zu verbreiten und was sie selbst betrifft, so hatte sie gelernt, auch verschiedene Sorten von Blumen nachzuahmen und daraus Sträuße zu bilden. Ein solcher Strauß kam nach Wien vor die Kaiserin Maria Theresia. Diese wunderte sich über das Talent der Künstlerin und ihr erbärmliches Gefängniß, sie verwandte sich alsbald für die Unglückliche. Auch die Kaiserin Katharina II. von Rußland, heißt es, hätte ebenfalls einen solchen Strauß empfangen und sich dadurch zur Intervention bewogen gefunden. Herzog Karl Eugen, der immer gut österreichisch gewesen war, auch wohl glaubte, so hohen Damen gegenüber den Cavalier spielen zu müssen, gab nach und so erhielt Anna Maria, nachdem sie von ihrem 39. Lebensjahre bis zum 47. gefangen gewesen, ihre Freiheit im Frühling 1765. Ihr Gatte, der damals wie die gesammte herzogliche Hofhaltung in Ludwigsburg stand (erst 29. Mai 1775 ward Stuttgart wieder Residenz), durfte sie selbst abholen und brachte die Künstlerin nach Eschenau, einem jetzt würtembergischen Pfarrdorfe östlich von Heilbronn und Weinsberg, auch Station der Bahnstrecke Heilbronn-Oehringen. Hier befand sich ein reichsunmittelbares, dem schwäbischen Rittercanton Kraichgau incorporirtes Rittergut, dessen damalige Besitzer, der brandenburgisch-anspachische Kriegsrath Georg Friedrich von Killinger (geb. 1702) und seine Gattin Anna Elisabeth Sophie geb. v. Muck, schon früher mit dem Concertmeister befreundet gewesen scheinen. Sie nahmen das verfallene irre Geschöpf auf das liebreichste auf, und es folgt nun eine Zeit von zwei Jahren, die Anna Maria still in Eschenau verlebte, um von den Nebeln des Irrsinns wieder zu genesen. Sie wird wol im damaligen Amthaus, jetzigem Pfarrhaus, das dem Schloß gegenüber liegt, gewohnt und den daranstoßenden ziemlich ausgedehnten Amtsgarten (der Schloßgarten ist neueren Ursprungs) zu ihrer Gesundung benutzt haben, indessen hatte sie am 3. Juni 1766 das Ableben des Schloßherrn zu bedauern. Nach ihrer völligen Wiederherstellung, sie war jetzt fast 50 Jahre alt, verließ sie das gastliche Eschenau und zog nach der Reichsstadt Heilbronn, wohin ihr der Gatte, der von dem würtembergischen Herzoge die Entlassung erbeten und erhalten hatte, nachfolgte, Beide ernährten sich durch Musik- und Gesangunterricht. Schubart, der sie, als er Ludwigsburg wegen eines Pamphlets hatte verlassen müssen, im Juni 1773 besuchte, erzählt, daß sich beide Gatten um die Heilbronnischen Privatconcerte sehr verdient machten, das Vorhandensein eines Reichthums von guten Musikalien und gute Besetzung der Stimmen war größtentheils ihr Werk, aber Anna Maria war, wie Schubart sich ausdrückt, „lebendigtodt für den schönen Sang", obwohl sie im theoretischen Unterrichte noch wichtige Dienste leistete.

Auch in Heilbronn blieb die ehedem gefeierte Künstlerin Gegenstand der Theilnahme Aller, die von ihr hörten. 1780 erlebte sie noch den Tod ihrer Freundin v. Killinger, die in Heilbronn starb und zur Beerdigung nach Eschenau übergeführt wurde. Ihre letzten Tage brachte sie in demselben Eschenau hin, an der Gruft ihrer Freundin weinend und in Erinnerung an die alte Zeit versunken. Sie starb, nur 65 Jahre alt, an einem Gallenfieber am 10. November 1782 (nicht 1783). Am 12. d. M. war ihre feierliche Bestattung. Sie wurde, so erzählt das Todtenbuch der Gemeinde, unter einer ansehnlichen Begleitung zu Grabe gebracht und darauf von dem Pfarrer Ludw. Heinr. Kalb (in Eschenau 1772—99) eine Einsegnungsrede in der Kirche gehalten. Zahlreiche Andenken

und Reliquien von ihr sind, dem gleichzuerwähnenden O. Mylius zufolge, bei den Nachkommen ihrer Tochter Rosalie noch vorhanden.

Schubart, Leben u. Gesinnung., von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, Stuttg. 1791, I, S. 178. S. 179 Anmerk. — Hänle, württemb. Lustschlösser, Würzb. 1847, I, 175. 180—83. — Vollmer, Briefw. zwischen Schiller u. Cotta, Stuttgart 1876, S. 252 Anm. 4. Dieses sind die gedruckten Quellen über die Pyrker, unbedeutend sind die Erwähnungen bei Korsinsky, geogr. Lexikon von Würtemb. S. 63 (s. v. Eschenau). — Mendel, Musikal. Conv.-Lexikon VIII, 111. — Riemann, Musiklexikon, S. 704. Sonst sind noch benutzt freundschaftliche Mittheilungen vom Männergesangverein in Graz (namens dessen Herrn Secretär Fr. Söllner) und von Herrn Pfarrer Krauß in Eschenau. Die Pyrker ist wegen ihrer Schicksale die Heldin eines zweibändigen Romans geworden: „Die Irre von Eschenau“ von Otfrid Mylius, Stuttg. 1869; der Name O. Mylius ist Pseudonym.

Knoblauch v. Hatzb.

Pyrker: Johann Ladislav P. von Oberwart (Felsö-Ör), epischer Dichter, geb. am 2. November 1772 zu Längh in Ungarn (Stuhlweißenburger Comitat), † am 2. December 1847 in Wien. Er soll einer ungarischen, schon im Jahre 1582 von Kaiser Rudolf II. geadelten Familie entstammen; doch nennt er in seinen „Liedern der Sehnsucht“ Tirol „die Wiege seiner Ahnen“. Sein Vater zeichnete sich im siebenjährigen Kriege rühmlich aus, er war einer jener 18 heldenmüthigen Siskowitz'schen Husaren, welche in der Schlacht bei Kunersdorf den wichtigen Kuhgrund erstürmten und Laudons Sieg vorbereiteten; später lebte er als Gutsverwalter in Ungarn. Der Knabe kam schon 1780 nach Stuhlweißenburg in die Schule und absolvirte hier auch das Gymnasium. Unter seinen Lehrern mögen zwei auf ihn bestimmend eingewirkt haben, beide Geistliche, beide in den classischen Litteraturen wohlbewandert und als ungarische Dichter bekannt. Der jung verstorbene Paul Anyos (1756—1784), Ungarns hervorragendster Elegiker, hat sich als Uebersetzer Ovid's versucht; Benedict Virág (1752—1830) übersetzte Phaedrus, Horaz und Cicero, beschäftigte sich als einseitiger Vertreter der formalen Poesie mit metrischen Studien und schrieb eine ungarische Prosodie; später hat er sich auch als Historiker bewährt und noch 1825 eine Bearbeitung der Psalmen geliefert. Nachdem P. die philosophischen Studien an der Akademie in Fünfkirchen absolvirt hatte, beabsichtigte er, sich der militärischen Laufbahn zuzuwenden, bewarb sich aber auf den Wunsch seines Vaters in Ofen um eine Anstellung im königlichen Civildienste. Als diese Versuche mißlangen, wollte er die Secretärstelle bei einem italienischen Adeligen in Palermo annehmen, änderte aber auf der Hinreise in Neapel seine Absichten und kehrte auf dem Seewege über Genua nach Oesterreich zurück. Der großartige Eindruck, den das Meer auf ihn machte, scheint in ihm den Plan zu einer dichterischen Verherrlichung desselben hervorgerufen zu haben, den er in der Tunisias ausführte. Daß er auf dieser Fahrt in algierische Gefangenschaft gerathen sei, ist eine seit dem Erscheinen der Tunisias oft wiederholte Anekdote. Erst jetzt wählte er den geistlichen Stand, trat 1792 in das Cistercienserstift Lilienfeld (in Niederösterreich), dessen herrliche Lage er oft beschrieben und besungen hat, als Novize ein, studierte in St. Pölten Theologie und wurde 1796 zum Priester geweiht. Bald traten seine praktischen Talente zu Tage; in der Leitung der Stiftsökonomie seit 1798, später der Stiftskanzlei und des wichtigen Waldamtes, während der französischen Invasionen als Stiftskämmerer, leistete er seinem Ordenshause ausgezeichnete Dienste, denen er es zu danken hatte, daß er nach kurzer Verwaltung des Pfarramtes zu Türnitz (1807—1811) zuerst zum Prior und dann zum Abte gewählt wurde (1812). Trotz mißlicher äußerer Verhältnisse gelang es ihm, das Kloster zu einem nie

dagewesenen Glanze zu erheben. „In alle Zweige der Verwaltung kam neues Leben; die Bibliothek wurde neu geordnet und dotirt, ein Naturalien- und technologisches Cabinet errichtet, eine Gemäldesammlung angelegt, Anlagen geschaffen rc." Auch der historische Ruhm des Klosters lag ihm am Herzen; er gab Hauthalers Nachlaß (s. A. D. B. X, 547), den ihn ein Zufall wieder auffinden ließ, 1818 zu Wien in 2 Bänden heraus. In demselben Jahre wurde er zum Bischof von Zips (in Ungarn), 1821 zum Patriarchen von Venedig, 1827 zum Erzbischof von Erlau ernannt und damit war er seinem Heimathlande dauernd zurückgegeben. In allen diesen Stellungen hat er sich glänzend bewährt. Wie er sich als Pfarrer zu Türnitz dem französischen Feldherrn La Bruyere mit seinem Leben für seine Gemeinde verbürgt hatte, so sorgte er überall gleichmäßig für das leibliche, wie das geistige Wohl seiner Diöcese. Daneben entfaltete er eine ausgedehnte Wohlthätigkeit, deren Andenken noch lange lebendig sein wird. Allerdings scheinen die Würden, die sich auf seinen Scheitel häuften, seine angeborene Eitelkeit bis ins maßlose gesteigert zu haben; vom Hause aus ein ziemlich freidenkender Mann, wuchs er immermehr in eine strenge Orthodoxie hinein und es steht somit der Verherrlichung seiner Person von Seiten seiner Schützlinge und Freunde manches harte Urtheil unbefangener Zeitgenossen gegenüber.

Als Dichter geht er von jener patriotischen Stimmung aus, welche seit dem ersten Decennium unseres Jahrhunderts in Oesterreich gepflegt wurde und ihre Hauptnahrung aus dem Kreise Hormayr's und seiner Freunde sog. Wie der jüngere Collin beginnt er mit Dramen, deren Stoffe er der engeren vaterländischen Geschichte entlehnte („Historische Schauspiele", Wien 1810): „Die Corvinen", „Karl der Kleine von Ungarn", und bearbeitete vor Theodor Körner „Zryni's Tod" für die Bühne. Von den damals massenhaft angebauten patriotischen Romanzen strebt P. vorwärts zum patriotischen Epos; er erwählt sich Herrscher aus dem österreichischen Fürstenstamme zu seinen Helden. Die 1816 bereits vollendete, aber erst 1820 erschienene „Tunisias" (ein Heldengedicht in 12 Gesängen, Wien 1820, 2. Aufl. 1824, 3. verb. Aufl. 1826; Bruchstücke in Hormayr's Archiv 1816 Nr. 123) schildert die Eroberung von Tunis durch Karl V.; österreichische Adelige thun sich in seinem Heere hervor; sein Ahnherr Rudolf von Habsburg verkündet ihm als Bote Gottes die glückliche Zukunft. Dieser selbst ist der Held von Pyrker's zweitem Epos, der „Rudolphias" (ein Bruchstück im Morgenblatt 1823, Nr. 1—4; ganz erschienen Wien 1824; neue vollendete Ausgabe 1827); ja P. knüpft hier an einen Plan des älteren Collin an und nimmt einige von jenem hinterlassene Bruchstücke umgearbeitet in sein Werk herüber. Der Kampf zwischen Rudolf und Ottokar wird hier benutzt, um das Haupt des Ersteren mit einem überhellen Strahlenglanze zu umgeben, um in einer Prophezeiung den Herrschern Oesterreichs bis auf Kaiser Franz kleine Denkmäler zu setzen und des Verfassers Loyalität zu bekunden, um den österreichischen Adelsfamilien eine Art Walhalla zu erbauen und die Schönheit der österreichischen Lande in begeisterten Schilderungen vorzuführen. Leider aber mußte seine Kunst hinter der ungleich größeren des zeitgenössischen Dramatikers zurücktreten; in seiner Tragödie „König Ottokar's Glück und Ende" leistete Grillparzer gleichzeitig mit P. und unabhängig von ihm, was dieser angestrebt hatte.

Diese patriotischen Tendenzen verbinden sich bei P. früh mit den religiösen. Die Klopstockische Poesie lebte zur Zeit, als die großen deutschen Dichter über sie bereits hinweggeschritten waren, in Oesterreich noch fort. Romantische Dichter, die in Oesterreich wirkten, suchten der katholischen Dichtung neuen Aufschwung zu geben: Zacharias Werner und Friedrich Schlegel. Den Anregungen des Letzteren folgen vor Allem Anton Passy und J. P. Silbert, der Erste der

Uebersetzer der geistlichen Lieder des H. A. v. Liguori, der Andere der Uebersetzer des Prudentius und anderer „heiligen Sänger" der „Vorzeit". In der „Siona" wurde später ein eigener Sammelpunkt für religiöse Poesie gegründet. In beiden Epen ist für P. Klopstock das weitaus mächtigste Vorbild. Die Tunisias feiert das gottgesegnete Werk eines edlen Kämpfers „für Recht und des Menschen heilige Freiheit", die Erlösung der Christensclaven aus den Händen der Ungläubigen. Es steht daher durch Gottes Rathschluß der Sieg des Kaisers fest; dem Helden wie dem Leser wird dies im ersten Gesange feierlich verkündet. Und ebenso wird am Eingange der Rudolphias über den sündigen „Ottgar" der Stab gebrochen. So ist das stoffliche Interesse des Lesers vom Anfang an geschwächt, und da dem Helden wie der Handlung in beiden Epen jene religiöse Weihe fehlt, die Klopstock zu Gute kam, so folgt man nur widerwillig dem vorgezeichneten blutigen Pfade. Hat sich aber schon für das religiöse Epos der bloß leidende Held als zu wenig poetisch erwiesen, so muthet uns Ottokar's Gebet vor der Schlacht: „O Herr! nicht geh' ins Gericht mit mir Armen! . . . Doch nicht mein — Dein Wille geschehe!" fast wie eine Parodie auf die Oelbergscenen an. Nicht genug damit; die Zierde des Wunderbaren, die P. nach einer veralteten Aesthetik für das Heldengedicht als nothwendig erklärte, um es zur Würde der Epopöe zu erheben, die ihm unentbehrlich scheinende außerirdische Maschinerie wollte der gute Katholik mit dem Wortlaut der Bibel in möglichst enges Einvernehmen setzen. Er mußte auf den von ihm bewunderten Götterapparat Homer's und Virgil's verzichten; Milton's und Klopstock's Engel und Teufel standen ihm zu hoch und zu tief über und unter der menschlichen Natur; er vermißte bei ihnen wie bei den kalten allegorischen Gebilden anderer Empiriker die nöthige Bestimmtheit und Individualität; die nordischen Götter, meinte er, würden uns stets fremd bleiben. Einen völligen Ersatz aber glaubte er in jenen weder glücklichen noch völlig elenden Geistern der Vorwelt entdeckt zu haben, die nach der Lehre der Kirche im Zustande der Läuterung sich befinden, denen er aber nicht eine beschränkte Stätte des Fegefeuers, sondern den gesammten Raum zwischen Himmel und Erde als Aufenthaltsort zuerkannt wissen wollte. Diesen historischen Gestalten, die mit den handelnden Personen oder mit dem Schauplatz seiner Epen in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, weist er eine ähnliche Stellung im Gedichte an, wie sie die antiken Götter bei Homer einnehmen. Sie ergreifen Partei für die kriegführenden Helden, sie reden zu ihnen im „Geistergelispel", sie wecken sie aus dem Schlummer, sie treiben sie zum Kampf an, halten sie von der Flucht ab, ertheilen ihnen Rathschläge. So kämpfen eigentlich nicht Christen und Heiden, nicht Rudolf und Ottokar gegeneinander, sondern Hermann, Hannibal, Regulus gegen Mohammed, Attila und dessen Söhne; Drahomira, Katwald und Arpad gegen Marbod, Inguiomar und den zu guterletzt herbeigeholten Hermann. Wenn es nothwendig ist, greift endlich der Klopstockische Eloah selbst ein. Man verkenne daneben das starke romantische Element nicht, das in dieser Geisterschlacht ohne Zweifel steckt. P. ahmt Z. Werner nach, der den Kampf zwischen Christen und Heiden im „Kreuz an der Ostsee" als einen Kampf der Heiligen mit Dämonen darstellt und die Letzteren durch den heil. Adalbert in die Flucht treiben läßt und Pyrker's Drahomira ist eine andere Libussa, die dieser in seiner „Wanda" handelnd eingreifen läßt; nur daß die glühende Phantasie Werner's hier durch den kalten klügelnden Verstand ersetzt ist.

Ueber Klopstock hinaus erhebt P. die Hände zu den Kränzen Homer's und Virgil's; aber nur dürre Blätter daraus sind ihm zugefallen. Die ewigen Nachahmungen des Schiffskataloges aus der Ilias ermüden; die Kampfschilderungen sind ohne Anschauung, ohne Leben und Kraft; wüstes Wortgepolter malt die

unaufhörlichen Gewitter; am besten ist ihm noch die Sturmbeschreibung in der Tunisias gelungen. In der Darstellung des täglichen Lebens wird er leicht geschmacklos; es erinnert mehr an die späteren Umarbeitungen der Vossischen Luise als an die edle Einfachheit der Griechen, wenn die rosig blühenden Mädchen den Magyaren in Körben das Pferdefleisch auftragen, „das unter dem Sattel barg der Reiter und dann hinflog, bis solches im Ritte heiß geworden, und mürb', des Volks ersehntes Gericht, war; auch gebratenes Fleisch vließtragender Lämmer, mit Knoblauch vielgewürzt". So fällt er oft und leicht aus dem Erhabenen ins Lächerliche. Es stören uns kleinliche Züge in sonst ansprechenden Partien; wenn in einer pomphaften Schilderung des Morgens die Fliegen erwähnt werden, die Menschen und Thiere grausam quälen; wenn bei einer landschaftlichen Schilderung die quackenden Frösche und krächzenden Raben nicht vergessen werden; wenn ein Geist ein Nest Bremsen empört, um eines Gegners Pferd wüthend zu machen. Es erscheint uns thöricht, wenn Karl V. selbst den Kampf mit dem Drachen ausführt; es ist eine übel angebrachte Tonmalerei, wenn es bei Wallenstein's Tod heißt: er „sank in den Stahl, der zischenden Lautes ihm das pochende Herz durchfuhr. Er verhauchte das Leben lautlos!" Neben manchen schönen und treffenden Vergleichen eine große Anzahl weithergeholter, hinkender, geschraubter, ja komisch wirkender. Kein Vogel, mit dem die fliegenden Geister nicht verglichen sind. Zahlreiche Umschreibungen gewöhnlicher Ausdrücke erschweren das Verständniß. Vers und Sprache, an Klopstock, noch mehr aber an den späteren Auflagen der Voß'schen Homerübersetzung geschult, dürfen kaum mehr als das Lob einer steifen Correctheit in Anspruch nehmen. Gerne ließen wir uns eine Goethesche Nachlässigkeit im Hexameter gefallen, wenn der Fluß der Verse dadurch ein rascherer, der Schwung der Perioden ein edlerer würde.

In seinen kleineren epischen Dichtungen geht P. ganz auf das religiöse Gebiet über, und das lehrhafte Element, das schon in den Heldengedichten nicht ausgeschlossen war, drängt sich hier in den Vordergrund. In den zu wohlthätigem Zweck herausgegebenen „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1821) bringt er Stoffe des alten Testamentes in die ihm geläufige hexametrische Form: „Helias der Thesbit", „Elisa", „Die Makkabäer"; die zweite vollständige Ausgabe 1826 fügt Moses, Samuel und einen vierten Gesang der Makkabäer, die gesammelten Werke auch noch einen Abraham hinzu; schwebt schon dem Leser der beiden Epen der Name: Bodmer oft genug auf den Lippen, so drängt sich der Vergleich mit der Patriarchadendichtung hier um so stärker auf. Dem neuen Bunde sind die „Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel" (Leipzig 1842—43) entnommen, an welche sich die „Legenden der Heiligen auf alle Sonntage und Festtage des Jahres" (Wien 1842) anreihen. Indem P. hier den Hexameter mit andern meist schlecht gereimten Versarten vertauscht, hat er seinen letzten Halt auf der Bahn der Dichtung verloren und sinkt völlig zur Prosa herab. Er steht dem „klaren, einfältigen und fließenden" Style und der volksthümlichen Kraft des Pater Martin von Cochem ebenso fern, wie der Feinsinnigkeit und der geistigen Durchdringung Herder's, und weder pietistische Innigkeit noch treuherzige Schalkhaftigkeit entschädigen uns für diesen Ausfall. So harrt der reiche Schatz unserer Legenden noch immer des Erzählers, der ihn mit der bewundernswerthen Kunst eines Wilhelm Grimm zu heben verstünde. Von lyrischen Dichtungen Pyrker's ist manches zerstreut (eine Ode „Lilienfeld's Freude", St. Pöltener Einzeldruck 1814; „Oesterreich, eine Volkshymne", Karlsbader Einzeldruck; „An Karl Freiherr von Mack", Wiener Allgem. Theaterzeitung 1847 Nr. 209 rc.). Gesammelt ließ er nur seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" (Stuttg. und Tübingen 1845) erscheinen. Ich kann sie nicht mit Goedeke als den Beweis für Pyrker's

dichterische Begabung ansehen, sondern nur als ein Zeugniß für seine treue Heimathsliebe; seine ernsten Töne ergreifen nicht, seine scherzhaften erquicken nicht. Der mehrmals verwendete Jodler „Juchhe! — o — i — o —" nimmt sich nur wie ein äußeres Anhängsel aus, das zu dem Inhalte der Gedichte nicht paßt. Eine Voß'sche Melkpoesie macht sich breit. Seine „Sennten" und „Senntinen" sind ebenso unwahre Gestalten wie seine Heiligen es sind. Am erträglichsten sind jene didaktischen Gedichte, welche die nicht gerade tiefen Gedanken des „Alpengängers" uns überliefern. So hat P. unter all' seinen Dichtungen nicht ein einziges Kunstwerk hinterlassen. Ein ernstes Streben soll ihm durchaus nicht abgesprochen werden, wol aber künstlerischer Blick und dichterische Gestaltungskraft. Ein verspäteter Nachzügler der religiösen Dichtung des vorigen Jahrhunderts zwängt er seine mühsam zusammengetragenen Studien in die abgelegte Hülle einer entschwundenen Zeit. Wenn seine Epen trotzdem mit der größten Pracht immer wieder gedruckt wurden, wenn die Cotta'sche Buchhandlung. seit dem Jahre 1832 in verschiedenen Formaten mehrere Auflagen seiner sämmtlichen Werke veranstaltete und diese sogar in ihre Classikersammlung einschmuggelte, wenn die Kritik bei seinen Lebzeiten zum Theil enthusiastisch urtheilte, im ganzen sich wenigstens wolwollend verhielt, so ist dies mehr dem persönlichen Einfluß des hohen Kirchenfürsten als seinen dichterischen Vorzügen zuzuschreiben. Seine Werke wurden zwar gekauft aber nicht gelesen, oder nur von solchen Leichtgläubigen gelesen, die der Meinung waren, ein nationaler Ehrenname könne niemals zu egoistischen Zwecken mißbraucht werden.

Goedeke, Grundriß III, 770 ff. — Wurzbach XXIV, 115 ff. — Grenzboten 1847, IV, 491. — Kertbeny, Silhouetten und Reliquien, Prag 1863, II, 69. — Allgemeine Theaterzeitung 1847 Nr. 184—187; 208 f. — Blätter für litterarische Unterhaltung 1826, S. 567. — Grillparzer's sämmtliche Werke, 4. Aufl. II, 189 f.; XIV, 161 f. August Sauer.

Pachius*): Petrus P., ein vergessener Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er wurde 1579 zu Colberg geboren und erhielt, nachdem er wahrscheinlich zu Greifswald studirt hatte, am 10. September 1614 die Conrectorstelle in seiner Vaterstadt und verwaltete auch drei Jahre lang das Pfarramt an der Heil. Geistkirche. Im Mai 1629 verließ er aus unbekannten Gründen — er redet von Widersachern, Martin Rango (Colberga togata 1668 p. 59) nur von einer honesta dimissio — mit Weib und Kindern Colberg, um sich über Königsberg und Calmar nach der schwedischen Hauptstadt zu begeben, wo sich Gustav Adolf eben zu seinem Zuge nach Deutschland rüstete. In Stockholm verweilte P. bis zu seinem Tode i. J. 1641 oder 1642 als Leiter einer Privatschule, in freundlichen Beziehungen zu den Geistlichen der Deutschen Kirche, doch, wie sich aus den Acten des Pfarrarchivs ergibt, nicht an der öffentlichen deutschen Schule angestellt, deren Lehrer sich unter dem 7. December 1642 gerade über die Concurrenz der „Winkelschulen" beklagen. P. hat seine poetischen Werke, die er bogenweise herausgab und mit einer Opusnummer (Missus 1—120) versah, in drei Octavbänden (1629—1643) gesammelt. In bunter Reihe folgen hier lateinische Gelegenheitsgedichte, Epigramme auf männliche und weibliche Vornamen, Spruchsammlungen, Schülergespräche nach Erasmus' und Sturm's

*) Zu Bd. XXV, S. 58.

Muster, Bearbeitungen einzelner Bücher des alten Testamentes z. T. in dialogischer Form. Unter den deutschen Stücken ist neben einigen gelungenen geistlichen Liedern, welche die Beachtung der Hymnologen verdienten, ein 1638 gedrucktes Weihnachtspiel „Salutaris Jesu Christi Nativitas“ zu nennen, welches von der Herbergsuchung in Bethlehem bis zur Flucht nach Aegypten reicht. P. schließt sich im ganzen Tone („nicht zwar mit prächtigen, hochtrabenden und außerlesenen Worten, sondern wie all mein thun, schlecht und recht“) und öfter auch im Wortlaute an die volksmäßigen Weihnachtspiele des 16. Jahrhunderts an, doch zeigt er sich einigermaßen durch die „Neoterici“, d. h. besonders Rist, dessen Perseus er im Februar 1638 mit seinen Schülern aufgeführt hatte, beeinflußt, wenn er unter die hergebrachten kurzen Reimpaare hie und da Alexandriner mischt und an Stelle des Prologs und der Argumente stumme „Vertooninge“ setzt; auch stellt er es jedem frei, seine Verse in prosam orationem zu vertiren. Sprachlich interessant ist die Einmengung schwedischer Namen (Nielß, Manß) und Ausdrücke (Fielebunck, Matt, Quinvolck u. a.). Das Drama wurde 1659 von Ericus Kolmodinus zu Åbo u. d. T.: „Genesis Aetherea“ (Neudruck bei P. Hanselli, Samlade vitterhetsarbeter af svenska författare 21, 257—317. 1876) ins Schwedische übersetzt und um einen 6. Act vermehrt, ohne daß der Uebersetzer es für nöthig hielt, diese Entlehnung mit einem Worte anzudeuten.

Vgl. G. E. Klemming, Sveriges dramatiska litteratur. 1863—1879, p. 24.

J. Bolte.

Petermann*): August P. wurde am 16. April 1822 zu Bleicherode am Eichsfelde geboren, wo sein Vater Actuar war. Mit 14 Jahren trat er in das Gymnasium zu Nordhausen ein, um sich für die Universität vorzubereiten. Schon früh beschäftigte er sich mit Vorliebe mit Lesen geographischer Werke und Kartenzeichnen, trotzdem bedurfte es unermüdlicher Ausdauer, durch welche P. später so große Erfolge errang, bis er die Erfüllung seines Lieblingswunsches bei seinen Eltern durchzusetzen vermochte, statt der Theologie sich ganz der Geographie und Kartographie widmen zu dürfen. Ein günstiger Umstand unterstützte seine Wünsche. Im Jahre 1839 rief Professor Dr. Heinrich Berghaus in Potsdam eine geographische Kunstschule ins Leben, welche eine gründliche wissenschaftliche wie technische Ausbildung von Kartographen zum Ziele hatte. Der Vater Petermann’s legte einige Zeichnungen desselben dem Professor Berghaus vor und als dieser ein günstiges Urtheil abgab, war der Eintritt Petermann’s in die Kunstschule entschieden. Noch im Jahre 1839 trat er in dieselbe ein und sechs Jahre lang blieb er Schüler und Mitarbeiter von Professor Berghaus. Die Ausbildung, welche P. in der Kunstschule erhielt, war eine sehr mannigfaltige; mit der Uebung in der Technik gingen wissenschaftliche Arbeiten und kritische Quellenstudien Hand in Hand. Neben kartographischem Zeichnen wurden auch die Reproductionsmethoden durch Kupferstich und Lithographie praktisch erlernt; dazu erstreckte sich der Unterricht auf selbständige Vermessungen und Aufnahmen in der Umgegend, wodurch das Verständniß für die Darstellung des Terrains geschärft wurde; selbst Seeaufnahmen, Lotungen u. dergl. wurden, wenn auch in beschränktem Maße, auf den Seen der Havel geübt.

Von dem größten Einflusse auf Petermann’s spätere Thätigkeit war seine Mitwirkung an der Bearbeitung von Professor Berghaus’ bedeutendstem Werke, dem Physikalischen Atlas, von dem 1838 die erste Lieferung erschienen war. Ganz besonders war dieses Unternehmen, welches die ver-

*) Zu Bd. XXV, S. 262.

schiedensten Zweige der physischen Geographie umfaßte, geeignet, die Schüler der Kunstschule mit den litterarischen Quellen bekannt zu machen und in deren kritischer Benutzung zu üben; durch die Zeichnungen selbst sammelten sie Erfahrungen in verschiedenen Arten graphischer Darstellung, Ausnützung des Raumes, Verwerthung verschiedener Schriftsorten für verschiedene Darstellungen, sowie überhaupt in möglichst zweckentsprechender Einrichtung der Karten. Gerade durch die Verbindung wissenschaftlicher Arbeit mit praktischen Ausübungen in der Technik hat sich P. die Kenntnisse erworben, welche ihm seine spätere reformatorische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kartographie ermöglichten.

Die erste selbständige Arbeit, welche Petermann's Namen als Verfasser trägt, war die Karte, welche er für Alex. v. Humboldt's „Asie centrale“ (1843) zeichnete. Die Anerkennung, welche diese Arbeit bei dem berühmten Forscher fand, blieb nicht ohne Einfluß auf die Richtung der von ihm später vorzugsweise befolgten Thätigkeit, die Leistungen der Reisenden durch das Kartenbild zum klaren Ausdruck zu bringen.

Im J. 1845 siedelte P. nach Edinburgh über; die Veranlassung war die Berufung durch den schottischen Geographen Keith Johnston, welcher eine englische Bearbeitung von Berghaus' Physikalischem Atlas in Angriff genommen hatte und zu derselben die Mitarbeiterschaft von einigen von Berghaus' Schülern erbat. P. bearbeitete in dieser englischen Ausgabe namentlich die zoologischen Karten.

Nach Vollendung dieser Arbeiten ging P. 1847 nach London, in der Absicht, nach einem vorübergehenden, zu weiteren Studien zu benutzenden Aufenthalt nach Deutschland zurückzukehren. Bald aber reifte der Entschluß in ihm, sich dauernd in London niederzulassen, da sich ihm günstige Aussichten für sein Fortkommen eröffneten. Er begründete eine lithographische Anstalt, aus welcher eine Reihe von Karten, theils für eignen Verlag, theils für andere Geschäfte, namentlich für das Journal der R. Geogr. Society hervorgingen. Gerade seine Verbindung mit dieser Gesellschaft übte einen entscheidenden Einfluß auf die Richtung seiner Thätigkeit aus. Nach jahrelangem Rückgange trat die R. Geogr. Society eben in eine Periode des Wiederaufblühens und stets wachsender Theilnahme an geographischen Forschungen ein, was als eine Folge der Wiederaufnahme arktischer Entdeckungsreisen anzusehen ist. In dem Kreise der vielen weitgereisten Männer, welche theils als Officiere und Regierungsbeamte in englischen Colonieen, theils als Kaufleute in anderen Ländern sich aufgehalten hatten, theils als Forschungsreisende in den verschiedensten Gebieten thätig gewesen waren, fand P., welcher bald nach seiner Ankunft in London Mitglied der Gesellschaft geworden war, vielseitige Anregung zu eingehendem Studium der Geographie anderer Erdtheile. Wichtig wurde für ihn namentlich der Verkehr in dem Hause des preußischen Gesandten v. Bunsen, da er durch denselben die Gelegenheit fand, zum ersten Male agitatorisch für die Erforschung unbekannter Länder einzutreten.

Als im J. 1849 die englische Regierung die Entsendung einer Expedition nach Centralafrika beschlossen hatte, welche hauptsächlich den Abschluß von Handelsverträgen mit den Fürsten des mittleren Sudan zum Ziele hatte, wußte P. den preußischen Gesandten dafür zu gewinnen, daß er die englische Regierung veranlaßte, dem Unternehmen eine ausgedehntere Richtung zu geben und namentlich die Theilnahme eines deutschen Gelehrten zu gestatten, welcher auf die geographische Forschung sein Hauptaugenmerk zu richten hatte, während dem Leiter der Expedition, J. Richardson, die handelspolitischen Unterhandlungen zufallen sollten. P. hatte von vornherein Dr. Heinrich Barth, welcher gerade eine dreijährige Wanderung durch die mohammedanischen Länder des Mittelländischen Meeres 1845—47 beendet hatte, als Theilnehmer ausersehen, und in der That nahm derselbe die durch Karl Ritter an ihn gerichtete Aufforderung sofort an.

Durch das Entgegenkommen der englischen Regierung wurde später noch die Theilnahme eines zweiten deutschen Forschers, des Geologen Dr. Ad. Overweg ermöglicht. Diese Expedition, welche Ende 1849 aufbrach, übte den größten Einfluß auf die weitere Laufbahn Petermann's aus. Der glückliche Griff, welchen P. mit der Empfehlung Barth's gethan hatte, indem die bedeutenden Erfolge der Expedition fast ausschließlich diesem Forscher zu verdanken waren, ermuthigte P., auf dem eingeschlagenen Wege der Agitation für geographische Forschungen weiter fortzuschreiten. Und in der That sollte die Expedition Barth's, welchem nach dem frühzeitigen Tode Richardson's im J. 1851 die Leitung des ganzen Unternehmens von der englische Regierung anvertraut wurde, noch länger als ein Jahrzehnt seine Nachwirkung auf Petermann's Thätigkeit ausüben und ihm Gelegenheit geben, für die Fortsetzung afrikanischer Forschungen zu wirken. Nachdem die Kunde von dem Tode Richardson's nach England gelangt war, wußte P. wiederum durch die Vermittelung des preußischen Gesandten v. Bunsen auf die englische Regierung einzuwirken, daß der Expedition eine Verstärkung nachgesandt wurde; auf seine Empfehlung wurde dazu Ed. Vogel, welcher als Assistent an Bishop's Sternwarte in London thätig war, ausersehen und zwar wurde ihm hauptsächlich die Aufgabe gestellt, durch astronomische Positionsbestimmungen eine sichere Grundlage für die Darstellung der bedeutenden Ergebnisse von Barth's Forschungen auf der Karte zu gewinnen. Die langjährige Ungewißheit über das Schicksal Vogel's gaben P. nach seiner Rückkehr nach Deutschland Veranlassung, die Aussendung einer ganzen Reihe von Expeditionen anzuregen, welche erst im J. 1864 zum Abschluß gelangten. Die Entdeckung des Benuë, des mächtigen Zuflusses des Niger, durch Barth im J. 1851 und die Wahrscheinlichkeit seiner Schiffbarkeit bis zu seiner Mündung spornten P. an, den durch Barth angeregten Vorschlag einer Expedition zur Untersuchung dieser Wasserstraße zu befürworten, wodurch er wesentlich zur Entsendung Dr. Baikie's mit dem Dampfer „Pleiade" im J. 1854 beitrug; der Erfolg dieser Expedition war die Feststellung der Schiffbarkeit des Benuë bis nach Adamaua.

Das Interesse Petermann's wurde keineswegs ausschließlich durch die Forschungen im centralen Afrika gefesselt. Schon bald nach seiner Ankunft in London griff die Besorgniß um das Schicksal von Sir John Franklin und seiner 129 Begleiter, welche 1845 zu einer auf 3 Jahre ausgerüsteten Expedition zur Auffuchung der Nordwestpassage aufgebrochen waren, weiter um sich. Schon frühzeitig betheiligte sich P. an der Agitation, welche Unternehmungen zu ihrer Rettung oder doch die Feststellung ihres Schicksales verlangte, anfänglich in anonymen Artikeln als geographischer Berichterstatter des Athenäum; in lebhaftester Weise unterzog er die zahlreichen Vorschläge über die besten Routen, auf denen die Auffuchungsexpeditionen in das Polarmeer eindringen sollten, einer Erörterung, er trat mit den Führern und wissenschaftlichen Begleitern der verschiedenen Expeditionen in Verbindung, bemühte sich durch ausführliche Besprechungen die gewonnenen Ergebnisse schnell bekannt zu machen, und durch seine rastlose Befürwortung neuer Unternehmungen trug er wesentlich dazu bei, daß das Interesse der Bevölkerung und Regierung an dem Schicksale der Verschollenen nicht erlahmte. Schon im J. 1852 trat P. mit der Empfehlung einer Route in das Polarmeer auf, an welcher er, mit wenigen kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode festgehalten hat, ohne daß es ihm gelungen ist, die Entsendung einer zur Untersuchung dieser Route ausgerüsteten Expedition durchzusetzen. P. empfahl das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja zum Vordringen nach dem Pole, weil er die Existenz eisfreier Stellen durch Einwirkung des Golfstromes für wahrscheinlich hielt, eine Anschauung, von welcher er sich niemals ganz hat

losſagen können, wenn er auch nach den Ergebnissen der neueren Polarfahrten die Existenz eines offenen Polarmeeres nicht mehr vertheidigen konnte.

Aber auch die Erweiterungen der Kenntnisse über andere Gebiete entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, doch konnte er sich ihnen infolge seiner Vorliebe für Afrika und die Polargebiete nicht in gleichem Maße widmen. In einem Vortrage vor der British Association betonte er schon im J. 1853 die Nothwendigkeit weiterer Forschungen im Innern von Australien, welche Mahnung in den Colonien wenige Jahre später zu erfolgreichen Unternehmungen beitrug.

Nicht allein durch seine rege Betheiligung an der Erörterung geographischer Fragen hatte sich P. einen geachteten Namen erworben, auch die Arbeiten, die aus seiner Anstalt hervorgingen, hatten ihn in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Besonders beachtenswerth waren seine Physical Statistical Maps of the British Isles, showing the geographical distribution of the population and inland hydrography, ein Atlas of physical geography, den er mit Th. Milne bearbeitet hatte, namentlich aber Maps and views with descriptive letter press of the expedition to Central Africa, in welchem Werke er die ersten Resultate der Expedition von Richardson und Barth möglichst schnell zugänglich machte.

Diese umfassende Thätigkeit, welche P. in London entwickelte, lenkte die Aufmerksamkeit der Firma Justus Perthes in Gotha auf ihn, welche damals unter Leitung von Wilhelm und Bernhardt Perthes zu einer Geographischen Anstalt sich erweiterte. Bereits im Februar 1853 wurden von dem Letzteren Verhandlungen mit P. angeknüpft, welche ihn zum Eintritt in die Anstalt veranlassen sollten. Nach längerem Zögern entschied sich P. im October 1853 zur Annahme dieses Vorschlages und im August 1854 erfolgte seine Uebersiedelung nach Gotha. Die Aufgabe seiner Selbständigkeit, welche ihm wol schwer geworden war, wurde vor allem durch die Aussicht beeinflußt, mit den reichen Mitteln und den Kräften an Zeichnern und Stechern der entstehenden Anstalt eine segensreiche und große Erfolge versprechende Thätigkeit in Deutschland entfalten zu können.

P., welcher bald nach seiner Rückkehr von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen zum Doctor promovirt wurde, begann zunächst mit der weiteren Verarbeitung der Aufnahmen der Barth'schen Expedition. Die Fülle neuer Berichte und Kartenskizzen führten bald zu dem Plane, das 1850—52 erschienene, von Prof. Heinr. Berghaus herausgegebene „Geographische Jahrbuch zur Mittheilung aller wichtigeren neuen Erforschungen" wieder ins Leben zu rufen, als der damalige Comptoirgehülfe, spätere Geschäftsführer Ad. Müller den Vorschlag machte, an Stelle eines Jahrbuches zwanglose Hefte unter dem Titel „Geographische Mittheilungen" herauszugeben. P. griff diesen Gedanken mit Eifer auf, schon am nächsten Tage lag das Programm vor zu den „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen aus dem Gesammtgebiete der Geographie". Das erste Heft erschien im März 1855 und von diesem Augenblicke nahm die Sorge für seine Zeitschrift die Hauptthätigkeit Petermann's in Anspruch. Sie gestaltete sich von vornherein zu einer regelmäßigen Monatsschrift, da stets Material ausreichend vorlag. Schon der Titel sprach deutlich aus, was P. zu leisten sich vorgenommen hatte, „beizutragen zur allgemeinen Kunde neuer oder überhaupt wichtiger Forschungen auf dem Gesammtgebiete tellurischer Wissenschaft". In überraschend kurzer Zeit gelang es P., seine Mittheilungen zu der anerkannt besten geographischen Zeitschrift nicht allein Deutschlands, sondern der ganzen Erde zu gestalten. Wesentlich zu diesem Erfolge, welcher sich auch dadurch offenbarte, daß die ersten Hefte trotz großer Auflage schon nach wenigen Monaten nachgedruckt werden mußten, trug Petermann's Bemühen bei, stets so schnell als möglich die Berichte und

namentlich die Karten über neue Entdeckungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es war dies ein Vorzug, welcher neben der sicheren Aussicht auf weiteste Verbreitung die Reisenden, selbst Engländer z. B. Speke und Franzosen z. B. Duveyrier, veranlaßte, ihre Arbeiten zunächst P. zu übergeben. Wenn auch P. kein streng wissenschaftlicher Geograph war und seine Neigung sich vornehmlich der Entdeckungsgeschichte zuwandte, so wußte er die Mittheilungen vor Einseitigkeit zu bewahren; in glücklichster Weise verstand er es, verschiedenartige Beiträge heranzuziehen und Abwechselung in den einzelnen Heften zu bieten und nur ganz ausnahmsweise ist es vorgekommen, daß einzelne Hefte sich fast ausschließlich mit einem Thema, namentlich der Polarforschung, beschäftigten. Aber nicht allein durch die Originalarbeiten suchte P. den Werth seiner Zeitschrift zu erhöhen, sondern er verstand es auch, durch treffliche Uebersichten über die Erfolge verschiedener Forscher in demselben Gebiete das Interesse für geographische Forschungen rege zu erhalten und in weitere Kreise zu tragen. Mit großer Geschicklichkeit sammelte er die, namentlich seit der schnellen Zunahme geographischer Zeitschriften und Gesellschaftsschriften immer mehr sich zerstreuenden Nachrichten und Originalberichte von Reisenden und verarbeitete sie in einer Weise, daß die Mittheilungen für manche Gebiete, besonders für Afrika, die Polargebiete, Australien und Centralasien, zu einem fortlaufenden Repertorium der Fortschritte der Entdeckungen in Wort und Karte sich gestalteten. Hierbei stand P. die außerordentliche Arbeitskraft von Dr. E. Behm zur Seite, welcher allerdings nur selten mit seinem Namen hervortrat. Wie P. in der Erwerbung von Originalbeiträgen eine große Findigkeit und Zähigkeit bewies, so ließ er sich auch in dem Herbeischaffen von wichtigen Forschungsergebnissen, welche häufig in wenig zugänglichen Gesellschaftsschriften verborgen oder in officiellen Actenstücken vergraben waren oder auch aus politischen Gründen der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben sollten, durch Hindernisse nicht leicht zurückschrecken. Durch diese große Rührigkeit, welche durch eine unermüdliche Arbeitskraft unterstützt wurde, konnte P. selbst in den letzten Jahren, als durch die zahlreichen geographischen Gesellschaften und besonders durch die staatliche Unterstützung von Entdeckungsreisen, deren Ergebnisse nur in bestimmten Zeitschriften zur Veröffentlichung kommen durften, ihm manche Originalberichte entzogen wurden, der Concurrenz sich erwehren und seine „Mittheilungen“ als eine der hervorragendsten unter den geographischen Zeitschriften erhalten. Die Abnahme an Originalberichten von Forschungsreisenden veranlaßte P., sein Blatt mehr als in den ersten Jahren Studien aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Geographie zu öffnen. Außerordentlich zahlreich sind die in den Mittheilungen veröffentlichten Arbeiten über die geographische Verbreitung von Pflanzen und Thieren; sehr anregend wirkten die Abhandlungen über Meeresströmungen, namentlich die eingehende Erörterung über Richtung und Einfluß des Golfstromes (Mitteil. 1870), wenn deren Ergebnisse durch neuere Untersuchungen allerdings überholt worden sind.

Von Anfang an legte P. das Hauptgewicht auf die kartographischen Beilagen seiner Zeitschrift, „da das Endresultat aller geographischen Forschung in der Karte am besten, am genauesten und am anschaulichsten gegeben wird“. Noch entschiedener erklärt sich P. als Anhänger derjenigen Richtung, welche die Kartographie als den wichtigsten Theil der Geographie hinstellt durch die Worte: „Die topographische Aufnahme- oder Generalstabskarte ist das Höchste, was die Erdkunde hat, indem sie die genaueste Abbildung der Erdoberfläche gibt und darum wiederum die beste Basis für alle Kenntniß“ (Mittheilungen 1878, S. 208). P. übersieht bei diesem Urtheil, daß die Karte nicht der Endzweck, sondern nur das Mittel zum Zweck, der bessern Erkenntniß der Erdoberfläche, sein soll. In diesen Worten kennzeichnet aber P.

seine kartographische Thätigkeit; die möglichst genaue Abbildung der Erdoberfläche war sein Ziel und, indem er dieses erreichte, hat er die Kartographie, welcher in Deutschland nur nebensächliche Beachtung geschenkt wurde, zur Kunst erhoben. Es kann allerdings nicht behauptet werden, daß P. durch großartige Neuerungen eine Umwälzung in der deutschen Kartographie hervorgerufen hat, aber ein Vergleich deutscher Karten aus dem Anfange der 50er Jahre und denen der 70er Jahre zeigt, daß in der That ein bedeutender Umschwung stattgefunden hat, welcher wesentlich auf Petermann's Einfluß zurückzuführen ist; sein Stil der Kartenzeichnung ist in Deutschland maßgebend geworden. Das Mittel, durch welches er diesen Einfluß erreichte, war die Sorgfalt, welche er auf die innere Vollendung wie auf die äußere Ausstattung der Karten verwendete. Sollte die Zeichnung ein getreues Bild der Erdoberfläche sein, so mußte eine durchaus erschöpfende Bearbeitung der Quellen über das betr. Gebiet stattfinden, und die mühsame Arbeit der Beschaffung des nöthigen Materials war eine Aufgabe, welcher P. unablässig die größte Sorgfalt widmete. In den 24 Jahrgängen der Mittheilungen und ihren 56 Ergänzungsheften, welche unter Petermann's Redaction hervorgingen, sind gegen 850 Karten enthalten, welche zum weitaus größten Theil die Entdeckungsgeschichte, die fortschreitende Erforschung außereuropäischer Länder zum Gegenstand haben. P. stellte es sich zur Aufgabe, die Karte nicht auf die Darstellung einer einzelnen Reiseroute zu beschränken, sondern wenn irgend möglich, stets eine gründliche Verarbeitung des sämmtlichen Materiales zu liefern, so daß die Karte dem augenblicklichen Stande der Kenntniß des betr. Erdraumes entsprach. Ein Hauptvorzug seiner Karten beruht daher auch in ihrer unmittelbaren Verwerthbarkeit für andere Darstellungen, da dieselben die Hauptschwierigkeit, die Lösung von Widersprüchen in den Angaben verschiedener Reisender, bereits beseitigt hatten. Als ein Muster solcher gründlicher und erschöpfender Bearbeitung darf namentlich die von seinem Schüler Br. Hassenstein unter Petermann's Mitwirkung und Redaction herausgegebene: „Zehn Blatt-Karte von Inner-Afrika" 1861—63 gelten. Unter den wichtigsten Karten, welche zuerst in den Mittheilungen erschienen, sind zu erwähnen die Aufnahmen von Barth, Heuglin, Munzinger, Duveyrier, Rohlfs, Mauch, Schweinfurth, Przewalski, Ssewerzow, Weyprecht und Payer, Hochstetter u. a.

Aber nicht allein die gründliche Verarbeitung, die Richtigkeit gibt der Karte ihren Werth, die Klarheit und Deutlichkeit ist ebenfalls eine Grundbedingung für ihre Brauchbarkeit, und diese suchte P. zu erreichen, indem er der äußeren Anordnung der Zeichnung, der technischen Reproduction im Stich, dem Drucke und dem Colorite gleiche Beachtung schenkte. Bahnbrechend wurden seine Arbeiten hinsichtlich der Stellung der Schrift und der Auswahl verschiedener Schriftsorten, durch welche die verschiedenen Objecte der Karte von einander deutlich unterschieden wurden. Vor allem aber suchte P. durch die Darstellung des Terrains ein möglichst getreues, plastisch wirkendes Bild des Landes zu geben; er befreite sich in Deutschland sehr bald von englischen Anschauungen, denen zu Liebe die Wiedergabe der Bodenunterschiede vor der Situation zurücktreten muß und stellte es gerade als Hauptaufgabe des Kartographen hin, den Charakter eines Landes durch die Terrainzeichnung zum klaren Ausdruck zu bringen. Als Ideal einer Karte galt ihm die Unterdrückung der Schrift, was sich aus praktischen Gründen natürlich nicht einführen ließ.

Von P. allerdings nicht erfunden, aber zuerst in der Kartographie zur Anwendung gebracht und vervollkommnet waren zwei technische Verfahren bei der Reproduction von Karten. Als es galt, die Ergebnisse der Forschungsreisen möglichst schnell dem Publicum vorzulegen, konnte die lithographische Herstellung der Karten nicht genügen; P. ließ seit 1861 die Karten der Mittheilungen

immer häufiger auf autographischem Wege herstellen und im Laufe der Zeit wußte er seine Zeichner und Schüler in diesem Verfahren so einzuüben, daß nur ein Fachmann ihre Entstehungsweise erkennt. Als Ersatz für die lithographischen Farbenplatten, durch deren Anwendung die Klarheit des Kartenbildes leicht gestört wird, wandte P. in den letzten Jahren das Schablonencolorit an, welches die Benutzung auch der zartesten Farbentöne gestattet.

Petermann's kartographische Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Mittheilungen; die Ergänzung und Erneuerung von Stieler's Handatlas war vorzugsweise auch sein Werk; mehr als die Hälfte seiner Blätter, fast sämmtliche außereuropäischen, sind von 1860 an unter seiner Redaction entstanden. Das erste dieser Blätter war Südostaustralien. Als die wichtigsten der von P. entworfenen und redigirten Karten in Stieler's Handatlas sind zu nennen die 6blättrige Karte von Osteuropa, die 2blättrige Karte von Indien und Innerasien, die 3 Blätter von Afrika, die 6blättrige Karte der Vereinigten Staaten, und die 6 blättrige Karte von Südamerika. Als Ergänzungen erschienen die Karte von Australien in 9 Bl. und der Mittelmeerländer in 8 Bl.; letztere Arbeit, welche Jahre lang geruht hatte, wurde nach seinem Tode von Dr. H. Berghaus vollendet. Seine Meisterschaft in der Verarbeitung durchaus ungleichartigen Materiales bewährte P. namentlich in der Darstellung von Innerasien, von Afrika und ganz besonders bei den Karten der Vereinigten Staaten und von Australien, welche sich des lebhaftesten Beifalles der Fachmänner in den betreffenden Ländern zu erfreuen hatten. Weshalb P. es vermieden hat, eine einheitliche kartographische Darstellung der Polargebiete und von Afrika, welchen Gebieten sich doch sein Interesse in erster Linie zugewandt hatte, zu geben, dafür kann eine genügende Erklärung nicht gegeben werden.

An Neuerungen und Erweiterungen, welche P. auf diesen Blättern einführte und welche im In- und Auslande Nachahmung gefunden haben, sind zu nennen die Angaben von Höhenzahlen, Unterscheidung von wasserarmen und stets fließenden Gewässern, von salzigen und süßen Binnenseen, von Sand- und Steinwüsten, Eintragung von Tiefenlinien.

Außer zahlreichen Gelegenheitskarten, namentlich Kriegskarten, welche, da sie nur einem vorübergehenden Interesse dienen sollten und meistens sehr schnell hergestellt werden mußten, auf wissenschaftlichen Werth und gründliche Verarbeitung keinen Anspruch erheben können, stammen von P. noch die Karten zu den wichtigen Reisewerken von Barth über seine Reise nach dem Central-Sudan und von v. Hochstetter über seine Forschungen in Neuseeland.

Von größter Bedeutung war auch Petermann's Einfluß auf die Entwicklung des Kartenstiches, namentlich des Kupferstiches, welchen er mit Recht als das Ideal der Kartenproduction ansah. Vor allem legte er das Hauptgewicht auf die möglichste Sorgfalt in der Ausführung des Stiches; peinlichste Genauigkeit, welche er von dem Zeichner verlangte, machte er auch dem Stecher zur Pflicht, und dieser ständigen Aufmerksamkeit, welche er jedem Kartenwerke widmete, ist die hohe Vollendung der Gothaer Karten in erster Linie zu danken. Allerdings ist hier zu berücksichtigen, daß an den Namen Petermann's überhaupt der Einfluß des Perthes'schen Instituts und seiner Mitarbeiter, namentlich C. Vogel's und Dr. H. Berghaus', um die Entwicklung des Kupferstiches sich knüpfte. Trotz seiner Vorliebe für den Kupferstich, welcher am besten im Stande ist die Absichten des Zeichners bei Darstellung eines Erdraumes wiederzugeben, war P. nicht blind gegen die Vorzüge anderer Reproductionsarten. Im letzten Jahre noch befürwortete er lebhaft die im Wiener Militär-Geogr.-Institute zur

hohen Vollendung gelangte Heliogravüre, und nur sein frühzeitiger Tod scheint die Ursache zu sein, daß dieses Verfahren noch nicht zur weitern Verbreitung gelangt ist.

Den wesentlichsten Einfluß auf die Entwicklung der geographischen Wissenschaft errang P. durch seine rastlose Agitation für die Erforschung der Erdoberfläche, für die Entsendung von Expeditionen in die noch unerforschten Gebiete des Erdballes, und auf diesem Felde hat er auch die größten Erfolge erzielt. Während seine unablässigen Bemühungen für die Erweckung und Ausbreitung des Interesses für Geographie, die er durch die Redaction der Mittheilungen bethätigte, während die Verbesserungen, die er in der Kartographie einführte, nur langsame Früchte trugen, und selbst von dem Fachmanne kaum bemerkt wurden, machten die Entdeckungen in Afrika und in den Polargebieten, welche seiner agitatorischen Wirksamkeit zu verdanken sind, seinen Namen berühmt, und mit Recht, denn seiner Agitation ist in erster Linie der Aufschwung zuzuschreiben, welchen die Entdeckungsgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genommen hat. Den Beginn zu dieser Thätigkeit hatte er schon während seines Aufenthaltes in England gelegt, als es ihm gelang, die Theilnahme von deutschen Gelehrten an der großen Expedition nach Centralafrika durchzusetzen. Der glänzende Erfolg, welchen seine Befürwortung erzielte, war für ihn eine Ermuthigung, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren; mittelbar wirkte diese Empfehlung auch auf seine späteren Unternehmungen nach, denn sie wurde die Veranlassung zu der Entsendung einer Reihe von Expeditionen, welche die Aufklärung über das Schicksal Ed. Vogel's, des Barth im J. 1853 nachgesandten deutschen Astronomen, zum Ziele hatten. Nachdem die verschiedenen Versuche der englischen Regierung, sichern Aufschluß über den muthmaßlichen Tod des seit seinem Aufbruche von Bornu nach Wadai im Januar 1856 verschollenen Reisenden zu erhalten, erfolglos geblieben waren, begann P., welcher stets das Interesse für diesen Forscher wach zu halten gesucht hatte, im Anfang 1860 seine rastlose Agitation, durch welche er in verhältnißmäßig kurzer Zeit die nöthigen Mittel zur Entsendung der ersten deutschen d. h. von deutschen Forschern geleiteten und von deutschen Mitteln bestrittenen Expedition zusammenbrachte. Der Erfolg entsprach allerdings den gehegten Erwartungen nicht. Th. v. Heuglin, welchem die Leitung der Expedition anvertraut war, wich von dem verabredeten Plane ab und wandte sich 1861 Abessinien zu, statt über Chartum nach Wadai vorzudringen. Diese Aufgabe suchten seine Begleiter Munzinger und Kinzelbach zu lösen, welche aber über Kordofan nicht hinausgelangten, da ihnen der Eintritt in Darfur verwehrt wurde. Später, 1863, wollte v. Heuglin, nachdem er sich in Chartum der Tinné'schen Expedition nach dem Gebiete des Bahr-el-Gasal angeschlossen hatte, von SO. her Eintritt in Wadai zu erlangen suchen, Krankheit nöthigte ihn schon am Dembo-Flusse zur Rückkehr. Näher dem Ziele gelangte v. Beurmann, welcher 1862 von Bengasi über Murzuk nach Bornu gelangte, bei dem Versuche, den Tsadsee im N. zu umgehen, aber im Februar 1863 zu Mao in Kanem ermordet wurde. Hatten somit sämmtliche Expeditionen ihr eigentliches Ziel auch nicht erreicht, so waren doch bedeutende Ergebnisse für die von ihnen besuchten Gebiete erzielt worden; namentlich war eine sichere Basis für die Grundlage der Geographie des östlichen Sudan und des mittleren Nilgebietes gewonnen worden. Diese Expeditionen zur Aufsuchung Vogel's wirkten aber auch noch Jahre lang nach und gaben indirect Veranlassung zu den Expeditionen von Rohlfs und Nachtigal. Rohlfs, welcher 1864—65 seine durch die Befürwortung Petermann's ermöglichte glänzende Expedition durch die nördliche Sahara ausgeführt hatte, ging 1865, unterstützt durch den Rest der

zur Aufsuchung Vogel's gesammelten Gelder nach Kuka, vermochte aber nicht nach Wadai einzudringen und wandte sich nun nach W. nach dem Golf von Guinea. Die völlige Aufklärung über das Schicksal Vogel's brachte erst Nachtigal, welcher auf Rohlfs' Veranlassung die für den Sultan von Bornu bestimmten Geschenke des Königs von Preußen nach Kuka überbrachte; ihm wurde endlich 1873, 17 Jahre nach Vogel's Tode, der Eintritt in Wadai gestattet.

Wesentlich durch P. und die auf seine Agitation gesammelten Gelder unterstützt, vermochte C. Mauch, welcher 1863 auf eigene Faust nach Transvaal gegangen war und sich mit kartographischen Aufnahmen des Landes beschäftigt hatte, von 1867 an seine Arbeiten in größerem Maßstabe fortzusetzen, und ihm ist die erste genauere Karte der großen Südafrikanischen Republik zu verdanken, welche er auf seinen späteren ausgedehnten Wanderungen fortgesetzt verbesserte und ergänzte. 1868 entdeckte er die Goldfelder von Tati, an welche sich der wirthschaftliche Aufschwung Transvaals knüpft. Seine letzte bedeutende Reise war die Durchkreuzung des Matebele-Landes bis zum Sambesi 1871—1872; auf dieser Tour erfolgte seine Entdeckung der Ruinen von Zimbabye.

Petermann's Einfluß auf die Erforschung Afrika's beschränkte sich aber nicht auf diese thatsächlich durch ihn ermöglichten Expeditionen; weit zahlreicher noch sind diejenigen Unternehmungen, welche auf seinen Rath hin überhaupt begonnen oder in der erfolgten Richtung ausgeführt wurden. Mit fast allen Afrikareisenden seiner Zeit stand P. in Verbindung; namentlich Duveyrier, Munzinger, v. d. Decken, Schweinfurth u. v. a. wurden von P. beeinflußt.

Von der Förderung afrikanischer Forschung zog sich P. allmählich zurück, nachdem in Deutschland eine staatliche Unterstützung darauf ausgehender Unternehmungen erfolgte, zumal nachdem sein Vorschlag, durch Benutzung von Elefanten die Erforschung von Aequatorialafrika zu beschleunigen, keine Beachtung gefunden hatte. Wenn auch die erste größere Erforschungsexpedition unter Ausnützung der Kräfte von Elefanten, welche der König von Belgien 1880 unter Carter und Cadenhead ausführen ließ, unglücklich verlief, so ist das letzte Wort in dieser Beziehung noch nicht gesprochen, da der Mißerfolg sich auf andere Ursachen, namentlich schlechte Auswahl der Thiere, zurückführen läßt. Noch die letzte schriftliche Aufzeichnung Petermann's beschäftigte sich mit diesem Gegenstande (Mittheilungen 1878, S. 405) aus Anlaß des Transportes von indischen Elephanten von Kairo über Chartum nach Lado; von den damals beförderten Thieren waren 1885 noch zwei in Makraka am Leben, obwohl sie nur von nicht eingeschulten Negern abgewartet wurden.

Schon während seines Aufenthaltes in England hatte nächst der Erforschung Afrika's das Räthsel der Polargebiete Petermann's Interesse in hohem Grade erregt; schon im Anfang der 50er Jahre hatte er sich eifrig an der Erörterung über die besten Wege zur Aufsuchung Franklin's betheiligt. Die damals von ihm gefaßten Ideen haben auch in späterer Zeit, nachdem P. die Förderung oder vielmehr die energische Wiederaufnahme der Polarforschung angeregt hatte, überwiegenden Einfluß auf seine Vorschläge ausgeübt. Die äußere Veranlassung, daß P. im J. 1865 für die Polarforschung eintrat, war der damals von Capitän Osborne angeregte Plan für Aussendung einer neuen englischen Expedition, welche allerdings nicht zu Stande kam. Nachdem P. bereits in die Erörterung über die von dieser projectirten Expedition einzuschlagenden Wege eingegriffen hatte, trat er am 23. Juli 1865 in einer Versammlung des freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. mit seinem Plane für Ausrüstung einer deutschen Polarexpedition hervor und von diesem Augenblicke an übte er einen entscheidenden Einfluß auf

die Fortsetzung der Polarforschung aus. Nicht Deutschland allein, fast alle civilisirten Nationen wußte er in Bewegung zu setzen; in dem folgenden Jahrzehnt entfaltete sich ein geradezu unerklärlicher Wetteifer unter den verschiedensten Nationen, Erfolge in der öden, eisbedeckten, nutzlosen Polarwelt zu erringen, ein Wetteifer, welcher allerdings das P. vorschwebende Ziel der Erreichung des Nordpoles nicht zu Stande brachte, aber bedeutende Ergebnisse für die Kenntniß der Polargebiete zur Folge hatte.

Nachdem die erste deutsche Expedition unter Capitän Werner im J. 1865 bereits bei der Ausfahrt Havarie erlitten hatte, gestatteten die politischen Umwälzungen eine Wiederaufnahme des Planes erst im J. 1868. Auf der Recognoscirungsfahrt mit dem kleinen Segelschoner Grönland unter Leitung von Capitän Koldewey im J. 1868 wurden einige Küstenstrecken von Spitzbergen aufgenommen. Größer waren die Erfolge auf der zweiten Expedition 1869—70 unter Capitän Koldewey und Hegemann, welche die Ostküste Grönlands zum Ziele hatte. Die Küste wurde auf Schlittenreisen bis zum 77° nördl. Breite untersucht, der tief einschneidende Franz-Joseph-Fjord und an seinem Ufer eine mächtige grönländische Alpenwelt entdeckt. Ostgrönland war gegen den Wunsch Petermann's zum Ziele der deutschen Expedition erwählt worden, da er als das die größte Aussicht auf Erfolg versprechende Gebiet das Meer bei Spitzbergen, namentlich den weiten Raum zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja angesehen hatte, weil seiner Annahme nach die Einwirkungen des Golfstromes ein frühes Schmelzen des Eises und die Möglichkeit der Schiffahrt herbeiführen mußten. P. hat sich niemals von der Ansicht trennen können, daß das Polarmeer in weiter Entfernung vom Lande schneller von der Eisdecke befreit sein werde, als in der Nähe des Landes, weil er die Einwirkungen warmer Strömungen, besonders des Golfstromes, überschätzte.

Wie erwähnt, ist es P. niemals gelungen, eine Expedition zu Stande zu bringen, welche die von ihm besonders empfohlene Straße zum Nordpol, das Ostspitzbergische Meer, zum Ausgangspunkte erwählte. Allerdings veranlaßte er einige Recognoscirungsfahrten in diesem Gebiete, so namentlich die von Graf Waldburg-Zeil und v. Heuglin, welche 1870 König Karl-Land entdeckten, und von Weyprecht und Payer, welche 1871 über den 78° nördl. Breite vordrangen und so die Ansichten Petermann's zu bestätigen schienen, aber eine Expedition, welche in größerem Maße, namentlich auf Ueberwinterung ausgerüstet war, ist zu eingehender Untersuchung dieses Gebietes nicht ausgesandt worden. Auch die große österreichisch-ungarische Expedition unter Weyprecht und Payer, 1872—74, welche durch die Entdeckung von Franz Joseph-Land in diesem Meerestheile einen so bedeutenden Erfolg errang, war wider Willen in diese Gebiete abgelenkt und festgehalten worden.

Von nicht so directem Einflusse, wie auf diese Expeditionen, aber doch ihre Entsendung fördernd, war Petermann's agitatorische Wirksamkeit in Bezug auf die schwedischen Expeditionen unter Nordenskiöld in den Jahren 1868 u. 1872, die amerikanische Expedition unter Hall 1871, die englische unter Nares 1875. Selbst Frankreich rüstete sich, eine Expedition unter Lambert in die Polargegenden auszusenden, welche durch den Ausbruch des Krieges von 1870 verhindert wurde. Großen Einfluß übte P. auf die Fahrten der norwegischen Walroßjäger aus, denn ihm ist es zu danken, daß dieselben auch der Geographie Gewinn brachten. Durch Aussetzung von Prämien brachte die norwegische Regierung es dahin, daß von diesen alljährlich das Eismeer aufsuchenden Schiffern Beobachtungen und Aufzeichnungen über ihre Fahrten, über Witterung und Eisverhältnisse gemacht wurden, und dem dadurch erweckten Interesse ist die Umfahrung und Aufnahme von

Nowaja Semlja, das Bekanntwerden der häufigen Fahrten im Karischen Meere zu danken, welche viel zu Nordenskiöld's Expeditionen nach dem Jenissei und endlich zu seiner Nordostpassage Veranlassung gaben. Nichts kennzeichnet die Bedeutung Petermann's für die Polarforschung besser als der Umstand, daß mit seinem Tode diese sofort erlosch, obwohl gerade in diesem Jahre der bedeutendste Erfolg überhaupt, Nordenskiöld's Umschiffung der Nordküste von Asien, erzielt worden war; und trotz der lebhaftesten Anstrengungen von verschiedenen Seiten in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten ist es seitdem nicht gelungen, die Polarforschung wieder zu beleben und ein Interesse in weiteren Kreisen für dieselbe zu erwecken.

P. stand noch in den besten Lebensjahren; er erfreute sich einer ungeschwächten Arbeitskraft, als er am 25. Septbr. 1878 aus unerklärten Gründen durch eigene Hand fiel.

E. Behm, August Petermann. Vorwort zu Heft 10 von Petermann's Mittheilungen 1878. — J. J. Kettler, August Petermann. Eine biographische Skizze. Aus allen Welttheilen 1878, X, Nr. 2 u. 4, mit einem guten Portrait Petermann's. H. Wichmann.

Petersen*): Ulrich P. In der langen Reihe der Männer, die wie Andr. Hoyer, Cläden, v. Selen, Joh. Moller, Joh. Friedr. Noodt u. a. am Schlusse des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit großem Eifer der Erforschung der schleswig-holsteinischen Geschichte oblagen, nimmt der Schleswiger Ulrich Petersen nicht den letzten Platz ein. Ausgezeichnet daneben durch eine merkwürdige Wanderlust, die ihn mehr als zwanzig Jahre seines Lebens aus der Heimath trieb, und von einem ungemeinen Wissensdrang erfüllt, galt er als einer der weitgereisten Männer seiner Zeit und an Kenntniß fremder Sprachen allen seinen gelehrten Freunden in der Heimath weit überlegen. Im J. 1656 in der Stadt Schleswig, der Residenz der Gottorper Herzöge, als Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Rathsherren geboren, besuchte er unter den Rectoren Joachim Rachel und Abel Finckius bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre die Domschule seiner Vaterstadt, um sich dann auf deutschen Universitäten dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Ein für jene Zeit beträchtliches Vermögen, das sein Vater ihm hinterließ, machte es ihm möglich, ganz seinen Neigungen zu leben, insbesondere neben dem Studium der Rechte durch weite Reisen „fremder Völker Sprachen, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen". Im J. 1664 verließ er seine Heimath und weilte während der langjährigen Zwistigkeiten zwischen seinem Landesherrn, dem Herzoge Christian Albrecht, und dem Könige Christian V. von Dänemark in der Fremde. Er hielt sich zunächst in Braunschweig und Weißenfels auf, studierte in Jena und Altorf, besuchte längere Zeit Augsburg und Regensburg, um dann vom Jahre 1678 an seine Studien in Frankreich fortzusetzen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Paris, Caen, Bourges, Marseille, Avignon begab er sich nach Italien, besuchte Siena, weilte, Alterthümer und Kunstschätze studierend, in Rom, Florenz, Neapel, Bologna, Venedig, Mailand und kehrte i. J. 1683 nach zweijährigem Aufenthalte in Italien, wohl auf die Kunde von dem hergestellten Frieden daheim, über Frankreich in seine Vaterstadt zurück, ohne jedoch hier lange Ruhe zu finden. Die Flucht des Herzogs Christian Albrecht, die schwere Belastung Schleswigs durch dänische Einquartierung und Contribution, die Einverleibung der gottorpischen Besitzungen im Herzogthum Schleswig durch den König Christian, die Huldigung, welche Rath und Bürgerschaft dem neuen Landesherrn (6. Juli 1684)

---

* Zu Bd. XXV, S. 639.

leisten mußten, trieben P. schon i. J. 1684 wieder in die Ferne. Er begab sich zunächst nach Holland und von da nach England, wo er die Krönung Jacob's II. und die Empörung und Hinrichtung des Herzogs von Monmouth mit erlebte (Juli 1685); dann zog er wieder nach Frankreich, wo er zwei Jahre verweilte, um 1687 noch mitten unter kriegerischen Zeitläuften nach Schleswig zurückzukehren. Kaum hatte er hier während eines ungefähr zweijährigen Aufenthalts auf Grund seiner Tagebücher seine Reiseerlebnisse ausgearbeitet, als seine Wanderlust von neuem erwachte. Vom Jahre 1689 an durchzog er Dänemark, Schweden, Livland, Kurland und Preußen und langte erst 1695 wieder in der Heimath an. Fortan ruhte er von der Wanderschaft aus und gab sich ganz gelehrten historischen Studien hin. Er blieb unverheirathet, suchte kein Amt und war auch schwerlich als Advocat thätig. Da er sich stets nur Candidatus juris nennt, so mußte ihm schon deshalb jede selbständige juristische Praxis verschlossen sein. Je unruhiger die Zeiten wurden, desto mehr vergrub er sich in seinen stillen Studien. Ohne je politisch hervorzutreten, empfand er doch den Fall des gottorpischen Herzogshauses infolge des nordischen Krieges höchst schmerzlich und suchte während der dänischen Herrschaft Trost in der Erforschung der ruhmvollen Vergangenheit seiner Vaterstadt und seines Fürstenhauses. Er starb im 79. Jahre seines Alters, am 6. April 1735, des Lebens müde, wie er kurz vorher einem seiner Freunde schrieb: „Mox venere dies; ejus mox hora parata est, qua laetus dicet: pessime munde, vale.“ Die Hauptfrucht seiner geschichtlichen Studien war die Geschichte seiner Vaterstadt, woran er fast vierzig Jahre seines Lebens gearbeitet hatte. Nachdem er die Glanzzeit des Gottorper Hauses in seiner Jugend mit erlebt, dachte er oft, als Schleswig nach Vertreibung der Herzöge zu einer Provinzialstadt herabgesunken war, mit sehnsüchtigem Schmerze daran zurück. So ist denn die Beschreibung „der Durchlauchtigsten Herren Herzögen von Holstein-Gottorp Haupt- und Residenz-Stadt Schlesewig“ nicht bloß eine Chronik seiner Vaterstadt, sondern zugleich auch zu einem Denkmal seines angestammten Herrscherhauses geworden. Freilich genügen seine Arbeiten heutigen Ansprüchen nur in geringem Maße; wie wenig er z. B. im Stande war, die älteste Zeit zu erforschen, sieht man auch an den Briefen, die zwischen ihm und Johann Moller 1698 darüber gewechselt wurden (Staatsb. Magazin V, 745 ff.). Mag indes auch seine Ausarbeitung der ungemein weitschichtigen, rohen Materialiensammlung, wie sie daneben vollständig erhalten ist, für uns wenig genießbar sein: die zahlreich darin enthaltenen urkundlichen Nachrichten und Abschriften von verlorenen Diplomen sind auch für die heutige Forschung von bedeutendem Werthe. Durch testamentarische Verfügung dem Rector Hoyer überwiesen, wurde das ganze Manuscript durch dessen Wittwe, eine Bruderstochter Petersen's, gegen eine lebenslängliche Pensionserhöhung im Jahre 1761 dem Könige überlassen und wird heute im Geheimen Archiv zu Kopenhagen aufbewahrt (Thorsen: Stadtrechte, Kopenhagen 1855, S. 22 u. 23). Einzelne Bände seiner umfassenden Sammlungen zur schleswig-holsteinischen Geschichte finden sich auch im Schleswiger Stadtarchiv und im Staatsarchiv. Seine Manuscripte sind viel benutzt, niemals vollständig gedruckt. Einzelne Capitel aus der „Geschichte der Stadt Schleswig“ veröffentlichte nach dem Tode des Verfassers der Rector Hoyer in zwei Programmen der Domschule; 1743: „Wer eigentlich die Schleymünde verstopfet hat“; 1744: „Anmerkungen über das 103. Kapittul des schleswig'schen Stadt-Rechtes“. Die Monumenta inedit. von Westphalen enthalten (Band III, 326—359) eine Inhaltsangabe des ganzen Werkes, sowie die „Beschreibung des adeligen St. Johannisklosters“ vor Schleswig; Noodt (Beiträge zur Erläuterung der Civil-,

Kirchen- und Gelehrten-Historie II, S. 558 ff., Hamburg 1752) theilt „die historische Nachricht von der berühmten Cimbrischen Landwehre, dem sogenannten Kohgraben und großem Walle Dannewerk im Herzogthum Schleswig“ mit. Dieselbe ist etwas ausführlicher auch in Suhm's Danmarks-Historie VII, 270—295 enthalten. „Anmerkungen zu Helduader's Chronik der Stadt Schleswig“ finden sich in der dänischen Bibliothek Band 6.

Die Hauptquelle für Petersen's Biographie bildet ein Leichengedicht des Rectors Hoyer vom Jahre 1735; ein Auszug daraus ist in den „Hamburgischen Berichten von den neuesten gelehrten Sachen auf das Jahr 1735“ S. 692 ff. enthalten. Sein Testament und die gerichtlichen Verhandlungen über seinen Nachlaß finden sich in den Polizeiprotokollen der Stadt Schleswig vom Jahre 1735. Im Uebrigen ist zu vergleichen: Staatsbürgerl. Magazin X, 637 ff. — Slesvigske provindsialefteretninger, 4 binds, 3 hefte 1863. — Moller, Cimbria litter. s. v. — Allen, Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig I, 243 ff.

August Sach.

Phalesius*): Pieter P. der Aeltere, berühmter Buchdrucker und Musikverleger, aus dem Geschlecht der van der Phaliesen, ein Nachkomme des flamändischen Jan van der Phaliesen, der 1384 in Löwen das Bürgerrecht erhielt, wurde ungefähr 1510 in Löwen geboren. Ueber sein Leben und seine Thätigkeit sind nur wenige Nachrichten auf uns gekommen. P. war anfänglich nur Buchhändler, später aber auch Buchdrucker geworden. Er verband sich zunächst 1550 mit Marlin Raymakers oder Rotarius zur Herausgabe von Musikwerken, und Renier Velpen oder Renerius Velpius, Buchdrucker in Löwen, arbeitete für die gemeinschaftlich betriebene Handlung, während das erste von ihm allein herausgegebene Werk „Carminum quae chely vel testudine canuntur etc. Lovanii apud Petrum Phalesium bibliopolam anno 1546“, aus der Druckerei von Servais Sassenus oder Sassen van Diest (seit 1531 in L.) hervorgegangen ist, da die Schlußschrift auf der letzten Seite lautet: „Lovannii. Ex officina Servatii Zassenii Diestensis anno 1546“. In demselben Jahre ließ er bei Jacobus Batius in L. ein Musikwerk drucken, wie überhaupt die von P. bis 1546 edirten Werke in verschiedenen Druckereien in L. hergestellt wurden, in welchem Jahre er aber eine eigene Druckerei errichtete. Das erste aus seiner Presse hervorgegangene Werk war: „Chansons à quatre parties nouvellement composez et mises en musicque par Maistre Jehan de Latre. Premier livre. Imprimé à Louvain par Pierre Phalese, pour luy et Marlin Rotaire.“ M.D.L.II. Vier Jahre später erschien: „Missa cum quatuor vocibus. Ad imitationem Misericorde, condita. Auctore D. Clemente non papa. Lovanii ex typographia Petri Phalesii bibliopol.“ M.D.L.VI. Von demselben belgischen Componisten Clemens non papa gingen später noch mehr Werke aus der Druckerei des P. hervor. Ferner druckte dieser noch: „Cantuale juxta usum insignis ecclesiae Amstelredamensis nunc primum numerorum formulis excusum, multisque antiphonis onosoriis hymnis aliisque ejusdem generis sacris cantionibus locupletatum.“ 1561. — „Canticum B. Mariae quod Magnificat nuncupatur per octo musicae modos variatum. F. Guerrero Musices apud Hispalensem Ecclesiam Praefecto Authore.“ 1563. — „Luculentum theatrum musicum.“ 1568. — Dreistimmige Motetten und Gesänge von Gérard Turnhout: „Sacrarum ac aliarum cantionum trium vocum.“ 1569. — „Praestantissimorum divinae musices auctorum missae decem,

*) Zu Bd. XXV, S. 737.

quatuor, quinque et sex vocum." 1570. — „Sacrarum cantionum quinque et octo vocum. Jean de Castro." 1571. Vermuthlich das letzte seiner Druckwerke ist folgendes: „Canzoni scelti di diversi eccellentissimi musici a 4 voci. Lovanii apud Petrum Phalesium." 1587. Für sein erstes Werk von 1546 hatte P. ein Privilegium auf drei Jahre erhalten. Nachdem er sein Verhältniß zu Rotarius aufgelöst hatte, blieb P. einige Zeit hindurch allein, doch finden wir ihn 1570 wieder in Gemeinschaft mit einem anderen, nämlich mit Jan Bellère oder Bellerus in Antwerpen, ohne daß einer von den beiden seinen Wohnort verließ, oder sein bisheriges Geschäft aufgab, wovon die Titel mehrerer Bücher Zeugniß geben, so z. B.: „Een Duytsch Musyck boeck daer inne begrepen syn vele schoone Liedekens met vier, met vyf ende zes partyen. Tot Löwen by Peeter Phalesius ende t' Antwerpen by Jan Bellerus." 1572. Nach seinem nicht mehr festzustellenden, doch anscheinlich um 1573 erfolgten Tode setzte sein Sohn Pieter P. die väterliche Druckerei fort. Er hatte die Buchdruckkunst und den Buchhandel in seines Vaters Geschäft erlernt, und etablirte sich i. J. 1579 zu Antwerpen, wo er sich mit dem Socius seines Vaters, Bellère, verband. Eine der ersten Ausgaben dieser gemeinschaftlichen Firma war von 1582; ferner: „Musica divina di XIX autori illustri" etc. „In Anversa appresso Pietro Phalesio et Giovanni Bellero 1583". Auch gab derselbe 1577 den zweiten Theil von „Patrocinium Musices" heraus: „Lovanii apud Petrum Phalesium jun." Später wurden die Pressen des P. überwiegend von den Italienern beschäftigt, die immer mehr Eingang fanden. Der Name Bellerus erlosch 1589, wogegen der des P., obwohl auch er 1617 starb, noch der Firma erhalten blieb. Seine Tochter führte die Druckerei bis 1650 fort. Das erste Werk, welches sie herausgab, hat den Titel: „Cantici novi a due voci con basso per l'organo 1618. Magdalena Phalesio nella tipografia Phalesia." Sie starb im hohen Alter, doch wußten auch deren Erben die berühmte Firma noch lebendig zu erhalten, wie das Werk „Sinfonie boscavecie a violino solo e basso, di Marco Uccellini; Anversa, presso i Heredi di Pietro Phalesio, al Ré David" beweist, da dieses die Jahreszahl 1669 trägt.

Vergl. Goovaerts, Die Musikdrucker Phalesius und Bellerus in Leeuwen und Antwerpen 1546—1674. Aus d. Franz. ins Holländ. übersetzt von E. v. Bergen. Antwerpen 1882. — Goovaerts. Histoire et bibliographie de la typographie musicale dans les Pays-Bas. 1877. — Le Bibliophile belge. III. 1868. S. 139—151. 215—237. 292—337. — Musikalisches Conversationslexikon, Bd. VIII. S. 68—69. — Clessius, unius sec. elenchus. I. S. 393.

J. Braun.

Pietscher *): Joh. Friedr. August P., geboren in Bernburg am 10. August 1824, † in Dessau als herzogl. anhaltischer Landgerichtspräsident am 25. Sept. 1887. Er war der älteste Sohn des gleichnamigen Justizamtsactuars in Bernburg, der nach sechsjähriger Leitung des Justizamts Ballenstedt 1836 als Justizrath nach der Residenz Bernburg zurückkehrte und daselbst 1866 starb. Mit tüchtiger Vorbildung ausgerüstet studirte der talentvolle Jüngling 1842/45 die Rechtswissenschaft in Berlin, wo er neben eifrigen Studien unter R. Gneist, L. Michelet ꝛc. eine Fülle von Anregungen auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, der Musik und der Politik genoß. In Bernburg ward er 1846 Auscultator beim Justizamt, dem späteren Stadt- und Landgericht unter seinem Vater, daneben 1847 Regierungsadvocat. Das Frühjahr 1848 entfesselte in

---

*) Zu S. 124.

Bernburg die politische Leidenschaft in hohem Grade. Seine gemäßigt liberale Gesinnung und sein Rednertalent drängten den jungen Advocaten zu lebhafter Betheiligung an den Kämpfen gegen den wüsten Radicalismus, der am 16. März 1849 zu blutigem Aufruhr und zum Belagerungszustand führte, wie gegen jede Reaction. Der geheime Conferenzrath, die oberste Landesbehörde seit 1833, der namens des schwachsinnigen Herzogs Alexander Karl seit 1834 das Land regierte, ward durch das Staatsministerium von Krosigk-Hempel ersetzt, die Verfassung von 1848 durch die von 1850. Die Liberalen forderten schnelle Durchführung der zagend 1849 bewilligten Reformen. P. gab seit Januar 1850 ein „constitutionelles Bürgerblatt“ heraus, das freilich nicht lange lebte. In Nr. 28 vom 23. April drängte er in dem Leitartikel „Trübe Aussichten“ auf schleunige Belebung und festen Ausbau des neuen Staatsorganismus und verwickelte sich dadurch in einen Preßproceß, der erst April 1852 mit Freisprechung endete. Am 25. Mai 1852 vermählte er sich mit Anna Günther, der Tochter eines Arztes. Nach von Krosigk's Tode hatte 1851 Geheimrath Hempel den Vorsitz im Staatsministerium übernommen, Regierungsrath v. Schätzell aus Danzig ward zweites Mitglied. Hempel ward 1853 zur Disposition gestellt. Seitdem war Geheimrath v. Schätzell bis 1863 alleiniger Leiter des Staatsministeriums. Mit Ausnahme der Justiz vereinigte er bald die oberste Leitung aller Landes- und Hofbehörden in seiner Hand. Die Herzogin Friederike, geborne Prinzeß von Schleswig-Holstein-Glücksburg, war seit 1855 Mitregentin. P. ward 1853 erster Actuar und Hilfsrichter, alsbald Assessor beim Appellationsgericht in Bernburg. 1854 wählten ihn seine Mitbürger als ihren Abgeordneten in den Bernburger Landtag, wo er in richtiger Erkenntniß der dringlichen Nothwendigkeit in Verfassungsfragen mit Dessau und Köthen Hand in Hand zu gehen die gemeinsame anhaltische Landschaftsordnung von 1859 durchzusetzen verstand. Er war 1857 zum Landrath in Ballenstedt befördert worden, dankte es aber dem Minister nicht, dadurch der hauptstädtischen Bewegung entrückt zu werden. So wenig es ihm jedoch als Richter genehm war, sich für die Verwaltung des Kreises interessiren zu sollen, so schnell fand er sich doch in die Obliegenheiten seines Amtes hinein. Freilich war er aber mit den streng conservativen Grundsätzen nicht einverstanden, die der Minister als einzig maßgebend und zulässig in jeweilig drückender Form von ihm verlangte. P. war von seinen Ballenstedtern 1860 in den Landtag entsandt worden. Ein heftiger Streit mit dem Minister im Landtage veranlaßte ihn jedoch schon im Januar 1861 zur Mandatsniederlegung. Da er dem Minister wegen seines Liberalismus verdächtigt worden war, wurde er vom 1. Juli 1862 seines Landrathsamts enthoben. Er behielt zwar Rang, Titel und Gehalt als Landrath, ward aber dem Ballenstedter Kreisgericht als Hilfsarbeiter überwiesen. Im Frühjahr 1863 entfernte ihn der Minister ganz aus der Heimath. Er kam mit dem Landrathstitel als richterliches anhaltisches Mitglied in die königlich preußische Generalcommission zu Merseburg, welche die bernburgischen Separationssachen mit zu behandeln hatte. Der Minister hatte aber angeordnet, daß er gerade bernburgische Sachen nicht bearbeiten durfte! Er bekam dafür dort das Decernat für einen Theil des Eichsfeldes. Als pflichttreuer und tüchtiger Arbeiter anerkannt, blieb er bis zum 1. October 1864 dort, wo nach dem 1863 erfolgten Aussterben der Bernburger Herzogslinie das Vertragsverhältniß zu Preußen, bezüglich der gemeinsamen Commission seitens des nunmehrigen Herzogs von ganz Anhalt, Friedrich Leopold, gelöst ward. Zur Disposition gestellt, blieb P. jetzt ein Jahr lang ohne Amt in Bernburg. Mit dem 1. October 1865 trat er unter dem Minister Sintenis als Rath in das Kreisgericht Zerbst ein. Er fühlte sich bald hier heimisch. Eine tiefgreifende

Thätigkeit entfaltete er, schon 1853 zu Bernburg in den Orden eingetreten, in der Zerbster Freimaurerloge als Meister vom Stuhle. Von den Ansprachen und Reden, die er als Bruder in Ballenstedt rc. gehalten hat, ließ er von 1865 bis 1876 viele in Moriz Zille's Leipziger Freimaurerzeitung abdrucken. Von seiner Thätigkeit in der litterarischen Gesellschaft für wissenschaftliche Abendunterhaltung in Zerbst zeugt ein Vortrag „Jurist und Dichter" (1881), in dem er seine Studien über Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" und Jhering's „Kampf ums Recht" geistvoll verwerthete. Ebenso interessant schrieb er über „Entstehung und Inhalt des Rechts" (1881), über den Eid rc. Trefflich sprach er über Luther (1883), über Bismarck (Anhaltischer Staatsanzeiger 1885 Nr. 79). In Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts III, 2. 1 behandelte er 1884 das Staatsrecht des Herzogthums Anhalt. Bei den Reichstagswahlen wirkte er als Führer der Partei kräftig im nationalliberalen Sinne. In Zerbst ward er 1871 zum Abgeordneten in den anhaltischen Landtag gewählt. Diesem hat er bis Mitte 1887 angehört, sogleich als ausgezeichneter Präsident, gerecht und unparteiisch, Schwung in die Verhandlungen bringend, Verwickeltes mit Scharfblick sichtend, prompt die Geschäfte erledigend, schroffe Gegensätze liebenswürdig ausgleichend. Der Minister von Larisch konnte 1872 seinem Landesherrn Herzog Friedrich von Anhalt keinen Bessern zum herzoglichen Commissar vorschlagen als ihn, zur Vorbereitung der anhaltischen Domanialauseinandersetzung, um deren Durchführung, die erst unter dem Minister von Krosigk zu erreichen war, er sich wesentliche Verdienste erwarb. Als Kreisgerichtsdirector 1872 nach Dessau versetzt ward er dort 1879 Präsident des Landgerichts und bewährte sich in den vielseitigen Geschäften, welche die neue Justizorganisation mit sich brachte, durch ernste Pflichttreue, regen Diensteifer, Umsicht und Tüchtigkeit zur Hebung des Ansehns der ihm zugewiesenen Beamtenkreise. Gleiche Anerkennung fand er als Kirchenrathsmitglied zu St. Johannis in Dessau und als Abgeordneter in den durch eine Vorsynode 1876 vorbereiteten für 1880—86 einberufenen ordentlichen Landessynoden, denen er ebenso vortrefflich zu allseitiger Zufriedenheit vorstand; nicht bloß daß er als Synodalpräses die Verhandlungen geschickt leitete, scharfe Gegensätze milderte und vermittelte, er wußte besonders auch die kirchlichen Interessen als Landtagspräsident mannhaft und erfolgreich zu vertreten, so daß ihm die evangelische Landeskirche dauernd dafür dankbar bleibt. Die Einweihung des neuen Gerichtsgebäudes in Dessau (16. September 1886) war seine letzte Amtshandlung. Es gelang nicht, ein langwieriges schmerzhaftes Nierenleiden zu bewältigen. Er sollte am 1. October 1887 in den Ruhestand treten. Kurz vorher entschlief er. P. war ein edler hochherziger Mensch, für alles Schöne und Erhabene begeistert, geistvoll und liebenswürdig im Verkehr, mit seltner Fülle von Wissen ausgestattet.

Vgl. „Zum Gedächtniß des Herrn Johann Friedrich August Pietscher". Dessau 1887. Mit Photographie und Facsimile. — „Präsident Pietscher" Leitartikel der Cöthen'schen Zeitung 1887 Nr. 224.

Kindscher.

Pirckheimer*): Wilibald P., berühmter deutscher Humanist, einer der Wenigen, die ihren deutschen Namen weder gräcisirten noch latinisirten, geboren in Eichstädt am 5. December 1470, † in Nürnberg am 22. December 1530. Sein Vater Johann P. war ein angesehener Beamter, Rath Nürnbergs, Eichstädts, des bairischen und österreichischen Hofes, zugleich ein gebildeter Mann, der seinen Kindern und besonders seinem einzigen Sohne den Segen dieser Bildung, mehr

*) Zu S. 179.

aber noch die Vortheile der angesehenen Stellung überliefern wollte. Nicht in Dringenberg's Schule in Schlettstadt, die übereifrige Schilderer jenes Zeitalters zur Pflanzstätte aller Humanisten zu machen versuchten, sondern in Eichstädt, vermuthlich bei Georg Tegen und möglicherweise bei oder mit dem freilich erst 1490 nach Eichstädt versetzten Kanonikus Adelmann von Adelmannsfelden (s. A. D. B. I, 79) erlernte P. die Humaniora. Freilich nicht mit voller Billigung des Vaters. Denn dieser wollte den Sohn mehr zum Hofdienste, als zu dem der Musen erziehen, sah es daher gern, daß der Knabe sich nicht mit einseitig humanistischen Studien beschäftigte, sondern viel, gern und mit großem Erfolge Musik trieb und an ritterlichen Uebungen Freude fand. Als der Sohn dann 1490 die damals übliche große Bildungsreise nach Italien antrat, sollte er, nach dem Wunsche des Vaters, den Aufenthalt in jenem Lande mehr zur praktischen Vorbereitung für einen bestimmten Beruf, als zur allgemeinen geistigen Ausbildung benutzen. Er studirte hauptsächlich in Padua und Pavia Jurisprudenz bei Jason de Mayno und wurde ein gelehrter Jurist und ein praktischer Geschäftsmann. Zugleich aber verschaffte er sich eine gründliche Kenntniß des Griechischen bei Marcus Musurus in Padua und legte überhaupt in Italien, dem Lande der Viel-, ja der Allseitigkeit, den Grund zu der umfassenden wissenschaftlichen Bildung, die selbst die an die Beherrschung weiter Gebiete gewöhnten Zeitgenossen in Verwunderung setzte. Er brachte nicht bloß einige Monate, wie die meisten seiner Landsleute, sondern sieben Jahre in Italien zu, und suchte nicht, wie die meisten aus falscher kameradschaftlicher Gesinnung thaten, den Umgang seiner Volksgenossen, sondern vermied denselben, gewiß nicht, weil er deren Neigung zu Spiel und Trunk verabscheute, sondern weil er in Italien den Umgang mit Italienern möglichst nutzbar für seine Fähigkeit, italienisch zu sprechen, machen wollte. Seine Verbindung mit Italienern verführte ihn jedoch niemals zur Verleugnung seines Deutschthums, sondern erwirkte eher eine Festigung desselben. Denn den Charakter der Deutschen stellte er weit höher als den der Italiener und gerade im Auslande lernte er besser als in der Heimath verborgene Eigenschaften seiner Lands- und Volksgenossen erkennen.

1497 kehrte P. aus Italien zurück und nahm seinen ständigen Aufenthalt in Nürnberg, wohin auch sein Vater, nachdem er sich von Geschäften entfernt, sich zurückgezogen hatte. Bald nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit Crescenzia Rieter, die, nachdem sie ihm fünf Töchter geboren hatte, im J. 1504 starb. Des Vaters Wunsche folgend, der wenige Jahre nach der Heimkehr des Sohnes 1501 aus dem Leben schied, begab er sich nicht in die Dienste des Kaisers, sondern in die der neuerwählten Heimath. Für diese, die Stadt Nürnberg, war er dann ein Vierteljahrhundert als Rath, in inneren Angelegenheiten thätig, bei Gesandtschaften z. B. 1511 und 1512 auf den Reichstagen zu Trier und Köln, als Feldherr 1499 im Schweizerkriege als Befehlshaber des nürnbergischen, dem Kaiser Maximilian gegen die Eidgenossenschaft zu Hülfe gesendeten Contingents. Alle diese Geschäfte besorgte er zum Vortheile der Stadt und erwarb sich bei dem letzterwähnten Feldzuge das Vertrauen des Kaisers in dem Maße, daß er damals den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt und später oft durch Ansprachen und Anfragen des Kaisers geehrt wurde. Die Verbindung wurde besonders lebhaft und fest dadurch, daß der Kaiser in wissenschaftlichen Dingen Pirckheimer's Rath einholte und in seiner ganzen Geistesrichtung ihm verwandt war. Trotz oder vielleicht wegen seiner bedeutenden und der Stadt nutzbringenden Leistungen fand er Feinde und Neider, trat einmal 1501 aus dem Rathe aus und konnte erst durch viele Bitten 1504 zum Wiedereintritt veranlaßt werden,

mußte sich 1511 gegen manche wider ihn erhobene, wie es ihm schien ungegründete Vorwürfe vertheidigen —, gedachte auch damals sein städtisches Amt niederzulegen und entsagte endlich 1522 seiner Würde, theils um den stark wiederkehrenden Angriffen sich zu entziehen, theils um seiner Gesundheit und den Wissenschaften zu leben. Aus dieser letzten Zeit ist, wie erst ganz neuerdings erforscht wurde, nur eine Gesandtschaftsreise in die schweizerische Eidgenossenschaft 1519 zu erwähnen, die weniger wichtig ist wegen ihrer eigentlichen Veranlassung, der Klage wider den Markgrafen Casimir von Brandenburg wegen Errichtung eines neuen Zolls, als weil sie dem Schriftsteller Veranlassung gab, die Schlachtfelder von Granson und Murten zu besuchen, die er später geschildert hat.

Die letzten Jahre von Pirckheimer's Leben sind nur der Wissenschaft gewidmet. An Ehren fehlte es nicht. Karl V. folgte dem Beispiele seines kaiserlichen Großvaters und ernannte P. 1526 zum kaiserlichen Rath. Aber diese Ehren und das Wachsthum seines schriftstellerischen Ruhms konnten seine Vereinsamung nicht hindern: seine Freunde starben, mehrere seiner Schwestern und Töchter gingen vor ihm dahin; er wurde immer einsamer und immer verbitterter vornehmlich über die sittlichen und religiösen Zustände der Zeit.

P. gehört zu den am meisten geehrten und am meisten gelobten Männern seiner Zeit. Der Grund davon liegt allerdings zunächst in seiner trefflichen ruhmeswürdigen Persönlichkeit. Sodann aber auch in dem Umstande, daß er im Gegensatze zu den meist besitzlosen, auf den täglichen Erwerb oder auf die Unterstützung Wohlgesinnter angewiesenen Humanisten ein vermögender, in sehr behaglichen Verhältnissen lebender und zum Behagen Anderer gern beitragender Mann war. Er nahm in der Humanistenzeit eine ähnliche Stellung ein, wie Vater Gleim im 18. Jahrhundert, von Vielen als Wohlthäter geehrt, den Jüngeren ein wahrer Vater und Freund, nur mit dem Unterschiede, daß Vater Gleim als Entgelt für seine Geld- und Rathspenden eifrige Ruhmeserhebungen verlangte, P. aber mit dem Bewußtsein zufrieden war, Gutes zu thun. Unter den bedeutenden Männern Deutschlands in jener Zeit ist kaum ein Einziger, der nicht mit ihm in Beziehung stand und unter den ihm Vertrauten nur Wenige, die ihm nicht verpflichtet waren. Wie mit den Menschen, so ist P. mit den Dingen vertraut. In P. ist, wie Strauß treffend bemerkt, der allseitige Wissens- und Bildungsgang der Zeit verkörpert. In einem häufig abgedruckten Briefe an B. Adelmann v. Adelmannsfelden, den ich gleichfalls nach Strauß' Wiedergabe anführe, beschreibt P. sein Leben auf dem Gute seines Schwagers während der Pestzeit folgendermaßen: „Hier entfernt von städtischen und Staatsgeschäften lebt er ganz den Studien und der Natur, liest Vormittags im Plato, sieht nach Tisch von hoher Burg herunter, da ihn das Podagra am Gehen hindert, dem Treiben der Landleute auf den Feldern, der Fischer und Jäger im Thal und auf den umliegenden Hügeln zu; empfängt und bewirthet Besuche aus der Nachbarschaft oder auch die eignen Meier und Bauern mit Weib und Kind; der Abend gehört wieder dem Studium, besonders geschichtlicher Werke, und solcher, welche von den Sitten der Menschen und der Herrlichkeit der Natur handeln; dabei wacht er tief in die Nacht und ist der Himmel hell, so beobachtet er noch mit Instrumenten den Lauf und die Stellung der Wandelsterne, in denen er die Ereignisse der Zukunft, die Schicksale der Fürsten und Nationen zu lesen glaubt."

Unter den persönlichen Beziehungen Pirckheimer's die innigste und bedeutendste ist die zu dem berühmten Maler Albrecht Dürer. Von diesem rühren die bekannten Bilder her, durch welche Pirckheimer's Züge der Nachwelt überliefert sind und P. lohnte dem Künstler übel dadurch, daß er das Märchen von

den schlimmen und zänkischen Eigenschaften der Frau verbreitete (Brief an Tscherte 1527). Die Gemeinsamkeit beider zeigt sich nicht bloß in einem innigen, ununterbrochenen, wahrhaft brüderlichen, durch keinen Unfrieden gestörten Verkehr, in gegenseitigen Hilfeleistungen, wobei doch der Nürnberger Patricier zumeist als der Spendende, der Maler als der Empfangende erscheint (Zeugniß dafür geben namentlich die Reisebriefe Dürer's aus Italien), sondern vor allem darin, daß ein vielseitiges, angeregtes geistiges Verhältniß zwischen ihnen existirte, dergestalt, daß Dürer die Schriftchen Pirckheimer's mit Zeichnungen und Holzschnitten versah, bei seinen mathematischen und astronomischen Studien und Veröffentlichungen ihm rathend und helfend zur Hand ging, daß er sich durch dieselben Stoffe wie sein litterarischer Freund zu Schöpfungen anregen ließ, z. B. durch den Schweizerkrieg. Nicht selten war Dürer künstlerisch in Pirckheimer's Auftrag thätig; bei einzelnen Arbeiten Dürer's, z. B. Kaiser Maximilian's Triumphzug, spielte P. den gelehrten Beirath. Es war ein Freundschaftsbund, der die Verbundenen über die Plackereien und Kleinigkeiten des bürgerlichen Lebens hinaushob. „Sie arbeiteten zusammen" — nach Thausing's Worten — „an der Erforschung des Menschen; des Menschen in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinen geistigen Anlagen." Dürer's Tod (1528) beklagte P. in einer rührenden Trauerode.

Schon aus der Erzählung von Pirckheimer's Lebensereignissen und der kurzen Darstellung seiner persönlichen Beziehungen ergab sich, daß er einer der begabtesten und einflußreichsten Wortführer des deutschen Humanismus war. Diese seine Thätigkeit wird aus seinen zahlreichen kleinen Schriften und Briefen erkannt. Bei der Besprechung derselben muß man mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns anheben, daß die einzige vorhandene Sammlung der Pirckheimer'schen Schriften völlig ungenügend, daß sein handschriftlicher Nachlaß zerstreut und soweit zugänglich, bisher noch gar nicht benutzt worden ist. Eine vollständige Aufzählung der Schriften kann hier nicht gegeben werden, sondern nur eine Hervorhebung manches Wichtigen. Zunächst ist eine große Anzahl Briefe und Widmungsschreiben zu erwähnen, sämmtlich lateinisch, alle in einer kräftigen, nicht uneleganten Sprache, obwol Eleganz nicht der Hauptvorzug Pirckheimer'scher Schreibart ist. Sodann einzelne, aber unbedeutende lateinische Gedichte, durch deren Anfertigung P. mehr seine Zugehörigkeit zum Humanistenstande bethätigen, als etwa einem dichterischen Drange genügen wollte; ferner Uebersetzungen aus dem Griechischen, dessen ganz besonderer Kenner P. war, wobei Lucian bevorzugt wurde, dessen Stoffe und dessen Behandlungsart P. vornehmlich anzogen. Dazu kommen noch antiquarische Abhandlungen, z. B. über die Münzen der Alten, wobei doch der praktische Gesichtspunkt, der Vergleich mit den damals geltenden Nürnberger Münzen nicht außer Acht gelassen wird, theologische Untersuchungen, die besser in anderm Zusammenhange vorgebracht werden, politische Erörterungen, theilweise im Auftrage des Kaisers Maximilian, theilweise des Raths der Stadt Nürnberg, Erörterungen, die außer der sachlichen Behandlung des gerade vorliegenden Falles doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den langathmigen, kunstvollen Darlegungen der in Italien zur Renaissancezeit üblichen Oratoren haben, welche neben den officiellen, mit amtlichem Ernst die Geschäfte besorgenden Gesandten von Stadt zu Stadt oder von Staat zu Staat geschickt worden. Endlich verdienen kleine satirische Schriften Erwähnung, von denen an dieser Stelle „Laus podagrae" zu nennen ist, ein ironisches Lob der Gicht, von welcher der arme Mann arg geplagt wurde, vielleicht als Strafe für seine Jugendsünden, wie wenigstens einzelne seiner frommen Biographen versichern.

Trotzdem P. in Briefen und Schriften sich fast ausschließlich der lateinischen

Sprache bediente, gehört er keineswegs zu den Verächtern der deutschen Sprache, versucht vielmehr in einem häufig angeführten Briefe (an Joh. v. Schwarzenberg) die Berechtigung der deutschen Sprache zu erweisen und die Möglichkeit darzuthun, Lateinisches vollkommen in Deutsches zu übersetzen, vorausgesetzt, daß man genaue Kenntniß und den Geist beider Sprachen besitze. Die Selbständigkeit des Standpunktes, die sich in der Vertheidigung solcher Anschauungen zeigt, tritt auch in dem von Drews ohne Quellenangabe angeführten Worte Pirckheimer's hervor: „Ich habe kein Discipul oder Anhänger, bin auch hinwiederum niemands Discipul, sondern wer Recht hat, dem folg' ich und hänge ich an." Charakteristisch für die Selbständigkeit und die Betonung des Deutschen ist auch der patriotische Zug. P. ist kein unbedingter Lobredner der Deutschen, tadelte vielmehr in hohem Alter die Raublust der Deutschen, wie er in seiner Jugend, während seines Aufenthaltes in Italien, verschiedene andere üble Eigenschaften seiner Landsleute scheltend hervorgehoben hatte. Aber er ist dabei ein energischer Vertheidiger ihrer Vorzüge und ihrer löblichen Thaten und Gesinnungen, keiner von den Kosmopoliten, die Anderer Nationen Großthaten preisen und ihre eigene darob vergessen; nicht der Mangel an tapferen Thaten, so meint er, sondern der Mangel an Geschichtschreibern sei schuld, daß die Deutschen bei auswärtigen Nationen so wenig gelten. Um diesem Mangel abzuhelfen, greift P. dann selbst zur Feder.

Denn außer den schon erwähnten kleineren humanistischen Arbeiten sind zur Würdigung von Pirckheimer's geistiger Bedeutung besonders zwei Dinge ins Auge zu fassen: seine Thätigkeit als Geschichtschreiber und seine Stellung zum Reuchlinschen Streite und zur Reformation. Was die erstere betrifft, so erkannte er die Bedeutung der Geschichte an durch Uebersetzung alter Schriften (Lucians Dialog über die Art Geschichte zu schreiben) und durch Betonung des patriotischen Standpunkts, der von den Humanisten gerade durch geschichtliche Studien gewonnen wurde (Tacitus' Würdigung der Deutschen, Herausgabe älterer geschichtlicher Werke, die zum Ruhme der Deutschen dienen konnten, eine kurze Beschreibung Deutschlands, ein Versuch über die älteste Geschichte Triers). An solche kleinere Arbeiten reiht sich dann aber bei P. eine größere historische Darstellung, die Beschreibung des Schweizerkrieges (1499 fgl.) an welchem er persönlich theilgenommen hatte. Die Arbeit ist wahrscheinlich in den letzten Lebensjahren des Geschichtschreibers entstanden; an der Veröffentlichung derselben wurde er durch den Tod gehindert. Das Werk ist durchaus keine vollständige Geschichte; bei den großen Ereignissen des Krieges ist der Autor nicht zugegen gewesen; er berichtet über sie nur nach Hörensagen oder schweigt ganz von ihnen; die Feststellung der Einzelnheiten macht ihm keine Sorge, wichtig sind ihm nur die persönlichen Erlebnisse. In der Hervorhebung der letzteren liegt die wesentliche, ja im Grunde die einzige Bedeutung, auf welche dies historische Werk noch heute Anspruch machen darf; daß der Autor die Zeitgeschichte zu behandeln übernimmt, daß er nicht, einseitig wie die meisten anderen Geschichtschreiber jener Tage, die entfernte Vergangenheit oder höchstens das Mittelalter darstellt, sichert ihm einen ehrenvollen Platz unter den Historikern. Für das, was er nicht mit angesehen, benutzt er Quellen, unter denen Petermann Etterlin der bevorzugteste ist, für einzelne Notizen sind einige Schriftsteller des 15. Jahrhunderts herangezogen; er wendet bei der Benutzung der Quellen Kritik an; er ist bestrebt alte Fabeln zu verwerfen; die schwedische Abstammung der Schweizer z. B. findet er unwahrscheinlich, weil die Schweden, der größern Fruchtbarkeit ihrer Aecker halber, keinen Grund gehabt hätten ihr Heimathland zu verlassen; für die Art der Behandlung sind ihm die Alten maßgebend, die ihn auch zur Wahl der lateinischen

Sprache bestimmen. Er liebt keine Abschweifungen, politischen Erwägungen, selbst naheliegender Art gibt er sich nicht hin. Dagegen drängt er seine persönlichen Anschauungen hervor, bekundet offen Zu- und Abneigung, hält mit Zähigkeit an gewissen fixen Ideen fest z. B. dem Dogma von der Disciplin der Eidgenossen und einer stark ausgesprochenen Abneigung gegen den Adel. Auch in dieser größern Arbeit betont er seinen patriotischen Standpunkt. Im ersten Buche seines Werkes behandelt P. die Zeit von den Anfängen der Eidgenossenschaft bis zu den Burgunderkriegen, im zweiten den Schwabenkrieg. Man hat dieser Schilderung bisher zu viel Ehre angethan, sie gelegentlich als „unentbehrlich" bezeichnet und häufig als Quelle benutzt; der neueste Bearbeiter des Geschichtswerkes weist nach, daß in den Schlachtschilderungen und den Erzählungen der politischen Ereignisse immer nur einzelne Züge werthvoll sind, die Gesammtdarstellung aber der Nacherzählung nicht zu Grunde gelegt werden darf, daß nur die Schilderung des Selbsterlebten z. B. des Engadinerzugs als höchst werthvolles Material große Berücksichtigung verdient und daß die Berichte über die Stimmung beider Parteien und die Züge zur Würdigung des Charakters Maximilians I. dem Buche besonderen Werth verleihen.

Pirckheimer's Stellung zum Reuchlinschen Streit wird nicht nur bestimmt durch seine persönliche Hochachtung für den berühmten Gelehrten Reuchlin, sondern durch sein Verhältniß zu den geistigen Bestrebungen der Periode. Als Liebhaber der Wissenschaft, als Anhänger freier geistiger Regung muß er für den Vorkämpfer dieser geistigen Freiheit und gegen die Bedrücker derselben Partei ergreifen. Alsbald nach Erscheinen des „Augenspiegels" wandte er sich mit einer begeisterten Zustimmungserklärung an Reuchlin und wenn er auch mit der durch Letzteren bewirkten Veröffentlichung des Briefes keineswegs zufrieden war, so bewahrte er ihm seine Theilnahme auch ferner, war in Deutschland und in Rom für ihn thätig, feuerte Andere an, ihm Antheil und Zustimmung zu schenken, und zeigte öffentlich seine Stellung an in einer Schutzschrift für Reuchlin, einem an Lorenz Behaim gerichteten apologetischen Briefe, welchen er der Uebersetzung des Lucianischen Dialogs „Der Fischer" voranstellte. Diese Schutzschrift feiert Reuchlin mit seinen begabten Anhängern und Vertheidigern und schilt seine Gegner in einem Tone, der P. nicht ansteht, da er in der Schrift selbst vor Schmähungen und Beschimpfungen warnt. Den Sieg Reuchlin's als den Sieg der Wahrheit und Freiheit hält er für völlig gesichert und er freut sich, zur Schaar derer zu gehören, welche dem Meister treu anhängen und willig folgen. Er wurde wegen dieser Schrift von den Gegnern Reuchlin's arg geschmäht, hielt aber bis zuletzt bei Reuchlin aus, selbst als die Machinationen der Gegner erfolgreich schienen und erfolgreich wurden, verharrte bei ihm nicht bloß etwa als der in der großen bequem gelegenen Handelsstadt lebende Commissionär, sondern als der Freund und Geistesverwandte, der in dem Schicksale des Tübinger Gelehrten sein eigenes vorausbestimmt, mit demselben sein eigenes verbunden sah.

Denn der Stellung Reuchlin's ähnlich ist diejenige Pirckheimer's zur Reformation. Ein Hauptunterschied zwischen beiden besteht allerdings, nämlich bei Reuchlin der stark ausgeprägte religiöse Zug, während P. keine tief religiöse Natur ist; die Uebereinstimmung jedoch ist vorhanden und liegt darin, daß bei Beiden das Humanistische überwiegt. Auch P. hatte, wie die meisten Humanisten, mit der scholastischen Methode vollkommen gebrochen, trotzdem er einzelne christliche Schriftsteller, wie Gregor v. Nazianz u. A. herausgab und übersetzte. In seiner eben erwähnten Apologie für Reuchlin läugnet er entschieden, daß das Disputiren und Vorbringen von Spitzfindigkeiten zur wahren Theologie gehöre, er verlangt eine Reform der Theologie auf Grund des Studiums der

Bibel; sein der Apologie folgendes Verzeichniß von Theologen ist im Wesentlichen ein Verzeichniß von Humanisten. Da er den Inbegriff eines nach seinem Herzen denkenden Theologen, einen Fortsetzer und Vollender des Reuchlin'schen Werkes, einen Kämpfer für Bildung gegen Unbildung in Luther sah, so schloß er sich ihm zuerst freundlich an, empfing von ihm einen Dankbrief und nahm ihn sowie Melanchthon gastfrei in Nürnberg auf. Weniger aus Freundschaft für Luther als für Reuchlin sei er, so meinte er, in die gegen Luther gerichtete, von Eck nach Deutschland überbrachte Bannbulle gesetzt worden. Diese Mitverdammung mußte er aber wol zumeist der unter dem Pseudonym Joh. Franc. Cottalambergius erschienenen, aber von ihm, wie allgemein bekannt, herrührenden Schrift Eccius dedolatus („Der gehobelte Eck") zuschreiben, einer echt humanistischen, hauptsächlich auf die geistigen Kämpfe der unmittelbar vorhergehenden Jahre eingehenden Satire, in der P. in sehr launiger Weise, die für Alle, außer den Betroffenen, höchst ergötzlich war, eine Schilderung von der entsetzlichen Cur macht, durch welche Eck von allen seinen Leibes- und Geistesfehlern gereinigt werden sollte. Die vom 29. Sept. 1520 datirte Bulle, welche dem Verdammten 60 Tage Frist zur Widerrufung gab, wurde dem Nürnberger Rath am 15. Oct. übersandt. P. mit seinem in gleicher Weise betroffenen Freunde Lazarus Spengler versuchte zuerst die Sache rein juristisch aufzufassen, meinte mit einem Protest beim Bischof von Bamberg auszukommen, erkannte aber bald, daß der auf seinen Vollmachten beharrende unversöhnliche Feind sich weder damit noch mit dem allgemeinen Protest, der Angeschuldigte habe Luther's Lehre nicht vertheidigt, zufrieden gab, sondern von dem verlangten Widerruf nicht abging. P. mußte diesen Widerruf leisten. Die Leistung desselben hat man häufig als ein Zeichen von Feigheit erklärt, jedoch entschieden mit Unrecht; sie ist theils ein Zeugniß für Pirckheimer's unendliches Ruhe- und Friedensbedürfniß, theils dafür, daß bei ihm das reformatorische Interesse durchaus hinter dem humanistischen steht und die Gefährdung des erstern sein Wesen und seine Bestrebungen nicht sonderlich tangirt. Auch in einer zweiten Verdammungsbulle vom 3. Januar 1521, die Aleander nach Deutschland überbrachte, war P. genannt; er erließ gegen sie einen Protest; die Sache scheint für ihn keine weiteren Folgen gehabt zu haben, da der Ueberbringer der Bulle kein persönliches Interesse daran hatte, ihn zu schädigen. Seine humanistische Gesinnung, die besonders auch das friedliche Zusammenwirken Gleichstrebender verlangte, bethätigte P. z. B. in dem Versuche, die Fehde zwischen Luther und Erasmus zu unterdrücken, vornehmlich auch in dem an Papst Hadrian VI. abgegebenen Gutachten, in welchem er, mitten in dem erregten Parteitreiben seiner Zeit eine Stellung über den Parteien einzunehmen sich bemühte. Aber immer mehr wurde er, wie Erasmus, und hauptsächlich auch unter der Einwirkung des Erasmus und Cochläus, zu einer Parteinahme gegen die Reformation gedrängt, theils weil er von einzelnen Lehren derselben sich nicht überzeugen konnte, theils weil er dieselbe für bildungsfeindlich oder wenigstens den ruhigen Verlauf geistiger Entwicklung störend hielt. Trat er daher auch 1524 in augenblicklicher Aufwallung in einer kleinen Schrift („De persecutoribus evangelicae veritatis") gegen die Verfolger der evangelischen Wahrheit auf und verfocht er in dem ziemlich vom Zaun gebrochenen Abendmahlsstreit mit dem ihm früher befreundeten Joh. Oekolampad zuerst noch die Ansicht Luther's von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl, so neigte er sich in der gegen denselben gerichteten Replik und in einem den Streit beschließenden offenen Briefe immer mehr den katholischen Lehren zu. Ueberhaupt wurde er in den letzten Jahren zur Vertheidigung katholischer Einrichtungen, besonders des Klosterwesens gedrängt. An Melanchthon schrieb er einen Brief

voll Klagen über die Drangsale der Nonnen, der auch einen freilich nur augenblicklichen Erfolg hatte; an den Rath der Stadt Nürnberg richtete er eine Schutzschrift für das Nonnenkloster von St. Anna, in welcher er die Vorwürfe zu entkräften sucht, daß die Nonnen das Wort Gottes verachteten und mehr auf äußere Werke als auf den Glauben bauen, daß sie dem Papste, seinen Satzungen und menschlichen Ueberlieferungen zu viel anhangen und daß sie ihren Klosterstand nicht aufgeben und nicht heirathen wollen. In seinen Ansichten gegen Luther wurde er immer gehässiger, in seinen Aussprüchen, die er zumeist in vertraulichen Briefen brauchte, immer heftiger: gedachte er doch ein Spottgedicht gegen Luther zu schreiben und wurde dazu von Cochläus ermuntert. Von den Protestanten wurde P., obwol er nie ganz zu ihnen gehört hatte, Verräther genannt und als solcher verfolgt; von vielen Katholiken wurde er, schon seiner humanistischen Vergangenheit halber, nicht für voll angesehen; er theilte das traurige Schicksal selbständiger Geister, von Wenigen verstanden, vereinsamt zu leben und immer verdüsterter auf die Entwicklung der Zeiten zu blicken, die dem eigenen Ideale nicht entsprach.

Bil. Pircbheimeri opera ed. Goldast 1610, unvollständige und unkritische Ausgabe. Das Bellum suitense ist seit dieser Ausgabe mehrfach einzeln und in Sammelwerken gedruckt. Der Eccius dedolatus in Böcking, Opera Hutteni vol. IV. In den übrigen Bänden dieser Huttenausgabe und in anderen Briefsammlungen der Humanisten viele einzelne Briefe. Handschriftliche Briefe von und an ihn in der Nürnberger Stadtbibliothek. Briefe, gedruckt, außer bei Goldast in Heumann's Documenta literaria, Altorf 1758. — Biographien, außer den zahlreichen werthlosen Zusammenstellungen in den Gelehrtenlexicis: von Joh. Imhof, Pirckheimer's Urenkel, zuerst erschienen 1608, übersetzt von Rittershausen in der Goldast'schen Ausg. — E. Münch, Bil. Pirckheimer's Schweizerkrieg, nebst Biographie und critischem Schriftenverzeichniß, Basel 1826. — Karl Hagen, Deutschl. rel. und lit. Verh. im Reformationszeitalter mit bes. Rücksicht auf W. Pirckheimer, 3 Bde., Erlangen 1841, der letztere Zusatz übrigens nicht vollkommen gerechtfertigt. Die zahlreiche Dürer-Litteratur kann hier nicht angeführt werden; der künftige Biograph Pirckheimer's hat aber Rücksicht auf sie zu nehmen. Neuerdings: Rudolph Hagen, W. P. in seinem Verhältniß zum Humanismus und zur Reformation (Mitth. des Vereins für Gesch. der Stadt Nürnberg, 1882, 4. Heft, S. 61 bis 212), Fr. Roth, Schriften des Vereins für Ref.-Gesch. H. 21. Auch die betreffenden Abschnitte in den Büchern von Bursian, Wegele, und in meinem Werk: Renaiss. u. Hum. Besonders O. Markwart, Wilibald P. als Geschichtsschreiber. Zürich 1886. — P. Drews, W. Pirckheimer's Stellung zur Reformation. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation. Leipzig 1887.

Ludwig Geiger.

Pirckheimer: Charitas P., die würdige Schwester des Vorigen, unter allen Geschwistern dem Bruder am meisten geistesverwandt, geb. am 21. März 1466, † am 19. August 1532. Sie trat 1478 in das S. Clara-Kloster in Nürnberg ein, wo sie sich an Apollonia Tucher und den gelehrten Propst Sixtus Tucher anschloß, — letzterer starb 1507 und fand in Anton Kreß einen ebenbürtigen Nachfolger. Sie wurde am 20. December 1503 Aebtissin ihres Klosters, in welchem seit dem Jahre 1494 noch ihre jüngere Schwester Clara, geboren 1480, † 1503, seit 1513 auch zwei Nichten, Bilibald's Töchter, Catharina und Crescentia sich befanden, Clara der älteren Schwester als Schreiberin, Stellvertreterin und Vermittlerin behilflich, als Lehrerin der Novizen thätig. Charitas hatte die Geschäfte des Klosters und die Vertretung nach außen zu besorgen, erfüllte mit Ernst die Pflichten ihres Berufes, hielt strenge

Klosterzucht, legte aber außer auf die sittliche Hauptnachdruck auf die geistige Ausbildung ihrer Untergebenen. Sie gehörte zu den gelehrten Frauen ihrer Zeit, so daß Erasmus sie mit den Töchtern des Thomas Morus in gleiche Linie stellte. Sie wurde zunächst als Schwester ihres Bruders mit einzelnen Wortführern des Humanismus bekannt, besonders nahe trat sie dem gelehrten Patricier Christoph Scheurl und dem berühmten Konrad Celtes. Letzterer übersandte ihr die von ihm herausgegebenen Werke der Nonne Hrotsuitha und seine lateinischen Gedichte, feierte sie wegen ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit und hörte ohne zu zürnen, den ernstgemeinten Rath der Freundin an, er möge sich von der Poeterei zur heiligen Schrift wenden und die heidnischen Götter um Christi willen verlassen. In innigster Verbindung stand sie aber mit ihrem Bruder, der für sie Schriften der Kirchenväter übersetzte und auch sonst ihre geistige Förderung sich angelegen sein ließ. Nur einmal (1519) erlitt die Freundschaft einen kleinen Stoß, vermuthlich wegen Einmischung der Charitas in Familienangelegenheiten; P. hielt sich ein Jahr lang dem Kloster fern; durch Clara, welche in anmuthiger und verständiger Weise die Vermittlerin spielte, wurde die Differenz ausgeglichen. Das gute Verhältniß mit dem Bruder war um so nöthiger, als die religiösen Bedrängnisse begannen. Charitas, der reformatorischen Richtung durchaus abgeneigt, hatte dem H. Emser für sein Auftreten gegen Luther in einem Briefe ihre Sympathie ausgedrückt; dieser Brief, in unrechte Hände gefallen, und mit anzüglichen Glossen veröffentlicht, hatte, ebenso wie Emser's darauf folgender Sendbrief, ihr persönliche Unannehmlichkeiten zugezogen und war auch ihrem Kloster widerwärtig geworden. Alle diese Schicksale ihres Klosters hat Charitas in ihren „Denkwürdigkeiten“ anschaulich und eindrucksvoll beschrieben. Der protestantische Rath Nürnbergs beschloß 1524, die Leitung des St. Clara-Klosters dem Barfüßerorden zu entziehen und den neuen Prädicanten zu übertragen; Charitas protestirte dagegen in Schreiben an die einflußreichen Rathsherren, erwirkte aber nur, daß der Rath die Sache „einstweilen in Ruhe stellen zu wollen“ erklärte. Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange. Nach einer großen Disputation der beiden feindlichen Religionsparteien, wurde das Kloster aufgefordert, sich der neuen Lehre zu unterwerfen, demselben wurden trotz des Widerspruchs der Aebtissin, die Beichtväter genommen und protestantische Prediger bestellt. Diese eiferten gegen die alte Lehre, erschöpften sich in Bekehrungsversuchen und in Drohungen, man werde das Kloster schließen. Nach einem Beschlusse des Rathes vom 6. Juni 1525, daß die Eltern das Recht haben sollten, ihre Töchter aus dem Kloster zu nehmen, wurden drei Nonnen von ihren Angehörigen gewaltsam entfernt; andere, die Ordensregel und Tracht betreffende Beschlüsse, wurden wol unter dem Einflusse des in Nürnberg weilenden Melanchthon, der seine Milde und seinen Einfluß für die Nonnen geltend machte, aufgehoben oder ihre Ausführung verschoben. Die Quälereien dauerten jedoch fort: Steuern wurden von dem Kloster erhoben, seine Einkünfte geschmälert, so daß die Nonnen oft große Noth litten, jede Nonne wurde in ein Einzelverhör genommen, um belastendes Material gegen das Kloster zu erlangen, aber nur eine einzige von 52 Nonnen erhob eine Klage und entfernte sich aus dem Kloster. Von den Zurückbleibenden, welche die Aebtissin wahrhaft als Mutter verehrten, wurde das 25jährige Aebtissin-Jubiläum der Charitas, zugleich das 50jährige ihres Eintritts ins Kloster, mit aller Innigkeit und Feierlichkeit begangen. B. P., obwol selbst tief gebeugt durch den Tod seiner 28jährigen Tochter Crescentia, wurde immer eifriger thätig für die Angelegenheiten seines Klosters, aber auch seine Schutzschrift half ebensowenig wie die Klagen der Aebtissin und der Widerstand ihrer Getreuen. So starb sie in dem bitteren Gefühl, ihr Lebenswerk vernichtet und die gegnerischen Anstrengungen

triumphiren zu sehen. Die Nonnen starben aus, das Kloster wurde geschlossen; erst 1857 wurde die restaurirte St. Clarakirche für den katholischen Gottesdienst wieder eröffnet. Der Name Ch. P. ist aber nicht bloß mit der Geschichte dieses Klosters eng verknüpft, sondern er verdient aufbewahrt und geehrt zu werden als der einer überzeugungstreuen, muthigen, geistbegabten Frau, welche unbeirrt von den Strömungen der Zeit ihren eigenen Weg ging und ihre Gesinnung nicht ändern wollte auf das Geheiß Anderer oder nach der Mode des Tages.

Denkwürdigkeiten hgg. von C. Höfler, Quellensammlung z. fränk. Gesch. 4. Band 1853. — W. Loose, Aus dem Leben der Ch. P. Dresden 1870. Eine von demselben beabsichtigte vollständige Briefsammlung ist nicht erschienen. — F. Binder, Ch. P. 1. Aufl. Freiburg i. B. 1873. 2. Aufl. daselbst 1878 (Sammlung hist. Bildnisse II, 2). Dort S. 213 fg. ist die Litteratur sehr sorgfältig verzeichnet. Ludwig Geiger.

Pistorius*): Hermann Alexander P., Pfarrer und Dichter. Er wurde geboren am 27. August 1811 zu Walbeck bei Eisleben, nicht zu verwechseln mit Walbeck bei Helmstedt, wo Gleim Canonicus gewesen war. Schon seit 1829 studirte er Theologie in Halle. Er wurde der Schwager des Pastor John, der durch Philipp von Nathusius zuletzt in Neinstedt angestellt wurde und der mit P. und Junghan an der Erbschaft des Bürgermeister Bollmann in Aschersleben, des bekannten für diesen sehr thätigen Freundes von Gottfried August Bürger, Theil hatte. Am 1. März 1843 zog er in Süplingen bei Neuhaldensleben an und wurde am 30. April in das Pfarramt zu Süplingen und Bodendorf eingeführt. In die Diöcese Neuhaldensleben hatte zu Anfang der zwanziger Jahre bereits H. A. Pröhle (siehe o. S. 631) ein regeres kirchliches Leben gebracht, dabei jedoch mit P. W. Behrens durchaus auf dem Boden der Union und Agenda Friedrich Wilhelm's III. gestanden. Weniger war dies schon in den dreißiger Jahren bei den dort folgenden Bestrebungen von Appuhn der Fall, der die Gedichte von Möwes (s. A. D. B. XXII, 418) herausgab. Der pietistischen Richtung von Möwes und Appuhn folgte nun auch P., jedoch so, daß er neben und vor ihr entschieden die lutherische Orthodoxie innerhalb der unirten preußischen Landeskirche wieder zu größerem Ansehen zu bringen suchte. Als die von Uhlich geleiteten Versammlungen der protestantischen Freunde eine größere Ausdehnung erhielten, wurden sie zuerst von H. A. Pröhle, der einer Versammlung in Oschersleben beiwohnte, dann von John (damals in Ampfurt bei Oschersleben und Hornhausen), Müller in Irxleben und P. angegriffen. P. und Müller wurden von dem gewandten Pastor Karl Bernhard König in Anderbeck vom vulgären rationalistischen Standpunkte aus widerlegt. P. suchte durch seine zahlreichen Streitschriften zu bewirken, daß innerhalb der preußischen Landeskirche auch dem milderen Rationalismus, ja, selbst dem entschiedeneren Calvinismus nicht mehr Raum gelassen werde. Friedrich Wilhelm IV. selbst aber begnügte sich damit, die Mitglieder der freien Gemeinden, welche sich mit den symbolischen Büchern und der Autorität der Bibel in keiner Weise mehr einverstanden erklären wollten, aus der Kirche austreten zu lassen. Dadurch war P. enttäuscht. Er schrieb seine Schrift „Was und wo ist die lutherische Kirche?“ (2. Aufl. 1845). Seine Amtsbrüder Appuhn, Schiele, Loël billigten ausdrücklich diese Schrift, jedoch besonders insofern, als er sich darin noch gegen den Austritt der Lutheraner aus der evangelischen Landeskirche aussprach. Indessen vollzog P. allein diesen Austritt doch, indem er nach der Märzrevolution, wahrscheinlich im November 1848, sein Amt als Pastor zu Süplingen niederlegte. Fast wider Erwarten aber geschah es, daß unter Friedrich

*) Zu S. 197.

Wilhelm IV. später die lutherische Richtung innerhalb der preußischen Landeskirche noch einmal sehr gekräftigt wurde. Appuhn wurde nun als Domprediger und Consistorialrath nach Magdeburg berufen, wobei ihm allerdings Sack für die erklärten reformirten Kirchen wie Liebfrauenkirche in Halberstadt und die französische Gemeinde in Magdeburg zur Seite stand. H. A. Pröhle's Katechismus wurde mit den Schriften von Zerenner wegen einer die Union zu stark betonenden Stelle außer Gebrauch gesetzt, ein Mißgriff des Consistoriums, den der Autor selbst zu verdecken suchte, da er sich zu der Zeit, als das Verbot seiner Jugendarbeit erfolgte, „evangelisch-lutherischen Pfarrer zu Hornhausen" nannte. Appuhn's überwiegender Einfluß im Consistorium dauerte bis zur neuen Aera. Doch legte er erst im Herbst 1869 sein Amt nieder, nachdem er einige Tage vorher noch mit vieler Jovialität das Consistorium auf dem Jubiläum seines Freundes H. A. Pröhle in Hornhausen vertreten hatte. Ueber P. urtheilte Appuhn, daß er sich in theologicis jeder Zeit mit einem Professor messen könne, was dessen 1845 erschienene Schrift „Frau Argula von Grumbach geb. Stauffen und ihr Kampf mit der Universität Ingolstadt" allerdings nicht ausreichend beweist. Nach dem Abgange von Appuhn und P. war Schiele, der zwanzig Jahre früher H. A. Pröhle in dem Berliner Freimüthigen, dessen Mitarbeiter er war, lächerlich gemacht hatte, in der Diöcese Neuhaldensleben der bedeutendste Vertreter der lutherischen Richtung innerhalb der evangelischen Landeskirche. P. hatte seine Schrift über die lutherische Kirche dem Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, „Präsidenten des K. Consistoriums für Schlesien", gewidmet. Damit hängt es wohl kaum zusammen, daß er sich 1848 den Lutheranern unter dem Breslauer Oberkirchencollegium anschloß und demnach 1848 bis 1851 Pastor der Altlutheraner in Wernigerode am Harz, sowie 1851 bis 1858 Kirchenrath der Altlutheraner in Breslau war. Indessen sollte er auch in eine lutherische deutsche Landeskirche wieder eintreten. 1863 durch den Grafen Hahn-Basedow zu Basedow in Mecklenburg präsentirt, ward er zum Pastor in Basedow erwählt. 1868 wurde er Präpositus der Malchiner Synode und starb am 24. April 1877 nicht volle 66 Jahre alt zu Basedow, wo seine Wittwe noch 1888 lebt. Auch die mecklenburgische Predigeridylle von P. wurde durch einen litterarischen Kampf unterbrochen, aus dem er aber diesmal hochgeehrt hervorging. In Basedow nämlich las P. die wahrscheinlich nach der Zeitschrift „Daheim" für die neue Preußische Zeitung vom 14. August 1870 von Georg Hesekiel abgefaßten Worte: „Unter den vielen Liedern dieses Krieges ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. Regiment auf den Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Dieser Dichter sah die Franzosen am Waldrande vor sich hinlaufen, da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium."

P., der selbst ein alter preußischer Soldat gewesen sein soll, ergänzte diese beiden Verse zu einer vierzeiligen Strophe, fügte dann noch drei Strophen hinzu und ließ dies Kutschkelied so in den mecklenburgischen Anzeigen drucken. Alsbald langten bei dem 40. Regimente eine Menge von Liebesgaben, z. B. Uhren, aus Deutschland für den braven Kutschke an. Die Nachforschungen der Feldpost und der anderen Militärbehörden nach einem Füsilier Kutschke waren von keinem Erfolge begleitet, doch setzte die Presse die Untersuchungen fort. Ein Mitredacteur der Kölnischen Zeitung, Hermann Grieben, stellte durch eine eigene Schrift endgültig fest, daß P. der Verfasser des Kutschkeliedes sei. Die beiden Verse, durch welche P. angeregt wurde, mögen wohl schon aus den Freiheitskriegen herrühren. Die späteren acht Kutschkelieder sind von Gustav Schenck, damaligem Redacteur und jetzigem Besitzer des Berliner Fremdenblattes. P. soll in Folge des Bei-

falles, den das erste Kutschkelied von vier Strophen fand, eine ganze Gedichtsammlung veröffentlicht haben. Auch ließ er sich bewegen, wenigstens die aus Chicago kommende Liebes- oder Ehrengabe für den Füselier Kutschke anzunehmen.

Schriftliche Mittheilungen von Steinhausen und Werner, den Amtsnachfolgern von Pistorius in Süplingen und Basedow. — Familiennachrichten. — H. Pröhle, Die Lyrik der Jahre 1870 und 1871 in dessen „Patriotischen Erinnerungen". H. Pröhle.

Planck *): Stephan P. Von dem 1467 bei Ulrich Hahn aus Ingolstadt gedruckten Buch: „Meditationes Johannis de Turrecremata" etc. brachte P. 1498 eine neue Ausgabe; im darauffolgenden Jahre druckte er das Werk: „Cura clericalis. Imp. Rome p. mag. Stephan Planck Pataviens. Anno dni MCCCCXCIX" und ein Jahr später das mit einigen höchst interessanten Holzschnitten, deren Formschneider vermuthlich Jacobus von Straßburg war, versehene, jetzt sehr selten gewordene Buch: „In dem buechlein steet geschrieben wie Rom gepauet wart vnd von dem ersten kunig vnd von einem yetlichen kunig zu Rom wie sie gereigirt haben etc. Getruckt zu Rom durch maister Steffan planck võn passaw in dem iar als man zalt MCCCCC zu der zeit des babstes Alexanders de Vj in seinem achten iar." In demselben Jahre muß P. entweder die Platten dieses Werkes oder seine ganze Druckerei an Besicken und Martinus in Rom verkauft haben, oder diese waren schon Mitbesitzer seiner Druckerei, da sie zum Theil dieselben Bücher mit denselben Holzschnitten herausgaben.

Polheim **): Wolfgang Freiherr v. P., Staatsmann, aus einem der ältesten und vornehmsten oberösterreichischen Adelsgeschlechter, welches in einem Rechtsstreite mit dem Kloster Lambach aus vorhandenen Documenten nachweisen konnte, daß es seinen Grundbesitz schon zu einer Zeit erworben habe, in welcher die Gründung von Lambach noch nicht vollzogen war. Im Jahre 1073 leistete Pilgram v. P. bereits Zeugenschaft auf einer Confirmationsurkunde des genannten Klosters. Die Familie, welche zahlreiche Güter in Ober- und Niederösterreich und Steiermark besaß, verzweigte sich in mehrere Linien, von welchen im 16. Jahrhunderte noch drei, die von Partz, von Wartenburg und von Leibnitz blühten. Von den Mitgliedern derselben haben sich viele im Kriegsdienste, als Hof- und Landesbeamte hervorgethan. Wolfgang war der dritte Sohn Weikhard's, Herrn zu Polheim und Wartenburg, Raths und Feldobersten des Kaisers Albrecht II., dann Raths des Königs Ladislaus, schließlich Oberhauptmanns zu Salzburg († 1464), und der Barbara von Traun († 1474); er war geboren am 31. October 1458, also nahezu ein Altersgenosse Maximilians I., zu dessen vertrautesten Freunden und Räthen er Zeit seines Lebens gehört hat. Im Jahre 1481 hielt er sich bereits in den Niederlanden auf, wohin ihm sein Vetter Martin v. P. von der Partz'schen Linie bereits vorausgegangen war. Schon 1478 hatte Maximilian mit diesem, dem Herzog Raimund von Savoyen und einem Grafen von Horn ein lustiges Stechen im Lager von Tournay gehalten, in der Schlacht von Guinegate war Martin v. P. gefangen worden, am 5. Mai 1481 hatte ihn Maximilian in den Orden des goldenen Vließes aufgenommen. Die eindringliche Empfehlung, welche der römische König für die Brüder Bernhard und Wolfgang v. P. im September 1481 wegen Beförderung „aller ihrer Sachen" an den einflußreichen Sigmund von Prüeschenk richtete, läßt auf die

*) Zu S. 231.
**) Zu S. 392.

besondere Gunst schließen, deren sich Martin und seine Verwandten bei Maximilian erfreuten. Das Turnierbuch „freydal“ führt Wolfgang zehnmal als Gegner des römischen Königs im ritterlichen Spiele an. Bernhard v. P. gehörte dem geistlichen Stande an, er war 1478 Rector zu Padua, wurde dann Domherr zu Passau und schließlich (1499) Administrator des Bisthums Wien. Martin und Wolfgang theilten 1488 die Gefangenschaft ihres Herrn in Brügge, wurden dann nach Gent gebracht und erst nach der Ankunft Kaiser Friedrichs in Flandern (1490) in Freiheit gesetzt. Martin dürfte sich bald darauf in die Heimath begeben haben, 1494 erhielt er die Schloßhauptmannschaft zu Steyer, welche er bis zu seinem Tode (1498) verwaltete. Wolfgang v. P. wurde seit 1490 auch in diplomatischen Geschäften verwendet, namentlich ist er mit der Werbung Maximilian's um Anna von Bretagne sehr enge verknüpft, die nicht ganz gewöhnliche Rolle, die er dabei gespielt, hat ihn jedenfalls zu einem in allen Ländern der Christenheit vielgenannten Manne gemacht. Er erschien, nachdem er zuvor einer kaiserlichen Gesandtschaft am französischen Hofe angehört, im Herbste 1490 in Rennes, wo der jungen kaum den Kinderschuhen entwachsenen Herzogin bereits die verschiedensten Heirathsanträge vorlagen. Der „stattliche und gewandte“ P. und sein Begleiter Philipp de Vère verstanden es, die Prinzessin für den künftigen Kaiser einzunehmen, so daß schon im Jänner 1491 (nicht, wie Hoheneck, Prevenhuber und nach ihnen Bergmann fälschlich setzen, 1492) die Vermählung durch Procuration stattfinden konnte. Es lag Maximilian sehr viel daran, diese Vermählung als eine nach allen Rechtsformen giltige darzustellen, so daß er durch P. den selbst in fürstlichen Häusern nicht häufigen Act der formellen Consumation durchführen ließ. Herr Wolfgang mußte in voller Rüstung, welche nur den rechten Arm und den rechten Fuß freiließ, mit der Herzogin das Brautbett besteigen, ein scharfes Schwert trennte die Vermählten. P. kehrte hierauf mit der Meldung seines glücklichen Erfolges zu Maximilian zurück, machte sich jedoch bald darauf mit 2000 deutschen Knechten wieder auf den Weg nach der Bretagne, um Anna, welche bereits officiell den Titel einer römischen Königin angenommen hatte, gegen die Franzosen zu schützen, die sie seit October 1491 in Rennes belagerten. Maximilian wollte Alles daransetzen, um noch rechtzeitig mit ausreichender Macht heranzukommen und die angetraute Braut persönlich mitten aus der feindlichen Umgebung heimzuführen. P. hat vielleicht mit zu großer Sicherheit auf die Einlösung dieses königlichen Versprechens gebaut, er hat die Herzogin-Königin wohl auch kaum mit der nöthigen Aufmerksamkeit beobachtet, sonst hätte es ihm nicht entgehen können, daß ohne sein Wissen Verhandlungen mit Karl von Frankreich geführt wurden, welche auf die schmählichste Beraubung und Kränkung seines Herren ausgingen. Er ließ es geschehen, daß der König, nachdem er vorher der Braut Maximilian's freies Geleite nach den Niederlanden verbrieft hatte, unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt nach Rennes kam und dort eine geheime Unterredung mit der Herzogin hatte. Drei Tage darnach war er Zeuge einer neuen Vermählung der Erbin von Bretagne mit dem Könige von Frankreich, für welche schon vorher die päpstliche Erlaubniß eingeholt worden war. Der biedere Oberösterreicher war von den schlauen Franzosen in unerhörter Weise geprellt worden. Er mußte mit französischem Geleite zunächst nach Mecheln gehen und dann die für Maximilian wie für dessen Gesandten gleich beschämende Nachricht dem Könige überbringen, den er am 29. Februar 1492 in Innsbruck traf. Sein Bericht von dem „Brautraube“ des Königs von Frankreich fand kaum Glauben, so sehr schien dadurch allem menschlichen und göttlichen Recht Hohn gesprochen. P. wird es wahrscheinlich verschwiegen haben, daß Anna selbst die Einleitungen zu diesem Raube gutgeheißen hat. Von 1493 an scheint P. wieder an der Ver-

waltung der Niederlande Antheil genommen zu haben, 1494 vermählte er sich mit Johanna von Borsell, Tochter des Grafen Wolfhart von Borsell und de Vère und der Herzogin Carola von Bourbon, 1500 erhielt er zu Brüssel das goldene Vließ, 1501 die Anerkennung seines alten Freiherrnstandes und in demselben Jahre die Stelle eines Oberhauptmannes und Regenten in den niederösterreichischen Landen, in welcher Eigenschaft er jedoch bis an sein Ende im vertrauten Verkehr mit dem Kaiser blieb. Er starb am 11. November 1512.

Hoheneck, Die loblichen Stände des Erzherzogthums Oesterreich o. d. Enns, Passau 1732, II. Th. — Prevenhueber, Annales Styrenses, Anhang: Genealogia Polhaimiana. — Bergmann, S., Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, I. Bd. — V. v. Kraus, Maximilians I. vertraul. Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk. — Ulmann. Heinr., Kaiser Maximilian I. I. Bd. — Wurzbach, Zedler u. A.

v. Zwiedineck.

Polheim: Cyriak Freiherr v. P., Sohn Wolfgang's v. P. und Wartenburg und der Gräfin Johanna von Borsell, geboren am 6. Juni 1495, gehörte zu den hervorragendsten Vertretern der oberösterreichischen Stände in der ersten Regierungszeit Karl's V. Nach dem Tode Maximilian's wurde er zu einem der zwölf Landesadministratoren gewählt, welche bis zur bevorstehenden Huldigung die Regierung von Oberösterreich zu besorgen hatten, und reiste als ständischer Gesandter zu Karl V. nach Mastricht, wo er es mit Bedauern wahrnahm, daß die Deutschen die einflußreiche Stellung, die ihnen der verstorbene Kaiser einst eingeräumt hatte, vollständig verloren hatten. Das Vertrauen, dessen sich Cyriak's Vater bei Maximilian erfreut hatte, wurde von dessen Enkeln auf den Sohn übertragen. Erzherzog Ferdinand berief ihn 1521 in den Hofrath, welchen er während seiner Reise nach Brüssel seiner Gemahlin Anna zur Seite stellte, ernannte ihn zu seinem geheimen Rath, Kämmerer, Oberhofmeister und Statthalter der niederösterreichischen Lande, welche Stelle er zugleich mit der eines Landeshauptmannes ob der Enns bis zu seinem am 2. Juli 1533 erfolgten Tode innehatte. Seine Gemahlin, Elisabeth Gräfin von Oettingen, trat nach seinem Tode in noch nähere Verbindung mit der kaiserlichen Familie, indem sie sich mit Friedrich Maximilian von Amberg, einem natürlichen Sohne des Kaisers Maximilian und einer Dame aus der Gegend von Feldkirch, vermählte. Cyriak's Verdienste um das geistige Leben und die Wohlfahrt von Wien feiert ein 1526 bei Johann Singriener gedruckter Panegyrikus „Ad generosum Virum, atque magnificum D. D. Ciriacum Baronem a Polhaim et Wartenburg . . . Authore Vlricho Fabro Rheto, Physico et Poeta“.

Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer d. österr. Kaiserstaates, I. Bd. — Wurzbach, Zedler. v. Zwiedineck.

Poppo I.*), Bischof von Würzburg (941—961). Aus einem vornehmen fränkischen Geschlechte, dessen verwandtschaftliche Beziehungen vielleicht mütterlicher Seite zugleich auf Schwaben weisen, war P. bei Zeiten in die königliche Kapelle aufgenommen worden und erscheint in den Jahren 936 bis April 941 als Kanzler König Otto's I. In dieser Zeit hat er sich das Vertrauen des Königs in dem Grade erworben, daß ihn dieser, als im März 941 das Bisthum Würzburg durch den Tod des Bischofs Burchard II. erledigt wurde, zum Nachfolger desselben wählen ließ. Gerade zwanzig Jahre lang hat P. an der Spitze dieses so wichtigen Bisthums gestanden und die von König Otto auf ihn gesetzten Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. Schon im December 941

*) Zu S. 435.

treffen wir den König auf einem Besuche auf der ostfränkischen Salzburg, wo er (am 13. December) dem Bischof P. die Gerechtsame seiner Kirche, darunter die Wahlfreiheit bestätigt. Im Jahre 948 wohnte P. dem Concil zu Ingelheim bei, begleitete (952), wie man ziemlich allgemein und aus gutem Grunde vermuthet, Otto auf seinem so entscheidenden Zuge nach Italien und brachte von da, unter der Mitwirkung des Königs, den gelehrten Stephan von Pavia nach Würzburg, der nun hier an die Spitze der Domschule gestellt wurde und sie zur ungewöhnlichen Blüthe emporhob. Zu den später sich auszeichnenden Schülern dieser Schule gehören u. a. der Bruder Poppo's, Heinrich, der zuerst seine Studien in der Klosterschule zu Reichenau gemacht hatte, und der Schwabe Wolfgang, der spätere Bischof von Regensburg. Im Jahre 956 wurde dem genannten Bruder Poppo's das Erzbisthum Trier übertragen und er beredete den jungen Wolfgang ihm als Vorstand der Trierer Schule dahin zu folgen. Bald nach der Rückkehr von seinem ersten Römerzuge hielt König Otto einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem König Berengar die Krone von Italien als Lehen aus seinen Händen empfing. Diesem Reichstag, an welchen sich zugleich eine Synode schloß, wohnte mit vielen geistlichen und weltlichen Großen auch der Bischof von Würzburg bei. So weit unsere Nachrichten reichen, treffen wir urkundlich erst acht Jahre später (Februar 960) Bischof P. wieder in der Nähe des Königs zu Worms, und das Jahr darauf zu Regensburg, wo Otto auf seine Fürbitte der Herzogin Judith von Baiern im Taubergau also innerhalb des Würzburger Sprengels gelegene Güter schenkt. Ein paar Tage darauf, 13. oder 14. Februar, ist Bischof P. noch zu Regensburg gestorben. Sein Amtsnachfolger, Bischof Poppo II. (961—984), aus demselben Geschlechte stammend, tritt namentlich unter König Otto öfter in dessen Umgebung auf.

Ussermann, Episcopatus Wirceb. p. 73—76. — Köpke = Dümmler, Jahrbücher der deutschen Geschichte: Kaiser Otto d. Große. — W. v. Giesebrecht, Deutsche Kaisergeschichte, 1. Bd. — Friedrich Stein, Geschichte Frankens (Schweinfurt 1888), 1. Bd. S. 99—122. — K. F. Stumpf, Die Reichskanzler, 1. Bd. S. 8—12. — Wattenbach, Geschichtsquellen I, S. 233.

Wegele.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 398. Z. 9 v. o.: Die Angabe, daß Joh. Amerbach zu Reutlingen geboren sei, ist falsch. Sie geht auf eine unrichtige Correctur zurück, welche Jean de la Caille in seiner Histoire de l'Imprimerie etc., 1689, an der freilich falschen Mittheilung J. Saubert's (Historia bibliothecae reipublicae Noribergensis, 1643, p. 117) vornahm, wonach ein Joh. de Auerbach 1469 in Reutlingen gedruckt hätte. Vgl. des Unterzeichneten Aufsatz: Ist Joh. Amerbach . . . von Reutlingen gewesen? im Centralblatt für Bibliothekswesen III, 1886, S. 345 fgg.

Steiff.

S. 444. Z. 10 v. u. l.: Calw.

Band II.

S. 520. S. 1 v. o. l.: Wehingen (im württ. Oberamt Spaichingen).

Band V.

S. 561. Z. 18 v. u. l.: Walch (st. Künkel).

S. 585. Z. 10 v. o.: Zu A. Ebert vgl. Rasinus in den Mittheil. des histor. Vereins zu Frankf. a. O. 1885, S. 4 ff. und Schwarze, das. S. 98 ff.

S. 652. Z. 2 v. o. l.: 1727 (st. 1737).

Band IX.

S. 94. Z. 1 v. u.: Zu Gesius vgl. die Aufzeichnung seiner noch vorhandenen Compositionen bei Schwarze in den Mitth. des histor. Ver. zu Frankfurt a. O. 1885, S. 96 ff.

S. 124. Z. 20 v. o.: (zum Art. Salomon Geßner): Die früheste französische Uebersetzung von dem „Tod Abels" durch Huber erschien nicht im J. 1761, sondern schon zwei Jahre früher. Was die Uebertragung der Geßner'schen Dichtungen wesentlich erleichterte, war der Umstand, daß sie keine eigenartigen, tiefergehenden Züge besaßen und so desto leichter in die französische Sprachform umgegossen werden konnten. Ebenso zahlreich wie die Uebersetzungen waren übrigens die Nachbildungen, besonders seiner Idyllen, in Frankreich. Nähere Nachweise hierüber finden sich bei Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, I, S. 187—189; 192—193; 197—199. Zur Erklärung der außerordentlichen Beliebtheit Geßner's im westlichen Nach-

barlande, welche weit größer und zugleich weit andauernder als bei uns war, muß man sich folgende Thatsache vergegenwärtigen. Man liebte dort den Züricher Sänger nicht bloß wegen der Anmuth seines Geistes und seiner Darstellung, sondern auch, weil seine Dichtungen Liebe zur Tugend einflößten und zum Guten ermunterten. Aus Mittheilungen von Zeitgenossen ergibt sich, daß z. B. der „Tod Abels" sogar religiös gestimmt hat. Ein Franzose hat geradezu ausgesprochen, daß seine Landsleute durch die sittigenden Dichtungen Geßner's einen humaneren Charakter angenommen haben. Anderseits hat die mehr als hundertjährige Gunst dieses Dichters jenseits des Rheins viel zu dem lange anhaltenden Vorurtheil beigetragen, als ob die bei ihm herrschende Rührseligkeit und Gefühlsüberschwenglichkeit ein wesentliches Merkmal der deutschen Poesie sei. Theodor Süpfle.

S. 676. (Zum Artikel Friedr. Melchior Grimm): Durch die neue, vielfach vervollständigende und berichtigende Ausgabe der „Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister . . ." von Maurice Tourneux (Paris 1877—82, in 16 Bdn.), sowie durch das Buch von Edmond Scherer „Melchior Grimm", Paris 1886, ist das Leben und Wirken dieses zwei benachbarten Völkern gleichmäßig angehörenden Mannes in mehreren Punkten genauer festgestellt worden. Auf Grund dieser zwei Arbeiten und eigener Studien folgen hier einige Ergänzungen:

G. wurde nicht am 26. December (1723), sondern am 26. September geboren. — Sein Vater war nicht erst im J. 1716, sondern nothwendig früher geboren. Auch ist derselbe ohne Zweifel früher als im J. 1778 gestorben. Denn im J. 1769 hatte der Sohn in Deutschland nicht seinen Vater, sondern seine mehr als 85 Jahre alte Mutter wieder gesehen; vgl. Oeuvres de Diderot, édit. Assézat et Tourneux, t. XIX, p. 329. — Die Angabe, daß Grimm bei seinem entschiedenen Auftreten für die italienische Musik gegen die französische auf seine Flugschrift „Le Petit Prophète de Boemischbroda" (1753) noch eine „Lettre sur la musique française" habe erscheinen lassen, ist unrichtig; letztere stammt vielmehr aus der Feder Rousseau's. Bei dieser Gelegenheit mag zugleich darauf hingewiesen werden, daß Grimm in späterer Zeit auch für die Anerkennung der deutschen Tonkunst oder wenigstens eines ihrer vielversprechendsten Vertreter sich angelegentlich bemüht hat. Als nämlich der junge Mozart mit seinem Vater im J. 1763 nach Paris kam, nahm sich der einflußreiche Landsmann des „Wunderknaben" freundlich an und empfahl ihn mit Erfolg in den höheren Kreisen und am Hofe. Bei seinem zweiten Aufenthalte in der französischen Hauptstadt fand an ihm Mozart gleichfalls einen Beschützer. Er war fast täglich Grimm's Gast und wohnte zuletzt auch bei ihm bis zu seiner Abreise. — Nicht im J. 1775, sondern 1772 wurde Grimm durch Joseph II. zum Reichsbaron erhoben. — Nicht im J. 1795, sondern 1796 ernannte ihn die Kaiserin Katharina zum russischen Residenten in Hamburg. — In Betreff der Begegnung Grimm's mit Goethe scheint eine zweimalige stattgefunden zu haben. Zum ersten Male sollen sie im J. 1777 in Eisenach (vgl. Goethe's Werke, Hempel'sche Ausgabe, Band 23, S. 241, Anm. 63) sich begegnet haben. Das zweite Mal trafen sie im J. 1792 zusammen, und zwar entweder in Düsseldorf, wo sich damals G. aufhielt, oder in dem benachbarten Pempelfort, wo Goethe im Monat November

war. — Was Grimm's Hauptwerk, seine litterarische Correspondenz betrifft, welche er an deutsche und andere Fürsten richtete, so leitete er sie ungefähr zwanzig Jahre lang in einer ebenso einträglichen als litterarisch bedeutsamen Weise. In den Mittheilungen, welche er darin über die neuesten Erscheinungen in der Litteratur, Kunst und Wissenschaft gab, zeigte er sich als einer der hervorragendsten französischen Kritiker. Nicht bloß durch seinen Scharfsinn und seinen Stil, welcher nach dem Urtheile von Sainte-Beuve nicht selten demjenigen von Voltaire ebenbürtig war, zeichnete er sich aus, sondern auch durch Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und ebenso gründliche als ausgebreitete Kenntnisse. So konnte er über zahlreiche Gegenstände unbefangener als die meisten französischen Schriftsteller urtheilen. Diese Vorzüge verdankte er der tüchtigen Schul- und Universitätsbildung, welche er in seinem deutschen Vaterlande genossen hatte. Im übrigen aber urtheilt er nicht sowohl als Deutscher, sondern vom nationalfranzösischen Standpunkte aus, in den er sich in vielen Beziehungen bei seinem langjährigen Aufenthalte in Paris ganz hineingelebt hatte. Es ist deshalb nicht richtig, wenn früher gesagt worden ist, daß seine „Berichte darum einen so hohen Werth haben, weil sie den Verlauf der wichtigen französischen Litteraturepoche von 1753—1792 im Spiegel deutschen Gemüthes und Geistes zeigen". Der kühl angelegte G. besaß überhaupt nicht das, was man Gemüth nennt. Im Gegentheile könnte man ihm vorwerfen, daß er bei Besprechung hervorragender deutscher Dichtungen, welche in französischer Uebersetzung erschienen waren, nicht diejenige Wärme zeigt, welche er als geborener Deutscher hätte fühlen können. Uebrigens führte G. diese litterarische Correspondenz nicht so lange, als man vor Tourneux annahm. Er übergab sie, um seine diplomatischen Reisen ungestört ausführen zu können, nach und nach seinem Secretär Jak. Heinrich Meister (s. A. D. B. XXI, 256) welcher dieselbe seit März 1773 meistentheils, und seit 1775—1792 ausschließlich besorgte. Es dürfen also nicht, wie es selbst jetzt noch mitunter geschieht, Urtheile aus der letztgenannten Periode auf G. zurückgeführt werden. — Obwohl aber dieser Schriftsteller-Diplomat so rasch und völlig die Anschauungen und die Sprache Frankreichs angenommen hatte, daß er als Franzose gelten konnte, so darf man doch nicht glauben, daß er zuletzt ganz gleichgültig gegen sein Vaterland und dessen kräftig emporstrebende Litteratur geworden sei. Ein Blick in den Katalog seiner reichen Bibliothek zeigt, daß er viele neuere deutsche Werke besaß. Ferner theilt der vorhin erwähnte J. H. Meister, welcher zugleich sein Freund und Biograph war, mit, daß auf Niemand die ersten Schöpfungen Herder's, Goethe's und Schiller's einen lebhafteren Eindruck gemacht hätten. Freilich äußert er diese Gefühle nicht öffentlich, selbst kaum in dem später geführten Briefwechsel (1774—1796) mit Katharina II., welcher zum ersten Male von J. Grot, St. Petersburg 1878 und 1880 veröffentlicht wurde, und in welchem er, mehr auf Anregung seiner angebeteten kaiserlichen Gönnerin, als aus eigenem Antriebe über Lessing und dessen Nachfolger, sowie deren Eigenschaften und Verdienste spricht. Um so wohlthuender berührt es zu sehen, daß G. in einem Briefe (1781), den er an Friedrich den Großen, mit welchem er in Briefwechsel (vgl. den XXV. Band der Werke Friedrich des Großen) stand, nach Empfang von dessen bekannter Schrift „De la littérature alle-

mande“ richtete, geradezu für die heimathlichen Schriftsteller in die Schranken tritt. Er weist darauf hin, daß er auf seinen Reisen durch Deutschland vollkommen gut geschriebene deutsche Bücher gelesen und den Eindruck gewonnen habe, daß daselbst eine große geistige Umwälzung stattgefunden habe. So nahm sich G. gegen die Neige seines Lebens der deutschen Litteratur fast mit ähnlicher Liebe wieder an, mit welcher er dieselbe als junger Mann, kurz nach seiner Uebersiedlung nach Paris, den Franzosen empfohlen hatte. Damals hatte er nämlich der heimathlichen Dichtung in einflußreichen höheren Kreisen mit ebensoviel Geist als Eifer das Wort geredet. Halb im Scherz, halb im Ernst warf ihm ein Franzose vor (vgl. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, 1. Band, S. 143 nebst Anmerkung 329), daß er die ungeheuerlichen Schönheiten der Litteratur seines Landes über alles setze. Aber auch öffentlich trat G. als beredter Anwalt damals auf. In den Jahren 1750 und 1751 ließ er in dem Mercure de France zwei eingehende Briefe „Sur la littérature allemande“ erscheinen, in welchen er die früheste Uebersicht über ihre Geschichte gab, die Vorurtheile der Franzosen gegen sie zu zerstreuen suchte, die baldige Beliebtheit der heimathlichen Litteratur jenseits des Rheins prophezeite und mit Nachdruck auf Haller und Klopstock hinwies. So zeigte sich G. als einen verdienstvollen Vermittler unserer Dichtung bei den Franzosen, und zwar war er der erste Deutsche, welcher sich diese Aufgabe stellte und mit Geschick durchführte. — Wie die Wiege, so steht auch das Grab des über vierzig Jahre fern von seinem Vaterlande wirkenden Mannes auf deutschem Boden. Er starb in seinem 84. Jahre in Gotha, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens ebensoviel Kummer und Leiden, als vordem Ehren und Auszeichnungen erfahren hatte. Bestattet wurde er am 23. December 1807 auf dem kleinen Friedhofe in Siebleben bei Gotha in aller Stille. Gustav Freytag hat den Stein und das Grab aus ihrem Verfalle unlängst wiederherstellen lassen.

Theodor Süpfle.

Band X.

S. 379. Z. 25 v. o. l.: Klein Eislingen bei Göppingen (statt Süssen bei Ulm).

Band XIII.

S. 246. Z. 10 v. u. (zum Artikel Michael Huber): Bei seinen gründlichen Kenntnissen wurde er in Paris selbst bei vornehmen Persönlichkeiten ein gesuchter Lehrer der deutschen Sprache, und durch seinen feingebildeten Geschmack wurde er auch bald mit bedeutenden Schriftstellern befreundet. Mit der Feder trat er hauptsächlich als Uebersetzer auf und lenkte in höchst verdienstlicher Weise auf unsere fast ganz unbekannte Litteratur die Aufmerksamkeit und Sympathie Frankreichs. Zunächst lieferte er Beiträge für das Journal étranger, in welchem er die ersten Proben seiner hervorragenden Uebersetzungskunst ablegte; ebenso schrieb er später für die Gazette littéraire de l’Europe. In weiteren Kreisen machte er seinen Namen durch die Uebertragung der beliebtesten Dichtungen Geßner’s bekannt. Zunächst (1759) übersetzte er den „Tod Abels“. Als Mitarbeiter dabei hatte er einen seiner Schüler, welcher kein geringerer als der später so berühmt gewordene

Turgot war. Im J. 1762 übersetzte er, ermuthigt durch den glänzenden Erfolg der vorangegangenen Arbeit, das Hauptwerk Geßner's, die „Idyllen" und schickte ein Exemplar davon an den ihm befreundeten J. J. Rousseau, dessen lebhaften Beifall sie fanden. Zwei Jahre darauf ließ er den „Ersten Schiffer" französisch erscheinen. — Eine umfassendere und selbständigere Leistung war die Herausgabe seines „Choix de poésies allemandes", deren erster Band ein schönes, von dem deutschen Künstler Eisen gestochenes Titelkupfer und einen bekannten Vers Bodmer's (nicht Haller's) als Wahlspruch trug. Wenn Huber die in Uebersetzung mitgetheilte Auswahl aus deutschen Dichtern und Prosaikern auf die werthvolleren Stücke beschränkt hätte, so würde diese Arbeit noch mehr Freunde für unsere junge Litteratur in Frankreich gefunden haben. Unter den Dichtungen Klopstock's sind zwei lyrische Stellen aus dem ersten und zehnten Gesange, nicht aber der ganze erste Gesang in Uebersetzung mitgetheilt. Besonders willkommen für französische Leser waren die litterarhistorischen Einleitungen zu den einzelnen Schriftstellern, welche von Wissen und gutem Urtheil zeugen. In demselben Jahre (1766) aber, in welchem er seine Auswahl deutscher Dichtungen veröffentlichte, siedelte er nach Leipzig über. J. M. Grimm, welcher schon vor ihm Propaganda für unsere Schriftsteller jenseits des Rheines gemacht hatte, äußerte bei dessen Rückwanderung nach Deutschland, daß man dadurch den einzigen Uebersetzer aus der deutschen Sprache verloren habe, dessen Arbeiten Erfolg in Paris gehabt hätten. Unter den zahlreichen Uebertragungen deutscher Werke, welche H. nun in Leipzig verfaßte, ist als die gelungenste, bedeutendste und nicht bloß in Frankreich gelesene, die Bearbeitung der Geschichte der Kunst des Alterthums von Winckelmann (Histoire de l'art de l'antiquité, Leipzig 1781—1784) zu bezeichnen.

Theodor Süpfle.

Band XV.

S. 723. Z. 3 v. u.: Vergl. auch v. Martius, Akademische Gedenkrede. München 1845.

Band XVIII.

S. 42. Z. 19 v. o. l.: s. Bd. XIX, S. 810 (statt s. die Nachträge zu Bd. XVIII).

Band XIX.

S. 63. Z. 13 v. u. l.: Wendelsheim und Jechtingen.
S. 105. Z. 21 v. u. l.: Johann Friedrich (statt Friedrich).

Band XX.

S. 138. Z. 8 v. u. Vgl. jetzt auch: J. Braun, Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurts im 15. bis 17. Jahrhundert in dem Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels X, 1886, S. 59 fgg., bes. S. 74, 83—85, 114, wo im wesentlichen ein in dem Erfurter Stadtarchiv befindliches Manuscript K. Herrmann's verwerthet ist, nach welchem zwar auch schon der Unterzeichnete bei Abfassung des Artikels Maler gefragt hatte, das aber damals nicht zu finden war. (Es wurde erst im J. 1885 wieder aufgefunden.) Nach den hier ge-

gebenen Notizen nun verlängert sich die Thätigkeit Maler's über die von uns angegebenen Zeitgrenzen (1511—1525) hinaus. Zwar, ob M. schon vor 1511, nämlich seit 1503 gedruckt habe, ist auch jetzt noch fraglich; wenigstens weiß Braun weder urkundliche Belege hierfür beizubringen, noch Drucke aus dem genannten Zeitraum anzuführen. Dagegen ist es nun nicht mehr als ein — auf einen Druckfehler zurückgehender — Irrthum zu betrachten, wenn Panzer, Annal. typogr. VI. p. 503 einen Maler'schen Druck aus dem Jahre 1533 verzeichnet. Denn dieser Druck ist jetzt nicht mehr der einzige nach 1525; vielmehr kennt Braun a. a. O. S. 84 je einen solchen aus den Jahren 1529 und 1535 und in der ebd. S. 114 citirten Stelle Serapeum XXIII, 1862, S. 29 ist sogar einer aus dem Jahre 1536 nachgewiesen, dessen Datum nach dem Inhalt des Textes ganz unzweifelhaft ist. Maler's Thätigkeit erstreckt sich also jedenfalls bis 1536, und da er doch wohl auch in den zwischen 1525 und 1529 und wieder zwischen 1529 und 1533 liegenden Jahren gedruckt haben dürfte, und da auch die oben erwähnten drei Drucke aus den Jahren 1533—36, wohl nicht die ganze Thätigkeit während dieser vier Jahre darstellen, so ist es wahrscheinlich, daß noch manches Erzeugniß aus seiner Presse hervorgegangen ist, das wir nicht mehr kennen. Außerdem weiß Braun a. a. O. S. 84 fg. zu den von uns nachgewiesenen Drucken hin noch sieben anzuführen, die in die Zeit vor 1525 fallen, so daß die Gesammtzahl der bekannten Maler'schen Drucke sich jetzt bereits auf ca. 50 stellt. Steiff.

Band XX.

S. 250. Z. 19 v. o. l.: 1520 statt 1511.
S. 688. Z. 16 v. o.: vgl. ferner Stark in den Württ. Jahrbüchern 1875, II, S. 14 ff.

Band XXI.

S. 419. Z. 6 v. o. l.: Münchroth statt Münchwerth.
„ Z. 5 und 12 v. o. l.: Gruol statt Geuel.
S. 435. Z. 26 v. o.: Die Sammlung erschien u. d. Titel: „Ueber Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit" (1797—1806) von Garl. Merkel. Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Jul. Eckardt. Berlin 1887.
S. 480. Z. 14 v. o. l.: Donzdorf.
S. 497. Z. 21 v. o. l.: Geislingen in Württemberg st. Dillingen in Schwaben.

Band XXII.

S. 214. Z. 16 v. o.: Am Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint in Lissabon ein Buchdrucker Valentin Fernandez (Fernandes). Bei diesem fremdländischen Namen denkt man sicher nicht leicht an einen Deutschen und dennoch handelt es sich um einen solchen und zwar um keinen andern, als um Valentin de Moravia (Moravus). An Orten nämlich, an welchen man es nicht leicht sucht, in des Fr. Mendez Tipografia española, 2. ed., 1861, S. 144 und im „Neuen Lausitzischen Magazin" Bd. XLIX, 1, 1872, S. 103 in Ernst Volger's Aufsatz: „Die ältesten Drucker und Druckorte der Pyrenäischen Halbinsel" wird

darauf aufmerksam gemacht, daß es einen Lissaboner Druck vom Jahre 1501 gibt (Glosa famosissima sobra las coplas de don Jorge Manrique), dessen Drucker sich Valentin Fernandes de la provincia de Moravia nennt; und außerdem existirt ein anderer Druck vom Jahre 1502, in welchem derselbe Meister zu seinem Namen Fernandez die Bezeichnung Alemão setzt. Es ist nun klar, daß es nicht zwei aus Mähren stammende Buchdrucker des Namens Valentin zu gleicher Zeit in Lissabon gegeben haben wird und so dürfen wir mit aller Bestimmtheit den Valentin Fernandez mit dem Drucker des großen Lebens Jesu von 1495 identificiren. Dann aber rückt der Letztere aus dem Dunkel, in dem er sich sonst für uns befindet, in hellere Beleuchtung. Nicht nur, daß wir nun wissen, daß er eigentlich Valentinus Ferdinandi hieß — ob er sich so nur nach dem Vater nannte oder ob es der Name seiner Familie überhaupt war, muß freilich noch dahingestellt bleiben —, wir kennen nun auch seine Druckerthätigkeit etwas genauer. Denn die Drucke, welche er unter dem Namen Valentin Fernandez veröffentlichte, gehen — soweit sie bis jetzt bekannt sind — bis 1513 herab und belaufen sich auf zehn, wozu dann außer der Vita de Jhesu noch ein weiterer Druck aus dem 15. Jahrhundert, nämlich vom Jahre 1496 kommt. Man findet diese Drucke in dem Werke: A imprensa portugueza no seculo XVI. Ordenações do reino por T. de Noronha, Porto 1873, S. 26 (vgl. auch S. 10 fg.) aufgezählt. Sein Druckerzeichen — dessen wesentlichster Bestandtheil ein aufrechtstehender Löwe ist, der einen Schild mit dem Buchstaben V und einem Kreuz nebst Schlange (?) hält, darunter ein Spruchband mit den Buchstaben J S V W H — ist abgebildet bei Mendez a. a. O. S. 145. Aber nicht bloß als Drucker, sondern auch als Gelehrter erscheint nunmehr dieser Moravus. Des Marco Polo Reisewerk hat er aus dem Lateinischen ins Portugiesische übersetzt und noch heute besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek in München eine portugiesische Handschrift (Cod. hisp. 27), die seinen Namen d. h. den Namen Valentin Fernandez Aleman trägt; es sind Berichte über die Entdeckungen der Portugiesen, bis zum Jahre 1508 reichend, die von ihm theils nur gesammelt, doch mit Citaten aus Plinius, Strabo u. s. w. versehen, theils aber auch verfaßt worden sind; vgl. über diese Handschrift Schmeller in den Abhandlungen der k. bayer. Akademie, philos.-philol. Classe IV, 1847, Abth. III. Darnach findet sich in derselben eine Stelle, nach welcher M. sogar selbst an einer Expedition nach Afrika theilgenommen zu haben scheint (s. a. a. O. S. 7). Nach einer andern Stelle hat er schon im J. 1495, als Hieronymus Monetarius aus Nürnberg vom König Johann empfangen wurde, als Dolmetscher gedient (s. ebend. S. 9 fg.), ein Umstand, der beiläufig bemerkt darauf schließen läßt, daß er schon geraume Zeit vor 1495, dem Jahre seines ersten bekannten Drucks, nach Portugal gekommen ist. Nehmen wir zu dem bisher Gesagten, daß M. auch „Escudeiro“ (wohl = Kammerherr) der Königin Eleonore war, so erhellt auch hieraus, welch exceptionelle Stellung dieser deutsche Buchdrucker im fremden Lande eingenommen hat. Wann der bedeutende Mann gestorben ist, ist nicht bekannt.

Steiff.

S. 257. Z. 12 v. o. l.: von Speth.
S. 377. Z. 19 v. o. l.: Aachen statt Aalen.

Band XXIII.

S. 146. Z. 10 v. o. l.: Grafen Ludwigs oder Grafen Ulrichs.
S. 246. Z. 20 v. u. l.: Gültling.
S. 270. Z. 9 v. u. l.: geboren in Stuttgart.
S. 296. Z. 9 v. u.: „in der Herrschaft Urach" ist zu streichen.
S. 715. Z. 4 v. u. l.: Grafen statt Herzog.

Band XXIV.

S. 20. Z. 5 v. u. l.: Nörrenberg.
" Z. 4 v. u. l.: Pustenbach und in Z. 3 ist das Fragezeichen zu streichen.
S. 145. Z. 9 v. o. l.: geboren in Eßlingen.
S. 175. Z. 9 v. o.: Der im Oberamt Tübingen gelegene Ort heißt nicht Osterdingen, sondern Oferdingen. Hartmann.
S. 284. Z. 18 v. u.: Der Name Johann ist irrig und Oelenhainz ist 1745, nicht 1749 geboren. Der Maler, welcher ihn zuerst anregte, hieß Major. Hartmann.
S. 388. Z. 20 v. o. l.: damals Cassirer an der land- und forstwissenschaftlichen Anstalt.
S. 435. Z. 23 v. u. l.: Maunbach statt Mannbach.
S. 484. Z. 27 v. u. l.: Nathanael.
S. 485. Z. 2 v. o. l.: Helfer in Göppingen und Filialpfarrer in Bartenbach.
S. 498. Z. 16 v. o.: Ueber v. Osse als Staatswirth s. v. Weber's Archiv f. die Sächs. Gesch. Bd. I, 364 ff. D.
S. 733. Z. 7 v. o. l.: über die Brücke (statt unter.)

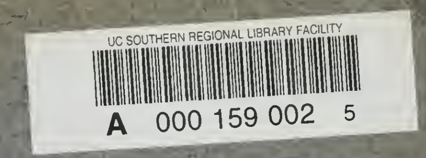
Band XXV.

S. 43. Z. 26 v. o. l.: Stamm statt Namen.
S. 108. Z. 15 v. o. l.: 1853 erhielt er hon. causa.
S. 559. Z. 9 l.: † am 11. April 1832. Vgl. Schefold, Handlexikon 3, 162.

Band XXVI.

S. 80. Z. 21 v. o. l.: Bibliographie.
S. 126. Z. 26 l.: einige seiner Schriften in Portugal und Spanien (nicht in Rom) auf den Index gesetzt wurden.
S. 195. Z. 9 v. o. l.: 1790 (statt 1720).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 002 5

